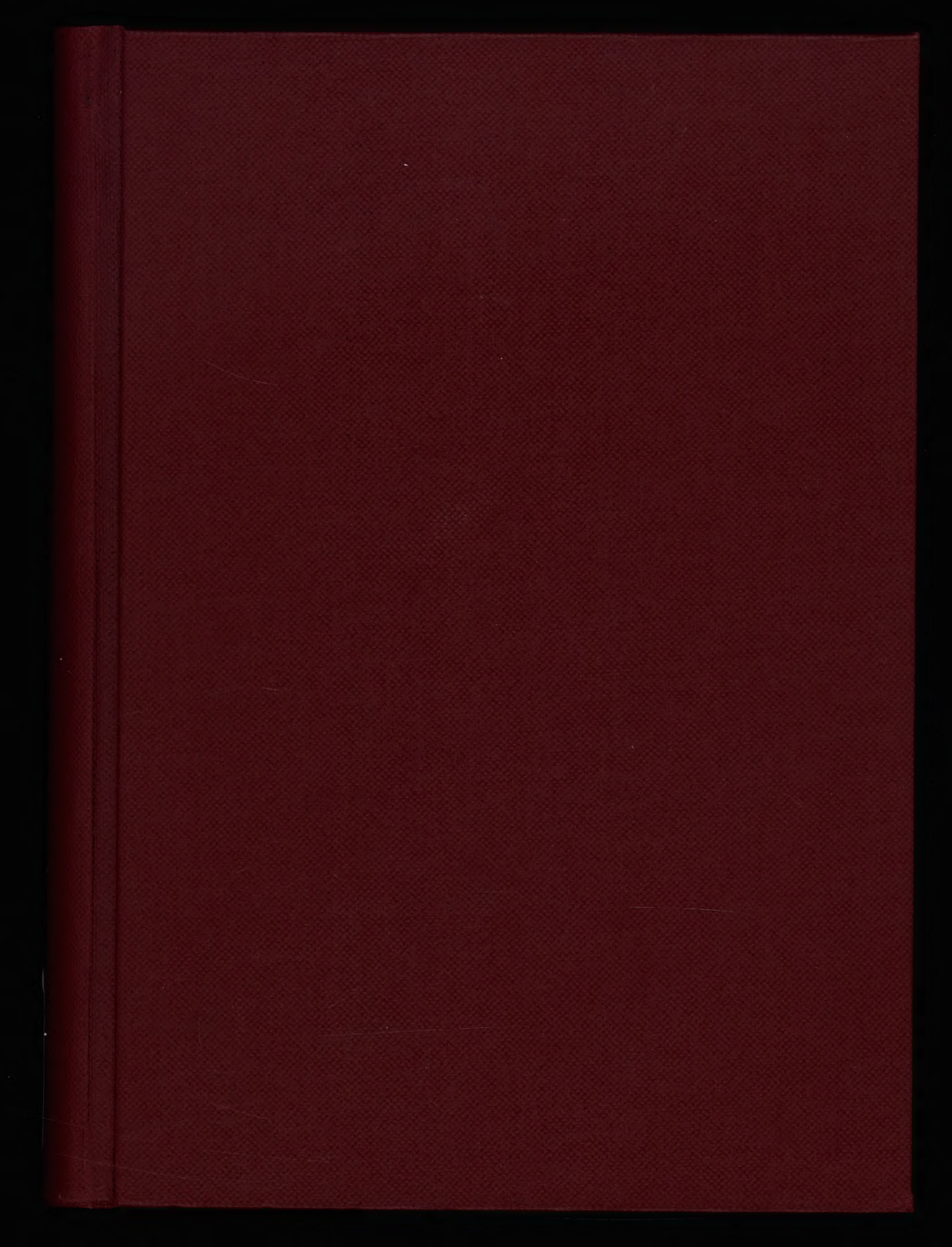
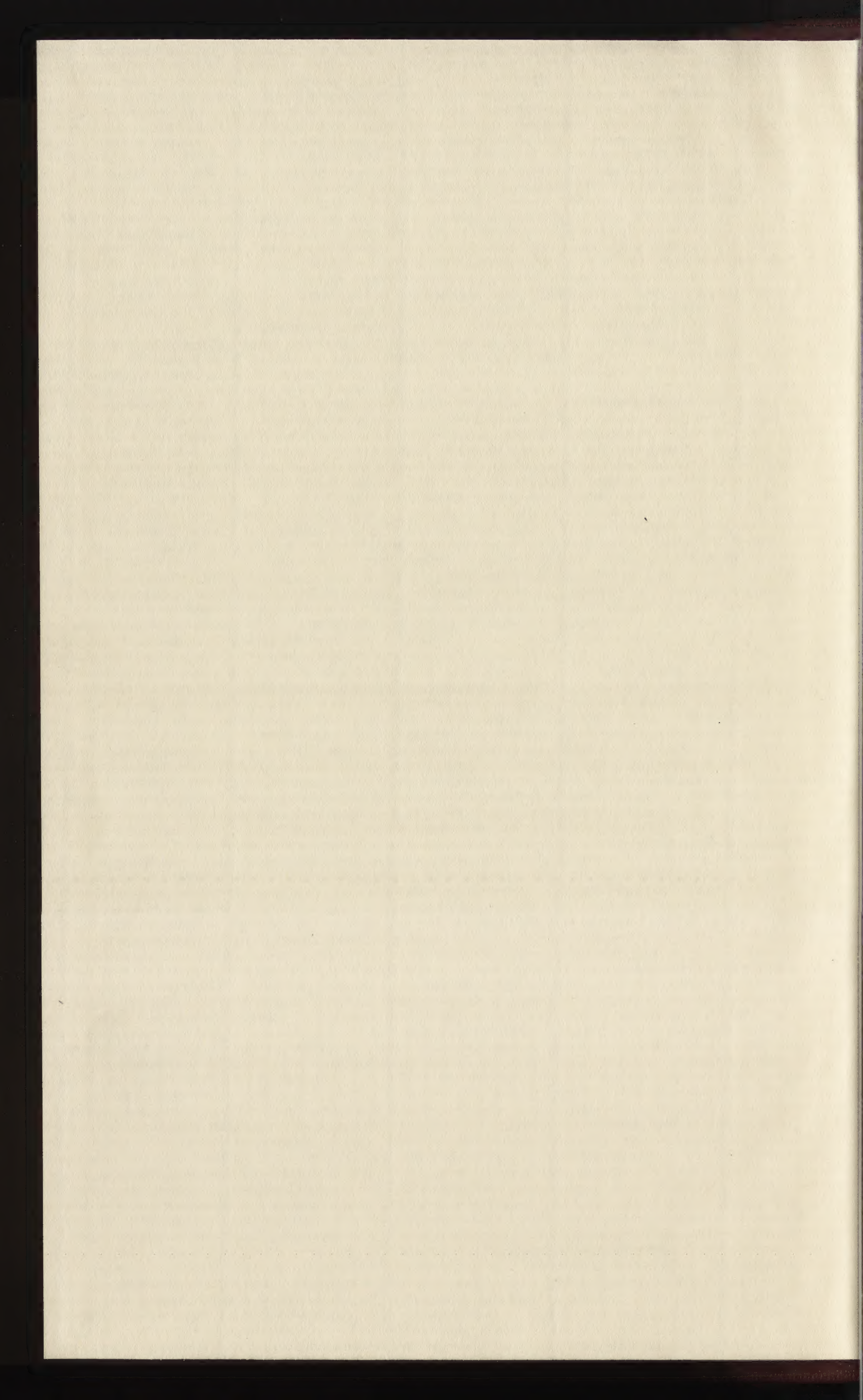






Zeitschrift für Kulturgeschichte

Neue (4.) Folge
der
Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

Herausgegeben
von

Dr. Georg Steinhausen
Kustos an der Universitätsbibliothek in Jena.

Erster Band.

Berlin 1894.
Verlag von Emil Felber.
Anhalt-Straße 6.

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze:

Miscellen:

Mitteilungen und Notizen:

Besprechungen:

Zur Einführung.

Vom Herausgeber.

Den neuen inneren und äußeren Abschnitt, den diese Zeitschrift mit dem vorliegenden Hefte beginnt, möchte ich mit einigen kurzen Bemerkungen einleiten. Einer würdigen und ernsten Aufgabe soll die Zeitschrift dienen: sie soll versuchen, der wissenschaftliche Mittelpunkt für die große und weitverzweigte Arbeit auf dem weiten Gebiet der Kulturgeschichte zu werden. Thatsächlich fehlt ein solcher, und es kann nur die Frage sein, ob es notwendig ist, einen solchen zu haben. Darüber kann nun nicht der geringste Zweifel sein. In einer Zeit, in der eine jede, auch die winzigste Spezialwissenschaft ihr Organ hat, sogar oft mehrere, darf ein solches Organ, das freilich den Dilettantismus verbannen muß, für die große und in aufsteigender Entwickelung begriffene Wissenschaft der Kulturgeschichte nicht fehlen. Es wird vielmehr am ersten helfen können, die Zersplitterung auf diesem Gebiete zu beseitigen, vielleicht auch dazu, dieser Wissenschaft diejenige äußere Geltung zu verschaffen, die man ihr bisher noch verweigert.

Freilich, was ist Kulturgeschichte? Ich möchte hier nicht des näheren darauf eingehen, zumal ich meine Ansicht darüber anläßlich des Schäfer-Gothein'schen Streites ausgesprochen habe. Es hat dieser Streit gezeigt, daß es immer noch Kreise giebt, die da meinen, daß man unter der Parole Kulturgeschichte Forderungen von Belang an die Geschichtswissenschaft nicht stellen könne. Ich habe keinen Anlaß, die Verfechter dieser Ansicht um die ihr zu Grunde liegende Auffassung der Dinge zu beneiden. Nur das möchte ich betonen: sagt man, die Aufgaben, die sich die Kultur-

geschichte stellt, werden von dem „eigentlichen" Historiker genügend behandelt, so trifft das nicht zu. Freilich gehören auch meiner Ansicht nach diese Aufgaben zu den Aufgaben der Geschichte überhaupt: einer einseitigen politischen Geschichtsauffassung gegenüber aber hat die kulturgeschichtliche Arbeit nicht allein ihre Berechtigung, sondern ihr großes Verdienst. Auf den Namen „Kulturgeschichte" wird sich kein vernünftiger Anhänger steifen wollen; aber er ist sehr schwer zu ersetzen, und er hat vor allen Dingen allmählich ein historisches Recht erhalten. Er ist vollständig in die allgemeine Terminologie übergegangen und so besser, als Ausdrücke, wie Geschichte der Zivilisation, Geschichte der Gesittung oder wie man früher sagte „Geschichte des menschlichen Geschlechts". Es ist auch im großen und ganzen eine übereinstimmende Auffassung des Begriffs, freilich im weitesten Sinne, schon vorhanden. Wenn man von den kulturhistorischen Partien eines Buches spricht, so verbindet damit doch jedermann einen ganz bestimmten Begriff; viele „politische" Historiker fügen ihren Darstellungen „kulturhistorische" Kapitel ein. Also im großen und ganzen weiß man recht wohl, was Kulturgeschichte ist. Eine bestimmte Definition ist übrigens ebenso schwierig wie die des Begriffs „Geschichte" überhaupt. Nun herrscht außerdem auf unserem Gebiete in neuerer Zeit eine erfreuliche Thätigkeit; der Dilettant weicht auf diesem Gebiete mehr und mehr streng wissenschaftlicher Forschung. Es zeigt diese Thätigkeit nicht allein, daß die Kulturgeschichte nicht von allgemeinen Redensarten lebt, vielmehr eingehende wissenschaftliche Forschungen getrieben und wertvolle Resultate gewonnen werden, sondern — und das ist sehr wesentlich — es hat diese beginnende Spezialthätigkeit gezeigt, wie ungeheuer viel überhaupt noch zu thun ist. Gerade die Kulturgeschichte bietet mancher anderen altersschwachen Wissenschaft gegenüber eine Fülle unbearbeiteten Stoffs; gerade hier sind Ergebnisse zu erwarten, die wirklich „des Schweißes der Edlen" wert sind. Ist die Kulturgeschichte in der That die Wissenschaft der Zukunft, so sieht man die Morgenröte dieser Zukunft doch dämmern.

Daß die Kulturgeschichte sich ihre Stellung größtenteils erst erobern muß, zeigt auch die Thatsache, daß viele unserer Gelehrten sie gewissermaßen im Nebenamt betreiben. Sehr wenig geben sich verhältnismäßig die „Historiker" damit ab, viel mehr die Litterarhistoriker; andere sind eigentlich Nationalökonomen, andere Kunst-

historiker. Und bei vielen dieser Männer sind gerade ihre kulturhistorischen Arbeiten die, die ihnen am liebsten und teuersten sind. An diesen ungünstigen äußeren Verhältnissen — wir besitzen keinen Lehrstuhl für Kulturgeschichte, wohl aber solche für recht minimale Wissenschaften — liegt es auch, daß nur sehr wenige ihre Kraft ausschließlich der Kulturgeschichte widmen können. Es kommt hinzu, daß dazu ein hoher Grad der heute seltenen Uneigennützigkeit gehört: es ist kein Brotstudium, und äußere Ehren sind ihm nicht beschieden. — Wieder ergiebt sich die Folgerung: um so notwendiger ist ein wissenschaftlicher Mittelpunkt.

Eines halte ich allerdings für notwendig. Herrscht auch, wie ich oben gesagt habe, über den weiteren Begriff der Kulturgeschichte eine ziemliche Übereinstimmung, so halte ich doch dafür, daß diese weite Fassung dem Fortarbeiten nicht dienlich ist. Man muß die Aufgabe schärfer fassen. Jede Wissenschaft muß ihr eigenes Gebiet haben und sich von anderen sondern lassen. Wer die Kulturgeschichte etwa als eine Summe der Litteraturgeschichte, der Rechtsgeschichte, der Kunstgeschichte, der Religionsgeschichte, der Philosophiegeschichte u. s. f. faßt, trifft unmöglich das Richtige. Ich meine, man muß sie als die Lebensgeschichte zunächst eines bestimmten Volkes, in letzter Linie der Menschheit auffassen. Die Entwickelung eines Volkes in ihrem ganzen Verlauf, in ihrer ganzen sittlichen und geistigen Eigenart und in ihrer Wirkung zu verstehen: das muß die Kulturgeschichte lehren. Sie muß auch eine bestimmte Zeit in ihren maßgebenden Zügen uns vollständig vor Augen führen können. Von den Ergebnissen der politischen, der Litteratur-, der Kunst-, der Rechtsgeschichte u. s. f. macht sie insoweit Anwendung, als sie uns die Menschen, die wirklichen Menschen, die Masse, den Typus erkennen helfen. In dieser Erforschung des vergangenen Lebens behandelt sie eben auch Gebiete, die keiner anderen Wissenschaft zufallen; ich erinnere hier an die Schilderung des äußeren Lebens, der Kleidung, Nahrung, mit einem Wort: des kulturhistorischen Trödels, wie ein Gegner sich geschmackvoll ausdrückt; weiter an die Sittengeschichte überhaupt, die auch die Geschichte der Sittlichkeit begreift, weiter an die wunderschöne Aufgabe, die Entwickelung des Gemüts und Charakters zu geben, an die Geschichte der Familie, des gesellschaftlichen Lebens, an die Geschichte der Bildung und so vieles andere. Das Verhältnis des Menschen zur Natur, die Abhängigkeit von derselben zu erforschen,

1*

diese und ähnliche Aufgaben sind ebenfalls spezifisch kulturhistorisch von den letzten und höchsten gar nicht zu reden. — Auch von der ihr eigentümlichen Methode will ich hier nicht sprechen. Immer wird sie aber in letzter Linie ihr Augenmerk darauf zu richten haben: Was ergiebt sich aus dem und dem für die Kenntnis des Menschen der Vergangenheit? Wer z. B. nur die einzelnen Sitten und Bräuche sammelt und darstellt, thut verdienstliche Arbeit. Das Wesentliche ist aber das: Was ergiebt sich daraus, was steckt dahinter? Was läßt sich daraus für die damaligen Menschen schließen? Ein litterarisches Produkt wird ein Litterarhistoriker auf ganz andere Gesichtspunkte hin ansehen, als ein Kulturhistoriker, ein Rechtsdenkmal ein Rechtshistoriker ebenfalls auf ganz andere, als jener. Wie sehr wird sich der Kulturhistoriker von dem politischen Historiker beispielsweise in der Periodisirung der Vergangenheit unterscheiden! Mit einem Wort: Die Kulturgeschichte ist eine von allen anderen durchaus unterschiedene, also selbständige Wissenschaft.

Ich gehe hier absichtlich nicht ins einzelne und begnüge mich mit Andeutungen. So möchte ich auch auf die selbständigen Resultate der Kulturgeschichte hinweisen. Sie lehrt Ergebnisse, die von anderen Wissenschaften nicht gewonnen werden können.

Die selbständige Stellung der Kulturgeschichte zu fördern, das Verständnis für ihre Aufgaben zu befestigen, die Sammelstätte für Forschung und Arbeit auf ihrem Gebiete zu bilden: das setzt sich diese Zeitschrift zum Ziele. Möge unsere Arbeit nicht ohne Frucht bleiben!



Deutsches Geistesleben im späteren Mittelalter.

Von Karl Lamprecht.

I.

Für die allgemeine Haltung des Geisteslebens einer bestimmten Zeit wird immer die Art, in der die Fragen der Erziehung und des Unterrichts gelöst werden, bezeichnend sein als Ausdruck sowohl des Erreichten, wie zu Förderung weiteren Fortschritts.

Im späteren Mittelalter fällt hier vor allem eine bisher unbekannte Scheidung des Bildungsganges für die verschiedenen Berufskreise der Nation auf. Bisher war der Unterricht im wesentlichen noch überall der gleiche, nationale gewesen: Übung in der Führung der Waffen, Tradition der Geheimnisse nationaler Überlieferung in Sage und Märchen, in Spruchweisheit und Scherz hatte alle Deutschen, den Bauer wie den Ritter, noch mit einander verbunden. Jetzt trat der Bürgerstand dazwischen. Er bemächtigte sich in ziemlich breiten Schichten der Elemente der fremden, lateinischen Überlieferung. Während auf den Dörfern die alte Bildung in mündlicher Tradition unter stets größerem innerem Verfall fortgepflanzt ward, entstanden in den Städten fast überall Lateinschulen, gewöhnlich mit einem geistlichen Stifte verbunden; selbst in kleinen Städten hat es deren gegeben, in Brüssel betrug ihre Zahl schon im 14. Jahrhundert dreizehn. In diese Schulen sandte auch der mittlere Bürgersmann seine Kinder; und somit begannen sich, trotz aller klassischen Einwirkungen im früheren Mittelalter, erst jetzt große Teile des Volkes den Idealen rein nationaler Bildung zu entfremden.

Positiv erreicht ward freilich anscheinend nicht viel. Es fehlte noch ein besseres Lehrermaterial, es fehlte eine Abstufung der Klassen, es fehlte endlich jene Lehrerfahrung, die erst nach Generationen gleichartigen Unterrichts einen festen Lehrplan zu schaffen vermag. Es waren tastende Anfänge, in denen Grammatik nach logischen Systemen, dazu Lesen, Schreiben, auch etwas Lateinsprechen betrieben ward; gelesen wurden mit den Kindern meist recht unpassende lateinische Stoffe, z. B. die Ars amandi des Ovid.

Über diesem Unterricht aber baute sich seit etwa Mitte des 14. Jahrhunderts die höhere Bildung einheimischer Universitäten, vornehmlich für den geistlichen, nur ausnahmsweise für den bürgerlichen Teil der Nation auf. Dieser Unterricht, wie überhaupt die Wirkung der Universitäten noch im ganzen Verlaufe des 14. Jahrhunderts, drang nicht eben tief. Mit der in Frankreich ausgebildeten wissenschaftlichen Methode der Scholastik, die alle Disziplinen beherrschte, hat sich unsere Nation erst im 15. Jahrhundert, als der scholastische Betrieb eine sehr merkwürdige Wendung genommen hatte, beschäftigt, vorher blieb sie ihnen geradezu abhold. Es war in ihrem Sinne, wenn schon vor Begründung der Prager Universität, der ersten deutschen Hochschule, sich der Magister Nicolaus de Utricuria dahin äußerte: „Uber die anscheinend natürlichen Dinge kann man fast gar keine Gewißheit erlangen; in gewissem Grade könnte man jedoch ziemlich rasch eine solche haben, wenn man seinen Verstand mehr auf die Dinge selbst richten wollte, als auf das Verständnis der Aussprüche des Aristoteles und seiner Kommentatoren".*)

Und die Nation im ganzen, vornehmlich der gesellschaftlich führende Bürgerstand, richtete mit Hilfe der geringen, in den Lateinschulen erworbenen Kenntnisse seine Blicke in der That nur zu sehr auf das Äußerlichste der Dinge selbst. Die Bildung ward ihm im wesentlichen nur Mittel materiellen Erwerbs; allen litterarischen Interessen höherer Art stand er fern; es ist bezeichnend, daß in einer Zeit, in der die elementare Kenntnis des Lateins weiter drang, als je vorher, doch die Rezeption lateinischer Wörter in unsere Sprache gegenüber den früheren Jahrhunderten des Mittelalters nachließ. Nur in den Geschäftsbüchern und den Rechnungsschlüssen der Handelshäuser gleichsam hallte die alte Bildung in entstellter Wirkung nach.

---

*) Riezler, Widersacher der Päpste, Seite 118. Nicolaus war ein Minorit aus dem Gefolge Ludwigs des Baiern.

Und hierbei zeigte sich denn freilich, daß sie selbst hier noch nicht als Vehikel eigener, persönlicher Durchbildung zu dienen vermochte. Nirgends zeigen die erhaltenen Litteralien des Bürgerstandes, die Handelsbücher, die kurzen Gedenkblätter, die Urkunden für Haus und Familie, einen über die nächste Ausschau erhabenen Blick, nirgends finden wir auch nur eine Vielheit der Bücher, wie sie der heutige Kaufmann zur reinlichen Führung der Geschäfte kennt*), nirgends die Anfänge statistischen Sinnes**), obwohl die stärkere Aufnahme des arabischen Ziffernsystems seit Beginn des 14. Jahrhunderts, wie die zunehmende innere Identität der Einzelerscheinungen an sich eine solche gestattet hätten. Nur auf einem Gebiete, dem altnationaler Rechtsbildung und Rechtskodification, rang man sich gelegentlich zu größerer Klarheit, zur Beherrschung umfassenderer geistiger Materien durch; obwohl auch auf diesem Gebiete Zufall und Unbeholfenheit der Aufzeichnung das Gewöhnliche blieb.

Ein größerer Verkehr mit auswärtigen Nationen konnte unter diesen Umständen nur schwer bewältigt werden. Sprachlich geschah das im Norden, indem man den fremden Völkern einfach das Deutsche aufdrängte; das Niederdeutsche war die Sprache der Hansen, wohin sie auch kamen; niederdeutsch war im 14. Jahrhundert auch die Sprache der gesamten nordischen Diplomatie. Geographisch aber mußte man sich schließlich mit den unvollkommensten Hilfsmitteln behelfen; die Karten der Alten, im früheren Mittelalter in einer Art von gelehrter Spielerei immer und immer wieder kopiert, reichten vielfach nicht aus für die neuen Bedürfnisse, namentlich im Norden; hier brachte erst die Karte des Upsaler Erzbischofs Olaus Magnus vom Jahre 1539 eine einigermaßen zutreffende Darstellung der drei großen Meerbusen der Ostsee.***)

Am bezeichnendsten aber für das intellektuelle Niveau der Zeit ist vielleicht der Entwickelungsgang der bürgerlichen Geschichtsschreibung. Wie weit war sie in ältester Zeit noch entfernt von dem einfachsten Verständnis bürgerlicher Interessen! Sie klebte noch ganz an der geistlichen Tradition; wie denn Köln, die älteste Großstadt, noch den h. Petrus mit den Anfangsworten der Legende Sancta Colonia im Siegel führt; das Siegel des späteren Lübeck

*) Vgl. Stieda in Hans. Geschichtsbl. 1886, 183.
**) S. Bücher, Frankfurt I, S. 4 f., 196 f., 526 f.
***) Vgl. Toeppen in Hans. Geschbl. 1880/81, S. 37 ff.

dagegen zeigt ein Schiff. Der heroische Aufschwung der Geschlechter in den Kämpfen gegen die Stadtherrschaft brachte dann zwar auf historiograpischem Gebiete ein leises Verständnis städtischer Vorgänge, aber noch zeigte es sich nur in dichterischem Gewande, in der Reimchronik etwa eines Godefrid Hagen. Im 14. Jahrhundert, in der Zeit der Zunftkämpfe, ging man darauf einen Schritt weiter. Jetzt entwickelte sich, anknüpfend an bloße Gedächtnisbehelfe über hervorragende Ereignisse zu Nutz und Frommen der künftigen Verwaltung, eine Art geschäftlicher Geschichtsschreibung, kurz, prosaisch, rein dem Thatsächlichen zugewandt, von gleichsam unbewußter, aber doch kräftig hervortretender städtischer Tendenz, offiziellen Ursprungs, und gelegentlich nicht frei von weitgetriebener Parteiansicht der herrschenden Klassen. Ganz entwickelt ist diese Geschichtsschreibung seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts; eine Fülle von Aufzeichnungen allenthalben gehören ihr jetzt an. Aber nur an einer Stelle entspringt ihr eine Geschichtsauffassung weiteren Blickes, in Lübeck, und nur für die Jahre großer internationaler Spannungen, für den hansischen Kampf mit dem Dänenkönig Waldemar, findet sie Worte. Überall aber hält sich neben der einfachen bürgerlichen Relationengeschichtsschreibung im 14. Jahrhundert, ja noch im 15. Jahrhundert, die alte geistliche Geschichtsbetrachtung in städtischen Kreisen und lebt sich in immer bunteren, mit Fabeln durchwirkten Universalgeschichten städtischer Pfaffen aus; nur selten, daß neben ihr ein geistliches Werk einmal der Gegenwart Teilnahme schenkt, wie die köstliche Limburger Chronik Tilmans von Ellenhagen. Und wie weit blieb man bei alledem entfernt von einer tieferen Betrachtungsweise des Geschehens! Wie conventionell, unabstreifbar bürgerlich war die Auffassung, wie wenig erfaßte man auch nur die Persönlichkeit in der Geschichte! Die ersten wirklichen Selbstbiographien, mit Ausnahme derjenigen Kaiser Karls IV., stammen erst aus dem 15. Jahrhundert, und die geringen Anfänge der Memoirenlitteratur schon aus dem 14. Jahrhundert bewegen sich noch durchaus im Rahmen der Genealogie und der Familienchronik.

Wie sollte, wer die eigene Persönlichkeit nicht objektiv zu betrachten versuchte, reif gewesen sein für eine ausgesprochene Charakteristik der fremden? Selbst die Limburger Chronik schildert die große Zahl handelnder Personen, die dem Verfasser familiär waren, direkt fast nur in ihrem äußerlichen Habitus, durch Angabe ihrer gestalt und phyzonomien, oder allenfalls durch den Zusatz

eines bezeichnenden Gleichnisses: der waz als ein lewe, oder durch Anführung einer Haupttugend. Wo ein Versuch gemacht wird, tiefer zu greifen, da zeigt sich das offenbare Unvermögen des Autors: nur in gewissen Hinsichten, in der Unter- und Einordnung nach gewissen objektiven Beurteilungsnormen, gelang es auch dem begabten Menschen des 14. Jahrhunderts, sich des Verständnisses der menschlichen Außenwelt zu bemächtigen.

Nirgends fast tritt das klarer hervor, als in der Geschichte des Portraits. Gewiß ist die Kunst schon im 13. Jahrhundert im stande, den bloß äußerlichen Individualzusammenhang der Muskelpartien irgend eines Gesichtes wiederzugeben; das beweisen so treffliche Leistungen, wie die Grabdenkmäler etwa des Grafen Berthold von Zähringen († 1218) im Münster zu Freiburg oder des Herzogs Heinrich IV. von Schlesien († 1290) in der Breslauer Kreuzkirche. Und im 14. Jahrhundert war die Geschicklichkeit, Köpfe mit wenigen Strichen äußerlich individualisiert wiederzugeben, schon hoch entwickelt.*) Das Portrait dagegen innerlich zu beleben, ihm einen bestimmten geistig-persönlichen Ausdruck zu verleihen, gelang noch mit nichten; erst gegen Schluß des 14. Jahrhunderts entwickelten sich die ersten Anfänge dieser Kunst in Flandern, überhaupt in Burgund, unter der doppelten Gunst des Mäcenatentums halbmoderner Fürsten und eines überreichen, selbstbewußten Bürgertums. Im allgemeinen dagegen bleiben die Portraits, wie die geschichtlichen Charakteristiken und Selbstbiographien, in der Wiedergabe des Berufsmäßigen, des Familienhaften, des nicht spezifisch Persönlichen stecken. Schon in der Vorliebe für Portraitcyklen auf Grund von Familien- und Amtszusammenhängen zeigt sich das, von den ehemaligen Portraits der Hochmeister in der Kapelle der Marienburg an bis zu dem Büstencyklus im oberen Chorumgang des Prager Doms aus der Zeit Karls IV. und bis zu der Portraitreihe österreichischer Herzöge, welche eine Wiener Handschrift aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufweist.**)

Soweit aber tiefer charakterisiert ward, geschah das noch nicht

---

*) Vgl. z. B. die Köpfe in dem Kunigundenpassional v. J. 1312, Prag, Univ.-Bibl. XIV., A. 17.

**) Wien, Hofbibl. Nr. 2765; vgl. E. Birk, Bilder österreichischer Herzöge des 14. Jahrhunderts, Wien 1855.

direkt, sondern indirekt, in der Wiedergabe der Handlungen, des Thuns, des bewegten Menschen. So hatte schon der alte Heldensang ins Große, ja Ungeheuerliche und Heroische hinein zu charakterisieren vermocht*); jetzt ward diese Methode auch ins Intime, Zuständliche gezogen. Anekdote und Bonmot wurden die beliebtesten Formen persönlicher Vergegenwärtigung. Schon das 9. Jahrhundert hat derart in den Erzählungen, die der Sankt Gallener Mönch uns aufbewahrt hat, die überwältigende Figur Karls des Großen festgehalten; seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts aber wurde diese Manier das gemeine Mittel der Charakteristik für alle irgendwie hervorragenden Personen, Ottokar von Steier wandte sie zuerst mit Virtuosität an, und das 14. Jahrhundert strotzt von Anekdotenbüchern und Anekdotensucht.**)

Es ist ein Zug, der bei dem derben, materiellen Interessen vorwiegend zugewandten, demokratischen Sinne der Zeit alsbald zur Pflege eines kräftigen Humors führen mußte. Kaum ein bezeichnendes Dokument des bürgerlichen Lebens aus dem 14. Jahrhundert, mag es Kunstdenkmälern oder schriftlichen Aufzeichnungen angehören, läßt diese Eigenschaft vermissen: es sind aristophanische Zeiten. Selbst in den Ernst des richterlichen Urteils schlug der Humor ein: so muß in Flandern ein Mann, der ein kuchentragendes Mädchen gefoppt hat, dieser sieben neue Kuchen backen lassen, und ein anderer wird verurteilt, jemandem, den er beleidigt hat, soviel Weißbier zu bezahlen, als dieser trinken kann. Die Hauptstätte kernfesten Humors scheint aber schon früh der koloniale Osten geworden zu sein, nicht unähnlich dem heutigen Nordamerika, dessen kolonialer Boden bei allem Hasten der materiellen Entwickelung doch neuerdings die größten Humoristen angelsächsischen Stammes erzeugt hat. Hier ist die Heimat der humoristischen Grabschriften, hier fanden im 15. Jahrhundert die Späße Till Eulenspiegels besonders enthusiastische Würdigung; und in Stralsund, nicht allzufern der Heimat Fritz Reuter's, bekam es die vornehme Kramerinnung noch im Jahre 1574 fertig, den Eingang ihres schönen Kirchenstuhls mit einem keulenschwingenden Renaissancehelden schmücken zu lassen, darunter die drohende Unterschrift:

---

*) Vgl. meine Deutsche Geschichte, Band 1, S. 340 ff.

**) Vgl. z. B. die Weltgeschichte des Priesters Sifrid von Balnhausen, auch die Limburger Chronik. Charakteristisch auch Weiland, Neues Archiv 9, 211—214.

Dat ken Kramer ist, de blief da buten,
Oder ick schla em up de schnuten.

Ganz allgemein aber pflegte sich im 14. Jahrhundert der nach Äußerlichkeiten der Person und der Begebenheit charakterisierende Humor in der Benennung der einzelnen Personen mit Zunamen über den Taufnamen hinaus, wie in der besonderen Benennung einzelner Häuser zu äußern: so sind großenteils die deutschen Eigennamen entstanden. Welche Anspielungen mögen nicht Hausnamen, wie zur Heuschrecke oder zum Heimchen, zum Schlaraffen oder zur kalten Witwe bergen, welche satirische Individualisierung aufs Äußere bezeugen nicht Personennamen wie Zegenbart, Krumfuß, Schenkinsglas, Leerenkrug, Suchewin, Judenspieß, Dufel und Surmilch. Sie sind dem Frankfurter Vorrat entnommen; hier scheinen sich vor Mitte des 14. Jahrhunderts etwa ein Drittel, im späteren 14. Jahrhundert aber mehr als zwei Drittel aller Bürger schon mehr oder minder charakterisierender Zunamen erfreut zu haben.*)

Es war ein Fortschritt, der der dichterischen Phantasie sehr bald die Bildung fester konventioneller Typen gestatten mußte. In der That beginnt schon mit dem Ende des 14. Jahrhunderts das Zeitalter sozialer Charakterisierung der einzelnen Berufsarten und Stände: in dieser Zeit erwachsen jene Typen des schlauen Bauern, des lustigen Vaganten, des feigen Schneiders, des frechen Hurenwirtes, jene Typengruppen des Pfarrers und seiner Haushälterin, des Kaufmanns und des pfiffigen Landsmanns, ja schon einzelne reine Charaktertypen, des Geizigen etwa, des Wucherers, des Eifersüchtigen, die dann in den Anfängen der weltlich-dramatischen Dichtung Verwendung fanden.

All diese Züge aber beweisen, was schon die familienhafte Gebundenheit der Personen voraussetzen ließ: wir befinden uns noch auf konventionellem Boden: der Bürger, und damit der Angehörige der entwickeltsten Berufsschicht des 14. Jahrhunderts, stand noch fern dem geistigen Individualismus der Reformationszeit. So waren seine Triebe und Anschauungen noch wenig persönlicher Art: in frühem Alter schon galt er als völlig erzogen, sein Mündigkeitstermin lag selbst in Städten wie Basel und

*) Kriegk, Frankfurter Bürgerzwiste S. 468 ff.; Bücher, Frankfurter Bevölkerung 1, 70 ff.

Frankfurt noch im vierzehnten Jahre, und niemals war er sich selbst interessant als persönlicher Mikrokosmos, wußte er doch zumeist nicht einmal sein Lebensalter sicher zu nennen. Umsomehr herrschten ungeregelte Triebe; die Leidenschaften waren noch grob und übermächtig; und im weisen Maßhalten bei Absicht, Benehmen und Rede hatte sich wohl überall seit den guten Tagen des Rittertums sogar ein Rückschritt vollzogen. Schon im 13. Jahrhundert wird der Bürgerprediger Bruder Berthold nicht müde, immer wieder Maß und Ruhe zu empfehlen; in seiner ersten erhaltenen Predigt faßt er die Ratschläge menschlicher Klugheit in den drei Regeln zusammen: Daz du niemer kein endehaft dinc getuon solt, dan mit rate; daz du kein dinc uf solt schieben, daz dir ze mudte wirt; daz ir niemer kein dinc tuon sult, ir sult vor gar wol betrahten, welich ende ez neme*); und nach dem h. Thomas besteht die Tugend in der richtigen Ordnung der Strebungen und Triebe durch die Vernunft und in deren übernatürlicher Vollendung durch die Gnade Gottes.

Aber all diesen Lehren trat das Leben noch schroff entgegen. Johann Hadlaub von Zürich erzählt von sich (um 1300), daß ein Kind, das er schon als kleines Mädchen liebte, ihm den Rücken gekehrt habe: da fiel er in Ohnmacht. Als man aber seine Hand in die des Mädchens legte, da ward ihm besser. Es ist eine Unmittelbarkeit leidenschaftlicher Empfindung, die, dauernd vorhanden, nur zu leicht zu furchtbaren Ausschreitungen führen mußte. In Lübeck sind während des späteren Mittelalters durchschnittlich im Jahre etwa fünfzig Personen hingerichtet worden; im Jahre 1527 sah der Richtschreiber Laurentius Schmit die Gerichtsbücher nach und berechnete, daß, dieweil die Stadt Recht und Urteil gehabt, 18 489 Männer und Frauen hingerichtet worden seien.**) Besonders verderblich aber mußte diese Leidenschaftlichkeit beim Zusammenwohnen in den engen Gassen der Stadt auf geschlechtlichem Gebiete werden. Für Flandern und Brabant meint das Niwe Doctrinal***):

En waert, dat men fint daer af draghet,
men vonde cume enighe maghet.

*) Pfeiffer 1, 6, 7 8.
**) Vgl. Buchwald 1, 41.
***) Vgl. 1025.

Und wir haben kein Recht, an dieser Meinung zu zweifeln, wenn wir Bankerte als stehende Gruppe bürgerlicher Familienverbände kennen lernen und hören, daß Bischof Heinrich von Lüttich, ein geldernscher Graf, 69 Kinder hinterließ und sich rühmte, in 22 Monaten 14 Knaben erzeugt zu haben. Für Oberdeutschland aber bemerkt die Reformation Kaiser Sigmunds vom Jahre 1438 lakonisch: niemand haltet die ee, als recht wär.*)

Aber wäre es falsch, aus dieser leidenschaftlichen Unmittelbarkeit der Empfindung nichts als Schattenseiten des spätmittelalterlichen Lebens abzuleiten; sie war nicht minder die Ursache alles Großen, und namentlich auf religiösem Gebiete ward sie, gegenüber dem Überschwang früherer Zeitalter immerhin schon ein Übergang zum edleren Maße moderner Empfindung, Anlaß eines wesentlichen Fortschritts.

II.

Das religiöse Leben der Massen war bis zum Schlusse der ersten Hälfte des Mittelalters dem Christentum verhältnismäßig überhaupt noch fern geblieben. Auf den Halden der Berge wie in den Tiefen der norddeutschen Wälder herrschte noch vielfach der altgermanische Fatalismus, nur gänzlich systemlos und verfallen, und wunderlich aufgeputzt durch den planetarischen Fatalismus des Orients, den vielleicht die Kreuzzüge vermittelt hatten, sowie in den kolonialen Gegenden durch Reste slawischer Mythologie. Noch im 15. Jahrhundert enthält ein niederdeutscher Beichtspiegel**) folgende Fragen: Hast du irgendwelchen Aberglauben oder Schwachglauben gehabt an Besprechen, Zauberei und Wahrsagen nach Geld und Gut, nach Glücksfällen, oder irgend eine Kreatur angebetet und ihr göttliche Ehre und Lob gegeben, als da sind Sonne, Mond und andere Planeten; oder Diebstahl, Unkeuschheit und andere Untugend begangen unter dem Vorgeben, der Mensch könne das nicht ändern, ihn treibe die Notwendigkeit dazu, weil er unter solchem Planeten geboren sei? Oder hast du geglaubt, eine Stunde sei schlimmer als die andere für eines Werkes Beginn? Freilich säen, zur Ader lassen und Arznei nehmen, das mag man wohl nach dem Laufe des Mondes. Oder glaubst du, das Rufen

*) ed. Boehm, S. 166.
**) Buchwald 1, 143.

der Vögel möge dem Menschen Gutes oder Böses veranlassen? Hast du geglaubt an Träume oder an Schwertbriefe oder andere ungewöhnliche Worte, die dich bewahren sollten vor Feuer, Wasser oder Feinden? Oder hast du dich besprechen lassen mit Zauberworten oder mit anderem Dinge, das die Macht von seiner natürlichen Kraft nicht hatte? Hast du geglaubt an die guten Hulden, oder daß die Nachtmar ritte, oder daß du auf einer Ofengabel auf den Blocksberg rittest?

Es sind die dunkeln Regionen halb unterdrückter Glaubenssysteme; aus ihnen hervorbrechend sollte mit Beginn der Neuzeit der Hexenwahn furchtbare Rache nehmen für die säkulare Vernachlässigung einer christlichen Mission in den tiefsten Schichten des Volkes.

Was aber auf dem platten Lande die Kirche zu thun versäumt hatte, das ergab sich in den Städten von selbst: hier traten auch die untersten Kreise der Nation dem Christentum wenigstens äußerlich, gleichsam räumlich, durch enges Beisammensein mit großen kirchlichen Institutionen, nahe. Und so wiederholten sich in dieser Tiefe die Erscheinungen, mit denen einst die Höhen der Nation das Christentum begrüßt hatten.*) Im vollen Gegensatz zwischen gutem und bösem Prinzip, zwischen Gott und Teufel ging die christliche Hauptlehre auf, und die Furcht vor dem Jenseits, den Strafen des Fegefeuers, dem jüngsten Gericht beherrschte die Gewissen nicht minder, wie den Verstand der animistische Glaube an dunkle Naturkräfte und an die Notwendigkeit des Wunders. In diesem Zwist flüchtete man zu den lieben Heiligen mehr, denn zu Gott; sie schienen die geborenen Mittler, namentlich Maria trat in den Vordergrund, und höchstens die Frauen trieb ein sinnlicher Zug der Verehrung zu Christus.

Indem aber so die untersten Kreise der Nation wenigstens teilweise zum ersten Male von den unmittelbaren Strahlen christlicher Weltanschauung, wenn auch in trübster Form, getroffen wurden, bemächtigte sich ihrer die eigenartigste religiöse Unruhe. Ein herzpackender Gedanke wird um so leichter Massenwirkungen hervorrufen, je geringer die Individualität derjenigen entwickelt ist, denen er sich aufdrängt; niemand ist auch heute leichter suggestibel, als der gemeine Mann, als Frauen und Kinder. Nun nahte

---

*) Vgl. meine Deutsche Geschichte, Band 1, S. 344 ff.

diesen Kindern an Glauben, Kenntnissen und Anschauungsweite das hochentwickelte System der spätmittelalterlichen Kirchendoktrin mit seinen Himmeln von Heiligen, Seligen und Bekennern, mit seiner grauenhaften Einzeltopographie der höllischen Behausungen, und ein Kultus ergoß sich mit Exorzismen und Wallfahrten, mit endlosen Weihen und feierlich-unverständlicher Handauflage, in den feierlichsten Augenblicken das Geheimnis fremder Sprache wahrend, über die Häupter der neuen Adepten. Ist es wunderbar, wenn religiöse Erregtheit epidemisch ward?

Schon im 13. Jahrhundert begannen in den romanischen Ländern Kinderprozessionen und Geißelfahrten von Land zu Land, teilweise genährt durch eine Apokalyptik, die die fernsten Probleme mit den Ereignissen des Tages kühn und schauervoll verband. In Deutschland werden die gleichen Erscheinungen seit etwa Mitte des 14. Jahrhunderts auffällig, und sie dauern trotz aller Gegenwirkungen in gesteigerter Ekstase an bis zu den entscheidenden Jahren der Reformation. Waren sie tiefer begründet, so wurden sie doch anfangs oft mit hervorgerufen und gefördert durch furchtbare äußere Ereignisse, die Deutschland namentlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts heimsuchten, durch Pest und Friedlosigkeit, durch Hungersnot und Überschwemmungen. „Siehe, ich habe euch dürre Jahre gesandt", heißt es in dem Geißelbriefe, der zu Straßburg als Stimme Christi verlesen ward, „und Regengüsse und große Wasser, und das Erdreich habe ich geschlagen, daß es unfruchtbar werde."*)

Mit die auffallendsten und frühesten der hierher gehörigen Erscheinungen waren die Geißelfahrten zur Zeit des schwarzen Todes, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, und furchtbar war die suggestive Wirkung ihres Auftretens: wanne die geischelere sich geischeltent, so was daz groste zuloufen und daz groste weinen von andaht, daz ie kein man solt gesehen.**) Von Ort zu Ort zogen sie, an die zwei- oder dreihundert, und gingen dreißig Tage in die Runde. Und wo sie einer Kirche nahten, da sangen sie ihre Lieder und geißelten sich und fielen zu Kreuze und lagen auf dem Erdreich, bis daß man fünf Vaterunser mochte gesprochen haben. Dann nahten sich ihre Meister und

---

*) Schmoller, Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe, S. 2.
**) Fritsche Klosener, Städtechron. VIII, S. 118.

gaben jeglichem einen Streich mit der Geißel und sprachen also: Stant uf, daz dir got alle dine sunde vurgebe! So standen sie auf ihre Kniee. Und Meister und Sänger sangen ihnen vor:

> Nu recket uf di uwer hende,
> daz got daz große sterben wende;
> nu recket uf di uwer arme,
> daß got sich obir uns irbarme!

Unde da rachten si uf alle ire armen cruzewis, unde iglich slug sich vur sin brost dri slege oder vir, unde huben aber an zu singen:

> Nu slaget uch sere
> dorch Cristes ere!
> dorch got so lasset di hoffart faren,
> so wel sich got obir uns irbarmen!

So stonden si uf unde gingen wider umb unde slugen sich mit den geiseln, daz man jamer an irme libe sach.*)

Zur selben Zeit aber, da christliche Frömmigkeit in den Tiefen der Nation und namentlich der städtischen Bevölkerung so eigenartige, an die Askese der höheren Schichten des 10. Jahrhunderts erinnernde, nur demokratisch-epidemisch gewandte Formen annahm, hatten sich schon die besseren bürgerlichen Kreise zu einem weit tieferen Verständnis christlichen Wesens, zu einer weit höher stehenden Frömmigkeit durchgerungen. Seit der Wende des 13. und 14. Jahrhunderts war in diesen Kreisen die deutsche Mystik emporgeblüht.

Die ursprünglichste germanisch-christliche Frömmigkeit, wie sie in der Askese vornehmlich des 10. Jahrhunderts zu Tage tritt, war selbstverzichtend und magisch gewesen, sie war aufgegangen in Wunderglauben und Werken äußerlicher Entsagung. In ihrer höchsten Entwicklung hatte sie allenfalls die Meditation gekannt, die tiefste geistige Versenkung etwa in die Leiden Christi oder in die Vorschriften der Ordensregel, nicht aber schon die Kontemplation, die verzückte Anschauung Gottes.

Zur Kontemplation von der Meditation, zur Vision vom Wunderglauben her fortgeschritten war zuerst der h. Bernard von Clairvaux. Seine Frömmigkeit hatte vor allem in Frankreich

*) Limburger Chronik, ed. Wyß, S. 31 f.

Fuß gefaßt; hier wurde sie systematisch weiterentwickelt, namentlich im Kloster St. Victor zu Paris, wo neben anderen Denkern der Mönch Richard († 1173) über die Wege der Kontemplation grübelte und ihre Ziele in biblischen Allegorien dunkel umriß. Aber auch in Deutschland fand diese Art der Frömmigkeit Eingang; schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts gehörten ihr die bedeutendsten Geister unter dem Klerus an*), und später beruhen auf ihr die wüstphantastischen Prophetien der Äbtissin Hildegard vom Kloster Rupertsberg bei Bingen nicht minder, wie die ruhige und abgeklärte Frömmigkeit des Cisterziensers Caesarius von Heisterbach, der nicht müde ward, seinen Novizen zuzurufen: Credere in Deum est per dilectionem ire in Deum.**)

Indem man nun aber in der Frömmigkeit zugleich intellektuelle Heilsgewißheit finden wollte, kam es, beim Festhalten an dem alten Dogma, notwendig zu einer Zwiespältigkeit der Richtungen. Wie konnte von der Kontemplation eine Brücke geschlagen werden zur verstandesmäßigen Erfassung des Dogmas? Hier zeigte sich eine Klippe, deren drohender Charakter den romanischen Denkern des 13. Jahrhunderts schon völlig bekannt war. Aber sie vermochten sie nicht zu umschiffen in der Konstruktion einer neuen einheitlichen christlichen Weltanschauung. Das gelang erst Luther. Sie ließen vielmehr die beiden Sphären des persönlich-religiösen Daseins, die intellektuelle und die kontemplative, neben einander bestehen; und eben die größten Denker, wie Bonaventura und Thomas von Aquino ruhten von dem Werke ihres Glaubens gern aus in mystischer Frömmigkeit.***) So bestanden gleichsam zwei, an sich unvermittelte Halbkreise religiös-philosophischen Lebens: in der Entwicklung der christlichen Nationen keineswegs eine Seltenheit: so haben die englischen Skeptiker teilweis gläubig zur Lehre der Hochkirche gestanden, so vertrug sich Pietismus und protestantisches Dogma, so vermochte sich die süddeutsche Theologie eines Beck mit der Orthodoxie des 19. Jahrhunderts abzufinden.

Indem aber diese beiden Kreise religiöser Anschauung, der intellektuelle und der mystische, als gleichsam prädestinirt notwendige, wenn auch nur schwer im menschlichen Denken vereinbare

*) S. meine Deutsche Geschichte Band 2, S. 364, über Gerhoh von Reichersberg speziell S. 365.

**) Dial. mir. 6, 7 (I. S. 365); 7, 45 (II. S. 64); 8, 1 (II. S. 80).

***) Harnack, Dogmengeschichte 3², 375, dazu die Anmerkung 1.

Hälften persönlichen Lebens empfunden wurden, ward der Kontemplation Raum gewährt, sich ungestört von dogmatischen Bedenken zu unendlichem Reichtum zu entfalten. Sie galt nunmehr als das sicherste und direkteste Mittel, in dem es der von Gott entfernten Seele möglich ward, zu ihm zurückzukehren: die Betrachtung der Heilsthatsachen, umschlagend in die Unendlichkeit gefühlvoller Teilnahme an ihnen, fortschreitend zur religiösen Verzückung entbildet jetzt die Seele zeitweis von den Bestandteilen, die irdisch sind, die ihren Abfall von Gott verursacht haben; sie bildet sie in geheimnisvoll gespannter Anschauung des Wunders der Trinität empor zur Erleuchtung, zur Erkenntnis des Christengottes, sie überbildet sie in dem intuitiven Raptus zum seligen Untergang in Gott, zur wesenseinen Vereinigung mit dem Allerhöchsten.

Diese neue und höchste Form der mittelalterlichen Frömmigkeit, in der die Seele weit über Askese und einfache Kontemplation aufsteigt zu mysteriöser Vergottung, ward zuerst in den Orden der Bettelmönche empirisch begründet; und ihr Anfänger ist der h. Franz von Assisi.

Aber schon in diesen Geburtswehen durchsetzte sie sich mit einem anderen Gedanken, der namentlich für die deutsche Entwickelung fruchtbar ward. Diese Kontemplation ist nur denkbar für eine Seele, die alles Irdische dahinten läßt, die zur absoluten Selbsteinkehr gelangt in christlicher Armut des Geistes wie des äußeren Lebens. Wie aber kann Derjenige alles Äußere dieser Welt abstreifen, der nicht in ihr aufgeht im reinsten Sinne einer altruistischen, selbstlosen Liebe? Schrankenlose Hingebung an den Nächsten, kindliche Demut im Dienste christlicher Mission, Liebe zu aller Welt: humilitas, caritas, oboedientia: das sind die Vorbedingungen kontemplativem Lebens. Sie hat der h. Franz als Forderungen seines Ordens hingestellt, nach ihnen hat er selbst gelebt und sein Leben zu einem christlichen Gedicht gestaltet, ein parcivalischer Charakter. Und mochten auch die Minoriten wie nicht minder der Bruderorden der Dominikaner den ersten Idealen nicht immer treu bleiben, immerhin haben sie zuerst auf mystischer Grundlage die demokratische, uneinschränkend thätige Auffassung der christlichen Liebe gelehrt: ein thätiges, altruistisches Christentum trat an Stelle der egoistischen Askese des 10. Jahrhunderts und der intellektualistischen Kontemplation Bernards, und es ward hochgeachtet sogar noch über den Raptus der Intuition hinaus: und

sei die Verzückung selbst so groß, wie die des Paulus, man soll sie fahren lassen, wenn man einem Kranken auch nur durch ein Süpplein helfen kann.*)

Von diesen Anschauungen getragen, zogen die Bettelmönche seit den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts hinaus in alle Welt. In Deutschland wurden sie bald die besonderen Vertrauten und Berater des Bürgertums: sie lasen die Messe in der Stadt während des Interdikts, sie waren in kritischer Zeit die Depositäre der städtischen Privilegien, sie trugen die staatskirchenrechtlichen Theorien in die Laienkreise, sie wurden die Geschichtsschreiber des Bürgertums. Der Weltklerus trat ihnen gegenüber zurück, so wacker er sich wenigstens in einigen süddeutschen Städten zu halten suchte: sie wurden auch die Prediger und Beichtiger der städtischen Bevölkerung.

Und mit ihnen kam ihre Frömmigkeit. Was kümmerten sich die Bürger um die scholastischen Spekulationen, was um jene dogmatische Gelehrsamkeit, die, ebenfalls in den Klöstern der Bettelmönche, zum immer staunenswerteren Ausbau der Scholastik gefördert ward! Der große Mystiker Meister Eckart hat als Hauptwerk ein großes scholastisches Opus tripartitum geschrieben, ein getreuer Schüler des h. Thomas; aber dadurch ist seine Bedeutung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens nicht bestimmt worden; das Buch hat unbekannt in unseren Bibliotheken schlummern können fast bis auf die jüngsten Tage.**) Wie anders tritt derselbe Eckart geschichtlich als Prediger hervor, in der Pflege jener Art der Mitteilungen, die sich aus Ansprachen gelegentlich der Reorganisation der Frauenklöster, namentlich des Dominikanerordens, seit dem Ende des 13. Jahrhunderts entwickelten! Hier liegt seine eigentliche Bedeutung, und er hat sie übertroffen nur noch durch die systematische Ausgestaltung, die er, 1312—1320 Lehrer an der Provinzialschule seines Ordens zu Straßburg, in langem Denkerleben den mystischen Erfahrungen zu geben wußte. Neben ihn aber traten andere Vertreter einer spezifisch deutschen Mystik, praktisch fördernd und helfend der Straßburger Dominikaner Johannes Tauler († 1361), ein großer Prediger, gedankenreich, tief, har-

*) Harnack a. a. O. 385, Anmerkung 1.

**) Vgl. Denifle, Archiv für Litteratur- und Kirchengeschichte des Mittelalters 2, 417—640, 673 f.

monisch, weniger der Spekulation lebend als dem sittlichen Kampfe gegen kirchliche Gesetzlichkeit, und Heinrich Suso († 1366), der Johannesjünger der Mystik, innig, gefühlsselig, phantastisch, ein Mann der Bilder und Gesichter, der Minnesänger gleichsam göttlicher Weisheit und Liebe. Und diese großen Charaktere, jeder in sich anders geartet, waren umgeben von einem Chorus nicht minder ausgeprägter Gestalten, einem Dietrich von Freiburg und einem Rulman Merswin, einem Heinrich von Nördlingen und einer Margarethe Ebner. Denn eben die Frauen treten recht eigentlich hervor im mystischen Leben; hier zum ersten Male wieder wird anerkannt das aliquid sancti, das der römische Beobachter einst in ihnen gefunden; und tritt es noch oft in einer erschreckend sinnlich gewandten Devotion gegenüber dem Seelenbräutigam und in vielfach pathologischen körperlichen Zuständen hervor, so entspricht es dennoch dem Wesen der deutschen Frau mehr, als das unsittliche Verhältnis der ritterlichen Ehefrau der Stauferzeit zum Sänger ihres Liebreizes und ihrer Schönheit. Da spielen wohl verzückte Frauen mütterlich mit dem Jesuskind; es muß an ihrem Bette in der Wiege liegen, sie nähren es, ja sie fühlen sich mit ihm schwanger. Und gleich sehnendes Verlangen treibt sie zum Gekreuzigten, sie wollen ihn küssen und umarmen, und sie tragen seinen Namen auf ihr Herz gepreßt und auf ihre Brüste.*)

Diese Erscheinungen waren nicht vereinzelt. Weithin über ganz Deutschland, mit Ausnahme des Kolonisationsgebietes, erstreckte sich vom Rhein her die mystische Bewegung seit den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts, zumal die Dominikanerklöster waren ihre Haltpunkte, doch auch die Minoriten nahmen an ihr teil. Neben den engsten Freundesverkehr trat dabei ein ausgedehnter Briefwechsel; es ist das erste Mal, sehen wir von den spärlichen Minnebriefen der Ritterzeit ab, daß der deutsche Brief dem vollen Anliegen des Herzens und strömend sentimentaler Mitteilung sich öffnet.

Schon im dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts erregte darum die ganze Bewegung die Aufmerksamkeit der kirchlichen Obern. War sie dogmatisch zulässig? Jedenfalls griff sie energisch ein in die seelsorgerischen Privilegien des Weltklerus. So ward Meister Eckart schon im Jahre 1327 der Prozeß gemacht, wenn

*) K. Müller, Zeitschr. f. Kirchengesch. 7, 121 f.

auch erst 1329, zwei Jahre nach seinem Tode, einzelne Sätze seiner Lehre amtlich verdammt wurden, und auch Suso galt als verdächtig, das Land mit ketzerischem Unflat zu beschmutzen.*) Nach der Mitte des Jahrhunderts aber ward die Inquisition durch Karl IV. wiederum eingeführt, und mit den Begharden, gegen die man energisch vorging, traf man auch die reine Mystik, ihre klassische Litteratur und ihre Vertreter.

Freilich: die Früchte der eigenartigen Bewegung waren längst geborgen. Ein geistig, nicht bloß sinnlich intimer Verkehr Gleichgesinnter war angebahnt: es sind Anfänge der modernen, auf geistiger Grundlage aufgebauten höheren Gesellschaft, die nie wieder verloren worden sind. Zugleich war in diesem Verkehr, dem persönlichen wie dem brieflichen, und in der ihm erwachsenden Spekulation unsere Sprache erst recht zum Denkwerkzeug entwickelt worden. Eine erste philosophische und theologische Prosa eigensten Lebens erblühte damals, und sie leistete Großes in der Ausweitung der sprachlich gebuchten Begriffswelt namentlich auf psychologischem Gebiete. Und wurde hier nicht durch fortdauernde Selbstbeobachtung überhaupt erst das Ich entdeckt und der Anfang empirisch-psychologischer Aufklärung gefunden? Und gewann nicht im Kreise dieser Betrachtungen das Gefühlsleben eine ganz andere Stelle als bisher? Und ward nicht in dem der Intuition gewürdigten Menschen ein ganz anderes Selbstgefühl wach, das sich frei fühlte an sich und nur noch an die Gnade Gottes gebunden?

Es schien, als sollte mit dieser Bewegung der Sieg des modernen Individualismus, die Sprengung der mittelalterlichen Welt erreicht werden. Aber es schien nur so. Denn der begeisterte Mystiker ließ in der Verzückung seine Persönlichkeit aufgehen in die Gottheit, wenn nicht gar in ein pantheistisch vorgestelltes göttliches All; und er verlor sich außerhalb des mystischen Rahmens in den strikten Gehorsam gegenüber dem bestehenden Dogma. Es war noch eine Bewegung gebundenen Geistes, aber sie drängte mit Macht gegen die äußersten Schranken der alten Kirche und mittelalterlichen Wesens. Indem sie aber im Centrum der deutschen Geistesbewegung, an Rhein und Donau, unterdrückt ward, verschwand sie nicht völlig, sondern rettete sich, wie so manches Kleinod deutscher Entwicklung, in die peripherischen Teile des

*) Harnack a. a. O., S. 382, Anmerkung 1.

nationalen Gebietes. In der Schweiz ist später Zwingli, im äußersten Sachsen Luther aufgetreten; zunächst schienen die Fortschritte der religiösen Bewegung an die Niederlande gekettet.

Flandern, Brabant und Holland haben sich seit dem 12. Jahrhundert auf lange Zeit hin durch starken Wohlstand, regen Freiheitssinn, besonders warme Teilnahme am religiösen Leben hervorgethan. Schon im 11. Jahrhundert hatte man hier Formen religiöser Bethätigung gefunden, die, durch private Mittel aufrecht erhalten, von jeder Förderung durch kirchliche Autorität entschlossen absahen. Es entstanden zunächst laienhafte Frauenkonvente zu gemeinsamem religiösem Leben und zur Übung barmherziger Werke; ihre Insassinnen wurden vom Volke Betschwestern (Beghinen) genannt. Schon im 13. Jahrhundert waren die Beghinen weithin verbreitet, in Mittel-Deutschland traten sie seit etwa 1240 zahlreicher auf.*) Und neben sie stellten sich die freien Männerkonvente der Begharden; Ende des 13. Jahrhunderts bereits sind sie stark genug, aus sich für Krankenpflege und Totenbestattung besondere Vereine, die der Lollharden oder Alexianerbrüder, auszuscheiden. Es waren Bildungen, die den Gedanken der franziskanischen Tertiarier vorweg nahmen; mit ihnen, wie mit anderen später entwickelten Formen mönchischer Laienbrüderschaften standen sie im 14. Jahrhundert in zumeist freundlichem Verhältnis.

So wurden die Niederlande von einem reichen, spontan religiösen Leben durchpulst, als ihnen mit Johann Ruysbroek († 1381), der nach langem Kirchendienst eine ruhige Stätte im Augustinerkloster Groenendael bei Brüssel suchte und fand, ein hervorragender Vertreter der Mystik gegeben ward. Und Ruysbroeks Mystik erhielt seinerseits, in Wechselwirkung mit den Eigenschaften seiner Heimat, niederländischen Charakter. Sie streifte die fromme Liebesraserei ab, sie ward halb quietistisch; sie zielte auf praktisch-religiöse Zwecke; sie suchte nicht so sehr die seltenen Momente ekstatischen Schauens, wie die dauernde Ausgießung Gottes, das ewige Wohnen seines Geistes in uns. So ward die enthusiastische Mystik überholt durch eine energische Wendung auf das praktische Leben; in dieser Form hat sie das 15. Jahrhundert durchdauert und wirkt in ihren hervorragendsten Geisteserzeugnissen noch heute belebend, erquickend fort.

---

*) Lamprecht, Wirtschaftsleben 1, 164.

Schon die ältere, enthusiastische Mystik ließ die mönchische Askese in neuer Form in die Laienkreise strömen; und indem sie die esoterische asketisch-fromme Religionsübung des früheren Mittelalters in veränderter Gestalt allen zugänglich machte, erlebte diese zugleich eine Vertiefung. Wie viel mehr aber mußte dies alles bei der neuen, aufs geistliche Leben des Alltags gerichteten quietistischen Mystik zutreffen!

Der erste und größte Vermittler in dieser Richtung gewesen zu sein, ist der Ruhm Gerhart Groots († 1384). Groot verband die neue niederländische Mystik mit dem altniederländischen Gedanken religiöser Laienkonvente. Waren die alten Laienkonvente der Linderung äußerlicher Leibesnot gewidmet gewesen, so sollten die neuen, von ihm geschaffenen Konvente der Seelennot abhelfen; sie waren zunächst Vereinigungen zur Hebung des inneren christlichen Lebens auf Grund quietistischer Mystik. Das Ziel war die Erweckung einer dauernden Stimmung religiöser Innigkeit; diese ward als die devotio nova bezeichnet. Groot gründete zu diesem Zwecke Frauen- wie Männerkonvente; aber nur die Männerkonvente gediehen: bald pflanzten sie sich von dem Mutterhaus Deventer fort über die ganzen Niederlande bis nach Delft und Gouda, ja nach Lüttich und Cambray, und zugleich drangen sie den Rhein herauf bis Köln und über Westfalen und Niedersachsen bis Kulm und Rostock. Neben der Erweckung inneren Lebens wandten sie sich namentlich der Jugenderziehung zu; auf pädagogischem Gebiete liegen ihre hauptsächlichsten Verdienste; hier wurden sie mittelbar Vorläufer des Humanismus.*) Neben den Bruderhäusern aber gingen aus der geistigen Bewegung, die Groot mit seinem Freunde Florenz, Radewyns Sohn, einem Utrechter Kanoniker, veranlaßte, auch Klöster der Regularkanoniker des h. Augustin hervor. Das älteste von ihnen ist zu Windesheim, in einem Dorfe bei Zwolle, im Jahre 1386 begründet worden, ihm folgten schon im Jahre 1392 zwei weitere Klöster, und diese drei traten 1395 zu der sogenannten Windesheimer Kongregation zusammen, deren energischem Wirken die Klosterreform des 15. Jahrhunderts zum großen Teile zu danken ist. In diesen Klöstern wurde be-

*) Gegen ein unmittelbares Übergehen dieser Bewegung in den Humanismus spricht sich mit Recht Hirsche, in Herzogs Realencycl.[2] 2, 699 f., aus.

sonders die Gelehrsamkeit gepflegt, hier blühten philologische Studien über die Texte der Väter und der Vulgata; und hier ward auch die quietistische Mystik erst zum vollsten, systematischen Leben, zu einer spezifischen Form niederdeutscher Frömmigkeit entwickelt.

Lief die Lehre der Nominalisten in der Scholastik im Laufe des 15. Jahrhunderts schließlich auf die Unbeweisbarkeit des Glaubens hinaus, so mußte jede Erkenntnis Gottes auf intellektuelle Methode undenkbar erscheinen. Aber grade so hatte die enthusiastische Mystik, mit ihrem dithyrambischen Aufschwung ins Gottesbewußtsein, Gott gesucht. Demgegenüber ließ man jetzt den Weg des Intellekts fahren; den Vätern der Windesheimer Häuser des 15. Jahrhunderts erschien Seligkeit nur erreichbar in der Einheit des Willens mit Gott. In Ergebenheit und Demut eine kontinuierliche Ruhe in Gott zu suchen, die „Gelassenheit“ zu finden: das war das Ziel religiösen Lebens. Es ist die Mystik des Thomas von Kempen, der deutschen Theologie und Staupitzens; die deutsche Theologie hat Luther ungemein angeregt und zweimal hat er sie herausgegeben; Staupitz war Luthers Lehrer, Tröster und Hort: unmittelbar bis an die Stufen der Reformation führt diese Mystik. Und doch war sie von ihr noch durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; nichts beweist das mehr, als das spätere, bei aller Sympathie der Seelen, bis zum herben Verzicht gegenseitigen Verständnisses entwickelte Verhältnis Luthers und Staupitzens. Der Held der deutschen quietistischen Mystik aber ist der Chorherr auf dem Agnetenberge bei Zwolle, Thomas von Kempen († 1471), wenn anders die Imitatio Christi ihm angehört. Bei ihm herrscht ganz eine stille Frömmigkeit voller Resignation, Weisheit und Güte, die Frucht der Lebenserziehung einer Generation von Mystikern; in ruhiger Beschaulichkeit entsagt sie den Reizen des mittelalterlichen Kultus, um ganz der Pflege des Innern zu leben, verzichtet sie auf den klassischen Stil der lateinischen Sprache, um schlicht und kräftig dem Pulsschlag des Herzens allein Worte zu leihen, kein Ausdruck überschwenglicher Phantasie und überschwellenden Gefühls, sondern ein Denkmal energischer Willenserziehung und abgeklärter Weisheit.

Das Buch von der Nachfolge Christi ist viel gelesen worden seit seinem Erscheinen; kein Jahrhundert hat auf seine Lehren Verzicht leisten wollen. Falsch aber würde es sein, wollte man nach

ihm allein die Zeit seiner Entstehung beurteilen. Je inniger die Frömmigkeit der Grootschen Fraterherren sich entfaltete, um so üppiger umwucherte sie eine Laienwelt voll Spott und Ingrimm gegenüber den kirchlichen Institutionen, gegenüber dem, was die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts gemeinhin Christentum nannte. Und schon viel früher war diese Stimmung eingetreten. Wie sich um 1150 das Rittertum emporhob aus der geistlichen Umstrickung des Zeitalters des Investiturstreits, so hat sich seit etwa 1350 das Bürgertum von spezifisch geistlicher Leitung zu emanzipieren gesucht. Und der eigene Aufschwung, die Not der Zeit in Pest und Hunger, ohne daß die Kirche half, wie ehedem, die greuliche Zerschleißung vor allem des ungenähten Rockes der Christenheit in päpstlichem Exil und Schisma tragen dazu bei, diese Stimmung zu verbreiten und zu stärken. Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hatte Marsilius von Padua sagen können, daß über die Notwendigkeit des Priestertums nicht alle Menschen so einmütig gedacht hätten, wie über die Notwendigkeit der übrigen Zweige des Staatswesens*); in dieser Zeit noch eine vereinzelt dastehende Ansicht, war das die Meinung weiter Kreise der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Freilich verfiel nicht so sehr die religiöse Stimmung, als die Achtung vor den Institutionen und den Personen der Kirche: nur auf diesem Gebiete wollte man zunächst Klarheit, und weithin erreichte man sie schon in der öffentlichen Meinung; trotz alles Pochens der Kirche auf den Charakter indelebilis des Priestertums konnte Boendale unter dem Beifalle der Zeitgenossen den Vers dichten:

> *Die cappe en mact niet den monc*
> *noch die mutse den canonc.***)

Trotzdem war im ganzen geistigen Leben, in Kunst und Dichtung, der Einschlag des Daseins noch immer durchaus christlich; in dem Palast des reichen Patriziergeschlechts der Gruuthuus in Brügge laufen die Deckbalken des Banketsaales in trefflich geschnitzte Statuetten der vier Evangelisten aus; und den großen Kamin der Küche, der zum Braten von ganzen Ochsen eingerichtet ist, zieren Reliefs von St. Jakob und St. Matthäus.

---

*) Defensor pacis I, 4.

**) Jan's Teesteye c. 26.

III.

Auf weltlichem Gebiete war das geistige Leben des 14. Jahrhunderts, wie auch noch einiger späterer Generationen, vornehmlich künstlerischen, weit weniger litterarischen Idealen zugewandt. Sehr begreiflich. Das bürgerliche Leben in seinem raschen Treiben bot an sich dem Einzelnen wenig Muße; damit fehlt die Voraussetzung litterarischen Genusses und litterarischer Produktion. Dagegen gab es einzelnen bevorzugten Bürgern bald größere materielle Mittel in die Hand und schuf allgemein einen bis dahin nicht erreichten Wohlstand; Mäcene konnten erstehen, und der Sinn für ästhetische Auffassung des Tageslebens ward zusehends in allen Schichten gemeiner.

Dieser Strömung kam zudem auf dem Gebiete der bildenden Kunst die eigenartige Ausbildung des bürgerlichen Handwerks entgegen. Indem diese nicht die Quantität, sondern die Qualität der gewerblichen Erzeugnisse in den Mittelpunkt gewerklichen Schaffens stellte, regte sie ohne weiteres und nachhaltig die Entwickelung der besseren Arbeitskräfte ins Kunstgewerbliche an. Aus dem Kunstgewerbe aber ist dann unsere große Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts entstanden, und dem Kunstmäcen wie dem ganzen Volk stand sie zur Verfügung: Dürer hat Tafelbilder geschaffen für bürgerliche und städtische Innenräume wie Andachtsstätten, aber er hat den Kupferstich und Holzschnitt nicht minder, ja fast noch mehr gepflegt für den Geringen im Volke.

Diese ganze Entwickelung war an sich der Architektur nicht günstig; sie war, handwerklichen Kreisen entwachsend, vornehmlich der Kleinkunst und im höheren Sinn auch der großen Plastik und Malerei zugewandt. Gleichwohl hat das 14. Jahrhundert eine Blütezeit auch der Architektur gesehen. Sie beruhte auf älteren Voraussetzungen.

Die deutsch-nationale Architektur war bis tief ins 8., 9. und 10. Jahrhundert eine Holzarchitektur gewesen; aus Holz wurden auch die Kirchen gebaut, so im südöstlichen Kolonialgebiet wohl ohne Ausnahme noch bis in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts*); im nordöstlichen Kolonialgebiet ist das erste urkundlich erwähnte steinerne Gotteshaus die Kirche von Leitzkau bei Magdeburg, 1114, und noch im Jahre 1193 wird zu Lübeck eine Kirche

*) Dohme, Gesch. der deutschen Baukunst, S. 97.

aus Holz errichtet. Aber diesem Stil und seinen technischen Möglichkeiten traten doch schon in merowingischer, noch mehr in karolingischer und ottonischer Zeit neue Kulturbedürfnisse entgegen, die er nicht zu befriedigen vermochte. Die Könige wollten in Steinpalästen wohnen, den alten Imperatoren gleich, und die höheren kirchlichen Stellen, Bischöfe, Stifter und Klöster, erbauten Wohnräume und Kirchen nach dem hergebrachten Basilikenstil der südlichen Länder des alten Imperiums. So entstand in Deutschland vom 8. bis ins 10. Jahrhundert eine Reihe von Bauten, deren Stil und Disposition sich nur im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Renaissancen des karolingischen und ottonischen Hofes und der beiderseitigen Reichskirchen erklären läßt. Sie enthalten im wesentlichen bestmögliche Nachahmungen südlicher, namentlich italienischer Vorbilder in unmittelbarer oder mittelbarer Übertragung. Dem widerspricht es nicht, wenn im einzelnen sich neue Motive und Baumittel einschleichen, wie der Wechsel von Ziegel und Haustein zur Belebung von Wandflächen, der Rundbogen an Stelle des Architravs, das Würfelkapitäl, die Abwechslung in der Stützung zwischen Pfeiler und Säule: neben all' diesen Änderungen, die etwa bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts vollzogen sind, bleibt doch das Bestreben, möglichst antike Bauten zu liefern; bezeichnend hierfür ist, daß namentlich alle ornamentalen Details, also künstlerische Leistungen auf einem Gebiete, wo man national hätte sein können, gern auf die Antike zurückgehen.

Eine Änderung tritt erst ein mit dem 11. Jahrhundert. Mit der Befestigung des deutschen Königtums, mit der sicheren Durchbildung der Grundherrschaft, deren Blüte nunmehr zahlreiche Arbeitskräfte fast unentgeltlich zur Verfügung stellte, begann ein außerordentlicher Baueifer. Er wandte sich überall steinerner Architektur zu, er schuf die importierte Bauweise allmählich zu einer nationalen um. Namentlich geschah das in Sachsen und am Rhein, sowie teilweis auch in Westfalen, den Hauptländern des deutschen Königtums im 10. und 11. Jahrhundert; sie, und namentlich der Mittelrhein und Niederrhein als die hervorragendsten Kulturländer zugleich, behalten auch noch in den folgenden Jahrhunderten die Führung, während Schwaben und Bayern keine eigenständige Entwickelung aufweisen, sondern vom Eklektizismus der im Norden gezeitigten Formen leben. Es ist eine Übernahme geistiger

Errungenschaften, namentlich von Nordwest nach Südost, die sich auch auf anderen Gebieten verfolgen läßt.*)

Nun hatte man aber auch in den Centren der architektonischen Bewegung vom 8. zum 11. Jahrhundert viel von der architektonischen Kenntnis der antiken Welt verloren. Die karolingischen Bauten zeigen noch ein genaues Verständnis der Regeln des Vegetius und Vitruv, und der Gewölbebau in der Pfalzkapelle des Aachener Münsters steht noch auf staunenswerter Höhe. Das erste große Gotteshaus dagegen, das in den bald national gewordenen Formen des 11. Jahrhunderts gebaut wurde, die Basilika des h. Michael zu Hildesheim, im Jahre 1033 geweiht, konnte nicht mehr eingewölbt werden; die Technik weiten Gewölbebaus war verloren. Was das bedeutete, erkannte man bald; schon 1034 brannte die Basilika ab; die flache Holzdecke war geeignet, das Feuer in die inneren Räume zu leiten. Das war bei den unendlich häufigen Stadtbränden des früheren Mittelalters ein entschiedener Mangel; er konnte nur durch erneute Wölbung beseitigt werden.

So wurden die Probleme des Gewölbebaus maßgebend für die weitere architektonische Entwicklung. Nun war die Kenntnis des Einwölbens kleiner quadratischer Räume niemals verloren gegangen; man setzte dabei in den Kappen Stein gegen Stein, die schwere Wucht des einen hielt den anderen fest, so bedurfte es nicht der noch unbekannten Gewölberippen, die den Einbau der Kappen ganz leicht zu halten gestatten. In dieser Art verstand man auch im Beginn des 11. Jahrhunderts noch Seitenschiffe mit quadratischen Kompartimenten einzuwölben; in der Abteikirche zu Echternach im Luxemburgischen, in St. Maria-im-Kapitol zu Köln befinden sich solche Gewölbe.

Allein es kam auf die Einwölbung des Mittelhauses, des Langschiffes an. Und hier ward im Dome zu Mainz 1181 das Große erreicht. Über quadratischen Kompartimenten des Mittelschiffes spannten sich im Halbkreis geschlossene Gewölbe, und die Seitenschiffe, zu je zwei quadratischen Kompartimenten auf ein Kompartiment des Mittelschiffes angeordnet, waren ebenfalls von Gewölben bedeckt. Es war ein System, das vollkommen befriedigte und nur insofern eine Bindung der künstlerischen Phantasie und

*) Z. B. auf dem litterartischen, vgl. meine Deutsche Geschichte, Band 3, S. 191.

der Freiheit der räumlichen Anordnung herbeiführte, als auf ein quadratisches Gewölbe des Mittelschiffes stets je zwei quadratische Gewölbe des Seitenschiffs kommen mußten: was dann wieder ein Verhältnis der Breite des Mittelschiffes zu der der Seitenschiffe von 1 : 2 bedingte. Im übrigen aber bedeutete dies sogenannte gebundene System einen außerordentlichen Fortschritt, alsbald ward es in allen großen Domen des Rheins nachgeahmt: mit ihm erst ist der eigentliche romanische Stil als ein nationaler oder wenigstens langsam volkstümlich werdender entwickelt.

Die weitere Entfaltung dieses Stils aber konnte von nun ab, unter dem Festhalten des gebundenen Grundrisses, nur noch ins Wechselreiche der Einzelgliederung, ins Bunte, ins Malerische erfolgen. Das ist das Problem, das man vor allem am Mittel- und Niederrhein voll erkannt hat. Man rang der bisher weit ausgedehnten Malerei der Innenräume immer mehr Fläche ab und benutzte diese zur reichsten Gliederung der Innenwände durch Säulchen, Nischen, Galerien und Gänge; man gliederte auch die Außenwände, man hob die Silhouette durch Anordnung von Thürmen und Thürmchen, durch vorgelegte und in Gruppen verteilte Absiden. So wurde jene reiche Gliederung erreicht, deren unübertroffenes Muster die Kirche der h. Apostel in Köln ist. Und auch in der Durchbildung des kleineren architektonischen wie des ornamentalen Formenkanons ging man weiter. Immer kühner wurden die Kapitäle, immer phantastischer die Fensteröffnungen mit ihren tiefen Ausschnitten in Lilien- und Fächerform statt des ursprünglichen Rundbogens, immer wuchtiger wurde das Relief herausgearbeitet zur Erzielung größerer Wirkungen in Licht und Schatten. Es war ein lustiger Weg ins Willkürliche, Barocke, den man vornehmlich am Rhein betrat; St. Quirin zu Neuß ist vielleicht sein bezeichnendstes Muster. Aber auch nach Osten hin strahlte die neue Weise weithin aus, und in Thüringen fand sie ein neues, wenn auch weniger kokett entwickeltes Centrum.

Bei alledem wußte die neue Dekorationsweise des sogenannten Übergangsstils doch, namentlich im Innern, gewaltige, Ehrfurcht weckende und zur Andacht stimmende Wirkungen zu erreichen. Das Streben zur Erhöhung der Schiffe wird immer mehr aufgenommen, schon stellt sich das Verhältnis der Höhe des Mittelschiffes zur Breite wie $2^1/_2$ oder $2^1/_3$ zu 1 (im gotischen Kölner Dom später wie 3 : 1). So entlastet sich gleichsam der schwere Stein; Gewölbe und Licht-

geschosse entweichen der niederen Erdennähe, die Fenster erweitern sich, durch feurige Glasgemälde bricht eine Fülle magischen Lichts und spielt in tausend Farben auf den goldglänzenden Bildern der Wände, auf dem reichen Wald von Säulen und Säulchen, auf dem wechselvollen Schmucke der Kapitäle, dem phantastischen Schnitzwerk des Gestühls. Das Auge aber verliert sich träumerisch in das Helldunkel, das Licht und Schatten um dem Reichtum harmonischer Linien weben. Es ist ein Eindruck, der einmal, etwa in Groß Sankt Martin zu Köln oder im Straßburger Münster empfangen, unvergeßlich ist.

Eine weitere Entwicklung, als ins Malerische hin, war diesem Stil freilich nicht beschieden. Tektonisch war er gebunden an das starre System der quadratischen Gewölbekompartimente, des bestimmten Verhältnisses von Hauptschiff und Seitenschiffen und der darauf beruhenden bestimmten Einteilung der Wandflächen des Hauptschiffes. Eine Lösung konnte hierfür nur gefunden werden, wenn es gelang, auch nicht quadratische Kompartimente zu überwölben: dann war es möglich, auf je ein etwa noch quadratisches Kompartiment des Hauptschiffes nur ein, nun nicht mehr quadratisches Kompartiment des Seitenschiffes anzuordnen: dann war das alte gebundene System zerstört und eine freie Anordnung des Grundrisses in freien Kompartimenten erreicht. Die Möglichkeit konnte nur eintreten durch Überhöhung der bisher im Halbkreis geschlossenen Gewölbe in solche, die im Spitzbogen geschlossen waren, und ein Schluß im Spitzbogen war im allgemeinen nur möglich bei Einfügung von Rippen in die Gewölbe, die sozusagen die statische Führung des Gewölbes übernahmen.

Es sind die entscheidenden Änderungen, die zur Gotik hinüberführen. Denn während beim rippenlosen Gewölbebau aus dem Halbkreis Stein gegen Stein lastet und somit die Wände, welche das Gewölbe tragen, überall gleichmäßig den starken Schub des Gewölbes aufnehmen, ist im überhöhten Rippengewölbe der Schub zum allergrößten Teile auf diejenigen Teile der Wände konzentriert, wo die Rippen aufliegen. Somit entlastet das überhöhte Rippengewölbe die Wand als Ganzes; ist sie an den Stellen stark, wo sie den Schub der Rippenstellen empfängt, so kann sie im übrigen dünn gehalten sein. So wird nun die schwerfällige starke Wand des romanischen Stils beseitigt, dünne Wände mit

den weiten Öffnungen der gotischen drei-, fünf- und siebengeteilten Fenster treten ein. Nur da, wo der Gewölbeschub drückt, erscheint die Wand erweitert: sie wird zum Strebepfeiler, der aus der Wand hervorspringt. Und um ihm die Aufnahme des Gewölbeschubs zu erleichtern, wird er von oben her belastet: frei springt die Fiale aus ihm empor. Da aber, wo sich an das Hauptschiff die Seitenschiffe anlehnen, wird der Schub des Mittelgewölbs im Hauptschiff in luftigen Bogen auf die Strebepfeiler der Seitenschiffe übertragen: so entsteht das Strebesystem, das bei fünf- und mehrschiffigen Kirchen den Kirchenkern mit seinen Bogen und Fialen wie mit einem Wald kühner Lianen und aufstrebender Stämme umgiebt. Es sind die grundlegenden architektonischen Glieder der Gotik, die sich so naturnotwendig aus der bloßen Überhöhung der Gewölbe, aus der Aufgabe des alten, gebundenen Systems quadratischer Kompartimente ergeben. Ihnen tritt eine ziemlich starre, unfruchtbare und phantasielose Ornamentik zur Seite. Die heiteren Formen der Übergangszeit mit ihrer frischen künstlerischen Willkür bestehen nicht mehr; selbst das Kapitäl verliert seinen alten organischen Zierrat. An die Stelle treten naturalistisch skulpierte Blumen, Blätter und Zweige, die den dürren Stamm des Kapitäls, die kahlen Flächen an den Portalen umwinden, daneben macht sich Maßwerk breit, mit mathematischer Kunst aus dem Zirkel geschlagen, und alle aufstrebenden Glieder schmücken architektonisch umgeformte Blätter, die sogenannten Krabben, deren vierfaches Zusammentreffen an abgekanteten Fialen und Giebeln die Kreuzblume hervorruft.

Schon diese ornamentale Armut, das anscheinend notwendige Korrelat konstruktiven Reichtums, scheidet den gotischen Stil grundsätzlich vom Übergangsstil und dessen teils antiken teils nationalen Traditionen im Ornament; wo der eine sich auslebte, wird der andere sich schwerlich entwickelt haben. In der That sind Gotik und Übergangsstil zwei durchaus verschiedenartige Fortbildungen des klassischen romanischen Stils; dieser behält den Charakter des romanischen Wandstils bei und belebt die weiten Wandflächen in reicher, schließlich doch nur ornamentaler tektonischer Gliederung; jener entwickelt den in der gebundenen romanischen Bauform enthaltenen Gedanken des Gerüststils weiter und schafft ihn in lückenloser Konsequenz zu etwas neuem um, zur Kathedrale des 13. und 14. Jahrhunderts.

Diese Umformung ist in Deutschland hier und da versucht worden*); gelungen ist sie zuerst und bald vollendet im Norden Frankreichs, da, wo der leicht zu bearbeitende Kalkstein der Isle de France das trefflichste Material für statische und konstruktive Versuche abgab. Von hier ist dann der neue Stil, hinweg über alle tastenden einheimischen Anfänge, nach Deutschland gedrungen, nicht anders, wie in der Entwicklung der höfischen Gesellschaft und der kontemplativen Mystik uns Frankreich vorweggegangen ist und unsere Entwicklung darum beeinflußt hat.

Die ersten Einbruchsstellen liegen im Westen, sie werden bezeichnet durch die Trierer Liebfrauenkirche (1227), durch Kirchen an den westlichen Seitenflüssen des Mittelrheins und in Nassau, durch die Elisabethkirche in Marburg (1233—1291), endlich durch den Kölner Dom, dessen Grundstein im Jahre 1248 gelegt ward. Daneben finden sich schon früh tiefe, aber vereinzelte Vorstöße bis Magdeburg und Hildesheim; endgiltig aber wird das Centrum Deutschlands erst in der zweiten Hälfte, das koloniale Gebiet erst gegen Ende des 13. Jahrhunderts gewonnen: Chorin im Norden (nach 1272) und Klosterneuburg im Süden (zwischen 1270 und 1294) bezeichnen hier die ersten großen Einwirkungen.

Es war eine Zeit, da die Baukunst noch von den Sympathien und Mitteln der hohen Geistlichkeit, ja des Klerus überhaupt getragen ward: fast alle frühgotischen Kirchen und Kathedralen sind noch geistlichen Ursprungs. Und ihr Aufriß wie ihre Details zeugen von selbständiger Aufnahme des fremden Stils nicht minder wie von dem ganzen Behagen, womit sich diese Mäcene, ästhetisch durchgebildet an den wechselfrohen Bauten des Übergangsstils, dem neuen französischen Stile hingaben. Die Turmseite, von jeher ein besonderer Stolz deutscher Kirchenbauten, wurde von vornherein anders konstruiert, als in Frankreich; nicht schwache

*) Das muß ebenso festgehalten werden, wie die Thatsache, daß der rheinische Übergangsstil wesentlich deutschen Ursprungs ist. Daß die französische Travee in den Übergangsbauten nicht einfach herübergenommen ist, zeigen anders verlaufende Experimente, aus dem gebundenen System herauszukommen, z. B. die spitzbogigen Tonnengewölbe von St. Severus in Boppard — oder soll hier wieder auvergnatische Tradition vorliegen? Der Riß zwischen deutscher Entwicklung und französischer Tradition läßt sich wohl nirgends besser verfolgen, als an Münstermaifeld, zumal, wenn man dem Meister dieser Kirche noch Sinzig zuschreibt (so Dohme, S. 128 f. mit Recht).

Obertürme auf einem gleichmäßig charakterisierten Unterbaue wünschte man; vom Boden ab hoben sich stolz aus dem Langhaus die Doppeltürme empor, und neben dieser Lösung brachte man es schon früh zu der höchst eigenartigen Einturmfassade des Freiburger Münsters. Zugleich aber entwickelte man die Details des neuen Stils, noch ausgestattet mit all der skulptorischen Feintechnik des heimischen Übergangsstils, ins Überzierliche, fast Filigranhafte; die Katharinenkirche von Oppenheim bietet hier ein klassisches Beispiel. Und wie sehr liebte man den bunten Wald der Türme und Fialen des Strebesystems; wie stattete man sie noch mit baldachinüberschatteten Statuen, wie die Strebebogen mit durchbrochenem Maßwerk aus; es schien, als gälte es das mitten emporragende Hauptschiff mehr zu verbergen, als stützend zu betonen. So kam es dazu, daß schon gegen die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts die Innenräume nicht mehr ganz der Wirkung gerecht wurden, die die Außenfassaden versprachen; und nur in den glänzendsten Fällen wußte man diesen Mangel durch vollendet malerische Anordnung des Innern, namentlich in der genialen Gruppierung der Axen der einzelnen Chorteile im Verhältnis zum Hauptteile des Baues, wie durch richtige Abmessung der Höhen im Verhältnis zu den Breiten der Schiffe zu decken. Wo dies aber gelang, da allerdings wirkt dieser logisch so scharf aufgebaute Stil trotzdem malerisch, ja begeisternd, lösend, entweltlichend: und man begreift, daß er der Ausdruck ist einer Zeit, da Mystik und Scholastik in den Geistern lebendig wirkten, da der Abgrund zwischen Intellektualismus und Enthusiasmus überbrückt schien.

Aber wenn dies Zeitalter am eigenen tiefsten Bruche zu Grunde ging, so war das Schicksal der großen geistlichen Kathedralen des 13. und 14. Jahrhunderts hierfür fast von symbolischer Bedeutung. Beinahe keine von ihnen wurde fertig — am wenigsten der Kölner Dom, die gewaltigste und genialste aller Konzeptionen, seit 1322 ruhte an ihm fast vollständig Meßlot und Meißel. Die Geistlichkeit verarmte; ihr ziemte nicht mehr der aufopfernde Bauluxus der Vorfahren.

Da traten die Bürger an die Stelle; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schufen sie gewaltigere Werke, von den frühen Marienkirchen des kolonialen Bodens bis zum gewaltigsten Monument kirchlichen Bürgertums, dem Ulmer Dom vom Jahre 1377. Und zugleich änderte sich der Charakter der Gotik. Die Vorbilder der

Bürger waren bis zu einem gewissen Grade die Gotteshäuser der ihnen so befreundeten Bettelmönche; die hatten schon früh gotisch gebaut und in einfachen, keuschen Formen das Ideal der mittelalterlichen Predigtkirche entwickelt. Es waren halb schmucklose Versammlungsräume von großer Weite, mit dünnen, weitabstehenden Pfeilern, luftig und licht, nicht zum Grübeln, sondern zu konzentrierter Aufmerksamkeit auf das gesprochene Wort einladend. Ihnen folgten die Pfarrkirchen und, mit Ausnahme der ältesten großen Marienkirchen am Ostseestrande, die unmittelbar französischen Einfluß verraten, mit gewissen Abänderungen auch die weniger zahlreichen bürgerlichen Prunkkirchen. Ihnen allen aber ist eine sichere und klare, weniger in Zierrat als in Verständlichkeit der Konstruktion auslaufende Disposition der Fassaden eigen; auch da, wo sie aus dunklen Backsteinfliesen erbaut sind, wirken sie heiter; niemals fehlt das Prompte, Freudige des Aufbaus; dasselbe Gefühl sicherer Energie und wohlbegründeter Thatkraft, nicht selten auch die gleiche Kolossalität der Anlage zeichnen sie aus, die wir in den profanen Bauten der bürgerlichen Kultur bewundern.

IV.

Es war kaum zweifelhaft, wie sich unter der Herrschaft dieses Stils die Entwicklung der Plastik und der Malerei gestalten würde, mochte er sich nun in geistlichen Bauten prachtvoll oder in bürgerlichen Bauten einfach und heiter entfalten. Es handelte sich hier nicht um eine Bauweise, die weitherzig die Schwesterkünste einlud, sich in wandreichen Räumen voll behaglicher Gastlichkeit niederzulassen; gedrungen und fest, auf sich gestellt, unduldsam und ausschließend erscheint der Charakter der Gotik. Da ist alles aufgelöst in absolut notwendige Glieder des Aufbaus, alles Sehne gleichsam und Nerv; und nur die großen Fenster mit ihren Glasmalereien schauen verwundert, ein fremdes Element, in den aufstrebenden Wald von Pfeilern. Denn der Vertikale wendet sich alles in der Gotik zu, je länger je mehr; immer höher werden die Schiffe im Verhältnis zur Breite, bis jene abnorme Kolossalität der Formen erreicht wird, welche die großen Kathedralen aus der Wende des 14. und 15. Jahrhunderts aufweisen.

Es half den Schwesterkünsten wie dem Kunsthandwerk nichts: sie mußten diesem Zug ins Vertikale folgen. Vom einfachen Hausmöbel bis zum Altarbild, von der Taillenteilung der Mode

bis zum Standbild des Heiligen erscheint alles überhöht; die Glieder strecken sich, die Falten recken sich, um in der Gegend des Fußgelenks in einem wirren Gemengsel kleiner und gedrängter Knittern zu enden. Das sind gemeinsame Kennzeichen der übermächtigen Herrschaft der Architektur im 14. und 15. Jahrhundert; keinerlei Kunst hat sich ihnen zu entziehen vermocht.

Am schwersten getroffen aber wurde von dieser Tyrannei die der Architektur am nächsten verschwisterte Kunst, die Plastik. Schon die Thatsache, daß der Bildner wenigstens der früheren Gotik nicht ein besonderer Bildhauer, sondern der Regel nach noch der Steinmetz der Bauhütte war, ist hier bezeichnend. Wie konnte ihm das besondere künstlerische Anrecht der Plastik am Herzen liegen? Er übernahm mit der gotischen Bauweise aus Frankreich auch die gotische, der baulichen Struktur engangeschmiegte Art des Bildens, und er glich sie rasch aus mit den Bestrebungen der einheimischen deutschen Bildhauerkunst, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts schon jenseits der bewundernswerten Höhe der spätromanischen Plastik verliefen. So ward die Skulptur ein Bestandteil der Architektur und im Stile dieser manieriert, und es kam so weit, daß die Behandlung des Faltenwurfs als eine selbständige Aufgabe angesehen ward, die mit dem darunter lebenden Körper nur oberflächlich noch in Berührung stehe.

Gegenüber diesem Verfall in volle architektonische Knechtschaft kam erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von zwei Seiten her Rettung. Einmal schritt der künstlerische Geschmack von der bloßen statuarischen Haltung einzelner Figuren zu häufigerer Szenenbildung fort, nachdem schon seit den Tagen Ludwigs des Baiern wenigstens in Schwaben und am Oberrhein Motive und Formen des bürgerlichen Lebens in die plastische Auffassung der Heiligenbilder übertragen worden waren und diese etwas lebendiger gestaltet hatten. Die Szenenbildung aber führte bei dem leidenschaftlichen Empfinden der Zeit alsbald zur vollen, wenn auch im einzelnen noch konventionell gehaltenen Dramatik der Bewegungen: und diese fügten sich nicht mehr dem Schema der gotischen Vertikale. Noch wichtiger aber war es, daß man, vornehmlich im Niederland, die bloße Steinskulptur aufgab. Nirgends war freilich die altnationale Holzbildnerei jemals völlig verlassen worden; auch in der romanischen Zeit hatte sie geblüht, das beweisen die zahlreichen Lindenholzkästchen der Kleinkunst und vereinzelte treffliche Denk-

mäler der großen Kunst, so die ausgezeichneten Holzskulpturen aus der Thüringer Schule der romanischen Blütezeit im Großen-Garten-Museum zu Dresden und im Fornsal zu Wisby. Jetzt aber trat die Holzskulptur, mit Ausnahme von Schwaben, überall mehr oder minder mächtig hervor; und bald blühte sie besonders im Norden, der an plastischer Gestaltungskraft von jeher den Süden überragt hat. In den Niederlanden aber entfaltete sich außerdem immer bedeutender die Bronzeplastik, anfangs nur zum regen Export von Grabplatten, bald auch für einheimische größere Werke; und schon um 1380 fand diese Technik in den städtereichen Kolonialgebieten der Ostsee, zuvörderst in Lübeck, Nachahmung.*)

Damit waren zunächst die technischen Vorbedingungen zur Loslösung der Plastik von der Architektur gewonnen. Die Blüte des Bronzegusses und der Schnitzkunst, die dieser Emanzipation seit etwa Mitte des 15. Jahrhunderts folgte, zeigte aber nur in ihren glänzendsten Erscheinungen ein rein plastisches Vermögen; zumeist dagegen ward sie, entsprechend einer merkwürdigen Umwandlung des geistigen Vermögens um diese Zeit, abhängig von den Erfordernissen malerischer Wirkung.

Diese Wendung mag auf den ersten Blick um so wunderbarer erscheinen, als die Malerei bis tief ins 14. Jahrhundert hinein nicht minder unter dem allbeherrschenden Einfluß der Gotik gestanden hatte, als die Plastik. Auch hier das Statuarische, die überhöhten Figuren, der schmächtige Faltenwurf, die enge Schnürung der Gesten, das künstliche Ausbiegen in Hüft- und Bauchgegend, um der Gestalt doch einige Bewegung zu geben. Aber unter dieser strengen Hülle freilich gegen Schluß der Periode der erste, leise Übergang zu einer tiefsten freiheitlichen Bewegung, deren Charakter an dieser Stelle unserer Betrachtung nur bei weiterem Ausblick begriffen werden kann.

Deutet man psychologische Beobachtungen nicht künstlich, so ergiebt sich das Sehen selbst schon als ein Schließen; der Schluß vollzieht sich in einer Gesichtsvorstellung, wie er sich in anderen Fällen in Form sprachlich ausgedrückter Begriffe vollzieht. Alles Empfinden giebt mithin nicht ein absolutes, sondern ein relatives Maß der Dinge wieder; so auch die Gesichtsempfindung: sie löst

*) Zur Datierung der Perioden des Grabplattengusses s. den entscheidenden Aufsatz von Brehmer in Hans. Geschbl. 1883, 13 ff.

von den Objekten ein inneres Nachbild gleichsam ab und bringt dieses zum Bewußtsein. Das kann nicht geschehen und geschieht vor allem nicht beim künstlerischen Sehen, ohne daß das innere Bild einseitig wird, sich auf bestimmte Teile der Sinnesempfindung konzentriert.

Nun treten dem malerischen Sehen drei verschiedene Bestandteile des sinnlich Sichtbaren entgegen, Umrisse, Farben und Lichter. Diese hat es aufzunehmen und in subjektiver Weise zu verarbeiten. Dabei sind freilich Farbe und Licht, ja sogar Farbe, Licht und Kontur nicht absolute Gegensätze. Wohl aber relative. Gewiß ist eine Farbe ohne Licht nicht denkbar, aber sie kann doch im besonderen Sinne vom Licht umspielt sein, im Lichte leben oder nicht. Und der Umriß kann allerdings in Farbe und Licht verschwinden, er kann zum fast indistinkten Saum werden: gleichwohl bildet er für das körperliche Sehen immer eine unbedingte Voraussetzung.

Nun sehen wir heutzutage künstlerisch Umrisse, Farben und Lichter. Indes in den verschiedenen Arten der Malerei keineswegs in gleichem Verhältnis zu einander. Das Porträt z. B. gestattet ein Aufgeben fester Umrisse weniger, als mancher andere Zweig der Malerei; das menschliche Antlitz bietet eine so kleine Fläche, daß sie das moderne Auge, genügend nahe gebracht, der Regel nach noch bis in jeden Umriß beherrscht. So überwiegt im Porträt der Regel nach noch die Kontur das Licht und die Farbe, wenn auch diesen ein steigender Anteil an Wiedergabe und Charakteristik gewährt wird. In der Landschaft dagegen verschwimmen uns die Konturen, und ein zeichnerisch jeden Umriß wiedergebendes Landschaftsbild erscheint uns heutzutage deshalb nicht als künstlerische, sondern als künstliche Lösung; es sei denn, es gehöre der Vergangenheit an und wir betrachten es mit dem Auge historischer Aneignung.

Wie wir noch für die verschiedenen Gattungen der Malerei Unterschiede machen zwischen dem Verhältnis von Kontur, Farbe und Licht, so bestehen nun solche Unterschiede für die einzelnen Zeitalter der Entwicklung der Malerei in ungleich höherem Grade. Die ältesten Perioden bewältigen, etwas schematisch und ein wenig zu scharf ausgedrückt, künstlerisch nur den Umriß; erst später wird die Farbe ästhetisch bewältigt, und noch viel später das Licht.

Die älteste deutsche Malkunst gab nur den Umriß der Dinge. Und zwar gab sie ihn noch keineswegs naturgetreu, sondern unbewußt stilisiert; es sind die Perioden der bloßen Ornamentik

bis zum 8. Jahrhundert, der typischen Wiedergabe der Kontur vom 8. bis zum 11. Jahrhundert, der konventionellen Darstellung vom 11. bis zum 13. Jahrhundert. In ihnen näherte sich der unbewußt stilisierte Umriß immer mehr der Wirklichkeit.

Durch das 14. und teilweis 15. Jahrhundert, die Periode der bürgerlichen Kultur, wird das Zeitalter gebildet, da der naturalistische Umriß erreicht wird, wo in diesem wichtigsten Punkte das menschliche Auge die Natur beherrschen lernt, indem sie ihr genauestes Verständnis erwirbt: Kenntnis und Beherrschung der Natur bedingen sich gegenseitig. Es ist der Anfang des eigentlichen, schon halb modernen malerischen Verständnisses.

Jedoch die volle Herrschaft, eine gleichsam persönliche Gewalt über die Kontur erlangt die deutsche Entwicklung erst mit der Periode der großen Malerei seit dem vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. Nun wird der Umriß aus der genauesten naturalistischen Kenntnis seines Wesens heraus bewußt stilisiert: d. h. er wird idealisiert; und aus dem engsten Kleben am Thatsächlichen der Einzelerscheinung heraus erhebt sich die Kunst eines Dürer zur Forderung der idealischen Zeichnung der Außenwelt, der idealischen Wiedergabe namentlich der Umrisse des menschlichen Körpers.

Inzwischen aber war auch die Farbe längst in die Entwicklung der Malerei eingetreten.

Bis ins 11. Jahrhundert hinein, bis zum Schluß der typischen Periode des Umrisses, war die Farbe ein malerisch indifferentes Element. Nicht als ob man keine Freude an der Farbe gehabt hätte; das Wachsen der Teilnahme namentlich am farbig Glänzenden läßt sich vielmehr an der Mehrung der sprachlichen Bezeichnungen sehr wohl verfolgen; und die karlingische Zeit verfügte schon über einen besonderen Geschmack für das Nebeneinander der Farben im bemalten Ornament. Was aber fehlte, das war die Verbindung der Farbenempfindlichkeit mit dem Sinn für unmittelbare künstlerische Wiedergabe der Außenwelt: noch der St. Gallener Psalter aus dem Ende des 9. Jahrhunderts enthält rote, grüne, gelbe Pferde.

Dieser Sinn ward in der folgenden Periode, die mit dem Zeitalter der bürgerlichen Blüte, etwa mit den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts abschloß, gewonnen. Jetzt wurde die Farbe als künstlerisches Element für die Wiedergabe der Außenwelt erfaßt. Aber freilich nur in ihrem Totaleindruck, nicht aber schon im Sinne

des Kolorits. Man tuschte mehr an, als man malte; die Farbe war noch eine konventionelle Beigabe, sie besaß noch nicht eigenes Leben; sie deckte mehr, als daß sie rundete und modellierte.

Ganz anders im 15. und 16. Jahrhundert, von den van Eycks bis zu den Vorgängern der großen Holländer und Vlaemen. Jetzt kannte man das Wesen der Farbe ganz, man modellierte mit ihr bis ins feinste, man hatte sie naturalistisch erfaßt, und mit ihrem vollen Verständnis verband sich ein überaus entwickelter Farbengeschmack. Was aber noch fehlte, das war das volle Verhältnis der Farbe zum Licht. Man verstand es nicht, die Modellierung mit den Lichtreflexen in Einklang zu bringen, viel weniger das ganze Bild von bestimmtem Licht beherrschen zu lassen oder in bestimmtes Licht zu tauchen: der goldbraune Ton im Genter Altarbild der van Eycks, an sich fast eine Wundererscheinung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, darf über diesen Zusammenhang nicht täuschen; er harmonisiert nur die ohne große Berechnung verteilten Farben, ohne sie zu beleuchten. Der Regel nach aber modellierte man im 15. und 16. Jahrhundert die Lichter ins Weiße, Graue, Gelbe oder in eine durch Weiß oder Gelb gebrochene Nüance der Hauptfarbe: eine sehr rohe Annäherung noch an das wahre Verständnis des Lichts. So hat sehr deutlich ein Stephan Lochner und van der Weyden, ein David und Jan Joest gearbeitet; diskreter, aber in gleicher Manier, verfuhren die van Eycks und auch noch Dürer. Bezeichnend für diese Auffassung sind die Grisaillen, die grauweiß in grau oder gelbweiß in gelb, grünweiß in grün, braunweiß in braun gemalten Bilder: auf einem Tafelwerk, etwa dem Rogers von der Weyden im Städelschen Museum zu Frankfurt a. Main, fallen sie neben Bildern voller Farbe kaum auf, während sie später, etwa in den Blumenstücken der vlaemischen Schule, archaisch erscheinen und neben der ganzen, nunmehr erreichten Farbenwelt empfindlich stören. Diese Grisaillen aber waren noch eine beliebte Malform Dürers und Holbeins; ihnen kann man die Passion in der Albertina und noch mehr die herrlichen Bilder Holbeins im Prager Museum zuzählen.

Auch nach den Tagen unserer ersten großen Malerei in den frühen Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts starb diese Art der Modellierung noch nicht aus. Aber wurde sie bis dahin als Ergebnis eigner ansteigender Entwicklung sicher und natürlich gehandhabt, so wurde sie jetzt unter dem Einfluß der Italiener grobe

Manier; schon Lukas von Leiden hat gelegentlich ungemein große weiße Lichter, anderer unmittelbarer Nachahmer der Italiener nicht zu gedenken. Erst die direkten Vorgänger der großen niederländischen Koloristen, namentlich in Flandern, lassen den weißen Aufsatz des Lichts ziemlich vollständig verschwinden, so Coxcyen, die Pourbus, von Orley und andere; aber auch sie behalten doch noch die konturell feste Abgrenzung der Farben, also die zeichnerische Manier eines Dürer und Holbein, die von der mechanischen Behandlung des Lichtes unzertrennlich ist.

Der Fortschritt ging hier aus von den Meistern, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Umrisse weniger zu betonen und die Farben zu vertreiben begannen, einem Jan Joest, Barthel Bruyn und anderen.*) Und gleichzeitig lief neben diesem Bestreben ein anderes, fast noch wichtigeres her, das Gehen ins Lichte. Beides war die Art der späteren Kölner und der vlaemisch-holländischen Schule; hierher gehört das große Leidener Bild des Lukas von Leiden und nicht minder die Malerei des Quentin Massys. In Oberdeutschland aber erblühte schon vor diesen Anfängen in M. Grünewald ein Kolorist, der den Niederländern weit voraus war, und neben ihm standen Maler, wie Hans Leu, Baldung und Altdorfer. Leider wurde dann der neue Aufschwung durch Aufnahme italienischer Einflüsse gestört. Aber ganz ging er darum nicht verloren. Immer mehr näherte man sich im Laufe des 16. Jahrhunderts, nun vor allem wieder im Niederland, dem unmittelbaren malerischen Ergreifen des Lichtes; die Lehrer von Rubens und Rembrandt, Otto van Veen und Pieter Lastman, und Landschafter wie Roelant Saverij, standen unmittelbar vor der Beantwortung der Frage.

Gelöst ward sie durch die Malerfürsten der vlaemischen und holländischen Schule des 16. Jahrhunderts. Bei ihnen ist der zeichnerische Umriß verschwunden; Dürer war Meister des Kupferstichs, Rembrandt ist Meister der Radierung. So ist jetzt die Farbe ins vollste Recht getreten; ein Franz Hals malt in späterer Zeit nur durch Aneinandersetzen farbiger Klexe. Auf diesen Errungenschaften erhebt sich dann die erste malerische Wiedergabe des Lichtes. Freilich nicht naturalistisch wird es zunächst erfaßt; es wird stilisiert, wie der Umriß anfangs, wie auch die Farbe

*) Teilweis schon von Memline.

stilisiert worden war. Der Meister stilisierten Lichtes ist Rembrandt. Aber auch Rubens steht ganz auf diesem Boden: das ergiebt sich alsbald, wenn man die Landschaften Rembrandts und Rubens' vergleichend betrachtet. Die Brüsseler Landschaft des Rubens aber wiederum hat fast völlig genau Stimmung, Ton und Belichtungsart des Judenkirchhofs von Ruisdael in der Dresdner Galerie. Auf dem Boden stilistischer Bewältigung des Lichtes stehen sie alle, die Großen des 17. Jahrhunderts, Vlaemen wie Holländer; und ihre Errungenschaften haben den Gang der Malerei bestimmt, bis mit der Freilichtmalerei unserer Tage die naturalistische Wiedergabe des Lichtes begonnen hat.

Kehren wir zur Stellung der Malerei im 14. Jahrhundert zurück, so wird nach dem Gesagten einleuchten, daß sie weniger an sich, denn als Ruhepunkt alter, als Ausgangspunkt neuer Entwicklungen Bedeutung hat. Sie hat ein Doppelgesicht, sie ist noch bürgerlich konventionell und gotisch gebunden, aber sie drängt doch schon auf vollen Naturalismus der Kontur und auf weniger trockene Behandlung der Farbe.

Am wenigsten tritt diese fortschrittliche Seite hervor in den Zweigen, die sich langer und großer Vergangenheit rühmen konnten, vor allem in der Miniatur. Die Miniatur dieser Zeit ist nichts als ein Abklatsch der französischen Gouachemalerei, die seit Ludwig IX. einen großen Aufschwung genommen hatte. In steter Verbindung mit Frankreich liefern die deutschen Künstler, in getreuer Nacheiferung der französischen Vorbilder und Modewendungen, dieselben zierlich-unbedeutenden, süß-lieblichen Darstellungen von meist außerordentlicher Kleinheit, dieselben Drolerien, dieselben Dornblattmuster, dieselben Teppichhintergründe endlich mit der Vorliebe für die *indigoblau-ziegelrote Farbenzusammenstellung*, die zu Graublau und stumpfem Hellrot abgetönt im französischen Rokoko, in den Bildern eines Boucher etwa, wiederkehren sollte. Der Charakter bleibt dabei wesentlich ritterlich-aristokratisch; nur in den höchsten Kreisen ist die Vorliebe für diese Miniaturen verbreitet. Die Luxemburger, selbst halbe Franzosen, haben sie gepflegt vom Erzbischof Balduin von Trier über Karl IV. bis auf König Wenzel; mit ihrer ständigen Residenz in Prag wurden sie dort und in Ostdeutschland überhaupt heimisch. Die letzte stärkere Ausbildung erhielt die Technik dann in Wien in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts; hier sind die Illustrationen zur

deutschen Übersetzung des Rationale Durands vom Jahre 1384 ihre ansprechendste Schöpfung.

Welch andern Aufschwung dagegen erlebte die nationale Kunst der einfachen Zeichnung im Federriß, die sich zur staufischen Zeit gleichzeitig mit einer neuen Gouachemalerei, der Vorläuferin des französischen Stils, gebildet hatte*)! Ihr vor allem und am frühesten fällt die Pflege des künstlerischen Fortschritts im Umriß zu, ihr Mäcen ist die Nation, und ihre Erzeugnisse wandern durch alle Welt. Sie will nichts als illustrieren; in flottester Darstellung begleitet sie den Text beliebter Autoren, die Weltchronik des Rudolf von Ems etwa oder die Bibel, das Rechtsbuch und Schriften sittlich-religiöser Erbauung. Der Mensch ist ihr Thema, und sie bewältigt ihn ganz in schon fast vollem Naturalismus der Kontur, nur entfernt klingt die stilistische Einwirkung der Gotik an. Und auch an Farbe fehlt es schon nicht mehr; hastige Hände haben in die Zeichnungen der Papierhandschriften mit Wasserfarben eine oberflächliche Kolorierung eingetragen, oft völlig fabrikmäßig, die eine Hand etwa nur die blauen, die andere die grauen, eine dritte die roten Töne.

In der That handelt es sich hier um fabrikmäßige Herstellung. Schon heute sind einige Inhaber solcher Illustrationswerkstätten bekannt, Ulrich Richental in Konstanz, Diepold Lauber in Hagenau; andere wird fortschreitende Forschung hinzufügen. Es waren Verleger von Handschrift und Illustration zugleich, sie arbeiteten auf Bestellung und für den Markt, sie segelten im modernsten Fahrwasser des aufkommenden industriellen Verlegertums, schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben sie geblüht. Aus ihrem Betriebe heraus entwickelte sich die Litteratur der Blockbücher für den Unterricht der bürgerlichen Laienwelt und nach Erfindung des Buchdrucks der unglaublich reiche Verlag illustrierter Drucke in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und in der Reformationszeit: sie mit ihren Folgeerscheinungen haben die achtenswerte Höhe populär-ästhetischen Verständnisses im 16. Jahrhundert hervorzaubern helfen.

Und auch auf die große Kunst der Malerei, soweit sie national war, wirkten sie ein. Die Illustrationen der Armenbibeln der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts atmen schon vielfach den

*) S. Band 3, S. 241 f.

Geist der Tafelmalerei des 15. Jahrhunderts; hier wird die genrehafte Auffassung heiliger Szenen, hier die gemütstiefe Änderung eingerosteter Motive der Bewegung und Stimmung, hier der ganze Naturalismus angebahnt, der um einige Generationen später im Tafelgemälde durchbricht.

Vorläufig allerdings war die Tafelmalerei überhaupt der jüngste Zweig der malerischen Entwickelung. Zwar hat es Tafelbilder schon im 9. bis 11. Jahrhundert gegeben; als edelste Form nationaler Kunstübung aber tritt das Tafelgemälde erst seit frühestens dem 14. Jahrhundert in den ästhetischen Wettbewerb. Damals oder etwas später begannen wohl die frühesten Schulen sich zu bilden, zugleich mit der ersten Veredlung handwerklichen Thuns im Bürgertum. Ihre Sitze waren, sehen wir vom Rhein ab, wohl vornehmlich Regensburg und Nürnberg; in Nürnberg erreichte die Kunst im Laufe des 14. Jahrhunderts schon eine achtenswerte Höhe, und im Beginn des 15. Jahrhunderts war sie bereits kräftig genug, ein Werk, wie den Imhofschen Altar hervorgehen zu lassen, der mit Recht um etwa 1420 gesetzt wird.*)

Inzwischen aber hatte Prag allen anderen Städten den Rang abgelaufen. Hier trafen sich am Hofe Karls IV. mit den deutschen fremde, französische, avignonesische, italienische Einflüsse. Sie alle aber überwog doch der deutsche: der Baumeister des Veitsdoms, Parler, war aus Schwäbisch-Gemünd, und Nicolaus Wurmser, der bevorzugte Maler des Hofes, aus Straßburg.**) Vor allem aber die Malerei ist als deutsch anzusprechen. Die Malerzunft ließ im Jahre 1348 ihre Satzungen in deutscher Sprache aufzeichnen, und deutsche Anforderungen galten für ihre Prüfung zum Meister. Auch der größte Maler der Schule, Theoderich (thätig 1348—1375), ist, *falls er als Tscheche geboren sein sollte, doch* Deutscher nach Geschmack und Ausbildung. Die ihm zugeschriebenen Bilder zeigen Abhängigkeit von der oberfränkischen Art Nürnbergs, das kräftige Inkarnat, das Nebeneinander greller Farben, aber dabei schon einen regen Sinn für mehr naturalistische Auffassung, namentlich im Portrait schon die sichere Wiedergabe des nationalen Typus. Nach Theoderichs Tod freilich, unter König Wenzel, wurde

*) So auch von Thode (Malerschule von Nürnberg). Ob aber sein Maler Meister Berthold gewesen?

**) Neuwirth in Mitt. des deutsch-böhm. Geschver. 22, 62.

die Schule tschechisch; sie blühte in Südböhmen weiter bis etwa 1430, aber ihre dunkeln Tafeln mit dem schweren braunen Inkarnat der Männer, der etwas frischeren Farbe der Frauen bedeuten den Verfall.

Und längst schon war der Höhepunkt der Tafelmalerei nach Westen, nach Westfalen, an den Rhein, entglitten. Hier wurde Köln das Centrum einer ungemein fruchtbaren Produktion, und unter seinen Malern ragte einer vor allen empor, Meister Wilhelm. Von ihm schreibt die Limburger Chronik*) zum Jahr etwa 1380: der was der beste maler in Duschen landen, als he wart geachtet von den meistern, want he malte einen iglichen menschen von aller gestalt als hette ez gelebet. Es ist das erste Mal, daß ein mittelalterlicher Geschichtsschreiber eines großen Malers ausdrücklich gedenkt. Mit Recht. Die Bilder, die dem Meister zugeschrieben werden, die Madonna mit der Bohnenblüte im Kölner Museum und andere, verraten einen außerordentlichen Fortschritt. Zwar sind die Figuren noch schmächtig und überschlank, und in ihrer Feinheit gelegentlich fast zerbrechlich und schemenhaft, aber sie leben in wenn auch noch fromm gebundener Freude an Natur und Welt; sie athmen jugendliche Anmut und die Zartheit der Minne; sie führen herab aus dem Himmel auf die Erde; ein kinderreiner Frieden, aber doch ein Frieden von dieser Welt, liegt über ihnen: sie sind die verkörperten Ideale bürgerlich frohen und frommen Denkens. Das Zeitalter der großen bürgerlichen Erhebung im späteren Mittelalter hat ihnen nichts zur Seite zu stellen; sie schließen dies Zeitalter ab, wie einst die Naumburger Donatoren und die Wechselburger Schöpfungen**) das Zeitalter ritterlicher Entwicklung.

V.

So hat sich im 14. Jahrhundert trotz aller entgegentretenden Schwierigkeiten, trotz der Lebenshaltung des Bürgertums, das sich nur schwer rein materiellem Wirken entriß, trotz der stilistischen Prädestination, die alle Kunstgattungen durch die Übermacht der Gotik erhielten, dennoch schließlich eine bürgerlich-konventionelle, bildende Kunst entwickelt. Sie war immerhin schon ein wichtiges

---

*) ed. Wyß S. 75.

**) Vgl. Band 3, S. 245 f.

Moment allgemeinen geistigen Fortschritts; mit ihren besten Schöpfungen reicht sie dicht heran bis an die Vorhöfe der individualistischen Kultur, deren Pforten sich im 15. Jahrhundert glänzend öffnen sollten.

Der dichterischen Bewegung war ein weniger günstiges Schicksal beschieden. Das litterarische Interesse des eben erwachsenden Bürgertums war gering, die Sitten waren zwar etwas weniger konventionell wie die der staufischen Ritterzeit, aber um vieles unfeiner; ein roher Ton herrschte, und seine unflätigen Äußerungen erstickten die weicheren Laute des Herzens. So kam es erst spät zu dichterischen Bestrebungen der führenden bürgerlichen Schichten, und niemals wandten diese sich den zarten Gattungen der Dichtkunst zu: die Lyrik in fast allen ihren Weisen verstummte, nur die Satire erblühte in derber Geißelung der Personen und Zustände, und die pöbel- und possenhaften, grobgestalteten Anfänge des Dramas kamen empor.

Zum Beginn aber des neuen Zeitalters und teilweis durch dessen ganzen Verlauf hin nahmen alte Formen der Dichtung die unbesetzten Stellen ein und wucherten nunmehr üppig und regellos. Der Minnesang der Stauferzeit wurde handwerksmäßig weiter gepflegt im Meistersang der bürgerlichen Kreise; die Anmut der Verse wurde durch deren Anzahl ersetzt, Kunst ward zur Künstlichkeit, Grazie zur Pedanterie, Gefühl zur gezierten Phrase. Die alten Erzählungsstoffe der ritterlichen Gesellschaft kamen im Gefolge humanistisch-litterarischer Einwirkungen von Frankreich her ins Land: Loher und Maller, Lanzelot, die schöne Melusine: in Prosaform, ihres koketten Versgewandes entkleidet, fanden sie Zuflucht bei der Teilnahme des besseren Bürgertums und des niederen Adels. Vor allem aber schwoll neben diesen Resten der Stauferzeit der Born uralt-lyrischer Poesie aus den Tiefen des Volks von neuem mächtig empor: das 14. Jahrhundert ward zur ersten, uns noch erkennbaren Blütezeit unseres Volkslieds; von Jahr zu Jahr, von Ort zu Ort wechselten seine Stoffe und Weisen. Unbenannt und unpersönlich tauchten die neuen Lieder auf und verschwanden, bis sie seit der Mitte des 15. Jahrhunderts — ein Zeichen des Verfalls — in Blütenlesen zusammengefaßt wurden. Ihre Art aber gehört fast noch der Urzeit an in der parabolischen Form, die das Bild fast unvermittelt neben die Empfindung setzt:

Drei Laub auf einer Linden, die blühen also wohl:
Sie thät viel tausend Sprünge, ihr Herz war Freuden voll:

es ist, als ob die letzten Laute symbolischer Empfindungsäußerung zu uns herüberdrängen.*) Und wiederum gilt, wie vor Alters, der Frauendienst dem Mädchen; das ritterliche Ideal unnennbaren Schmachtens gegenüber vermählten Frauen ist verschwunden; keck und frisch dringt das Liebeslied ins Land, klar, greifbar, gegenständlich, mag auch der Falke symbolisch den Geliebten bezeichnen und die Blume das Mädchen. Daneben aber nimmt sich die alte Weise auch neuer Stoffe an; sie greift grobsinnlich in die durch das engere Zusammenwohnen lüsterner gestaltete städtische Welt mit ihren modernen Verhältnissen, sie lebt die sozialen Sorgen der tieferen Klassen mit, und sie entwickelt die ganze Brutalität ihres Hohnes und Hasses, wenn es sich um die Schilderung der Kirche, des Mönchs- und des Nonnenlebens handelt.

Hier liegen die Berührungspunkte mit der im 14. Jahrhundert langsam emporkommenden, erst im 15. Jahrhundert voll auflebenden bürgerlichen Poesie, mit dem Drama und der Satire.

Die Satire in der Form gegenseitig hänselnden Scherzes ist uralt. Und schon in der Stauferzeit waren aus ihr mit Beihilfe anderer geistigen Strömungen gelegentlich litterarische Formen entwickelt. So erklärt erst die Bußpredigt die Erscheinung Heinrichs von Melk, so hängt die Satire eines Neidhard von Reuental mit den alten Neigungen der Tanzlieder zu höhnender Herausforderung zusammen**), und der satirisch-didaktische Zug der Fabel spiegelt sich wider in den Schwänken des 13. Jahrhunderts. Der tiefere geistige Untergrund für die Vollblüte der Satire indes ward erst in dem konventionellen Charakter der bürgerlichen Gesellschaft gelegt. Jetzt erst gewöhnte man sich, gesellschaftliche Typen in ihrer charakteristischen Ausgestaltung geistig festzulegen und ihre auffallendsten Besonderheiten bald launig-humoristisch, bald beißend-boshaft hervorzuheben; jetzt erst tritt der ständige Spott zwischen Bauer und Bürger, zwischen Schneider und Schuster wie den einzelnen Handwerken überhaupt, sowie zwischen den einzelnen Städten hervor. Da wird in konventioneller Karikatur festgehalten, was das Leben Auffallendes bietet, und ein

*) Vgl. meine Deutsche Geschichte, Band 1, S. 179.

**) Vgl. meine Deutsche Geschichte, Band 3, S. 225 f. und 248.

bürgerlich-realistischer Sinn verarbeitet es zu erbarmungsloser Satire. In Flandern entstehen die Werke Jan Boendales; in seinem Lekenspieghel nimmt er ein beliebtes Predigtthema auf, die Behandlung der einzelnen Stände; noch bissiger ist Jan's Teesteye, und auch die Brabantschen Yeesten lassen die satirische Grundstimmung durchblicken. Im engeren Deutschland kommen die tausend komischen Erzählungen über die Klugheit der Bürger einzelner Städte auf, die später in den Stücklein von den Schildbürgern ausklingen, und die Rache der ländlichen Bevölkerung gegenüber dem ätzenden Witz der Städter verkörpert sich in den Erzählungen vom Eulenspiegel. Darüber hinaus wird die Satire in den höheren Schichten gepflegt seit spätestens der Mitte des 15. Jahrhunderts; sie dringt völlig ein in die Predigten eines Geiler von Kaisersberg, und sie findet ihre klassische Zusammenfassung im Narrenschiff Sebastian Brants wie in den Schriften Murners.

Ihre grobere Fortbildung aber fällt hinüber in die Anfänge dramatischer Formgebung.

Die Anfänge dieser Formgebung — nicht der dramatischen Auffassung im modernen Sinne, die erst ein Erzeugnis der individualistischen Kultur der Neuzeit ist — führen auf kirchliches Gebiet. Hier entfaltete sich aus den Fragen des Festevangeliums in der Liturgie des Ostermorgens leicht eine äußerlich dramatische Szene. Quem queritis in sepulchro, o christicolae? — Jesum Nazarenum crucifixum, o celicolae! — Non est hic; surrexit, ut predicaret; ite, nuntiate, quia surrexit. — Surrexit! Und nun knüpften sich weitere Wechselgespräche, sowie das Absingen von Sequenzen an. Es ist eine Form des Gottesdienstes, die schon für das 10. Jahrhundert ausdrücklich bezeugt ist. Aus ihr, aus dem rezitativen Singen der Evangelien überhaupt, sowie aus gewissen symbolischen Gebräuchen der Kirche, entwickelten sich nun bald weitere Szenen. Der Stoff beschränkte sich dabei nicht mehr auf die Passion, das ganze Leben des Herrn, auch andere fromme Erzählungen wurden herbeigezogen. Dazu wurden Lieder gesungen, und Maria als Gottesmutter wie Maria Magdalena als Vertreterin der sündigen Menschheit traten besonders hervor.

Der äußere Apparat dieser Darstellungen, wie sie mit dem 14. Jahrhundert vollausgebildet erscheinen, war ärmlich genug; ein einfaches Podium diente als Szenerie, und die einzelnen

Handlungen flossen ohne deutliche Scheidung in einander, wie in den Miniaturen des früheren Mittelalters die Darstellungen fortschreitender Szenen in einem einzigen, diskursiv gehaltenen Bilde zusammenrannen. Dabei fehlte anfangs jede Spur psychologischer Begründung, die Handlung wurde überhaupt nicht dramatisch aufgefaßt, sondern episch; die Handelnden gaben an, wer sie seien, was zu thun sie beabsichtigten, und führten ihre Absicht dann aus. Es war eine Kunstgattung, die bei dem häufigen Gebrauch von Musik und bei der Notwendigkeit eines zwischengeschobenen erzählenden und erklärenden Rezitativs entfernt an ein heutiges Oratorium erinnerte.

Nun ging man aber über diese durchaus epische Form hinaus. Man begann zu motivieren, indem man den Teufel einführte als Ratgeber zum Bösen. Man verlegte später auch wohl die Motivierung schon ins Innerliche, indem man durch einzelne eingeschobene Handlungen zu zeigen versuchte, Judas der Verräter sei ein typischer Geizhals, die Landsknechte seien hergebracht rohe Gesellen, die Juden von Anbeginn schnöde Leute. Damit verstattete man dem konventionellen Verständnis des Bürgertums einen schon nicht unbedenklichen Einfluß. Und schon war man in einem anderen Punkte weiter gegangen. Man hatte in Deutschland, entsprechend dem germanischen Genie, das Abwechslung im Charakteristischen künstlerisch höher wertet als rein harmonischen Verlauf, die ernsten Szenen am Grabe Christi längst gegengewogen durch halb burleske Szenen, etwa den Wettlauf der Apostel Johannes und Petrus zum Grabe. Es war der Anfang zur fast völligen Umformung der kirchlichen Spiele. Die burlesken Szenen nahmen überhand; sie bildeten einen breiten, barocken, dabei äußerst rohen Rahmen um das Bild der heiligen Vorgänge. Zugleich mit dieser Umwandlung griff die Gemeinde in die Darstellung ein. Nur die biblischen Personen wurden wohl noch von Geistlichen gegeben, und Christus wenigstens sprach auch noch in sehr später Zeit Latein. Die anderen Rollen dagegen, und vor allem die Darstellung des Chors, sei es der Juden und Kriegsknechte, sei es der Salbenkrämer und Vogelhändler im Tempel, fielen der Gemeinde zu; in ihnen versuchten sich die zahlreichen geistlichen Brüderschaften der Städte. Es war die Demokratisierung und Laisierung der alten Mysterien und Moralitäten.

Und bald trat ihr die Ausbildung des bürgerlichen Possenspiels zur Seite. Es war bis auf einen gewissen Grad nichts,

als die aus dem kirchlichen Rahmen losgelöste Burleske. Die Aufgabe war auch hier noch nicht eigentlich dramatisch in unserem Sinne. Zwar gab es eine Szene, gab es Personen. Aber die Personen waren nur Typen, Marionetten, sie entsprachen gleichsam den hergebrachten Personen unseres volkstümlichen Puppenspiels. Sie vertraten zum großen Teil die satirisch entwickelten konventionellen Vorstellungen vom Unterschiede der Stände und Berufe, von der Überlegenheit der Stadt über das platte Land, und sie strotzten nebenher von unsäglicher Gemeinheit. Gleichwohl galten sie der Zeit unendlich viel, von den flandrischen Soternijen an bis auf die Nürnberger Spiele eines Rosenplüt.

In der That bilden sie den Gipfelpunkt des ästhetisch-litterarischen Interesses und Verständnisses im Bürgertum des ausgehenden Mittelalters. Sie repräsentiren flott und skrupellos die Anschauungen, die man sich von der sozialen Welt gebildet hatte, sie sprechen im familiärgewohnten Ton einer zunächst dem Materiellen zugewandten Zeit: sie sind offen und ehrlich. Und so mögen sie uns trotz allen Unflats doch als kräftige Zeugen anmuten einer Zeit, da der Bürger breitspurig dastand auf dem weiten Grund ungeahnt rascher politischer und wirtschaftlicher Erfolge, und kampf- und spottbereit ausschaute nach jedem, der ihm zu trutzen wagte.



Thomas Campanella.

Ein Dichterphilosoph der italienischen Renaissance
von **Eberhard Gothein.**

Gerade neunzig Jahre sind vergangen, seitdem Herder, als er in seiner letzten Lebenszeit mit den Romantikern wetteiferte Meisterwerke fremder Litteraturkreise in unserer Nation heimisch zu machen, auch eine Reihe von Sonetten des italienischen Philosophen Tommaso Campanella übertrug. Die nüchternen Blankverse, von denen er nur in einem einzigem Falle sehr zum Vorteil des Gedichtes abwich, sind freilich wenig geeignet, ein Bild von der tiefen und kühnen Ausdrucksweise des Italieners zu geben, der nochmals am Ende der großen Zeit Italiens sich zu dem Fluge Dante's aufzuschwingen wagte, aber sie gewährten doch wenigstens einen Einblick in eine gährende und ringende Gedankenwelt und in ein düsteres Lebensschicksal. Herder hat in überschwänglichen Worten eine kurze Charakteristik des Dichterphilosophen hinzugefügt, in der er ihn als einen modernen Prometheus feiert, der das kühne Unterfangen, die Fackel der Wissenschaft und der Freiheit zu entzünden, mit namenlosen Qualen gebüßt habe, während er zugleich einen Bahnbrecher der Toleranz in ihm erkennen will. Für seine Hochschätzung berief er sich auf Leibnitz's Urteil, der Campanella zugleich mit Bacon weit über Descartes und Hobbes gestellt hatte. Wenn der Scharfsinn jener beiden — so meint Leibnitz mit einem etwas zweischneidigen Vergleich — einer durchschlagenden aber kleinen Flintenkugel gleiche, so sei die Philosophie Campanella's wie ein langsamerer aber um so gewichtigerer Felsblock, der alles zerschmetternd von einer Katapulte geschleudert werde.

Die Italiener selber hatten ihren Landsmann, der vor dem neuen Maßstab Voltärianischer Aufklärung ebenso schlecht bestand wie vor dem alten der katholischen Orthodoxie, im vorigen Jahrhundert nahezu vergessen; seitdem aber haben sie sich, gleichsam beschämt durch das Lob der Fremden, mit immer wachsendem Interesse der Erforschung seiner Schicksale und seiner Lehre zugewandt. Ebenbürtig trat Campanella's Gestalt der des Giordano Bruno zur Seite; man bewunderte in ihm den Patrioten, der zum Märtyrer Italiens, der Freiheit und der Philosophie zugleich geworden war; man fand in jenen Worten von Leibnitz und Herder das unverdächtigste Zeugnis, daß den Italienern das Verdienst der Neuschöpfung der europäischen Philosophie gebühre; man erkannte in seinen Canzonen und Sonetten die echte erhabene und einfache Dichtung jener Epoche, die das Schling- und Rankenwerk des Manierismus bisher den Blicken zu Unrecht entzogen hatte.

So Vortreffliches nun auch seither italienische Gelehrte geleistet haben, indem sie verstecktes Material zu Campanella's Lebens- und Leidensgeschichte förderten, oder Bedeutung und Ursprung seiner Philosophie erläuterten, so wohlverdient auch der Ehrenplatz ist, den der Dichterphilosoph unter den Zeugen für die unverwüstliche Geisteskraft Italiens in den Zeiten der Fremdherrschaft und der Unterdrückung jetzt einnimmt, so wenig ist doch diese panegyrische Stimmung geeignet, dem Manne im historischen Sinne gerecht zu werden, d. h. ihn unter den Bedingungen und Schranken zu vergegenwärtigen, denen er unterlag, und ihn so in der Totalität seiner Erscheinung zu erfassen. Möge es mir gestattet sein, auch nachdem bereits ein berühmter deutscher Philosoph, Chr. Sigwart*), eine unbefangenere Würdigung Campanella's gegeben hat, ein Bild des Menschen, Dichters und Denkers auf den Hintergrunde seiner Zeit zu zeichnen.

Und welcher Zeit! Nach der schönheitstrunkenen und bei aller leidenschaftlichen Bewegung des Lebens dennoch in sich abgeklärten Renaissance sind für Italien die Stürme einer Übergangsepoche gefolgt, in der sich die äußersten Gegensätze zwar in den Köpfen zusammenfinden, aber die Seelen zerreißen, eine Zeit, in der dem Volke und den Individuen Fesseln über Fesseln angelegt

*) Sigwart, „Kleine Schriften", zuerst in den Preußischen Jahrbüchern.

wurden, indes der Flug der Gedanken noch ungehemmt war und die höchsten Ziele noch im Augenblicke erreichbar erschienen — eine Zeit der Gährung, aus der ruhiger und siegesgewisser die Naturforschung und die Philosophie des 17. Jahrhunderts hervortreten sollten. So hat sie Campanella selbst geschildert:

„Wer wünschte nicht das Ziel auf freien Schwingen,
„Ja mehr — im Sprung zu treffen! Doch die Flucht
„Hemmt unsres Daseins Wucht.
„Es eilet der Gedanke sonder Rast
„Von Land zu Lande, die er sehnend sucht;
„Da hemmen ihn die Bande vorzudringen,
„Die Erdenfesseln, die ihn eng umschlingen!
„So hält die Seele jene dunkle Last
„Den Wunsch, die Lust, den Sinn mit Zwang umfaßt."

Zwei Männer nennt diese Zeit ihre Vertreter: Giordano Bruno und Campanella; der dritte, größte Name, der mit ihnen zusammen genannt wird, Galilei, weist voraus, in die Zeit der Klarheit. Diese Faust-Naturen werden sich völlig nur dem dichterischen Verständnis erschließen. Auch der Kulturhistoriker, der in ihr Wesen einzudringen versucht, vermag es nur, indem er sie dichterisch nachzuempfinden, nachzubilden unternimmt.

Immer wird die Poesie in der Philosophie ihr Recht behalten; denn nie kann diese von ihrer höchsten Aufgabe absehen, die vereinzelten Erkenntnisse der getrennt arbeitenden Wissenschaften zu einer Weltanschauung, einem Weltbilde zu vereinigen. Und schon mit den Worten „Anschauung, Bild" deuten wir darauf, daß sie dies nur auf dem Wege der Kunst vermag. Die Philosophie dient allen Wissenschaften, sofern sie eine Erkenntnislehre schafft, in der sie die Grenzen und Mittel des Denkens erörtert; sie herrscht über alle, indem sie als Einheit sieht, was in jenen noch zerstreut und unzusammenhängend ist, indem sie erst dadurch den Menschen über seine eigene Stellung im Weltganzen orientiert und in ihm jene harmonische Empfindung erweckt, die sonst nur der Kunst hervorzurufen vorbehalten ist. Es ist ihr zu verzeihen, wenn sie selber diese ihre künstlerische Überzeugungskraft oft für wissenschaftliche Erkenntnis gehalten hat. Ihre Geschichte scheint von Irrtümern zu Irrtümern zu leiten; und doch sind diese fruchtbar gewesen wie die höchsten Wahrheiten. Diese poetische Anticipation der Wahrheit, dieses Seheramt der Philosophie wird vor allem in Zeiten von Bedeutung sein, wo eine neue Bahn

gebrochen, eine neue Überzeugung geschaffen wird. Zwar auch in solchen wird die Philosophie niemals den beschreibenden, beobachtenden, rechnenden Wissenschaften auch nur die Probleme stellen; aber sie bereitet für sie den Boden; sie giebt den Geistern den Zug, den Gemütern die Stimmung, und sie thut damit der exakten Wissenschaft keinen Eintrag.

Die Scholastik des späteren Mittelalters schien Wissenschaft, denn sie bewegte sich in den Formen strengen, begrifflichen Denkens, und gegen ihre Schlußreihen ist nichts einzuwenden; aber sie entbehrt jedes lebendigen Kernes. Auch die Scholastik war einst jung gewesen, und damals hatte sie Dichter, wie Dante und Raimund Lull, hervorgebracht; aber diese Zeiten waren rasch vorüber gegangen. Da bekanntlich keine Wissenschaft, auch wenn sie längst tot ist, äußerlich stirbt, solange im Schematismus der Universitäten ein Plätzchen für sie offengehalten wird, so konnte auch die Scholastik mit großen Ansprüchen und mangelnden Leistungen noch Jahrhunderte lang ein Scheindasein fristen. Die Philosophie aber, welche aussprach, was Gemüt und Verstand der Besten bewegte, welche die Lebensprobleme enthielt, war wieder zur Dichtung geworden und ist es zwei und ein halbes Jahrhundert von Petrarca bis Campanella geblieben. Wenn Petrarca der Scholastik ihre barbarische Form vorwarf und an ihre Stelle die Rhetorik Ciceros und das sentimentale Selbstgespräch Augustins setzte, so entlehnte er zunächst der Kunst die Hülle. Die sachlichen Resultate freilich waren dürftig; aber es war doch Dichterphilosophie, wenn er das Auf- und Abwogen der Stimmungen, die Debatten, welche die Geisteskräfte mit einander führen, Vorwürfe, Einwendungen, Rechtfertigung, Selbstverurteilung zu ihrem Inhalt machte.

Petrarca hatte einen großen Namen genannt, wie ein noch dunkles Ziel, nach dem man hinstreben müsse: Plato. Seine Ahnung wurde binnen kurzem erfüllt. Eine Zeit, in welcher die Gestaltung künstlerischer Ideen zur wichtigsten Aufgabe des Geistes geworden war, bedurfte einer Idealphilosophie, gleichviel ob diese geeignet war, die Erscheinungswelt zu erklären. Nicht in den systematischen Schriften der Pletho und Ficino, sondern in den Gedichten des Lorenzo Medici und Michel Angelo, in den aus der Geselligkeit geschöpften Dialogen des Castiglione und Bembo haben wir die vollgültigen Äußerungen des Platonismus der Renaissance aufzusuchen. Zu keiner Zeit ist Leben und Trachten

der gebildeten Stände so tief mit philosophischem Denken getränkt wesen als in dieser, die dem bloßen Systematiker unfruchtbar erscheinen möchte.

Auf die Dauer konnte aber das italienische Denken, rastlos arbeitend, wie es in diesem Jahrhundert höchster Kräfteanspannung war, hierbei nicht stehen bleiben. War man erst von Aristoteles auf Plato zurückgegangen, so suchte man jetzt auch diesen durch seine Vorgänger zu ergänzen. So wurde am Ende der Renaissancezeit die frühgriechische Naturphilosophie zum bewunderten Vorbilde, und sie erschien um so werter der Nacheiferung, weil sie sich dem forschenden Blicke noch großenteils in einem geheimnisvollen Dunkel entzog. Dahin drängten jetzt alle Interessen, nicht nur Ideale künstlerisch zu verkörpern, sondern die Natur zu erkennen und zu beherrschen. Ein großer Künstler selber, Leonardo da Vinci, hatte diese Richtung angebahnt; jetzt fand sie zumal in Süditalien den lebhaftesten Ausdruck. Und gerade hier galt die Erweckung der griechischen Naturphilosophie als nationale That, denn sie wurde als die eigentliche italienische Philosophie angesehen. Die Calabresen, die jetzt die Führerrolle übernahmen, fühlen sich als die geistigen Erben der Eleaten, des Pythagoras, Timäus und Empedokles; sie bemerken mit Stolz, daß der göttliche Plato selber sich die Belehrung über die Weltgesetze erst in Italien geholt hat und die tiefsten Probleme der Dialektik und Naturphilosophie ihren Landsleuten, den Parmenides und Timäus, in den Mund legt. In diesem Lande festwurzelnder provinzieller Eigentümlichkeit und lokaler historischer Tradition mußte aber das Bewußtsein dieses geistigen Zusammenhanges eine der stärksten Triebfedern sein.

Süditalien hatte sich am spätesten der Renaissancebildung zugewandt; dann aber hatte diese sich gerade hier besonders reich ausgestaltet unter den mannigfachen Eindrücken eines bunten Volkslebens; sie hatte gegenüber dem üppig wuchernden Aberglauben der Massen zugleich eine schärfere kritische Wendung als anderwärts genommen. In dem entlegenen Calabrien, das mit dem übrigen Italien kaum in Berührung kam, hatte sich diese humanistische Kultur im stillen Kreise verständnisvoller Anhänger gefestigt, und hier hatte sie sich mit besonderem Eifer der Naturforschung und Naturphilosophie zugewandt. Schon am Ende des 15. Jahrhunderts hatte ein geistreicher skeptischer Arzt, Galateo,

im engen Anschluß an den neapolitanischen Freundeskreis, die sogenannte Akademie, eine gleiche Vereinigung in Lecce gestiftet, in der naturwissenschaftliche und philosophische Bestrebungen Hand in Hand gingen. An sie wiederum knüpfte um die Mitte des folgenden Jahrhunderts Bernardino Telesio an, der in Cosenza und Neapel einen Kreis von Mitstrebenden um sich sammelte.

Baco hat später von Telesio bemerkt: er sei stärker im Niederreißen als im Aufbauen gewesen; und wenn auch der große englische Philosoph, ohne es zu wissen, sich hiermit sein eigenes Urteil sprach, so trifft die Bemerkung doch auf Telesio durchaus zu. Er eröffnete den großen Kampf gegen die Physik des Aristoteles, indem er sich gegen die Erklärung des Weltzusammenhanges und seiner einzelnen Erscheinungen aus Zweckursachen erklärte; aber in seinen eigenen Versuchen der Erklärung blieb er dennoch bei den vermeintlichen innewohnenden, festen Eigenschaften der Dinge stehen. Bei ihm heißen sie Wärme und Kälte, Licht und Schatten, aus ihrer Mischung und ihrem Kampfe wird die Welt begriffen; und wenn er auch das Experiment ebenso wie die Rechnung zu schätzen und bisweilen anzuwenden wußte, so kam er im ganzen über die Verwechselung sinnenfälliger Erscheinungen mit einfachen Grundthatsachen nicht hinaus. Sie führte ihn manchmal zu geistreichen Irrtümern, wie er denn die Goethesche Farbenlehre, wonach die Farben durch eine stufenweise erfolgende Mischung des Hellen und Dunkeln zustande kommen, zuerst entwickelt hat und deswegen auch von Goethe gepriesen worden ist. Höher werden wir es ihm vielleicht anrechnen, daß er zum ersten Male wieder eine kühne und geistreiche Hypothese über den Zusammenhang von Geist und Körper mit einer richtigen Ahnung der Funktionen des Nervensystems aufstellte; aber wenn er hier und noch sonst vielfach sich mit den Resultaten der modernen Naturwissenschaft berührt, so ist das doch meistens Zufall. Nicht hierin, sondern überhaupt in dem großen Unternehmen, die Welt nur aus natürlichen Ursachen zu konstruieren, liegt seine Bedeutung.

Hier setzte der Mann ein, den man seinen Schüler nennen kann, wenn er auch nie in persönliche Beziehung zu ihm getreten war. Auch Tommaso Campanella war ein Calabrese, und mehr als Telesio zeigt er die Züge dieses stürmischen, von heftigen Affekten nach entgegengesetzten Seiten getriebenen, abenteuerlichen Volkscharakters. Er war in dem kleinen Städtchen Stilo im

Jahre 1565 geboren und schon in seinen Kinderjahren in den Dominikanerorden getreten. Ein beredter Fastenprediger dieses Ordens hatte ihm den ersten imponierenden Eindruck geistiger Bedeutung gemacht; und wie so oft in Italien ward bei ihm dieser Eindruck bestimmend für die Wahl des geistlichen Standes. Für Campanella war dieser Schritt nicht so verhängnisvoll wie für seinen Zeitgenossen und Landsmann Giordano Bruno. Denn dieser hat sich bald mit vollem Bewußtsein von seinem Orden und vom Christentum weggewandt; seine religiös-dichterische Begeisterung für das beseelte All ertrug keine Einschränkung, keine durch Autorität festgestellte Form. Campanella dagegen wollte zwar auch ein Revolutionär sein, aber dabei doch ganz Mönch bleiben. Auch ihm zwar wäre der Gedanke einer bloß vermittelnden Philosophie unerträglich gewesen, aber um so fester wurzelte in ihm die Überzeugung, die schon die kühnsten Köpfe der mittelalterlichen Scholastik gehegt hatten, daß der Inhalt des Glaubens und Wissens zusammenfielen, daß die christlichen Dogmen in der That nicht Mysterien sondern Vernunfterkenntnisse seien. So hat er denn, ohne sich irgendwie untreu zu werden, als Theologe die Autoritäten und speziellen Lehrmeinungen seines Ordens schriftstellerisch vertreten können, und so konnte, was uns wichtiger ist, die Grundlehre seiner Philosophie, die Dreiheit: Sinn, Macht, Liebe, eine bloße Folgerung aus der christlichen Dreieinigkeitslehre sein. Fest hielt er auch an der asketischen Lebensordnung der Bettelmönche, während Bruno aus seinem Pantheismus die Berechtigung der Entfesselung der Sinne schloß. Er bemühte sich, den theoretischen Beweis aus der Physiologie und den praktischen aus dem Hinweis auf die stumpfsinnigen Söhne des Telesio dafür zu erbringen, daß der Gelehrte nicht heiraten dürfe.

Die Nahrung der scholastischen Philosophie, wie sie ihm in den Klöstern Calabriens allein geboten werden konnte, genügte ihm bald nicht; mit eisernem Fleiße und leichtester Fassungsgabe machte er sich allen Stoff der griechischen und orientalischen Philosophie, soviel er nur irgend davon erreichen konnte, zu eigen. Aus Plato, den Neuplatonikern, den Neupythagoräern zumal entnahm er den Grundstock seiner Überzeugungen. Aber er gab den Spekulationen, die er sich so aneignete, schon jetzt eine neue Wendung. Wenn jene über die Welt hinaus zum Absoluten, alle mögliche Erfahrung Übersteigenden, hatten gelangen wollen, so ist ihm

gerade diese Welt mit ihrer Abstufung der Lebensformen, mit ihrem Aufsteigen zu der höchsten, alle anderen enthaltenden, zu Gott, der Gegenstand der Liebe und der Erforschung. Die Philosophie wird ihm zur Wissenschaft von der allbeseelten Natur. Das ganze Universum, das Höchste und das Kleinste, die unveränderlichen Gesetze des Weltenbaues und die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechtes, alle soll sie die eine Wissenschaft umfassen, und trotzdem dann noch in sokratischer Bescheidenheit ihrer Unwissenheit inne werden:

„Den Weltenbau, die Teile, draus er ward,
„Der Teile Teilchen bis zum letzten hin,
„Der Völker wechselnd Streben,
„Die rings auf Erden leben,
„Von Mensch- und Gotteswesen ihren Sinn,
„Gebräuche, Sitten, Künste, Lebensart
„Der alt und neuen Zeit,
„Der Sterne hohes Walten,
„Von Steinen, Pflanzen, Tieren
„Zeit, Kräfte, Ort und wechselnde Gestalten,
„Der Elemente Grund und Widerstreit
„— Lern alles! um zu spüren:
„Du wissest nichts! — und ohne Eitelkeit.

In diesem Streben fand er Befriedigung allein in den Schriften des Telesio. Er lebte mit dem verehrten Meister, dessen letzte Jahre allerdings durch den Verfall seiner geistigen Kräfte getrübt waren, in derselben Stadt, in Cosenza; aber er durfte es nicht wagen, mit ihm zusammenzutreffen. Sein Leben lang hatte sich zwar Telesio mit den großen Prälaten gut zu stellen gewußt und die Gunst einer langen Reihe von Päpsten genossen. Gleich vielen katholischen Philosophen späterer Zeit — und überzeugter als diese — hatte er die Versicherung seiner unbedingten Ergebenheit gegen das Dogma an die Spitze seiner Schriften gestellt, um im Verfolg derselben gänzlich von ihm absehen zu können; auch saß unter den ersten Päpsten der Gegenreformation die humanistische Bildung noch zu fest, als daß die Würdenträger der Kirche Scholastik und Religion schlechthin gleichgesetzt hätten. Wohl aber war der Bekämpfer dieser Scholastik den Bettelorden, ihren geschworenen Vertretern, ein Dorn im Auge; und kaum war er tot, so kam denn auch sein Name und seine Schriften trotz aller Gegenbemühungen seiner Freunde auf die Proskriptionsliste des Geistes, den Index der verbotenen Bücher.

Der jugendliche Dominikaner Campanella durfte die Schwelle des Hauses, in dem der verrufene Mann weilte, nicht betreten. Erst als Telesio's Leiche aufgebahrt im Dome von Cosenza stand, wagte er — so hat er selber als Greis erzählt — zu ihr zu treten, um wenigstens einmal den Mann zu erblicken, dessen Erbschaft anzutreten er entschlossen war.

Argwöhnisch genug wurde sein ungezügelter Wissenstrieb so wie so in dem calabresischen Kloster betrachtet. Noch lange Jahre später wußte ein alter Bruder zu erzählen, wie einst ein fremder Jude ins Kloster gekommen, sich einige Wochen mit Fra Tommaso eingeschlossen und ihm durch Zauberei in dieser Spanne Zeit all sein Wissen beigebracht habe. Campanella litt es nicht lange in dieser Enge, zumal man seinen Studien und seiner Schriftstellerei immer mehr Schwierigkeiten in den Weg legte; in Padua besonders, dem alten Sitze der Scholastik in ihrer radikalen, zersetzenden Gestalt und jetzt zugleich dem Sitz der neuen mathematischen Wissenschaften, vervollständigte er sein Wissen; dann begann er frühzeitig in Gedichten und Prosawerken seine Sendung als Reformator des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens zu verkündigen. Damals ging seine Sehnsucht dahin, in Toskana, dem Mutterlande der italienischen Bildung, eine Stellung zu erhalten; die Erkundigungen, die der Großherzog bei seinen Oberen über ihn einzog, lauteten zwar nicht ungünstig, aber so zurückhaltend, daß sie diese Hoffnung vereitelten.

Schon jetzt mußte der unvorsichtige, von der Wichtigkeit seiner Lebensaufgabe ganz erfüllte Mann bemerken, wie er von allen Seiten umlauert war. Ein metaphysisches Werk, das er eben vollendet hatte, war ihm auf der Reise in unerklärlicher Weise abhanden gekommen. Er traf es binnen kurzem wieder an — unter den Akten der römischen Inquisition, die sich auf solche Weise ohne viel Aufhebens über die Verdächtigen zu informieren pflegte. Bei dem Verhöre, das er jetzt bestand, wurde er zwar persönlich nicht behelligt, aber im Jahre 1598 in seine Heimatprovinz zurückverwiesen. Das wurde das Verhängnis seines Lebens. Nirgends mußte dieser Prophet mehr Gefahren auf sein Haupt beschwören als in seinem Vaterlande. Er wußte es selber, und er trotzte den Warnungsstimmen gegenüber darauf. „Den vornehmen Freunden, die ihn der Überklugheit und Unvorsichtigkeit beschuldigten", ruft er ironisch in einem Sonette zu:

„Der Teufel ist so schlimm nicht wie sein Bild,
„Er steht mit allen, ist ein feiner Mann.
„Was Heldenmut und Heiligkeit gewann?:
„Ein Körnchen Wahrheit ists mit Trug umhüllt!
„Wie falsch man doch als schwarz den Kochtopf schilt;
„Sieh' nur den Kessel, der viel schwärzer, an.
„Die Freiheit rühmst du? — Jeder thut's, der's kann,
„Und heuchelt schmählich, wenn's das Leben gilt.
„Wer sich nicht zügelt, muß es schmerzlich büßen." —
Sagt ihr mir dies, sagt es auch den Propheten,
Den Philosophen, schließt auch Christus ein.
Nicht, wie ihr klüglich meint, zu viel zu wissen,
Nein: dummer Unvernunft stets nachzubeten,
Erniedrigt uns und macht die Welt gemein.

Freilich eines Reformators hätte das unglückliche Süditalien wohl bedurft. Die Berichte Campanella's, die Mitteilungen, die in seinem Prozesse gemacht wurden, alles was wir sonst aus jenen letzten Jahren des 16. Jahrhunderts aus Calabrien wissen, zeigt eine beispiellose Auflösung aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Die erbittertsten Fehden, aus ungesühnter Blutrache herrührend, zerrütteten jede Stadt, jedes Dorf; der gedungene Mord war allgemein geworden, kein Leben vor ihm sicher. Ungezählte Banditen hatten sich in die Gebirge und Schluchten zurückgezogen, quälten und brandschatzten das Land, galten aber auch ebensowohl nach alter neapolitanischer Auffassung als ein nützliches Gegengift gegen das nicht minder räuberische Verhalten der Obrigkeiten. Diese selber wiederum waren in dem Parteigetriebe ganz aufgegangen und bedienten sich eben so gern wie die Privatleute des gedungenen Mordstahls. Die Kirche vollends leistete durch unvernünftige Ausdehnung des Asylrechtes dem ganzen Unwesen bereitwillig Vorschub. Jedes Gotteshaus war ein unverletzlicher Aufenthalt für Übelthäter geworden, die in ihrem Zufluchtsort ganz ungestört neue Aufträge für Überfall und Meuchelmord annahmen.

Zu den verschiedensten Zeiten haben sich bis in unsere Tage in diesen Landschaften solche Mißstände wiederholt, und um sie zurückzudämmen, haben sich immer nur zwei Mittel bewährt, die abwechselnd in Anwendung gekommen sind: ein rücksichtsloser Militärdespotismus und eine gewaltige Erschütterung der Gemüter durch den Bußprediger. Beide wirken bei diesem heißblütigen Volke unwiderstehlich, aber nicht auf die Dauer. Der Bußprediger, der sich unberührt von den Freveln in der Einsamkeit gehalten

hat und plötzlich mahnend, strafend, sühnend, versöhnend, alles mit sich fortreißend wie ein Gottgesandter in der höchsten Not in das Wirrsal tritt, vor dessen Stimme sich die Wogen der Leidenschaft legen — das ist zu allen Zeiten das religiöse Ideal der Italiener gewesen. Diesen Weg wollte Campanella einschlagen, in der Weise, wie es sein großer Ordensgenosse Savonarola gerade ein Jahrhundert zuvor gethan hatte. Aber wären auch die Umstände günstiger gewesen, ihm fehlte die Entschiedenheit und die Einseitigkeit, die zu einer solchen Rolle erforderlich sind. Jede Anregung, die einen geistreichen Gedanken zum Ausdruck brachte, ließ auch eine verwandte Saite in seinem Geiste nachklingen. Mit gleichem Feuer hat er die verschiedensten Staatsformen, jede unbedingt und doch alle zu gleicher Zeit dichterisch gepriesen, dialektisch dargestellt. Er war deshalb kein schwankender Parteigänger; er war eben nur ein Dichter.

Er läßt seine Augen über die Reiche Europas schweifen. Dem erblichen Königtum erklärt er erbittert den Krieg; aber ein Wahlkönigtum, das den Besten auserliest, würde ihn um so mehr begeistern, — wenn nur nicht das einzige Land, das diesem Grundsatz huldigt, Polen, ihn zugleich aufs tiefste entehrte:

Polonia! Du hebst dich stolz empor
Ob allen erblichen, beherrschten Reichen!
Mag dir ein König vielbeklagt erbleichen,
Sein Sohn ist's nicht, den man als Folger kor,
Weil Kraft und Weisheit sich zu oft verlor.
Doch du verfällst in Blindheit ohne gleichen:
Dem Reichsten müssen alle Werber weichen,
Ob gut, ob schlecht, du ziehst ihn allen vor.
O suche ruhigen Blicks in niedern Hütten
Die Minos, Numa, Hermes, die Catonen,
Die Gott zu solchem Zweck uns immer leiht,
Die viel erwerben, aber sparsam schonen.
Sie wissen: große Thaten, edle Sitten,
Nicht hohes Blut erringt Unsterblichkeit.

So ist es denn die republikanische Freiheit eines einfachen Volkes, der ein höherer Ruhm gebührt. Aber die, welche sie genießen, die Schweizer, verkaufen sich dumpf und gierig an Tyrannen, um andere Völker zu knechten. Ihnen widmet er den Aufruf:

Wenn eure Felsen stolz gen Himmel ragen,
Weil Freiheit, Gottes Gabe, ihnen ward,
Wie kommt es, daß Tyrannen jeder Art

Freiheit mit eurer Faust zu knechten wagen?
Um ein Stück Brot das Blut zu Markte tragen,
Gedankenlos bei jeder Heeresfahrt,
Ob recht, ob unrecht, sieht man euch geschart.
Drum wurde euer Ehrenschild zerschlagen.
Der freie Mann gebietet aller Welt,
Dem Sklaven wird versagt der Edlen Kleid,
Wie euch die Schranken und die Ritterschaft.
O kommt; es nahet der Befreiung Zeit!
Was ihr bisher verkauft um schnödes Geld,
Nehmt es zurück: des Armes Heldenkraft.

Nein, in seinem eigenen Vaterlande giebt es noch einen Platz für die Freiheit: Venedig! Seit das übrige Italien in die Knechtschaft der Fremden oder einheimischer Tyrannen geraten war, hatten alle patriotischen Dichter, mochte gleich bei den eigentlichen Politikern die Eifersucht und Sorge Venedig gegenüber vorwalten, hierher ihre Blicke gerichtet, hatten sie ihre Hoffnung auf die Lagunenstadt gesetzt. Unter allen diesen Gedichten dürfte doch das tiefsinnige Sonett unseres Philosophen den Preis davontragen:

„Du neue Arche, die einst in der Flut,
Als Barbarei Italien übergossen,
Den Samen der Gerechten hat umschlossen
Und mitten in den Wogen sanft geruht,
Vor Zwist und niedrer Knechtschaft auf der Hut
Ist dir, der unverletzten, stets entsprossen
Die Heldensaat, so klug wie unverdrossen,
Dir, reiner Jungfrau, Mutter sanft und gut!
Der Welten Wunder, fromme Enkelin
Des ewigen Rom, Italiens Schutz und Licht,
Der Fürsten Uhr und Weisheitslehrerin!
Gleich dem Polarstern, der dein Schicksal flicht,
Sink' nimmermehr zum Untergang dahin,
Ertrag' allein der Freiheit Schwergewicht!"

Schließlich aber ist es doch auch nicht die Freiheit, wie sie in einer Kaufmannsoligarchie herrscht, die als Ideal gelten kann. Der Bettelmönch ist von Grund seiner Seele aus Demokrat, und er weiß, daß sich die träge Masse mit keinem Reizmittel besser aufrütteln läßt als mit dem Hohn. So wirft er das zündende, demagogische Gedicht unter sie:

„Das Volk ist eine Bestie, launisch, dumm,
Kennt nicht die eigne Kraft und wird geführt,
Wenn es nur Tritte, Stöße, Schläge spürt,

Von einem schwachen Knaben rund herum.
Mit einem Stoße machte es ihn stumm,
— Und dient ihm furchtsam, wo er hinspaziert.
Es kennt nicht seine Angst; mit Bast geschnürt
Beugt sich's, wie bei 'nes Zauberspruchs Gesumm.
Erstaunlich Ding! Es hängt sich, sperrt sich ein
Mit eigner Hand, stürzt sich in Krieg und Tod
Um einen Groschen, den es selbst gegeben.
Was zwischen Erd' und Himmel liegt, ist sein. —
Das weiß es nicht. — Und wer ihm Wissen bot
Von seiner Macht, dem geht es an das Leben."

Wie mit der Freiheit, so ist es auch mit dem Gedanken der Nationalität bei ihm bewandt. Er leidet tief unter der Fremdherrschaft, die auf Italien lastet:

„Herodes ist der Fremde. Das verspricht
Dem Sproß des Heils die Rettung zur Genüge."

schließt er bitter das Sonett, in dem er die hohe Frau Italia erblickt, wie sie dasteht: in niedrer Knechtschaft Mühen, das Haar verwirrt, die Glieder wund und krank; und doch hat er schon in jener Zeit dem Gedanken nachgehangen, daß den Spaniern nach dem Ratschluß der Gottheit und nach der Ordnung der Natur jetzt die Weltherrschaft zufallen müsse. Ganz unzweifelhaft hat er schon damals den ersten Entwurf seines berühmten Werkes über die spanische Monarchie niedergeschrieben; denn er beruft sich während seines Hochverratsprozesses, freilich ganz vergeblich, auf dieses Manuskript und bittet, es als Entlastungszeugnis kommen zu lassen. Das hinderte ihn aber nicht, daneben auch zeitweilig der Idee einer reinen Theokratie zu huldigen.

Aus dieser Gährung erhob sich ihm schließlich siegreich der Gedanke des Idealstaates, der platonischen Republik in zeitgemäßer Umformung, und ihn wollte er auf der Stelle, hier in seiner Heimat verwirklichen. Kam es ja nur, so meinte er, auf einen einmaligen Entschluß und auf eine durchschlagende Überzeugung an. Auch hierüber lassen die Prozeßakten, lassen gerade die Aussagen seiner überzeugten Anhänger, keinen Zweifel. Im Privatgespräch wie in der Predigt muß er immer wieder auf diesen Gedanken zurückgekommen sein; er stand im Hintergrund aller seiner Pläne. Ob mit einem solchen kommunistischen Staate die Unterthanentreue gegen den König von Spanien, ob mit einem in der Weise des „Sonnenstaates" geleiteten Gottesdienst die alte Religionsverfassung

werde bestehen bleiben können, das ließ er selber einstweilen in der Schwebe. Kein Wunder, daß die entschiedensten seiner Anhänger ihr Augenmerk auf die Türken richteten, deren Piratenflotten fortwährend die Küsten Italiens beunruhigten, und die mit den Banditen im Gebirge Fühlung unterhielten. Hatten sich doch von jeher an die Erwartung des allgemeinen Umsturzes durch die Türken kommunistische Ideen geknüpft.

Jedenfalls hatte es mit dem Sonnenstaate noch gute Wege, solange aller Predigteifer des begeisterten Propheten nicht einmal die verbitterten Familienfeindschaften beilegen konnte. Binnen kurzem sah er sich selber in diese Gegensätze hineingezogen, und die Elemente, die sich an ihn drängten, waren zum Teil recht zweifelhafter Natur. Seine aufrichtigsten Adepten fand er immerhin unter seinen jüngeren Ordensgenossen; in demselben Maße wuchs freilich der Haß der älteren gegen ihn. Unter solchen Umständen konnte es an entstellenden und übertreibenden Denunziationen in der Hauptstadt nicht fehlen. Der phantastische Plan erschien den spanischen Regenten als eine weitverzweigte Verschwörung zum Umsturz aller staatlichen, gesellschaftlichen und religiösen Ordnung. Ihr böses Gewissen sagte ihnen nur zu deutlich, daß die herrschende Mißwirtschaft Anlaß zu radikalen Revolutionsideen genug gegeben hatte. Es bedurfte nur einer Sendung von Truppen nach Calabrien und nicht einmal ihres Eingreifens, um das ganze Luftbild zerstieben zu lassen. Niemand setzt ihnen Widerstand entgegen; die Beteiligten entflohen, aber nur die Wenigsten konnten sich retten. Campanella selber wurde in seinem Verstecke verraten und nach Neapel gebracht.

Es begann nun gegen ihn und seine Mitverschwörer einer jener Staatsprozesse, wie sie die spanischen Tyrannen brauchten, um von Zeit zu Zeit die unruhige neapolitanische Bevölkerung einzuschüchtern. In diesem Lande, wo Meineid und Angeberei an der Tagesordnung waren, strömten vermeintliche Beweise zu; und doch ist dieser Prozeß, dessen Akten uns vollständig vorliegen, nicht nur ein Gewebe von Niedertracht und Lüge, so sehr diese mitgespielt haben. Man sieht sehr wohl bei richtiger Abmessung der Zeugenaussagen, wo Mißverständnis ungebildeter Leute die geheimnisvollen Andeutungen ihres Propheten falsch gedeutet hat, und auch Campanella's eigene Handlungsweise läßt sich wohl erkennen. Von Rom aus gab der Papst ohne weitere Umstände

die Erlaubnis zum kriminellen Vorgehen gegen ihn, nur scheint die Schonung seines Lebens ausbedungen worden zu sein. Allein die Folterqualen waren der Art, daß der unglückliche Philosoph nur durch ein Wunder mit dem Leben davonkam. Einmal wurde er 40 Stunden hinter einander auf die Folter gespannt. Die Sehnen zerrissen, und die Muskeln wurden durchschnitten, so daß der Körper fast blutleer zurückblieb. Eine Zeit lang verlor er über diesen Leiden den Verstand. Ärztliche Kunst stellte ihn her, aber nur damit die Peinigung von neuem beginne. Sein Kerker war einer jener furchtbaren Keller des Castell dell' uovo, die unter dem Spiegel des darüber rauschenden Meeres gelegen sind. Nicht in allen Stadien seines Prozesses hat sich Campanella gleich heroenhaft bewiesen; und während er immer seine Unschuld mit aufrichtiger Überzeugung beteuert hat, machte er doch Aussagen, die formell seine Verurteilung zu lebenslänglichem Kerker zu rechtfertigen scheinen. Bei einer Disputation, wo die Folter das Beweismittel der einen Seite ist, wird es schwer für die andere sein, die Logik festzuhalten.

Was würde uns jedoch heute die Erinnerung an diese Qualen sein? — Nur ein Zug in dem wohlbekannten Bilde despotischer Unterdrückung und barbarischer Rechtspflege. Sie ist uns aber mehr, weil wir hier einen gewaltigen philosophischen Dichtergeist mit dem furchtbarsten Schicksal ringen und darüber triumphieren sehen. Die Sonette und Canzonen, welche Campanella unter diesen Qualen dichtete, entrollen uns eines der erhabensten Bilder von Seelenleiden und Geisteskraft, das irgend eine Litteratur aufweist. Aus unserm Jahrhundert besitzt Italien ein anderes berühmtes Werk, das von der Kerkerpein eines Dichters erzählt: Silvio Pellico's Le mie prigioni — auch dieses eine Leidensgeschichte, die uns in jede Regung und Schwankung eines weichen Gemütes einweiht. Die weiblich zarte Seele des modernen Dichters entwickelt in sich die Kraft des Duldens, indem sie sich immer mehr in sich zurückzieht und selbst im Kerker noch nach jedem kleinen Sonnenstrahl menschlicher Liebe und Teilnahme hascht, um sich an ihm zu erquicken. Kämpfe und seelische Erhebung ganz anderer Art sprechen aus Campanella's Gedichten zu uns. Er selber vergleicht sich mit dem gefesselten Titanen; er ist der Prometheus, der von übermächtiger Gewalt leidet, um „das Feuer, das der Sonne er entrissen." Er weiß sich erhaben über die Qualen, die

ihn bedrohen und seinen Körper vernichten. Er sträubt sich, ihnen einen Einfluß auf seinen Geist und seine Dichtung zu gewähren. Was er fürchtet, das ist seine eigene titanische Seele, die Auflehnung gegen Gott und das Naturgesetz, das ist der Wahnsinn, in den ihn weniger seine körperlichen Leiden als jene Zweifel an der Vollkommenheit der Weltordnung zu stürzen drohen. Seine Gedichte sollen den Sieg des unerschütterlichen Optimismus über alle Anfechtungen, die ihm aus dem eigenen Elend und aus der Thorheit der Menschen erwachsen, mit den höchsten Tönen feiern. Darum hat er gerade in diese Gedichte, auf denen vor allem sein Anspruch auf seine Führerstellung unter den italienischen philosophischen Lyrikern beruht, am meisten von seinen Grundgedanken gebracht. Sie sollen nicht nur die Kämpfe einer einzelnen Persönlichkeit, sie sollen Kampf und Triumph einer Weltanschauung darstellen.

Er wird nicht müde, diesen Gegensatz von Not und Sieg, von Verwirrung und Gewißheit dichterisch zu gestalten:

> Gefesselt frei, im Volksgedräng' allein,
> Laut rufend still, verwirre ich die Schar,
> Dem blöden Aug' der niedren Welt ein Narr,
> Um weise vor dem Gottesgeist zu sein.
> Gebund'nen Flug's streb' ich zum Sternenschein,
> Froh stellt der Geist im trüben Leib sich dar;
> Und wenn ich tiefgebeugt von Lasten war,
> Die Schwinge kann vom Boden mich befrei'n!
> Es thut der Krieg allein die Tugend kund,
> Die Zeit verschwindet vor der Ewigkeit,
> Nichts trägt sich leichter als willkomm'ne Last.
> Die Stirne zeigt das Bild vom Liebesbund.
> Ich bin gewiß: froh führt mich einst die Zeit
> Dorthin, wo ohne Wort den Sinn man faßt.

Es liegt etwas von der entschlossenen Zuversichtlichkeit des Calvinisten, der gewiß ist, ein Versiegelter und Erkorener der Gnadenwahl zu sein, in diesen Zeilen des eifrigsten aller Vertreter der Willensfreiheit.

Aber vergeblich bemüht sich dieser rastlose Geist, in seiner Kerkerzelle eine Welt in sich aufzubauen. Das schmerzliche Gefühl der Unzulänglichkeit der eigenen Denkkraft, die Klage um das Los der Menschheit, die das Reich der ewigen Ideale wohl ahnen kann aber in ihrem Fluge dahin sich immer zurückgeschleudert findet, diese Grundempfindung aller Faustnaturen läßt ihn nicht

los. In großartiger Weise hat er sie in einer seiner schönsten Canzonen, die er selber „Verachtung des Todes" überschrieben hat, ausgesprochen:

Du meine Seele, sag', was schafft dir Not?
Ist deine Angst: ein Ende unter Leiden?
O Pöbelfurcht! — Zu scheiden
Vom Guten, heißt allein dem Tod erliegen.
Wenn nichts vermag, jemals ins Nichts zu gleiten,
So wird der vorher Tote nur bedroht
Von Unheil oder Tod.
Wer mit sich selbst in Frieden, lacht der Kriege.
O, daß kein fremder Trugschluß dich besiege!

Wenn uns der Leib mit Banden nicht umwöbe,
Nie könnte uns Tyrannenfrevel binden.
Kann er auch Strafen finden
Dem Wind, den Sternen und der Engel Geist?
Nur ihm kann deine Marter Leid verkünden,
Dir bringt sie Heil, als ob er Freiheit gebe,
Von neuem dich belebe,
Wenn er aus Grabesnacht und Haft uns reißt,
Da so mit Recht des Menschen Zelle heißt.

Sein Gedanke schwingt sich empor zu den Reichen des Ideales, die von Licht umflossen, mit leuchtenden, lebendigen Hallen geschmückt sind, wo die Geister als eines Reiches Genossen vereinigt wohnen. Auch der Mensch gehört diesem Reiche an; sein Körper wie sein Geist kehren zu ihrem Ursprung zurück:

Wenn schon der Atem, der die Wärme (?) nähret,
Die aller Lebewesen Leib beseelt,
Dem All sich neu vermählt
Und nie zurückkehrt, ob er bang' auch scheidet,
Nicht ahnend, daß er Lust statt Kampf erwählt; —
Weit mehr bleibt dann der Geist wohl unversehret,
Der zu dem Schöpfer kehret
Und frei fortan die alte Stätte meidet,
Weil er am Glück der Seligen sich weidet.

Allein nur schwache Strahlen dieser ewigen Welt der Wahrheit, und auch diese noch getrübt durch das mangelhafte Auffassungsvermögen des Menschen dringen in seinen Geist. Das alte platonische Bild von dem Gefesselten in seiner Höhle, der sich an Schattenbildern statt an der Wirklichkeit ergötzen muß, erhält hier bei dem gefangenen Philosophen eine unmittelbare Wirklich-

keit; aber ihn vermag, ungleich seinem griechischen Meister, auch das reine Denken nicht von diesen Fesseln zu befreien; immer wieder zieht jene dunkle Last die Seele mit sich herab:

Verfinstert ist der Leib, der dich umhüllt,
Nur durch zwei Fenster scheint ein mattes Licht.
Die Dinge siehst du nicht,
Noch ihren Ort. So wie die Welle fließt,
So wie der Strahl sich in der Linse bricht,
Verändert sich ihr Licht und färbt das Bild.
Dein Spiegel ist nicht so mit Kraft erfüllt,
Zu schau'n den Äther, der sich rings ergießt,
Noch was der Himmel Herrliches umschließt.

Nur abgeschwächt klopft Licht und Kraft der Dinge
Mit leiser Regung an den Kerkerwänden,
Die unser Auge blenden.
Wir fühlen nicht die starken, göttlich hehren!
Zerrissen würde dies Gespinst sonst enden.
So auch durchdringt nicht die verborg'ne Kraft
Der Schalen enge Haft.
Es muß vom Scheine, dem gewißheitsleeren,
Selbst wer am besten spricht und schreibt, sich nähren.

Verhältnismäßig ruhig sind hier die Gedanken entwickelt; aber es stürmt auch anders in dieser Seele, wenn sie sich verlassen in der Nacht findet und zurückbebt vor dem Abgrund des Wahnsinns, der sich vor ihr aufthut. Ich weiß nicht, ob die Seelenqualen der Verzweiflung, ob die Stufenleiter zur Resignation und endlich zu demütiger Ergebung jemals tiefer geschildert worden sind als in den Strophen seiner Canzonen, mit denen leider die deutsche Sprache vergebens ringen muß:

Allmächtiger Gott, mich lehret das Geschick,
Das ewige Gesetz, mich lehrt die Zeit,
Daß du mein Beten nimmermehr erhörest,
Daß du es stets ins Gegenteil verkehrest,
Und dennoch nah' ich wieder deinem Blick:
Denn keine Heilung ist mir sonst bereit!
Mein Flehen wäre anderen geweiht,
Vermöcht' ich Götter neben dir zu finden.
Und unfromm schälte keiner mich zumal,
Wenn ich, den du gestürzt in solche Qual,
Mich jenen nahte, die mir Heil verkünden!
O Herr! Mir schwindelt. Rette mich. Errette!
Eh' des Verstandes Tempel neigt zum Fall,
Entweihet zu des Wahnsinns Götzenstätte.

Ich weiß es ja, es giebt kein Menschenwort,
Das dich zur Liebe je bewegen möchte,
Wo du nicht Liebe ewig vorbestimmt,
Weil nie dein Rat den Weg der Reue nimmt.
Und nimmermehr reißt dich zum Mitleid fort,
Was Schulberedsamkeit sich auch erdächte,
Wenn dies Gebilde deine starke Rechte
Im Elend je beschlossen zu vernichten.
Und kennet meine Qual die ganze Welt,
Kennt sie, was Erd' und Himmel nur enthält,
Was soll ich dir, der sie mir schuf, berichten?
Ist jede Änderung an sich schon Tod,
Wie dürft' ich, der anbetend niederfällt,
Dich ändern und den Ratschluß, der mir droht!

Sogar der Gedanke an Selbstmord steigt in ihm auf; er besitzt nichts Schreckliches, kaum etwas Verwerfliches für ihn; es ist die Nutzlosigkeit einer solchen That, die sie ihn nicht begehen läßt; und wieder findet er in der Ergebung zugleich die Befreiung:

Verbessert wohl der Tod das Menschenlos?
Ich fürchte: Nein. Drum thu' ich mir kein Leid.
Des Elends Nest ist gar so weit und breit.
Der Wechsel hilft dir nicht aus seinem Schoß.
Die Seufzer anders — doch nicht minder groß,
Die jeder Strand gleichwie der uns're beut!
Doch neues Leben? — Und den Schmerz der Zeit
Vergäß' ich, wie schon tausend deckt das Moos?
Jedoch was werd' ich dann? — Hüllt sich in Schweigen
Doch der Allmächtige. Wenn ich erwacht,
Wird sich mir Kampf, wird sich mir Frieden zeigen?
Mich stößt Philipp in tief're Kerkernacht
Von heut zu morgen — doch ich will mich neigen,
Gott, der nicht irrt! Sein Wille sei vollbracht.

Es war in denselben Jahren, daß Shakespeare seinen melancholischen Prinzen über den Selbstmord mit denselben Zweifeln philosophieren läßt, um ihn zu dem Schlusse gelangen zu lassen, daß Vernünfteln Feige aus uns allen macht.

Eine lange, lähmende Kerkerhaft folge den Qualen des Prozesses und nagte an seiner Geisteskraft. Er muß denselben Kampf fortführen, langsam, zähe; aber der Ausdruck, den er jetzt in seinen Gedichten findet, ist dementsprechend minder leidenschaftlich. In dem Wunsche: „Frieden, Freiheit“ drängen sich alle Gedanken zusammen:

Du, der die Liebe einet mit der Kraft,
Du, der die Wesen zu dem Ziele lenkt,
Mit dessen Kenntnis ich die Welt beschenkt,
Enthüllend der Gesetze Eigenschaft, —
Wird wirklich jede Bitte hingerafft,
Die nicht von Ewigkeit vorausverhängt,
Wird nur die Zeit gezügelt und gedrängt,
Die deinem Ratschluß die Erfüllung schafft,
So flehe ich, auf den seit so viel Jahren,
Als auf ihr Ziel, die Thoren, Frevler zeigen,
Der täglich neuen Schimpf und Qual erfahren:
O laß die Mühen sich zum Ende neigen.
Den alten Ratschluß kannst du doch bewahren,
Darf ich zur vorbestimmten Freiheit steigen.

Dies erscheint ihm das einzige „Gebet zu Gott", das würdig und möglich ist. Die Ansicht selber ist mindestens ebenso sehr aus der kirchlichen Lehre von der Fürbitte für die im Fegefeuer Weilenden wie aus philosophischer Erwägung hervorgegangen.

Im Laufe der Jahre wurde Campanella's Haft milder. Aus den Käfigen des Castell dell' novo sah er sich auf die luftigen Höhen von Sant Elmo gebracht. Hier wo sich dem Auge der herrlichste Rundblick öffnet und die Gedanken hinausleitet über Berge und Meer, harrte er Jahr um Jahr. Sein Schicksal schien besiegelt. Die Curie selber hatte sein Urteil bestätigt, und je mehr den Spaniern im Laufe der Zeit eine Ahnung von der Bedeutung des Mannes, ja von seinem Werte für sie selber, kam, um so argwöhnischer hüteten sie ihn. Aber zugleich suchten sie ihn zu benützen. Man wollte ihn in der Hand behalten wie der König in der Sage den gelähmten Schmied. Er durfte schreiben und machte unermüdlichen Gebrauch von dieser Erlaubnis. Aber von Zeit zu Zeit kamen Revisionen; sie nahmen seine Manuskripte zur Einsicht weg, um sie nie wiederzugeben. Ja man holte sich bei dem Manne, der um politischer Verschwörung willen eingekerkert war, bisweilen sogar Rat in den verwickelten Angelegenheiten seiner Heimat und hoffte von ihm einen Ausweg aus der verzweifelten Finanzlage zu erhalten. So oft er sich seine Schriften entwunden sah, so oft fing er unermüdet von vorne an, seinen Gedankenkreis zu erörtern. Kam dann ein fremder Besucher, so gab er ihm wohl einige seiner Arbeiten mit, in der Hoffnung, sie so zur Veröffentlichung zu bringen. Auch hierin sah er sich etliche Mal getäuscht. Der berüchtigte philologische Rabulist

Gaspar Scioppius betrog ihn in solcher Weise um seine Manuskripte. Deutschland hatte wenig Ursache, auf diesen Hauptvertreter seiner Wissenschaft in Italien stolz zu sein. Dann waren es aber doch zwei Deutsche, die seine ersten treuen Freunde wurden und seinen Wunsch erfüllten: ein sächsischer Edelmann Rudolf von Bünau und sein Reisebegleiter Tobias Adami aus Weimar. So bot unser Vaterland, wenn auch nicht dem verfolgten Philosophen selber, so doch seinen Schriften, ein freundliches Asyl. Adami veröffentlichte die erste Sammlung derselben, einschließlich der Gedichte; und der originellste Kopf, den damals unsere Litteratur besaß, Valentin Andreae, wagte in seinem ungelenken, kräftigen schwäbischen Idiom eine Übersetzung der Sonette, ehe sie in ihrem Heimatlande Beachtung fanden; freilich war es eine Übertragung von Freskobildern in den Holzschnitt, was er zustande brachte.*)

Campanella hat seinen deutschen Freunden seinen Dank in mehreren Sonetten, am schönsten in der Parabel vom barmherzigen Lutheraner abgestattet, in der er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter auf sein eigenes Schicksal anwendet:

Von Rom nach Ostia ging ein armer Mann,
Den Räuber überfielen und verwunden.
Ihn traf ein Mönch. Der betet seine Stunden
Und geht, als ob er tief im Buche sann.
Ein Bischof kam, sah ihn von oben an
Und segnet ihn, statt daß er ihn verbunden.
Ein Cardinal, der heuchelnd Leid empfunden:
Er folgt dem Dieb — deß' Beute er gewann.
Ein deutscher Lutheraner nahte jetzt,
Der nichts von Werken, nur vom Glauben hält.
Der hat ihn aufgehoben und geletzt.
Wer war sein Nächster wohl in dieser Welt?
So ist die Hand mehr als der Mund geschätzt.
Die Einsicht sei dem Wollen nach gesetzt.
Es ist die That, die jedem wohlgefällt.
Du weißt nicht, ist dein Glaube andern wahr,
Die gute That nur stellt Gewißheit dar.

Nicht immer hat sich Campanella so tolerant gegen Andersgläubige ausgesprochen. Wo er der harten Konsequenz der Ge-

*) Auch den Sonnenstaat hat er nachgeahmt. Sigwart bemerkt von dieser Nachbildung witzig: sie verhalte sich zu ihrem Urbild wie Vaihingen zu Rom.

danken folgte, führte sie ihn zur religiösen Unduldsamkeit, die er mit der vollkommensten wissenschaftlichen Freiheit vereinbar glaubte. Wo er aber als Dichter empfand und sprach, wo sich der Eindruck des eigenen Lebens mit den tiefsten Regungen seiner Seele zu einem einzigen Anschauungsbilde verbanden, da wurde er der Verkünder einer Toleranz, die über die Begriffe seiner Zeitgenossen weit hinausging. Auf dem Standpunkt der katholischen Lehre von den guten Werken sucht er seinen Gegner, den Lutheraner, zu widerlegen durch sein eigenes Beispiel; und die That, die auf ihren eigenen Wert verzichtet, erscheint ihm, mag der Glaube auch unrichtig sein, als die höchste und reinste.

Campanella's wissenschaftliche Hauptleistungen ebenso wie seine schönsten Gedichte fallen in die 27 Jahre seiner Gefangenschaft. Wohl war sein Gedankenkreis im wesentlichen schon vorher fertig, auch waren einige seiner Hauptwerke wenigstens in der Anlage schon vorhanden. Allein alle Schriften, auf denen sein Ruf als origineller Denker beruht, stammen aus diesen Jahren. In immer neuen Variationen werden uns in ihnen dieselben Gedanken vorgeführt; und es ist ganz gleichgiltig, ob man aus den früheren oder späteren die Belegstellen entnimmt. Höchst verschiedenartige, auch einander widersprechende Elemente fanden sich in Campanella's Kopf zusammen, aber eine eigentliche Entwicklung ging aus dieser Gährung nicht hervor. Der Schein systematischer Anordnung darf nicht darüber verblenden, daß es sich hierbei im Grunde um dichterische Konzeptionen handelt. Sie finden ihren Ursprung im Gemüt; und die Erfahrungsthatsachen wie das logische Raisonnement, mit dem sie reichlich ausgestattet sind, sind doch erst nachträglich hinzugetreten. Darum suchen wir die Grundgedanken auch am besten in ihrer ursprünglichsten Gestalt, in der dichterischen Fassung auf.

Wie sein Meister Plato hat Campanella sich in eine lebhafte Opposition zu den Dichtern seiner Zeit gesetzt, gerade weil er selber Dichter war. Es ist der Wettbewerb einer Kunst, die nicht auf die vernunftgemäße Erkenntnis und die hierauf beruhende Tugend allein ausgeht, was beide so scharf ablehnen. Plato mußte, wenn auch mit schmerzlicher Rührung, selbst Homer aus dem Philosophenstaat verbannen. Campanella war in der glücklichen Lage, gerade auf den Vater der italienischen Dichtung als den großen Führer hinweisen zu können, von dessen Bahn die

Nachfolger zu ihrem eigenen Schaden abgewichen seien. War doch Dante's Bild in den Zimmern des Vatikans ebensowohl unter den Dichterheroen auf dem Parnaß wie unter den Kirchenlehrern der Disputa zu sehen. Rückkehr zur Einheit von Dichtung und Weisheit ist das Ziel, welches Campanella seiner philosophischen Poesie setzt. Er redet die Dichter an:

In Hochmut wandelte sich Manneswert.
Wie Heiligkeit in Heuchelei verschwand,
Heißt Prunk nun Anstand, Findigkeit Verstand;
Die Schönheit ward zur Buhlerin entehrt.
Dank euch, ihr Dichter, ward das so verkehrt!
Wer war's, der Trug und niedre Glut erfand,
Wer Tugend, Tiefsinn, Gottesmacht verbannt,
Wie sie der alten Zeiten Kunst gelehrt?
Erhab'ner sind die Werke der Natur
Als euer Dichten, holder als das Singen.
Dort ist enthüllt des Trugs, der Wahrheit Spur.
Dem Liede soll allein das Lob erklingen,
Das zu der Wahrheit heiliger Fahne schwur
Und Waffen leiht, die Laster zu bezwingen.

Zu dieser inneren Umkehr soll auch eine äußere Reform treten. So oft und heftig er gegen die Bewunderung des Altertums eifert, so sehr er in ihr die Hemmung alles Fortschritts erblickt, so hat doch auch der Dichter der Spätrenaissance noch seinen schuldigen Zoll an dies klassische Altertum entrichten müssen. Er hat sich die größte Mühe gegeben, die antiken Metren in der italienischen Sprache nachzuahmen. Auch klingen seine Hexameter ganz leidlich, die Pentameter freilich um so fürchterlicher. Dennoch hat er sein Bestes in den alten feststehenden Formen der italienischen Kunst gegeben; ja er ist ihr letzter bedeutender Canzonendichter zu nennen.

Im Grunde soll nun Campanella's Dichtung, soweit sie nicht philosophische Selbstbesinnung oder Aufschrei eines gequälten Gemütes ist, immer ein Mittel der Agitation sein. Diese begeisterten Proklamationen in Sonettenform drangen auch zu den Ohren derer, denen die philosophischen Schriften verschlossen blieben. Wir lernten seine politischen Gedichte nach dieser Richtung hin schon kennen. Für Campanella verschmelzen sich die Gedanken einer Reform der Religion, der Wissenschaft, der Gesellschaft zu einem Ganzen. Denn ihre Entartung beruht auf denselben Gründen. Der Grundgedanke Plato's, daß es die Aufgabe des Philosophen

sei, den Irrtum zu überwinden und durch Erkenntnis der wahren Gründe, durch Wissenschaft, die Welt zu leiten, ist auch durchweg derjenige Campanella's. Er wird in ähnlich gearteten Geistern immer mit Notwendigkeit entstehen. Auch für Dante und Auguste Comte ist diese Forderung selbstverständlich gewesen.

Mit einem „Aufruf an alle Völker" wendet sich der Dichter an die Verblendeten, entwickelt ihnen gleichsam sein Programm:

Bewohner dieser Erde! Auf! Erblicket
Den höchsten Sinn und schaut, wie Tyrannei,
Ob sie geschmückt auch mit dem Mantel sei
Von Adel und von Kraft, euch unterdrücket.
Dann seht, wie Heuchelei euch frech berücket;
Den Namen Gottesdienst legt sie sich bei.
Dann höret der Sophisten leer Geschrei,
Der Feinde der Vernunft, die mich entzücket.
Sophisten zog Sokrates vor Gericht,
Und Cato, der Gerechte, die Tyrannen,
Die Heuchler Christi ewig reines Licht.
Doch um die Fälscher, Frevler ganz zu bannen,
Genügt ihr Todesopfermut noch nicht,
Wenn wir auf Rückkehr zur Vernunft nicht sannen.

Der Führer in diesem Kampf will er selber sein; er vermag es, weil er „die Wurzeln der großen Weltübel" erkannt hat, den Stammbaum der drei Plagen Tyrannei, Sophistik, Heuchelei, der bis zum letzten Grunde, Unwissenheit, hinaufreicht.

Zum Kampf drei Übeln wurde ich geboren:
Tyrannenmacht, Sophistik, Heuchlertrug.
Ich fühl', wie Themis mich zum Sieges-Flug
Durch Liebe, Scharfsinn, Kraft zugleich erkoren.
Sie hab' ich aus der Nacht empor beschworen,
Der höchsten Weisheitsgründe stolzen Zug.
Arznei sind sie für den dreifachen Lug,
Darin die Welt sich knirschend selbst verloren.
Krieg, Hungersnot und Pest und scheeler Neid
Sind's, die der großen Dreiheit angehören,
Verschwendung, Ekel, Ungerechtigkeit.
Die Selbstsucht muß sie zeugen und vermehren,
Die würdige Tochter der Unwissenheit.
Unwissenheit d'rum, kam ich zu zerstören!

Diese Worte, gösse man sie in Terzinen um, könnten der göttlichen Komödie selber entnommen sein. Die Unwissenheit verschmilzt sich mit der moralischen Schuld der Eigenliebe. Und wieder ist es das große platonische Problem, das Problem aller

Weltverbesserer, die Eigenliebe auszurotten, was ihn am meisten beschäftigt. Campanella giebt diesem alten Kampfe eine neue, geistreiche Wendung. Die Selbstsucht, die alles auf die eigene Persönlichkeit bezieht, trägt auch die Schuld an jener verhängnisvollen Scheinwissenschaft, die die Welt nur als ein System von Zwecken zu Gunsten des Menschen auffaßt, die die Natur degradiert zu einem bloßen Mittel in unserer Hand; sie trägt auch die Schuld an dem schrankenlosen Individualismus, der die Gottheit verdrängen und den Menschen als Weltenschöpfer an ihre Stelle setzen möchte:

Die Eigenliebe schuf den Wahn, den tollen,
Daß selbst die Stoffe und das Sternenzelt,
Das Kraft und Schönheit mehr als wir enthält,
Verstand- und liebeleer für uns nur rollen;
Dann, daß uns alle Fremden dünken wollen
Barbaren, deren keiner Gott gefällt.
In uns'rer Zelle sehen wir die Welt;
So kam's, daß alle sich nur Liebe zollen.
Aus Faulheit fälscht der Mensch die Wissenschaft.
Und da die Welt nicht lief in seinen Gleisen,
Verleugnet er Vorsehung, Gotteskraft.
„Verstand" muß ihm der listige Trug nun heißen.
Aus Herrschsucht schafft er Götzen, — kommt dahin,
Als Weltenschöpfer sich zuletzt zu preisen.

Welche Resultate entsprachen nun aber diesen hochtönenden Verheißungen? Darauf kam doch schließlich alles an. Wir sahen bereits, wie sein ganzer Bildungsgang Campanella dahin drängte, eine einheitliche Weltanschauung aus widerstreitenden Elementen herzustellen, wie er von einem Unterschiede der Theologie und Philosophie nichts wissen will. Gott ist der höchste, in gewissem Sinne der einzige Gegenstand seiner Philosophie. Denn die Prinzipien der Gottheit, Sinn, Kraft, Liebe, setzen sich durch die ganze Welt fort; sie erscheinen nicht nur im Geist des Menschen, sondern überall in der Natur wieder. Ist nun Campanella ein Pantheist wie Giordano Bruno gewesen? Wir im 19. Jahrhundert würden ihn unzweifelhaft mit unter diesem Begriff fassen; er selber aber und seine Zeitgenossen würden auf den feinen Unterschied Wert legen, daß für ihn die Welt zwar gotterfüllt sei, aber daneben der ewige Geist doch noch seine Selbständigkeit wahre. Sehr schön erörtert er seine Ansicht an dem Beispiel der Farbenlehre, die ihm mit Telesio gemeinsam ist:

Ein einzig Licht nur ist im Sonnenball,
Einfach und rein, und durch sich selber hell,
Sich rings zerstreuend,
Vermehrend, sich erneuend,
Beflügelt, lebend, lebenwirkend, schnell
Schaut es und läßt uns schau'n das Weltenall.

Allein dieses Licht mischt sich den Körpern bei; es wird Farbe, es vereinzelt sich. Auch in diesem Zustande aber bedarf es der Erleuchtung durch das ursprüngliche, reine Licht, um sichtbar zu werden:

So schaut der Sinn in Gott, endlos und rein,
Beflügelt, ewig, seiner selbst Vermehrer,
Mit einem Blick die Welt,
Die er gestaltet, lehrt, besitzt, erhält.
„Wort" heißt er uns — den Himmeln wohl noch hehrer.
Doch geht er in die Welt die dunk'le ein,
Begrenzt sich seine Kraft.
Er giebt sich Furcht und Haß und Liebe hin,
Vergessend seiner. Gott heißt er nicht mehr,
Nur Phantasie, Natur, Vernunft und Sinn.
Ob mehr ob minder echt, ob ihn die Haft
Der Schale drücket mehr und minder schwer,
So wirkt er: Aber Gott ist's, der ihm Stärke schafft.

Es ist nicht schwer, in diesen Ansichten eine neue Auflage der neuplatonischen Emanationslehre zu erkennen. Bei jenem Eingehen Gottes in die Welt bleibt ein Erdenrest, bleibt die Materie hier, die Unvernunft und ihre Macht dort. An diesem Rätsel verzweifelt die Philosophie; ihre Theodicee weist eine Lücke auf:

Wie sich zum Weltenall die Fäden spinnen,
Wie alle Teile sich zum Ganzen einen,
Wie fest, wie wunderbar die Werke scheinen,
Das zeigt den gütigen Schöpfer meinem Sinnen.
Doch was an Thorheit Mensch und Tier beginnen,
Daß Böse lachen und die Guten weinen,
Daß jeder irrt vom Ziel, zwingt mich, zu meinen:
Der Schöpfer ließ den Lenker sich entrinnen.
So gab denn ewige Wahrheit, Liebe, Macht
Die Leitung ab und will der Ruhe pflegen?
So ward sie alt und schlaff und unbedacht?
Nein. Einer nur ist Gott! Auf seinen Wegen
Wird einst des Rätsels Lösung kund gemacht,
Um das der Sünde so viel Volks erlegen.

Doch nur vorübergehend kommen Campanella solche Bedenken,

um ähnlich wie jene pessimistischen Anwandlungen im Kerker immer siegreich überwunden zu werden. Der unerschütterliche Optimismus erscheint ihm als die einzig mögliche Religion. In den großen Canzonen auf die Liebe und Schönheit als das umfassende Weltprinzip spricht sich diese Gesinnung am deutlichsten aus. Auch hierin zeigt sich Campanella als ein Schüler Plato's, nur ins Pantheistische fortschreitend.

Aber von diesen Bahnen, die auch die der Florentiner Platoniker gewesen waren, entfernt sich Campanella, um das Göttliche da aufzusuchen, wo es, wenn auch getrübt, uns doch am nächsten liegt: in der Welt. Naturphilosophie will er weit mehr als Theosophie geben; und sie vor allem ist nötig im Gegensatz zu der öden Wortphilosophie, die auf Autoritäten schwört und die Quellen der Erkenntnis bei Seite läßt:

Die Welt —: das Buch, darin der ewige Geist
Sein Denken schrieb, ein lebend Heiligtum,
D'rin seine Thaten, ihm zu eignem Ruhm
Lebendiger Bilder reiche Fülle preist!
Dort ist's, wo er uns sehn und lesen heißt
Die Kunst, die Macht. So, gottlos nicht noch stumm,
Verkündet unser Geist: „Die Welt ringsum
Erfülle ich, Gott schauend, den sie weist."
Und wir, gebückt auf Bücher, Opferstätten,
Die nach dem Leben stümperhaft kopiert,
Wir mehr doch als solch Meisterwerk verehren!
O daß von Irrtum wir bekehrt uns hätten,
Wir, die von Streit, Unwissenheit verführt!
Laßt uns bei Gott zurück zum Urbild kehren.

In der Betrachtung der Welt enthüllt sich ihm erst das Wesen der Gottheit. Hier ist er nun wirklich zu einer tiefen philosophischen Intuition vorgedrungen, die keiner vor ihm in gleicher Weise gehabt hat: Ein großes Prinzip geht durch die ganze Welt, in ihm spricht die Gottheit: das der Selbsterhaltung:

„Den Wesen wurde Geist, so viel genug,
Sich zu erhalten, sich und ihre Art."

Wenn nun die einzelnen Wesen in diesem Streben auf einander stoßen und das schwächere unterliegt, dann scheint ihm sein Untergang Ungerechtigkeit und Unvernunft:

Der Pflanzen still Geschlecht,
Zu unsrem Nutz geraubt,
Ihm scheint, was wir bedürfen, ungerecht.

Ob dies Wesen Pflanze, ob es Mensch heißen mag, die Anklage, die es erhebt, bleibt dieselbe, und in jedem Falle entbehrt sie der Berechtigung. Ist nun aber jener Selbsterhaltungstrieb, der allem gemeinsam ist — denn es giebt für Campanella nichts Unbeseeltes, so wenig wie für Bruno und Spinoza —, nicht eben jene Selbstsucht, die er so heftig als Wurzel aller Übel angeschuldigt hat? Hier dringt unser Dichter über jenen Standpunkt hinaus: Die Rolle, die dem Selbsterhaltungstriebe in der Ökonomie der Schöpfung zufällt, wird ihm klar; das Rätsel, dessen Lösung er in jenem früheren Sonett der Zukunft überwies, liegt ihm jetzt offen:

Ist's seltsam, was der ewige Geist verhängt,
Daß nie ein Wesen, noch so schwach und klein,
Mit andern Tausch begehret?
— So wird dem Tod gewehret!
Es wünscht und wähnt, nur froh in sich zu sein,
Es kennt kein Glück, als das in ihm versenkt.
O höchster Weisheit Licht,
Du nützest unsern Wahn,
Daß jeder mag dem Glücke
Und alle Wesen der Vollendung nah'n.
Ein Tollhaus ist die Welt! Und wär' sie's nicht,
— Die Hülle ließ zurücke
Ein jeder, strebend nach der Sterne Bahn.

So wird dem Menschen die Erkenntnis der Stellung zu teil, die ihm auf der Stufenleiter der Wesen beschieden ist: er ordnet sich selber ein in das Weltganze, er fühlt, daß seine Seele ihren Ursprung findet in der Harmonie der Welt und Anteil an ihr nehmen kann. Gott genießt sich selber in einem solchen Menschen:

So stammt denn von der Harmonie der Welt,
Von all den Saiten, mannigfach gestimmt,
In Himmel, Erde ausgespannt
Der Seelenreinheit Unterpfand!
Und ihnen einet sich, wer sie vernimmt,
Das Saitenspiel von Gottes Hauch geschwellt.
O selig jener, jedes Preises wert,
Weil Gott in ihm sich selbst genießt!
Doch glücklich auch, wem solch ein Ziel verwehrt,
Wenn er sich hörend dem Vollkommnen einet!
Doch jedes Gut hat eingebüßt,
Wer, unrein selbst, Weisheit und Recht verneinet.

In immer neuen und überraschenden Wendungen weiß

Campanella dieses Thema zu behandeln. Hier findet er auch seinen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele; er liegt in ihrem Bestreben sich zum All zu erweitern, in ihrer Unersättlichkeit nach Wissen, welches ihr jetziger Zustand nicht befriedigen kann. Die Unsterblichkeit selber besteht für ihn im Zusammenfallen mit der Gottheit. „Anima immortale" hat er das schöne Sonett benannt, in dem er sich über das Wesen des menschlichen Wissensstrebens äußert:

Im Punkt des Hirns wohn' ich, um zu verzehren,
Was alle Bücher aller Welt umschließen.
Es löscht den tiefen Durst mir kein Genießen,
Verschlingend alles sterb' ich vor Entbehren.
Ich nähre mich an aller Meister Lehren,
Doch meinem Hunger mocht' es nicht ersprießen,
So schweife ich, in Sehnsucht zu zerfließen;
Mein Wissen muß sich stets in nichts verkehren.
So bin ich denn des Unermessnen Bild,
Der in sich birgt die Wesen gleich dem Meere,
Er, Gegenstand des Sinns, der lieberfüllt.
Ihn trifft Vernunft, so wie das Ziel der Pfeil.
Autorität — in fremder Hand die Wehre!
Geh' auf in ihm, Gewißheit wird dein Teil.

Aufzugehen in der Gottheit vermag der Mensch nur durch rein hingebende Liebe. Der durchgehende Gedanke aller Mystik, daß in einer solchen Hingabe an das Göttliche der Mensch über sein eigenes Wesen hinausgehoben werde und zur Wunderkraft gelangen könne, begleitet auch ihn. Jede andere Liebe ist nur ein Symbol dieser höchsten:

Der wahre Liebende schöpft stetig Kraft,
Weil der Geliebten schönes, reines Bild,
Verdoppelnd seine Seele, ihn erfüllt;
Und so erlischt ihm Wunsch und Leidenschaft.
Wenn Frauenliebe solche Wunder schafft,
O welcher Ruhm, welch hohes Glück entquillt
Der ewigen Hoheit, die das Sehnen stillt
Der Seele hier in unsrer Kerkerhaft.
Die Seele schüfe sich Unendlichkeit,
Sie könnte alles lieben, wissen, thun,
In Gott nach Wundern strebend allezeit.
Doch Wolf und Ziege sind wir selbst uns nun,
Die wir die Liebe und das Licht entweiht,
Durch die wir sollten in der Hoheit ruhn.

Man wird in Campanella's weitschichtigen Prosaschriften

überall die gleichen Gedanken wiederfinden, die in diesen Gedichten in ihrer reinsten, ursprünglichen Gestalt zu Tage treten. Nur erscheinen sie hier mit einer unendlichen Menge von Einzelthatsachen versetzt und zu allen nur möglichen Folgerungen erweitert. In demselben Maße verlieren sie freilich auch an Wert. Sie erweisen sich in der That nicht nur in unsern Augen, sondern auch für die Zeit eines Kepler und Galilei, als ungeeignet die Welt zu erklären. Wo Campanella Natur-Erklärungen giebt, da erscheinen seine Schriften als ein ungeheures Conglomerat von Irrtümern und oberflächlichen Urteilen nach dem nächsten Augenschein; und wir dürfen uns nicht dadurch verblenden lassen, daß bisweilen Anschauungen bei ihm auftreten, die an moderne Erkenntnis erinnern, wie eines seiner Hauptdogmen: alle bewegende Kraft auf die Wärme zurückzuführen und als die Quelle aller Wärme auf der Erde die Sonne zu betrachten. Sein ganzes naturwissenschaftliches Denken ist völlig primitiv; so oft er auch die sinnliche Erfahrung und das Experiment als beste Erkenntnisquellen preist, so harmlos verwendet er doch den abstrakten Vernunftschluß aus unbewiesenen Prinzipien. In seinem Kerker zu Neapel war er abgeschlossen von dem Fortschritt der Naturwissenschaften. Jener Deutsche, Tobias Adami, teilte ihm zuerst Galilei's Schriften und das Werk Gilbert's über den Magneten mit. Begeistert erkannte Campanella hier die größten Fortschritte auf der Bahn des Naturerkennens; aber er erklärte doch zugleich dem Freunde, daß er nur geringen Gebrauch für sein System davon machen könne. Er hat sich mit Gilbert auseinanderzusetzen versucht, er hat sich sogar bemüht, Galilei's Resultate in seiner Astrologie zu verarbeiten, ohne daß sie deswegen doch etwas anderes als Astrologie geworden wäre, als ein weiterer, vergeblicher Versuch, die Erscheinungen der Atmosphäre und der Erde, sowie die Leidenschaften und Tendenzen der Menschen aus den Konstellationen der Gestirne zu erklären.

Und dennoch war auch diese phantastische Philosophie gerade denjenigen Zeitgenossen hochwillkommen, die in der Ausbildung der Naturwissenschaften die Aufgabe des Jahrhunderts sahen. Nicht die Methode und die Resultate, wohl aber die Gegenstände, die hier für die Philosophie gewonnen waren, bedeuteten einen Fortschritt. Adami z. B., den man als den Repräsentanten des höchstgebildeten Publikums jener Tage bezeichnen kann, war viel eher

ein Schüler Bacon's, er meinte mit dessen konsequent durchgeführter Methode noch zu reicherer Naturerkenntnis zu gelangen; er ist außerdem zu sehr Bewunderer von Galilei, Kepler und Gilbert, denen er auch Paracelsus noch zur Seite stellt, um nicht die Schwächen seines Freundes zu sehen, aber er publizierte seine Schriften mit den höchsten Lobsprüchen, weil er eben in ihnen den grandiosen Versuch eines vollständigen Systemes sah. Insofern war hier der Scholastik, die immer nur Begriffe behandelte, zum ersten Male ein zusammenhängendes Ganzes gegenüber gestellt. Aber auch unter den einzelnen Lehren dieser Naturphilosophie sprach die Zeitgenossen vieles an. Da war die Grundidee der gleichmäßigen, abgestuften Beseelung; sie war zugänglicher als der Pantheismus Bruno's, als der Materialismus der Neu-Epikuräer. Wir wissen, wie Kepler ganz ähnlichen Gedanken nachgehangen, und wie sie für ihn doch der innere Antrieb bei allen seinen Untersuchungen waren. Und indem diese Beseelung sich in dem Streben jedes Wesens in seinem Sein zu beharren ausdrückt, war in der That von Campanella eine geistreiche Formel gefunden worden. Unter den vielen, die Leibnitz's Monadenlehre beeinflußt haben, gebührt ihm doch wohl der erste Platz. Von diesem Standpunkt aus löste er die große Frage, die noch die Philosophie des ganzen folgenden Jahrhunderts beherrschte, die Frage nach dem Zweck, in einer damals genügenden Weise. Keinen schärferen Gegner fand die veraltete Teleologie, die dem Plan der Welt den menschlichen Nutzen unterschiebt, als ihn, und zugleich gab es keinen überzeugungstreueren Propheten der innewohnenden Zweckmäßigkeit aller Wesen und deshalb der Harmonie des Weltganzen.

So unfruchtbar diese Anschauungsweise zur Erklärung der physikalischen Gesetze blieb, so viel besser eignete sie sich schon bei Campanella selber zur Betrachtung der Organismen. Namentlich aber bot unser Dichterphilosoph eine Anschauung des Menschen, die fruchtbarer werden mußte als die bisher geltende Psychologie. Unter allen Erörterungen seiner Hauptschrift, der philosophia realis, zieht auch uns keine so sehr an als die über die Entstehung der Leidenschaften und des Willens. Hier nimmt er eine Reihe der wichtigsten Sätze Spinoza's vorweg*), indem er ausgehend von

*) Daß Spinoza durch Campanella irgendwie beeinflußt worden sei, ist nicht anzunehmen, eher könnte dies bei Descartes' Traktat über die Leidenschaften der Fall sein.

der Selbsterhaltung die beiden Grundeigenschaften, Vergnügen und Schmerz, als Antriebe und Erkunder dessen, was der Selbsterhaltung nützt oder schadet, d. h. des Guten und Bösen hinstellt, indem er mit genialer Sicherheit aus diesen beiden Keimen den Zusammenhang der einzelnen Leidenschaften zu entwickeln weiß. So erhält auch seine Ethik, obwohl noch im wesentlichen auf die des Aristoteles gebaut, doch ein besseres psychologisches Fundament. Und daß in sie fortwährend die Mystik, die Vorstellung der unmittelbaren Vereinigung mit der Gottheit, eingreift, konnte einem Zeitalter, das von religiösen Tendenzen doch noch in höherem Maße als von wissenschaftlichen bewegt wurde, nur genehm sein.

Campanella's Naturphilosophie konnte immerhin als die erweiterte Ausführung des Programms erscheinen, das Telesius aufgestellt hatte; was er ganz neu hinzufügte, war die Behandlung der Politik, und durch diese hat er sich unzweifelhaft bei der Mit- und Nachwelt am meisten bekannt gemacht. Er stellte sich hier einem Manne mit Leidenschaft als Gegner gegenüber, der in der That durchaus sein Widerspiel war: Macchiavelli. Die Zeit war rasch vorübergegangen, in der die harte realistische Auffassung der Dinge, wie sie der große Florentiner vertrat, als selbstverständlich hingenommen wurde. Macchiavelli's Werke blieben zwar das Handbuch der Politiker und wurden von den Völkern als ursprüngliche Quelle aller gewissenlosen Gewaltakte beargwohnt, aber die Theorie hatte andere Bahnen eingeschlagen: sie suchte wieder zur Begründung der Staatsverfassung nach philosophischen Rechtsformeln, statt nach historischer Entwickelung; und jene Art, wie Macchiavelli den Wert der Religion für das Staatsleben geschätzt hatte, während er die Kirche verhöhnte, wollte vollends in das Zeitalter der Gegenreformation nicht passen. Campanella's Opposition, die sich in einer bitteren Kampfschrift äußerte, trägt noch einige besondere Züge. Er haßt den Verfasser des principe als den Herold der Selbstsucht, gleichsam als den Mörder jedes auf ethischer Grundlage aufgebauten Staates. Er redet ihn einmal in einem Sonette an:

„Du, der den Teil mehr als das Ganze liebt,
Mehr als die Menschheit selbst zu sein vermeint,
Du thöricht Kluger, der den Guten Feind,
Weil sonst dein schlechter Staat nicht Früchte giebt,
Sieh, was die Schriftgelehrten einst verübt!

Sieh sie verwirrt, weil Christus neu erscheint.
Die Guten hat der Gottheit er vereint,
Indes sie wähnen, daß sein Leib zerstiebt!

Allein indem er Macchiavelli bekämpft, lernt er auf Schritt und Tritt von ihm; und zwar zieht ihn die historisch-psychologische Methode an, mit der sein Gegner die Lebensbedingungen und den Lebensgang der Staaten und ihrer Verfassungen verfolgt. Campanella's politische und ökonomische Aphorismen, mit denen er seine Realphilosophie beschließt, sind durchweg geistreiche Studien an Macchiavelli, und von seinen Discorsi an italienische Fürsten gilt dasselbe. In der That hat unter den Nachfolgern des Florentiner Staatssekretärs keiner bis auf Montesquieu und Vico die historisch-politische Reflexion mit solcher Virtuosität gehandhabt wie er. Nur sucht er alle Sätze allgemeiner zu fassen und ihnen zugleich die pessimistische Spitze umzubiegen. In einem Punkte bietet er völlig Neues: er untersucht vergleichend auch die Lebensbedingungen der Religionen und Sekten. Sie vor allem führen ihn zu der Ansicht, daß im Laufe der Zeit alle Staaten untergehen müssen und eine rein geistige Herrschaft, die das erste goldene Zeitalter wieder heraufführt, eintreten werde: die Universalmonarchie des Papsttums. Diese hat er in einem eigenen Werke neu zu begründen gesucht und dabei namentlich auch gegen Dante polemisiert. Doch scheint diese „Universalmonarchie des Christentums" nie veröffentlicht worden zu sein.

Um so größeres Aufsehen erregte ein anderes Werk, in dem er ebenfalls die Beweisführung Macchiavelli's mit der mittelalterlichen Idee der Universalmonarchie zu verbinden trachtete: das berühmte Buch über die spanische Monarchie. Es waren keine äußeren Rücksichten, die ihm die Feder in die Hand gegeben hätten, um das Volk zu verherrlichen, das er doch im Grunde als den Unterdrücker seiner Heimat haßte; es war auch nicht allein die Resignation, die einmal vorhandene spanische Herrschaft so viel wie möglich zum Guten für Italien zu wenden — obwohl diese Erwägung stark mitgesprochen hat und sich in dem Buche oft äußert —; es war in erster Linie doch der faszinierende Reiz, den das schwindelnde Emporstreben der habsburgischen Weltmacht in dem Moment ihrer größten Aussichten, auf einen phantasievollen Geist ausübe. Und deshalb bezeichnet Campanella's spanische Monarchie den geistigen Höhepunkt der Gegenreformation. Schriftstellerisch

ist sie unzweifelhaft seine hervorragendste Leistung. Seine Begabung, den Geist bald in die Ferne zu leiten, die weitesten Aussichten zu eröffnen, bald ihn in die Enge zusammenzuziehen, das Einzelne zu erörtern, zeigt sich hier von ihrer glänzendsten Seite. Historische Entwickelung, Vergleichung, praktische Ratschläge wechseln beständig mit einander ab. Mit unerhörter Rücksichtslosigkeit geht er ganz im Sinne des Staates, dem er die Wege weisen will, vor: er tadelt es ausdrücklich, daß Karl V. Luther in Worms das freie Geleit gehalten hat. Die anderen Nationen erscheinen ihm mehr oder minder leichte Beute, er wägt die Chancen ab, die sie für Spanien gewähren, sei es, daß sie unterworfen, sei es, daß sie abhängig gemacht werden; aber ebenso fehlt es nicht an scharfer Kennzeichnung der politischen und finanziellen, selbst der militärischen Schwächen Spaniens. — In den Tagen vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges, als die Parteien einstweilen einander aufs lebhafteste mit der Feder bekämpften, hat das Buch als die wahre Enthüllung der Absichten Spaniens bei Freund und Feind gegolten. Die Wenigsten wußten wohl, daß der, welcher es geschrieben, in einem spanischen Kerker schmachtete, nachdem es mißlungen war, ihn zu Tode zu martern.

Eine eigentliche Verleugnung seiner sonst ausgesprochenen Grundsätze kann man die spanische Monarchie nicht nennen. Während er die Unterdrückung der Ketzerei predigt und in ihr eine Hauptaufgabe der Spanier sieht, vertritt er ebenso energisch die Freiheit der Wissenschaft. Er giebt zu verstehen, daß die lutherische Sekte ein Produkt der alten Scholastik und des Humanismus zugleich sei, und glaubt auch von dieser Seite die Naturphilosophie als gefahrlos und nützlich empfehlen zu können. Er eifert gegen das Staatskirchentum Spaniens und fordert die volle Selbständigkeit der kirchlichen Gewalt im Staate; ja er deutet an, daß diese spanische Monarchie doch auch nur ein Übergangsstadium darstelle. Wir sahen schon, daß er zu gleicher Zeit noch einen ganz verschiedenen Staatsgedanken hegte, daß er mit ihm in ganz anderem Sinne Ernst machte, und daß er über ihm zum Märtyrer wurde: den Gedanken des Sonnenstaates.

In dieser Epoche gewaltiger Gährung erwacht immer wieder der Wunsch, ein Staatsideal zu entwerfen ohne alle Rücksicht auf die historischen und juristischen Bedingungen, mit deren Entwickelung sich die sonstige politische Wissenschaft abmühte. Nicht

6*

umsonst stand hier das größte Beispiel vor Augen: Plato's Staat. Und da sich durch die Entdeckung neuer Welten nicht nur der Blick erweitert hatte, sondern auch der Phantasie freier Spielraum eröffnet war, so fanden diese Staatsromane gleichsam auch einen geometrischen Ort. Thomas Morus' Utopia hatte den Reigen eröffnet; in diesem geistvollsten Werk der englischen Renaissance sind Ernst und Scherz, bittere Satire, launiger Humor, absichtliche Paradoxen und nüchterne praktische Ratschläge zu einem untrennbaren Ganzen verflochten. Der ästhetische Reiz dieses kleinen Juwels wird dadurch nur erhöht; aber selbst mit Hilfe seiner anderen Äußerungen, wie sie namentlich in seinen Gedichten vorliegen, ist es doch nur teilweise möglich, hinter Morus' wahre Meinung zu kommen. Hat z. B. der Mann, den die katholische Kirche als einen Märtyrer ihrer Sache verehrt, wohl geahnt, daß sein grandioses Bild völliger Religionsfreiheit von der Zukunft durchgeführt werden würde? In Thomas Morus liegen Campanella und Swift gleichmäßig angedeutet.

Das vor allem unterscheidet seinen italienischen Nachfolger und Bewunderer von ihm, daß es diesem mit seinem Sonnenstaate bitterer Ernst war. Campanella hat nicht nur seinen Calabresen davon geredet, sondern auch aus dem Gefängnis dem Könige von Spanien mit anderen Projekten diesen Vorschlag gemacht. Eine Stadt wollte er ihm bauen, die eigens zur leichten Erlernung und raschen Vermehrung der Wissenschaften eingerichtet sein sollte. Zum Überfluß hat er dem Sonnenstaate auch eine Verteidigung angefügt, in der er sich mit den Einwürfen namentlich mit denen gegen die Aufhebung der Ehe auseinandersetzt. Er macht hier sogar den kühnen Versuch, die Christlichkeit eines solchen Unternehmens zu erweisen. Zumal die neuentdeckten Länder jenseits des Meeres scheinen ihm ein erwünschtes Versuchsfeld.

Der Sonnenstaat Campanella's trägt weit mehr als die Utopia des Thomas Morus die Züge der Platonischen Republik. Der Engländer hatte ein einfaches, tapferes Naturvolk darstellen wollen. Es geht durch seine Schrift schon etwas wie die sentimentale Sehnsucht nach dem Naturzustande, die erst dem 18. Jahrhundert zur Leidenschaft werden sollte; ist doch einer seiner wesentlichen Vorschläge, daß jeder Bürger zeitweise zur Feldbestellung zurückkehren müsse; und wenn irgend eine Tendenz in der

Utopia als die beherrschende hervorgehoben werden sollte, so müßte man sie eine agrarische Parteischrift zu Gunsten des zurückgedrängten Bauernstandes nennen. Der Italiener dagegen steht ganz auf dem Boden der städtischen Bildung, die seinem Volke mit dem klassischen Altertum gemeinsam ist. Möglichst große städtische Konzentration ist sein durchgehender Gedanke; denn nur bei einer solchen ist eine vollständig vernunftgemäße, schematische Gestaltung der Gesellschaft möglich. Die umherliegenden Dörfer sind nur unvollkommene Abbilder der Sonnenstadt. Für ihn wie für Plato ist die hierarchische Regierung Krone des Ganzen, während Morus sogar auf die Beichte einige witzige Anspielungen macht, über die die Kirche wohl nur in Anbetracht seines Endes gnädig ein Auge zugedrückt hat. Für die Kenntnis der Wissenschaften war in der Utopia vollends wenig Raum gelassen; wo der Verfasser auf sie zu reden kommt, geschieht es, um unter der Maske des naiven Urteils der halben Naturkinder einige satirische Hiebe auszuteilen. Für Campanella dagegen steht wie für Plato fest, daß nur in der Leitung des Staates durch die Wissenschaft seine Vollendung bestehe. So sind denn bei aller äußeren Ähnlichkeit die beiden Staatsromane in ihren eigentlichen Absichten völlig verschieden; aber auch von Plato wird Campanella durch sein entschiedenes demokratisches Bekenntnis getrennt. Darin besteht sogar eine charakteristische Eigentümlichkeit seines Sonnenstaates, daß er die Arbeit ohne Unterschied zum Fundament der Gesellschaft macht. Er möchte den gröberen Handarbeiten, wie denen des Schmiedes, um ihres allgemeinen Nutzens willen besondere Ehren zugebilligt wissen. Bei seiner kommunistischen Arbeitsorganisation scheint ihm schon eine minimale Arbeitszeit von 6 Stunden ausreichend.

Immerhin ist Campanella's Sonnenstaat, als politische Organisation betrachtet, nicht besonders originell und unterscheidet sich wenig von allen übrigen kommunistischen Konstruktionen. Bedeutend jedoch ist der künstlerische Zug und wahrhaft prophetisch seine Idee von wissenschaftlicher Organisation. Die Anlage der Sonnenstadt stellt gewissermaßen die ideale Stadt der italienischen Renaissance dar; der Gedanke des durchgeführten Centralbaus beherrscht sie. An einem sanft aufsteigenden Berge werden Hallen über Hallen gethürmt, das Ganze gipfelt in dem Kuppelbau des Sonnentempels, der zugleich als Sternwarte dient. Auf dem einzigen Altar finden der Himmelsglobus und die Erdkugel ihren Platz.

Dieser Aufbau der Stadt ist zugleich ein Sinnbild des Aufbaus der Wissenschaften, die in der Mathematik gipfeln, um in erweiterten Kreisen sich nach außen zu dehnen, je mannigfaltiger ihre Gegenstände werden. Jene Hallen, welche die konzentrischen Ringe der Stadt scheiden, dienen zugleich als Museen und Lehranstalten. Durch das Auge und gleichsam spielend wird der Bewohner der Sonnenstadt von einer Wissenschaft zur andern in ihrem rationellen Zusammenhang geführt. Mit einem Hinweis auf die Technik, welche durch wissenschaftliche Erkenntnis neue Naturkräfte in den Dienst des Menschen stellt, schließt die merkwürdige Schrift. — Schon den Zeitgenossen galt sie als ein liebenswürdiges Gedicht, das Campanella wie zur Erholung in das ernste System seiner Gedanken eingeschoben habe — wir werden nicht irren, wenn wir in ihr vielmehr das Schlußresultat seiner Philosophie erblicken, geradeso wie in der Polite dasjenige Plato's.

Durch diese Schriften übte Campanella von seinem Kerker aus einen allmählich wachsenden Einfluß auf seine Zeitgenossen; und fast war derselbe jenseits der Alpen stärker als in seinem Mutterlande. Deutsche waren es auch zumeist, die sich um seine Befreiung bemühten, namentlich ein Mitglied der großen Kaufmannsfamilie der Fugger. Ihn aus den Fesseln der Spanier zu reißen, war aber nur eine einzige Macht imstande, die des Papsttums. Im Jahre 1600 hatte Papst Clemens VIII. seine Verurteilung bestätigt, fast zur gleichen Zeit, als Giordano Bruno den Scheiterhaufen bestieg; jetzt nach 27 Jahren beschloß Papst Urban VIII. ihn zu befreien. „Durch eine List gleich der des Odysseus in der Höhle des Polyphem sei es ihm allein möglich geworden, dem Kerker zu entrinnen", meinte Campanella selber.

Der Papst forderte — so scheint es — den gefangenen Philosophen vor das Tribunal der Inquisition, und diesem Begehren konnten die Spanier keinen Widerspruch entgegensetzen. So wurde denn der Apparat der Inquisition auch einmal zu Gunsten eines unabhängigen Denkers in Bewegung gesetzt. Zum Scheine wurde Campanella noch eine Zeit lang in freier Haft behalten, alsdann freigesprochen und alsbald in die Dienste des Papstes genommen. Solche Schicksalswechsel waren damals in Rom, wo bei den rasch wechselnden Pontifikaten das Glück wie im Lotteriespiel sich änderte, nichts seltenes. Papst Urban VIII.

Barberini aber hatte das seine begonnen mit der Absicht, der größte Mäcen der Gelehrten, zumal der mächtig aufstrebenden Naturwissenschaft, zu werden, die Zeiten der Medicäer wieder heraufzuführen —; er endete es mit dem Prozesse Galilei's.

Zunächst war ihm der Mann, der der entschiedenste Naturphilosoph und Klerikale zugleich war, höchst willkommen. Für Campanella selber mußte sich aber hieraus eine falsche Stellung ergeben. Es war doch eine Arbeit, die seiner völlig unwürdig war, wenn er einen lobpreisenden Kommentar zu den schlechten Gedichten des Papstes verfaßte, mochte er ihn auch als seinen Wohlthäter verehren. Und wenn man sich in Rom auch für seine Philosophie interessierte, daran dachte man nicht, ihr neben der Scholastik, die nun einmal eine organisierte Macht und nicht blos das Weltbild eines geistreichen Kopfes bedeutete, einen Platz einzuräumen. Campanella sah sich sogar genötigt, die Ausgabe seiner Werke, welche die deutschen Freunde veranstaltet hatten, zu verleugnen.

Er war in der langen Kerkerhaft doch mürbe geworden; als die Pflicht des Weisen erschien ihm nun nicht mehr, rücksichtslos überall die Wahrheit zu verkünden. Er schildert einmal die Weisen, die entflohen waren, da sie ihrem Volke aus einer Konstellation Wahnsinn drohen sahen. Zurückgekehrt müssen sie sich dem tollen Volke fügen:

> Sie sahen zu der Thoren Lebensart
> Sich nun gezwungen, um den Tod zu meiden,
> Da dort dem Tollsten Königswürde ward.
> Sie müssen im geheimen sich bescheiden
> Verstand zu haben. Wo das Volk sich schart,
> Muß man die Tollheit billigen und leiden.

In solcher Stimmung erschien ihm das ganze Leben als eine Komödie, und die Aufgabe des Einzelnen, seine Rolle gut zu spielen:

> Im Welttheater spielen wir maskiert,
> Wir Seelen, die in Körper sich verkleidet,
> Als Schauspiel höheren Rängen zubereitet,
> Von der Natur, der Gotteskraft staffiert.
> Von jedem wird 'ne Rolle aufgeführt,
> Die von dem einen Akt zum andern schreitet,
> Die uns durch Freuden und durch Qualen leitet,
> Wie's das Komödien-Schicksalsbuch diktiert.

Wir wissen, können, wollen nichts vollbringen,
Nichts dulden, was nicht ewige Weisheit wolle,
Die froh, das All mit Freude zu durchdringen.
Und wenn das Spiel nun endlich aus, das tolle,
Wenn Erde, Meer den Maskenspuk verschlingen,
Dann zeigt sich, wer sie gut gespielt, die Rolle.

Diesmal konnte er seinem Schicksal dankbar sein, das ihn aus einer unhaltbaren Lage wider seinen Willen befreite. Die Katastrophe Galilei's zog auch ihn mit sich. Noch aus seinem Gefängnis hatte er eine Verteidigung Galilei's, als dessen Angelegenheit zum ersten Mal zur Sprache gebracht worden war, in die Welt gesandt. Wir sahen, daß er selber nicht allzuviel von Galilei zu lernen wußte; nur wenig hatte er seinen spekulativen Standpunkt, wonach er zwei Centren der Welt, eines der Wärme und Liebe, die Sonne, und eines der Kälte und des Hasses, die Erde, annahm, modifiziert; aber jene Verteidigungsschrift ist dem ungeachtet ein dialektisches Meisterwerk und das Bedeutendste, was in dem Prozeß des großen Physikers überhaupt geschrieben worden ist. Nicht um die Richtigkeit des kopernikanischen Systems handelt es sich dabei für ihn, sondern um die Freiheit wissenschaftlicher Untersuchung und um ihr Verhältnis zur Religion. Es sind dieselben Probleme, wie sie dann am Ende des Jahrhunderts Spinoza im theologisch-politischen Traktat behandelt hat, und würdig reiht sich die Apologie Galilei's, soweit man eine Gelegenheitsschrift mit einem kritischen Meisterwerk der Gelehrsamkeit vergleichen kann, diesem an.

Campanella verfocht hier Sätze wie, daß weder Moses noch Jesus Physiologie und Astronomie offenbart haben, sondern Gott die Welt der Untersuchung der Menschen übergeben habe; er beginnt mit einer Kritik der Tragweite und der Gegenstände der Offenbarung. Er weist nach, daß grade die christliche Religion die Grenze zwischen Offenbarung und Wissen streng gezogen habe, und daß sie deshalb allein ihren Gläubigen jede Wissenschaft frei gebe. Er zeigt die Thorheit, welche die Kirche begehen würde, wenn sie sich mit einer naturwissenschaftlichen Ansicht solidarisch erklärte, während doch die ganze Naturwissenschaft noch in ihren Anfängen sei. Er warnt — freilich vergeblich —: „Wenn nun Galilei Recht behielte, welche Beschämung, welcher Schaden für die Kirche." Nach der Erörterung dieser prinzipiellen Fragen führt er einen

glänzenden historischen Beweis: Die Kirche in ihren berufenen Vertretern hat mit ihrer Naturauffassung beständig geschwankt in Dingen, die nicht minder wichtig sind als das kopernikanische System, und sie hat den Widerstand schließlich aufgeben müssen. Er führt Beispiele, wie die Bekämpfung der Existenz von Antipoden, wie die verschiedenen Anschauungen von der Natur des Himmelsgewölbes, zum Beweise an. Das ist nun freilich wieder der echte Campanella, daß er mit allen guten Argumenten sich nicht genug gethan hat und auch noch die schlechten bringen muß: nachdem der Satz festgestellt ist, daß die Bibel, ohne an ihrer religiösen Autorität etwas einzubüßen, landläufige naturwissenschaftliche Irrtümer enthalten könne, bringt er es trotzdem mit allerlei kritischen Kunststücken zu Wege, daß Josua am Ende doch nicht der Sonne befohlen hat, still zu stehen u. s. w.

Als er dann die Freiheit wiedererlangt hatte, knüpfte sich ein freundschaftlicher Verkehr zwischen ihm und Galilei an. War doch auch der große Schöpfer der modernen Naturwissenschaft im Grunde seiner Seele ein Philosoph, aber ein solcher, der sein Denken im Zügel zu halten wußte und sich von jedem Schritte Rechenschaft ablegte, — auch er ein Stück Dichter, sofern der dialektische Denkprozeß gern die anschauliche dramatische Gestalt bei ihm annahm. Es wird berichtet, wie er einst Campanella gegenüber bemerkt habe: Ihm scheine unter allen Hypothesen über die Entstehung der Welt die des Heraklit am wahrscheinlichsten, daß alle Dinge ursprünglich in einem feurigen, d. h. gasförmigen Zustand sich befunden hätten. Eifrig bestand unser Philosoph darauf: Galilei müsse diesen Gedanken weiter ausführen; aber dieser lenkte sofort ein: Er lege Wert darauf, daß nicht 99 bewiesene Wahrheiten durch eine einzige unbewiesene Hypothese, die darunter gemischt sei, diskreditiert würden.

Campanella scheint auch jener Freund gewesen zu sein, der Galilei, als er sich schon in Rom befand, vor den Umtrieben der Jesuiten, allerdings zu spät, warnte. Unterdessen hatte sich der Sturm über Campanella's eigenem Haupte zusammengezogen. Die Verhaftung Galilei's hatte den bigotten Pöbel Roms, mehr als man denken sollte, aufgeregt. Er suchte ein anderes Opfer, einen Mitschuldigen. Die Spanier, unversöhnlich wie sie waren, beseelt von einer instinktiven Furcht vor dem neapolitanischen Denker, hetzten gegen den Atheisten. Campanella rettete sich mit

Mühe vor dem Tumult unter den Schutz der französischen Gesandtschaft. Papst Urban aber dachte jetzt unter so veränderten Umständen nicht daran, etwas für ihn zu thun. Man war in Rom zufrieden, ihn auf gute Art los zu werden. Seine Flucht aus der ewigen Stadt hat nichts Tragisches, so viel Sorgfalt er auch darauf verwenden mußte, den Späherblicken der Spanier zu entgehen. Er war sogar mit einem Empfehlungsbrief der päpstlichen Nepoten ausgestattet. Auch später hat ihn Rom immer glimpflich behandelt. Seine Schriften haben im Index nur eine leichtere Note erhalten.

Es ist wie ein Symbol, daß der Mann, der auf lange Zeit hinaus der letzte philosophische Denker Italiens blieb, seine Zuflucht in Frankreich suchte. Auch dort war es zwar im Augenblicke nicht geraten, sich offen zu Galilei zu bekennen, aber dies erwartete auch niemand von Campanella. Grade bei Galilei's französischen Bewunderern fand er freundliche Aufnahme und Förderung, und von den Philosophen Frankreichs wurde er freudig willkommen geheißen. Auch Campanella, so energisch er von der alleinigen Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt war, verhielt sich doch höchst tolerant gegen andersdenkende Mitstrebende. Er hatte sich in der Apologie Galilei's nicht gescheut Giordano Bruno's ehrenvoll zu gedenken; in Frankreich vertrug er sich recht gut mit Gassendi. So wenig er dessen epikuräischen Atomismus billigen mochte, so sehr fühlte er sich mit ihm verwandt durch die Bekämpfung der aristotelischen Scholastik und die Verwertung der Naturwissenschaften. Für einen anderen französischen Gelehrten Gabriel Naudäus verfaßte er damals eine kurze Autobiographie, mehr um seine geistige Entwicklung und die Reihenfolge seiner Schriften als um seine abenteuerlichen Schicksale klarzulegen.

Diese letzten Lebensjahre in Frankreich verliefen ihm nicht immer sorgenfrei; und manche etwas kleinliche Klage spricht aus den Briefen jener Zeit; aber sie waren doch innerlich und äußerlich ruhiger für ihn als alle früheren. Er gewann noch die Muße, seine Metaphysik völlig auszuarbeiten und in ihr die Gesamtheit seiner Gedanken systematischer, als er es in der Real-Philosophie gethan hatte, zu entwickeln. Das Interesse, das man ihm entgegenbrachte, war nicht ganz frei von Neugier. König Ludwig XIII., der immer gelangweilte Monarch, mochte den seltsamen Schwärmer aus einer andern Welt gerne leiden. Campanella hat noch kurz

vor seinem Tode seines Sohnes, des späteren Ludwig XIV., Geburt mit einer dichterischen Prophezeiung begrüßt. Wenn ihm aber auch Richelieu seine Aufmerksamkeit schenkte, so galt sie dem Manne, der trotz aller phantastischen Schrullen im einzelnen doch im ganzen der bedeutendste politische Schriftsteller seiner Zeit war. Richelieu soll Campanella sogar zum Präsidenten der neugegründeten Akademie ausersehen haben.

So leuchtete dem Abend dieses stürmisch abenteuerlichen Lebens ein milder Stern, und Campanella mochte sich, als er in Paris im Jahre 1639 starb, mit der Hoffnung tragen, daß seiner Philosophie ein größerer Einfluß beschieden sein werde, als es dann thatsächlich doch der Fall gewesen ist. Wenn die Überzeugung von der Größe der Ziele die Vorbedingung jeder bedeutenden Leistung ist, so hat er sie wenigstens vollauf erfüllt. Er hat, wie kaum ein andrer, die große Leidenschaft nicht nur seines sondern auch noch des nächsten Jahrhunderts in sich getragen: die Welt radikal umzugestalten nach dem Gebote der Vernunft. Man mag den höchsten Ausdruck dieser Empfindung in dem Sonett erblicken, mit dem er die zweite Bitte des Vaterunsers erläutert, jene Bitte, in der sich einst die höchsten Erwartungen des Urchristentums ausgedrückt hatten:

Kehrt zur Vernunft! Dann könnt ihr innig beten:
„Es komme uns dein Reich, darin dein Wille
„Auf Erden wie im Himmel sich erfülle,
„Wo alles reift, was wir in Hoffnung säten."
Und vor der Dichter Auge wird dann treten
Die goldne Zeit aus dunkler Zukunft Hülle;
Das Unschuldsalter kehrt, in heiliger Stille,
In frommer Kraft, um das die Väter flehten.
Dann freut der Philosoph sich jenes Staates,
Den er beschrieb als beste Republik,
Um den die Erde immer noch betrogen.
Auf Zion schauen, froh des Gottesrates,
Dann die Propheten Israel im Sieg,
Frei, wie es aus Egypten einst gezogen.

— Ja, das sind sie, die Worte des Wahnes, von denen unser größter philosophischer Dichter singt, die Hoffnung auf die goldne Zeit, auf den Sieg des Guten, auf die Allmacht der Vernunft:

Sie schallen vergeblich, sie klingen leer,
Sie können nicht helfen und trösten!

Aber, ob auch Worte des Wahnes, es sind „bedeutungsschwere Worte im Munde der Guten und Besten“; und in die Reihen dieser wird man auch den letzten Dichterphilosophen der Renaissance in Italien einordnen dürfen.



Sechzehn deutsche Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter.

Vom Herausgeber.

In meiner „Geschichte des deutschen Briefes“ habe ich zu zeigen versucht, wie man die Briefe der Vergangenheit als Zeugnisse der geistigen, gemütlichen und gesellschaftlichen Entwickelung unseres Volkes benutzen kann. Die Lust und Liebe zu dieser Arbeit steigerte sich bei mir in dem Maße, als ich immer mehr sah, eine wie köstliche kulturhistorische Quelle diese alten Privatbriefe waren, an denen man bisher vorübergegangen war, wenn sie nicht irgend ein politisches oder litterarhistorisches Interesse hatten. Reich, fast zu reich strömte mir diese Quelle vom siebzehnten Jahrhundert ab: aus früherer Zeit hätte ich oft gern mehr gehabt. Hier verdanke ich den Hauptschatz von Privatbriefen — offizielle Briefe, politische Berichte u. s. w. findet man übergenug in jedem Archiv — den Sammlungen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Hier fanden sich schon aus der Zeit des allmählich stärker beginnenden deutschen Briefverkehrs, aus dem 15. Jahrhundert, deutsche Briefe, wie ich sie suchte: Briefe der Familie, Briefe des Bürgertums. So erst war es mir möglich, ein volleres Bild zu zeichnen, als es mir nur nach den Privatbriefen von Fürsten und großen Herren, die ja zahlreicher erhalten sind und an sich — ich erinnere an den Briefwechsel des Albrecht Achilles und seiner Gemahlin — höchst interessant sein können, möglich gewesen sein würde.

Diesem reichen Material des Nürnberger Museums sind auch die nachfolgenden deutschen Frauenbriefe entnommen, die in ihrer Art sehr interessant sind. In ihrer Art! Denn interessant in

dem Sinne, wie man heute von einem interessanten Frauenbriefe spricht (dazu gehört Plaudertalent, wie es die Sévigné und Lise Lotte gehabt haben), sind sie allerdings nicht. Gerade die Frauenbriefe der älteren Zeit zeigen noch mehr Ungeschick und Unbeholfenheit als die der Männer. Noch im siebzehnten Jahrhundert, als der Mann schwülstige Komplimentierbriefe mit langathmigen Kanzleiperioden schrieb, haben die Frauenbriefe diese naive Unbeholfenheit. Man sprach damals von „unförmlichen Weiberschreiben"! Ich habe auf Grund dieser Frauenbriefe des 17. Jahrhunderts ein Bild von den deutschen Frauen dieser Zeit früher einmal gegeben. Die charakteristische Unbeholfenheit zeigt sich natürlich noch stärker bei den vorliegenden Briefen. Namentlich bei den Briefen weltlicher Frauen! Man lese unter den nachfolgenden Briefen die beiden von der Susanne Winter. Wie außerordentlich ungeschickt und schreibungewandt sind sie! Und doch klingen Herzenstöne aus diesen stolpernden Worten des unglücklichen Weibes, das seinen Mann, da es ihm schlecht geht, nicht verlassen will: „denn ich wolt nirgend lieber sein dann bei ihm!"

Gewandter, namentlich auch äußerlich schöner in der Schrift, oft mit großen Initialen verziert, sind die Briefe der geistlichen Frauen. Bei diesen fällt weiter die spezifische Färbung des Tones, namentlich in den Grüßen am Anfang, sowie ein stärkeres konventionelles Gepräge auf. Doch klingen uns aus ihnen hier und da echt natürliche Töne entgegen, so geschmacklos ihre frommen Tiraden, die übrigens rein traditionell sind, sonst dem heutigen Menschen scheinen mögen. Namentlich die Briefe der Brigitta Holzschuher (I und IV) sind recht hübsch und natürlich. Sie macht aber das Geständnis, daß sie gar nicht gern schreibt!

Die Art der Briefe und den ganzen Ton, der in ihnen herrscht, möchte ich eben besonders veranschaulichen. So schreiben Frauen jener Zeit und zeigen, daß auch für sie das gilt, was man als das Charakteristische der Frauenbriefe hinstellen darf: Ungekünsteltheit, frische Naivetät und Herzlichkeit. Wer diese Frauen im einzelnen sind, kann uns gleichgiltig bleiben. Für die persönliche Geschichte derselben will ich hier nichts beibringen. Die Situation, aus der die Briefe geschrieben sind, geht jedesmal deutlich genug aus dem Brief hervor. So habe ich auch vermieden Erläuterungen zu den angeführten Thatsachen zu geben. Hier will

ich nur anführen, daß die beiden Bittbriefe der Susanne Winter (XIV und XV) eine sehr unerquickliche Veranlassung haben. Die Winter'sche Geschichte spielt in dem Briefwechsel, dem diese Briefe entnommen sind, eine große Rolle und endet sehr tragisch.

In kleinen Einzelheiten sind aber auch inhaltlich die Briefe vielfach beachtenswerth: das wird sich dem Leser bei der Lektüre ergeben. Auch der Sprachforscher mag hier und da Interessantes finden.

Briefe geistlicher Frauen.[1]

I.[2] (vor 1496.)

Das veterlich wort, das da geflossen ist auß der guttikeit des vaters in den keußen[3]) leib der junckfraw Maria und mensch worden ist mit der hochsten worckung der mechtigkeit goz in der allertiefsten demutigkeit und hochsten armut, gelegen in der kripen und von der[4]) tierlein angepet und geert von dem[5]) treien kunigen, dar an er unß erzeigt hat sein große lieb und mechtigkeit, diß miniglich kindlein verleich dir vil guter seliger newer jar, als manchen sußen mireichen[6]) gedancken er je gedacht nach dem heyl menschlichß geschlechß: das und alles gut nach sel und leib wunß und beger ich dir mit meinen armen gepet! freuntlicher, lieber oham! dein, auch deiner lieben muter und haußfrawen gesuntheit wer mir von herzen recht begirlich von euch zu horn; des geleichen wiß mich pey gutem vermugen, aber die Warbra[7]) ist umber[8]) vaßt swach, ich hab mich ganz erbegen, das sy ir lebtag kein gesunter mensch werd, der almechtig got schick es als nach seinem lob! freuntlicher, lieber oham, ich pin lengst in willen gewest, dir zu schreiben und hab doch auß unfleiß umer verlast, wan ich schreib nit gern: aber wie wol ich dir nit oft schreib, so vergiß ich dein doch des minder gegen got nit, auch ewer aller und besunder meiner

[1]) Die Schreibweise ist bewahrt, indessen mit folgenden Ausnahmen: v ist, wo es u entspricht, durch u ersetzt; cz ist regelmäßig durch z, j ist, wenn es gleich i ist, durch i wiedergegeben.

Die Eigennamen sind mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben; die Abkürzungen sind aufgelöst.

[2]) Aus dem Brieffascikel an Michel Behaim III; seine Mutter Lienhart u. s. w. 1488—1510.

[3]) keuschen. [4]) und [5]) So ist es geschrieben. [6]) mühereich. [7]) Barbara. [8]) immer.

herzen lieben alten muter, der ich nimer vergiß. ich gedenck mir oft, das ich sy nar[9]) noch einmal vor irm tot solt sehen, das wer mir die groß freud! ich weiß aber wol, das sy alt und swach ist, das nit wol uber lont[10]) mag varn: darumb muß ich mich sein erwegen. ich wolt halt ungern ein solchß begern, wu es in irm vermugen nit wer. ich schick ir ein evangelium sant johannes, auch eins deiner haußfrawen und deiner dochter Lucia. auch schick ich dir ein kintlich gab, ein klein facenetlein[11]), und pit euch, ir wolt den wiln fur die werck nemen, wan ich je nit peßers hab: es ist wol ein nunen[12]) gab! du weist wol, das wir nit peßers haben! nem mein poß schreiben vergut, da pit ich dich umb. meiner wirdige liebe fraw und recht getrewe muter enpeut dir, auch deiner lieben muter und haußfrawen irn freuntlichen gruß und andechtig gepet. des geleichen enpeut euch meine liebe muter und auch Warbra. sag auch mein freuntlichen gruß und arms gepet meiner herzlieben mumen, deiner lieben muter, auch deiner haußfrawen und deiner tochter Lucia. damit befilh ich dich dem new geporn kung und seiner lieben muter Maria und mich und alle meine geswisteret in dein trew.

Birgitta Holzsucherin
in Pilnreut.

Adr.: Dem erbern weißen Michel Peham meinen lieben oham gehort der prieff.

II.[13]) (vor oder um 1496.)

Mein arms und alzeit willigs gepet sey dir auß junstigem herzen mit getalt an stat eines jar freuntlichen gruß, herze liebe mum und mutter! dein gesuntheit wer mir von ganzen herzen ein große freud! des geleichen wiß mich auch pey gutten vermugen. auch wiß das mir der kurß[14]) worden ist und gefelt mir ganz wol: der almechtig got danck dir gar freuntlich, das du die wu[15]) mit gehabt hast; und ich pit dich du wolst mir das gelt da fur zu schreiben schicken, VII. fl. und ein ort[16]) auf das aller est, so du konst, wan der schreiber kon sein nit geraten. nit mer den mein wirdige liebe fraw, an der ich gar ein liebe mutter hab, die mir alle lieb und trew beweist, und auch mein liebe mutter und

[9]) nur. [10]) Land. [11]) Taschentuch ital. fazzoletto. [12]) Nonnen. [13]) Vgl. Anmerk. 2. [14]) Pelz oder Pelzwerk. [15]) statt mu, Mühe. [16]) Der vierte Teil, ein Viertel.

die swester Warbera enpiten dir irn freuntlichen gruß. des geleichen wolst auch von mir sagen meinem lieben oham und seiner haußfrawen und auch dem Kimlein[17]) und dem Luzlein[18]) und dem ganzen hauß gesind. da mit befilh ich dich unserm lieben hern und seiner lieben mutter und mich in dein muterliche trew

Prigitta Holzschucherin
dein liebe mum.

Adr.: An Lienhart Pehamin, meiner lieben mumen gehort der prieff.

III.[19]) (1496.)

Jesum Christum, der ein trost und hielf ist aller betrubten, die hoffnung in in sezen, wunsch und beger ich dir fur ein freuntlichen gruß! herzer lieber ohaym und vater! wen es dir und der swester und deinen kinden wol ging und gesunt wert, hort ich allzeit gern; des geleichen wiß mich auch izund gesunt und das es mir woll get. gott sey gedanckt und dir, das du mir dar zu geholfen hast! lieber ohaym, dein betrubtnus und widerwertigkeit deiner lieben muter selligen halben ist mir ein trewlicht leid und unsers wirdigen lieben muter und dem ganz conuent, und haben ein groß mit leiden mit dir. ich hoff, sy hab ein gute fart thun. ich pin ir und dir von herzen danckper alles das guten, das sy mir und all mein geschwistreten gethun hat, got sey ir ewiger lon und geb irs in gener welt wider! ich will got trewlich fur sy piten. lieber oham, ich pit dich freuntlich, du wollst dir nit ant loß[20]) thun, daß wir nit ere hin ein zu dir gesieckt[21]) haben: wir hab nichs dar trum gewist; den am mitwoch zo vor, do hats ein person rein gesagt. ich meint nit, das sy als palt geenden solt haben. es hats die wirdig muter gar trewlich dem conuent befolchen und ist gar vil gepet fur sy gesechen. nit mer den nym mein poß schreib vergut und gruß mir die swester und dein zwa tochter gar freuntlich, und unser wirdige liebe muter lest dich und swester gar freuntlich grußen, und swester Elßpet Pehamyn lest auch dich und swester

[17]) D. i. Joachim. [18]) Ludwig. [19]) Vgl. Anm. 2.

[20]) Über Antlaß, vgl. Schmeller, Bayr. Wörterbuch I., 2. Aufl. S. 1506. Ich finde dort allerdings eine dem Sinne hier (der ja ‚einfach' ist) ganz entsprechende Bedeutung nicht angegeben.

[21]) geschickt.

fleißig grußen und clagen deiner betrubtnus halben. nit mer den ich befilh dich der muter gotes[22]) maria

swester Dorothea Holzsucherin.

Adr.: Dem ersamen und weißen herrn Michel Peham,
dem eltern, meinen lieben ohaym.

IV.[23]) (nach 1496.)

Jesus Christus, der new geporn küng mit allem trost freud und seligkeit, die er unß mit seiner gepurt gepracht hat, besunder mit seiner kraft würcken den heilsamen namen Jesu am achten tag aufgesezt in der myern pitikeit[24]) seines plut vergißen in dem gesmack der süßikeit des weyrach und golt seiner unergründten lieb, wünsch und beger ich dir auß grunt meines herzen, zu einem guten, seligen genadenreichen newen jar! herze lieber oham! das es dir, auch deiner lieben haußfrawen, deinem sun und zweien dochtern wol gieng und gesunt wert, wer mich von herzen erfrewen. wiß mich und mein swester Barbra izund auch gesunt; aber unser wirdige, liebe fraw ist noch umer swach; got geb das es schier peßer wer, wan wir je ein trewe muter an ir haben. so hat sy ouch besunder lieb und junst zu dir. kunt sy dir lieb oder freuntschaft beweißen, das thet sy gern. sy lest dich zumal freuntlich grußen und vil guter seliger newer jar wunschen mit irm andechtigen gepet und lest dich auch freundlich piten das du in keinen argen wolst nemen, das dir kein leckkuchen von ir sey geschickt worden, wan wir haben noch kein gepachen, ursach das sy und unser schaferin swach sen gewest. Freuntlicher, lieber oham, ich schick dir ein klein faczenetlein, pit ich dich freuntlich, du wolst diße kintliche gab von mir in lieb aufnemen, wan ich dir nit peßers hab zu schicken, als ich gern thet. Unßer wirdige liebe fraw lest dein liebe haußfraw, auch dein dochter Luzia auch freuntlich grußen und vil guter seliger newer jar wunschen, des geleichen mein swester Warbra. auch hab ich in sunderheit jar oft an dich gedacht der großen kelt halben, auch vil gescheft halben, die du hast, das ich gelawb

---

[22]) Im Original steht goter.

[23]) Vgl. Anmerk. 2. Dieser wie der folgende Brief ist allerdings bereits gedruckt (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Heft 2): da sie aber aus derselben Briefsammlung stammen, wie die anderen, glaubte ich sie nicht weglassen zu sollen.

[24]) in der Myrrhen-Bitterkeit.

du nit kunst nit vil in der stuben beleiben, als dir lecht oft not wer. Unser lyeber herr verleich dir kraft und gesuntheit, das ich dir in sunderheit diße heilige zeit von got begert hab. insundeheit weiß ich dir izund nit zu schreiben, den sag mein freuntlichen gruß mit wunschung vil guter seliger newer jar deiner lieben hausfrawen, deinem sun und dein zweien dochtern; in sunderheit die Lucia, der wunsch mir zu tawsent mall vil guter, seliger newer jar mit meinen armen gepet. ich west von herze gern, wie es ir gieng, wan ich gun ir von herzen als vils guz, als mir selbst; dar umb erfrewt es mich von herzen, wen es ir wol gieng; ich wil ir schir selber schreiben. Nit mer, den ich befilh dich der edeln kinpeterin Maria, und mich und alle meine geswesteret in dein veterliche trew.

S. Birgitta Holzschucherin in Pillnreut.

Dem erbern weißen Michel Peham dem eltern pawmaster zu Nurmberg, meinen herzlieben oham.

V.[25] (ohne Datum.)

In der freudenreichen gnadreichen geburt unßers fridsamen, new gebornen kunigs von Bethleem wunsch ich euch vil tausent guter seliger gesunter und gluckseliger newr jar, in denen der edel dominus tecum alle augenplick in ewr sel pey euch und mit euch sey durch sein genad. Diß und alles gut wunsch und beger ich euch als mein eygen sel! weiser, gunstiger, lieber herr pawmaister und aller getreuster vater! ich und all mein schwester dancken E. w.[26]) herzlich und demutiklich alles guts, so uns E. w. so mangfaltig dis jar besunder in vil weiß bewisen hat, des wir in kein weiß mugen genung dancken, noch mynder verdinen, denn das wir die gebendeyten kintpetterin Maria piten, durch alle die freud, die sy leiblich und geistlich mit dem edlen dominus tecum ye hat gehabt, das sy euch und alle den ewern erwerb alles, das euch not und nuz sey zu sel und leib, darum hab wir ir junckfreulich kintpet geopfert fur E. w. zum newen jar V. M.[27]) ave Maria das sy euch erfrew in leben und in sterben; schick E. w. auch ein kleins figurlein des dominus tecum zu einem angedenken unßer freuntschaft und ein wenig zuckertefelein mit lavendel und andern guten speciebus; hab ich E. w. mein schwester laßen machen zu kreftigung ewrs haubts; beger, wollet ye zu morgens, ee ir außget, der

[25]) Vgl. Anm. 2. [26]) Eurer Weisheit. [27]) 5000.

geprauchen und ein wenig fur gut nemen von uns armen kinden, die E. w. weit mer guts günnen und wunschen, denn wir mit den wercken mugen erzeigen. Mein liebe alte muter wunscht E. w. auch vil M.[28]) guter seliger newr jar mit vil gebets, in dem sy ewr keinen tag vergisst; des geleichen auch vil ewr guter freundin und in gemeyn der ganz convent, die all E. w. halten als unsern getrewen vater, des getechtnus unvergessen pey uns soll beleiben; und in sunderheit unßer garten maisterin, der ir hewr die pretter schencket, hat fur E. w. der junckfraw Maria gebet XV rosenkrenz X mal den romischen ablaß gelöst, XXV vigilg fur ewer eltern gesprochen etc. Wunscht mir ewr ersamen haußfrawn und lieben dochter vil M. guter, seliger newr jar und alles gut.

Hiemit bevilh ich E. w. mit alle den ewrn der gebendeiten kintpeterin Marie das sy euch genediglich zeig irn aller gesegnesten sun dominus tecum.

S. Caritas, unnüze abbtissin zu sanct Clarn, ewr schwester.

Adr.: Dem ersamen, weisen herrn Michel Beham pawmaister, unßern gunstigen herrn und getrewen vater.

VI.[29]) (13. April 1504.)

In der zeit der frollichen urstent unßeres lieben herrn Jesu Christi werd Ewr herz erfrewt in allen dem, das euch anligent ist, an sel und leib: das und alles güt wunsch und beger ich euch fon got dem almechtigen mit meinem armen gepet fur ein ganz frewntlichen grüß! Erber, weisser, gunstiger, lieber herr Peham! ewr gesuntheit und geluckselłykeit aller der, dy euch lieb sein, wer mir und ewrer guten frewntin ein sunderliche frewd zu horn. In dem wist mich und mein consent auch zu dißem mal pey guten weßen, got sey gedanckt! gunstiger, lieber her, 'Nach dem und[30]) Ir euch piß her in vil sachen, mich und mein consent antreffen, eins solchen frewntlichen weßens erzeigt habt, nicht als ein frewnt, sunder als ein getrewer vater, das ich mit sampt meinen zweyen geistlichen tochtern Barbra und Prigita, ewr frewntin, zu mern mal entpfunden in trewer beforung und außteilung, was in zu gepürt hat, als dan izünd in kürz auch gesehen ist, in der an gestorben hab von ir schwester selligen Peter Ritterin, dar in ir

[28]) 1000. [29]) Vgl. Anm. 2. [30]) Vgl. Schmeller a. a. O. S. 103. = Nachdem als.

gunstigen herzen und ein fleißiger außteiller gen uns wert, vermerckt, des mit sampt meinem ganz consent wir ewr weißheit auß ganzen herzen großen danck sagen; wan ich mich zu wenig erkenn, solchß wider umb zu vergeleichen, wan es in unßerm vermugen nicht ist. dan was euch und dy ewr fleißige fur pit mug ersproßen zu Nuzperkeit sel und leibe umb ewr mu und arbeit, dar unter besehen pin ich geneigt und willig mit allen meinen kinden euch get(r)ewlich mit zu teilln. gunstiger, lieber herr! als und mir zu verstin ist geben, wie sich dy frawen zu Sant Clarn[31]) als gutlich und mitlicklich haben erzeigt in schenck und gaben gen den zweyen tochtern von dem ererbten teil, den sy ein genümen haben, pin ich und mein consent auch des willns, unß frewntlich gen in zu halten. bewol ich besorg, wir kunen uns in unßern gaben in nicht geleichen, dan nach dem als die frawen zu sant Clarn sich haben laßen horn, sy haben ein gulden auß zu geben, do wir kaum einen groschen haben, das dan ungezweiffel also ist, hoff ich ir solt unßer zu santnug[32]) auch nicht verschmehen; und wie Irs unter dy zwe[33]) tochter teillt nach ewrem wol gefalln, das sol mein will auch also sein. ir solt mir genzlich gelauben, wie unß nicht teglich als vil scheden zu stunden, wolt wir unß warlich auch anders erzeigt haben. dan ich pin der hoffnung zu ewrem gutwilligen herzen, ir habt genug und gevalln dar an. izund nicht mer, dan ich pit euch als mein gunstigen herrn, Ir wolt mir ewr lieben muter und auch ewr haußfrawen vil frewntlicher gruß sagen. da mit wil ich ewr weißheit befelhen in dy bewarung Jesu Christi und mich und mein consent in ewr stete trew! datum am samstag in der oster wochen in 4 jar.

Anna Sluschelfelderin
probstin in Pilnreut.

Adr.: Dem erbern weißen herrn Michel Peham, pawmeister zu Nurnberck meinem gunstigen herrn sol der Briff.

VII.[34]) (21. Januar 1505.)

Jesus Christus unsern lieben herrn, in dem do stet al unser haill und selligkeit hie in zeit und dort in ewigkeit mit al sein

[31]) Sanct Clara. [32]) Zusendung. [33]) Im Original steht zew. [34]) Vgl. Anm. 2.

gotlichen gunstigen gnaden und gaben Dir steticlichen pey wonen, da pey mein arms gepet, in dem du mir teglich warlich ganz unvergessen pist, und al dy dein, Das wunsch und beger ich dir in rechter lib und ganzer trew meins herzen an stat eins freuntlichen gruß und zu einem guten selligen gluckhaftigen gnadenreichen newen jor, hie anfahent und dort imer werdente, auch ganz solchs geleichen deiner liben muter, frawen und kinden. Mein freuntlicher herzen liber oheim, Dein gesuntheit und al der dein alzeit glucklichs wolgin[35]) wer bevor meiner erwirdigen liben frawen probstin, swester Prigita und mir alzeit begirlich lib von euch allen zu horen. aber als Du mels Dein etliche zeit kranckheit, ist uns ein trewlich mitleiden; so es aber got durch sein gnad[36]) an dir gepesser hat, Das hort wir je gern. In dem wiß, das es unß von gnaden gotes wol get und unserm herrn wol zu Dancken haben, nach dem und die zeit und leuf jezunt swer sein. lyeber oheim, dein freuntlichs schreiben in vergangen tagen an uns peid gethun und zu vor Dein jar freuntlichs erpietten und erzeigen gegen meiner erwirdigen lieben frawen, an Dem ir wird ein groß wol gefallen und ganz genugen an hat und auf nymt, auch zu mal solchs als großen und fleißigen Danck lest sagen, besunder der schonen kerzen, die du irr hast geschick, da pey entpeut dir auch wird irn gar freuntlichen gruß und andechtigs gepet, das Si sunderlichen Die heilligen zeit mit al irn kinden fur unser gut freunt verpracht haben mit wunschung vil guter selliger gnadenreicher newer yor, auch deiner lieben muter, frawen und kinden, und versicht Si alles guz zu Dir. Mer, mein lieber Oheim, als du schreibst den abschid unserß liben pruders Niclas selligen auß disen *Jamertal, der zweiffel mir nit noch dem willen goz*[37]) wol bereit und seiner ewigen ordnung geschehen ist, wie wol ich im seins lebens hie auf erden als wol gan[38]), als mir selbs und gelaub auch, das wir alle alles gluck und selligkeit hie auf erden von im gehabt haben, so gan ich im doch von herzen wol, das er auß dem kercker diß ellenden lebens der jamerikeit erlost ist und Die frew und ewige wonung seins schopfers besizen schol. wir dancken dir auch zu tausent malln al peid freuntlich aller lib, trew und freuntschafft und mu und arbeit, Die du die zeit alle mit im gehabt hast; dein trew als veterlichen an gehalten. wan als Du

[35]) Wohlergehen. [36]) Im Original steht gand. [37]) Gottes. [38]) gönne.

auch mels, so must er je sust alsein tag ein arm ellender mensch sein gewest. got der Sein dein ewiger lon und bezaler mit allem dem gut, das er selber ist, und ewr aller alles guz, Das ir im alle gethun gehabt, an zweiffel, er wirt got trewlich fur euch alle pitten. Ich trost mich Sein auch selber groß, Ich sprich auch fur war wol, das al meine swisteret nit recht versucht haben den halben order myndsten teil elend und kumber von rechter, steter lieb und trew, Die du unß allen beweist hast, und uns noch stetigs beweist, des si villeich sunst wol pas enpfunden mochten haben. von rechter solcher sach mag ich dir ganz wol versprechen und zu schreiben die wort unß herrn in dem heilligen ewangelium: „was ir dem mynsten auß den meinen thut, das habt Ir mir gethun".[39]) so Sein wir je alle Sein geschöpf und arme creatur, dy er alle mit seinem tewrn roßen farben plut erlost hat. Dar umb so magstu wol In warheit hoffen des ewigen lons, der nymer mer kein endt! auch lest dich die Prigita sunderlich freuntlichen grußen mit Ir armen gepet und vil guter selliger yor wunschen und wir Dancken dir auch zu tausent mal al peid von herzen freuntlichen deiner schonen großen wachß stöckt[40]), die du uns geschick hast, an den wir ser erfreudt sindt. auch sag von uns peiden deiner liben muter und deiner lieben frawen und kinden unser freuntl. gruß und arms gepet mit begerung von got dem herrn vil guter selliger yor und alles gut. nit mer den ich befilh dich und al dy Dein in die bewarung Jesu Christi und seiner liben muter Maria. Datum auf Sant Angenßen[41]) tag der heilligen yunckfrawen anno domini 1505 Jor.

S. Barbra Holzschucherin
Die junger dein mum zu Pilnrewt.

Adr.: Dem erbern weißen herrn Michel Beheim meinen lieben Oheim Dem elter, pawmaister zu Nurmbergk.

VIII.[42]) (4. October 1509.)

Jesus Christus, der edel suß weintrab, der sich zu preßen hat geben an dem heiligen creuz durch unßer heil, umb das wir

---

[39]) Dieses deutsche Bibel-Citat vor Luther ist zwar nicht auffällig, aber immerhin interessant.

[40]) Wachsstöcke. [41]) Agneß. [42]) Vgl. Anm. 2.

die frucht seines verdinen ewigklichen nißen[43]) mugen, mit allen außerwelten pit und beger ich dir fur ein freuntlichen gruß! freuntlicher lieber oham! dein gesuntheit, auch deiner lieben hawßfrauen wer mir von herzen ein großen freud zu horn. wiß mich, auch mein swester Warbera izund auch gesunt und hab oft wilen gehabt, dir zu schreiben, und doch auß ableßykeit verzogen, wan ich hab gehort den abschid deiner lieben muter, als ich hoff seligklich, got sey der lieben sel genedig und parmherzig und wider leg[44]) ir die trew, die sy mir und allen mein geswistereten hat meweist. wan wir wol erst ein muter an ir haben verlorn, wan wir ye alle ein großen trost an ir haben gehabt, so schol sy mir auch nit minder gegen got befolhen sein, den mein leipliche muter. als vil mein arms und klein gepet got genem ist, wil ich ir nit vergeßen. unßer wirdige lieb fraw hat ir auch in unßerm convent ein gemein gepet loßen thun und sy loßen begin mit 3 vigilien den ersten treisygst und sybent. unßer lieber herr loß es der lieben sel zu hilf kumen! ich hoff, sy sey, da ir wol sy, dar umb schol wir unß auch den willen goz lossen gefalen. so hof ich und einen solchen getrawen zu dir, waß ich und meine geswisteret an ir haben verlorn, das wol wir an dir und deiner lieben hausfrawen haben. ich hof auch, ein andere muter an ihr zu haben. so hast du piß her dein trew an unß gehalten und haben wol ein vater an dir gehabt, so hof ich, du werst es noch thun und dein veterliche trew nit ab wenten. so getraw ich got, waß ich und meine geswisteret nit umb dich und dein liebe hausfrawen kunen verdinen, das wer euch unser lieber herr widerlegen. wan ich ewer teglich nit vergiß, wie wol ich dir nit vil schreib; ich gedenck mir, du habst sunst vil zu schaffen. wu[45]) deiner gescheft nit als vil wer, so gedeucht mich, mir kunt nit lieberß geschehen, dan das ich dich ein mal solt sehen und mit dir scholt reden: das wolt ich mich von herze freuen! freuntlicher lieber oham, ich wil dich mit meinem poßen schreiben nit lenger beschwern. den unser wirdige liebe fraw und getrewe muter enpeut dir, auch deiner lieben hausfrawen, irn freuntlichen gruß; des geleichen lest auch auch mein swester Warbera auch freuntlich grußen. sag auch von mir deiner lieben hausfrawen mein freuntlichen gruß und armß gepet. damit befilh ich dich unserm herrn und seiner

---

[43]) genießen. [44]) vergelten. [45]) = wo, d. h. wenn.

lieben muter Maria und mich und alle meine geswisteret in dein trew. datum an sant Franciscus tag 1509 jar.

S. Birgitta Holzschucherin
in Pillnreut.

Adr.: Dem erbern weißen Michel Beham dem eltern, pawmaster zu Nurmberg, meiner lieben oham.

Briefe weltlicher Frauen.

IX.[46]) (1461.)

Mein freuntlichen gruß! lieber pruder, wiß, das wir alle wol gesunt sein von den genaden gottes; des selben geleichen hert ich allzeit gern von dir und von euch allen sagen. lieber pruder, ich hab dir nun geschriben pey des Friz Dererß knecht, so las mich wissen, ob dir der selb prief worn sey, und waß dir der (der) Derer zu anthort hab geben. und ich pit dich gar freuntlichen, das du mir dein rat dar inen gebst, wie ich es furpaß dar inen halten schol. und ich pit dich, das du mir dein verschribe antbort last wissen. und gruß mir dein weip und deine kind, und mein Schurschab lest dir ser sein dinst sagen und der Heinz Schurschab und sein beip[47]) lasen dich ser grusen. nit mer, den got sey mit uns allen.

Angneß Jorg Schurschabin.

Adr.: Dem erbergen und weißen Lienhart Peheim meinem lieben pruder.

X.[48]) (29. September 1466.)

Mein freuntlich willige dinst wißt alzeit! lieber pruder, ewr wol mugen und ewr hawßwirtin hort ich alzeit gern. lieber pruder, ich pit euch, ir wellet mich laßen verschriben wider wißen, ob ir den piper[49]) verkauft habt oder nit, oder was er gelt, wann ich gar in lannger zeit kain geschrift von euch gehabt hab, ader was noch doben leg. wer aber sach, das der piper nit verkauft wer, so verkauft in etwo ainem gewißen auff ain zeit, als auff weinacht ader auff lichtmeß, schrift künftig, und gebt im den piper darnach mit der sust. denn wir sein yezo ain weil nit anhaim geweßen

---

[46]) Aus dem Brieffascikel: Lienhart Behaim, Briefe an denselben u. s. w. 1455—1484. [47]) Weib. [48]) Vgl. Anm. 46. [49]) Pfeffer.

um unsers gescheft not wegen; mein Pehaim oder ich hieten euch sust ofter geschriben. dann es ist mein Pehaim yezund auch nit anhaim; dann wann im got anhaim hilft, und unßer sach sich zu ainem endt schicket, so mus er ain raiß hinauff zu euch raidten. dann ich getraw euch wol, ir last euch dy sach paß befolhen sein, dann ich euch geschreiben kan; als mir dann nit zweiffel des und als gut; und stet mir und meinem Pehaim freuntlich wider zu verdienen. nit mer dann grust mir mein swester ewr hawßfrawen gar trewlich. got sey mit uns. geben zu Regenspurg an sand Michels tag im LXVI jar.

Margret Pehaimyn.

Adr.: Dem erbergen weißen Lienhart Pehaim zu Nurmberg meinem lieb . . .

XI.[50]) (25. August 1488.)

Mein freuntlichen grus zuuoran! wist, liebe fraw, das ich frisch und gesundt pyn von gottes gnaden; des gleychen hört Ich gern von euch. wyst, liebe fraw, das Ich zw meiner tochter pyn kumen und ich hab mich ganz darzw pegeben, pey Ir zw peleyben. auch so wyl mein ayden[51]) zw mall, das ich pey Im peleyb. auch so geuellt es mir nit ubell und pin gern pey In. Nun wyst, liebe fraw, als ich euch zw trewer hanndt hab zw pehalltn geben an zwen-funffzig gulden, und uber dy XXX gulden hab ich ewr hantgschrifft, und dye XVIII gulden habt Ir an[52]) verschreyben. Nun pitt Ich euch dy an zwey-funffzig reinisch gulden zw geben meinem ayden und was Ir dan habt in meiner trwhen und In den zweyen laden, das gebt Im alles zw sein handen. und uber dye obgemelten gulden wirt er euch geben ein quittung von mir, dy gnugsam ist von mir; andre wortzeychen[53]) pedarff ich euch nit schreiben, dye quittung ist das wortzeychen, doch nach ewrem pegern das wortzeychen, als ir aus dem wildpad seit kumen am montag, so pin ich mit euch gangen zw dem hanns tucher, der ist kranckh geweßen und zw wortzeychen, das ir mit mir seyt gangen an den hewmargk zw dem wagen, darnach seyt ir gangen in das willdpad. damit pfleg ewr got. datum zw Wienn an Sand Loyentag Anno Im LXXXVIII Jarn.

Kathernia Hyrschin zw Wienn.

---

[50]) Vgl. Anm. 46. [51]) Eidam. [52]) ohne. [53]) Erkennungszeichen.

Auch liebe fraw grust mir die zwey jungkherrn vleysigk ewr schwestern und all ewer hawßgesind und sagt in vill gutter nacht.

Adr.: Der erbern tugendtsamen und weysen frawn Linhartt Pehamin zw Nuremberg in der Czystlgassen, purggerin, meiner lieben fraw.

XII.[54]) (ohne Datum.)

mein gar willig frauntlich dinst euch allzeit mit trawem fleiß berait! lieber Peham, ich pit euch, ir welt Sewald Furzagel von mir aus reichtten III haundert und XXX guldn. des zu vrkaund schickt ich euch hie mit mein aige hant geschreifft, die dan eur weib woll kent. gebn zu regensporg am sonttag nach des hilligen kreiztag.

Margreta Semanin.

Adr.: Dem erwurgen und wissen Leinhart Pechham purger zu Nurnbergk meinem guten fraunt.

XIII.[55]) (ohne Datum.)

Mein freuntlichen gruß! lieber pruder, wiß, das wir alle gesund sein von den genaden gotteß; des selben geleichen hert ich allzeit gern von dir sagen und von euch allen. lieber pruder, ich pitt dich, du welst mich lassen wissen, wie vil ebigs[56]) gelz mein sun Heinz verkauft hat; und er hat mir gesagt, er hab den Knebel bezalt, so pit ich dich, du seist dar ob, das im ein rechte quidanzen werd, also das es ein recht genung sey. und ich pit dich auch, als es dan in der swester Heinz Schurschabin selligen gescheft stet, das mein sun Heinz seinem pruder Jorgen alle jar von aller ir verlasner hab schol XXX. gulden geben. so wer das mein meinung, das er imß zu treien fristen geb, inzund X gulden, und das er ims pey einer gewissen pottschaft als durch einen wesel[57]), also das der Heinz eim zu Nurmberg vor geb, doch das es dem Jorgen gebis wer. lieber pruder, ich pit dich, du wolst im weholfen sein dar inen, und wolst dem Heinzen darumb anligen, das es in kurz gesched. und las dir den Heinzen mit seinen sachen befolchen sein,

[54]) Vgl. Anm. 46.[55]) Ebenso. [56]) eppes = irgendwas, etwas. Also wie viel Geld etwa. [57]) Wechsel.

und straf in, wan du dust mir einen dinst daran. nit mer, den got sey mit uns allen, und grus mir dein hausfrauen und dein gesind.

Augnes Jorg Schurschabin zu Oberndorf.

Adr.: Dem erbrigen und weissen Lienhart Peheim, meinem lieben pruder.

XIV.[58]) (ohne Datum.)

mein frenttlich und willig dienß wiß, mein herz lieben schwestter Bemin[59])! ich laß dich wißen, das der bot bei mir ist geweßen, der die brief gen Nierenperg bracht hat, den ich dir geschrieben han, und mein brutter ach dir geschrieben hat. so hof ich, si seinent dir wol wortten, und nimt mich wuntter, daß du unß nuz geschrieben hast. ich bit dich gar fronttlich umb, schreib mir ach! und ich laß dich wischen, daß der Mor bei meinem brutter ist geweßen und hat ain gewalt brief gekebt von dem Hanß Wintter und hat gem[60]) meinem brutter geret, er sol im die schlieschel gen.[61]) da hat mein brutter kret[62]) gem Mor, er wart altag auf brief von auch[63]); so wel er im antwurt gen. lieben schwestter, biß dar an[64]), daß mir frenttlich mit ain antter seien, wen ich han leich aß wol[65]) schlißel zu hauß, aß der docktter Zirsch; und hat mir mein brutter kon gen; ich hanß vorkebt[66]): so gibß ich nit nauß, biß ich daß mein han. so waiß ich wol, hie wen ich, aiß[67]) bit, hie daß koß[68]) witter mich bestat, daß hauß sol den ich dar ein retten. so duß[69]) warlich nit geren, wen eß brint mich mein großen not dar zu, und ist mir von herz lot, wen ich waiß wol, daß dem Hanßen großen satten[70]) *wiert und brint im großen satten.* ich han[71]) *noch wenig hauß*rat im hauß, dan hintten und den fornnen. ach und ich waß dir egent nuz besuntter zu schreiben, den grieß mir dein folck alß samen.

Sus. M. W.

Adr.: Der erbwern frawen Michel Bemin zu Nierenpeig, meiner herz lieben schwestter, gehert der brief.

[Darunter das Handelszeichen.]

---

[58]) Vgl. Anm. 2. [59]) Behaimin. [60]) gegen. [61]) Schlüssel geben. [62]) geredet. [63]) Euch. [64]) sorge dafür. [65]) eben so wohl. [66]) vorzugeben. [67]) eines. [68]) keines. [69]) thu ich's. [70]) Schaden. [71]) Es folgt ein mir unverständliches Zeichen.

XV.[72])

mein freuntthich und willig dienst zu aller zeit wiß, mein herz lieben schwestter Bemin! aur[73]) aller woll migen[74]) und gesunthot hort ich geren von auch sagen, alß eß wol billich ist. lieben schwestter, daß ich iezet schier 4 jar zu Friebberg[75]) mit meinem mann geweßen bin und hab da sier[76]) alle meinen klaitter und klonenter[77]) ver zert und onwortten und han nit von meinem mann welen sein; er hat stet hoftung gehebt zu schwager Hanßen, wert in versegen[78]), so er auß dem rechten kom; und so iß iezet nit mer vermag, wolt ich geren in daß hintter gmechlin zogen sein, wolt in homlich hie behaltten haben, wolt denent fil necher hie gesesen sein, dann zu Friebberg: het ich doch zinß stur und glot gelt[79]) befor und sonst auch, daß ich nechner hie siegen wolt, dann zu Friebberg. so hat der schwager Hanß meinem brutter geschrieben, er sol dar for sein, daß mein man nit her kum, dann er wol in nit dar in haben, eß precht im ain schaten am rechtten. so woß ich nit waß un willen der schwager gen meinem mann hat; so mein man alle sein hofing[80]) in auch[81]) hat und ist dar for geweßen, daß ich Hanß Wintter an sonn[82]) am rechtten on geürt[83]) laßen. dann ich hab fil gutter frontt[84]) begeben, die mir geratten habent, ich sol umb die heißer[85]) hie rechtten, ich gannq aller wellt vor umb mein heiriggut[86]) und witterlegung[87]): aber ich han alle mein fronnt begeben und mein mann gefolgt. so waisst mein schwager Hannß Wintter wol, daß mein man im alles daß verschrieben hat, das er gehebt hat und hat seinn und mein gar vergeßen. so waist dein mann und Hanß Winntter woll, waß si im zu gesagt hant, deß treft[88]) er sich noch und ist dar for geweßen, daß ich nit umb mein heiriggut gerechtig hab. ich wolt warllich umb deß Jorg Wintterß gut auch nit gerechtig han, het ich nit sorg, daß der Scheirlin im mecht ab peben[89]). dar umb,

[72]) Vgl. Anm. 2. [73]) Euer. [74]) Wohlmögen, Wohlergehen. [75]) Friedberg. [76]) schier. [77]) Kleinod. [78]) versehen. [79]) Geldgült? vgl. Schmeller a. a. O. I. S. 909. [80]) Hoffnung. [81]) Euch. [82]) schwer leserlich — ohne Sühne? [83]) ungeirrt? oder hängt es mit Irten, Urten zusammen? [84]) Freunde. [85]) Häuser. [86]) Heiratsgut.

[87]) Ersatz. Vgl. Schmeller I. S. 1458: „Im Ehevertrage widerlegt der Mann seiner Frau ihr mitgebrachtes Heiratgut, indem er ihr für gewisse Fälle ein Äquivalent von seinem Vermögen, die gesetzliche Widerleg, Wiederlage, Widerlegung, das Gegengeld zusichert."

[88]) tröstet. [89]) etwa = vertreiben?

mein herz lieben schwestter, piß dar an, daß mein man versechen wert; dan ich vermagß werlich nit lang mer, wen eß ist fil auf mich gangen und hab werlich kartklich gelebt: man sieht im wol an, wie mir gelebt haben! ich, wolte got, ich het, daß ich im zu pracht hab, wolt falen laßen, waß er mir vermacht hat und wolt nit mer begeren, wolt wol an ain end kumen, daß mir wol mit ain ander leben wolten. dann ich wolt niendert[90]) lieber sein dann bei im. wo eß aber nit sein mag, so versorgent in! solt der Hanß Winntter ain unwilen zu im haben, so geseck[100]) meinem man und mir ganz unrecht, dan ich bin doch nie wider in geweßen. mein herz lieben schwestter, ich bit dich gar fronttlich umb, versorg mein man! wen eß dut not! und schreib mir ach balt! mein lieben schwester, ich waß dir est nuz[101]) besuntter zu schreiben, dan grieß mir dein man gar fronttlich und mein schwager Hanß und alen deinen kint und dar mit spar unß got gesunt! datem am freittag vor dem pfinsttag

Susanna Marttin Wintterin

Adr.: Der erbweren frawen Michelbemin zu Nierenperg, meiner lieben schwestter, gehert der brief.

[Handelszeichen.]

XVI.[102]) (ohne Datum.)

Mein berait wilig denst alzeit! fraintliche liebe schwester! mir ist vor lang mit Hans Westermair wol ain scheibin[103]) von eüch worden, dar in ain guldma hauben, 3 mieder und etlich dn[104]) die euch an den 4 guldin yber beliben send; auch dar mit ain prief, darin ich wol vernüma hab, was das alles und yglichs kost, dar an ich gar wol bniegig[105]) bin. und sag euch umb ewer fleis und mie fraintlichen danck mit er bietung, in allem dem, dar in ich euch gedenen kan, wil ich mit ungespartem fleis alzeit wilig sein. fraintlicha lieb schwester, ich bit euch wider von neyem, wolt mir der gleichen noch zwu hauben bestelen, dar mit wais ich ain grosen danck zu verdienen und so die auf das baldist gemacht migen werden, wolt mir die schicken; und was die werden kosten, laüst euch Hans Wintter mir das gelt dar umb dar leichen: wil

---

[90]) nirgends. [100]) geschähe. [101]) nichts. [102]) Vgl. Anm. 2. [103]) oder scheilin? Schaub das Bündel, Scheibe auch Gefäß, vgl. Schmeller II., S. 357. [104]) Denar. [105]) zufrieden.

ich im erberlich wider zu schicken. liebe schwester, ir wisend wol, das die schwebin unbitig[106]) send, heten die gern bald, wolt ich gar gern, wa das vor sant Marttin tag sein mecht, wolt mir die schicken. wa aber das nit sein mag, lans ich mich beniegen, so das sünst wol sein mag. yez zumal nicht besunder, griest uns fraintlich Hans Wintter. ich wolt euch gern fil neyer mer[107]) schreiben, so ist laider nichts guaz vor handen. Hans Wintter wirt euch allen beschaid sagen. got der almechtig wol mit seinen genaden zu geben, das schier all ding güat werd. mein vatter und muotter haisent euch fraintlich griesen und sprechen züm Hans Wintter, das er uns bald schreib, wie es im gang. so wil ich im auch schreiben. dar mit vil guoter zeit geb uns got!

Eonümia Mielich (Eufemia Mülich).

Adr.: Der ersamen frawen Margret des eltern Michl Beihms hausfraw, meiner fraintliche liebe schwester.

---

[106]) nach Schmeller mißmutig, hier wohl in etwas anderer Färbung. [107]) Neue Mär, vgl. meine Geschichte des deutschen Briefes Bd. I. S. 66 f.



Aus dem Vereinswesen im römischen Reiche.

Von Wilhelm Liebenam.

Unter den Epochen der Geschichte, deren Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts erst durch eine kulturhistorische Würdigung erschlossen wird, nimmt die römische Kaiserzeit einen hervorragenden Rang ein. Die Geschichte des Altertums mündet aus in das gewaltige Weltreich, das von den Säulen des Herkules bis zum Euphrat, von der Sahara und den Katarakten des Nil bis zu den schottischen Hochlanden fast alle bekannten Länder umfaßte, Staaten alter Kultur zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschmolz, Ordnung und hellenisch-römische Gesittung unter fremden, anders gearteten Völkern und Nationen einbürgerte. Dieses mächtige Walten und Erstarken des römischen imperium auf der einen Seite, sein Zerfall, seine Überwältigung durch das Christentum und die Deutschen auf der anderen, die Herausbildung der romanisch-germanischen Staatenwelt gleichen den Akten eines großen weltgeschichtlichen Drama's, dessen Verlaufe nachzuspüren, im Verfall die Keime emporwachsenden frischen Lebens zu suchen, der historischen Betrachtung immer neue fruchtbare Gesichtspunkte und Anregungen gewährt. Im Gegensatz zu der Gleichgiltigkeit, die lange Zeit hindurch unverhohlen jenen Jahrhunderten entgegengebracht wurde, da man mit dem großen römischen Geschichtschreiber*) den geringfügigen Stoff, den sie historischer Darstellung bieten, mißmutig beklagte, werden in den letzten Jahrzehnten die Studien auf diesem Gebiete mit emsigem Eifer betrieben. Will man die Auflösung des römischen Staatswesens erfassen, so muß

*) Tacitus Annalen IV. 32.

man tiefer greifen, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse zu ergründen suchen und nicht blos das Wohl derer ins Auge fassen, welche auf die Höhen der Gesellschaft gestellt sind, sondern vor allem dem Schicksal der mittleren und unteren Stände gebührende Beachtung zu teil werden lassen. Freilich begegnet ein solcher Versuch erheblichen Schwierigkeiten, die ebenso in der Natur des Problems wie in dem Mangel an Nachrichten liegen; denn das Leben der kleinen bürgerlichen Kreise zu schildern, schien den Wenigen, die im Altertum Neigung und Geschick zu historischen Arbeiten hatten, kein des Nachdenkens und Beschreibens würdiger Gegenstand zu sein. So bleiben wir auf gelegentliche durch die ganze litterarische Hinterlassenschaft zerstreute Bemerkungen, auf das in den Inschriften, den unmittelbarsten Zeugen römischer Vergangenheit, neugewonnene Material und auf die in den Gesetzessammlungen niedergelegten Erlasse angewiesen, auf Quellen, die trotz aller Kargheit und Unvollständigkeit uns doch auch für diese Seite des vielgestaltigen antiken Lebens das Verständnis erschließen können.

Um einen Beitrag zur Kenntnis der Zustände, unter denen die kleinbürgerliche Gesellschaft im römischen Reiche lebte, zu geben, soll im folgenden das Assoziationswesen dieser Kreise einer kurzen Betrachtung unterzogen werden, wobei die gewerblichen Verbände in den Vordergrund gestellt sind. Zunächst will ich versuchen einen geschichtlichen Abriß der Entwicklung der Vereine zu entwerfen, der in die republikanische Zeit zurückgreifen muß, sodann in einem zweiten Teil das Leben in den Vereinen selbst und ihre Bedeutung für das munizipale Bürgertum eingehender zu erörtern.*)

*) Im wesentlichen beruht die Darstellung auf meinem im Jahre 1890 veröffentlichten Buche: „Zur Geschichte und Organisation des römischen Vereinswesens", auf welches ich betreffs der ausführlicheren wissenschaftlichen Belege und Litteraturangaben verweisen muß. Erwähnt seien an dieser Stelle nur die folgenden Schriften: Th. Mommsen, de collegiis et sodaliciis, Kiliae 1843. M. Cohn, Zum römischen Vereinsrecht, Berlin 1873. A. Pernice, Labeo I. 289—309. A. Choisy, essai sur l'organisation des classes ouvrières à Rome, Paris 1873. Boissier, la religion romaine II². 267 fgg. (les classes inférieures et les associations populaires). M. Botton, les collèges d'artisans en droit romain, Paris 1882. Gaudenzi, sui collegi degli artigiani in Roma (Archivio giuridico 1883, XXXII. 187 fgg.). Alb. Gérard, étude sur les corporations ouvrières à Rome, Montbéliard 1884. O. Stemler, les collèges d'artisans, Paris 1887. P. Masson, les corpo-

I.

Wann und wie die römischen Genossenschaften unter der gewerbtreibenden Bevölkerung entstanden waren, wußten die gelehrten Kenner der römischen Vorzeit schon im Altertum nicht mit Sicherheit zu sagen; sie hielten die Verbände für uralt und verlegten deshalb ihren Ursprung in die Zeit jenseits der historisch beglaubigten Tradition, da die Könige über die heranwachsende Stadt herrschten. Die einen bezeichneten Numa, andere Servius Tullius als den Stifter, jenen, weil ihm überhaupt alle grundlegenden Einrichtungen der inneren staatlichen Ordnung, besonders auf religiösem Gebiete zugeschrieben wurden, diesen, weil er durch das große Verfassungswerk die Konsolidation des römischen Staates gefestigt hatte, in deren Rahmen ihrer Meinung nach auch die Gliederung des Handwerks nicht fehlen durfte. Historische Glaubwürdigkeit können diese Konstruktionen nicht beanspruchen, sie sind ungefähr ebenso richtig wie die Notiz Widukinds*), daß König Heinrich I., der sogenannte Städteerbauer, der Begründer der deutschen Zünfte gewesen sei. Einem gesetzgeberischen Akte haben weder diese noch jene gewerblichen Verbände ihre Entstehung zu verdanken.

Als die ältesten nennt Plutarch im 17. Kapitel der Lebensbeschreibung des Numa die Vereine der Musikanten bei den sakralen Handlungen (αὐληταί tibicines), der Bauhandwerker (τέκτονες fabri), der Goldschmiede (χρυσοχόοι aurifices), der Riemer (σκυτοτόμοι sutores), der Gerber (σκυτοδέψαι coriarii), der Färber (βαφεῖς infectores), der Kupferschmiede (χαλκεῖς fabri aerarii), der Töpfer (κεραμεῖς figuli); ein neunter Verband umfaßte alle übrigen Gewerke.

Diese stattliche Liste, welche durch gelegentliche Erwähnungen von Zünften bei Plinius**) nur unwesentliche Veränderungen erfährt,

---

rations. Étude historique et juridique, Paris 1888. J. P. Waltzing, l'épigraphie latine et les corporations professionnelles de l'empire romain, Gand 1892. Die Artikel collegia von Baudry, Gayet, Humbert in Daremberg et Saglio, dictionnaire des antiquités, I. 2 S. 1292—1297, von J. Merkel in dem Handbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Conrad u. A. Bd. II. (1891) S. 844—857. Das von der belgischen Akademie preisgekrönte Buch J. P. Waltzings, les collèges d'artisans romains ist noch nicht erschienen.

*) Widukind res g. Sax. I. 35: concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus voluit celebrari.

**) Plinius n. h. XXXIV. 1, 1. XXXV. 46, 159.

erregt Bedenken mancherlei Art. Der neunte nicht näher bezeichnete Verband scheint nur hinzugefügt zu sein, um wie bei so vielen römischen Staatseinrichtungen auch bei dieser das Schema der Dreizahl oder deren Vervielfältigung zu Grunde zu legen. Ferner widerspricht die nicht geringe Entfaltung des Handwerkes und Gewerbes, welche die genannten Vereine veranschaulichen, in mancher Hinsicht dem Bilde, welches wir uns nach anderen Quellen von den Kulturzuständen der Königszeit machen können.*) In einer Hinsicht erscheint die Zahl der Verbände zu gering; wenn auch Niebuhrs**) Behauptung etwas zu weit geht: „Gewiß waren schon in uralter Zeit andere Gewerbe in Zünften vereinigt, wie die Geldhändler, Handelsleute, Flußschiffer, Metzger", so vermißt man doch beispielsweise eine Fischerzunft, deren althergebrachte Feste bezeugt sind.***) Andrerseits kann eine Goldarbeiterzunft nicht schon in jenen Zeiten bestanden haben, da Schmucksachen aus Edelmetall fremder, meist etruskischer Herkunft waren†) und Plinius ausdrücklich sagt, daß es lange Zeit in Rom so gut wie kein Gold gab.††)

Weiter ist zu berücksichtigen, daß, wenn auch allmählich der Großkaufmann ein sich mit seinem Einfluß immer steigerndes Ansehen in Rom gewann, der kleine Gewerbestand fortdauernd mißachtet blieb.†††) Allerdings irrt Dionysius gewiß, daß Romulus

*) Eine große Entwicklung des Handwerks in ältester Zeit setzt voraus E. Wezel, de opificio opificibusque apud veteres Romanos (Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums Berlin 1881), während Büchsenschütz, Bemerkungen zur römischen Volkswirtschaft der Königszeit (Programm des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, Berlin 1886, S. 22 bis 24) berechtigten Einspruch erhebt.

**) Niebuhr, Röm. Geschichte (1853) S. 887.

***) Über das Fehlen einer Zunft der Eisenarbeiter äußert sich Mommsen, Röm. Geschichte I^{6}. 192.

†) Büchsenschütz, Die Hauptstätten des Gewerbefleißes im Altertum S. 45.

††) Plinius n. h. XXXIII. 5, 14: Romae ne fuit quidem aurum nisi admodum exiguum longo tempore. Vgl. auch die Darstellung Mommsens a. a. O. S. 195.

†††) Es genügt auf Cicero, de off. I. 42, 150. 151 zu verweisen und die für den Freund der großen römischen Banquiers charakteristische Anschauung hervorzuheben: mercatura autem, si tenuis est, sordida putanda est; sin magna et copiosa, multa undique apportans multisque sine vanitate impertiens, non est admodum vituperanda; atque etiam si satiata

8*

dem freien Römer den Betrieb eines Handwerks untersagt habe*); zu seinem Bilde vom kriegerischen ersten Könige Roms paßte nicht die Pflege eines friedlichen Berufes der wehrhaften Bürgergemeinde, aber thatsächlich blieben doch lange Zeit Handwerker und Krämer von dem ehrenvollen Kriegsdienst ausgeschlossen. Wurde doch zunächst alles, was zum Lebensbedarf notwendig war, im Hause beschafft und bereitet, die sorgsame Hausfrau spann die Wolle und wurde noch in später Zeit deshalb in den Grabschriften gepriesen, buk das Brot — die ersten Bäcker sind nach Plinius**) erst um das Jahr 170 v. Chr. in Rom erschienen — andere Beschäftigungen lagen den Sklaven ob. Langsam löste sich das Gewerbe vom Hauswesen los, und so mag es gekommen sein, daß die nicht grundbesitzenden Bürger***), welche ein Handwerk betrieben, sich zusammenthaten, um ihrer Hände Arbeit gegenüber der mächtigen Konkurrenz der Sklavenarbeit zur Geltung zu bringen und zu schützen, da naturgemäß die zum Hauswesen gehörigen Sklaven billiger produzieren konnten. Eine solche Vereinigung geschah um so leichter, als vielleicht schon in früher Zeit die einzelnen Gewerbe, wie es auch in den Städten anderer Länder bis auf die jüngste Vergangenheit geschah, sich in bestimmten Gegenden der Stadt ansiedelten; zahlreiche Straßen, Plätze und Stadtviertel Roms sind noch später nach den dort betriebenen Gewerben benannt.

Nicht zu überzeugen vermag ich mich von der vielfach geteilten Ansicht, daß diese Verbände wesentlich religiösen Ursprunges und, wie auch neuerdings Merkel annimmt, Gemeinsamkeit des Kultus gewisser Gottheiten, der Opfer und Feste die Ziele dieser Handwerkerkollegien gewesen seien; daß gerade Genossen desselben Gewerbes zu solchen Zwecken sich vereinigten, habe seinen Grund in besonderen sakralen Eigenschaften der einzelnen Gewerbe. Gewiß sind auch diese Verbände unter den Schutz bestimmter Gottheiten gestellt, wofür weiterhin einige Beispiele beigebracht werden sollen, und heilige Handlungen haben im Vereinsleben eine nicht geringe

---

quaestu vel contenta potius ut saepe ex alto in portum, ex ipso portu se in agros possessionesque contulit, videtur optime iure posse laudari.

*) Dionysius II. 28 im Gegensatz zu II. 9.

**) Plinius n. h. XVIII. 28, 107.

***) Daß es sich um diese Kreise der Bevölkerung, nicht um die plebs oder die Klienten als Mitglieder der Verbände handelt, glaube ich a. a. O. S. 7 fg. gezeigt zu haben.

Rolle gespielt; darin liegt aber nichts Merkwürdiges bei dem frommen Sinne der Römer, deren Streben, alle öffentlichen und privaten Handlungen in Zusammenhang zu schützenden Gottheiten zu setzen, offenkundig ist. Wollten die Kreise der kleinbürgerlichen Bevölkerung nur ihrem religiösen Bedürfnis Rechnung tragen, so fanden sie dazu in den verschiedensten Arten von Vereinen schon in der ältesten Zeit Gelegenheit und hatten es nicht nötig, neue Verbände, die nach den Beschäftigungen der Mitglieder sich gruppierten und benannten, zu stiften.

Eine andere Frage ist, ob die Begründung dieser Vereine auf Veranlassung oder wenigstens unter Begünstigung der staatlichen Behörden sich vollzogen und ausgesprochenermaßen den Zweck gehabt hat, die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Handwerker zu fördern. Abgesehen von der inneren Unwahrscheinlichkeit solcher Rücksichtnahme seitens der Regierung in der ältesten Zeit, findet sich keinerlei Andeutung derartiger Beziehungen.

Deshalb kann ich mich weder Herzog*) anschließen, welcher ein Interesse des Staates an der Begründung dieser Vereine anzunehmen geneigt ist, weil sie eine beständige Dauer des gewerblichen Vertriebes verbürgten, noch Madvig's**) Ansicht teilen, daß seitens des Staates eine gewisse Fürsorge zur Erhaltung dieser ältesten Genossenschaften bestand, in welcher der allererste Keim der Zwangszünfte der spätesten Zeit lag. Wie hoch man die Thätigkeit der genannten Verbände für die Entwicklung des Gewerbes, ihren Einfluß auf den Staat anzuschlagen berechtigt ist, entzieht sich vollständig unserer Kenntnis.***)

---

*) Herzog, Röm. Staatsverfassung I. 95.

**) Madvig, Verfassung und Verw. II. 135.

***) Kaum wird Mommsen's Auffassung (Römische Gesch. I⁶. 192) in allen Punkten den thatsächlichen Verhältnissen der ältesten Zeit entsprechen: „Für das städtische Leben Roms und seine Stellung zur latinischen Landschaft müssen diese Gewerkschaften in der ältesten Periode von großer Bedeutung gewesen sein, die nicht abgemessen werden darf nach den späteren durch die Masse der für den Herrn oder auf seine Rechnung arbeitenden Handwerkersklaven und die steigende Einfuhr von Luxuswaren gedrückten Verhältnissen des römischen Handwerks . . . Die Einrichtung der Zünfte hatte ohne Zweifel denselben Zweck wie die der auch im Namen ihnen gleichen Priestergemeinschaften: die Sachverständigen thaten sich zusammen, um die Tradition fester und sicherer zu bewahren. Daß unkundige Leute in irgend welcher Weise ferngehalten wurden, ist wahrscheinlich, doch finden

Die bisher näher besprochenen Verbände bildeten keineswegs die einzige Form, in welcher sich der im römischen Volke so überaus kräftige Trieb zur Assoziation verkörperte. Wenn wir auch von den auf staatliche Veranlassung zurückgehenden religiösen Bruderschaften der Pontifices, Arvalen, Epulonen, Fetialen, Titier, Lupercer und den unter den magistratischen Subalternbeamten (apparitores) gebildeten Vereinen der Liktoren, Schreiber und Herolde absehen, so sind eine Reihe von Kultgenossenschaften (sodalitates) zur Pflege der gentilicischen Gottesdienste, die Vereine der montani und pagani*) zu erwähnen, für deren Bedeutung noch in späteren Jahrhunderten Zeugnisse vorliegen. Besonders einflußreich wurden aber die Vereine unter Straßennachbarn, die sich nach den an Kreuzwegen zu Ehren der städtischen Laren (lares compitales) aufgestellten Kapellen nannten, die collegia compitalicia; die Einrichtung ihrer Feste wurde auf Servius Tullius zurückgeführt.**)

Die weitere Entwicklung dieser alten römischen Genossenschaften ist nur in den dürftigsten Umrissen festzustellen möglich; das gilt besonders von den gewerblichen Verbänden, die wir sehr bald aus dem Auge verlieren. Daß sie gemeinsame Versammlungen, Feste und Opfer begingen, sagt Plutarch, und vermutlich haben sie ihre Angelegenheiten selbständig ordnen können, sofern nicht dem Senat Grund zum Einschreiten gegen staatsgefährdende Bestrebungen geboten ward. Die von Gaius***) überlieferte, auf das Zwölftafelgesetz zurückgehende Verordnung, welche den überaus belesenen und kenntnisreichen Juristen an ein solonisches Gesetz erinnerte, gewähr-

---

sich keine Spuren weder von monopolistischen Tendenzen noch von Schutzmitteln gegen schlechte Fabrikation."

*) Cicero, pro domo 28, 74: pagani et montani quoniam plebi quoque urbanae maiores nostri conventicula et quasi concilia quaedam esse voluerunt. C. I. L. I. p. 205.

**) Plinius n. h. XXXVI. 204. Dionys IV. 14. Schwegler, Römische Gesch. I. 716.

***) Dig. XLVII. 22,4 (Gaius lib. IV. ad legem XII. tabularum): sodales sunt qui eiusdem collegii sunt: quam Graeci ἑταιρείαν vocant. his autem potestatem facit lex pactionem quam velint sibi ferre, dum ne quid ex publica lege corrumpant. sed haec lex videbatur ex lege Solonis tralata esse; nam illuc ita est: ἐὰν δὲ δῆμος ἢ φράτορες ἢ ἱερῶν ὀργίων ἢ ναῦται (?) ἢ σύσσιτοι ἢ ὁμόταφοι ἢ θιασῶται ἢ ἐπὶ λείαν οἰχόμενοι ἢ εἰς ἐμπορίαν, ὅτι ἂν τούτων διαθῶνται πρὸς ἀλλήλους, κύριον εἶναι, ἐὰν μὴ ἀπαγορεύσῃ δημόσια γράμματα.

leistete den Sodalitäten völlige Freiheit, ihre Satzungen selbständig zu bestimmen, wenn sie nicht gegen die erste Pflicht jedes römischen Bürgers verstoßen: salus publica suprema lex.

Wie eifersüchtig übrigens diese alten Genossenschaften über ihren wirklichen oder vermeintlichen Gerechtsamen wachten, zeigt die erste, freilich ziemlich harmlos verlaufene, Arbeitseinstellung eines der angeblich von Numa gegründeten Vereine. Nach der stark von sagenhaften Elementen*) durchsetzten Erzählung des Livius untersagten die Censoren des Jahres 312 der Musikergilde das ihr von König Numa bewilligte jährliche Festmahl im Tempel des Jupiter auf dem Capitol.**) Die gekränkte Genossenschaft wanderte nach Tibur aus; da ohne ihre Mitwirkung keine sakrale Handlung vollzogen werden konnte, war das staatliche und private Leben vielfach gehemmt. Rom drang auf Ausweisung, und die Tiburtiner, um das Gastrecht nicht brutal zu brechen, suchten sich der ungeladenen Gäste durch List zu entledigen. Verschiedene Bürger luden sie zu festlichen Mahlen und ließen den Wein reichlich fließen, dann wurden die ihrer Sinne nicht mehr mächtigen Musikanten nächtlicherweile nach Rom gefahren, wo schnell eine Versöhnung zustande kam, die tibicines aber in ihren Rechten bestätigt wurden. —

Man kann nicht bezweifeln, daß die römischen Bürger ein freies Assoziationsrecht besaßen, und die im folgenden zu besprechende Vereinsgesetzgebung zeigt deutlich, daß die Behörden nur einschritten, wenn sich Erscheinungen herausstellten, die mit dem Wohle und der Sicherheit des Staates nicht vereinbar waren. Soweit wir nähere Nachrichten haben, handelte es sich wohl um Auflösung bestehender Vereine, nicht aber um Einschränkungen des Assoziationsrechtes überhaupt.

In den wilden Parteikämpfen, welche im letzten Jahrhundert

*) Dieser Umstand hat Ed. Zeller veranlaßt, die ganze Geschichte für eine ätiologische Sage zur Erklärung des Mummenschanzes am Quinquatrusfest zu halten (Festschrift des Heidelberger historisch-philosoph. Vereins 1865, S. 33—49). Derselbe giebt in dieser geistreichen Abhandlung eine Kritik der verschiedenen bei Livius und Valerius Maximus einerseits, bei Ovid und Plutarch andrerseits vorliegenden Traditionen dieses Auszugs.

**) Plutarch quaest. rom. 56. Wie begründet der Anspruch auf dies Privileg war, beweist allein schon die Thatsache, daß dieser Tempel zu Numa's Zeiten noch gar nicht gebaut war.

des römischen Freistaates den Zusammenbruch der alten Staatsform beschleunigen, haben Ehrgeizige und Demagogen die unter den verschiedensten Namen in Rom bestehenden Genossenschaften zu ihren politischen Zwecken, vor allem zu Wahlbeeinflussungen mißbraucht. Die Freiheit, jederzeit ohne besondere Genehmigung seitens der Behörden Vereine bilden zu dürfen, haben die großen und kleinen Parteiführer benutzt, um in der Form eines, oft nach ihren Namen genannten, Kollegiums Trabanten und politische Wühler zu sammeln, deren Agitation ihren unlauteren Absichten dienen sollte.*) So bekam selbst das ursprünglich so wenig verdächtige Wort sodalitas eine schlimme Bedeutung.**)

Diesem Unfug suchte die Regierung durch die in diesen Jahren sich in auffälliger Weise häufenden Gesetze gegen Amtserschleichung zu steuern. In diesen Zusammenhang gehört auch der jedenfalls im Jahre 64 v. Chr. erlassene Senatsbeschluß, dessen Text, wenn auch leider nicht ohne Lücken und schwere Schäden überliefert***), immerhin so viel erkennen läßt, daß die Auflösung aller Vereine, deren Bestehen mit dem Staatsinteresse nicht vereinbar schien (quae adversus rem publicam videbantur esse . .), angeordnet wurde. Diese allgemeine Formulierung hat die verschiedensten Deutungen und Beziehungen auf diese oder jene Gruppen von Vereinen veranlaßt, deren größere und geringere Wahrscheinlichkeit hier nicht erörtert werden soll; es scheint aber aus dem von unserem Gewährsmann gewiß im Anschluß an den Wortlaut einer offiziellen Quelle gewählten Ausdruck hervorzugehen, daß es sich um eine in großem Stil geplante Maßregel gegen das Vereinswesen handelt, deren Notwendigkeit allerdings in der politischen Lage nur zu sehr begründet war. Es sind jene Jahre, in denen Catilina und Genossen ihre anarchistischen Pläne gegen die staatliche Ordnung offenkundiger betrieben, in den Volksversamm-

*) Das sind die Vereine, von denen Asconius zu Cicero's Rede pro Cornelio p. 67 (Kießling-Schöll) spricht: frequenter tum etiam coetus factiosorum hominum sine publica auctoritate malo publico fiebant: propter quod postea collegia et s. c. et pluribus legibus sunt sublata praeter pauca et certa quae utilitas civitatis desiderasset, qualia sunt fabrorum lictorumque (?). Eine lebendige Schilderung dieses Treibens entwirft Mommsen, Röm. Geschichte III⁶. 7 fgg.

**) Cicero pro Plancio 19, 46: quos tu si sodales vocas, officiosam amicitiam nomine inquinas criminoso.

***) Von Asconius zu Cicero's Rede in Pisonem § 8.

lungen zum Kampfe gegen die besitzenden Klassen hetzten und in weiten Kreisen der vornehmen und niederen Bevölkerung Roms wie der der Landstädte zahlreiche Anhänger gewannen. In die Reibe der matten und deshalb von dauerndem Erfolg nicht begleiteten Versuche des Senats, dieser Cliquenwirtschaft das Handwerk zu legen, gehört auch der erwähnte Beschluß, welcher dem Vereinswesen bis auf die unter den Handwerkern und die unter der Beamtendienerschaft*) bestehenden Verbände einen vernichtenden Schlag versetzen sollte. Getroffen wurden dadurch auch die collegia compitalicia, in denen sich das Parteiwesen vor allem eingenistet hatte. Diese zahlreichen kleinen Lokalverbände Roms, zu denen auch Sklaven Zutritt hatten, waren die gegebenen Mittelpunkte der politischen Agitation.

Schon im Jahr 58 v. Chr. gelang es aber dem P. Clodius Pulcher ein Gesetz durchzubringen, welches die aufgehobenen Vereine wieder einführte und die Bildung neuer gestattete.**) Der verwegene Volkstribun machte von der erwirkten Erlaubnis selbst den weitgehendsten Gebrauch, indem er unter dem ihm wegen populärer Anträge und besonders wegen der auf seinen Antrag beschlossenen Getreidespenden zu Dank verpflichteten niederen Volke sowie aus Sklaven***) Vereine für seine Zwecke gründete und militärisch organisierte. Die Gewaltherrschaft, die Clodius mit Hilfe dieser Banden in der Stadt übte, suchte der Senat alsbald im Jahr 56 zu brechen. Die in Decurien gegliederten Vereine wurden verboten, den Mitgliedern eine Anklage auf Grund der lex Plautia de vi angedroht.†) Ebenso belangte im nächsten Jahre das licinische Gesetz gegen Wahlumtriebe und Amtserschleichung sowohl die Genossen von derartigen Vereinen wie die Kandidaten, die sich dieser Hilfe bei ihren Bewerbungen und Wahlen bedient hatten.††) Einen

---

*) Wenn nicht bei Asconius liticinumque zu lesen ist. Mommsen, Röm. Staatsrecht III. 287.

**) Daß dies Gesetz den Titel de collegiis restituendis novisque instituendis gehabt, ist aus Asconius [zu Cicero's Rede in Pisonem 4, 9 nicht zu folgern.

***) Cicero post reditum in senatu 13, 33; pro Sestio 15, 34. Cicero in Pis. 4, 9: collegia non ea solum quae senatus sustulerat sed innumerabilia quaedam nova ex omni faece urbis ac servitio concitata. Dio XXXVIII. 13.

†) Lange, Römische Altertümer III². 340.

††) Cicero pro Plancio 15, 36. Schol. Bob. in or. pro Plancio (Orelli p. 253).

positiven Erfolg hat aber dies Vorgehen des Senats nicht gehabt, wie die Wahlmanöver des Jahres 54 v. Chr. und andere Vorgänge zeigen.*)

Mit kräftiger Hand hat dann C. Julius Cäsar, jedenfalls in seiner Eigenschaft als pontifex maximus, eine umfassendere Regelung des Vereinswesens angebahnt durch Auflösung aller Vereine außer den „von Alters her bestehenden". Die kurze Notiz des Sueton**) sagt nicht genauer, um welche Ausnahmen es sich handelt, doch werden wir kaum fehlgehen, wenn wir darunter jene uralten, nach der allgemeinen Annahme in der Königszeit begründeten Handwerkerverbände und die ebenso altehrwürdigen religiösen Genossenschaften verstehen.***)

So hatten diese Vereine den Wechsel der Zeit überdauert, sei es, daß die den Römern tief eingewurzelte Achtung vor den Traditionen der ältesten Vergangenheit nicht an den numanischen Satzungen zu rütteln wagte, sei es, daß die Kreise der kleinen Gewerbtreibenden sich von dem wilden politischen Treiben, das im letzten Jahrhundert der Republik in hohen Wogen ging und jeden besitzenden Bürger auf die Seite der staatserhaltenden Parteien drängen mußte, ferngehalten haben.†)

Inwieweit sich der Kreis der ursprünglichen Verbände dieser Art erweitert hatte, ist selbst für Rom nicht möglich festzustellen. Nur wenige andere Vereine werden genannt, so der Ringverfertiger (anularii), Steinsäger (sectores serrarii), Fleischer (lanii). Mit der Einweihung des Merkurtempels im Jahre 495 war die Begründung eines coll. mercatorum††), dem vielleicht gewisse sakrale Funktionen oblagen, verbunden, im Jahre 387 hatte sich unter den Anwohnern des Kapitols ein Verein zur Feier der ludi Capitolini gebildet.†††) Aus anderen Städten Italiens sind bekannt eine

---

*) Cicero, ad Q. fr. II. 15, 4. Verurteilung des M. Valerius Messala, Consuls vom J. 53, auf Grund des licinischen Gesetzes. Cic., ep. ad. fam. VIII. 4, 1.

**) Sueton, Caes. 42: cuncta collegia praeter antiquitus constituta distraxit.

***) Daß auch hinsichtlich der jüdischen Religionsgemeinschaften Ausnahmen gemacht wurden, erfahren wir aus Josephus A. J. XIV. 10, 8.

†) Cicero lobt die collegia mehrfach, weil sie sich für ihn gegen Clodius erklärt haben, z. B. de domo sua 28, 74, in Pison. 18, 41.

††) Liv. II. 27.

†††) Liv. V. 50. Cicero, ad Q. fr. II. 5,2. C. I. L. I. 805. XIV. 2105.

Fleischergilde und ein Verein der Kutscher in Praeneste, der Walker in Spoletium, der mercatores in Capua, in welcher Stadt zahlreiche sakrale Vereinigungen bestanden.*)

In den Wirren, welche nach der Ermordung Cäsars aufs neue den Staat in Aufregung versetzten, scheint der Unfug, Vereine aller Art zu politischen Parteizwecken zu gründen und zu mißbrauchen, wiederum größeren Umfang angenommen zu haben, sodaß Augustus, als er die Neuordnung des römischen Staatswesens in die Hand nahm, die Auflösung aller Vereine befahl**), ausgenommen erstens die alten collegia, das sind jene Handwerkerverbände und die Priesterkollegien, zweitens die nach früheren Gesetzen zu Recht bestehenden Vereine. Welche näheren organisatorischen Bestimmungen Augustus getroffen, wird uns nicht berichtet, doch gewährt eine im Jahre 1847 in einem den Scipionengräbern zu Rom benachbarten Columbarium gefundene Inschrift***) insoweit einige Aufklärung, daß die erwähnten Verordnungen durch eine lex Julia ergingen, welche die Konzessionierung von Vereinen an die Genehmigung des Senates vorbehaltlich der kaiserlichen Ermächtigung knüpfte. Auf Grund dieses zunächst nur für Rom erlassenen, aber allmählich — den Zeitpunkt können wir nicht bestimmen — auf das Reich ausgedehnten Gesetzes ist das Korporationswesen in den nächsten Jahrhunderten durch weitere Verfügungen geregelt, den Verwaltungsinstanzen, besonders den Provinzialbehörden aber im einzelnen manche Freiheit der Entschließung geblieben. Das freie Recht der Assoziation ist dem römischen Bürger grundsätzlich belassen; es hat gewiß Vereine gegeben, welche ohne staatliche Genehmigung ins Leben gerufen waren, deshalb aber auch der privatrechtlichen Eigenschaften entbehrten. Je weitgehender mit der Zeit die Privilegierung der Vereine nach dieser Seite wurde, desto mehr lag es im eigensten Interesse der Genossenschaften, durch Nachsuchung der staatlichen

*) Nähere Nachweise über das republikanische Vereinswesen habe ich a. a. O. S. 63—65 gegeben.

**) Sueton, Aug. 32: plurimae factiones titulo collegii novi ad nullius non facinoris societatem coibant: igitur . . . collegia praeter antiqua et legitima dissolvit.

***) C. VI. 4416: Dis manibus | collegio symphonia | corum qui sacris publi|cis praestu (!) sunt, quibus | senatus c(oire) c(onvocari) c(ogi) permisit e lege Julia ex auctoritate | Aug(usti) ludorum causa.

Konzession der dadurch gewährten Vorteile teilhaft zu werden. Bei der Erteilung der Konzession, welche für einen bestimmten Ort erfolgte — nur eine herumziehende Künstlergesellschaft war unseres Wissens für das ganze Reich erlaubt —, berücksichtigte man außer der Erwägung, ob der geplante Verein in öffentlichem Nutzen wirken könne, vor allem auch die Bedürfnisfrage.

Es muß einigermaßen verwunderlich erscheinen, daß man eine Körperschaft wie den Senat mit solchen Kleinigkeiten behelligte, wie es die Genehmigung einer Vereinsgründung in irgend einer kleinen Provinzialstadt war, und Plinius wird nicht der einzige Senator gewesen sein, der sich beklagte, daß man über solche Dinge wie Konzessionserteilungen und Vermehrung einer Gladiatorenschar so wichtig und ernhaft debattiere, als handele es sich um die Erweiterung der Reichsgrenzen.*) Aber gerade darin zeigt sich, wie scharf die Regierung das Assoziationswesen im Auge behalten wollte und wie wenig sie geneigt war, den Munizipal- oder selbst den Provinzialbehörden selbständige Entscheidung in solchen Fragen zu überlassen. Eine staatsgefährliche Rolle haben denn auch die Vereine in der Kaiserzeit nicht gespielt**); freilich war auch das große politische Leben des Freistaates, besonders seit Tiberius die Kompetenz der Volksversammlung zu den Wahlen auf den Senat übertragen, gehemmt und damit die Möglichkeit einer Beteiligung auch des kleinen und mittleren Bürgerstandes an den Staatsgeschäften abgeschnitten. Treffend bemerkt Mommsen***): „Dem Klubwesen wurde wirksamer als es durch Prohibitivgesetze möglich war, gesteuert durch die veränderte Verfassung, indem mit der Republik und den republikanischen Wahlen und Gerichten die Bestechung und Vergewaltigung der Wahl- und Richterkollegien, überhaupt die politischen Saturnalien der Kanaille von selbst ein Ende hatten."

In dem Verhalten des Staates gegenüber den Vereinen wird die Individualität des jeweilig regierenden Kaisers natürlich von großer Bedeutung gewesen sein, wofür sich mancherlei Beweise beibringen ließen. Besonders in Bezug auf die Städte des Ostens

*) Plinius paneg. 54.

**) Die von Zeit zu Zeit erfolgten Ausweisungen der Bekenner ausländischer Religionen und Kulte sind oft durch andere Gründe veranlaßt.

***) Mommsen, Röm. Geschichte III⁶. 514.

hat die Regierung Befürchtungen gehegt, daß die dortigen gleichviel unter welchem Namen gegründeten Vereine leicht Mittelpunkte einer Rom gefährdenden politischen Agitation werden könnten. Als Plinius im Jahre 104 nach einem furchtbaren Brande in Nikomedien bei dem Kaiser Trajan die Errichtung ein Feuerwehr von nur 150 Mitgliedern in dieser Stadt befürwortete und sich für eine strenge, bei der geringen Zahl nicht schwierige Beaufsichtigung verbürgte, entsprach der Kaiser dem gewiß nützlichen Antrage aus politischen Gründen nicht, weil stets, zu welchem Zwecke auch unter der dortigen aufrührerischen Bevölkerung Vereine zusammengetreten seien, dieselben binnen kurzem zu Hetairien, zu politischen Clubs ausgeartet wären. Der Statthalter möge den Mangel an Löschgeräten abstellen, im übrigen sollten sich die Nikomedenser selbst helfen. Und auf ein von Plinius übermitteltes Gesuch der Amisener antwortete Trajan, daß der Verein, wenn seine Gründung nicht dem zwischen der Regierung und dieser freien Stadt vereinbarten Vertrage widerspreche, bestehen bleiben könne unter der Bedingung, daß seine Kasse nicht zu aufrührerischen und unerlaubten Zwecken benutzt werde, sondern zur Linderung der Not Ärmerer diene; im übrigen seien in allen Gemeinden römischen Rechts solche Vereine aufzuheben.*) Die Mitgliedschaft in unerlaubten Genossenschaften (collegia illicita) wurde als Auflehnung gegen die Staatsgewalt und crimen maiestatis bestraft.**)

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, hier eine ermüdende Aufzählung aller Vereine unter der gewerbtreibenden Bevölkerung in den Städten des Reiches zu geben***); bei der umfangreichen Spezialisierung der Gewerbe und Handwerke†) in der römischen Kaiserzeit gab es deren mehrere in jeder Branche. Um nur einen allgemeinen Überblick zu gewähren, nenne ich die Vereine der Kupferschmiede, Juweliere, Bleigießer, Holzhändler, Maurer, Steinmetzen, Töpfer, Berg- und Salinenarbeiter, Schuster, Schneider,

*) Plinius ep. ad Traianum 33. 34. 92. 93.

**) Dig. XLVIII. 4, 1. XLVII. 22, 2.

***) Vgl. meine a. a. O. S. 63—158 gegebenen sachlich und geographisch geordneten Verzeichnisse.

†) Hierüber geben die Arbeiten von H. Blümner: Die gewerbliche Thätigkeit der Völker des klassischen Altertums, Leipzig 1869, und: Die Technologie und Terminologie der Gewerbe und Künste bei den Griechen und Römern Bd. I—IV, sowie die oben bereits genannte Schrift von Büchsenschütz nähere Auskunft.

Leineweber, Purpurfärber, Wollarbeiter, Walker, Gerber, Färber, Kürschner, Wagenbauer, Kutscher, Eseltreiber, Dienstleute, Sänftenträger, Geflügel- und Obsthändler, Öl- und Melonenverkäufer, Bäcker, Fischer und Höker, Weinhändler, Gastwirte, Küfer, Droguisten, Ärzte, Gewürz- und Salbenhändler, Friseure, Kranzbinder, Korbflechter; selbst eine Bettlerzunft fehlte nicht. Weiterhin gab es Genossenschaften unter den verschiedenen Arten der Gladiatoren, Schauspieler, Künstler, litterarische Vereine u. s. w. Die weitverbreiteten Schiffergilden (collegia nautarum) sind besonders zahlreich in Gallien bekannt geworden, wo sie auf der Rhone, Saone, Durance, Seine (nautae Parisiaci) Schiffahrt betrieben; sie transportierten die reichen Güter des fruchtbaren Landes nach Städten wie Lugudunum, Massilia, Nemausus, Narbo, Arelate, Handelsemporien ersten Ranges. Auch auf dem Rhein, dem Neckar und der Donau werden sie schon damals genannt. Dazu kommen noch Vereine unter den Barkenführern, Besitzern von kleinen Kähnen, Fährleuten, bisher meist aus Rom und Ostia und aus der spanischen Stadt Hispalis bekannt, sowie die in den südlichen gallischen Städten oft und auch einige Male in einer Donauprovinz erwähnten Vereine unter den Flößern, denn als solche dürfen wir wohl die vielgedeuteten collegia utriculariorum erklären, welche auf Schlauchflößen den Vertrieb der Landesprodukte besorgten.

Ferner ist hinzuweisen auf die großen Handelsgilden in allen Teilen des Reiches; es lag nahe, daß die Kaufleute, welche ihr Geschäft längere Zeit aus der Heimat entfernte, sich an dem fremden Orte zusammenschlossen. Solche Vereine italischer Handelsleute gab es schon in der republikanischen Zeit auf Delos, dem Mittelpunkte des überseeischen kaufmännischen Verkehrs, an dessen Stelle nach der furchtbaren Verwüstung durch Archelaus Puteoli getreten ist. Andererseits bildeten auch syrische und phönikische Kaufleute Vereine in italischen Städten, um ihre landsmannschaftliche Zugehörigkeit und den heimischen Kult zu pflegen. In Ostia gab es eine Niederlassung tyrischer Schiffer und Gewerbtreibender, welche der an Mitgliederzahl geringeren in Puteoli jährlich 1000 Sesterze zuschoß. Nähere Auskunft über die puteolanische Faktorei tyrischer Kaufleute giebt eine interessante Inschrift aus dem Jahr 174 n. Chr.*)

---

*) C. I. Gr. 5853. C. I. L. X. 1797: mercatores qui Alexandr(iai) Asiai Syriai negotiantu(r). 1634: cultores Jovis Heliopolitani Berytenses

Die Mitglieder wandten sich an ihre Mutterstadt um Unterstützung, da sie die Kosten für die Pflege des heimischen Gottesdienstes, der Feier an kaiserlichen Festtagen und der Miete von 100000 Denaren, welche bisher die römische Genossenschaft aus ihren Einkünften geschenkt habe, nicht mehr tragen könnten.

Endlich war nicht bloß den Veteranen, sondern auch den Soldaten des aktiven Heeres die Bildung von Vereinen gestattet.

Schon diese Übersicht zeigt, daß die Konzessionierung von unpolitischen Vereinen keine Schwierigkeit gemacht haben kann. Von ganz besonderer Bedeutung aber waren gewisse Genossenschaften unter der ärmeren Bevölkerung (collegia tenuiorum), die eine große Verbreitung gewannen, seitdem Hadrian eine Generalkonzession derselben für Rom erteilte, die schon vor Septimius Severus auf das Reich ausgedehnt ward. Mommsen erkannte dieselben zuerst als Begräbnisvereine (collegia funeraticia).*) Marcian**) hat eine kaiserliche Verfügung aufbewahrt, welche den tenuiores gestattete, einen monatlichen Beitrag in eine gemeinsame Kasse zu zahlen, doch nur einmal im Monat sich zu versammeln, unter der Bedingung, daß sie nicht unter diesem Vorwand einen Verein mit verbotener Tendenz begründen. Über die Verwendung dieser Beiträge schweigt der genannte Jurist; aber aus den 1816 gefundenen Statuten des collegium salutare cultorum Dianae et Antinoi zu Lanuvium vom Jahr 133, dessen Wortlaut an der betreffenden Stelle sich mit dem kaiserlichen Erlaß augenfällig deckt, geht hervor, daß es sich um Zahlungen in eine Sterbekasse handelt.***) Ein billiges anständiges Begräbnis auch den weniger Bemittelten zu sichern, war der Zweck dieser Genossen-

qui Puteolis consistunt. 1579. Mommsen in Ber. der sächs. Gesellschaft der Wiss. 1850 (II.) S. 57—62.

*) Eine eingehende Untersuchung über die Gruppe von Verbänden hat T. Schieß, Die römischen collegia funeraticia nach den Inschriften, München 1888, geliefert.

**) Dig. XLVII 22, 1: sed permittitur tenuioribus stipem menstruam conferre, dum tamen semel in mense coeant, ne sub praetextu huiusmodi illicitum collegium coeat; quod non tantum in urbe, sed in Italia et in provinciis locum habere divus quoque Severus rescripsit.

***) C. I. L. XIV. 2112 Zeile 11: qui[bus coire co]nvenire collegiumq(ue) habere liceat. qui stipem menstruam conferre volen[t in fune]ra, in it collegium coeant neq(ue) sub specie eius collegi nisi semel in mense c[oeant con]ferendi causa, unde defuncti sepeliantur.

schaften, deren Entstehung man sich vielleicht so denken kann, wie die der englischen Begräbnisvereine, daß Freunde bei Todesfällen von Genossen den Hinterbliebenen durch freiwillige Beiträge die Kosten der Bestattung erleichterten.*) Daß diese Vereine auch allgemein als Unterstützungskassen bei Unfall und Krankheit, als Vereine der Selbsthilfe fungiert haben, ist nicht zu erweisen**), so nahe es liegt anzunehmen, daß die Genossen sich auch im Leben in werkthätiger Hilfe Beistand geleistet haben, denn sie pflegten neben ihrem ernsten Zweck Geselligkeit und Frohsinn, wie auch die Sterbekassen und Begräbnisvereine unserer Tage der Veranstaltung von Vergnügungen nicht abhold sind.

Es haben aber diese Vereine noch nach einer anderen Seite hin eine hervorragende Bedeutung gehabt, worauf wenigstens mit einigen Worten eingegangen werden muß.***) Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die christlichen Gemeinden, um unangefochten zu bleiben, eben in der Form der collegia tenuiorum und speziell der Sterbegilden sich ausbreiteten, zu deren Begründung, wie oben bemerkt ist, die Einholung einer Konzession im einzelnen Falle nicht notwendig war.†) Als erlaubte Genossenschaften (collegia licita) will sie Tertullian mehrfach erweisen, wenn er ihr Treiben und ihre Bestrebungen den heidnischen Vereinen gegenüberstellt und die bei diesen übliche Terminologie auch auf die christlichen anwendet.††) So genossen sie denselben rechtlichen Schutz, konnten

*) M. Baernreither, Die englischen Arbeiterverbände und ihr Recht. 1886 I. 178.

**) Entgegen meiner früheren Annahme a. a. O. S. 40 und der von Löning (Gesch. des deutschen Kirchenrechts I. 204) geäußerten Ansicht. Man darf sich nicht auf die oben erwähnte Pliniusstelle (ad sustinendam tenuiorum inopiam) berufen, da hier von einem griechischen ἔρανος die Rede ist, von Vereinen, die schon seit alter Zeit als Hilfskassen dienten. Boeckh, Staatshaushalt I³. 313. — Außerdem enthalten nur die Statuten eines Militärvereins in Lambaesis, von denen noch die Rede sein wird, solche Bestimmungen. Und aus der sogleich anzuführenden Tertullianstelle ergiebt sich nur die Bestätigung der im Texte gegebenen Auffassung. Waltzing in Revue de l'instruction publique en Belgique XXXIV. 8 (Sep.-Abdr.).

***) Eingehender habe ich a. a. O. S. 266 fgg. darüber gehandelt.

†) Auch J. Neumann, Der römische Staat und die allgemeine Kirche bis auf Diokletian 1890 I. 101 fgg. teilt diese Auffassung.

††) Tertullian apol. 39: modicam unusquisque stipem menstrua die, vel cum velit et si modo velit, et si modo possit, apponit; nam nemo compellitur, sed sponte confert. haec quasi deposita pietatis sunt. nam

ebenfalls Vermögen und öffentliche Begräbnisplätze erwerben wie diese, und wir verstehen, daß Plinius, als er gegen die Christen einschreiten will, sich auf die kaiserlichen Verordnungen beruft, welche Hetairien verbieten. Wenn auch in den ersten Jahrhunderten die Christen bald des Sakrilegiums, bald der Magie, bald der Majestätsbeleidigung beschuldigt werden, die hauptsächlichste Anklage, welche die Verfolgung einleitet, ist immer wieder die wegen Bildung unerlaubter Vereine und des Besuches verbotener Versammlungen.*)

Eine besondere Beachtung verdient eine wichtige Gruppe von Vereinen, deren Thätigkeit vom Staate unmittelbar in Anspruch genommen wurde.

Italien war in betreff seiner Versorgung mit Korn zum größten Teil auf die Zufuhr aus den Provinzen angewiesen, vor allem die Stadt Rom selbst**), deren ärmere Bevölkerung schon in den letzten Zeiten der Republik Getreide zu billigem Preise oder unentgeltlich erhielt. Die pünktliche Lieferung der notwendigen Vorräte war von der größten Bedeutung, die Ruhe der Hauptstadt im Grunde nur eine Magenfrage. Blieb die Getreideflotte, deren Landung schon in Puteoli mit hellem Jubel begrüßt ward***), einmal aus, dann wurde Rom von Hungersnot und Teuerung und deren Folgen, von Aufständen des massenhaft angewachsenen Proletariates heimgesucht, die nur zu leicht auch den Thron des Kaisers ins Wanken bringen konnten. Die große unter Augustus mehrere Jahre währende Kalamität, wo der durchschnittliche Preis für den monatlichen Getreidekonsum von 4,30 Mark auf den Kopf die ungeheuere Höhe von 24 Mark erreichte, veranlaßte die Errichtung von staatlichen Kornspeichern; dennoch aber hat die

inde non epulis nec potaculis nec ingratis voratrinis dispensatur, sed egenis alendis humandisque et pueris ac puellis, re ac parentibus destitutis, iamque domesticis senibus (?) item naufragis et si qui in metallis, et si qui in insulis vel in custodiis, duntaxat ex causa dei sectae alumni confessionis suae fiunt.

*) Über diese Fragen hat ausführlicher Mommsen in Sybel's histor. Zeitschrift Band 64 S. 389—429 gehandelt: „Die Religionsfrevel nach römischem Recht", besonders S. 396.

**) Näheres giebt die schöne, an großen Gesichtspunkten reiche Abhandlung von O. Hirschfeld, Die Getreideverwaltung in der römischen Kaiserzeit, im Philologus XXIX (1870) S. 1—90, auf die ich statt der anderen über diesen Gegenstand reichlich vorhandenen Litteratur verweise.

***) Seneca ep. 77,1.

kaiserliche Regierung sich nicht veranlaßt gesehen, durch Gründung einer Staatsflotte die Garantien für einen gewissenhaften Getreidetransport zu schaffen, vielmehr eine Reihe von Genossenschaften damit beauftragt.*)

Rhedergilden (corpus naviculariorum) hatten auf eigene Gefahr**) das überseeische Getreide aus Afrika, Spanien und Sardinien nach Rom, später auch aus Syrien und Ägypten nach Konstantinopel zu schaffen; nicht immer wird die Prämie***) für eingehaltene Lieferzeit genügt haben, um sie für die durch Wind und Wetter und schlechte Konjunktur erlittenen Verluste zu entschädigen. Die vielen bis ins kleinste ausgearbeiteten Vorschriften über die Art und Weise des Warentransportes, über persönliche Haftpflicht, Ablieferung der Fracht u. a., welche über die Thätigkeit dieser Genossenschaften in den theodosianischen und justinianischen Gesetzessammlungen erhalten sind, spiegeln auf das deutlichste die eminente Bedeutung derselben wieder.****)

War das Schiff in dem Hafen gelandet†) und die Fracht durch den Getreidepräfekten geprüft, so mußte, da der Tiber für Seeschiffe nicht die nötige Tiefe hatte, eine andere Gilde (caudicarii) das Getreide stromaufwärts zu den großen Speichern am Aventin schaffen, wo eine mit der Abmessung der nach genauen Vorschriften††) zu bergenden Vorräte betraute Zunft (mensores) ihres Amtes waltete. Ohne Betrug und Streit ist es dabei nicht abgegangen.†††)

Als Kaiser Aurelian dem Pöbel die Sorge für den Lebens-

*) Tacitus' Wort (Ann. III. 54): navibus et casibus vita populi Romani permissa est trifft für die spätere Zeit vielleicht noch mehr zu wie für die seine.

**) Cod. Theod. XIII. 5, 2. 5. 14.

***) Cod. Theod. XIII. 5, 7. 36. 38.

****) Eine ausführliche Darlegung derselben enthalten die Schriften von Krakauer, Das Verpflegungswesen der Stadt Rom in der späteren Kaiserzeit, Leipzig 1874, und von E. Gebhardt, Studien über das Verpflegungswesen von Rom und Konstantinopel in der späteren Kaiserzeit, Dorpat 1881.

†) Preller, Rom und der Tiber in Ber. der sächsischen Ges. der Wiss. 1849 Abh. II. S. 5 fgg. 27 fgg.

††) Cod. Theod. XV. 1, 12. XI. 14, 1. 2. Cod. Just. X. 26, 1.

†††) Vgl. die Inschrift C. I. L. VI. 1759: . . mensores nos Portuenses, quib(us) vetus fuit cum caudicariis diuturnumq(ue) luctamen. Dig. XLVIII 10,32.

unterhalt noch mehr erleichterte und statt des monatlichen Getreidegeschenkes täglich Brot verabreichte*), wurde das Korn in den Mühlen am Janiculum gemahlen, wofür der Müllerzunft (molendinarii) ein von Seiten des Staates festgesetzter Preis bezahlt ward; das Mehl erhielt die seit Trajan bestätigte und privilegierte Bäckergilde (corpus pistorum), die in den 254 Staatsbäckereien der Stadt Rom arbeitete. Je umfangreicher die Fütterung des Volkes auf Staatskosten wurde, desto mehr Vereine wurden in den Bereich dieser großartigen Verwaltung gezogen. Seit Septimius Severus ist Öl unentgeltlich gegeben und zur Verteilung desselben 2300 Ausgabestellen errichtet. Aurelian bewilligte Spenden von Schweinefleisch, für dessen reichliche Beschaffung**) aus Campanien, Lucanien, Bruttium, Samnium und Sardinien eine besondere Genossenschaft (corpus suariorum)***) Sorge zu tragen hatte, und für Wein, der zu geringem Preise dem römischen Volke abgelassen ward, betraute man eine weitere Zunft (susceptores vini) mit der Lieferung†) der nötigen Vorräte aus den suburbikarischen Provinzen.

Dazu kommt noch ein zahlreiches, ebenfalls in Vereine gegliedertes Hilfs- und Bureaupersonal††), dessen eingehendere Betrachtung uns hier zu weit führen würde. Wir begreifen aber angesichts dieser umfassenden Verwendung der Korporationen, weshalb in einer so weitverzweigten Verwaltung†††) wie die der annona nur eine geringe Zahl von Subalternbeamten beschäftigt

*) Hist. Aug. Aurel. 35. 47. Zosimus I. 61. Konstantin übertrug diese Verpflegungsart auf Konstantinopel und ließ täglich 80000 Brote verteilen. Gebhardt a. a. O. S. 20.

**) Über die nötigen Quantitäten handelt Gebhardt a. a. O. S. 29 fg.

***) Identisch mit den porcinarii urbis aeternae Cod. Just. XI. 17, 1. Für die Verpflegung der Stadt mit Hammel- und Rindfleisch waren die Vereine der pecuarii und boarii thätig.

†) Einen erwünschten Einblick giebt die Inschrift C. VI. 1785 = Wilm. 2739.

††) Zu letzteren rechne ich z. B. das corpus acceptorum, welches die Lieferungen entgegennahm und buchte, und das corpus susceptorum, das vielleicht die Gebühren an die Unternehmer zu verrechnen hatte.

†††) Eine kurze Zusammenfassung findet sich bei Symmachus relat. (ep. X) 14 § 3. Die in vieler Beziehung schwierige Stelle ist von Waltzing, les corporations officielles de l'ancienne Rome d'après une lettre de Symmaque in der Revue de l'instruction publ. en Belgique XXXV 1892 ausführlich behandelt.

war. O. Hirschfeld*) hat auf diese Thatsache zuerst aufmerksam gemacht und bemerkt: „Die Thätigkeit dieser Kollegien muß nach der häufigen Erwähnung derselben zu schließen eine sehr bedeutende gewesen sein, und Tausende von Menschen waren offenbar im Dienste der hauptstädtischen Getreideverwaltung thätig; ohne Zweifel waren sie kontraktlich zu bestimmten Leistungen verpflichtet und bildeten gewissermaßen eine Mittelstufe zwischen Privatunternehmern und kaiserlichen Beamten."

Damit ist die Reihe der Genossenschaften, deren Wirksamkeit die Regierung in Anspruch nahm, keineswegs erschöpft. Auf den staatlichen Werften in Ostia, Ravenna, Pisae, Arelate arbeiteten die Zünfte der Schiffsbauleute (fabri navales) und Zimmerleute (fabri tignuarii), die weitverbreitete Korporation der centonarii, so genannt nach ihrer ursprünglichen Beschäftigung, der Verarbeitung von Filzstoffen und Decken, diente neben den Vereinen der Bauhandwerker (fabri) als Feuerwehr, denn außer in Rom gab es nur in Hafenstädten wie Ostia und Puteoli eine Berufsfeuerwehr, und wahrscheinlich wurde die oft genannte, aber durchaus rätselhafte Genossenschaft der dendrophori zu denselben Zwecken verwandt.**)

Es ist dies eine Seite des antiken Vereinslebens, welche dem modernen ganz fremd ist, denn mit Ausnahme der Feuerwehr und einigen humanen Zwecken dienenden Verbänden giebt es heutzutage keinen Verein, der dem staatlichen oder einem kommunalen Gemeinwesen zu bestimmten Leistungen verpflichtet wäre. In gewissem Sinne waren diese Genossenschaften an die Stelle der in republikanischer Zeit so wichtigen societates publicanorum getreten, da die direkten Abgaben der Provinzen nicht mehr an diese verpachtet, sondern unmittelbar an den Staat abgeführt wurden.

Die weitere Entwicklung aller dieser im Staatsdienste verwandten genossenschaftlichen Verbände ist eine höchst bemerkenswerte. Da ihr möglichst gesichertes Bestehen eine Notwendigkeit geworden war, wurden sie mit Vorrechten aller Art bedacht.

---

*) Philologus XXIX. 60.

**) Die schwierige Frage nach der Bedeutung der Namen centonarii und dendrophori habe ich an andrer Stelle erörtert (S. 102 fgg.). Vgl. O. Hirschfeld, Gallische Studien III. in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. 1884 S. 239 fgg. Maué, Die Vereine der fabri, centonarii und dendrophori im römischen Reiche 1886.

Trajan gewährte den Mitgliedern der römischen Bäckergilde einige Erleichterungen von der als recht drückend empfundenen Verpflichtung, Vormundschaften zu übernehmen. Hadrian und Caracalla fügten weitere privilegierende Bestimmungen hinzu*), und gegen Ende der Regierung des Marc Aurel wurden auch den mensores frumentarii diese Rechte zu teil.**) Hadrian gab der Schifferzunft Immunität; auch durften deren Mitglieder nicht zu dem mit neuen schweren persönlichen und Vermögenslasten verknüpften Eintritt in den munizipalen Stadtrat gezwungen werden.***) Vor allem aber war es von Bedeutung, daß Marc Aurel allen gesetzmäßig bestehenden Vereinen die Rechte einer juristischen Person verlieh; seitdem sind sie vielfach mit Legaten bedacht****), wofür weiterhin einige Beispiele gegeben werden sollen.

Da mit dem Anwachsen der Vorrechte die Mitgliedschaft in diesen Genossenschaften immer begehrenswerter wurde, erfolgten Bestimmungen gegen die Aufnahme solcher Personen, die den Vereinen zur Last fallen mußten und den Zweck derselben nicht erfüllen konnten, so wenn jemand, ohne überhaupt ein Schiff zu besitzen, in die Rhedergilde aufgenommen wurde.†) Seit Antoninus Pius war der Eintritt nur Leuten von einem gewissen Alter und körperlicher Rüstigkeit gestattet††), und später wurde, vielleicht unter Erneuerung einer älteren Bestimmung, angeordnet, daß niemand Mitglied in zwei Vereinen sein dürfe.†††) Dadurch sollte die Leistungsfähigkeit derselben gesteigert und die Abschließung der Vereine gegeneinander gefördert werden, um ihnen den Charakter der Berufsgenossenschaft zu wahren.††††) Das ist nicht mit einem Schlage erreicht, und jene Verfügungen wurden vielfach übertreten, weshalb Severus einschärfte, daß die Immunitätsbewilligungen nur solchen Mitgliedern zu teil werden sollen,

---

*) Frgm. Vaticana §. 233—235.

**) Dig. XXVII. 1, 26.

***) Dig. L. 2, 9, 1. So noch im Jahr 380 Cod. Theod. XIII. 5, 16.

****) Dig. XXXIV. 5, 20.

†) Dig. L. 6, 6, 6.

††) Dig. L. 6, 6, 12.

†††) Dig. XLVII. 22, 1, 2 vgl. Cod. Theod. XIV 4, 7.

††††) Cod. Theod. XIV. 3, 2: ut aliis necessitatibus absoluti eam tantum modo functionem liberae mentis nisibus exsequantur.

welche das Gewerbe auch ausüben.*) Aber auf diesem Wege ist allmählich die große Wandlung angebahnt, die in dem Verhältnis dieser Vereine zum Staate sich vollzog, indem diese zunächst auf freiem Zusammenschluß der Mitglieder beruhenden Genossenschaften zu jenen Zwangsvereinen unter staatlicher Aufsicht wurden, die fortan durch eine Reihe der härtesten gesetzlichen Maßregeln zu Werkzeugen der Verwaltung gepreßt wurden.**)

Es entzieht sich im einzelnen unserer Kenntnis, welche sozialen und politischen Verhältnisse zusammenwirkten, um dem Staate eine solche Macht gegenüber der freien Konkurrenz zu sichern. Wir müßten das gesammte Wirtschaftssystem der späteren Kaiserzeit mit seinen Naturallieferungen, den Hand- und Spanndiensten***), den Verfall der bürgerlichen Gesellschaft eingehend schildern, um ein deutliches Bild dieser Zustände zu gewinnen, und beschränken uns deshalb auf wenige Bemerkungen. Wie überhaupt der große Besitz den kleinen überwucherte und die wirksame Bethätigung desselben in Handel und Industrie lahm legte, so mußte vollends, seit durch Diokletian und Konstantin die kaiserliche Zentralgewalt zur unumschränkten Macht umgestaltet, der Prinzipat zum unverhüllten Despotismus in orientalischen Formen geworden war, jeder Widerstand gegen die auf Monopolisierung gerichteten Tendenzen vergeblich werden.

Wann die Gebundenheit an den Beruf durchgeführt wurde, ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln; daß bei der Rhedergilde, den navicularii, Erblichkeit des Standes im Jahre 314 gesetzlich war, bezeugen Verordnungen****), und zwar galt die Verpflichtung vom

*) Dig. L. 5, 6, 12.

**) Eine Kritik der bisherigen Versuche, die Entstehung der Zwangsvereine zu erklären, hat B. Matthiaß, Zur Geschichte und Organisation der römischen Zwangsverbände, Rostocker Festschrift 1891 gegeben, ohne meiner Ansicht nach wesentlich glücklicher als seine Vorgänger die schwierige, nur im Zusammenhange mit analogen Verhältnissen anderer Berufe aufzuklärende Frage zu lösen.

***) Die geistvolle Darstellung dieser Verhältnisse von Rodbertus in Hildebrands Jahrbüchern für Nationalökonomie VIII. 403 fgg. wird stets ihren hohen Wert behalten.

****) Cod. Theod. XIII. 5, 1: navicularius originalis . . . apud quos et parentes eius fuisse videntur firmiter permanebit. XIII. 5, 14. Nov. Val. III 28.

20. Jahre ab.*) Allmählich wird dieselbe auch auf andere Korporationen ausgedehnt**), wenn dies auch nicht für alle oben (S. 130 fgg.) genannten ausdrücklich festzustellen ist. Daß es sich nicht um eine durch Gesetz eingeführte Neuerung handelt, wird wohl allgemein zugegeben.***) Die kaiserliche Regierung zog vielmehr aus der bisherigen Entwicklung die unerbittlichsten Konsequenzen. Mir schien es deshalb wahrscheinlich, daß schon durch Alexander Severus eine straffere Organisation dieser Verbände als staatlicher Genossenschaften eingeleitet wurde. Denn wie man auch die kritisch unsicher überlieferte und mannigfacher Interpretation Raum bietende Notiz in der Biographie†) erklären mag: daß die Regierung dieses Kaisers einen Abschnitt in der Entwicklung des Vereinswesens bedeutet, ist nicht zu leugnen. Er ordnete die Gerichtsbarkeit der Vereine, gab ihnen eine juristische Vertretung (defensores) und die Formel quibus ex s. c. coire licet (permissum est), welche als Merkmal der staatlichen Konzession sich häufig findet, verschwindet seit dieser Zeit. Gerade im dritten Jahrhundert nimmt die Sorge für Verpflegung einen gewaltigen Umfang an, und der Staat mußte darauf ausgehen, in den mit derselben betrauten Genossenschaften immer dauerndere und sicherere Garantien für ihre Leistungsfähigkeit zu schaffen.††) Dies sollte erreicht werden durch die Gewährung weiterer Privilegien.

Die Mitglieder der Rhedergilde erhielten durch Konstantin als Standeserhöhung den Ritterrang, und um dem Verbandsvermögen weitere Zuschüsse zuzuführen, sollte die Hinterlassenschaft eines ohne Testament verstorbenen Genossen nicht mehr an den

*) Cod. Theod. XIV. 3, 5. II. 17, 1 = Cod. Just. II. 44 (45), 2.

**) Betreffs der pistores vgl. Cod. Theod. XIV. 3, 1. 8. 22 = Cod. Just. XII. 53, 2. Cod. Theod. XIV. 3, 3, 1: panificii necessitatem suscipere successionis iure coguntur XIV. 4, 1; betreffs der suarii Cod. Theod. XIV. 4, 1. 7. 8, der pecuarii und boarii Nov. Valent. III. 35, 8.

***) So auch von Karlowa, Röm. Rechtsgeschichte I 925, 926.

†) Hist. Aug. Alex. Sev. 33: corpora omnium constituit vinariorum lupinariorum (?) caligariorum et omnino omnium artium atque ex sese defensores dedit et iussit qui ad quos iudices pertineret.

††) Gebhardt a. a. O. S. 90 fgg. ist deshalb geneigt anzunehmen, daß Aurelian mit seiner umfassenden Reform der cura annonae (oben S. 131) auch die Reorganisation der mit dieser Verwaltung in Verbindung stehenden Korporationen verknüpft und dieselbe an ihren Beruf gebunden hat.

Fiskus, sondern an die Korporation fallen. Auch sonst wurden zahlreiche Vorrechte gewährt, um die Genossen dieser Vereine möglichst wenig von den ihnen übertragenen Pflichten abzulenken*), einem großen Teile des Gewerbestandes überhaupt Befreiung von den zur Bürgerpflicht gehörigen Lasten bewilligt.**) Freilich wurde auf der anderen Seite auch der Zwang schärfer. Für die durch Konstantin wieder eingeführte Gewerbesteuer mußte die Gilde als solche aufkommen, gleichviel ob die einzelnen Mitglieder zahlten, und das Maß der persönlichen Gebundenheit wuchs in dem Grade, daß beispielsweise, wer die Tochter eines Mitgliedes der Bäckergilde heiratete, seit dem Jahre 355 selbst in dieselbe eintreten mußte***) und daß späterhin ihnen die Ehe mit Frauen, deren Vater nicht zur Zunft gehörte, überhaupt verboten ward.†)

Bei allen diesen Maßregeln blieb allein das Interesse des Staates ausschlaggebend. Die Zeiten waren dahin, wo die Bürger freiwillig und gern ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stellten. Jetzt regierte der eiserne Zwang, und immer neue Gesetze schmiedeten härtere Ketten, um die Unterthanen mit Leib und Seele zu fesseln. Argwöhnisch wachte die Regierung über den Ordnungen der Korporationen, damit kein Mitglied sich seinen Pflichten entziehe, Pflichten, die um so drückender empfunden werden mußten, weil sie nicht aus eigener Entschließung übernommen, sondern schon aus der Thatsache der Geburt erwachsen waren. Wie der Bauer an sein Gut, der Curiale, der Krieger an seinen Beruf, war der Gewerbtreibende an seine Beschäftigung, seine Genossenschaft gebunden††). Überall herrschte dasselbe brutale System, das damals große Klassen der Bevölkerung ihrer Freiheit und Rechte beraubte. Kein Wunder, daß die Flucht unter den Mitgliedern dieser Vereine, welche J. Burckhardt treffend ein Mittelding zwischen

*) Auf eine Aufzählung der einzelnen Erlasse verzichte ich, eine Anzahl giebt Gebhardt S. 79.

**) Vgl. die interessante Aufzählung von 35 Korporationen. Cod. Theod. XIII. 4, 2 (im J. 337).

***) Cod. Theod. XIV. 3, 2. Dieselbe Verordnung erging sehr bald auch für andere Korporationen. Cod. Theod. X. 20, 3. 5.

†) Cod. Theod. XIV. 3, 21 (im J. 403). Gebhardt a. a. O. S. 51.

††) Daß es sich um dieselbe Erscheinung in verschiedener Form handelt, hat besonders Revillout, Revue historique de droit français et étranger 1857 S. 218 fgg. ausgeführt.

Staatsfabrik und Galeere genannt hat, überhand nahm, ohne daß die oft erneuerten Gesetze wirksam zu steuern vermochten.*) Weder konnte man durch Veräußerung seines Besitzes sich den Austritt erkaufen, noch durch den Übertritt zum Staatsdienste und durch mächtige Fürsprache; selbst die Annahme des christlichen Bekenntnisses, das doch staatliche Anerkennung gefunden, war den Mitgliedern dieser Korporationen untersagt.**) Um die in den staatlichen Schmiedewerkstätten thätigen Arbeiter (fabricenses) bei Fluchtversuchen wiederzuerkennen, wurde ihnen ein Mal in den Arm gebrannt.***)

So stand es um die gewerblichen Verbände im römischen Reiche zu der Zeit, wo wir ihre Spur in der Geschichte verlieren. Keine Brücke führt hinüber zu den deutschen Zünften des Mittelalters, die trotz mancher auffallenden Ähnlichkeit in Verfassung und Vereinsleben mit den römischen Genossenschaften sich doch als eine auf deutschem Boden und aus heimischen Verhältnissen herausgewachsene Einrichtung darstellen. Ein historischer Zusammenhang, wie öfter und erst neuerdings wieder behauptet ist, zwischen unseren Innungen und den römischen besteht nicht. Seit der Nachweis gelungen ist, daß unsere deutsche Städteverfassung sich nicht erklären läßt durch die Annahme, daß die römische Munizipalverfassung in ihr fortlebe, mußte schon aus diesem Grunde die Weiterentwicklung der römischen Gewerbeverbände zu den deutschen Zünften als durchaus unwahrscheinlich bezeichnet werden. Zwischen beiden liegt die lange Zeit von mehr denn fünf Jahrhunderten****),

---

*) Cod. Theod. XIV. 3, 1, 6. 11. 14. 18; 4, 1. 8. 11. XIII. 5, 11. 6, 1 u. a. m.

**) Cod. Theod. XIV. 3, 11. Nov. Val. III 15.

***) Cod. Theod. X. 22, 4. Ob dies der Ursprung der vielfach von Arbeitern geübten Sitte des Tätowierens ist, wie Serrigny, droit public et adm. rom. II. 371 meint, bleibe dahingestellt. Übrigens geschah dasselbe auch mit Rekruten und den kaiserlichen aquarii.

****) Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. V. 368. Die ersten Zunfturkunden sind die der Fischerinnung zu Worms 1106, der Schuhmacherinnung zu Würzburg 1128, der Bettziechenweber zu Köln 1149 (Lacomblet's Urkundenbuch des Niederrheins I. 251, 306), der Tuchscheerer und Krämer 1152 in Hamburg (Stieda in Hildebrand's Jahrbüchern XXVII. 23) und der Schuster in Magdeburg 1158 (Maurer, Städteverf. II. 330). Vgl. v. Below in Sybel's Zeitschrift 1887, S. 228. W. Arnold, Studien zur deutschen Kulturgeschichte, S. 171 fgg.

deren wirtschaftliche Zustände zu den dunkelsten der Geschichte überhaupt gehören. Wir verlassen jene römischen Verbände als förmliche Kasten, deren Mitglieder zu Frondiensten gezwungen sind. Ihre traurige Lage bildet einen scharfen Kontrast zu dem in stolzem Selbstbewußtsein überschäumenden Leben der deutschen Zünfte in den mittelalterlichen deutschen Städten, wenn es galt, die Gerechtsame zu erweitern, sich gegen dem Willen der Geschlechter Anteil am Stadtregiment zu erkämpfen oder mit dem Kaiser gegen die Geistlichkeit zu Felde zu ziehen. „Es war", sagt Schmoller*), „die freudige Jugendkraft einer neuen Welt, der freien Arbeit, der modernen Industrie, die sich in dem Handwerkertum jener Tage regte."

*) Schmoller, Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe (1875) S. 5.

(Schluß folgt.)



Mitteilungen und Notizen.

Die Kulturgeschichte hat auf dem Historikertage, der im April in München versammelt war, nur eine geringe Rolle gespielt. Nach dem Bericht in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" „überwog offenbar in der Versammlung eine vorsichtige Zurückhaltung gegenüber dem Verlangen, daß die Kulturgeschichte in den Vordergrund des Interesses (nämlich beim Unterricht) treten sollte." Dir. Martens und Prof. Böhtlingk haben allerdings verlangt, die Kulturgeschichte eifriger zu treiben; andere haben jene „Zurückhaltung" empfohlen, Prof. Lamprecht z. B. namentlich deshalb, weil auf diesem Gebiete noch alles im Fluß ist. Wir erkennen dies Moment als zutreffend an, halten es aber doch für unumgänglich notwendig, daß sowohl der Schüler als der Student mehr von dem wirklichen Leben der Vergangenheit erfährt, als er es heute erfahren kann. Wir sind freilich der Ansicht, daß es durchaus falsch ist, in den Geschichtsunterricht bestimmte Tendenzen hineinzulegen, und stimmen mit der Mehrheit der Versammlung überein, daß der Geschichtsunterricht nichts zu lehren habe, als die Wahrheit, ohne jede Nebenabsicht. Wir halten insbesondere die Forderung des Dir. Martens, daß im kulturgeschichtlichen Unterricht „die Mittel und Wege zur Bekämpfung der heutigen Sozialdemokratie" gewiesen werden sollen, für durchaus verfehlt. Aber wir sehen eben in einem einseitigen politischen Geschichtsunterricht ebenfalls eine unbewußte oder auch oft bewußte Tendenz. Einen vollen Einblick in die geschichtliche Vergangenheit erhält derjenige nicht, dem nur vom staatlichen Gesichtspunkte aus Geschichte gelehrt wird. Darüber, wie über die ganze „Frage" der Kulturgeschichte läßt sich vielleicht auf einem der nächsten Historikertage reden.

* * *

In den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft" wird mit dem demnächst erscheinenden Bande eine erfreuliche Erweiterung eintreten. Es ist ein besonderes Kapitel: „Allgemeine Kulturgeschichte" eingerichtet; das Referat hat Dr. Steinhausen, der Herausgeber dieser Zeitschrift, übernommen. In diesem Kapitel werden alle Erscheinungen,

die alle oder mehrere Völker betreffen, besprochen: die Kulturgeschichte der einzelnen Länder wird in den Referaten über die Geschichte der betreffenden Länder, wie bisher, behandelt.

* * *

Ein reiches, vielfach wenig beachtetes kulturhistorisches Material steckt in den Zeitschriften der historischen Vereine Deutschlands. Wird in denselben nicht selten allerdings ein Kultus des Kleinen und Unbedeutenden getrieben, so mangelt es auf der anderen Seite durchaus nicht an schätzenswerten Beiträgen und beachtenswertem Material. Wir möchten an dieser Stelle eine Anregung dahin geben, daß sich jemand der Mühe unterziehen möge, ein übersichtliches Register über den gesamten bisherigen Inhalt dieser Zeitschriften anzufertigen, zumal viele derselben im Buchhandel nicht erschienen sind, ihr Inhalt auch größtenteils in den Bibliographien nicht angegeben ist. Für einzelne dieser Zeitschriften bestehen sehr genaue Register. Für den nächsten Zweck würde aber ein Gesamtverzeichnis der Titel aller Aufsätze u. s. w. genügen. Am besten nähme ein solches Unternehmen wohl der Gesamtverein in die Hand. x.

* * *

In der „Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" I. S. 191 ff. findet sich ein interessanter Aufsatz von K. Lamprecht: „Zum Verständnis der wirtschaftlichen und sozialen Wandlungen in Deutschland vom 14. zum 16. Jahrhundert", der die Entwickelung, die keineswegs gleichartig für das 14. und 15. Jahrhundert verläuft, vortrefflich beleuchtet und aufdeckt. Der Verfasser will sich damit den Weg bahnen zum Verständnis der Reformationszeit.

Wir knüpfen hieran einige Hinweise auf beachtenswerte Aufsätze, die in solchen Zeitschriften neuerdings erschienen sind, die dem historischen Leser an sich ferner stehen.

In Band XIII der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" S. 259 ff. hat Theodor Distel eine namentlich kulturgeschichtlich interessante „Archivstudie": „Zur Todesstrafe gegen Wilderer in Kursachsen" erscheinen lassen, die wesentlich auch die Härte der Strafen urkundlich veranschaulicht.

Von dem Herausgeber dieser Zeitschrift sind im „Ausland" 1893 Nr. 13—16 „Beiträge zur Geschichte des Reisens" erschienen, in denen die kulturhistorisch wichtige „Reisesucht des 16. und 17. Jahrhunderts" und das „Naturgefühl auf Reisen" eingehend behandelt werden. Hier beisei auch auf den Aufsatz von H. Simonsfeld: „Italienisch-deutsche Reise-Sprachführer aus alter Zeit" in Nr. 27 derselben Zeitschrift hingewiesen.

Eine ausführliche Arbeit über „Die Hufeisenfunde in Deutschland, namentlich in Südbayern, und die Geschichte des Hufeisens" hat R. Braungart in den „Landwirtschaftlichen Jahrbüchern" Bd. XXII Heft 3 veröffentlicht. Der Aufsatz bringt vielfach neue Thatsachen.

Besprechungen.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendoerffer, A. Koester, E. Kuehnemann, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, E. Naumann, O. Pniower, A. Reifferscheid, G. Roethe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, A. E. Schoenbach, Edw. Schroeder, G. Steinhausen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner herausgegeben von Julius Elias, Max Hermann, Siegfried Szamatolski. 1. Band (Jahr 1890). Stuttgart, G. J. Göschen. 1892.

Das neue Unternehmen soll der geeignete Führer durch das ausgedehnte Forschungsfeld der neueren deutschen Litteraturgeschichte sein, das der Einzelne schwer oder gar nicht überblicken kann. — In der äußeren Anlage vorwiegend nach dem Muster der Jastrow'schen Jahresberichte eingerichtet, die sich in ihrem praktischen Nutzen vollauf bewährt haben, suchen die neuen Jahresberichte ihren inneren Gehalt vor allem dadurch zu erreichen, daß sie die einzelnen Gebiete den besten Kennern derselben anvertraut haben. Von der straffen, zusammenfassenden Kürze der Jastrowschen Berichte unterscheiden sie sich durch breitere, oft sehr eingehende Darstellung. Einzelne Abschnitte kann man nicht nur zur Belehrung benutzen, sondern auch mit Genuß lesen, z. B. das Referat von G. Roethe: Allgemeines des 18/19. Jahrhunderts.

Vom Standpunkt des Kulturhistorikers aus ist das Unternehmen mit Freuden zu begrüßen. Die Herausgeber sind so weitblickend gewesen und haben ein besonderes Referat „Kulturgeschichte" eingerichtet, in der richtigen Erkenntnis, daß kulturgeschichtliche Vertiefung allein das Urteil und den Blick des Litterarhistorikers kräftigen kann. Aber auch andere Abschnitte, so die drei Referate: „Allgemeines", die je einer Periode vorangehen, ferner „Litteraturgeschichte", „Schrift und Buchwesen", „Geschichte des Unterrichtswesens", sind gerade auch für den Kulturhistoriker wichtig. Er wird ferner auch allen übrigen Referaten Aufmerksamkeit schenken müssen,

freilich von anderen Gesichtspunkten aus, als der Litterarhistoriker. Die Berichte setzen übrigens mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein.

Dem verdienstlichen Unternehmen ist das beste Gedeihen zu wünschen.

Der Herausgeber.

* * *

Gustav von Buchwald, Bilder aus der volkswirtschaftlichen und politischen Vergangenheit Mecklenburgs (1631—1708). Vorwiegend nach ungedruckten Quellen. Festschrift u. s. w. Neustrelitz, Verlag von Robert Jacoby, 1893 (V. 138 S.).

Diese vorwiegend nach ungedrucktem Material gearbeitete fleißige und umsichtige Arbeit ist zu einem Teile der politischen Vergangenheit Mecklenburgs gewidmet; zu einem anderen Teil ist sie kulturhistorisch wertvoll. Es scheint, als ob der Verfasser die Arbeit ursprünglich weiter angelegt und aus größeren Vorarbeiten heraus die vorliegenden fünf Abschnitte ausgewählt hat. Ich kann nur wünschen, daß er Zeit finden möge, auf diesem Gebiete weiter zu arbeiten.

Hier möchte ich nur auf den ersten und letzten Abschnitt eingehen. — Die übrigen drei sind betitelt: „Politische Pläne zur Einigung und Kräftigung Mecklenburgs 1691—1693." „Herzog Christians I. Plan, die Vereinigung Mecklenburgs durch einen erzwungenen Erbverzicht Herzog Adolf Friedrichs II. zu erreichen 1688—1693." „Der Verrath Gutzmers im Güstrower Erbfolgestreit 1692—1701." und suchen sämtlich das bisherige historische Urteil über die in Betracht kommenden Fragen zu berichtigen, wie mir scheint, nicht ohne Erfolg: doch ist an dieser Stelle eine nähere Darlegung nicht am Platze. — Der größte Abschnitt ist der erste: „Wirtschaftsgeschichtliche Zahlenbilder aus dem dreißigjährigen Kriege, 1631—1659." Ich glaube, daß man die Wirkungen des großen Krieges in mancher Beziehung überschätzt; z. B. zeigen sich die Symptome eines materiellen, moralischen und geistigen Verfalls schon lange vorher. In materieller Hinsicht freilich ist der Ruin ungeheuer, und Buchwald macht sich verdient, wenn er uns durch Zahlen denselben ad oculos demonstriert. Man gewinnt aus diesen „redenden Zahlen" der alten Wirtschaftsakten und Rechnungen erst das richtige Bild. Buchwald verfolgt die Wirkungen des Zuges Tillys im Jahre 1631 durch die Ämter Feldberg, Strelitz, Wanzke und Stargard und verweilt namentlich bei den Verhältnissen des Amtes Stargard, auch in späterer Zeit. Von der wirtschaftlichen Höhe des 16. Jahrhunderts war man schon vor dem Kriege gesunken: gleichwohl waren die Verhältnisse doch damals noch gut. Der Nachweis über die Ertragsfähigkeit des Amtes Stargard im Jahre 1614 z. B. ist sehr interessant. Die Zahlen der Kriegsjahre geben dann die nötige Beleuchtung für den entsetzlichen Ruin. Einzelheiten kann ich hier nicht anführen: man möge das Büchlein lesen. Buchwald's Schilderung zeigt auch, daß es in dieser Zeit der schweren Not Leute gab, die nach Kräften zu helfen suchten, wie den Amtshauptmann Joachim Engel zu Broda. Aus solchen Einzelfällen, wie sie in dem Buchwaldschen Buch vorliegen, wird man erst zum richtigen Verständnis der Zeit und der Menschen kommen. So wird auch das Bild, das Buchwald im

fünften Abschnitt: „Fortschritte der Volkswirtschaft unter Herzog Adolf Friedrich II." von eben diesem Herzog entwirft, nicht nur für die mecklenburgische Geschichte interessant sein. In den Zügen, in denen er sich von dem allgemeinen Zeitcharakter unterscheidet, z. B. in seiner Freude an der Natur, wie in den Zügen, die ihn als echtes Kind seiner Zeit zeigen, wie z. B. in dem Glauben an die Goldmacherei, giebt er Anlaß zur Beachtung. Vor allem zeigt aber dieser Abschnitt, wie und mit welchen Mitteln ein strebsamer Fürst damals sein Land zu heben suchte. Hier ist auch vieles Einzelne wirtschaftsgeschichtlich bemerkenswert. — Ein Wunsch, den ich der fleißigen Arbeit gegenüber doch nicht zurückhalten möchte, ist der einer noch schärferen Disposition. Der Herausgeber.

* * *

Rudolf Kleinpaul, Das Mittelalter. Bilder aus dem Leben und Treiben aller Stände in Europa. Unter Zugrundelegung der Werke von Paul Lacroix herausgegeben von Rudolf Kleinpaul. Lieferung 1—4 (S. 1—128). Leipzig 1893. Heinrich Schmidt und Karl Günther.

Das Werk, das in etwa 25 Lieferungen erscheinen soll, ist nur für weitere Kreise von Lesern berechnet, und nur von diesem Standpunkt aus können wir demgemäß dasselbe beurteilen. Als ein wissenschaftliches Werk ist es jedenfalls nicht zu betrachten. Schon der Wert der Arbeiten des vielschreibenden Paul Lacroix, die hier zu Grunde liegen, über Sitten und Gebräuche im Mittelalter beruht wesentlich auf dem illustrativen Teil, und so ist auch der Vorzug des vorliegenden Werkes in dieser Richtung zu suchen. Lob verdient daher namentlich die Verlagshandlung, die für eine vortreffliche Ausstattung dieses illustrativen Teils gesorgt hat. Der Text, soweit Kleinpaul daran beteiligt ist, verdient Tadel, sowohl was Inhalt als Stil anlangt.

Wenn auch ein abschließendes Urteil erst nach Abschluß des Werkes möglich ist: so scheint das Buch gleichwohl dem großen Publikum nützlich werden zu können und kann bei manchem Interesse erwecken.

—a—.

* * *

Ostfriesische Volks- und Rittertrachten um 1500 in getreuer Nachbildung der Originale des Häuptlings Unico Manninga in der gräflich Knyphausenschen Hauschronik. 16 col. Tafeln, 1 Tafel in Schwarzdruck nebst Portrait des Unico Manninga und 4 Blatt Facsimile der Original-Handschrift mit einleitendem Text vom Grafen Edzard zu Innhausen und Knyphausen und Vorwort von Rudolf Virchow und Ulrich Jahn, herausgegeben von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. Emden. W. Schwalbe 1893.

Auf die vorliegende, geschmackvoll ausgestattete Publikation muß die Aufmerksamkeit aller Freunde der Erforschung vergangenen Lebens gelenkt werden. Wie Virchow und Jahn im Vorwort mit Recht hervor-

heben, sind diese Trachtenbilder des Manningabuches dadurch, daß sie eben so getreu wie möglich uns überliefert sind, von hohem Interesse. Sie zeigen, wie gering die Veränderung der Tracht im Landvolk bis heute ist: für Friesland liegt hier ein „schlagender Beweis“ vor.

Interessant ist weiter, daß der friesische Häuptling, der diese Trachten abbilden ließ, dies — vor fast 400 Jahren — von rein kulturhistorischem Gesichtspunkt aus that. „Dewile ick spore“, sagt er, „dat de olde vressche scmide und kledunge voergeit und unse nakamelingen nicht weten schoelen, woe ere uoerolderen gegan hebben, So hebbe ick dith alles laten afconterfeien.“ Solche Anschauungen müssen damals schon häufiger gewesen sein. So erinnere ich an das „Gedenkbuch“ des Kölner Bürgers Hermann Weinsberg, der uns von ähnlichem Gesichtspunkt aus seine Tracht wiederholt bis ins kleinste und eingehendste schildert. —

Den vortrefflich ausgeführten Nachbildungen ist ein äußerst instruktiver Text beigegeben, in dem auch die sonst bekannten bildlichen Darstellungen der friesischen Kleidung herangezogen sowie alle Schilderungen der friesischen Trachten vom 13. bis zum 16. Jahrhundert zusammengestellt werden. Die Bezeichnungen des Manningabuches selbst werden ausführlich erläutert; Theodor Siebs giebt einige sprachliche Bemerkungen.

Der Graf zu Inn- und Knyphausen, wie die Emdener Gesellschaft, die das Werk publiziert, haben sich damit um die Kulturgeschichte und Volkskunde sehr verdient gemacht. Wir wünschen dem Werk Interesse weit über Friesland hinaus. S.

(Einige größere Besprechungen haben wegen Raummangels zurückgestellt werden müssen.)



Druck von Chr. Wiegler in Berlin SW., Leffelstr. 17.

Über die Anfänge der Selbstbiographie und ihre Entwicklung im Mittelalter.

Von F. von Bezold.

Wenn ich es unternehme, dem Ursprung der Selbstbiographie und ihrer Entwicklung bis in die späteren Jahrhunderte des Mittelalters nachzugehen, so gilt dieses Bemühen einer Litteraturgattung, die allerdings in den weitesten Kreisen eine rein menschliche Teilnahme erweckt, von der historischen Forschung aber mit sehr berechtigtem Mißtrauen betrachtet wird. Man hat sie wohl als psychologische Poesie bezeichnet, um ihren geringen Wert neben anderen Formen historischer Überlieferung hervorzuheben. Inwieweit freilich und ob überhaupt eine Selbstbeobachtung im streng wissenschaftlichen Sinn möglich sei, darüber zu entscheiden ist nicht unsere Aufgabe.[1] Für uns genügt es, daß eine Reihe auserlesener Geister sich damit befaßt hat, vor sich und anderen ihr eigenes Denken und Fühlen zu offenbaren, ihr eigenes Herz und seine Geschichte zu enträtseln. Ich brauche nur an Namen wie Petrarka, Rousseau, Goethe zu erinnern. Denn hier soll eben nicht die gewaltige Litteraturmasse der Memoiren oder Denkwürdigkeiten ins Auge gefaßt werden, die sich vornehmlich mit den äußeren Schicksalen

---

[1]) Vgl. W. Wundt, Essays (Leipzig 1885) p. 135. Eine so feine Kennerin wie G. Sand urtheilt (Histoire de ma vie, Paris 1876, I, 2): „L'étude du coeur humain est de telle nature que plus qu'on s'y absorbe, moins on y voit claire." Über den modernen „Roman d'analyse" und die „Mémoires d'analyse" (Selbstbiographien) vgl. P. Bourget, La terre promise (1892) p. IV f. Viel zu günstig charakterisiert die Wahrhaftigkeit der Selbstbiographien R. Gottschall in Unserer Zeit X. 2 (1874), 661 f., dagegen sehr richtig das ihnen anhaftende pathologische Element.

ihrer Verfasser, mit ihrer Teilnahme am öffentlichen Leben, mit den Persönlichkeiten bedeutender Zeitgenossen beschäftigen. Die Selbstbiographie im engeren Sinn hat es vor allem mit der inneren Entwicklung ihres Helden zu thun; sie ist nicht nur Rückschau auf das Durchlebte, sondern zugleich und vorwiegend Innenschau. Einer ihrer berühmtesten Vertreter, J. J. Rousseau, hat es gewagt, sich geradezu als ihren Urheber vorzustellen. Aber seine Bekenntnisse, die er als ein Werk ohne Beispiel und ohne Nachahmer einführt, verraten schon in ihrem Titel und vollends in ihrem Grundgedanken die Abstammung von den Konfessionen des heiligen Augustinus. Also hätten wir die Entstehung einer Litteratur, die neben Augustin einen Petrarka, Rousseau, Goethe aufweist, zunächst in der Jugendzeit des Christentums zu suchen. Dabei bleibt vor allem zweierlei zu erwägen. Einmal die Frage, ob denn vor Augustin gar keine Spuren oder Ansätze zu erkennen sind; sodann die zweite Frage, ob wirklich, wie man oft angenommen hat, eine Kluft von tausend Jahren ohne alle Zwischenglieder die Bekenntnisse des lateinischen Kirchenvaters von den Bekenntnissen des italienischen Humanisten trennt. Daß die zweite Frage zu verneinen ist, kann ich hier gleich vorausschicken. Aber man hat meines Wissens auf diese mittelalterlichen Nachfolger Augustins und Vorläufer Petrarkas bisher nur hier und da, nicht im Zusammenhang aufmerksam gemacht.

* * *

Aus dem klassischen Altertum sind uns Selbstbiographien nicht erhalten, obwohl wir von so manchen hellenistischen und namentlich römischen Berühmtheiten hören, daß sie ihr Leben oder besonders bedeutsame Abschnitte desselben beschrieben haben. In den letzten Zeiten der römischen Republik und in den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft muß die Memoirenlitteratur eine reiche und interessante gewesen sein, denn wir greifen wohl mit der Annahme nicht fehl, daß es sich dabei wesentlich um res gestae, um politische und militärische Dinge, um die Aktion der Verfasser auf der großen Weltbühne gehandelt haben wird. Als die erstarkende Monarchie der Cäsaren dem öffentlichen Leben immer mehr Licht und Luft entzog, sahen sich gewiß viele tüchtige Kräfte, die bisher nur dem Forum und dem Lager gedient hatten, auf das

stillere Feld künstlerischer oder wissenschaftlicher Thätigkeit gewiesen. Nicht zu verkennen ist auch ein gewisser Zug zur Beschaulichkeit und zur psychologischen Beobachtung, die uns an einem der größten Künstler der Geschichtschreibung, an Tacitus, so besonders fesselt.[2]) Aber die antike Auffassung des Individuums war doch noch zu mächtig, als daß sich ein solches Belauschen und Aushorchen des eigenen Herzens in allen seinen Regungen hätte entwickeln können, wie es die augustinischen Konfessionen voraussetzen. Noch war die Abkehr von dem unfrei gewordenen Staat meist keine freiwillige, sondern von Empfindungen des Grolls und der Sehnsucht nach der guten alten Zeit begleitet. Selbst bei den Philosophen, die sich über die Lockungen und Stürme des äußeren Lebens erhaben fühlten, tritt vor dem Bedürfnis, zu allgemein gültigen und schulmäßig formulirten Sätzen zu gelangen, das Interesse an der Eigenart des einzelnen Menschen völlig zurück. Das schlagendste Beispiel hierfür ist der kaiserliche Stoiker Marc Aurel; trotz eines Anlaufs, das eigene Leben zum Ausgangspunkt der Betrachtung zu machen, vermeidet er es in seiner Schrift εἰς ἑαυτόν ängstlich, sich von dem wohlvertrauten Boden der Gemeinplätze weg in die dunkeln Tiefen des eigenen Ich zu verirren.

So blieb es der christlichen Welt vorbehalten, die Selbstbiographie in einem ganz neuen, von der Aufzeichnung der eigenen Leistungen und äußeren Schicksale ganz verschiedenen Sinn zu erzeugen. Die wichtigste formale Voraussetzung war längst gegeben. Denn die ausgebildete Icherzählung reichte bereits nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden zurück, bis in die Urzeiten alles Schrifttums. Die ruhmredigen Inschriften der ägyptischen Herrscher und Beamten, der babylonisch-assyrischen Könige, erzählen großenteils in der ersten Person, nicht ohne manchmal die seltsame Form der Selbstbiographie eines Verstorbenen anzunehmen. In einzelnen Fällen gestalten sich solche Inschriften zur Legende oder zum Zwiegespräch des Erzählers mit den Göttern, so wenn König Sargon I. redend eingeführt wird, um die höchst wunderbare Geschichte seiner eigenen Geburt zu berichten, oder wenn König Naboned eine Unterredung mit dem Gott Merodach wörtlich wiedergiebt. Daneben entwickelte sich in

[2]) Vgl. F. C. Baur in der Zeitschr. für wiss. Theol. I, 459 ff.; Teuffel, Gesch. der röm. Litteratur (5. Aufl.) § 272.

Ägypten frühzeitig eine Art von Ichroman in Gestalt von Abenteuern und Märchen, die ein Weitgereister als eigene Erlebnisse zum Besten giebt.[3]) Man fühlt sich hier unwillkürlich zu einem Seitenblick verlockt, auf die Perle aller Schiffersagen, die unsterbliche Erzählung des Odysseus von seinen Irrfahrten. Ohne auf die Wandlungen der griechischen Reisepoesie und Novellistik einzugehen, muß ich doch zweierlei hier hervorheben. In der römischen Kaiserzeit finden wir einmal die Icherzählung in technisch vollendeter Gestalt vor, so z. B. in dem genialen Sittenroman des Petronius. Dann aber verbindet sich im griechischen Roman des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung das stoffliche Interesse jener alten Reisegeschichten mit der Erotik.[4]) Damit tritt ein psychologisches Element in den Vordergrund, das freilich jene sophistisch geschulten Prosadichter keineswegs mit großer Feinheit oder Mannigfaltigkeit zu behandeln verstehen. Auch hier begegnet uns der Ichroman oder wenigstens die Einflechtung von kleineren Erzählungen in der ersten Person.

Dieser wirksamen Kunstform bemächtigte sich nun das Christentum, um die heidnischen Liebes- und Abenteuergeschichten durch Romane mit religiöser Tendenz zu verdrängen, so daß nicht etwa eine Abnahme, sondern nur eine Umwandlung der erzählenden Litteratur unter christlichem Einfluß zu verzeichnen ist.[5]) Anstatt der oft sehr langatmigen Gespräche und Ausführungen über die Liebe erscheinen jetzt erbauliche oder lehrhafte Auseinandersetzungen

---

[3]) Vgl. A. Wiedemann, Ägypt. Gesch. I, 97; A. Erman, Ägypten p. 494, 671 ff.; F. Hommel, Gesch. Babyloniens p. 780; C. P. Tiele, Babyl.-assyr. Gesch. p. 112 ff.

[4]) E. Rohde, Der griech. Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876; über die Existenz von (nicht erhaltenen) psychologischen Romanen im modernen Sinn in der hellenistischen Zeit vgl. G. Thiele, Zum griech. Roman (Aus der Anomia. Archäol. Beiträge — Berlin 1890, p. 124 ff.); F. Susemihl, Gesch. der griech. Litt. in der Alexandrinerzeit I (1892), 574.

[5]) Vgl. den Artikel von S. Baring-Gould, Early christian greek romances, in der Contemporary Review XXX, 1877; V. Schultze, Artikel „Legende“ bei Ersch und Gruber, II, 42 (1888); derselbe, Gesch. des Unterganges des griech.-röm. Heidentums II (1892), 79 ff.; die Praxis dieser Romandichter sehr gut auseinandergesetzt bei Th. Zahn, Acta Joannis (1880) p. XLIX ff. Näheres über den Mönchsroman bei H. Weingarten (Zeitschr. f. Kirchengesch., 1877); H. Usener, Der hl. Theodosios (1890); W. Israël in der Zeitschr. f. wiss. Theol. XXIII, 145 ff.

über religiöse Fragen, während im übrigen namentlich das phantastische Element seinen unverkümmerten Platz behauptet. Es herrscht geradezu in den Mönchsromanen, die seit dem IV. Jahrhundert aus den über die heiligen Väter der Wüste umlaufenden Geschichten und Fabeln entstanden sind. Ihr eigentlicher Zweck, die Verherrlichung und Empfehlung der Askese, verbirgt sich manchmal fast ganz hinter der möglichst anziehenden und aufregenden Einkleidung. Wenn schon in einem der ältesten Stücke, in dem von Hieronymus verfaßten Leben des Anachoreten Paulus, dem heiligen Antonius ein Kentaur und ein bocksfüßiger Satyr als Wegweiser durch die furchtbare Einsamkeit dienen und dem dahingeschiedenen Paulus zwei Löwen das Grab bereiten, so steigert sich diese Belebung der Wüsten- und Höhlenscenerie durch Dämonen und wilde Tiere immerzu bis zum Ungeheuerlichsten. Es ist orientalische, ägyptische Phantasie, die den Ton angiebt. Zumal die Löwen bilden ein stehendes Requisit; sie schützen wohl den Kohlgarten des Einsiedlers vor den Ziegen, begleiten seine vor Angst zitternden Besucher, dienen sogar als Werkzeuge der Buße; dem römischen Makarius, der sich einmal von sündlicher Lust überwältigen läßt, drehen sie erst verächtlich den Rücken, um ihn dann bis zum Hals einzugraben und erst nach Verlauf von drei Jahren wieder aus dieser Lage zu befreien. Hier befinden wir uns überhaupt in einer reinen Fabelwelt; da geht die Reise zum heiligen Mann durch Völkerschaften von Mohren, Kynokephalen und Pygmäen, durch Horden von Schlangen und Basilisken, Büffeln und Elefanten, vorbei an der Hölle und am Paradies, in dessen Nähe Makarius haust, ganz in sein schneeweißes Haupt- und Barthaar eingehüllt, die Haut zum dürren Fell eingetrocknet, die Augen unter den Brauen nicht mehr sichtbar, mit entsetzlich langen Nägeln und kaum noch vernehmlicher Stimme. So erzählt er den wißbegierigen Pilgern seine Schicksale.

Denn die Icherzählung spielt in diesen seltsamen Erzeugnissen christlicher Belletristik eine sehr große Rolle. Mit viel Geschick faßt z. B. Hieronymus die Geschichte des Einsiedlers Malchus in eine zierliche kleine Novelle, die er seinen Helden selbst und zwar äußerst anschaulich vortragen läßt; da fehlt es nicht an Beduinenüberfall und Gefangenschaft, an einer Scheinehe, die dem ehemaligen Mönch aufgezwungen wird, mit der Frau eines anderswohin in die Sklaverei geratenen Mannes, an einer aufregenden Flucht. Die Sammler solcher Mönchsschriften, wie Rufinus, Palladius, Cassianus und

andere, legen großes Gewicht darauf, als Augen- und Ohrenzeugen zu berichten; sie haben die heiligen Büßer selbst aufgesucht, zuweilen unter Lebensgefahr, und geben ihre oft sehr langwierigen Reden im Wortlaut wieder, nicht ohne von Zeit zu Zeit ihre eigene Glaubwürdigkeit oder die ihrer Gewährsmänner in starken Ausdrücken zu beteuern. Theodoret meint, wer seinen Erzählungen nicht glauben wolle, der werde vermutlich auch die Wunderberichte des Alten und Neuen Testaments für Fabeln halten; die Zuverlässigkeit sei bei ihm ebenso über allen Zweifel erhaben wie in der Bibel. Jenes phantastische Märchen vom römischen Makarius giebt sich als Reisebericht dreier Mönche Theophilus, Sergius und Hyginus; sie berufen sich frech darauf, daß es ja viel sicherer für sie gewesen wäre zu schweigen als den Schein und Vorwurf des Betrugs auf sich zu laden.[6])

Auch an anderen Formen des christlichen Romans fällt die Neigung auf, in der ersten Person zu erzählen, entweder die eigenen Schicksale zum Hauptgegenstand zu machen oder sich wenigstens als Freund und Begleiter der Hauptpersonen einzuführen. Dies geschah besonders gern mit Bezug auf die Apostel; so in jenem berühmten Roman, der unter dem Namen des Römers Clemens in verschiedenen Fassungen auf uns gekommen ist, oder in den „Thaten des Evangelisten Johannes"; der Verfasser, der wahrscheinlich im V. oder VI. Jahrhundert eine ältere Vorlage bearbeitet hat, stellt sich als einen der siebzig Jünger und als Reisegefährten des Apostels vor. Wie die Phantastik der antiken Schiffermärchen auf die Mönchs-

[6]) Vgl. die Stelle des Theodoretus in der Vorrede zu seiner φιλόθεος ἱστορία (Migne, Patrol. series graeca LXXXII, col. 1292); hiezu vgl. ebd. col. 1448 ff.; 1465; die V. Macarii Romani, in lat. Übersetzung, bei Rosweyde, Vitae patrum (Antw. 1628) p. 224 ff. Über die Rolle der Löwen vgl. außer den oben angeführten Beispielen die Legenden der Maria Ägyptiaca, des Cyriakus, Georgius Chozebita u. a. m. Sprechende Vögel in der Legende des Makarius Romanus; in der Geschichte des Zosimus (bei Robinson, Texts and studies II. 3, Cambr. 1893, p. 86 ff.) werden selbst Wolke und Wind redend eingeführt. In den Icherzählungen tritt der wirkliche oder angebliche Verfasser bald mehr bald weniger mit seiner Person hervor; manchmal dient sie nur zur leichteren Einkleidung und Verbindung des Erzählten, in anderen Fällen werden wieder zusammenhängende Erzählungen in der ersten Person eingeschoben, wie in den Legenden der ägyptischen Maria oder des Cyriakus, des Makarius Romanus, vielfach in den Sammlungen der Büßergeschichten (Rufinus, Palladius u. s. w.).

geschichten, so hat das Schema des griechischen Liebesromans auf diese theologischen Tendenz-Dichtungen eingewirkt. Wir finden das beliebte Motiv der Trennung und wunderbaren Wiedervereinigung von nahen Verwandten z. B. in den Klementinen und später in einer ganzen Reihe von Legenden. An den Gaunerroman erinnern manche derbkomische Züge in den Acta Joannis, wenn etwa der Apostel als Badeheizer Unterkunft sucht und sich unter die gewaltigen Fäuste und nicht minder gewaltigen Schimpfreden seiner Herrin, des kampflustigen schielenden Mannweibs Romana beugt.[7]) Ganz besonders charakteristisch aber ist die Herübernahme und Umgestaltung des erotischen Elements, dem man doch keineswegs ganz entsagen wollte. Da wird z. B. der vielgelesene heidnische Liebesroman von Klitophon und Leukippe mit einer christlichen Fortsetzung versehen oder in der Geschichte vom Magier Cyprian die Bedrängniß einer edlen Jungfrau durch Zauberkünste, zu denen der verschmähte Liebhaber seine Zuflucht nimmt, ausführlich geschildert oder dem Apostel Paulus eine jugendliche Schülerin Thekla angedichtet, die ihm in Männerkleidern nachzieht. Die bis ins Ungesunde gesteigerte Verherrlichung der Virginität erzeugte dann ein Raffinement gefühlvoller Romantik, das bei aller Entfernung von der unverhüllten Sinnlichkeit der Antike doch dem Wohlgefallen an verfänglichen Schilderungen reichliche Nahrung bot. Zahlreiche Geschichten von schönen bußfertigen Sünderinnen und von ebenso schönen, allen Versuchungen trotzenden Jungfrauen bezeugen die große Beliebtheit solcher Stoffe. Es erhöht natürlich den Eindruck, wenn uns der Verfasser einer Legende den frechen Durchzug einer reichgeschmückten Tänzerin mit Gefolge durch den Kreis beratender Bischöfe als Augenzeuge beschreibt oder wenn die nackt in der Wüste hausende, einem wilden Tier ähnliche ägyptische Marie ihr früheres Lasterleben selbst erzählen muß. Manche heidnische Göttin mag in der Gestalt einer christlichen Romanheldin fortgelebt haben, wie ja die heilige Pelagia nach Useners Darlegung nichts anderes ist als die meerbeherrschende Aphrodite selbst im Gewand des neuen Glaubens.[8])

---

[7]) Vgl. Baring-Gould p. 867 ff.; Zahn, Acta Joannis; R. A. Lipsius, Die apokryphen Apostelgeschichten I (1883).

[8]) Aus der großen Zahl verwandter Legenden seien außer Pelagia (H. Usener, Legenden der Pelagia, Bonn 1879) nur die ägyptische Maria (vgl. H. Knust, Legenden der h. Katharina und der h. Maria Ägyptiaca,

Ob nun das starke Hervortreten der wirklichen oder fingirten Persönlichkeit einfach aus den heidnischen Vorlagen herübergenommen oder in der christlichen Unterhaltungslitteratur doch noch weiter entwickelt worden ist, darüber kann ich sicheren Aufschluß nicht geben. Daß aber die neue Weltanschauung des Christentums eine neue Schätzung des Einzelmenschen nicht gerade allein geschaffen, aber doch in einem bisher unbekannten Maß zur allgemeinen Geltung gebracht hat, das darf wohl als eine kaum bestrittene Thatsache bezeichnet werden. In diesem Sinne könnte man vielleicht das vielberufene und vielkritisirte, immer etwas bedenkliche Wort vom ersten modernen Menschen, das ja mit Vorliebe von Petrarka gebraucht wird, schon auf den heiligen Augustinus anwenden.[9]) Jedenfalls ist er einer der gewaltigsten Mitbegründer der christlichen Weltanschauung und der katholischen Kirche, und in ihm gipfelt jene vom Neuplatonismus angebahnte Gefühlsphilosophie, die es unternimmt, aus den innersten und verborgensten Regionen des Seelenlebens die Lösung aller Rätsel zu holen. Seine Konfessionen besitzen doch wenigstens unter den uns bekannten Schriften auch der ersten christlichen Jahrhunderte keinen wirklichen Vorläufer. Gewisse Anklänge finden sich wohl in den merkwürdigen Selbstbekenntnissen, in denen jener Magier Cyprian von Antiochia seinen Durchgang durch alle geheime Weisheit, Zauberkunst und Christenfeindschaft des Heidentums, seine Verzweiflung und Bekehrung drastisch genug darstellt, alles in Form einer vor den Gläubigen abgelegten, von ihren Troftreden unterbrochenen Beichte, deren Verlauf Cyprian selbst im Wortlaut mitteilt.[10]) Ein faustischer Zug ist dieser Gestalt mit dem Kirchen-

---

Halle 1890) und die Büßerin Pansenne beispielsweise hervorgehoben. Häufig ist die männliche Verkleidung wie bei Pelagia, Thekla, Euphrosyne, Susanna, Apollinaris Syncletica. Die „teilweise lüsterne Färbung" begegnet sowohl in den Mönchsromanen (K. Müller, Kirchengesch. I, 1892, p. 213), als auch anderwärts; über das Ungesunde in dem übertriebenen Kultus der Virginität, A. Harnack, Dogmengesch. III (1890), 198 A. 1. Anknüpfung der Märtyrergesch. von Galactio und Episteme an einen Roman des Achilles Tatius: Baring-Gould p. 871 f.

[9]) Vgl. Harnack III, 97 A; über die Anwendung auf Petrarka A. Lasson in den Preuß. Jahrbüchern LXII (1888), 431. Die höhere Wertung des Einzelnen als eine Folge des Christentums charakterisiert vortrefflich Lotze, Mikrokosmus III[3], 361.

[10]) Von so schwachen heidnischen Ansätzen zu religiöser Selbst-

vater gemeinsam, nur daß er bei dem abenteuerlichen Adepten der Mysterien und Dämonenbeschwörungen in ungleich gröberer Weise sich kundgiebt. Sonst besitzen wir noch zwei ebenfalls dem IV. Jahrhundert angehörige voraugustinische Selbstbiographien. Die eine, dem Heros der syrischen Kirche Ephraem in den Mund gelegt, giebt nur eine Episode seines Jugendlebens; die andere ist in verschiedenen echten Gedichten Gregors von Nazianz enthalten, die sich in einer Fülle von langweiligen und selbstgefälligen Versen doch mehr über seine äußeren Schicksale und dogmatischen Kämpfe verbreiten.[11])

Immerhin haben wir hier ein paar Belege dafür, daß in der damaligen christlichen Welt ein gewisser Hang zur Selbstschilderung in erbaulicher Absicht vorhanden war; auch die unechten Stücke wollen ja durch die Fiktion eigener Bekenntnisse wirken. Diesen Gedanken hat nun Augustin in wahrhaft genialer Weise ergriffen und verwirklicht. Die Konfessionen, die er als fertiger Mann im Jahr 397 verfaßte, stellen eine doppelte Beichte vor Gott und den Menschen dar; „wem erzähle ich dies," ruft Augustin, „nicht Dir, mein Gott, sondern vor Dir erzähle ich dies meinem Geschlecht, dem Menschengeschlecht; und sollten auch nur wenige mit dieser meiner Schrift bekannt werden." Trotz aller litterarischen Schwächen, die aus der Rhetorenbildung des Verfassers und aus der ungestümen Beweglichkeit seines Temperaments sich ergeben — die fortwährenden Apostrophirungen Gottes, die Eigentümlichkeiten des „Gebetsstils", ermüden den modernen Leser nicht minder wie der Luxus an Bibelstellen und Antithesen — trotz alledem werden gewisse Partien der zehn ersten Bücher kraft ihrer psychologischen

---

biographie wie bei Apulejus will ich ganz absehen. Vereinzelte Mitteilungen über den eigenen Lebensgang bei Porphyrios und Eunapios. — Vgl. Zahn, Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage, Erl. 1882; bes. p. 18 ff.; 73 ff.; 103 ff.

[11]) Über Ephraem's (in verschiedenen Fassungen überlieferte) autobiographische Erzählung vgl. Le Blant, Les actes des martyrs (1872) p. 170 ff.; die 99 Gedichte des Gregor von Nazianz, die sich auf seine Person beziehen (darunter namentlich zu beachten περὶ τὸν ἑαυτοῦ βίον), bilden das 2. Buch seiner Poesien; nicht wenige tragen apologetischen Charakter. Die „Memoiren" des Dioskuros (Mitteilungen aus der Sammlung des Papyrus Erzh. Rainer IV, 63 ff.) und die sogenannte „Tragödia" des Nestorius (bei Irenaeus Comes), beide nachaugustinisch, fallen nicht in den Rahmen dieser Darstellung.

Feinheit und ihrer wahrlich nicht erkünstelten Gefühlswärme noch heute und wohl zu allen Zeiten jeden Unbefangenen fesseln und ergreifen. Schritt für Schritt werden wir durch die tastenden Anfänge des kindlichen, durch die stürmische Gährung des jugendlichen Seelenlebens bis in die entscheidenden inneren Kämpfe der Reifezeit geführt. Augustinus würdigt die öffentlichen Dinge überhaupt keines Blickes und benützt auch den äußeren Verlauf seines Daseins nur dazu, die göttliche Führung in helleres Licht zu setzen und aus einem reichen Schatz von Erfahrung Stoff für die Betrachtung und Zergliederung psychischer Vorgänge zu gewinnen. Dabei bleibt — und das ist eben das Charakteristische — das Individuum, der einzelne Mensch Augustinus mit all seinen Besonderheiten und individuellen Erlebnissen stets im Mittelpunkt; die äußere Welt um ihn herum scheint mehr und mehr zu versinken, und er steht, allmählich dem bösen und guten Einfluß der Mitmenschen entrückt, allein seinem lange gesuchten und endlich gefundenen Gott gegenüber. Das quietistische Element dieses Gefühlslebens hat erst kürzlich Harnack scharf hervorgehoben; auf einen weiblichen Zug in Augustins Natur ist schon früher aufmerksam gemacht worden.[12]) Der schroffste Gegensatz zum althellenischen und altrömischen Wesen spricht aus jeder Zeile der Konfessionen wie aus jeder Zeile des Buchs vom Gottesstaat. Wenn das letztere zum Evangelium der mittelalterlichen Theokratie geworden ist, so liegt die Vermutung nahe, daß die Konfessionen als erste großartige Verkörperung religiöser Selbstbiographie im Mittelalter nicht ohne Wirkung geblieben sein werden. Nicht als ob sie etwa immer als unmittelbare Vorlage gedient haben müßten; die augustinischen Gedanken und Stimmungen besaßen gar viele Kanäle, um zu gleichgestimmten Seelen späterer Jahrhunderte zu gelangen und dort die Lust zur Innenschau und Selbstschilderung zu erwecken und zu steigern.

Dies geschah nun freilich unter Hinzutritt eines wichtigen Elements, dessen zwar nicht alle Schriften Augustins, aber doch die

---

[12]) Harnack III, 66; vgl. seinen Vortrag über die Konfessionen, Gießen 1888; ferner Zeitschr. f. Philosophie XCIII, 170 ff.; XCIX, 124 ff.; Histor. Zeitschr. XXXII, 271; 278; Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I, 326 ff.; 337 A. 1; G. Boissier, La fin du paganisme I (1891), 339 f.; A. Ebert, Gesch. der Litteratur des M.-A. I² (1889), 218 ff.

Konfessionen völlig ermangeln. Hier fehlt das Wunder im eigentlichen Sinne so gut wie ganz; Augustin warnt gelegentlich vor der „Begierde nach seltsamen Gesichten" und erzählt von Enttäuschungen, die seine visionsbedürftige Mutter erlebte. Denn das Visionäre spielte allerdings längst im Leben und in der Litteratur des Christentums eine wahrhaft gewaltige Rolle. Auch der hellenischen Welt war ja das vom gewöhnlichen Traum unterschiedene Schauen übersinnlicher Dinge und Hören übermenschlicher Worte keineswegs fremd; es knüpfte sich entweder an die Vorstellungen von einem Dasein nach dem Tode oder an das Verlangen, den Schleier der irdischen Zukunft gehoben zu sehen, manchmal an beides zugleich. So läßt schon Homer die abgeschiedenen Seelen im Hades dem Odysseus Rede stehen, was später Vergil auf seinen Helden Äneas übertragen hat, und Platon giebt am Schluß der Republik jene Erzählung eines vom Scheintod Erwachten, die mit Recht als eine Vorstufe der christlichen Höllenvisionen in Anspruch genommen worden ist.[13] Aber weit mächtiger noch strömte auf das Christentum die hebräische Prophetie und Apokalyptik ein, wie sie schon bei Amos und Hesekiel in der wirksamen Form der Icherzählung auftritt. Diese begegnet uns auch z. B. in den Apokalypsen des Johannes, Petrus, Paulus u. a., sowie in dem „Hirten" des Hermas. Nachdem der starke eschatologische Zug der urchristlichen Zeit sich überlebt hatte, blieb doch das Bedürfnis, die Gegenwart im Lichte des Wunderbaren zu sehen und immer von Neuem das Hereinragen des Übernatürlichen zu spüren. Es kann nicht überraschen, daß eine bisher noch nicht berührte Gattung der christlichen Erzählungslitteratur, das überreich bebaute Feld der Märtyrergeschichten, eine Menge von Visionen aufweist. Das gespannte Interesse, womit man früher die kommende ungeheuere Umwälzung aller Dinge zu erspähen suchte, wandte sich jetzt den einzelnen Persönlichkeiten der Blutzeugen zu. Gerade die älteren Märtyrerakten lassen uns den hohen Wert erkennen, den man vor allem auf die Überlieferung der Kerkervisionen solcher Helden und Heldinnen des Glaubens legte; sie bilden z. B. den Hauptinhalt

---

[13]) Gute Zusammenstellung antiker Höllenfahrten bei Rohde, Der griech. Roman p. 260 A. 3; vgl. E. Norden in der Allg. Zeitung 1893, Beil. Nr. 89; über eine heidnische Apokalypse E. Zeller, Vorträge III (1884), 52 ff. Einen bekannten heidnischen Visionär charakterisiert H. Baumgart, Älius Aristides (1874).

einer Erzählung, die in die Akten der heiligen Perpetua als Aufzeichnung von ihrer eigenen Hand eingefügt ist. Nachdem Perpetua in ihrer letzten Vision in Mannsgestalt verwandelt und mit Öl gesalbt den Ringkampf mit einem widerlichen Ägypter d. h. mit dem Teufel glücklich bestanden und vom Lanista den Zweig als Siegeszeichen erhalten hat, schließt sie mit den Worten: „Soweit habe ich geschrieben bis zum Vorabend der Spiele; wie es aber im Amphitheater (bei der Hinrichtung) ergehen wird, das soll schreiben, wer da will.“ Der Verfasser, der die Erzählung zu Ende führt, erklärt, er thue dies im Auftrage der Verstorbenen. Es erweckt den Eindruck des Ursprünglichen und Echten, daß die Gesichte der gut beglaubigten Märtyrerakten sich meist auf ihren eigenen Prozeß und nahen Eingang zur Seligkeit oder auf kurz vorher Geschiedene beziehen. Das genügte nun später nicht mehr; wie die Ausmalung der Torturen, wurde auch die völlig dramatische Darstellung der Wechselreden vor Gericht und der himmlischen Tröstungen während der Qual bis ins Maßlose und Verzerrte getrieben. Timotheus und seine siebzehnjährige Gattin Maura hängen nach allen erdenklichen Peinigungen einander gegenüber am Kreuz, neun Tage und neun Nächte hindurch; Maura sucht ihrem Gatten den Schlaf fernzuhalten, indem sie ihm ihre Visionen erzählt, und hält noch vor dem Verscheiden mit lauter Stimme eine Ansprache an die Umstehenden.[14]) Wie sehr die Gewöhnung der Geister an das Wunderbare als an etwas Selbstverständliches nicht nur den historischen Sinn, sondern das Verhältnis zur Wahrheit überhaupt bei ganzen Generationen beeinträchtigt hat, das kann hier nur angedeutet werden.[15]) Wir dürfen gewiß nicht

---

[14]) Darüber, daß der „Hirt“ des Hermas nicht den Romanen beizuzählen ist, Zahn, Der Hirt des Hermas (1868) p. 80; auch Baring-Gould p. 863. Über die Akten der Perpetua und Felicitas vgl. die Ausgabe von Harris und Gifford (1890) sowie (in der Hauptfrage abweichender Ansicht) Robinson, Texts and studies I (1891) Nr. 2. Außerdem z. B. die Acta SS. Montani, Lucii, Juliani u. s. w. (vgl. Harris und Gifford p. 27), die passio SS. Jacobi, Mariani et aliorum, die vita et passio S. Caecilii Cypriani episcopi (vgl. Harnack, Gesch. der altchristl. Litteratur I, 729 f.; 820); über Timotheus und Maura: Le Blant p. 239 f. Über den Eindruck der Visionen Harris und Gifford p. 6: „It is the visions that have impressed the Church.“ Auch in den apokryphen Apostelgeschichten mit Vorliebe das visionäre Element gepflegt (Lipsius a. a. O. p. 8).

[15]) Vgl. hierüber z. B. J. Bernays, Gesammelte Abhandlungen II

den einzelnen Schriftsteller des Mittelalters für das Maß von Leichtgläubigkeit verantwortlich machen, das er sich zu Schulden kommen ließ. Und wie das geistige Sehen, war auch das sittliche Gefühl in gewissen Beziehungen gestört, abgestumpft. Dieses Urteil ist durchaus nicht zu hart, wenn wir uns daran erinnern, wie selbst hochangesehene und zweifellos fromme Männer der Kirche damals sich kein Gewissen daraus machten, ihrem Gotteshaus oder ihrem Schutzheiligen zu Liebe erfundene Thatsachen zu erzählen und sogar Urkunden zu fälschen. Die gleiche Überzeugung, einem höheren Zweck nämlich der Erbauung zu dienen, ließ es als etwas vollkommen Berechtigtes erscheinen, wenn man in den Legenden, die sich allmählich im Gottesdienst einen wichtigen Platz eroberten, die Farben immer dicker und schreiender auftrug.[16]) Seit dann die Visionen als selbständige Litteraturgattung gepflegt wurden, mißbrauchte man auch dieses Mittel ungescheut, um heilsamen Schrecken zu erregen oder gelegentlich sehr bestimmte materielle Forderungen durchzusetzen; man erblickte weltliche und geistliche Fürsten und Herren in den Qualen der Hölle oder des Fegfeuers und brachte die besonderen Ursachen ihrer Peinigung in Erfahrung, bei Karl Martell die Säkularisation der Kirchengüter, bei Karl dem Kahlen die Unfolgsamkeit gegen den Erzbischof Hinkmar von Reims u. s. w.[17])

Bei solcher Richtung der Geister konnte die feine Selbst-

(1885), 245 f.; Usener, Theodosios p. XX ff.; E. Zeller in der Deutschen Rundschau LXXIV (1893), 195, 214 ff. (namentlich auch über die Gewohnheit pseudonymer Veröffentlichung, die ja eine uralte ist und z. B. in der ägyptischen Litteratur die Regel bildet, E. Meyer, Gesch. des alten Ägyptens, 1887, p. 128); auch Zahn, Der Hirt des Hermas p. 88 ff.; Harnack, Altchristl. Litt.-Gesch. I, XXVI. Über die Entwicklung der Legende, namentlich ihrer Verwendung im Gottesdienst, vgl. Ebert bei Ersch und Gruber I, 341 ff.; C. Horstmann, Altengl. Legenden (1881), Einleitung. Für ihre Weiterbildung nach der phantastischen Seite hin sind besonders die Kelten von Einfluß.

[16]) Für die Fälschungen des M.-A. braucht wohl nicht erst auf einzelne Beispiele verwiesen zu werden. Vgl. G. Ellinger, Das Verhältnis der öff. Meinung zur Wahrheit und Lüge im X., XI. und XII. Jahrh. Berl. Diss. 1884; B. Lasch, Das Erwachen und die Entwicklung der histor. Kritik im M.-A., Bresl. 1887.

[17]) Vgl. C. Fritzsche, Die latein. Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts; ein Beitrag zur Kulturgesch. (in Vollmöller's Romanischen Forschungen Bd. II, III; 1886/7.)

beobachtung eines Augustin sich nicht unmittelbar fortpflanzen. Während Koryphäen der Kirche und der Litteratur, wie Papst Gregor der Große, Beda, Bonifatius, Visionen sammelten, finden wir Jahrhunderte hindurch kein auch noch so dürftiges Seitenstück zu den Konfessionen. Denn die sogenannte confessio des heiligen Patrik, die von der neueren Forschung mit großer Wahrscheinlichkeit für unecht gehalten wird, giebt allerdings eine Mischung von Lebensbeschreibung, Beichte und Apologie, aber in unbeschreiblich roher und verwirrter Gestalt, natürlich nicht ohne die Würze der Visionen. Doch ist es allerdings charakteristisch, daß selbst in einer litterarisch so tiefstehenden Periode die Neigung, über die eigene Person Mitteilungen zu machen, nicht ganz verloren gegangen ist; bei Sulpicius Severus, dem Freund des heiligen Martin, bei Gregor von Tours, dessen Frankengeschichte zum Teil Memoirencharakter trägt, bei so manchen anderen begegnen uns autobiographische Nachrichten.[18]) Erst nach langer Unterbrechung, im X. Jahrhundert, treffen wir wieder auf den Versuch eingehender Selbstschilderung. Es ist das Zeitalter der mönchischen Reform, die zunächst hauptsächlich Herstellung der arg gelockerten klösterlichen Disziplin bezweckte, dabei aber doch auch das Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit beim Einzelnen belebte und den Blick nach innen wies. Daß sie mit einer Neublüte der materiellen Kultur Hand in Hand ging und mit einem gewissen Aufschwung der klassischen Studien zusammentraf, darf nicht übersehen werden.[19]) Freilich grundverschieden von Augustin tritt uns jener ehrgeizige und streitlustige Mönch Ratherius entgegen, der es in der Zeit Heinrichs I. und Ottos des Großen unternahm, sein eigenes Ich

[18]) Über die Confessio des hl. Patrick vgl. Zimmer in der Zeitschr. f. deutsches Altertum XXXV, 79 Anm.; J. von Pflugk-Harttung in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern III (1893), 71 ff. Über die an den Geist französischer Memoiren gemahnende Art des Sulpicius Severus: Ebert I², 336; über Gregor von Tours ebd. 570 f. Gregor giebt hist. Franc. VIII, 15 die kurze Selbstbiographie des Diakons Vulfilaich, den er zum Erzählen nötigt, im Wortlaut. Autobiographische Notizen z. B. bei dem Byzantiner Menander Protektor (vgl. Krumbacher, Gesch. der byzantin. Litteratur p. 51 f.), bei Beda, hist. eccles. V, 24, bei einer vornehmen Dame der Karolingerzeit in den für ihren Sohn bestimmten Aufzeichnungen (vgl. Bondurand, le manuel de Dhuoda, 1887).

[19]) Sackur, Die Cluniacenser I (1892) p. V.

vor der Welt aufzudecken und zu zergliedern.[20]) Mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit hat dieser äußerst belesene und geistig bewegliche Mann früh begonnen und bis ins Alter nicht aufgehört, nicht nur seine wechselnden Schicksale, sondern vor allem seinen Charakter in allen Eigentümlichkeiten sich selbst und der Mitwelt klarzulegen, in einer langen Reihe von Schriften, die dem Augenblick entstammend und sprunghaft abgefaßt eben dadurch wirkliches Leben in sich tragen. Er hat viel erlebt, dreimal den Bischofstuhl zu Verona, einmal den zu Lüttich bestiegen und immer wieder räumen müssen; weder mit seinen Gegnern noch mit sich ist er jemals fertig geworden. Von der inneren Ruhe, womit der ihm wohl vertraute Augustin bei aller Ruhelosigkeit des Stils auf überwundene Stürme zurückschaut, ist hier nichts zu spüren; die Art und Weise, wie Ratherius sich ohne Erbarmen herunterzieht und bloßstellt, erinnert zuweilen mehr an Rousseau. Auch Ratherius verfolgt gelegentlich den Zweck, unter dem Schein von Sündenbekenntnissen und unter lauten Selbstanklagen gerade seine guten Eigenschaften hervortreten zu lassen, wobei er aber nicht, wie Rousseau, sentimental beschönigend, sondern scharf ironisierend verfährt. Er war ein Meister der verba otiosa, der schlagenden Einfälle, durch die er ein gesuchter Gesellschafter wurde und zuweilen in hitzigstem Wortgefecht seine Gegner selbst zum Lachen und auf seine Seite brachte. Das Weinen, meint er, sei nicht seine Sache; nur wenn er andere weinen sehe, werde er sofort angesteckt, aber es gehe nicht tief. Und dennoch sind auch seine verzweifelten Stimmungen ernst; diese Mischung von Tönen der Ironie und der Herzensangst enthüllt uns einen ungewöhnlichen, wenn auch innerlich friedlosen Menschen. An den Ernst seiner Besserungsabsichten will er selbst nicht glauben. Wenn er z. B. die Psalmen singt, so geschieht das nicht in der Zuversicht, daß sie erhört würden, da er ja dabei an ganz andere Dinge denkt; aber er hofft, daß vielleicht gerade der Umstand, daß er sie wider Willen

---

[20]) Über R. vgl. A. Vogel, R. von Verona und das X. Jahrh., 2 Bde., 1854; Ebert III, 380 ff. Die „praeloquia", in denen er bereits mit seinen Geständnissen beginnt (Vogel I, 89), sind c. 936 verf., der „dialogus confessionalis cuiusdam sceleratissimi — Ratherii" 987 (ebd. 226 ff.), die „qualitatis coniectura cuiusdam" 966 (ebd. 329 ff.). Auch in der „phrenesis" 952 und in „de proprio lapsu" und „de otioso sermone" 964 (ebd. 200; 298 ff.) findet sich Hierhergehöriges.

singt, etwas Verdienstliches haben und den innerlichen Trotz gegen Gott wettmachen könnte. Ebenso gesteht er, daß er seine Bekenntnisse eigentlich doch nur aus Selbstgefälligkeit und des Beifalls wegen niedergeschrieben habe. „Wer ihn kennen lernen will," sagt er von sich, „der versuche einmal sein Buch des Bekenntnisses ganz durchzulesen; ist er so, wie er sich schildert, so giebt es keinen schlechteren Menschen unter der Sonne; spricht er nicht die Wahrheit, so ist er der allergrößte Lügner." Wenn Rousseau mit seinem Buch in der Hand getrost vor den Richter treten will, meint Ratherius umgekehrt, ihm brauche man nach seinem Tod nur das eigene Buch vorzuhalten; damit sei er schon verurtheilt. Er charakterisiert sich einmal kurz als einen Menschen, der weder Gott noch auch dem Teufel treu sein könne.

Wie die höchst merkwürdigen Ergüsse des Ratherius schon der Form nach keine wirkliche Selbstbiographie darstellen, so ist auch der originelle Mann keineswegs als ein Typus der regelrechten mönchischen Reform anzusehen. Neben anderem fehlt ihm ein unerläßliches Element dieser asketischen Bewegung, das visionäre. In den Klöstern hatte es seine Heimstätte und seinen Nährboden gefunden; die Zelle, nicht nur des Einsiedlers, sondern auch des Mönchs wurde, wie Petrus Damiani, der Freund und Gehülfe Gregors VII., sagt, ein Zelt heiliger Ritterschaft und ein gottgeweihtes Schlachtfeld.[21]) Es hat etwas Rührendes, wenn streng sittliche Naturen, wie Damiani oder der Abt von Cluni, Peter der Ehrwürdige, sich ernsthafte Mühe geben, die Glaubwürdigkeit ihrer zahllosen Mitteilungen über Wunder und Visionen außer allen Zweifel zu setzen. Aber sie lassen doch ihre Gewährsmänner, die sie oft mit Namen anführen, stets in der ersten Person sprechen, und nicht allein ihre Gewährsmänner, sondern auch Verstorbene, Dämonen und Engel, die Jungfrau Maria und Gott selber. Der Leser sollte, wie Peter der Ehrwürdige ausführt, nicht nur den Sinn der Worte mitgeteilt erhalten, sondern die Worte selbst zu hören glauben. Es war die alte Praxis der Legende. Abt Peter meinte schon viel für die unverfälschte Echtheit eines solchen Berichts gethan zu haben, als er eine um Weihnachten in Frankreich vorgekommene Geistererscheinung noch vor Pfingsten in Spanien schriftlich fixirte; dabei giebt er die längere Rede des Geistes, eines

[21]) Petrus Damiani, Opuscula XI, 19.

erschlagenen Ritters, im Wortlaut.[22]) Dichtung und Wahrheit durchdrangen sich eben unlösbar nicht nur in der Litteratur, sondern auch im Leben selbst, das für manchen Klosterbewohner halb zum Traum sich verwandelte. Nüchterne Naturen, wie der Cluniacenser Rodulfus Glaber[23]), bekamen so gut wie andere den bösen Feind zu sehen; dem Rodulfus, der möglichst genau zu schildern sucht, erschien er als ein überaus häßliches Männlein, das hagere Gesicht von kohlschwarzen Augen belebt, mit gefurchter Stirn, dicken Lippen und zurücktretendem Kinn, mit Bocksbart, spitzem Hinterkopf und gesträubtem Haar. In dieser Atmosphäre ist die erste rein mönchische Selbstbiographie entstanden, eine Geschichte voll seelischer Selbstpeinigung und überirdischer Eingriffe. Der Baier Otloh, der, in Tegernsee erzogen, später in verschiedenen Klöstern, am längsten bei St. Emmeram zu Regensburg sich aufhielt und im letzten Drittel des XI. Jahrhunderts gestorben ist, war nicht allein ein berühmter Schreiber, sondern auch ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller.[24]) So einfach sein äußerer Lebensgang sich

---

[22]) Vgl. ebd. passim; Petri Venerabilis abb. Cluniac. de miraculis libri II (z. B. I. 2; 6; 10; 23; 27; II. 32). Der heil. Dunstan läßt eine in einer Vision gehörte Antiphonie gleich nach dem Erwachen aufzeichnen samt der Melodie (V. Dunstani § 29).

[23]) Rodulfus Glaber, historiarum liber V, 1; hiezu E. Gebhart, l'état d'âme d'un moine de l'an 1000 (Rev. des deux mondes III, 107, 1891, p. 600 ff.). Zahlreiche Visionen schon in der Vita S. Odonis (des ersten Abts von Cluny, † 942) von seinem Schüler Johannes, der sowohl seinen Helden selbst z. B. seine Jugendgeschichte, erzählen läßt als auch eigene Erinnerungen giebt (vgl. Mabillon, Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti, saec. V, p. 148 ff.; 164 ff.; 172; 178 ff.); er sagt: „eo nimirum scribere bene complacuit, quae quasi de alio narrante ex eius ore sumpsi et meae memoriae commendavi".

[24]) Über Otloh und seine Schriften vgl. B. Pez im Thesaurus anecdotarum III, X ff.; Mon. Germ. SS. IV, 521 ff.; XI, 377; S. Riezler, Gesch. Baierns I (1878), 497 ff.; Lasch a. a. O. p. 52 f.; 61 f.; auch K. Werner, Gerbert (1878) p. 240 ff. und K. Lamprecht, Deutsche Gesch. II (1892), 197 f.; über seine Visionen Fritzsche a. a. O. III, 349 ff. Seine Teilnahme an den zu S. Emmeram verübten Fälschungen vermutet Heinemann (Neues Archiv XV, 336 ff.). Nach G. Gröber (Grundriß der roman. Philologie II, 1, 276) beginnt mit O. die geistliche Selbstbiographie nach dem Muster von Augustins Konfessionen. Stilistisch berührt sich jedoch O. mit diesem kaum; er citiert überhaupt die Väter nur selten, Aug. z. B. im dialogus de tribus quaest. prolog.; cap. 4; V. S. Wolfkangi prolog.; sonst ein paar Mal Gregor den Großen und die Vita patrum

abspielte, so stürmisch ging es in seinem Inneren her; des Mönchtums ganzen Jammer hat er durchgekostet und teils zu eigener Erbauung, teils zu Nutz und Frommen anderer mönchischer Leser auch zu Papier gebracht. Ob er Augustins Konfessionen gekannt hat, vermag ich nicht zu sagen. Seine wichtigsten Erlebnisse schilderte er erst in poetischer, dann wiederholt in prosaischer Form. Bezeichnend ist gleich die Art und Weise seines Eintritts ins Kloster. Er hatte ihn als Knabe aus dankbarem Herzen wegen seines guten Erfolges in der Schule gelobt, war aber nachher anderen Sinnes geworden und trieb als künftiger Weltgeistlicher mit Enthusiasmus die klassischen Studien. Da kam, als er eines Tages zu Regensburg in seinen Lieblingsdichter Lukan vertieft war, die Krisis, eingeleitet durch einen dreimaligen heißen Windstoß, der ihm das Lesen verleidete. Weil er diese Mahnung noch nicht genügend verstand, erschien ihm eines Nachts im Traum ein furchtbarer Mann, der ihn derart durchpeitschte, daß er im Blut zu schwimmen glaubte. Nach dem Erwachen fand sich sein Rücken mit einem Ausschlag bedeckt, aber trotzdem mußten noch wiederholte heftige Erkrankungen mit beängstigenden Gesichten hinzutreten, um ihn von seinen Klassikern weg und in die Mönchskutte zu treiben. Kein Wunder, daß Otloh zum Visionensammler wurde und daß die Visionen auch seinen autobiographischen Mitteilungen die charakteristische Färbung geben. Manches erinnert an die alten Teufelskämpfe der Einsiedler. So wird er einmal

---

(Legende). Autobiographisches enthalten folgende von seinen Schriften: de spirituali doctrina, die sich inhaltlich (vgl. Cap. 14; 17) mit Stücken des liber visionum und des libellus de tentationibus deckt; liber visionum (zw. 1062 und 1066); seit 1067: de confessione actuum suorum (= de tentat. I); de cursu spirituali (cap. 21 = de tentat. I, mit geringen Abweichungen); libellus de suis tentationibus, varia fortuna et scriptis (pars I und II). Nicht uninteressant ist, daß O. seine Unterredungen mit dem Reichenauer Mönch Heinrich zuerst ohne Nennung ihrer Namen niederschrieb, der andere ihn aber bat, „ut et causam scribendi illustrarem prologo et utriusque personae, meae videlicet ac sui, memoriam patefacerem in dialogo"; dies geschah dann auch im dialogus de tribus quaestionibus (vgl. de tentat. II). — Der Propst Arnold, mit dem O. noch eine Zeit lang zu S. Emmeran zusammenlebte, hatte in der Vorrede seines Werks über den Klosterheiligen ebenfalls eine freilich kurze Selbstbiographie gegeben; auch er wird von der Vorliebe für die heidnischen Autoren geheilt, durch den Tod eines Freundes (M. G. SS. IV, 543 ff.; vgl. Riezler I, 495 ff.); Autobiographisches auch II, 82, Visionen in der Vorrede und II, 47; 64 ff.

des Nachts durch einen unheimlichen Rauch aus dem Bett getrieben, schleppt sich in Todesangst in die Kirche und wieder zurück; vergebens sucht er mit den Händen seinen widerspenstigen Mund zum Psalmodieren aufzusperren. Da fallen die Dämonen scharenweise über ihn her und reißen ihn so windschnell mit sich fort, daß ihm der Atem ausgeht, bis vor einen gähnenden Abgrund. Zweimal erscheint ein himmlischer Tröster, um zweimal zum Jubel der Dämonen wieder zu verschwinden, bis endlich das Glöcklein zur Nokturn erschallt und den Gequälten erlöst. Aber Otloh schildert auch feinere Formen der Anfechtung: wie ihn der Teufel durch Zweifel erst am Erbarmen, dann an der Gerechtigkeit, endlich selbst am Dasein Gottes und an der Wahrheit der Schrift fast zum Wahnsinn treibt. Während sein Gesicht und Gehör wie verschleiert waren, glaubt er jemanden ganz nahe in sein Ohr flüstern zu hören. Er befreit sich durch ein Stoßgebet, das wunderlich genug anhebt: „Wenn Du existierst, Allmächtiger, und wenn Du allgegenwärtig bist, wie ich oft in vielen Büchern gelesen habe, so zeige, wer Du bist und was Du vermagst.“ Die Erhörung folgt auf dem Fuß, und fortan war jeder Zweifel gewichen, sein Verständnis aber wuchs zu solcher Klarheit, daß er, wie er gesteht, es kaum mehr verbergen konnte; er mußte es „infolge eines unaussprechlichen Triebs und ungewohnten Feuereifers“ litterarisch zum Ausdruck bringen. Denn auch der Himmel hatte ihn unmittelbaren Zuspruchs gewürdigt; diese Einflüsterungen von oben gestalten sich ihm dann freilich zu seitenlangen Auseinandersetzungen, worin niemand anders als Gott selbst sich mit reichlichen Citaten aus der Bibel und der Legende über Zulässigkeit und Wirkung der Anfechtungen ergeht. Ja, in seinen Visionen erscheint ihm Gott wiederholt leibhaftig, als greiser Priester in rotem Meßgewand; er hält längere Reden an Geistliche und Laien und kann einmal vor Rührung über Otloh's beweglichen Psalmengesang die strömenden Thränen nicht zurückhalten, die er sich langsam mit der Hand abwischt.

Otloh ist gewiß mit Recht als typisch für seine Zeit aufgefaßt worden; während er in seinen historischen Arbeiten ein gewisses Maß von Kritik zeigt, haben wir in seinen persönlichen Erinnerungen nur mönchische Selbstbeobachtung und Selbstquälerei, krankhafte Aufregungen und gratia lacrimarum vor uns. Dagegen zeigt die Selbstbiographie des französischen Abts Guibert

von Nogent († 1124)[25]), obwohl zumal ihr erstes Buch in bewußter, auch stilistischer Nachahmung Augustins abgefaßt ist, neben maßloser Selbsterniedrigung und einer Unzahl von Visionen doch schon manche Keime einer neuen Weltanschauung. Denn die triumphierende Kirche des XII. und XIII. Jahrhunderts trägt ein Doppelgesicht; die Kreuzzüge, die ja großenteils aus der mönchischen Reformbewegung hervorgegangen sind, brachten wohl dem asketischen Idealismus erneute Anregung, aber zugleich eine mächtige Belebung der wissenschaftlichen und ästhetischen Triebe. So verläßt auch Guibert von Nogent zuweilen den streng mönchischen Standpunkt, wenn er z. B. sich nicht versagen kann, neben den christlichen Tugenden seiner Mutter ihre leibliche Schönheit zu preisen; sei diese doch ein Spiegel der ewigen Schönheit und trügen doch nicht ohne Grund die Engel stets anmutige, die Dämonen aber häßliche Züge. Er vergißt nicht anzuführen, daß sie ihm — auf die eigene schöne Erscheinung wirft er einen kurzen Seitenblick — in seiner Kindheit nicht nur gute Lehrmeister gegeben, sondern auch wahrhaft fürstliche Kleider angeschafft habe. Das sichtliche Bemühen, dieser Mutter ein litterarisches Ehrendenkmal zu stiften, ist vielleicht der erfreulichste Zug an einem Schriftsteller, dessen Eitelkeit sich nur schlecht hinter der Maske der Demut verbirgt. Denn auch jenes fortwährende himmlische Eingreifen, das sich in den Visionen Guiberts und seiner Mutter kundgiebt, war doch sehr geeignet das Selbstgefühl der Begnadigten zu heben; sogar der erste Lehrer des Knaben wurde durch eine Vision veranlaßt, seine Erzieherstelle bei einem jungen Vetter Guiberts aufzugeben und sich dem neuen Schüler

---

[25]) Guiberti de Novigento de vita sua sive monodiarum libri III; vgl. über ihn d'Achery, der bereits die Nachahmung Augustins hervorhebt (bei Migne, Patrol. lat. CLVI, 1047 f.); Wagenmann in Herzog's Realenzyklopädie V², 464; Hist. littér. de la France X, 439 ff. Autobiographische Notizen bei dem englischen Chronisten (—1141) Ordericus Vitalis, hist. ecclesiast. V, 1; XIII, 22 (wo er die Hauptdaten seines Lebens in Form eines Gebets zu Gott wiederholt). Die Geschichte seiner Bekehrung erzählt lebendig und mit Einflechtung bedeutsamer Visionen der ehemalige Jude und nachherige Prämonstratensermönch Hermann (Migne, CLXX, 805 ff.). Die Erzählung des Abts Rupert von Deutz († 1135) von seinen eigenen Visionen, wobei er einmal auf Augustins Konfessionen Bezug nimmt (Migne, P. L. CLXVIII, 1591), führt mit ihren reichlichen Küssen und Umarmungen bereits in die Zeit der mystischen Empfindsamkeit hinüber.

zu widmen. Ohne religiöse Einkleidung, mit voller Offenheit tritt uns das Wohlgefallen an der eigenen Person in den autobiographischen Schriften des ehrgeizigen Wallisers Giraldus entgegen.[26]) Wenn er von sich meistens in der dritten Person spricht, so geschieht dies nicht aus Bescheidenheit, sondern um diesen Dritten recht unverschämt herausstreichen zu können. „Ich habe," sagt er, „Sorge getragen, die hervorragenden Leistungen eines Zeitgenossen, die ich teils als Augenzeuge miterlebt, teils nach seinem Bericht aufgezeichnet habe, dem ewigen Gedächtnis zu überliefern." Sein heißersehntes Ziel, Bischof zu werden, hat er allerdings nicht erreicht, aber in seinen kirchenpolitischen Kämpfen gereichten ihm, wie er selbst mitteilt, zwei Dinge zum Trost, „erstlich seine Verdienste um Gott und sodann die Gunst und der Beifall der Menge". Der Gedanke an die Nachwelt ist bei ihm der treibende; man muß ein Denkmal des eigenen Ruhms hinterlassen. „Sehr viele Gelehrte," sagt er, „altern, ohne sich selbst zu kennen; indem diese Seelen ohne Feuer die Kräfte ihres Geistes nicht erproben, gehen sie zu Grunde wie das Vieh, und ihres Namens wird nicht mehr gedacht." Giraldus brauchte sich wegen solcher Unterlassungssünden keinen Vorwurf zu machen. Auch die Visionen, die er aufgezeichnet hat, beziehen sich insgesamt auf die erhoffte Standeserhöhung und auf seine Gegner; Mönche und Einsiedler, Magister und Ritter, Frauen und Kinder sahen ihn und immer wieder ihn. Es ist nur eine andere Form der Ruhmgier, die sich bei ihm abwechselnd in christlicher oder klassischer Tonart äußert.

Wie hoch einzelne bevorzugte Geister des XII. Jahrhunderts über die mönchische Einseitigkeit des gregorianischen Zeitalters hinauswachsen konnten, dafür bietet uns die Geschichte der Selbstbiographie wenigstens ein Beispiel, die berühmte „Geschichte meines Unglücks" von Peter Abälard († 1142).[27]) Nur leicht

[26]) Über Giraldus Cambrensis († nach 1192) vgl. Lappenberg-Pauli, Gesch. von England II, 282; III, 880 f. Außer den libri III de rebus a se gestis (in der Ausgabe seiner Werke, Lond. 1861 ff., Bd. I; vgl. Einleitung p. LXXXIX) und den Invectiones geben auch verschiedene andere seiner Schriften Autobiographisches, meist in der dritten Person (im speculum ecclesiae dist. III. 6 spricht er in der ersten Person). Für seine klassische Bildung und Ruhmesliebe vgl. namentlich Opp. V, 3 ff.; VI, 7 ff.

[27]) Historia calamitatum; vgl. S. M. Deutsch, Peter Abälard (1883) p. 26 f.; 42 ff.; A. Hausrath, P. A. Ein Lebensbild (1893) p. V; 1 f.; 125 ff.

eingekleidet in die Form eines Briefes an einen gleichfalls vom Schicksal getroffenen Freund, giebt sie eine Selbstzeichnung mit so sicherer Hand und in so markigen Strichen, daß sie ästhetisch betrachtet unverkennbar über den augustinischen Konfessionen steht, während auch nicht die leiseste Spur von der visionären Überschwenglichkeit des Zeitalters hier zurückgeblieben ist. Und doch hätte jene entsetzliche Katastrophe, die Abälards Leben in zwei Hälften zerriß, einem rein mittelalterlichen Menschen das tröstliche Versinken in die Tiefen mystischen Traumlebens nahe legen müssen. Wie einfach erscheint das äußere Dasein Augustins, wie gelinde selbst seine seelischen Kämpfe neben den Erschütterungen, die der geniale Franzose durchlebt und überlebt hat! Mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet, von der gebildeten Welt als Fürst der Wissenschaft angestaunt, dazu ein berückender Meister des Gesanges und im Besitz jener schönen und hochbegabten Frau, die lieber mit ihm zur Hölle fahren wollte, als ohne ihn zum Himmel eingehen — und dann mit einem Schlag ein armer verstümmelter Mönch, für den alle Lust und aller Glanz der Erde verschlossen war, der nicht nur mit sich allein, sondern mit einer wachsenden Schar von Feinden fertig werden sollte, vor geistliches Gericht gezogen, gezwungen ein gefeiertes Werk mit eigener Hand in die Flammen zu werfen, zur Klosterhaft verurteilt. Die Selbstbiographie des Schwergeprüften läßt trotzdem das Hochgefühl der früheren Zeiten noch durchklingen; sie ist eben keine Beichte im Sinn Augustins, sondern ein Appell an die Teilnahme der Mitwelt, der durch die ergänzende Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Heloise noch verstärkt werden sollte. Die rücksichtslosen Enthüllungen dieser Briefe sind ebenso wohl berechnet wie die vorsichtige Zurückhaltung, die Abälard bei aller Schärfe der Selbstanklage gelegentlich in der Biographie beobachtet. Von der großartigen Unbefangenheit Augustins ist nicht die Rede. Hier sprach kein großer Mensch, wohl aber ein Aristokrat des Geistes, um den bereits eine Ahnung von humanistischer Luft weht.

Ein gewaltiger Zug zur Welt, zur Macht, zum Wissen, zum Lebensgenuß geht durch die Kirche des XII. und XIII. Jahrhunderts. Und doch bezeugen eben damals großartige mönchische Reformbewegungen die noch vorhandene Lebensfähigkeit des alten asketischen Geistes. Und schon ehe die Bettelorden in einer bisher unerhörten Weise die Laienwelt zu selbstthätiger, nicht nur empfangen-

der Teilnahme am religiösen Leben aufgeregt hatten, war bereits jene Entwicklung der kirchlichen Frömmigkeit zur Mystik eingeleitet, deren geistiger Inhalt der theologischen Wissenschaft und deren Erscheinungsformen der jahrhundertelang gesteigerten und verfeinerten Askese entstammen. Ein so ungestörtes Ausreifen des Gemütslebens von der zarten frischen Blüte bis zum Überreifen, Süßlichen und zuweilen auch Fauligen war noch niemals dagewesen. Charakteristisch ist für diese Periode geistigen und moralischen Raffinements wie für die viel spätere und reichere der modernen Romantik die höchst bedeutende, oft führende Rolle der Frau.[28]) Seit dem XII. Jahrhundert nimmt die religiöse Selbstbiographie in den Kreisen der berühmten Visionärinnen und ihrer mitfühlenden Vertrauensmänner, die meist die Aufzeichnung besorgten, immer mehr einen ausgesprochen weiblichen Charakter an, indem an die Stelle der früheren Dämonenkämpfe und Höllenphantasien allmählich eine geistliche Erotik empfindsamster Art gesetzt ward und neben den weicheren Gefühlen auch ein gewisses Schönheitsbedürfnis, eine naive Freude an lieblichen Gestalten, schimmernden Farben, reichen Gewändern und Kleinodien sich offenbarte. Das Zeitalter der ritterlichen Kultur mit ihrem Minnedienst und ihren starken künstlerischen Neigungen ist bis in die Visionen hinein deutlich zu spüren, selbst bei der im ganzen noch sehr herben und apokalyptisch gerichteten Hildegard von Bingen († 1179). Die umfänglichen Schriften, die unter ihrem Namen auf uns gekommen sind, und in denen sich auch Ansätze zu einer Selbstbiographie finden, rühren in der uns vorliegenden Gestalt keinenfalls von der berühmten Visionärin selbst her, sondern sind durch männliche Vermittlung aufgezeichnet und zum mindesten beträchtlich umgemodelt worden. Von ihrer Zeitgenossin Elisabeth von Schönau besitzen wir, wieder durch Vermittlung ihres Bruders, des Abts Eckbert, ein förmliches Tagebuch über ihre Visionen mit genauer Angabe der Daten.[29])

[28]) Was G. Brandes (Litt. des XIX. Jahrh. VI, 1891, p. 311) in Bezug auf die Periode der Romantik sagt, gilt ebenso für die Mystik des XIII. und XIV. Jahrhunderts.

[29]) Die in die V. Hildegardis aufgenommenen Icherzählungen der Heldin tragen, wie Preger (Deutsche Mystik I, 16) mit Recht bemerkt, „das Gepräge von Stücken einer Selbstbiographie der Hildegard". Ihre Gepflogenheit, z. B. im Scivias die himmlische Stimme ganze Abhandlungen vortragen zu lassen, erinnert an Otloh (s. o.). Die Frage nach der Ent-

Später tritt die hier noch vorhandene Teilnahme an den großen Kämpfen der Zeit immer mehr vor den rein persönlichen Beziehungen und Erlebnissen zurück; die Freundinnen und Freunde mystischer Beschaulichkeit spinnen sich förmlich ein in ihren engsten Kreisen, und damit nehmen auch die autobiographischen Aufzeichnungen vielfach einen geradezu pathologischen Charakter an.[30]) Die Heldinnen sind, sehr verschieden von jenen Frauen der Märtyrerzeit, in der Regel krank und schwach oder wenigstens durch Askese heruntergebracht; sie schildern wohl ihre körperlichen Leiden mit peinlicher Sorgfalt. Durchaus weiblich ist dann das Schwelgen in bräutlichen und mütterlichen Gefühlen; denn neben Christus, dem Bräutigam, zu dem ihr Verhältniß sich ganz nach dem Muster des höfischen Minnelebens gestaltet, beansprucht das Christkind, seine Pflege, seine kindliche Anmut und Schalkheit einen großen Platz in dem Traumleben seiner Verehrerinnen. Es wird von ihnen mit einer manchmal recht raffiniert anmutenden Naivetät gebadet, getränkt und geliebkost und bezeichnender Weise auch ausgefragt: wie es sich denn bei seiner Geburt und in den ersten Jahren gefühlt und betragen habe, ob es wahr sei, daß Joseph es in seine Hosen eingewickelt, oder daß es einem der drei Könige ins Haar gegriffen habe, wohin denn die von den Königen geschenkten Kostbarkeiten gekommen seien.[31]) Diese spielende Art überträgt sich auch auf die Männer, die in solchem Verkehr sich

---

stehung bezw. Echtheit ihrer sehr umfänglichen Schriften ist noch keineswegs endgültig gelöst. Die Visionen Elisabeths von Schönau herausgegeben von F. W. E. Roth (1884). Über die Art der Aufzeichnung vgl. Hildegards Brief an Guibert von Gembloux (Pitra, Analecta sacra VIII, 1882, p. 331 ff.); hiezu A. von der Linde, Die Handschr. der Landesbibl. in Wiesbaden (1877) p. 43 A. 1; 80 ff.; 99; Allg. d. Biogr. XII, 407 f.; K. Weinhold, Die deutschen Frauen I², 81 ff.

30) Vgl. K. Müller in der Zeitschr. f. Kirchengesch. VII, 122; Beispiele in Menge bei C. Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden, Freib. 1861; bei Preger, Deutsche Mystik I; II. Einen wesentlich anderen, nichts weniger als weiblichen Charakter tragen trotz der visionären und erbaulichen Einschaltungen die autobiographischen Mitteilungen des Minoriten Salimbene von Parma; vgl. A. Dove, Die Doppelchronik von Reggio (1873) p. 1; 4; Michael, Salimbene (1889) p. 22 f.; 49; 92.

31) Vgl. Ph. Strauch, Margarete Ebner und Heinrich von Nördlingen (1882) p. XXXVI f.; 89 f.; 99 ff.; hiezu Lochner, Leben und Gesichte der Christine Ebnerin (1872) p. 15.

wohl fühlten. Es ist charakteristisch für die Umkehr des Verhältnisses, daß die Lebenserinnerungen Heinrich Susos zuerst nicht von ihm selbst, sondern nach seinen Gesprächen, ohne daß er es wußte, von seiner „geistlichen Tochter", Elsbeth Stagel, aufgezeichnet worden sind. Was sollen wir aber davon urteilen, daß Meister Heinrich von Nördlingen sich von seiner abgöttisch verehrten Freundin Margarete Ebner einen ihrer abgelegten Schlafröcke erbat und auch wirklich trug? Denn das gegenseitige Anschwärmen und Verherrlichen ist hier unter anderen Formen ebenso stark ausgebildet wie nachmals bei den Humanisten. Die Verfeinerung und Vertiefung des Gemütslebens, die sich ja von der Starrheit und Derbheit des früheren Mittelalters deutlich abhebt, war mit einer gefährlichen Verweichlichung erkauft worden. Heinrich von Nördlingen fühlt beim Schreiben an Margarete einen sanftfließenden Brunnen in seinem Herzen entspringen; er weint mit Genuß. Und der Laie Rulman Merswin von Straßburg verirrte sich bis zur völligen Erdichtung eines angeblichen großen Gottesfreundes, den er, zum Teil unter wirksamer Anwendung autobiographischer Erzählung, zum Helden eines mystischen Romans machte.[32]) Unnatur und Unwahrheit waren das Ende der mystischen wie der ritterlichen Empfindsamkeit.

Und doch war schon damals jene Bewegung der Geister im vollen Anzug, die zur Genesung führen sollte. Eine Wiedergeburt freilich nicht der Antike allein, aber bei der Befreiung der europäischen Menschheit aus den beengenden Banden einer überlebten Ordnung der Dinge hat doch der neu erwachte Glaube an die Schönheit und Größe des griechisch-römischen Altertums unschätzbare Dienste geleistet. Nirgends tritt uns das Ringen und die allmähliche Mischung des Alten und Neuen, des mittelalterlichen und des klassischen Geistes anziehender vor Augen als in den Werken Dantes, der ja gewiß nicht zu den Humanisten gezählt werden darf, aber doch wie ein Prophet der kommenden Weltanschauung mitten in scholastischer Denkarbeit und mystischer

---

[32]) Vgl. H. Denifle in der Zeitschr. f. deutsches Altertum XXIV; XXV; Strauch in der Allg. deutschen Biographie XXI, 459 ff. Über die ungesunde Sentimentalität der mystischen Kreise: R. Seeberg, Ein Kampf um jenseitiges Leben (1889) p. 59 f.; 72; über die unverkennbare Bereicherung und Verfeinerung des Gefühlslebens: Harnack III, 380 f.

Sehnsucht die erhabenen Gestalten der antiken Dichter auf sich zuschreiten sieht und sich ihnen anreiht. Denn an stolzer Selbstherrlichkeit und Ruhmesliebe konnte es der gewaltige Florentiner des XIV. Jahrhunderts mit den Alten wie mit den Größen der Renaissance aufnehmen. Nach Jahrhunderten geistlicher Wissenschaft trat endlich wieder ein Laie auf den Plan, der die Bildung seiner Zeit voll und ganz beherrschte. Wenn seine Divina Commedia den würdigen und alles Frühere unendlich überragenden Abschluß in der Entwicklung der Visionslitteratur darstellt, so führt die Vita Nuova, deren Gegenstand seine Liebe zu Beatrice ist, trotz ihrer mittelalterlichen Einkleidung in eine neue Welt.[33]) Im engsten Zusammenhang mit der Mystik, überall mit scholastischen Spitzfindigkeiten und wunderlichen Gesichten durchsetzt, atmet doch diese kleine Erstlingsschrift Dantes eine natürliche Wärme der Empfindung und eine Freude an feiner Beobachtung des eigenen Herzens, wie sie uns seit Augustin nicht mehr begegnet sind. Nur daß bei Dante das alles nicht einer Beichte überwundener Verirrungen gilt, sondern die Geschichte seiner Jugend uns menschlich so nahe bringt, daß davor die konventionelle Schwärmerei der ritterlichen Minnedichter nicht minder verblaßt wie die sinnlich-übersinnliche Erotik der mystischen Klosterfrauen und Beginen. Freilich wirkt das Mittel der Vision, dessen sich Dante noch nicht zu entschlagen vermag, trotz der Milderung zur Allegorie auf den modernen Leser fremdartig, aber der Kern, den diese krausen Traumspiele und künstlichen Allegorien nur halb verhüllen, ist höchst persönlich, individuell und darum allen Zeiten zugänglich.

Das Fehlen jeder Beziehung auf die öffentlichen Dinge in der Vita Nuova erinnert uns zurück an die Konfessionen Augustins, an die Entstehung der Selbstbiographie. Mit Dante und mit Petrarka, der seine Epistel an die Nachwelt schreibt, tritt sie in ein neues Stadium. Ihre ausschließlich religiöse Zeit war vorüber wie das Monopol des Klerus auf die Wissenschaft. Sahen wir doch, wie schon im XII. Jahrhundert bei dem einen und anderen geistlichen Schriftsteller das asketische Ideal abgeschwächt oder fast ganz zurückgedrängt erscheint. Aber es ist kein Zufall, daß Petarka, der Vater des Humanismus, sein Buch de contemtu

[33]) Vgl. F. X. Wegele, Dante (3. Aufl. 1879) p. 115; 122.

mundi, auch eine Art von Beichte, in die Form eines Zwiegesprächs mit Augustinus gebracht hat, wobei er freilich auf seine Liebe und seinen Ruhm trotz aller Bemühungen des Kirchenvaters nicht verzichten will. Die Belauschung des eigenen Herzens ist christlichen Ursprungs. Was sie aber zu Tage gefördert hat und stets zu Tage fördern wird, ist — Dichtung und Wahrheit.



Aus dem Vereinswesen im römischen Reiche.

Von Wilhelm Liebenam.

II.

Um die mehr denn ein Jahrtausend umfassende Entwicklung des römischen Vereinswesens darzulegen, ist in dem historischen Abriß der Versuch gemacht, die zerstreuten Nachrichten über einige für den Staat und das bürgerliche Leben besonders wichtige Arten von Verbänden in Zusammenhang zu bringen, und zuletzt diejenige Gruppe von Genossenschaften eingehender betrachtet, welche, im Laufe der Zeit zu staatlichen Korporationen gepreßt, dank der in den Gesetzessammlungen enthaltenen, bis in das fünfte Jahrhundert herab gehenden Erlasse uns genauer bekannt ist. Weniger deutlich stehen in der spätesten Zeit die freien Verbände vor uns; nicht, daß sie gänzlich verschwunden wären: da die Neigung der Menschen, sich mit Gleichgesinnten zur Verfolgung gemeinsamer Zwecke und Bestrebungen zusammenzuschließen, unverwüstlich ist, so werden sie weiter bestanden und ihre Wirkung im Kleinen und Stillen innerhalb der Kreise der bürgerlichen Gesellschaft auch ferner geübt haben.

Wenn wir jetzt dazu übergehen, von der Verfassung dieser Vereine, ihrem Leben und Treiben, ihrer Bedeutung für die Bürgerschaft ein Bild zu entwerfen, so muß eine Bemerkung vorangeschickt werden. Das Material für eine solche Betrachtung bieten fast nur die Inschriften; viele hundert an sich vielleicht wenig wichtige Urkunden bewähren sich im Zusammenhang verwertet als eine äußerst wertvolle Quelle.*) Da es indessen im

---

*) In wie vielen Beziehungen die Inschriften eine kulturgeschichtliche

Rahmen dieser Zeitschrift wenig passend wäre, eine epigraphisch-antiquarische Untersuchung zu geben, so werde ich mich begnügen, im folgenden nur einige charakteristische Belege und Beispiele aus der reichen Fülle unendlichen Details zu nennen. Vor allem aber sei schon hier hingewiesen auf einige mehr oder minder vollständig erhaltene Statuten (leges) von Vereinen, auf welche wir weiterhin noch häufig zurückkommen werden.*) Es sind dies: das Statut eines conlegium aquae aus der ersten Kaiserzeit, von Mommsen wohl zutreffend auf eine Walkerinnung bezogen**), das bereits S. 127 erwähnte Statnt einer nach der Diana und dem Antinous benannten Sterbekasse (collegium salutare Dianae et Antinoi) zu Lanuvium vom Jahre 135 n. Chr.***), die Vorschriften einer Unterstützungskasse unter den Soldaten der legio III Augusta Pia Vindex in Lambaesis†) und das im Jahre 1886 in Trastevere gefundene Statut einer Zunft der Elfenbeinarbeiter (eborarii) aus der Zeit Hadrian's††), das allerdings überaus fragmentarisch erhalten ist; die Bezeichnung des Vereins war zunächst falsch gedeutet, erst Hülsen hat im Jahre 1890 den richtigen Namen gelesen. In gewissem Sinne gehören hierher auch die Vorschriften, welche Salvia Marcellina und der Freigelassene P. Aelius Zeno erlassen haben†††) für die Bestimmung und Verwendung ihrer großen, der nach Aesculap und Hygia benannten Sterbekasse (collegium Aesculapi et Hygiae) zu Rom im Jahre 153 n. Chr. vermachten Schenkung. Durch dieselbe war jedenfalls eine Revision und veränderte Fassung

---

Quelle ersten Ranges sind, sollte einmal eingehender geprüft werden. Die Schrift von Zimmermann in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung gemeinwissenschaftlicher Vorträge 1887, Heft 24, ist nur ein bescheidener Anfang in sehr eng gezogenen Grenzen.

*) Zusammen abgedruckt bei Bruns, fontes iuris[5] p. 315 fgg.

**) C. I. L. VI. 10298. Rudorff's und Mommsen's Erklärungen in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft XV. 203—272, 326, 348 fgg.

***) C. I. L. XIV. 2112. Mommsen in der eben genannten Zeitschrift S. 357 fgg. und in der Schrift de collegiis et sodaliciis p. 98 fgg.

†) C. I. L. VIII. 2557.

††) Behandelt von Borsari im Bulletino della commissione arch. comunale di Roma 1887 S. 3, Hülsen in den Mitteilungen des kaiserlichen Instituts, römische Abteilung IV. (1889) S. 288, V. (1890) S. 287 fgg., Gradenwitz in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, römische Abteilung 1890 S. 72 fgg., 1891 S. 138 fgg.

†††) C. I. L. VI. 10 234.

der bisherigen Statuten notwendig geworden. Dagegen ist die vielfach als Statut einer Sterbekasse in Simitthu gedeutete Inschrift*) meines Erachtens von Joh. Schmidt richtiger für das Statut einer Municipalcurie erklärt worden.

Die Verfassung der Vereine erweist sich im allgemeinen als eine gleichmäßige, gewisse Grundsätze kehren in allen wieder; wenn im einzelnen manche Eigentümlichkeiten, namentlich in der Zusammensetzung des Vorstandes und hinsichtlich der Befugnisse der Mitglieder desselben hervortreten, so ist das sehr wohl begreiflich bei Vereinen, die nach Größe, Bedeutung und Einfluß überaus verschieden waren. Nicht einmal ein gemeinsamer Name für diese doch gleichartigen Verbände war eingeführt; am häufigsten ist die Bezeichnung collegium (bis in die erste Kaiserzeit conlegium), die als technischer Begriff auch im griechischen Osten übernommen wurde; daneben ist corpus der Ausdruck für die rechtlich anerkannte, mit den Rechten einer juristischen Person beliehene Genossenschaft**); je weiter sich der Kreis der letzteren ausdehnte, desto weniger konnte sich der Unterschied von collegium und corpus halten, beide Worte werden in den Rechtsquellen der späteren Zeit wechselnd gebraucht; sodalitas beschränkt sich fast durchweg auf religiöse und Begräbnisvereine, gemäß der ursprünglichen Bedeutung als Tischgenossenschaft und sakrale Brüderschaft; in universitas (universi) wird der Gesamtwille zum Ausdruck gebracht und deshalb oft verwandt, wenn von den Vereinsbeschlüssen die Rede ist; in ähnlicher Weise bezeichnet ordo hier wie bei anderen Korporationen die geschlossene Körperschaft.***) Im Osten finden sich die für die griechischen Vereinigungen althergebrachten Namen thiasus, eranos, hetairia auch in der Kaiserzeit.****)

Vorschriften für die Begründung von derartigen Verbänden hat es kaum gegeben; wenn gleichgesinnte Genossen zur Bildung

---

*) C. I. L. VIII. 14 683. Rheinisches Museum XLV. (1890) 599.

**) Deshalb spricht Gaius von collegia quibus corpus habere permissum est, quorum corpus ... confirmatum est. Dig. III. 4, 1 (S. 179). Bemerkenswert ist, daß corporatio sich nur in der Nov. Severi 2 vom J. 465 findet. Vgl. dazu die Ausführungen von Salkowski, Bemerkungen zu der Lehre von den juristischen Personen, Leipzig 1863 S. 46 fg.

***) Mommsen, Röm. Staatsrecht III. 459 A. 1.

****) Nachweise für die Vereinsbezeichnungen habe ich im einzelnen a. a. O. S. 164—169 gegeben; vgl. Pernice, Labeo I. 289.

eines Vereins zusammentreten wollten, hatte der Staat kein prinzipielles Recht des Einspruches. Das oft citierte Wort des römischen Juristen Neratius: tres facere collegium bedeutet nicht eine gesetzliche Festsetzung der Minimalzahl der Mitglieder, sondern die juristische Formulierung der Möglichkeit einer Majorität.*) Der Verein ist von Staats wegen frei und selbständig in der Ordnung seiner Angelegenheiten, in der Aufstellung der Statuten, in der Wahl von Mitgliedern und Beamten, die keine obrigkeitliche Bestätigung nachzusuchen brauchen**), kann Eigentum erwerben und selbst verwalten, und zwar nicht bloß Vermögen an Baarmitteln, sondern auch an Grund und Boden***), kann Sklaven in seine Dienste stellen, die, wenn sie von seiner Seite freigelassen werden, den Namen des Vereins annehmen.†) Nur bezüglich des Versammlungsrechtes waren Schranken gezogen (S. 127).

Die wohl durchgängig von einer Abstimmung abhängige Aufnahme, auf welche in manchen Vereinen den Vorsitzenden Einfluß eingeräumt war, dürfte kaum schwierig zu erreichen gewesen sein, weil die meisten Genossenschaften begreiflicher Weise eine möglichst große Mitgliederzahl wünschten. Inwieweit besondere statutarische Bedingungen für den Eintritt festgesetzt waren, wissen wir nicht, doch ist anzunehmen, daß beispielsweise bei den Sterbekassen Kautelen betreffs der Altersgrenze der Aufzunehmenden getroffen waren. Auch Frauen sind mehrfach wenigstens in Sterbekassen aufgenommen.††) Daß in irgend einem Verein der Erwerb der Mitgliedschaft durch Stellenkauf möglich gewesen, ist nach der Art dieser Korporationen ausgeschlossen, woran auch die weiterhin

---

*) Dig. L. 16, 85. Pernice. a. a. O. I. 292.

**) Weshalb in einem Fall, bei dem collegium fabrorum tignuariorum in Präneste der oberste Beamte vom Kaiser eingesetzt wurde (quinquennalis perpetuus datus ab imp. Hadriano Aug.), ist unbekannt. C. I. L. XIV. 3003.

***) Die Sterbekassen haben Begräbnisplätze (nähere Angaben bei Schieß S. 87), den Vereinen werden Grundstücke und Gebäude geschenkt. C. I. L. X. 4855. V. 81. 4489. VI. 10 231 u. ä. In sehr bedeutendem Umfang hatten die Zwangskollegien der späteren Zeit solche Besitzungen (Gebhardt a. a. O. S. 42).

†) So Fabricius Centonius Ephem. epigr. II. p. 90. Vgl. C. I. L. V. 4422, XII. 1385, Collegius Fabricius C. I. L. VIII. 3945, Q. Navicularius Victorinus C. I. L. XII. 853 u. ö.

††) Schieß S. 74.

zu erwähnende Bestimmung der Marcellina nichts ändern kann.*) Ein durchaus falsches Bild von dem römischen Vereinswesen würde es geben, wenn man, wie hie und da geschehen ist, die Vorschriften eines griechischen Eranistenklubs**) über eine Prüfung der moralischen Beschaffenheit des Aufnahme Begehrenden durch die Frage, ob er keusch, fromm und gut sei, ohne weiteres auf ähnliche römische Verhältnisse überträgt, da dieselben ihre Erklärung in der Eigenart jener griechischen Verbände finden und auch bei diesen keineswegs allgemein üblich gewesen sind.***) Prosaischer, aber überaus praktisch ist dagegen die Mahnung, welche die lanuvinische Sterbekasse dem Neuling ankündigt: „Der du neu in diesen Verein eintreten willst, lies erst die Statuten durch und dann tritt ein, damit du dich nicht hinterher beschwerst und deinem Erben einen Prozeß hinterläßt.“ †)

Man sollte erwarten, daß die zahlreichen nach Gewerben benannten Vereine nur Genossen desselben Handwerkes aufnahmen, aber nicht wenige Beispiele lehren ††) das Gegenteil, zeigen also, wie wenig wir berechtigt sind, durchweg diese Verbände als Berufsgenossenschaften anzusehen. Daß aber zuweilen sich derartige Vereine gegen Angehörige anderer gewerblichen Betriebe abschlossen, beweist das erwähnte Statut der Elfenbeinarbeiterzunft, dessen Text nach einer größeren Lücke mit dem Paragraphen einsetzt: die curatores, welche eine Persönlichkeit, die nicht in Citrusholz und Elfenbein arbeitet, gegen das offenkundige Verbot (per fraudem, wie Hülsen liest) als Mitglied aufgenommen haben, sollen von der Mitgliederliste gestrichen werden. Die Verbindung

---

*) Zu verweisen ist hier auf die Erörterung von Pernice in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte V. 104.

**) C. I. A. III. 23: Νόμος ἐραν(ισ)τῶν. (Μη)δενὶ ἐ(ξ)έστω ἰσ(ιέ)ναι ἐς τὴν σεμνοτά(τ)ην σύνοδον τῶν ἐρανιστῶν π(ρὶ)ν ἂν δοκιμασθῇ εἴ ἐστι ἁ(γν)ὸς (?) καὶ εὐσεβὴς καὶ ἀ(γαθ)ός · δοκιμα(ζέ)τω δὲ ὁ προστάτης ἢ ἀρχιερα(ν)ι(σ)τὴς καὶ ὁ γ(ρ)αμματεὺς κα(ὶ οἱ)ταμίαι καὶ σύνδικος . . . Bücheler, Index schol. Bonn. aestiv. 1877 S. 10.

***) Mit Recht hat deshalb Foucart, les associations réligieuses S. 146 dem von Wescher in der Revue archéologique 1865 (II). S. 226 entworfenen idealen Bilde der griechischen Genossenschaften widersprochen.

†) tu qui novos in hoc collegio intrare vole(s p)rius legem perlege et sic intra, ne postmodum queraris aut heredi tuo controver(si)am relinquas.

††) a. a. O. S. 258. Maué in der S. 132 genannten Schrift S. 5.

dieser anscheinend heterogenen beiden Gewerke erklärt sich dadurch, daß sie bei der Herstellung von Luxustischen aus Citrusholz mit Elfenbeinfuß auf einander angewiesen waren.*) Ferner finden sich begreiflicherweise derartige Bestimmungen bei jenen Vereinen, welche in staatlichen Diensten stehen und, um ihrer Pflicht zu genügen, körperliche Leistungsfähigkeit und den Befähigungsnachweis fordern mußten.**) Trotzdem sich bei diesen Korporationen schon bald eine staatliche Kontrolle der Mitgliederliste entwickelte, scheint es doch nicht möglich gewesen zu sein, ungeeignete Genossen völlig auszuschließen, wie aus der unten citierten Verfügung hervorgeht, die wenigstens den Genuß der vielfachen Vorteile der Mitgliedschaft solchen Personen entzieht (S. 133).

Verlangt wurde bei der Aufnahme ein übrigens zuweilen auch erlassenes Eintrittsgeld, gewöhnlich capitularium, nur bei der militärischen Unterstützungskasse in Lambaesis scamnarium genannt, dessen verschiedene Höhe im Verhältnis zu den vom Verein eingegangenen pekuniären Verpflichtungen an die Mitglieder stand, bei den Sterbekassen wohl durchschnittlich ein Drittel der bei Todesfall zu zahlenden Unterstützung betrug; außerdem wurden monatliche Beiträge (stips menstrua) verlangt, und wenn auch nicht überall statutenmäßig, wie bei dem lanuvinischen Verein, die Spende von Wein (vini boni amphora) oder anderen Naturalien, wie die mittelalterlichen Zünfte von ihren neueintretenden Genossen „Wachs zu Kerzen, Rüstzeug zur Zunftwehr, Wein und Bier zum Trunk“ fordern konnten.***) Bekannt sind folgende Zahlen. Bei der letztgenannten Kasse war die Aufnahmegebühr 100 Sesterze, der Jahresbeitrag 15 Sesterze, in monatlichen Raten von 5 Aß zu zahlen, *an Beerdigungskosten (funeraticium) gewährte der* Verein 300 Sesterze, wovon 50 Sesterze zur Verteilung an die

*) Marquardt, Privatleben S. 723. Friedländer zu Martial 2, 43.

**) Dig. L. 6, 6, 12: quibusdam collegiis vel corporibus, quibus ius coeundi lege permissum est, immunitas tribuitur: scilicet eis collegiis vel corporibus, in quibus artificii sui causa unusquisque adsumitur ut fabrorum corpus est et si qua eandem rationem originis habent, id est idcirco instituta sunt, ut necessariam operam publicis utilitatibus exhiberent, nec omnibus promiscue qui adsumpti sunt in his collegiis, immunitas tribuitur, sed artificibus duntaxat. Cod. Just. XI. 8 (7), 16: μηδεὶς ὡς ἔτυχεν, τοῖς δημοσίοις σωματείοις ἐγγραφέσθω, εἰ μὴ κατὰ τὸ ἀναγκαῖον καὶ ἐκ γένους ὢν τοιούτου καὶ ἡλικίας καὶ τέχνης ἐστὶν ἐπιτήδειος.

***) Gierke, Deutsches Genossenschaftsrecht I. 368.

Teilnehmer der Begräbnisfeierlichkeit (exequiari nomine) bestimmt waren; die erwähnte Kasse der dritten Legion forderte 750 Denare Eintrittsgeld und einen Beitrag in nicht überlieferter Höhe, zahlte beim Antritt einer überseeischen Reise 200 Denare, dem Reiter 500 Denare als Reisegeld (viaticum), bei Avancement die gleiche Summe und ebenso auch bei ehrenvoller Entlassung.*) Für die Begräbnisgelder finden sich noch andere Angaben bis zur Höhe von 2000 Sesterzen.**) Wer eine bestimmte Zeit (6 Monate?) Beiträge nicht gezahlt hatte, verlor seinen Anspruch; ebenso wurde denen, die Hand an sich gelegt, die Zahlung verweigert.

Die Mitglieder, die sich als sodales, socii, collegae, comestores, convictores, commorientes, amici, fratres bezeichnen***), werden in ein Verzeichnis (album) eingetragen, dessen Anordnung uns durch eine ganze Reihe Inschriften bekannt geworden ist; dadurch gewinnen wir zugleich einen Überblick über die ganz erhebliche Frequenz einzelner Vereine; der besseren Organisation halber teilten sich manche, besonders die Feuerwehren, in Decurien und Centurien, oft mit selbständiger Kassenverwaltung, doch waren diese Abteilungen nicht notwendig numerisch Zehn- und Hundertschaften.†) Nach freiwilligem oder erzwungenem Austritt aus der Genossenschaft wurde der Name im Album gestrichen, wie wir an den Rasuren noch in einigen Fällen erkennen können.††)

Der Vorstand setzte sich aus den Beamten zusammen, die jährlich gewählt wurden, doch war Wiederwahl und selbst dauernde Übertragung einer Stellung nicht selten. An solchen Ehrenposten war kein Mangel, und bei manchem kleinen Verein mag es fast soviel Chargierte wie Mitglieder gegeben haben. Es galt eben den Ehrgeiz der Genossen anzuspornen, dem Lokalpatriotismus und dem Wunsche der Bürger, wenigstens im Staate im Kleinen eine Rolle zu spielen, Rechnung zu tragen. Denn der Verein sollte

*) Im zweiten Jahrhundert kann man das Aß = 6 Pfg., den Sesterz = 21,8 Pfg., den Denar = 86,8 Pfg. setzen.

**) Zusammenstellungen bei Schieß S. 99.

***) Nachweise für diese und andere Namen a. a. O. S. 184 fg.

†) So besteht z. B. die zehnte Decurie des coll. fabrorum tignuariorum in Rom aus dem Decurio und 21 Mann C. I. L. VI. 9405. a. a. O. S. 191. Hirschfeld in der S. 132 A. 2 genannten Abhandlung S. 250.

††) So C. I. L. XIV. 251 col. I. l. 2; 246 col. III. l. 3; col. IV. l. 28; col. V. l. 4. Gradenwitz a. a. O. S. 78.

in seiner Organisation ein Abbild der staatlichen wie der städtischen Gemeinde*) sein; den Beamten waren deshalb stolzklingende Titel wie Tribun, Quästor, Ädil, Prätor, Präfekt beigelegt, doch die Kompetenzen dieser Stellungen sind schwer gegen einander abzugrenzen, weil sie wegen ihrer Bedeutungslosigkeit vielfach in einander übergehen mußten. Dem Range nach waren die Beamten keineswegs gleich, wie schon die Aufzählung derselben im Album zeigt.**)

Der eigentliche Vorsitzende hieß fast durchweg magister; er hatte am Tage des Amtsantrittes den Eid auf die Statuten zu leisten, die Versammlungen einzuberufen und zu leiten, für Ausführung der Beschlüsse Sorge zu tragen, die Oberaufsicht über die Kasse und das Vereinsvermögen zu führen, bei den Sterbekassen die Grabstätte anzuweisen und das Begräbnisgeld auszuzahlen, den von ihm vorbereiteten Festmahlen zu präsidieren und überhaupt den Verein nach außen zu vertreten. Meist wurden mehrere — wir kennen bei einem Tolosaner Verein deren zwölf — magistri gewählt, die die genannten Funktionen in einer bestimmten Reihenfolge verwalteten; wenn sie auf 5 Jahre gewählt waren (quinquennales), standen sie an der Spitze der Beamten. Weiter finden sich bei den meisten Genossenschaften wenigstens zwei curatores (Pfleger); bei den Sterbekassen haben sie die Errichtung und Besorgung der Grabmonumente geleitet, bei den Feuerwehren für Aufbewahrung der Löschgeräte Sorge getragen.

Die Kassengeschäfte besorgten gewöhnlich die Quästoren (Seckelmeister), deren zwei zur gegenseitigen Kontrolle gewählt wurden; zur Revision der Kasse, gewöhnlich wie die der Priesterkollegien und Augustalen arca genannt***), waren in größeren Vereinen repunctores oder dispunctores bestimmt; wo sich praefecti finden, ist auf eine quasimilitärische Organisation zu schließen.****) Nicht selten wird ein scriba (Vereinsschreiber) erwähnt, dem die Anfertigung des

*) Dig. III. 4, 1, 1: quibus autem permissum est, corpus habere collegii societatis(ve?) sive cuiusque alterius eorum nomine, proprium est ad exemplum reipublicae habere res communes arcam communem et actorem sive syndicum per quem tamquam in republica, quod comuniter agi fierique oporteat, agatur fiat.

**) Beispiele a. a. O. S. 187 fgg.

***) Mommsen, Röm. Staatsrecht II. 63, III. 1026.

****) Hirschfeld a. a. O. S. 252.

Mitgliederverzeichnisses, der Sitzungsprotokolle u. ä. oblag, einige Male auch medici (Vereinsärzte). Von einer näheren Besprechung dieser und anderer seltener genannten Beamten sehe ich an dieser Stelle ab, da es geradezu unmöglich erscheint, dieselben durch Zuweisung bestimmter Funktionen im allgemeinen genauer zu charakterisieren. Begreiflicher Weise wird jeder Verein die Verteilung der Geschäfte von der Anzahl der, bei der Größe seiner Mitgliederzahl, dem Umfang seiner Wirksamkeit nötigen Beamten abhängig gemacht haben. In einer Genossenschaft, in der es keine magistri und quaestores gab, wird die Kompetenz des curator eine andere gewesen sein als in Vereinen, wo diese Ämter ebenfalls vertreten waren; so ruhen beispielsweise in dem mehrfach erwähnten Verein der Elfenbeinarbeiter die meisten Geschäfte auf den Schultern der curatores.

Diese Beamten waren wie die städtischen unbesoldet, aber, so lange sie die Ehrenstellung bekleideten, abgabenfrei und bei der Sportelverteilung durch Empfang größerer Anteile als die gewöhnlichen Mitglieder ausgezeichnet.*) (S. 185) Beim Beginn ihrer Amtsthätigkeit hatten sie meist Kaution zu hinterlegen, nach Ablauf derselben Rechenschaft abzulegen. Die Ehre, zu einem solchen Vertrauensposten gewählt zu werden, wurde dennoch hochgeschätzt und viel begehrt, trotzdem noch mancherlei Ausgaben damit verbunden waren, denn ohne ein Festmahl auf Kosten des Gewählten, der sich für die Übertragung der Würde den Genossen dankbar erweisen mußte, ging es selten ab. Dafür widmete aber auch der Verein dem Beamten nach guter Amtsführung irgend ein Denkmal mit rühmender Inschrift und ernannte ihn wohl gar zum Ehrenmitglied. *Die Titelsucht und Denkmalswut ist für* diese kleinbürgerlichen Kreise recht charakteristisch. In der großen Politik hatte der kleine Bürger nichts mitzureden; er lebte für seine Gemeinde, begnügte sich, in der Heimat ehrenvoll genannt zu werden und danach zu streben, wenigstens auf dem Forum der Vaterstadt ein Zeugnis seiner von den Mitbürgern gewürdigten Verdienste zu sehen. Mochte der ehrgeizige municipale Adel nach Rom wandern, um dort sein Glück zu versuchen: er, dem diese Wege abgeschnitten waren, zog es vor, auf heimischer Scholle ein

*) Näheres über die Sporteln bei Sterbekassen giebt Schieß S. 104 fgg.

behagliches Dasein zu leben und den Landsmann, wenn ihm im Staatsdienst Ehren und Erfolge zu teil geworden waren, mit Stolz der Vaterstadt aufs neue zu verbinden, indem der städtische Rat oder sein Verein den über die Grenzen der kleinen Stadt hinaus bekannten Mann zum patronus erkor. Denn auch die Vereine suchten dadurch ihr Ansehen zu vergrößern und ihr Gewicht zu verstärken, indem sie Persönlichkeiten, die durch ihren Einfluß oder ihre Stellung der Genossenschaft Gewinn bringen konnten, die Ehre des patronus antrugen. Aus zahlreichen Beispielen sehen wir, daß Senatoren, Ritter, Veteranen, Frauen und selbst Knaben aus vornehmen Häusern diese Würde annahmen, deren Verleihung in den feierlichsten Formen wie heutzutage die Übertragung einer Ehrenmitgliedschaft vollzogen wird. Eine große Zahl Abgeordnete des Vereins überbringt dem in feierlicher Sitzung Erwählten die eherne Tafel, die in einer Inschrift seine Verdienste um die Stadt und die Genossenschaft im besonderen gebührend herausstreicht und die Bitte ausspricht, dieselbe in seinem Hause aufzustellen.*) Sentius Felix war patronus aller oder wenigstens der bedeutendsten Vereine in Ostia, und in manchen Familien war die Würde geradezu erblich, wie denn auch wohl hervorgehoben ist, der Verein rechne darauf, daß die durch manches Jahr bewährte Unterstützung auch fernerhin nicht ausbleiben werde.**) Wurde gar dem patronus noch eine Statue mit Inschrift gesetzt, so ließ sich derselbe an dem ehrenvollen Beschlusse genügen (honore contentus), zahlte die Kosten des Monumentes selbst und gab noch Spenden aller Art dazu.

Die oben erwähnten Statuten zeigen, daß den Vereinen eine Disciplinargewalt über ihre Mitglieder in gewissen Grenzen zustand. Einige Paragraphen drohen Geldbußen und Strafen in Naturalien an, um die Ordnung bei den Vereinsfestlichkeiten zu wahren und die Mitglieder zu gewissenhafter Beobachtung ihrer Obliegenheiten anzuhalten.

Wer bei den Festmahlen des lanuvinischen Vereins seinen Platz

---

*) C. I. L. XI. 970. 1354. 2702. Wilmanns, delectus 2857. 2858. Andere Beispiele habe ich a. a. O. S. 213 fgg. angeführt.

**) So wenn eine Genossenschaft in Ostia einen zwölfjährigen Knaben zum patronus erwählt: quod in praeteritum . . . beneficia praestita susceperimus, nunc etiam in futurum non dissimilia quae nunc sentimus, perpetuo ex domum eorum processura pari adfectionem speramus C. I. L. XIV. 341. IX. 1681.

verläßt, zahlt 4 Sesterze, wer ruhestörenden Lärm verursacht oder einen Genossen beschimpft, wird mit 12 Sesterzen, Beleidigung des Vorsitzenden während des Mahles mit 20 Sesterzen bestraft. Danach scheint es bei den Zusammenkünften der Mitglieder zuweilen nicht allzu friedlich hergegangen zu sein*), worauf auch die Erwähnung eines Schiedsrichters hindeutet. Hat der magister vergessen, das vorschriftsmäßige Festmahl zu besorgen, so zahlt er 30 Sesterze, geht für diesmal aber auch der Ehre des Vorsitzes verlustig, die dem Nächstfolgenden übertragen wird, und muß warten, bis im gewöhnlichen Turnus die Reihe wieder an ihn kommt.

Beamte (magistri und curatores), welche Beschlüsse der Genossenschaft nicht ausführen, werden nach der lex des collegium Aesculapi et Hygiae mit 20 000 Sesterzen bestraft. Die einzig dastehende Höhe der Buße würde nur dann erklärlich sein, wenn es sich vielleicht um durch die Schuld der Beamten veranlaßte Schädigungen des Vereinsvermögens gehandelt hätte.

Die römische Walkerinnung verlangt von jedem Mitglied, über Angelegenheiten, die die Genossenschaft angehen, binnen zwei Tagen Mitteilung an die magistri zu machen, bei Strafe von 5 Aß. Auf Versäumnis der Zusammenkünfte steht Strafe, doch kann man sich entschuldigen lassen; vergißt ein Genosse diesen ihm gegebenen Auftrag auszurichten, so muß er selbst die Strafe zahlen. Der magister, welcher bei Niederlegung seines Amtes den Eid über gewissenhafte Leitung der Geschäfte nicht leisten will, zahlt 500 Aß und verliert die Befähigung, das Amt wieder zu bekleiden, sowie das Stimmrecht. Ist ein Genosse des Rechtes, Ehrenstellen zu verwalten, verlustig gegangen, trifft ihn, falls er sich dem Beschluß nicht fügt, eine Geldbuße in uns nicht bekannter Höhe.

Wenn ein Mitglied der lanuvinischen Sterbekasse außerhalb des 20. Meilensteins stirbt, sollen drei Genossen sich dorthin begeben und das Begräbnis besorgen, dann über die Verwendung des funeraticium Rechenschaft ablegen und, wenn sie des Betrugs

*) Übrigens findet sich auch in dem erwähnten griechischen Eranistenklub (C. I. A. III. 23) ein dahingehender Paragraph: εἰ δέ τ(ις) μάχας ἢ θορύ(β)ους κεινῶν φαίνοιτο, ἐκβαλλέσθω τοῦ ἐράνου (ζ)ημιούμενος ταῖς δ(ι)πλαῖς . . χρίσεως . . ἢ πληγαῖς αἰκιζόμενος.

überführt werden, die vierfache Summe als Strafe zahlen. An Reisekosten bekommen sie 20 Sesterze.*)

Im ganzen mag wohl die Handhabung der Disciplin nicht selten Schwierigkeiten gehabt haben und mancher Verein trotz aller Strafandrohungen infolge der Lässigkeit der Genossen zur Auflösung gezwungen sein. Eine interessante, im Jahre 1790 ans Licht gebrachte Wachstafel, die sich unter den in den Bergwerken von Verespatak (Alburnus maior) kurz vor den Markomannenkriegen zu der Zeit des Marc Aurel vergrabenen privaten Urkunden befindet, gewährt wertvolle Aufschlüsse.**) Der Inhalt ist dieser.

Die nach dem Jupiter Cernenus benannte Sterbekasse (collegium Jovis Cerneni) habe einst 54 Mitglieder gezählt, von denen im Jahre 167 nur noch 17 übrig geblieben seien. Weder der magister Julius sei seit seinem Amtsantritt, noch die Mitglieder zu den Versammlungen in Alburnus erschienen, die Beiträge würden nicht gezahlt, deshalb könnten keine Begräbnisplätze mehr gekauft werden: aus diesem Grunde legten die derzeitigen Vorstandsmitglieder, Artemidorus und die Quästoren Valerius und Offas, unter Rückgabe der Kaution öffentlich Rechenschaft, damit Niemand denke, die Kasse bestehe noch und sei im Stande Sterbegelder auszuzahlen.

Im allgemeinen geht ein menschenfreundlicher, herzlicher Zug durch die Vereine, die neben anderen Bestrebungen die Pflege der Geselligkeit sich als Ziel setzten. Wir bemerkten schon, daß die Mitglieder sich wohl Freunde und Brüder nannten und wie durch ein Familienband verknüpft fühlten. Kein Genosse sollte wider den anderen Zeugnis ablegen***), und in dem Statut der lanuvi-

---

*) Von anderen Strafankündigungen, deren Interpretation nicht zweifellos ist, sehe ich an dieser Stelle ab.

**) Die Entzifferung unternahm zuerst Maßmann in der Schrift: Libellus aurarius sive tabulae ceratae et antiquissimae et unicae Romanae in fodina auraria apud Abrudbanyam oppidulum Transsylvanum nuper repertae. Lipsiae 1840. Huschke, Die in Siebenbürgen gefundenen lateinischen Wachstafeln in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft XII. 170 fgg. C. I. L. III. p. 924.

***) Über ähnliche Bestimmungen bei den mittelalterlichen Gilden Gierke I. 241. — Wenn ich hie und da — fast auf jeder Seite bietet sich Gelegenheit — auf parallele Vorgänge bei deutschen Zünften aufmerksam mache, so geschieht es nur um zu zeigen, daß analoge Verhältnisse zu verschiedenen Zeiten notwendig dieselben Erscheinungen veranlassen müssen.

nischen Kasse findet sich das schöne Wort: In unserem Verein habe böser Wille keine Stätte (a nostro collegio dolus malus abesto). Da bereits seit dem Ende der republikanischen Zeit auch Sklaven mit Genehmigung ihrer Herren eintreten konnten, haben die Vereine sich ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst um die Ausgleichung der im Altertum so schroffen gesellschaftlichen Unterschiede erworben.*)

Am deutlichsten aber tritt die willige Opferfreudigkeit in den überaus zahlreichen Schenkungen, Spenden und Stiftungen zu Tage. Wer die Inschriften der Kaiserzeit durchmustert, erstaunt über die großartige Freigebigkeit, welche den städtischen Gemeinden zu gute kam und Zeugnis ablegt ebenso für den municipalen Gemeinsinn wie für den Wohlstand des Bürgerstandes, der im zweiten Jahrhundert noch ungebrochen von der Not der schweren Zeiten verschont geblieben war. Ich kann diese Thatsache hier nur erwähnen. Auch die Vereine sind reichlich bedacht, denn von den Eintrittsgeldern und monatlichen Beiträgen konnten schwerlich die Ausgaben immer bestritten werden. Da übernahmen eiche Genossen oder Gönner des Vereins die Ausführung von Bauten, schenkten Kapitalien, Landgüter, Statuen u. a. m. Unter Marc Aurel wurde dann die den städtischen Kommunen am Ende des ersten Jahrhunderts verliehene Legatfähigkeit auch auf die Vereine ausgedehnt.**)

Besonders häufig waren die Fideikommisse, Schenkungen an die Genossenschaft, damit sie am Geburts- und Todestage des Spenders oder anderer ihm nahestehender verstorbenen Personen derer gedenke und die Zinsen zu einem Gedächtnismahl, zu einem Opfer, zur Unterhaltung des Grabes und seiner Schmückung am Rosenfeste verwende. Die schöne Sitte des Altertums, die Grabstätten an bestimmten Tagen (violationis, rosationis) mit Veilchen, Rosen

---

Mancherlei Bemerkungen für solche Vergleichungen bietet die Schrift von Hirsch, Das Handwerk und die Zünfte in der christlichen Gesellschaft, Berlin 1854.

*) Auch Sohm, Kirchengeschichte im Grundriß S. 4 hebt diese Eigenschaften der heidnischen Vereine hervor, die für die Beurteilung der ersten christlichen Gemeinden nicht zu übersehen sind.

**) Dig. XXXIV. 5, 20.

und anderen Blumen zu umgeben, haben die Christen übernommen, und noch lange sind die Rosalia gefeiert.*)

So schenkt L. Domitius Phaon einer nach dem Silvanus benannten Sterbekasse in Compsa zur Zeit Domitians mehrere genau beschriebene Grundstücke, aus deren Erträgen zu Neujahr, an den Geburtstagen des regierenden Herrscherpaares, dem Feste des Silvanus und den Rosalien Opfer dargebracht und Festmahle unter Leitung der magistri gehalten werden sollen.**) Salvia Marcellina giebt dem coll. Aesculapi et Hygiae in Rom (S. 173) 50 000 Sesterze unter der Bedingung, daß nicht mehr als 60 Mitglieder aufgenommen und die durch Todesfall frei gewordene Stelle verkauft werden soll. Will jemand seinen Anteil dem Sohn oder Bruder oder einem seiner Freigelassenen vermachen, so soll er die Hälfte des funeraticium in die Kasse zahlen. Über die Verwendung der Zinsen zu Sportelverteilungen am 4. Januar, 22. Februar, 22. März, 11. Mai, 19. September, 4. November werden die eingehendsten Anordnungen getroffen, wobei die Geldbeträge, die Brot- und Weinspenden für die vornehmsten (quinquennalis, pater, mater collegii) und geringeren Chargen (immunes, curatores) und die gewöhnlichen Mitglieder verschieden hoch bemessen sind. Am 14. März hatte der Vorsitzende ein Mahl oder Sportelverteilung auf seine Kosten zu geben. In Comum stiftet P. Appius Eutyches zum Andenken an seine verstorbene Gattin den fabri und centonarii ein Kapital, von dessen Zinsen die magistri am Geburtstag der Todten Sporteln im Wert von 200 Denaren und Öl verteilen, ein Gedächtnismahl für 750 Denare herrichten, weitere 200 Denare für ein lectisternium verwenden und am Rosenfeste drei Rosenkränze widmen sollen.***)

Ich verzichte darauf, noch weitere Beispiele aus der überraschend großen Fülle anzuführen. Die Formen der Übertragungen sind fast durchweg die gleichen, zuweilen erklärt der Verein aus-

*) Der Tag ist nicht immer zu derselben Zeit gefeiert. Näheres geben de Rossi, Roma sotteranea III. 476. 504, Bulletino dell' archeologia cristiana 1867 S. 4, 1868 S. 14, Tomaschek in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie LX. (1868) S. 351 fgg., Bellermann, Die ältesten christlichen Begräbnisstätten S. 16, Marquardt, Röm. Staatsverw. III². 311, F. X. Kraus, Realencyklopädie der christl. Altertümer I. 170, II. 700.

**) C. I. L. X. 444.

***) C. I. L. V. 5272.

drücklich seinen Willen die Stiftung anzunehmen, und häufig fügt der Spender die Klausel an, daß der Verein, wenn er seine Bedingungen nicht ausführe, Strafe zahlen oder das Legat überhaupt an eine andere Korporation übergehen solle.*)

Wie im Mittelalter „die Geschlechtergilden ihre Häuser oder Stuben, die Handelsgilden ihre Hallen, die Zünfte ihre Zunfthäuser hatten" **), so war für die Vereine der römischen Zeit der Mittelpunkt die schola. Nicht jeder kleine Verein konnte ein eigenes Vereinshaus haben, Genossen stellten ihre Wohnung für die Versammlungen zur Verfügung. So hatte Julianus Aelianus der Genossenschaft der Elfenbeinarbeiter ein ius scholae gegeben, was nur heißen kann, wie Mommsen***) zeigt, daß der Verein das Recht hatte, sich an der fraglichen Örtlichkeit zu versammeln. Andere Vereine beschränkten sich wohl auf Zusammenkünfte in den Garküchen und Schenken (popinae); deshalb suchten Tiberius und Claudius gewisse Gruppen von Vereinen in Rom durch Beschränkung und Aufhebung dieser Lokale zu unterdrücken.†) Andere Korporationen durften im Heiligtum der Schutzgottheit sich zu ihren Tagungen vereinigen. Die Einrichtung der Vereinshäuser ist uns durch Aufdeckung einiger deutlich geworden††); es sind runde oder rechteckige Räume, an den Wänden entlang befindet sich eine Bank, in der Mitte Altäre, oft auch Basen für Statuen von Gottheiten und Mitglieder des Kaiserhauses; ausgestattet sind dieselben oft sehr reich mit Mosaikfußböden, Tischen, Uhren, Brunnen, Becken, Gewichten und Wage. Hervorzuheben ist, daß schola viel-

*) Die einzelnen Belege habe ich a. a. O. S. 249 gesammelt.

**) Gierke II. 871.

***) Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 1890 S. 75.

†) Belege habe ich a. a. O. S. 33 gegeben.

††) De Rossi in Bulletino di archeologia cristiana 1864 S. 57—62: della schola sodalium Serrensium scoperta presso la via Nomentana. Visconti in Annali dell' instituto archeologico XL (1868) S. 362—413: i monumenti del metroon Ostiense e degli annesi collegi dei dendrofori e dei cannofori. Schieß S. 77 fg.

Wie zähe die Tradition in Italien sich erhalten hat, geht daraus hervor, daß die Inschrift C. I. L. X. 143, welche einen Verein der asinarii überliefert, in einem einst zur Kirche des heiligen Stephan gehörigen Gebäude in Potentia (Potenza) gefunden ist und noch heute, wie Kraus Roma sotteranea S. 53 berichtet, die Eseltreiber der Umgegend am St. Stephanstage ihre Tiere um das Gebäude herumführen, wo einst wohl das Versammlungshaus ihrer Zunft gestanden hat.

fach als technische Bezeichnung für Vereinigung in den späteren Jahrhunderten verwandt wird.*) Allerdings kann sich dieser Sprachgebrauch ebensogut auf die Vereine der Schreiber und der Palasttruppen zurückführen lassen.**) Die päpstlichen Notare, Subdiakone und kirchlichen Diener bildeten noch zur Zeit Gregor's des Großen solche scholae (Verbände) unter Regionarien.***)

Auch andere Bezeichnungen der antiken Verbände haben sich bis in das Mittelalter erhalten, so die „consorterie und matricole in Venedig, fraglie in Padua, arti und capitudini in Florenz†), università, collegi in Rom, abbadie, communità, masse, scuole, fraterie u. a. an anderen Orten".††) Gerade diese sprachlichen Beobachtungen sind nicht selten, aber ohne Beweiskraft als Belege für die Behauptung, daß zwischen den Vereinsbildungen der römischen Kaiserzeit und denen des Mittelalters ein Zusammenhang bestehe, herangezogen worden.

In der schola wurden die Dokumente des Vereins aufbewahrt, hier stand die Lade (scrinium)†††) mit den Statuten, Mitgliederverzeichnissen, Belegen der Stiftungen u. a. m. Hier fanden auch die Versammlungen des Vereins statt. Ein Statut mahnt, man solle dabei alle ernsten Angelegenheiten zur Sprache bringen, damit man an den Festtagen froh und heiter schmausen könne. An derartigen Gelegenheiten fehlte es nicht. Zu Kaisers Geburtstag, zu Ehren des Schutzgottes, an Gedenktagen der um den Verein verdienten Männer, bei der Einweihung von Baulichkeiten und Denkmälern, nicht selten auch auf Veranlassung freigebiger

---

*) Marini pap. 13 (im J. 854) scuola Saxonum, 29 scola Frisionum 74. 90. 93. 114. 117. Anastasius, bibl. vitae rom. pontif. (Muratori III. 1) p. 198 schola peregrinorum. Fantuzzi, monumenti Ravennati I. 379 schola piscatorum, S. 385 schola negotiatorum.

**) scholae militiae et palatinae, scholae der agentes in rebus. Cod. Theod. V. 28, 6. 35. 3. Nov. Valent. 27. 1. Cassiod. var. VI. 6. XI. 35. Karlowa, Röm. Rechtsgeschichte I. 831.

***) Mabillon, mus. Ital. II. 195. Hegel, Städteverfassung von Italien I. 163. 244. 255.

†) Je zwölf arti maggiori und minori in Florenz nach Dino Compagni. Hegel II. 258.

††) Schönberg, Handbuch der politischen Ökonomie II². 506.

†††) Zwei kürzlich gefundene Abbildungen solcher sind beschrieben von Mommsen in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung 1891 S. 146.

Mitglieder, fanden solche Zweckessen statt*), deren Anordnung dem ex ordine albi gewählten magister oblag.**) Merkwürdig ist die 1855 im Katharinenschacht zu Verespatak gefundene Wachstafel, auf welcher der magister seine Einnahmen in der Höhe von ungefähr 270 Denaren und die Ausgaben für ein Festessen am letzten April verrechnet. Verbraucht sind dazu fünf Lämmer, ein Ferkel, weißes Brot, Weihrauch, reiner Wein, wovon wenig, gewöhnlicher Landwein, von dem umsomehr getrunken ist, Salat, Essig, Salz, Zwiebel u. a.***) Nach dem Statut der römischen Elfenbeinarbeiterzunft soll es zu Neujahr Brot und Nachtisch geben, ein Mahl ist nicht erwähnt, und durch die curatores Mohnkuchen, Datteln, karische Feigen und Birnen gespendet, zu den anderen Festessen, wie es scheint, aber ein abweichendes Menu geboten werden, Vor allem wurden an diesen Tagen häufig auch Sporteln verteilt. über deren Höhe uns die verschiedensten Angaben erhalten sind.†) Daß nicht bei allen Mahlzeiten solche frugale Menus wie die erwähnten aufgetischt wurden, zeigen die zahlreichen oft in sehr scharfen Ausdrücken vorgebrachten Klagen über die in den Vereinen herrschende Völlerei und Genußsucht.††) Diese Übelstände scheinen von dem Vereinsleben bis zu einem gewissen Grade unzertrennlich zu sein; wie schon Aristoteles klagt, daß bei den griechischen Ge-

*) Die lanuvinische Kasse feiert sechs offizielle Festmahlzeiten, ein römischer Begräbnisverein deren sieben (S. 185).

**) Die schwierige Stelle in der lanuvinischen lex: quo (?) ordine homines quaterni ponere debeb(unt): vini boni amphoras singulas et panes a. II qui numerus collegi fuerit et sardas n(u)mero quattuor, strationem, caldam cum ministerio erklärt Friedländer, Sittengeschichte I. 274 auf diese Weise: „*Die Schmäuse wurden, wie es scheint, von je vier jährlich wechseln*den Mitgliedern veranstaltet, welche Decken oder Polster für die Speisesofas, heißes Wasser nebst Geschirr, außerdem vier Amphoren (zu 23 Quart pr.) guten Wein und für jedes Mitglied ein Brod zu zwei Aß und vier Sardinen zu besorgen hatten.“ Mommsen in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft XV. 364.

***) C. I. L. III. p. 935.

†) Bisher ist nur von der Elfenbeinarbeiterzunft bekannt, daß auch die Überschüsse des Jahres unter die Mitglieder zu gleichen Teilen vergeben wurden, wenn wir Mommsens Ergänzungen folgen. Zeitschrift der Savigny-Stiftung 1891, S. 141.

††) Ich habe die wichtigsten Stellen a. a. O. S. 262, die Worte Tertullians oben S. 128 angeführt. Cyprian ep. 67, 6 spricht sogar von turpia et lutulenta convivia.

nossenschaften das Schmausen als die Hauptsache betrachtet werde, so zeigen Verbote, daß auch in den mittelalterlichen Zünften Essen und Trinken im Vordergrunde stand.*)

Das Hauptfest war aber nicht der Stiftungstag des Vereins, sondern der Weihetag des Heiligtums zu Ehren des Schutzgottes, den man den Heiligen der mittelalterlichen Zünfte und Bruderschaften**) vergleichen kann. Die Sterbekassen huldigen meist der Fortuna oder dem Silvanus, die Getreidehändler haben die Ceres als Schützerin ihres Vereins erwählt, die Kaufleute den Merkur, die Schiffer den Neptun, die Veteranen den Mars, die Weinhändler den Bacchus u. a. m. Sehr häufig wird Jupiter unter den verschiedensten Beinamen als Schutzgott genannt, ferner Herkules, besonders gefeiert bei den Vereinen unter der Jugend (iuvenes), die Fides, Virtus, Victoria, Concordia, Nemesis, Venus, Annona sancta und nicht selten fremde Gottheiten. In engster, wenn auch nur wenig deutlicher***) Beziehung zum Kult der asiatischen magna mater stehen die Genossenschaften der dendrophori, ferner genießen Isis, Serapis, Cybele, Anubis, Adrastea, die dea Sandraudiga, die Lugoves, Apollo Belenus, Sedatus, die deutsche Gottheit Hludena Verehrung; die Bevorzugung gewisser Gottheiten durch die Vereine, die übrigens auch den Schutzgott der Stadt wählten, ist für die Beurteilung der religiösen Verhältnisse der Kaiserzeit nicht unberücksichtigt zu lassen. Wenn wir auch nicht sagen können, inwieweit diese Vereine noch in späterer Zeit die heidnischen Kulte gegenüber dem sich ausbreitenden Christentum gepflegt haben, so verdient doch hervorgehoben zu werden, daß Honorius die Auflösung des collegium der dendrophori im Jahre 415 *deshalb verfügte, weil dasselbe in heidnischem Aberglauben* verharre; die Besitzungen der Genossenschaft wurden teilweise Eigentum des Kaisers, teils sind sie der christlichen Kirche und orthodoxen Privatleuten überwiesen.****)

Die Handwerkervereine werden sich an dem großen Feste der

---

*) Aristoteles, Eth. Nicom. VIII. 9, 7 (151, 29 Bekker). Gierke I. 229.

**) Kriegk, Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1868 S. 178 fgg.

***) Seit Rabanis, recherches sur les dendrophores, Bordeaux 1841 ist diese Frage wenig der Lösung näher gerückt.

****) Cod. Theod. XVI. 10, 20.

Minerva, der Schutzgöttin jeder Arbeit und Kunst, das später in Rom um den 19.—23. März gefeiert wurde, in hervorragendem Maße beteiligt haben. Nach Ovid's Schilderung im Festkalender nahmen daran teil: Spinnerinnen, Weber, Walker, Färber, Schuster, Zimmerleute, Maler, Bildhauer, Ärzte, Lehrer und Dichter.*) Die Müller und Bäcker feierten den Tag der Vesta am 9. Juni, indem sie die Mühle bekränzten, den Eseln Brote und Blumengewinde umhingen, wie ein pompejanisches Wandgemälde darstellt.**) Wenn am 13. Juni die römische Musikantenzunft verkleidet durch die Straßen schwärmte, so darf man darin wohl ein Erinnerungsfest an den mißglückten Auszug nach Tibur erblicken. Das allgemeine Fest des kleinen Bürgerstandes am 15. März, dem Tage der Anna Perenna, ist von Ovid in lebhaften Farben gemalt, wie das Volk auf dem grünen Rasen am Tiberufer lagert, zum Schutz gegen die brennende Frühjahrssonne sich Zelte und Laubhütten baut oder unter die über Rohr gehängte Toga flüchtet, wie jeder in Lust und Fröhlichkeit sich soviel neue Lebensjahre wünscht als er Becher Weines leert. Ähnliche Feste, bei denen die Vereine eine große Rolle spielten, werden auch in den Landstädten gefeiert sein, wenn auch wenig Spuren davon erhalten sind.***) —

Diese geschlossenen Korporationen haben innerhalb des municipalen Lebens in den verschiedensten Beziehungen eine bedeutende Rolle gespielt. Man darf es nicht gering schätzen, daß sie den niederen und mittleren Ständen eine Organisation und selbst dem kleinen Mann durch die Aufnahme in eine Genossenschaft die Möglichkeit boten, einen Einfluß zu erlangen, der ihm als Einzelnem verschlossen bleiben mußte.

Zwischen den Vereinen derselben Stadt herrschte meistens ein freundschaftliches Verhältnis, wie vielfache gemeinsame Widmungen bezeugen. Von einer Anknüpfung des Verkehrs mit Korporationen anderer Städte, die beispielsweise für die Kaufmannsgilden manchen Vorteil in geschäftlicher Beziehung geboten hätte, erfahren wir

---

*) Ovid, Fasti III. 819—832. Jahn in den Berichten der sächsischen Gesellschaft 1856 S. 296.

**) Gerhard, Ant. Bildwerke 62, 3. Archäologische Zeitung XII. 192. Jahn in den eben genannten Berichten 1861 S. 345.

***) Die Schiffergilde in Comum begeht alljährlich die Feier der Neptunalia C. I. L. I. 5279, die in Rom auf den 23. Juli fiel. Marquardt, Röm. Staatsverwaltung III². 579.

nichts; es kann kein Zweifel sein, daß durch ein Reichsgesetz die Bildung größerer Vereinigung verboten war und die römischen Verbände nach dieser Seite wie die politischen Vereine im modernen Staate angesehen wurden.

War auch die Erteilung der Konzession überhaupt davon abhängig gemacht, daß man ein Wirken des Vereins im öffentlichen Interesse annehmen konnte (S. 124), so kam die Thätigkeit mancher derselben doch geradezu der städtischen Gemeinde zu gute.*) Unter diesen sind vor allem die Feuerwehren, deren weite Verbreitung durch ihren gemeinnützigen Zweck erklärt ist, zu nennen. Wenn Konstantin im Jahre 315 die Vereinigung der Genossenschaften der dendrophori mit denen der fabri und centonarii befahl**), so machte er nur zum Gesetz, was sich längst in den Städten vollzogen hatte***); ihren Dienst bezeugt noch in der Zeit Justinians Joannes Lydus†), daß bei Feuersbrunst in Rom der Ruf an omnes collegiati erscholl.

Auch das Verhältnis der Vereine zur Regierung war ein vortreffliches. Die Statuten gedenken im Eingang des regierenden Kaisers; sein Geburtstag wird gefeiert, und die schola schmückt wie die Werkstätten und Läden sein Bild, das bei festlichen Gelegenheiten beleuchtet wurde. Überhaupt war das Kaisertum in den Kreisen des kleinen Bürgerstandes populär. Einem begreiflichen Gefühle der Dankbarkeit entsprang dieser Kaiserkultus, dem Altäre und Tempel geweiht waren, dessen Dienst sich die Augustalen gewidmet, dem die Städte so überraschend schnell und freudig ihre Hingebung darbrachten.††) Bitteres Unrecht thut man diesen Kaiser-

*) Vgl. S. 177 (ut necessariam operam publicis utilitatibus exhiberent). Rodbertus in der S. 134 genannten Darstellung S. 418 fgg.

**) Cod. Theod. XIV. 8, 1.

***) Häufig haben sich diese drei Vereine schon in früheren Zeiten zu gemeinsamem Auftreten vereinigt, wie die von Mommsen C. I. L. V. p. 440. 565. 635. 1198 und Maué S. 52 fgg. gesammelten Beispiele zeigen. Eingehend schildert ihre Thätigkeit Hirschfeld in der S. 132 erwähnten Abhandlung: Der praefectus vigilum in Nemausus und die Feuerwehr in den römischen Landstädten.

†) Jo. Lydus, περὶ ἀρχῶν I. 50. Hirschfeld a. a. O. S. 257.

††) Näheres geben mehrere in den letzten Jahren erschienene Arbeiten, die ich hier nicht aufzählen kann, doch sei auf die Abhandlung von O. Hirschfeld, Zur Geschichte des römischen Kaiserkultus, in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1888 verwiesen.

treuen des römischen Reiches, wenn man ihre Loyalität verwechselt mit der Anbetung eines Gottes in Gestalt eines Menschen. Den Gewaltigsten auf Erden, dessen Wille schrankenlos, dessen Wort Gesetz, weil er über dem Gesetz steht, um Gnade und Huld zu flehen, wie man einem der zahlreichen Götter, mit denen der religiöse Synkretismus der Kaiserzeit den Olymp bevölkerte, Verehrung und Opfer darbringt, war für antike Begriffe keine Blasphemie, keine Gotteslästerung.

Wie andere städtische Körperschaften hatten auch die Vereine im Theater und Cirkus bestimmte Plätze; so waren im Theater zu Nemausus der einen Schiffergilde 25 Sitze, der anderen 40 reserviert.*) Bei den Festzügen zu Ehren des Kaisers oder municipaler Größen erschienen sie gleich den mittelalterlichen Zünften und den Vereinen unserer Tage mit ihren Bannern und Fahnen (signa), wie ein pompejanisches Wandgemälde dies uns vor Augen führt.**) In dem von Septimius Severus veranstalteten Trauergeleite für Pertinax, bei den Triumphzügen des Gallien, Aurelian und Konstantin wird ihre Beteiligung erwähnt.

Am gewichtigsten mußte der Einfluß der Vereine in die Wagschale fallen bei den jährlichen Wahlen zu den kommunalen Ämtern, die nicht selten unter großer Erregung der Bürgerschaft vor sich gingen, sodaß schon Cicero sagte, es sei leichter, in Rom Senator zu werden, als in Pompeji Stadtrat. Die beste Illustration zu diesem Worte gewähren die anderthalbtausend mit Mennig auf Kalk gemalten Inschriften, welche an die Häuserwände in Pompeji angeschrieben waren und uns mitten in den Wahlkampf versetzen, der kurz vor der Verschüttung der Stadt die Gemüter erregte. Willems***) hat in einer äußerst scharfsinnigen Schrift an der Hand dieser Plakate den Zusammenhang der einzelnen Kandidaturen ermittelt, sodaß ich auf seine Darlegung ver-

---

*) C. I. L. XII. 3316. a. a. O. 284. Boissieu, Inscriptions de Lyon S. 396.

**) Nissen, Pompejanische Studien S. 344 fg. Archäol. Zeitung XVII (1850). S. 177.

***) Nach der Schrift von P. Willems, les élections municipales à Pompéi. Paris, Thorin 1887, hat Egelhaaf in der Deutschen Rundschau 1886/7 III. S. 123—131 die Gemeindewahlen in Pompeji besprochen. Bousquet de Florian, les élections municipales dans l'empire romain. Thèse, Paris 1891 S. 17.

weisen muß und nur einige Wahlempfehlungen deshalb hervorhebe, weil wir dadurch ein Bild von der großen Zahl verschiedenartiger Vereinigungen in dieser einen Stadt bekommen. Außer einzelnen Privatpersonen treten die angesehenen Geschlechter, ganze Stadtviertel und Vereine mit Empfehlungen von Kandidaten hervor*), so die Wagenbauer, Ackersleute, Holzhändler, Bauunternehmer, Buchhändler, Obsthändler, Juweliere, Maultiertreiber, Wirte, Bäcker, Zwiebelhändler, Küfer, Friseure, Fischer, Mantelschneider, Salbenhändler, Sackträger, Färber, Geflügelhändler u. a. m., Isis- und Venusverehrer, sowie drei Vereine mit scherzhaften Namen, die Nachtzecher (seribibi), kleine Spitzbuben (furunculi), Schlafmützen (dormientes), die wir wohl mit Willems als Spitznamen für einen oder mehrere Vereine aufzufassen haben. —

* * *

So stand es um die Vereine zur Zeit ihrer Blüte und ihrer größten Wirksamkeit. In gedrängter Kürze habe ich nur die wesentlichsten Züge hervorheben können, mein Ziel war nicht, eine ins Einzelne gehende Ausführung zu geben, deren Probleme im Grunde nur den Altertumsforscher interessieren, sondern das römische Vereinswesen vielmehr in seiner kulturhistorischen Bedeutung zu würdigen. Aber auch in dieser Beziehung mußte ich mich vielfach auf Andeutungen beschränken, denn für den Einfluß, den diese vielgestaltigen Genossenschaften als ein kräftiges Element innerhalb des antiken Lebens ausgeübt, für die Wandlungen, welche sich in dem Vereinsleben nach innen und außen im Laufe der Jahrhunderte vollzogen haben, kann die volle Erklärung doch erst gewonnen werden durch eine Betrachtung im Zusammenhange mit der großen Entwicklung der municipalen Gemeinwesen, die so glänzend und zukunftsreich erschien und schon bald dem Untergang

---

*) Die Form dieser Wahlprogramme hat allerdings Mommsen im Röm. Staatsrecht III. 349 mit Rücksicht auf die durch Tiberius vollzogene Aufhebung des Wahlrechtes der römischen Bürgerschaft bezüglich der ordentlichen Magistrate veranlaßt, den Municipalen nur ein Wahlrecht zuzuschreiben, das auf den Weg der Acclamation gewiesen war und ohne ein faktisch entscheidendes Vorschlagsrecht nicht gedacht werden kann. Die schwierige Frage, wie lange in den Landstädten noch direkte Wahlen der Beamten durch die Bürger stattfanden, kann ich hier nicht erörtern.

verfallen sollte. Ueberall war, seit nach einem Zeitalter entsetzlicher Bürgerkriege in dem römischen Reiche der Friede eingekehrt, der eine stetige Entwicklung verbürgte, das municipale Leben emporgeblüht. Gemeinsinn und Freude am Ganzen war in hohem Grade lebendig in einer Zeit, welche eine düstere Geschichtschreibung als eine nur von greisenhaften Stimmungen getragene Periode der Weltgeschichte mit einer gewissen Vorliebe auszumalen pflegt. Das oft angezweifelte Wort Gibbon's, die Menschheit habe keine glücklichere Epoche gesehen als unter den Antoninen ist, wenn man das ganze Reich ins Auge faßt, nicht zu kühn gesprochen. Es schien, als habe ein gnädiges Geschick den Völkern des römischen Reiches noch eine kurze Spanne der Ruhe und des sich Auslebens gegönnt vor den wilden, stürmischen Ereignissen, die den Zusammenbruch der alten Welt begleiteten. Unter dem Schutze der gewaltigen Majestät des römischen Friedens, wie Plinius sich ausdrückt, hat das kommunale Leben einen mächtigen Aufschwung genommen*), und in diesem Kreise hat auch das Vereinswesen als ein Faktor von der größten Bedeutung sich nach allen Seiten hin entfaltet. Als dann die furchtbare Pest unter der Regierung Marc Aurel's in Italien wie in den meisten Teilen des Reiches den Wohlstand knickte und das Land zur Einöde machte, als das Römertum immer ohnmächtiger an den Grenzen sich der Einbrüche der fremden Völker zu erwehren suchte, als das Vertrauen auf die kräftige Leitung des Staates verschwand, der seine Allmacht nur nutzte, um den Unterthanen unerschwingliche Steuern abzupressen, als Provinz nach Provinz verkümmerte, als Handel und Wandel erst gelähmt, dann vernichtet ward: da war auch all das frische Leben des zweiten Jahrhunderts wie mit einem Schlage erloschen. Die oben (S. 134 fg.) gezeichnete Politik der kaiserlichen Regierung gegenüber den Vereinen erscheint unter dieser Beleuchtung nicht bloß als nackter, frivoler Despotismus, sondern läßt sich bis zu

---

*) Eine treffliche Schilderung desselben verdanken wir Friedländer, dem kenntnisreichen Forscher auf dem Gebiete der kulturgeschichtlichen Verhältnisse der römischen Kaiserzeit, in dem Aufsatz: „Städtewesen in Italien im ersten Jahrhundert" (Deutsche Rundschau 1879. XIX. S. 210 fgg., wieder abgedruckt 1891 in seiner Ausgabe der cena Trimalchionis des Petronius, S. 19—68.

einem gewissen Grade begreifen als einer der vielen Versuche, dem absterbenden Staatsorganismus das Leben zu fristen, als ein Akt der Notwehr der Staatsgewalt gegenüber dem offenkundigen Verfall des antiken Lebens. Doch ich muß davon absehen, diese Auflösung einer mehr als tausendjährigen Kultur in ihren Gründen darzulegen.



Die Begründung einer sozialstatistischen Methode in der deutschen Geschichtschreibung durch Karl Lamprecht.

Von Georg Winter.

Daß das gegenwärtige staatliche und gesellschaftliche Leben durch eine ganze Reihe von Faktoren der Vergangenheit bestimmend beeinflußt, daß die Politik eines Staates durch seine Geschichte bedingt ist und bestimmt werden muß, wenn sie einen ersprießlichen und heilsamen Fortgang haben soll, ist eine Thatsache, welche immer und immer wieder und gerade in der neuesten Zeit mit besonderem Nachdrucke betont worden ist. Weniger beachtet wird es, daß umgekehrt auch die Politik der Gegenwart auf die Erforschung der Vergangenheit, auf die Geschichtschreibung einwirkt und ihr Richtung und Gegenstände der Betrachtung anweist. Und wie jene Fortwirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart, so ist auch diese Einwirkung der Gegenwart auf die Geschichtschreibung keine zufällige, sondern eine im Wesen der Sache liegende, fast mit Notwendigkeit sich vollziehende. Denn auch die Geschichte hat wie jede andere Wissenschaft im letzten Grunde ihren Ausgangs- und Stützpunkt in der Gegenwart, die sie aus ihrer Genesis und Entwickelung begreifen und verständlich machen will; eben darauf beruht jene Bedeutung einer wissenschaftlichen Erkenntnis der Vergangenheit für die organische Gestaltung und Fortentwickelung des gegenwärtigen staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Unwillkürlich oder auch mit bewußter Absichtlichkeit sucht jeder einsichtige Politiker für die schwierigen und wichtigen Aufgaben, welche das politische und wirtschaftliche Leben der Gegenwart stellt, nach-

Analogien in der Vergangenheit, um durch sie sein Verhalten mehr oder weniger direkt bestimmen zu lassen. Darauf beruht es, wenn man die Geschichte von alters her als die Lehrmeisterin der Politik bezeichnet hat. Dieses Streben, sich die Vorgänge der Gegenwart durch Analogien der Vergangenheit klarer und verständlicher zu machen, ist aber naturgemäß nicht auf diejenigen beschränkt, welche sich berufsmäßig mit praktischer Politik beschäftigen, es ist vielmehr eine gemeinsame Eigentümlichkeit aller denkenden Patrioten, welche von der Erkenntnis durchdrungen sind, daß jede politische Reform nur dann dauernd segensreich wirken kann, wenn sie sich in Übereinstimmung mit den geschichtlichen Grundlagen des Staatswesens hält. In diesem Sinne ist politisch denken und historisch denken im letzten Grunde ein und dasselbe. Neben dem praktischen Politiker aber wird naturgemäß am stärksten von jenem Suchen und Forschen nach Analogien der Vergangenheit der nationale Historiker erfaßt. Es wäre wunderbar, wenn dem nicht so wäre. Schon hieraus erklärt es sich, daß die nationale Geschichtschreibung sich stets mit Vorliebe denjenigen Richtungen und Erscheinungen des historischen Lebens zuwendet, welche mit den in der Gegenwart am meisten im Vordergrund des Interesses stehenden Fragen und Aufgaben die nächste Verwandtschaft haben.

Man kann diese Einwirkung ganz im allgemeinen, man kann sie aber auch bis ins Einzelne hinein an dem Entwickelungsgange der Geschichtschreibung nachweisen. Ganz im allgemeinen äußert sie sich vor allem darin, daß die Zeiten der Blüte der Geschichtschreibung fast bei allen Kulturvölkern stets mit einer Blütezeit der politischen Entwickelung zusammentreffen. Eine in politische Ohnmacht und Zerrissenheit versunkene Nation hat nur selten ein wirklich lebendiges und über die oberflächliche Neugier hinausgehendes Interesse an ihrer nationalen Vergangenheit. Mangel an nationalem staatlichem Sinn geht in der Regel mit Mangel an wahrhaft historischem Sinn Hand in Hand. An die Stelle des eigentlichen historischen Sinnes im großen Stile pflegt dann antiquarische Kuriositätenkrämerei zu treten, wie sie ihr klassisches Muster in der philologischen Sammelarbeit der byzantinischen Zeit gefunden hat. Geschichtschreibung im großen Stil ist stets nur von politisch thätigen und blühenden Völkern gehegt und gepflegt worden. Die Keilschrift-Geschichtschreibung der Assyrier und Babylonier, wie die Hieroglyphen-Denkmäler der

Ägypter fallen in die Zeit des Höhepunktes ihrer ausbreitenden Eroberungspolitik; in Griechenland haben die Perserkriege Herodot, das große nationale Ringen des peloponnesischen Krieges den größten griechischen Historiker Thukydides hervorgebracht; in Rom fällt die erste Blütezeit der Geschichtschreibung in die Epoche der punischen Kriege, die zweite in die des Cäsar und Augustus. Dieselbe Erscheinung begegnet uns in unserer eigenen nationalen Geschichtschreibung, deren erste zukunftsreiche Ansätze in die Zeit der Salier und Hohenstaufen fallen, während die dann folgende Periode nationalen Niedergangs und nationaler Zerrissenheit wohl eine umfangreiche lokalhistorische und eine eifrige universale Sammelthätigkeit, aber keine eigentlich große nationale Geschichtschreibung gezeitigt hat. Neue Ansätze zu einer solchen zeigen sich erst, als durch die reformatorische That Martin Luthers der schaffenden Kraft der Nation neue Bahnen eröffnet waren, sie starben aber bald wieder ab, als im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert jener kräftige Impuls in den theologischen Streitereien einer erstarrenden Orthodoxie vernichtet wurde und zugleich das nationale politische Leben einem unaufhaltsamen Niedergange entgegeneilte. Die Keime der gegenwärtigen Blüte der nationalen Geschichtschreibung aber, die durch Niebuhr und Ranke und ihre Schulen begründet wurde, erwuchsen in der Zeit der Freiheitskriege, in jener Epoche, da der durch die napoleonische Gewaltpolitik niedergedrückte nationale Geist in einer gewaltigen Reaktion von furchtbarer Kraft die Fesseln der fränkischen Universalmonarchie zersprengte. Nichts ist für diesen inneren Zusammenhang zwischen der nationalen Erhebung und der Neubegründung der deutschen Geschichtswissenschaft bezeichnender, als daß derselbe Mann, der für jene nationale Erhebung das Größte geleistet hatte, der Freiherr vom Stein, zugleich der Begründer des großen Quellenwerkes der nationalen Geschichte, der Monumenta Germaniae historica, gewesen ist.

Aber wir sagten es schon, mit dieser allgemeinen Einwirkung der jeweiligen nationalpolitischen Zustände auf die Geschichtschreibung ist der Einfluß der ersteren auf die letztere noch keineswegs erschöpft; er erstreckt sich vielmehr weit tiefer in die Einzelheiten des politischen und geschichtlichen Lebens. Man darf sagen, daß im großen und ganzen diejenigen Aufgaben und Richtungen, welche für das politische Leben einer Nation hervorragende Be-

deutung in Anspruch nehmen, alsbald auch die Geschichtschreibung mit neuen Gedanken erfüllen, zu neuen Zielen hinführen. Bleiben wir bei unserer nationalen Geschichte stehen, so ist es allbekannt, wie die tiefgehende religiöse Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts die geschichtliche Forschungsthätigkeit jener Epoche so ausschließlich auf die kirchlich-religiösen Dinge lenkte, daß daneben die politische Geschichtschreibung fast völlig in den Hintergrund trat. Noch deutlicher erkennbar und noch mehr ins Einzelne gehend tritt uns dieselbe Erscheinung in unserer modernen Geschichtschreibung entgegen. So lange nach dem Wiedererwachen des nationalen Geistes in den Freiheitskriegen und dem gleichzeitigen Wiederaufblühen der geschichtlichen Wissenschaft die große Frage einer Neugestaltung des nationalen Staates die Geister der denkenden Patrioten so gut wie ausschließlich beherrschte, war die politische Geschichte einschließlich der Rechts- und Verfassungsgeschichte die absolut herrschende Richtung in der Geschichtschreibung. Indem man daran ging, eine Form für die zukünftige Gestaltung der deutschen Einheit zu finden, suchte man sich die geschichtlichen Grundlagen, auf denen das alte Reich beruht hatte, in ihrer Entwickelung zu vergegenwärtigen. Das Sehnen und Streben nach einem neuen Reich ging mit der liebevollen Versenkung in die Geschichte des alten Hand in Hand. Als eines der bezeichnendsten Denkmäler dieser wechselseitigen Einwirkung zwischen Geschichte und Politik kann Wilhelm von Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" betrachtet werden. Ganz ausdrücklich hat der Verfasser dieses monumentalen Werkes den inneren und notwendigen Zusammenhang desselben mit den Einheits-Bestrebungen seiner Zeit in der Vorrede zur ersten Auflage (1855) hervorgehoben und betont, daß man sich über die Form der Begründung eines neuen Reiches vielleicht eher einigen würde, „wenn man sich allgemeiner bemühte, das innere Wesen und die eigentümliche Gestalt jener fernen Zeit kennen zu lernen, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit war, wenn man an der Hand der Geschichte die Bedingungen zu ergründen suchte, unter denen das deutsche Volk damals einen weltbeherrschenden Einfluß gewinnen und durch Jahrhunderte behaupten konnte." Bewußt oder unbewußt aber ist unsere ganze nationale Geschichtschreibung in jener ganzen Periode des Einheitsstrebens eben durch diese mächtige geistige Bewegung bestimmt und in ihrer Richtung beeinflußt worden.

Als aber diese die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig beherrschende große Aufgabe in der Begründung des neuen Reiches eine in allem wesentlichen befriedigende Lösung gefunden hatte und nun mit immer größerer Wichtigkeit an der Stelle der nationalen politischen die soziale Frage in den Vordergrund trat und gebieterisch eine Lösung zu erheischen schien, da richtete auch die Geschichtschreibung zum ersten Male mit angestrengtester Aufmerksamkeit ihren Blick auf die bis dahin so gut wie völlig unbeachteten wirtschaftlichen Vorgänge der Vergangenheit: die soziale Frage rief die junge Wissenschaft der Wirtschaftsgeschichte hervor.

Aber wie die soziale Frage selbst nicht eine bisher gar nicht existierende und mit unvermuteter Plötzlichkeit hervortretende Erscheinung war, vielmehr sich infolge der veränderten Produktionsverhältnisse ganz allmählich entwickelte, so ist auch die Begründung der neuen wissenschaftlichen Disziplin der Wirtschaftsgeschichte nicht auf einmal, etwa auf Grund der individuellen spontanen Entschließung eines einzelnen Forschers, hervorgerufen worden, sie hat sich vielmehr in mehr oder weniger bewußter Abhängigkeit von der Entwickelung der sozialen Frage selbst allmählich herausgestaltet. Nationalökonomen und Historiker fingen in gleicher Weise an, für die verwickelten wirtschaftlichen Vorgänge der Gegenwart nach Analogien in der Vergangenheit zu suchen. Es wäre wunderbar gewesen, wenn das nicht der Fall gewesen wäre. Je klarer man erkannte, daß in der Gegenwart die wirtschaftlichen Vorgänge und Zustände einen immer wachsenden bestimmenden Einfluß auf die gesamte staatliche Entwickelung gewannen, immer ausschließlicher die angestrengteste Thätigkeit der gesetzgebenden Körperschaften in Anspruch nahmen, um so näher mußte die Vermutung liegen, daß auch in der Vergangenheit die politischen Ereignisse sich nicht unabhängig und isolirt neben den wirtschaftlichen Zuständen abgespielt hätten, daß vielmehr auch hier die letzteren bestimmend auf die ersteren ebenso wie umgekehrt eingewirkt hätten. Damit aber mußte sich notwendig eine allmähliche Wandlung der historischen Weltauffassung überhaupt vollziehen. Die ältere Geschichtsauffassung war, eben weil sie in der Entwickelung der Verfassung und dem wechselvollen Spiele der politisch-kriegerischen Ereignisse den Hauptgegenstand der Betrachtung sah, an den wirtschaftlichen Erscheinungen des Volkslebens fast völlig achtlos vorübergegangen. Hatte man dieselben überhaupt in den Kreis der Forschung ge-

zogen — was nur selten und ganz nebensächlich geschah —, so hatte man sie gleichsam anhangsweise neben der politischen Entwickelung behandelt, als wenn sie in gar keinem inneren Zusammenhange mit dieser ständen. Die Wechselwirkung zwischen Ereignissen und Zuständen war kaum bemerkt, jedenfalls aber nicht ausreichend betont worden. Das wurde jetzt anders, je mehr man sah, wie sehr in der Gegenwart nicht allein die innere Gesetzgebung, sondern auch die äußere Politik — in der Kolonialpolitik, in Handelsverträgen rc. — in hohem Maße durch wirtschaftliche Interessen beeinflußt wurde. Man erkannte immer klarer, daß die bloße politische Geschichtschreibung nur die Wirkungen, nicht aber die Ursachen der geschichtlichen Entwickelung in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen hatte.

Unter der älteren Generation der Historiker war es eigentlich nur ein tiefer Denker, der diesen inneren Zusammenhang zwischen dem äußeren Gange der deutschen Politik und den wirthschaftlichen Zuständen des Volkes nicht bloß im allgemeinen geahnt, sondern den Versuch gemacht hat, denselben zum Angelpunkte seiner geschichtlichen Auffassung zu machen und in den Mittelpunkt seiner geschichtlichen Darstellung zu rücken; es war Karl Wilhelm Nitzsch, dessen in dieser Beziehung epochemachende Bedeutung für die deutsche Geschichtschreibung noch heute bei weitem nicht genügend gewürdigt wird. Er war in der That der erste, welcher die vollständige Einheit der verschiedenen Seiten des historischen Lebens völlig klar erkannte und sich eben dadurch eine wirklich klare Vorstellung von den ebenso schwierigen wie verwickelten Vorgängen des Volkslebens im deutschen Mittelalter erworben hat. Für die unserer Anschauung näher liegende neuere Geschichte hatten ähnliches schon die grundlegenden Arbeiten Ranke's geleistet. Ähnliches, aber nicht dasselbe. Wohl hatte auch Ranke den innigen Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Politik im historischen Leben mit voller Klarheit erkannt und in allen seinen Hauptwerken zur Vorstellung gebracht. Wie klar tritt derselbe nicht in der deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation und in der englischen Geschichte hervor, wie nachdrücklich betont hier Ranke, daß die gesamte innere, insbesondere die religiöse Entwickelung in Deutschland in jedem Augenblick durch den Gang der universalen Weltpolitik Karls V. bedingt war und umgekehrt, wie scharf erkennbar tritt diese selbe Abhängigkeit in der meisterhaften Darstellung der Ver-

fassungsentwickelung Englands hervor! Aber unter den Erscheinungen der inneren Politik, deren Zusammenhang mit denen der äußeren zu betonen er nicht müde wird, richtet er seine Aufmerksamkeit doch fast ausschließlich auf die rechtlichen und kirchlich-religiösen Zustände, während es ihm gerade für die wirtschaftlichen Vorgänge an tiefer gehendem Interesse und Verständnis mangelt, wie sich das eben aus der Zeit, in der er selbst die bestimmenden Eindrücke für seine schöpferische Thätigkeit empfing, erklärt. Gerade in der organischen Eingliederung dieser wirtschaftlichen Vorgänge, nicht in ihrer rein mechanischen Anreihung an die bisherigen Ergebnisse der Forschung, liegt das hervorragende Verdienst und die grundlegende Bedeutung, welche die Nitzsch'schen Arbeiten für die Geschichte der deutschen Geschichtschreibung in Anspruch nehmen dürfen. Die ältere, rein politische Betrachtungsweise der deutschen Geschichte des Mittelalters, welche sich mit einer Darstellung der allmählichen Ausbildung der politischen Verfassung beschäftigte und diese aus sich selbst zu erklären versuchte, vermochte gerade über die entscheidenden Grundfragen nicht zu voller Klarheit zu gelangen. Wie es kam, daß von den im Reiche Karls des Großen vereinigten verschiedenen Nationalitäten von denselben Grundlagen aus die einen (namentlich die Franzosen) sehr früh zu einem centralisierten Staatswesen gelangten, während die Deutschen immer größerer Zersplitterung anheimfielen, mußte bei einer isolierten Betrachtung der Verfassungsentwickelung ein unverstandenes Rätsel bleiben. Suchte man aber, wie es oft geschah, den Grund der territorialen Zersplitterung Deutschlands in der Ausdehnung und Ausartung des doch schon unter Karl dem Großen voll entwickelten Lehnswesens, so blieb es unverständlich, weshalb diese Ursache in Frankreich nicht ebenso gewirkt haben sollte wie in Deutschland. Aus rein politisch-rechtlichen Ursachen ließ sich diese Verschiedenheit der Verfassungsentwickelung aus gleichen Grundlagen heraus nicht begreifen.

Da war es Nitzsch, der zuerst auf den grundlegenden Gedanken kam, diese Verschiedenheit auf den Unterschied der geographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen. Im höchsten Maße beachtenswert ist die Art und Weise, wie er es that. Man darf sagen, daß hierin der Schlüssel für Nitzsch's Auffassung der deutschen Geschichte und für die thatsächliche Entwickelung der Verfassung in Deutschland liegt.

Das Grundproblem, von dem Nitzsch ausging, ist das oben bezeichnete: worauf beruht im letzten Grunde die außerordentliche Verschiedenheit der deutschen Verfassung von der der übrigen europäischen Kulturvölker? Wie kommt es, daß in Frankreich sich ein centralisierter Staat mit einem machtvollen Königtum an der Spitze organisirt hat, während Deutschland in eine Fülle von Einzelstaaten zerfiel, in deren Mitte das in universalen und nicht in nationalen Zielen aufgehende Kaisertum schließlich vollkommen mattgesetzt wurde? Wie kommt es, daß dort das Königtum der ursprünglich ebenso mächtigen Laienaristokratie durch eine Verbindung mit dem Bürgertum der Städte Herr wurde, in Deutschland aber sich keine Spur einer solchen Entwickelung findet? Daß dieser Gegensatz aus rein politischen Ursachen nicht zu erklären ist, hoben wir schon hervor; folglich kann er, so schloß Nitzsch, nur aus den aus der Eigenart des deutschen Landes sich ergebenden wirtschaftlichen Zuständen des Volkes erklärt werden. Wenn das deutsche Königtum den Versuch, zur Überwindung der geistlichen und Laienaristokratie eine Verbindung mit dem Bürgertum einzugehen, nicht machte, wenn infolge dessen auch jene für England so charakteristische Vereinigung des niederen Adels mit dem Bürgertum zu einer Gentry sich in Deutschland nicht vollzog, so lag das nach Nitzsch daran, daß die deutschen Städte infolge der eigentümlichen wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands in der Zeit, in welcher die Bahnen der Entwickelung aus einander gingen, jene Bedeutung noch nicht erlangt hatten, die sie in den anderen Staaten zu mächtigen Verbündeten des Königtums machte. Dieses wirtschaftliche Element, welches die deutschen Städte in ihrer politischen Entwickelung zurückgehalten hatte, war nun aber die geographische Abgeschlossenheit des Gebiets, in dem sie emporkamen: diese hielt sie in jener früheren Epoche ab, am Weltverkehr teilzunehmen und dadurch jene Blüte des Handelsverkehrs zu zeitigen, welche die italienischen Städte schon im 11. und 12. Jahrhundert erreichten. Die großen Handelsstraßen, auf denen sich der europäische Verkehr vom 7. bis zum 10. Jahrhundert ausschließlich bewegte, umgingen Deutschland vollkommen und ließen es völlig unberührt. „Von Konstantinopel", so sagt Nitzsch, „ging dieser Verkehr teils über Nowgorod, dann in die Ostsee, teils über das Mittelmeer nach Italien, der spanischen Halbinsel und Frankreich, von dessen Märkten er England erreichte. Gerade von einem

solchen Verkehr war das Deutschland des 7., 8., 9. und 10. Jahrhunderts durch seine Lage und Naturbeschaffenheit vollständig ausgeschlossen. Von dem Mittelmeer war es geschieden durch die gewaltige Gebirgsmauer der Alpen und ihrer östlichen Fortsetzung; seine Flüsse aber, obwohl sie in die Nordsee mündeten, boten dem Handel eine viel weniger günstige Straße als die großen Ströme Rußlands und die atlantischen Flüsse Spaniens und Frankreichs. Rhein, Weser und Elbe als Ströme des nordeuropäischen Tieflandes erreichten zwischen weiten Mooren und Niederungen ihre Mündung; der Umstand, daß ihr Oberlauf jedes Frühjahr früher als der untere auftaute und im Andrang gegen die Eisflächen des unteren die Ufer überflutete, und dazu die beständig wechselnden Marschenbildungen ihrer Mündungen machten sie zu höchst unsicheren und unpraktikabeln Verkehrsstraßen." Dadurch, daß Deutschland von dem großen europäischen Handelsverkehr ausgeschlossen blieb, ergab sich die eigentümliche Thatsache, daß die Städte zu derselben Zeit, zu der sie z. B. in Italien sich zu dem mächtigen lombardischen Bunde zusammenschlossen, in Deutschland politisch noch völlig bedeutungslos waren und daher weder als Bundesgenossen des Königs noch als Finanzquelle des Reiches erheblich in Betracht kamen. Während in England und Frankreich eben auf Grund jenes Handelsverkehrs, der ein bequemes Steuerobjekt darbot, sich eine geregelte Steuerverfassung und damit die Grundlage eines centralisierten Staatswesens ausbildete, sah sich das deutsche Königtum nach wie vor in der Hauptsache auf die Erträge seiner Domänen angewiesen, d. h. mit anderen Worten: in Deutschland erhielt sich, während die anderen Staaten schnell und konsequent zur Geldwirtschaft übergingen, auffallend lange die Naturalwirtschaft intakt. Das Königtum sah sich, um die Erträge seiner Domänen zu verwerten, gezwungen, auf eine feste Residenz zu verzichten und im Lande herumzureisen, und, wie Nitzsch es ausdrückte, „seine Domänen abzugrasen". Das herumwandernde Königtum ist eine der singulärsten und merkwürdigsten Erscheinungen des mittelalterlichen deutschen Verfassungslebens. Eben aus dem Grunde aber, weil an die Durchführung der Geldwirtschaft in Deutschland unter den obwaltenden Verhältnissen nicht zu denken war, die Naturalerträge der königlichen Domänen aber sich für die weitergreifende Politik der Staufen als nicht ausreichend erwiesen, haben diese immer und immer wieder

den Versuch gemacht, sich in der Unterwerfung der lombardischen Städte und später des sizilischen Königreichs eine feste Grundlage zu einer festgeregelten Finanzwirtschaft und Verwaltung zu erringen; mit einem Worte: die gesamte innere Entwickelung Deutschlands, ebenso wie die äußere Politik seiner Könige beruht im wesentlichen auf den geographischen und den aus diesen erwachsenen wirtschaftlichen Zuständen des Landes. Eine Änderung ist hierin erst eingetreten, als die Verkehrswege ihre alten Bahnen veränderten, als Konstantinopel aufhörte, den Ausgangspunkt derselben zu bilden, und nunmehr, nachdem die Alpenpässe gangbar gemacht waren, sich der Handel von Italien über Deutschland nach der Nord- und Ostsee lenkte. Auf dieser Verkehrsrevolution beruht dann die rapide Entwickelung, welche das städtische Leben in Deutschland seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts nahm und durch welche die Städte nach dem Untergange der Hohenstaufen befähigt wurden, plötzlich als politische Macht hervorzutreten und einen bestimmenden Einfluß auf die Reichsverfassung zu gewinnen; nur geschah das erst zu einer Zeit, als die Keime der deutschen Territorialstaaten schon viel zu weit gediehen waren, als daß diese ganze Entwickelung hätte rückgängig gemacht werden können.

Man sieht, in wie scharfsinniger und fein beobachtender Weise hier gerade die entscheidenden Thatsachen der deutschen Verfassungsentwickelung, ja selbst der äußeren Politik des deutschen Kaisertums mit rein wirtschaftlichen Momenten und mit der natürlichen Beschaffenheit des Landes in Verbindung gebracht werden. In diesen großen Rahmen hat Nitzsch dann auch eine Reihe kleinerer Bilder über die Entwickelung der einzelnen Stände und Berufsarten, über die verschiedenen Seiten des Handels, Verkehrs und Gewerbes hineingezeichnet und ist namentlich den wirtschaftlich wie politisch gleich wichtigen Erscheinungen des Zunftlebens wie der städtischen Verfassung in Deutschland mit liebevoller Sorgfalt nachgegangen. Überall zeigt er auch im kleinen, wie in jenem großen Zusammenhange das feine Verständnis für die inneren Ursachen der an die Außenseite des geschichtlichen Lebens hervortretenden Vorgänge, welches für seine geschichtliche Auffassung so überaus charakteristisch ist.

Aber gerade weil er der erste war, der in umfassendem Sinne die wechselseitige Bedingtheit wirtschaftlicher und politischer Kräfte im Volksleben in klaren Grundzügen erkannte, war er bei

dem Mangel an ausreichenden Vorarbeiten natürlich nicht im stande, seinen leitenden Gedanken, die er durch feine und tief-durchdachte Beobachtung der geschichtlichen Erscheinungen selbst gewonnen hatte, überall die beweisende urkundliche Grundlage zu geben. Seine Auffassung war ebenso neu und originell wie überraschend und erregte naturgemäß neben hoher Anerkennung und Bewunderung auch mannigfachen Widerspruch. Das konnte nicht anders sein, denn in der That mag er in Einzelheiten eben infolge des mangelnden Beobachtungsmaterials oft genug über das Ziel hinausgeschossen haben. Jedenfalls aber ist der Grundgedanke, von dem er ausging und den wir eben in den Hauptzügen charakterisiert haben, richtig, und eben dadurch ist sein Werk, mehr noch durch die ungemein reiche Anregung zur Einzelerforschung der von ihm zuerst aufgeworfenen Probleme als durch seinen Inhalt selbst von hervorragender, ja epochemachender Bedeutung für die deutsche Geschichtschreibung.

So übrigens liegt die Sache keineswegs, daß er sich mit der Beobachtung und Darlegung jener allgemeinen Zusammenhänge begnügt und die Einzelbegründung derselben durchaus seinen Nachfolgern überlassen hätte. Vielmehr hat er namentlich in seinem Werke über Ministerialität und Bürgertum im deutschen Mittelalter deutlich genug gezeigt, in wie hohem Grade er die Fähigkeit der Versenkung ins einzelne besaß, wie sehr er im stande war, durch feinsinnige Beobachtung des spröden Urkundenmaterials aus diesem die überraschendsten Ergebnisse zu gewinnen. Aber von unvergleichlich höherem Werte war und ist doch die Thatsache, daß er in kühnem und glücklichem Wurfe die wirtschaftlichen Vorgänge in den Mittelpunkt der Betrachtung einführte und damit die historische Wissenschaft gleichsam zwang, diesem Probleme eine größere Aufmerksamkeit als früher zuzuwenden.

Für die Weiterentwickelung der Nitz'schen Ideen traf es sich nun sehr glücklich, daß gleichzeitig in der bis dahin fast durchweg in der Hauptsache theoretisch und statistisch gehandhabten nationalökonomischen Wissenschaft eine der seinigen sehr verwandte Gedankenrichtung emporkam. Hier war es vor allem Karl Knies, der in seinem Werke „Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte" seinen Fachgenossen die nachdrückliche Mahnung zurief, sich in höherem Maße als bisher der Erforschung der geschichtlichen Erscheinungen der Volkswirtschaft zuzuwenden und aus ihr die

konkrete Grundlage für die Beurteilung der gegenwärtigen Zustände zu gewinnen. Trotz der inneren Verwandtschaft ihrer Grundgedanken, da der eine die Geschichte national-ökonomisch, der andere die National-Ökonomie geschichtlich behandelt wissen, beide also die Berührungspunkte beider Wissenschaften in den Vordergrund stellen wollten, war ihr Ziel doch keineswegs völlig ein und dasselbe. Während es Nitzsch vor allem darauf ankam, die Ursachen des gesamten geschichtlichen, politischen wie kulturellen Lebens eben in den wirtschaftlichen Vorgängen nachzuweisen, sollte Knies die geschichtliche Forschung weit unmittelbarer und ausschließlicher die Grundlage rein nationalökonomischer Untersuchungen gewähren. Dem Historiker waren die national-ökonomisch-geschichtlichen Ergebnisse Mittel zum Zweck, dem Nationalökonomen Selbstzweck. Der erstere behielt immer im Auge, daß die nationalökonomischen Erscheinungen für ihn nur eine Richtung unter vielen in dem geschichtlichen Leben des Volkes darstellen, der letztere wollte die Wirtschaftsgeschichte und nur sie erforschen, um ihre Ergebnisse unmittelbar für die Kenntnis der Gegenwart zu verwerten.

Dem entsprechend hat sich auch die weitere Entwickelung der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung, welche durch jene beiden grundlegenden Werke angeregt wurde, verschieden gestaltet, je nachdem sie von Historikern oder Nationalökonomen in die Hand genommen wurde. Für die specielle Wirtschaftsgeschichte und für die Erforschung einzelner wirtschaftsgeschichtlicher Vorgänge und Zustände haben die Nationalökonomen sehr Hervorragendes geleistet. Wir brauchen hier nur an die agrargeschichtlichen Untersuchungen eines Hansen und Meitzen, die zuerst klares Licht über die wirtschaftlichen Zustände der alten Deutschen in der Zeit des Überganges von der Viehzucht zum Ackerbau und für die spätere Periode der Dreifelderwirtschaft verbreitet haben, sowie an die für die deutsche Handels- und Gewerbegeschichte grundlegenden Arbeiten Schmollers zu erinnern. In neuester Zeit haben wir nun auch von nationalökonomischer Seite ein großes, systematisches und zusammenfassendes Werk über die mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte in ihrer Gesamtheit erhalten: die deutsche Wirtschaftsgeschichte von Inama-Sternegg, deren erster Band 1879, der zweite 1891 erschienen ist und die wirtschaftliche Entwickelung bisher von der ältesten Zeit bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts in ebenso geistvoller

als auf tiefgründlichen Studien beruhender Darstellung behandelt hat. Aber der erste, welcher jenen von Nitzsch angedeuteten und in den Grundzügen geschilderten Zusammenhängen zwischen wirtschaftlicher und politischer Geschichte in umfassender Weise nachgegangen ist und für ihre Erforschung die feste Grundlage einer exakten Methode geschaffen hat, war doch wieder ein Historiker: Karl Lamprecht, dessen in vier Bänden abgeschlossen vorliegende Wirtschaftsgeschichte sich auf das gesamte Mittelalter erstreckt und als ein staunenswertes Denkmal deutscher Gelehrsamkeit und ebenso tiefgründlicher wie fein- und scharfsinniger Forscherarbeit betrachtet werden muß. Lamprecht war seit Nitzsch der erste, der mit feinstem Verständnis die durch eindringende Quellenforschung von größter Genauigkeit gewonnenen wirtschaftsgeschichtlichen Ergebnisse in ebenso umfassender Weise für das Verständnis und die Erklärung der rein politischen und Verfassungsentwickelung verwertet; er hat es, hie und da wohl über das Ziel hinausschießend, unternommen, die gesamte geschichtliche Entwickelung der deutschen Territorialstaaten aus der von ihm und Inama-Sternegg gleich gründlich untersuchten Natur der deutschen Grundherrschaft mit ihren verschiedenen wirtschaftlichen Attributen abzuleiten.

Schon aus diesen Andeutungen ergiebt sich klar sowohl die Verwandtschaft als die Verschiedenheit der beiden großen wirtschaftsgeschichtlichen Werke, durch welche die deutsche Wissenschaft in jüngster Zeit fast gleichzeitig bereichert worden ist. Jedes von ihnen hat seine Eigenart in Auffassung und Darstellung, die von der oben bezeichneten Verschiedenheit des Zielpunktes ebenso wie von der des Beobachtungsobjekts bedingt sind. Beide aber stellen einen im höchsten Maße erfreulichen und fruchtbaren Fortschritt auf einer neu eröffneten, aussichtsreichen Bahn der geschichtlichen Wissenschaft überhaupt dar.

Dieser Fortschritt liegt nicht allein in den wissenschaftlichen Ergebnissen, die unserer Erkenntnis der geschichtlichen Entwickelung unseres Volkes eine ungeahnte Bereicherung gebracht haben, sondern auch in der Begründung einer exakten Methode gerade für diese Art von historischen Problemen, oder vielmehr in der Übertragung der Methode einer anderen Wissenschaft auf specifisch geschichtliche Probleme. Denn im wesentlichen ist namentlich Karl Lamprecht zu seinen für die geschichtliche Wissenschaft so sehr bedeutsamen Ergebnissen dadurch gelangt, daß er seiner Untersuchung nicht die

Aussagen einzelner Quellen zu Grunde legte, wie das in der Hauptsache bisher geschehen war, daß er, wenn wir so sagen dürfen, die Quellen nicht als Individuen betrachtete, sondern in großen Reihen zur Grundlage von Massenbeobachtungen machte; mit einem Worte: es ist die Anwendung der statistischen Methode auf geschichtliche Untersuchungen, der Lamprecht seine großen Resultate verdankt. Suchen wir uns von der Bedeutung dieses Vorganges wenigstens in den Grundzügen eine klare Vorstellung zu machen.

Das Beobachtungsmaterial, welches uns für eine wissenschaftliche Erkenntnis der Vergangenheit zu Gebote steht, bilden naturgemäß die schriftlichen Aufzeichnungen und sonstigen Reste, welche aus vergangenen Jahrhunderten auf uns gekommen sind. Für die Geschichtschreibung im engeren Sinne sind aber, so hochwillkommen ihr auch die erhaltenen künstlerischen und gewerblichen Erzeugnisse der Vergangenheit für die Erkenntnis dieser Seiten des geschichtlichen Lebens sind, doch vor allem die schriftlichen Aufzeichnungen von entscheidender Bedeutung. Sie sind es, die in erster Linie als Geschichtsquellen aufgefaßt und bezeichnet werden. Und zwar unterscheidet man unter ihnen wieder zwei große Gruppen: die zusammenhängenden und bewußt den Zwecken historischer Überlieferung dienenden Arbeiten historischer Schriftsteller, der Historiker früherer Jahrhunderte, und Urkunden, welche in erster Linie zu praktischen Zwecken und nicht oder doch nicht ausschließlich zum Behuf geschichtlicher Überlieferung für spätere Jahrhunderte niedergeschrieben sind. Aus der Natur dieser Quellen ergiebt sich, daß die ersteren im wesentlichen die großen geschichtlichen *Ereignisse* ihrer Zeit erkennen lassen, während die Urkunden gleichsam unmittelbare Überreste und Zeugnisse der rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen *Zustände* ihrer Zeit sind. So lange sich daher die Geschichtschreibung vorwiegend der Erforschung der großen politischen, diplomatischen und kriegerischen Begebenheiten der Vergangenheit widmete, bevorzugte sie als Quellen ihrer Erkenntnis die historischen Schriftsteller, die natürlich für alle Zeit eine unentbehrliche Grundlage der Forschung bilden werden, weil sie und nur sie uns unmittelbar in das geistige Leben und die Weltanschauung vergangener Jahrhunderte einführen und unserer Erkenntnis Licht und Leben geben, welches aus Urkunden allein nicht zu gewinnen ist. Dagegen sind die letzteren schlechthin unentbehrliche Hilfsmittel der Forschung, sobald man den Blick

von den großen Ereignissen, welche die Aufmerksamkeit der historischen Schriftsteller in der Vergangenheit noch weit ausschließlicher wie heutzutage in Anspruch nahmen, auf die Zustände des Volkslebens richtet; denn über diese, nur langsam und allmählich ohne allzusehr an die Oberfläche tretende Symptome sich entwickelnden Zustände enthalten die Arbeiten der Historiker, namentlich der früheren Jahrhunderte, nur sehr wenige und dürftige Nachrichten, weil man diese als etwas Selbstverständliches, jedem Bekanntes auffaßte, was man nicht weiter zu erwähnen brauche. Dazu kam die Subjektivität der Auffassung, von der jeder, auch der objektivste Historiker abhängig ist und die ihn zu einer völlig unbefangenen Auffassung und Darlegung der staatlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen seiner Zeit nicht kommen läßt. Es wird genügen, dies an einem Beispiele aus der Gegenwart klar zu machen.

Nehmen wir an, es wolle sich jemand eine erschöpfende und wirklich zutreffende Erkenntnis der thatsächlichen Lage unseres Arbeiterstandes verschaffen. Was wird er zur Grundlage seiner wissenschaftlichen Untersuchung machen? Ganz gewiß nicht die subjektiven Darstellungen, die etwa ein August Bebel auf der einen Seite, einer der großen Industrievertreter, ein Krupp oder Stumm, auf der andern Seite von ihren ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus von der Sache entwerfen, sondern als erste Aufgabe müßte es in diesem Falle gelten, sich das erforderliche urkundliche und zwar in diesem Falle rein statistische Material zu verschaffen, etwa in der Weise, daß sich der Forschende aus den Zahlenveröffentlichungen der statistischen Bureaus die Höhe des täglichen Arbeitslohnes in den verschiedenen Zweigen des gewerblichen und industriellen Betriebes zusammenstellte und diese dann etwa mit den Preisen der notwendigen Lebensmittel vergliche.

Ein anderes Beispiel. Ein Staatsmann will sich, um die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Ansprüche und Klagen der katholischen Centrumspartei wirklich objektiv und rein wahrheitsgemäß zu prüfen, eine klare und zutreffende Vorstellung von der thatsächlichen rechtlichen Lage der katholischen Kirche in Preußen verschaffen. Dann wird er sich naturgemäß nicht auf die Darstellung eines Führers des Centrums, ebensowenig aber auf die eines Gegners der katholischen Kirche verlassen, sondern wiederum seine Zuflucht zu urkundlichen und statistischen Quellen nehmen;

er wird die rechtlichen und Verfassungsbestimmungen über Rechte und Pflichten der katholischen Kirche mit denen anderer kirchlicher Gemeinschaften vergleichen; er wird feststellen, wie groß die Bevölkerungszahl der Katholiken in Preußen ist und ob sie im Besitz einer dieser Bevölkerungszahl entsprechenden Anzahl von Kirchen sind, ob sie ihr entsprechend in den höheren und mittleren Staatsstellen vertreten sind, inwieweit für ihre Unterrichtsbedürfnisse ausreichend gesorgt ist 2c.

Übertragen wir die hier gewonnenen Grundsätze auf die Erkenntnis verwandter Erscheinungen der Vergangenheit und nehmen wir zuerst das Beispiel der Lage der arbeitenden Klassen, so ist klar, daß man sich eine zutreffende Vorstellung von derselben weder von einer Darstellung eines Mitgliedes derselben, noch von der eines Angehörigen der herrschenden Klassen verschaffen kann, sofern diese nicht ihrerseits auf urkundlich-statistischen Grundlagen aufgebaut ist. Solche Darstellungen aber können wir aus weiter zurückliegenden Jahrhunderten schon darum nicht besitzen, weil solche Grundlagen urkundlich-statistischen Charakters in jenen Epochen, wie wir gleich sehen werden, so gut wie nicht vorhanden waren. Daher kommt es z. B., daß wir über Art und Wesen wie über die tieferen Ursachen der großen sozialen Bewegung im deutschen Bauernstande des 15. und 16. Jahrhunderts, die ihren schärfsten Ausdruck in dem großen Bauernkriege von 1525 gefunden hat, noch so sehr wenig im klaren sind. Die geschichtlichen Darstellungen, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind, stammen fast ausnahmslos aus den Reihen der Gegner der Bauern und geben daher nur ein einseitig gefärbtes Bild nicht bloß der Vorgänge selbst, sondern vor allem der wirtschaftlichen Zustände des Bauernstandes, welche zu jener tiefgreifenden und furchtbaren Revolution geführt haben. Auch hier müssen wir uns, um zu einer wirklich zutreffenden Erkenntnis zu kommen, vor allem die notwendigen urkundlichen Grundlagen zu verschaffen suchen.

Ebenso liegt die Sache bei dem zweiten der oben aus der Gegenwart angeführten Fälle. Über die kirchlichen Zustände, welche der großen Reformation Martin Luthers vorhergingen und sie veranlaßten, haben sich natürlich die historischen Schriftsteller der Zeit, je nachdem sie der einen oder der anderen Partei angehört haben, sehr verschieden geäußert, und diese entgegengesetzten Äußerungen der gleichzeitigen Historiker haben ihre Wirkung noch

bis auf die heutige Geschichtschreibung ausgedehnt. Nur dadurch ist es möglich gewesen, daß über diese wichtige Frage zwei so entgegengesetzte Auffassungen, wie die Rankes und Janssens, möglich gewesen sind, die doch beide mit Anführungen gleichzeitiger Schriftsteller in großer Zahl belegt sind. Davon, daß diese Anführungen bei Janssen keineswegs objektiv ausgewählt und richtig wiedergegeben sind, können wir dabei zunächst absehen. Einleuchtend ist, daß, nicht zwar über die Ereignisse selbst, die Ranke vollkommen zutreffend dargestellt hat, wohl aber über die kirchlich-sittlichen Zustände, welche die Reformation herbeigeführt haben, eine wirklich erschöpfende Vorstellung nur auf demselben Wege zu gewinnen ist, wie über die entsprechenden der Gegenwart.

Eben darauf nun, daß er zuerst für diese Uebertragung der urkundlich-statistischen Methode von Problemen der Gegenwart auf solche der Vergangenheit in großem Stile und umfassend den Weg gefunden und geebnet hat, beruht die epochemachende Bedeutung der Lamprecht'schen Untersuchungen. Wie kommt es nun, daß die großen führenden Geister der deutschen Geschichtschreibung nicht schon früher diesen Weg gefunden haben, und auf welche Weise ist Lamprecht dazu gelangt ihn zu finden? Diese beiden Fragen sind es, welche nunmehr der Beantwortung bedürfen.

Die erste Frage beantwortet sich durch die Erwägung der beiden Thatsachen, daß einmal die deutsche Geschichtschreibung, wie wir schon hervorhoben, bis zu dem Erscheinen der gedanklich grundlegenden Arbeiten von Karl Wilhelm Nitzsch den wirtschaftlichen Zuständen des Volkes nicht diejenige Aufmerksamkeit widmete, wie das jetzt der Fall ist, dann aber, daß solche bequem bereitliegende statistische Grundlagen, wie wir sie für die Erforschung der gegenwärtigen Zustände besitzen, für die der Vergangenheit eben nicht vorhanden sind. Die Statistik ist eine verhältnismäßig sehr junge Wissenschaft, die in ihren Anfängen kaum über das vorige Jahrhundert zurückreicht. Das deutsche Mittelalter kannte Aufzeichnungen oder gar zusammenstellende Tabellen zu statistischen Zwecken überhaupt nicht; selbst Aufnahmen über die Zahl der Bevölkerung waren völlig unbekannt, wie viel mehr Berufs-, Lohn-, Zinsfuß- 2c. Statistiken. Einen ganz beschränkten und nur sehr sporadisch vorhandenen Ersatz dafür vermochten nur etwa die Zusammenstellungen zu gewähren, welche große Verwaltungskörperschaften, wie namentlich die großen kirchlichen Grundherrschaften,

zu reinen Verwaltungszwecken entwarfen. Deren sind in der That eine größere Anzahl auf uns gekommen. Der große, noch dazu völlig auf naturalwirtschaftlicher Grundlage beruhende Grundbesitz mußte naturgemäß sehr früh daran denken, sich über die vielfachen und sehr verschiedenartigen Abgaben, welche er von seinen Pächtern und Hintersassen in Gestalt von Frucht-, Hühner-, Gänse-, Eier-Zehnten zu erheben hatte, durch schriftliche Fixierung derselben genau zu unterrichten. Diesem Bestreben, wie der Neigung, alle Verhältnisse ganz konkret und individuell zu gestalten, verdanken jene höchst wichtigen Quellen ihre Entstehung, welche wir mit dem Namen Weistümer und Urbare bezeichnen und deren Wichtigkeit schon sehr früh von der Forschung erkannt worden ist. Ich erinnere nur daran, daß der erste Versuch einer Sammlung der Weistümer von keinem Geringeren als von Jakob Grimm unternommen worden ist. Allein einmal gab diese Art von Quellen immer nur Aufschluß über eine gewisse Gruppe wirtschaftlicher Erscheinungen, dann trugen dieselben einen rein lokalen Charakter, endlich aber versagten sie für große geographische Gebiete unseres Vaterlandes vollständig. Auch sie konnten also keineswegs als eine ausreichende Grundlage zu statistisch-historischen Untersuchungen dienen, so trefflich sie auch als Ausgangs- und Anhaltspunkte zu solchen zu verwerten waren und u. a. namentlich von Nitzsch mit der ihm eigenen, unvergleichlichen Kombinationsgabe verwertet worden sind. Aber auch er verwertete sie zunächst nur als Individuen, als Einzelzeugnisse für ganz bestimmte, lokal fixierte Zustände. Wenn er trotzdem zu einer genialen Erkenntnis jener großen Zusammenhänge zwischen der wirtschaftlichen und politischen Entwickelung gelangte, die wir oben charakterisiert haben, so hat er das nicht eigentlich auf statistischem Wege, sondern durch tiefes Nachdenken und geniales Kombinieren der einzelnen wirtschaftlichen und politischen Thatsachen und Entwickelungsreihen erreicht.

Wie aber war es möglich, auf diesem Wege weiter zu einer wirklich statistischen Behandlung dieser Probleme zu gelangen, da doch eigentlich statistische Quellen aus dem deutschen Mittelalter nicht vorliegen? Lamprecht fand den Weg, indem er darauf verzichtete, die urkundlichen Quellen eben nur als Quellen über einen einzelnen Vorgang zu betrachten, sie vielmehr als Massenmaterial benutzte, um die statistischen Tabellen, welche uns das Mittelalter nicht hinterlassen hat, seinerseits rekonstruierend herzustellen. Statt

der einzelnen Urkunde nur die einzelne Thatsache zu entnehmen, welche sie bezeugen sollte, wie dies bisher geschehen war, faßte er tausende von Einzelurkunden über Vorgänge derselben Art zusammen, um das Gesetz zu erkennen, welches diesen einzelnen Vorgängen zu Grunde liegt. Machen wir uns das wiederum an einem Beispiele klar. Es kann kein Zweifel sein, daß für die Erkenntnis der wirtschaftlichen Lage großer und zwar gerade der unteren Schichten des Volkes die Frage von entscheidender Wichtigkeit ist, wie hoch zu einer bestimmten Zeit der Zinsfuß für geliehene Kapitalien gestanden habe. Heute brauchen wir, um uns über diese wichtige Thatsache zu unterrichten, nur die statistischen Nachweise der Börsenberichte, den Diskont der Banken ꝛc. zu kennen. Für das Mittelalter sind solche Hilfsmittel nicht vorhanden, wohl aber sind natürlich viele Tausende von einzelnen Verträgen über zinsbare Darlehen auf uns gekommen. Aus diesen Tausenden von Einzelurkunden gewann dann Lamprecht in sehr vorsichtiger und umfassender Untersuchung den herrschenden Zinsfuß einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Landes. Eine scheinbar sehr einfache und leichte Manipulation, deren große Schwierigkeiten man erst erkennt, wenn man sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Mittelalters, welche dabei in Frage kommen, vergegenwärtigt. Einmal herrschte bekanntlich in dem auf allen Lebensgebieten von der katholischen Kirche bestimmend beeinflußten Mittelalter die aus dem kanonischen Rechte entnommene Vorstellung, daß Zinsnehmen überhaupt verboten sei. Da nun aber Handel und Verkehr ohne Kredit und Zins nicht bestehen konnten, so wurden alle solche Darlehensverträge in einer, wenn wir so sagen dürfen, verschleierten Form abgeschlossen. Der Gläubiger erscheint als Käufer, der Schuldner als Verkäufer einer Rente, welche in Geld oder Naturalien besteht. Statt also zu sagen: A leiht dem B 100 Thaler und erhält dafür 5 Thaler Zinsen, heißt es im mittelalterlichen Rentenkaufbriefe: B verkauft dem A eine jährliche Rente von 5 Thalern für 100 Thaler und behält sich den Wiederkauf für dieselbe Summe vor. In dieser einfachsten Form ist der Rentenkauf ja ganz offenkundig nichts weiter als ein, zumeist hypothekarisch gesichertes Darlehensgeschäft. Aber wie im Mittelalter alles individualisiert wird, so auch diese Art von Geschäften. Die Einzelbestimmungen sind oft so sonderbar verquickt und kompliziert, daß man die zu Grunde liegenden einfachen Verhältnisse nur schwer erkennen kann. Dazu kommt

nun, um die Schwierigkeit für eine rein statistische Untersuchung zu erhöhen, die grenzenlose Münzverwirrung, die namentlich am Ende des Mittelalters herrschte und einen Wertmaßstab für die verschiedenen Münzsorten oft gänzlich unmöglich macht. Dies ist aber für Untersuchungen über den Zinsfuß um so störender, als nicht etwa vereinzelt, sondern sehr häufig die Rente (der Zins) in einer anderen Geldsorte festgestellt wird als das Kapital. Kennt man nun das Wertverhältnis der beiden in der Urkunde vorkommenden Geldsorten nicht ganz genau, so ist dieselbe für die Untersuchung des Zinsfußes nicht verwertbar. Nur wer selbst einmal Specialstudien auf diesem Gebiete gemacht hat, wird sich von den hieraus sich ergebenden Schwierigkeiten eine Vorstellung machen und die Summe von Arbeit ermessen können, die in einer einzigen statistischen Tabelle Lamprechts steckt, wie sie sein Werk für alle möglichen wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse zu hunderten enthält.

Aber die Ergebnisse, die Lamprecht auf diesem Wege gewonnen hat, zeigen deutlich, daß ohne solche unendlich mühseligen Detailuntersuchungen auf Grund von tausenden von Einzelurkunden zu einer wirklich zutreffenden Vorstellung von den wirtschaftlichen Zuständen des Mittelalters nicht gelangt werden kann, ja daß auch große entscheidende historische Vorgänge ohne solche Untersuchungen unverständlich bleiben können.

Bleiben wir, um uns dies deutlich zu machen, bei dem früher angegebenen Beispiele der großen sozialen Bewegung im deutschen Bauernstande, die sich im 15. Jahrhundert vollzogen und in dem Bauernkriege von 1524/25 ihren furchtbarsten Ausdruck gefunden hat, stehen. Welches waren die tiefer liegenden Ursachen (nicht die äußeren Veranlassungen) dafür, daß dieser seiner Natur nach konservativste aller Stände, welcher in der Gegenwart bisher allen Verlockungen sozialistischer Zukunftspropheten standhaft widerstanden hat, sich damals zu einer der revolutionärsten Bewegungen, die unsere Geschichte kennt, hinreißen ließ? Um diese Frage wirklich erschöpfend zu behandeln, ist es ganz offenbar unumgänglich notwendig, sich ein wirklich zutreffendes, auf genaueste Massenbeobachtung begründetes Bild von der sozialen Lage des Bauernstandes in jener Epoche zu verschaffen, wie ein solches aus den gleichzeitigen Schilderungen der Vorgänge selbst nun einmal nicht zu gewinnen ist. Hier muß man sich klar darüber werden, wie sich damals die Verteilung des Groß- und Klein-Grundbesitzes,

die Verschuldung beider, die persönlichen und dinglichen Lasten und Abgaben des kleinen Bauern an seinen Grundherrn und an die Kirche gestaltet hatten ꝛc. Diese Fragen können aber, da eigentlich statistische Quellen fehlen, nur eben dadurch gewonnen werden, daß man sich aus tausenden von Einzelurkunden, Weistümern und Urbaren solche statistische Tabellen, wie sie für die Gegenwart mühelos zu haben sind, selbst herstellt. Eben hierfür aber hat Lamprecht die einzig mögliche und auch in der Hauptsache zu richtigen nnd sicheren Ergebnissen führende Methode gefunden. Man braucht nur einen Blick in die im zweiten Bande seines Werkes enthaltenen massenhaften statistischen Tabellen dieser Art über die allmähliche Entstehung und Ausbildung der großen weltlichen und geistlichen Grundherrschaften und ihrer Einnahmen von den Hintersassen bezw. über die sich daraus ergebende Belastung der letzteren zu werfen, um einen überraschend klaren Einblick in die geistige Werkstätte des ebenso bienenhaft fleißigen wie genial kombinierenden Forschers zu gewinnen. Und in gleicher Weise ist er dann bei der Feststellung der Preise der Lebensmittel, der Höhe der täglichen Arbeitslöhne, der Feststellung der Kosten des durchschnittlichen täglichen Lebensunterhalts eines Arbeiters ꝛc. verfahren und dabei zu Ergebnissen gelangt, wie man sie noch vor wenigen Jahrzehnten bei der Sprödigkeit und Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials für unmöglich gehalten hätte.

Wir müssen uns hier mit diesen wenigen Andeutungen begnügen, denn wie kann ein kurzer Zeitschrift-Aufsatz es unternehmen wollen, eine wirklich erschöpfende Vorstellung über ein Werk von dem Umfange und der Bedeutung des vorliegenden dem Leser verschaffen zu wollen? Selbst die beste und eingehendste Besprechung könnte die Lektüre des Werkes selbst nicht ersetzen, und sie will und soll es auch nicht; vielmehr muß und soll sie den Leser gerade zu einem wirklichen Studium des Werkes selbst anregen und veranlassen.

Aber wir würden der Art und Bedeutung des Werkes nur zur Hälfte gerecht werden, wenn wir bei seinen rein wirtschaftsgeschichtlichen Ergebnissen stehen bleiben wollten. Wohl würden dieselben, würde vor allem die Begründung einer exakten und zuverlässigen Methode für solche historisch-soziale Untersuchungen allein der Arbeit Lamprechts eine hervorragende Bedeutung innerhalb unserer historischen Litteratur sichern; aber der hohe Wert

des Lamprecht'schen Werkes für unsere historische Erkenntnis offenbart sich erst recht eigentlich durch die Art und Weise, wie der Verfasser diese wirtschaftsgeschichtlichen Ergebnisse verwertet, um zu einer ganz eigenartigen und groß angelegten, einheitlichen Auffassung des gesamten geschichtlichen Lebens unseres Volkes auf allen Gebieten seiner Bethätigung, in der Politik wie in der gesamten geistigen und materiellen Kultur zu gelangen. Gerade in dieser Beziehung zeigt es sich am deutlichsten, daß eben Lamprecht der kongeniale Nachfolger von Karl Wilhelm Nitzsch ist, daß er auf den von diesem eröffneten Bahnen weiter vorgeschritten ist und sie mit eigener Gedankenarbeit nach allen Seiten hin erweitert und vertieft hat. Jenem großen inneren Zusammenhange zwischen den verschiedenen, scheinbar getrennten, thatsächlich aber in steter Wechselwirkung stehenden Seiten des geschichtlichen Lebens, welchen Nitzsch durch einige große Gedanken-Kombinationen für einige hervorragende Erscheinungen der Geschichte unseres Volkes entdeckt hatte, ist Lamprecht nun, von den minutiösesten Einzeluntersuchungen zur vollen Höhe einer einheitlichen geschichtlichen Weltanschauung aufsteigend, in allen Äußerungen des vielgestaltigen geschichtlichen Lebens nachgegangen. Indem er den Aufbau nicht, wie das früher zumeist geschah, von oben von den am meisten zu Tage tretenden geschichtlichen Ereignissen her, sondern von der Grundlage aus, von unten her, von den kleinen und kleinsten Zusammenhängen des wirtschaftlichen Lebens beginnt, kommt er erst zu einer vollen und erschöpfenden Erkenntnis der tieferliegenden Ursachen jener Ereignisse, mit deren äußerem Verlaufe sich die Geschichtschreibung bis vor kurzem fast ausschließlich beschäftigt hat. Indem er der aus der ursprünglichen Gleichheit des Besitzes heraus sich entwickelnden Bildung des Großgrundbesitzes und der Grundherrschaft nachgeht, weist er zugleich nach, daß diese mit ihren zunächst rein wirtschaftlichen Organisationen doch keineswegs nur das Ferment der sozialen Schichtung des Volkes, der Bildung der Berufsstände rc. gewesen ist, sondern daß sie gerade dadurch auch die Grundlage des politischen und Verfassungslebens geworden ist. Mit bewundernswertem Eifer und Geschick entfaltet er vor dem Leser ein anschauliches Bild davon, wie diese Grundherrschaft von der wirtschaftlich-sozialen Machtstellung aus, die sie sich über ihre Hintersassen und Hörigen errang, allmählich auch rechtliche und staatliche Befugnisse in sich aufnahm und dadurch

die zunehmende Decentralisation der Verfassung und Verwaltung herbeigeführt hat, die uns bisher in unserer Geschichte als ein in seinen Ursachen so schwer verständliches Rätsel entgegengetreten ist. Ganz ähnlich wie Nitzsch erkennt auch Lamprecht in diesen wirtschaftlich-sozialen Bildungen den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis der politisch-verfassungsrechtlichen. Es ist bewunderungswert, in wie feiner und verständnisvoller Weise er die allmähliche Ausgestaltung der staatlichen Souveränität des Territorialfürstentums aus diesen wirtschaftlich-sozialen Kräften und Bildungen abgeleitet hat. Hier hat er, auf den Nitzsch'schen Grundlagen weiter fortschreitend, der geschichtlichen Forschung neue, weite Gebiete eröffnet, welche im weiteren Fortgang der wissenschaftlichen Bewegung leicht in den entscheidendsten Punkten zu einer völligen Umwandlung der historischen Gesamtauffassung führen können, wie sie das in vieler Beziehung schon jetzt gethan haben. Diese Begründung und Anbahnung einer reichen Fülle neuer fruchtbarer wissenschaftlicher Gedanken und Ergebnisse, welche in diesem grundlegenden Werke Lamprechts niedergelegt sind, wird sich allerdings zunächst, gerade infolge ihrer methodischen Bedeutung, nur in den Kreisen der Fachgenossen selbst in vollem Maße wirksam und befruchtend erweisen, da der Laie, auch derjenige, welcher sich für wissenschaftlich-historische Fragen in hohem Maße interessiert, den außerordentlich komplizierten und schwierigen Pfaden, welche der Verfasser eingeschlagen hat, sicher nicht überall zu folgen im stande ist. Welchen Einfluß aber diese neuen Forschungsergebnisse auf die wissenschaftliche Gesamtanschauung ausüben und in Zukunft vielleicht noch mehr ausüben werden, darüber kann auch der Laie schon jetzt ein zutreffendes Bild sich verschaffen. Denn erfreulicherweise hat der außerordentlich fruchtbare Verfasser sich nicht mit jener tiefeindringenden methodischen Begründung seiner wissenschaftlichen Auffassung begnügt, sondern ist alsbald auch daran gegangen, die Ergebnisse derselben in einem großen zusammenfassenden, auch für weitere Kreise verständlichen Werke, einer „Deutschen Geschichte" im großen Stile niederzulegen, von welcher bisher drei Bände erschienen sind und welche der Verfasser in vier weiteren Bänden bis zur Gegenwart weiterzuführen gedenkt. Das Werk enthält eine solche Fülle neuer und anregender Gedanken, daß mancher Leser, welcher unsere nationale Geschichte nur aus den landläufigen Handbüchern kennen gelernt hat, das Bild der-

selben in dieser Beleuchtung kaum wieder erkennen wird. Niemand aber, weder Forscher noch Laie, wird sich bei der Lektüre der Werke Lamprechts der Überzeugung verschließen können, daß er es hier mit einem durchaus eigenartigen und originalen Forscher und Denker zu thun hat, dessen Arbeiten der wissenschaftlichen Bewegung unserer Tage eine Fülle neuer Impulse und Anregungen, ein reiches Maß der Förderung und Bereicherung gebracht haben. Wie viele neue Einzelergebnisse auf den von Nitzsch gebahnten, von Lamprecht methodisch begründeten Wegen noch zu Tage gefördert werden mögen, zu allen Zeiten wird die Geschichtswissenschaft dankbar anerkennen müssen, daß vor allem diese beiden Männer es gewesen sind, welche die Grundlage zu einer überraschend vielseitigen und neuen wissenschaftlichen Bewegung der Geister gelegt haben. In diesem Sinne dürfen Beider Werke, ein jedes in seiner besonderen Art, als wissenschaftlich epochemachend bezeichnet werden.



Münsterische Fastnachts-Belustigungen.

Von Paul Bahlmann.

Motto: „Die Narrn habn die Faßnacht erdacht,
Dadurch sie getrieben habn jrn bracht,
Ist mancher zum armen man gemacht."
Seb. Brant's Narrenschiff, cap. 110b.

Die ältesten Nachrichten über die alljährlichen Fastnachtsgebräuche in Münster verdanken wir dem 1550 vom Domkapitel zum Rektor des Münst. Paulinischen Gymnasiums ernannten Hermann von Kerßenbroick, der uns in seiner Geschichte der Wiedertäufer[1]) „die Stadt Münster, wie sie zu seiner Zeit war, Schritt vor Schritt beschrieben, die städtischen Einrichtungen, die Stände, Sitten und alles, was Merkwürdiges in den Zuständen sich finden ließ, aufgezeichnet und ausführlich geschildert"[2]) hat.

[1]) In lat. Sprache ca. 1566—1573 niedergeschrieben und in einem Exemplar nach Köln zum Druck gesandt. Der Druck unterblieb aber auf Befehl des Münster. Stadtrates, welchem das Werk hauptsächlich wohl deshalb mißfiel, weil es der Stadt Münster und einer Menge Familien keine Ehre machte, und weil die Freiheitsliebe der Bürger zu oft darin angegriffen wurde, indem der Rektor offenbar etwas parteiisch für den Bischof und das Domkapitel schrieb. Kerßenbroick mußte alle erreichbaren Exemplare — (viele Abschriften hatten seine Schüler gemacht) — abliefern, dreizehn ihm namhaft gemachte Artikel „gegen sein Gewissen" widerrufen und ungeachtet der Fürbitten des Münsterischen und Paderbornschen Domkapitels — (er war 1575 Rektor in Paderborn geworden) — 200 Reichsthaler „zur Bestrafung seiner Unart" zahlen. (Vgl. Jos. König, Gesch. Nachr. über d. Gymnas. zu Münster. — Gymnas.-Progr. 1821 — pag. 155—160; H. A. Erhard, Geschichte Münsters. Münster 1837 pag. 409—411; Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altert. Bd. 15. Münster 1854 pag. 245—260.) Trotzdem haben sich zahlreiche Abschriften des Originals erhalten; eine deutsche Übersetzung einer solchen — nach der wir nachstehend citieren — wurde 1771 (u. 1881) gedruckt.

[2]) C. A. Cornelius, Die münster. Humanisten u. ihr Verhältnis zur Reformation. Münster 1851 pag. 40.

Sein Bericht bildet die Grundlage für die noch ausführlicheren Angaben des am 7. Dezember 1606 verstorbenen Münst. Domkantors Melchior Röchell[3]), die hier unverkürzt mit allen Derbheiten der damaligen Zeit — aber des leichteren Verständnisses wegen ins Hochdeutsche übertragen — folgen mögen[4]):

[3]) Das Original seiner Münster. Chronik befindet sich auf der Kgl. Paul. Bibliothek zu Münster, doch wurde hier die Ausgabe von Joh. Janssen (in: Geschichtsquellen des Bist. Münster. Bd. III. Münster 1856) benutzt. — Als Probe aus der angekündigten Chronik Röchell's findet sich der hier in Betracht kommende Abschnitt bereits in: Westphalia. Hrsg. v. L. Troß. Jahrg. II. Hamm 1825 Stück 24 f.

[4]) Die in eckige Klammern [ ] eingeschlossenen Stellen sind der Übersetzung des Kerßenbroick (pag. 72—77) entnommen, der auch über die Feier des Neujahrs- und Hl. Drei-Königs-Tages von den Münsteranern berichtet:

„Das neue Jahr fangen sie mit wechselsweisen Gastereien, Festen, Gesängen, Neujahrsgeschenken und teutschen Liedern an, und wünschen sich einander, wo sie sich begegnen, einen glücklichen Anfang des neuen Jahres und überreden sich, daß das Ende desselben dem Anfang allerdings gleich sein werde. Zur selbigen Zeit macht jede Hausmutter von Mehl und Honig oder Meth oder auch nur von reinem, unschmackhaften Wasser, nachdem das Vermögen einer jeden groß oder klein ist, mit dazwischen gemengten Pfeffer und anderen Gewürzen einen gewissen Teig, bricht denselben in so viele Teile, als Personen im Hause sind, bäckt Kuchen daraus und verteilet solche, nachdem sie vorher Gott und der hl. Maria den bestimmten Anteil gewidmet hat, (welchen nachher die Armen bekommen), mit gewissen Gebräuchen und Formeln unter die Familie und schlägt mit geballter Faust einem jeden nach der Reihe auf die Brust, wobei sie diese Worte spricht:

Kleine Stücke, großes Glücke,
Besser ist der Gast als die Küche.

Darauf bemühen sie sich, die Kuchen zu zerbrechen; weil sie aber sehr hart sind, ernennen sie einen starken Mann, der sie ihnen entzwei bricht, welcher aber allemal das letzte Stück von eines jeden Kuchen für seine Bemühung sich zueignet. Sie nehmen sich einander die Kuchen heimlich weg und erwerben sich dadurch kein geringes Lob ihrer Geschicklichkeit. Unterdessen trinken sie tapfer herum und bringen unter diesen Beschäftigungen einen guten Teil der Nacht zu.

Nicht weniger schmausen sie auf dem Fest der Hl. Drei Könige, wobei auch die Kuchen nicht vergessen werden. Überdem wird durch das Loos ein König (Bohnenkönig) erwählet, der nach königlichem Gebrauch einem jeden in der Gesellschaft ein gewisses Amt aufträgt, und den, der dasselbe nicht gehörig verwaltet, kraft seines königlichen Amts bestrafet.

An diesen erwähnten Tagen sowohl, als auch an dem Fest der Geburt Christi, werden durch den Hausvater unter Absingung geistlicher Lieder

„Es ward allhier zu Münster die Fastnacht (vastelabendt)[5] mit solcher Lustbarkeit und Geckerei jährlich gehalten, daß es kaum zu sagen ist. Denn jeder that diese Zeit über, was ihm gelüstete und beliebte, ungestraft, und ward solches alles der Fastnacht zugeschrieben. Es verkleideten und vermummten sich Knechte und Mägde und andere Ungenannte: so fielen sie bei guten Leuten ein, soffen und fraßen mit ihnen unerkannt, und solches geschah sowohl des Tages als des Nachts. Sie hatten vor sich Pfeifen, Trommeln, Harfen, Lauten, Violen und Fiedeln und anderlei Gespiel, tanzten und sprangen und stellten sich nicht anders an als wilde Biester und unsinnige Leute. Die Frauen zogen der Männer und die Männer der Frauen Kleidung an, damit sie nicht erkannt wurden;

---

alle Häuser mit Weihrauch und geweihetem Wasser geweihet und von Sünden gereiniget, welcher Verrichtung alle Hausgenossen bei brennenden Lichtern beiwohnen."

[5]) „Fastnacht" — in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß: „Faßnacht", in Bayern und Österreich: „Fasching" —, volksetymologisch an den Begriff des Fastens angeschlossen, heißt ursprünglich „Fasenacht, Fasnacht" (d. i. Possennacht, von faseln = Possen treiben).

Im Mittelalter hieß der Fastnachts-Dienstag, an dem noch Fleisch im Überfluß genossen werden durfte, auch „Carnicapium" (von carnem capere, Fleisch bekommen) oder „Carnivora" (von carnem vorare, Fleisch verschlingen), wie man auch das Wort „Karneval" vom ital. „Carne vale!" (Adieu Fleisch!) — aber auch vom franz. „Car naval" (dem Schiffswagen, auf welchem vermummte Gestalten von Ort zu Ort zu fahren pflegten) oder vom keltischen „car" (Hügel, Erhöhung) und „wales" (altkeltisches Fest) — abgeleitet hat.

Der Karneval — nach der Zeit, in die er fällt, wahrscheinlich aus den römischen Bacchanalien hervorgegangen und von den aus dem Heidentume übergetretenen Christen beibehalten — dauert bis zum Aschermittwoch, mit welchem das im Anfange des 4. Jahrhunderts kirchlich allgemein eingeführte vierzigtägige Fasten seit ungefähr dem Jahre 600 beginnt, so daß es den Anschein gewinnt, als wollte man sich durch die eigentümlichen Festlichkeiten (Gelage, Tänze, Possen, Maskeraden ꝛc.) im voraus für die bevorstehenden Entbehrungen der Fastenzeit schadlos halten. Während der Karneval früher mit dem Feste der hl. Drei Könige begann, währen die eigentlichen Lustbarkeiten jetzt höchstens acht, in Deutschland meist nur drei Tage. Schon längst hieß der Dienstag vor Aschermittwoch „eigentliche oder echte Fastnacht", der vorhergehende Montag „Freßmontag" oder „Narrenkirchweih" — in der Schweiz „Hirsemontag" (von hirzern d. h. zechen) oder „Gudismontag" (von gaudere, sich freuen) —, der letzte Sonntag vor den Fasten (Estomihi) „Herrenfastnacht", da an ihm die Herren d. h. Geistlichen ihre Fastnacht hielten.

des Nachts trugen sie Kerzen (tortisen) in den Händen oder ließen sich auch wohl Leuchten vortragen. Etliche kleideten sich aus als Türken, Heiden und Polen, etliche als Teufel und böse Geister. Wer solches am wunderbarlichsten und seltsamsten machen konnte, der war der beste Mann; freilich geschah unter solchem Handel auch oft große Buberei. In allen Häusern, wo sie hinkamen, nötigten sie die Leute zu spielen und hielten ihnen eine Mummenschanz oder zwei. Sie hatten nämlich einen unter sich, der die Würfel trug und auf das Spielen sah; gewann er etwas, so war es ihnen allen zum besten, verlor er aber, so lachte er nicht laut und ward beschimpfet. Unterdes dieser die Mummenschanz hielt und spielte, waren die anderen lustig mit Tanzen und Saufen. Wohin sie kamen, da traktierte sie der Hauswirt ehrlich mit Wein und Bier, wie sich's traf, und meinte oft, es wären gute Leute, wenn es auch Schaffanten waren, an denen nicht viel gelegen. Freilich thaten's auch manchmal gute Leute, die wohl gerne bei einander gewesen wären, aber die entlarvten sich alsdann und gaben sich zu erkennen. Etliche soffen durch die Larven, etliche hatten [silberne oder] zinnerne Röhren am Halse hängen, durch welche sie sogen; und wenn sie aufhörten zu saugen, ließen sie das, was in der Röhre blieb, wieder in die Kannen oder Becher laufen, so daß es jeden anekeln konnte, der nach ihnen daraus trinken mußte: aber dies ward alles der Fastnacht zugeschrieben. [Diese Rauhigkeit der Sitten wurde von keinem unter ihnen, da sie alle Westfälinger waren und alle diese Thorheit mitmachten, bemerket, sondern durch die vaterländische Gewohnheit gerechtfertiget.]

Auch alle **Zunftgesellen,** Jungens und Knechte, begingen dies Fest herrlich. Jede Zunft (ampt) wählte den Ansehnlichsten unter sich zum Fähnrich, der sich darauf herrlich kleiden mußte und das Fähnlein [Schild] trug, deren jede Zunft ein besonderes hatte. Mit diesem Fähnriche gingen sie aus ihrem Krug (denn eine jede Zunft hatte auch einen besonderen Krug): die Jungens gingen vor dem Fähnrich, und die Knechte folgten ihm nach, alle paarweise mit Pfeifen und Trommeln; sie gingen durch die ganze Stadt in die Häuser aller Meister und aller derer, für die sie das Jahr über gearbeitet hatten, und bettelten (sammelten wollt' ich sagen) dort Geld, Fleisch und Würste, tanzten in allen Häusern mit dem Hausgesinde und wurden auch, wohin sie kamen, nach

Gelegenheit mit Bier traktiert.[6]) Was sie an Fleisch und Würsten bekamen, das mußten ihnen zwei starke Männer in einem Tragbaume nachtragen, damit jedermann sehen konnte und mochte, was sie bekamen. Waren sie rund gewesen, gingen sie wieder in ihren Krug und entbaten dann auf die folgenden Tage ihrer Meister Töchter und Mägde und sonstige Jungfern, soffen, fraßen, sprangen und tanzten ohne Unterlaß, des Nachts sowohl als bei Tage, wo's wohl oft seltsam zuging und manchmal im Laufe des Jahrs mit Händen und Füßen ausbrach. Sie hatten oft mehr Töpfe und Krüge als Personen da waren [und wider die Gewohnheit der Westfälinger gingen fast so viele Becher herum, als Personen bei dem Schmause waren. Nicht ohne Lebensgefahr nötigten sie sich zuweilen unter einander, gleich stark zu trinken, dadurch sie sowohl ihrem Leib als ihrem Beutel schadeten]. Es versoffen und verpraßten oft die Gesellen so viel in diesen Fastnachtstagen, daß sie die übrige Zeit des Jahres wieder Kummer leiden mußten. Manchmal stellten sie sich auch so an mit Schlagen und Schelten, daß ihre Gildemeister[7]) und der Rat genug zu thun hatten, daß sie auseinander kamen und sich vertrugen. War auch einer oder der andere unter den Gesellen, der mit diesem Fressen und Saufen nichts wollte zu thun haben oder es auch nicht im Beutel hatte und sich absondern wollte, den holten sie, jedermann zum Spott, mit Gewalt auf einer Leiter in den Krug, und derselbe ward allenthalben mit Wasser begossen, so daß er durch und durch naß ward, und die ihn trugen wurden auch nicht vergessen. In Summa: Allenthalben soff und fraß man, und allenthalben, wohin man kam, die ganze Stadt durch, da hörte man anders nichts als Pfeifen, Trommeln, Violen und Fiedeln und allerhand Gespiel mit großem Juchzen und Schreien.

---

[6]) Ein solches Einsammeln von Würsten, Eiern, Speck, Geld 2c. kommt fast bei allen norddeutschen Maskeraden vor, so namentlich in Bremen, wo deshalb im 17. Jahrhundert die Fastnachtszüge verboten wurden, in Münster, wo sie noch nach 1830 stattfanden, in der Mittelmark, in der Altmark, wo die Knechte mit Musik von Hof zu Hof zogen, zuerst die Hausfrau, dann die Töchter und Mägde mit Birkenruten schlugen (stäupten) und dann Wurst, Eier und Schnaps empfingen (s. A. Fahne, Der Carneval. Köln u. Bonn 1854 pag. 124).

[7]) Jede Zunft hatte zwei Vorsteher oder Älteste, Gildemeister; nur die Metzger, welche in zwei Zünfte, die alte und neue, eingeteilt waren, hatten deren vier. — Vgl. Kerßenbroick l. c. pag. 96 f.

Auch die **Metzger** (flieshouwere)[8]) hatten allhier des Dienstag-Abends einen wunderlichen Handel in Gebrauch: Sie ritten und gingen des Abends durch die ganze Stadt in aller Metzger Häuser. Zwei Gildemeister, deren jeder eine Fahne führte, ritten vor, darnach folgten alle Metzgersöhne, so echt und recht geboren waren, zu Paaren: die so groß waren, daß sie sich allein auf den Pferden behelfen konnten, ritten allein; die anderen, die noch zu klein waren, als daß sie selber reiten und das Pferd regieren konnten, hatten Männer neben sich gehen, die sie auf den Pferden hielten; die kleinen Kinder aber, die noch in der Wiege in Windeln lagen, hatten andere vor sich auf dem Sattel und waren sämtlich sehr schön mit Silber und Gold gezieret. Wenn sie das Reiten etlichemal gethan hatten, wurden sie eingeschrieben; wenn dann einer von ihren Eltern starb, der einen „Stapel" oder „Stedde", wie sie es nannten, in der „Scharne" (Fleischhalle) gehabt hatte, so erbte der älteste Sohn, der seinen Ritt zuerst gethan hatte, die Stätte oder den Stapel wieder.[9]) Nach diesen Pferden folgten die zwei anderen Gildemeister mit der „Braut" zu Fuße und darnach alle anderen Metzger, paarweise nach ihrem Alter. Die Braut, welche sie also umherführten, war keine wirkliche Braut, sondern die älteste unverheiratete Tochter in der Zunft; derselben wurde auch von der Zunft ein Kleid verehrt, wenn sie so mit umging. Die Töchter konnten aber keinen Stapel oder Stand in der Scharne erben, außer wenn sie sich mit einem verheirateten, der zur Zunft gehörte. Die Stadt-Spielleute ritten auch vor den

[8]) Die Metzger spielten überhaupt durch fast ganz Deutschland, abgesehen vom Rhein, eine Hauptrolle beim Karneval. (Fahne l. c. pag. 110 und 124). — In Münster halten sie noch jetzt am Fastnachts-Dienstag ihre Kavalkade.

[9]) Das Recht, eine Fleischbank zu haben, konnten sich nur eheliche Metzgersöhne, und zwar lediglich durch dieses Herumreiten, erwerben. — Die „nye Scharne" lag auf dem Prinzipalmarkte (jetzt Nr. 24); in dieser befand sich der Stadtkeller, in welchem der Magistrat einheimisches und auswärtiges Bier verzapfen ließ, bis er zu diesem Zwecke 1569—71 ein besonderes Gebäude (Prinz.-Markt 18) errichtete. Die „olde Scharne", deren Boden als städtische Kornkammer diente, war auf dem Roggenmarkte; am 2. Mai 1774 ermächtigte Bischof Maximilian Friedrich den Magistrat, sie in ein nach vorgelegtem Bauplane einzurichtendes Schauspiel- und Ballhaus (das jetzige Theater) umzuwandeln. Beide Scharnen waren städtisches Eigentum.

Gildemeistern, so die Fahnen führten, und spielten auf allen Gassen; sie hatten einen neben sich laufen, der ihnen die Pferde leitete, da sie beim Spielen der Hände nicht mächtig waren. Nach den Metzgern folgten auch die Knechte und Jungens, zwischen ihnen gingen große starke Männer mit Fackeln, so groß als sie sie tragen konnten; dieselben waren gemacht aus Werg und alten Lumpen oder altem Leintuch und in Fett, Theer und Wachs getränkt. Diese Fackeln leuchteten sehr hell, und neben jeder Fackel lief noch ein Junge mit einem Stocke, der darauf schlug, damit sie desto heller brannte. Jeder Metzger und sonderlich die Knechte hatten einen Kranz, von einem Schnupftuche oder etwas anderem [aus Hanf] gemacht, in der Hand. Kamen sie vor eines Metzgers Haus, so mußte man unten die Thüren ganz aufmachen. Diejenigen, welche auf den Pferden saßen, blieben vor der Thür auf der Straße halten; die Gildemeister gingen mit der Braut in einer Reihe in das Haus, faßten in die Kränze, die sie in der Hand trugen und zogen der eine den anderen nach. Wenn dann die Reihe an die Knechte kam, zogen diese den Schwengel, [indem der Erste von den durch die Kränze zusammengeketteten Burschen die ganze Reihe in einen länglichen Kreis herumzog, so daß die Letzteren fast allemal von den Ersteren abgerissen wurden und] daß einer hier, der andere dort lag, worüber sich viel Lachens erhob. Die Metzger wurden in allen Häusern, wohin sie kamen, herrlich mit Wein und Bier traktiert, und die, so draußen auf den Pferden saßen, auch nicht vergessen; den Knechten wurde gleichfalls Bier genugsam verabreicht, wenn sie den Schwengel also gezogen hatten. Waren sie in allen Metzgerhäusern gewesen, (denn sie gingen in keine andere), so ritten sie wieder nach dem Markte: Die, so zu Fuße waren, bildeten dort vor der Scharne mit der Braut einen Kreis, faßten in die Ringe, die sie in den Händen trugen, gingen so zwei- oder dreimal rund um und sangen ein Lied, das niemand verstehen konnte und das sie auch niemandem lehrten, der nicht zu ihnen gehörte. War dies geschehen, gingen sie in die Scharne. Die Knechte und Jungens zogen dort den Schwengel, und damit war es für diesen Abend gethan; ein jeder ging wieder nach Hause. Die Tage darauf aber hielten sie noch einen großen Zech, mit Saufen und Fressen.

Auch war es Gebrauch auf dem Domhofe, daß die **Domherren,** so eigene Haushaltung hatten, auf „lutteke vastelabendt“ (d. i. den Donnerstag davor, wenn die Kompagnie-Brüder den

Geck eingeholt hatten) Abends nach der Mahlzeit einen langen Pfahl oder Stock mit Stroh umwanden; diesen setzten sie mit dem Ende in die Erde, gerade ihrer Pforte auf dem Domhofe gegenüber, steckten das Stroh oben an, und unterdes das Stroh von oben bis unten brannte, tanzten die Knechte und Mägde rund herum und machten sich lustig und fröhlich. Dies nannten sie das „Ausleuchten", da sie damit den Knechten und Mägden erlaubten, auch ihre Fastnacht zu halten. Und solches geschah gleichfalls auf des Fürsten Hofe. Dienstag Abends, wenn die Metzger umritten und und die Kompagnie-Brüder umgingen, geschah ein gleiches Leuchten vor der Herren Pforte, und das nannten sie das „Einleuchten", denn nun mußten die Diener wieder ihren Herren aufwarten und die Mägde thun, was ihnen befohlen. Die Domherren aber zogen gewöhnlich diese Zeit über zur Stadt hinaus zu ihren Freunden und Verwandten.[10])

An dem nämlichen Dienstag-Abend wurden auch in der ganzen Stadt und sonderlich auf dem Markte und bei den Stadtsschildern **Theertonnen** aufgerichtet, [worin noch etwas Theer hängen geblieben war]. Diese setzten sie auf große Weinfässer oder andere Tonnen, füllten sie inwendig mit Stroh und Holz und steckten sie oben an, bis sie zu Ende brannten. An etlichen Orten, wo die Straßen so enge waren, daß man dieselben nicht ohne Feuersgefahr stellen konnte, hatten sie einen großen Hülsenbusch [Taxus oder Ilex aquifolium, Stecheiche], an dem Kränze mit brennenden Kerzen hingen. Um diese Theertonnen wurde auch [von Knaben und Mädchen, zuweilen nicht ohne Verlust ihrer Keuschheit] beinahe die ganze Nacht hindurch getanzt und gejubelt. Da war solch ein Feuer und Licht auf allen Straßen, daß einer,

[10]) Auch schon als Bernh. Dreygerwolt das Pfarramt der Jakobikirche verwaltete (1508—1523) wurde der „Lütheke Vastelavendt" auf dem Domhofe gefeiert. Doch weiß dieser in s. Aufzeichnungen noch nichts von den durch Röchell geschilderten Roheiten zu erzählen. Er erwähnt nur, daß er als Pfarrer an diesem Tage auf 11 Uhr stets zum Mittagstisch auf dem Fürstenhofe (dem jetzigen Regierungsgebäude) geladen sei und bei Tisch den Sitz des Fürstbischofs eingenommen habe, indem er vor und nach dem Essen das Gebet (Benedicite et Gratias) verrichtete. Ohne Zweifel pflegte der Fürstbischof ihn, der Unfug nicht geduldet haben würde, deshalb einzuladen, daß die an sich unschuldige Fastnachtsfreude seiner Hausleute ohne Unordnung vor sich gehe. (S. A. Tibus, Die Jakobipfarre in Münster v. 1508—1523. Münster 1885 pag. 86.)

der davon nichts wußte und draußen war, gemeint haben sollte, es stünde die ganze Stadt in Flammen.

Der reichsten Bürger Söhne hatten auch eine Bruderschaft unter sich, welche auch die Fastnacht über gehalten und **St. Annen-Bruderschaft** genannt wurde; die Brüder aber hießen die Kompagnie-Brüder (cumpanien broder). Diese zehrten oft vor Fastnacht zusammen, trieben auch zur Fastnacht viele und mancherlei Possen (boetze) und seltsame Geckereien. Gleichwohl hatten sie unter sich strenge Gesetze und Ordnungen, wonach sie sich halten mußten; übertraten sie dieselben, mußte es ihr Beutel entgelten.[11]) Sie besaßen gewisse Renten und Einkünfte, um die Kosten des Gelages zu bestreiten. Zu den Vorgelagen, die sie immer des Abends hielten, luden sie Gäste, welche sie die Nacht über herrlich traktierten. Sie waren es, von denen geschrieben steht, daß sie den Tag in die Nacht und die Nacht wieder in den Tag verkehrten; denn des Nachts soffen und fraßen sie ohne Unterlaß und des Tags schliefen sie, und wußten von keinem Aufhören zu sagen. [Sie waren es, welche sich arm und andere reich machten; sie waren es, welche nicht so sehr sich als anderen wohlwollten: denn durch Schwelgen brachten sie ihr Vermögen durch und ihrer Geschäfte warteten sie nachlässig; aber die Wirte wurden durch sie reich]. Es kamen auch manche junge Kaufleute (koepgesellen) von Lübeck, Hamburg und Bremen und nahmen des Vergnügens halber Anteil an dieser Kompagnie; war Fastnacht vorbei, zogen sie wieder ab. Diese Kompagnie-Brüder trieben auch öffentlich [dem Volke Beweise ihrer Thorheit gebend] viele Geckereien und Possen, bald zu Pferde, bald zu Fuße, und waren allzeit vermummt, damit man sie nicht kennen konnte. Donnerstags vor Fastnacht — „lutken vastelabendt“ genannt — ritten sie paarweise in [altväterischen oder sich für ihren Stand nicht schickenden] Kleidern, die einander

---

[11]) Weiter unten kommt Röchell nochmals auf diese Statuten und Gesetze [die jungen Leuten sehr nützlich sind] zurück. Sie waren dazu da, daß die Mitglieder „gleichwohl im Zaume gehalten wurden, auf daß keiner etwas Unhübsches und alles, was ihm grade beliebte, ausführen durfte. Niemand, der es verdient hatte, blieb ungestraft; und solches geschah nicht öffentlich, sondern unter ihnen, geschah auch nicht am Leibe, sondern am Beutel, so daß dieser Kompagnie von vielen nachgerühmt wurde, daß man dort wohl einen Buben zähmen könne, und sie als ein Zuchthaus und eine Schule der jungen Bürger geachtet wurde, weshalb oft auch gute Leute ihre Kinder hinein thaten, daß sie allda etwas gezähmet würden.“

ganz gleich waren und die sie auch alle Jahre veränderten und bunt genug machen ließen, aus der Pforte. Sie hatten einen Wagen bei sich, in welchem etliche saßen, die beim Ausfahren einen [zugedeckten] Gecken [sogenannten „Morio“[12])] in dem Wagen liegen hatten, der von Linnentuch nach einem Menschen gemacht und inwendig mit Heu und Stroh dicht gefüllt war. Wenn sie ungefähr bis Kinderhaus gekommen waren, kriegten sie den „Doctor“ hervor, trieben seltsame Afferei mit ihm, hießen ihn willkommen, küßten ihn und thaten ihm viel Ehre und Freundschaft an und wußten vor lauter Liebe nicht, was sie ihm anthun sollten: der eine wollte ihn eher haben als der andere. Mit solch großen Freuden und Jubilieren brachten sie ihn in die Stadt, ließen ihn vom Wagen herab jedermann sehen, als hätten sie ihn von draußen geholt, [als einen vornehmen Herrn prächtig in Empfang genommen], und als wäre etwas Großes daran gelegen, daß sie ihn bekommen hätten, ritten mit ihm etliche Straßen entlang, damit jedermann es gewahr würde und ihn sähe. Zuletzt kamen sie mit ihm auf den Markt, fuhren dort dreimal mit ihm herum und hielten dann mit ihm auf dem Wagen stille. Allda war eine Leine mitten über den Markt gespannt von einer Seite zur anderen oben aus den Fenstern; daran hingen Gänse mit den Füßen angebunden. Vorher hatten einige gewettet, wer den Gänsen in vollem Rennen den Kopf abziehen könnte: nun rannten sie darnach und griff einer nach dem anderen darnach, und wer das Glück hatte, den Kopf abzuziehen, gewann die Wette zum besten der Brüder; denn alle Wetten, so unter ihnen geschahen, galten zum besten der Brüder. War dies geschehen, so zogen sie wieder einträchtig nach dem Hause, *worin sie die Kompagnie hielten, und* empfingen auch dort diesen neuen „Doctor“ mit großen Solennitäten, und fraßen und soffen mit großen Freuden... Von diesem Tage an bis daß der „Doctor“ — wie man bald hören wird — wieder verbrannt wurde, waren wenige vernünftige Leute in der ganzen Stadt, nicht allein in der Kompagnie und unter den Zunftgesellen, sondern es vermummten sich auch die kleinen Kinder, die kaum selbst gehen konnten, und zogen die Gassen entlang. [Nachdem also der Vorsteher (Doctor, Morio) angekommen war, bezeugte ein jeder seine

[12]) „Moriones“ hießen bei den alten Römern die von ihnen zur Belustigung gehaltenen Zwerge. Dieselben waren so teuer, daß für einen manchmal 1000 Rthlr. bezahlt wurden.

Narrheit — Freude wollte ich sagen — nicht nur in der Schänke, sondern auch hin und wieder in der Stadt, auf eine unbeschreibliche Weise. Denn bei der Gegenwart ihres Narrenpatrons glaubten sie unzählige Arten von Ausschweifungen ungestraft begehen zu können. Dieser ihr Schutzherr bemühte sich auch, sein Reich immer mehr und mehr zu erweitern. Daher schickte er oft seine verlarvten Höflinge, mit Fackeln und Lichtern bewaffnet, zu Fuß und unter dem Geräusch der Trompeten und Pfeifen in der verwegenen Absicht aus, daß sie in die Häuser, wo geschmaust wurde, eindringen und durch Spielen, Trinken und Tanzen Personen beiderlei Geschlechts zu gleichem Unsinn reizen und durch diese List das Reich der Thorheit zu vergrößern suchen sollten, welchen Endzweck sie denn auch vielfach erreichten.] Des Dienstags zu „leste vastelabendt“, gingen die Kompagnie-Brüder, wenn sie gegessen hatten, in ihrer Kleidung, die sie eigens dazu hatten machen lassen und wovon die eine wie die andere, und zwar bunt genug, sein mußte, paarweise und Kerzen in den Händen tragend aus der Kompagnie durch die ganze Stadt in die Häuser, wo sie zu Haus gehörten und aus denen sie an den vergangenen Tagen die Jungfern und Frauen zu Gaste gehabt hatten, hielten dort Mummenschänze und tanzten auch zwei oder drei Tänze, und überall, wo sie hinkamen, wurden sie herrlich traktiert mit Wein und Bier, daß sie oft des Morgens nicht wußten, wie sie wieder zu Haus gekommen waren. Dies Prassen und Zehren dauerte bis zum ersten Donnerstag in der Fasten [vor dem Sonntag Invocavit]. Wenn dann dieses „Docters“ Diener und Unterthanen sahen und merkten, daß sie von ihrem Herrn betrogen und verleitet waren — denn sie waren alle matt und krank von dem vielen Fressen und Saufen geworden — wurden sie zornig auf ihn und gaben ihm alle Schuld, es reute sie, daß sie ihm so große Ehre bewiesen hatten, sie stießen und schlugen ihn gar unbarmherzig, drohten ihm gar hart, warfen ihn darnieder und behandelten ihn übel, sagten, er wäre ein Schelm, Verräter, Mörder und Dieb, er hätte sie alle verraten und so weit gebracht, er sollte und müßte ohne Gnade sterben. Sie nahmen ihn wieder in zornigem Mute auf den Wagen, [zwar nicht einen solchen, auf welchem er gleichsam im Triumph war in die Stadt geführet worden, sondern auf einen Trauerwagen, neben welchem eine Wache und ein verkappter Priester, als der Beichtvater des Morio, hergingen,] ehrten ihn nicht wie

vorher, sondern bissen die Zähne über ihm zusammen und drohten ihm sehr. Die, so bei ihm auf dem Wagen waren, schoben, stießen und schlugen ihn, und fuhren also mit ihm durch die ganze Stadt; alle anderen Brüder ritten mit und gaben sonderlich acht auf ihn, daß er ihnen nicht entkommen möchte. Wenn sie dann die Gassen mit ihm auf und nieder gewesen waren, kamen sie zuletzt mit ihm auf den Markt und führten ihn dreimal darum herum. Alsdann stand auch allda mitten auf dem Markt ein hölzernes Bild, welches beide Hände ausgestreckt hatte und das sie den Roland nannten. Das Bild stand so auf einer eisernen Stange, daß es umlaufen konnte; es hatte in der rechten Hand eine runde Scheibe, etwas größer als ein Teller, und an der linken Hand einen Narrenkolben (geckeskolbe) hangen. Rings herum standen lange Speere; damit rannten sie, einer nach dem anderen, und stachen dem Roland in die rechte Hand, worin die runde Scheibe war: alsdann lief er (der Roland) um und schlug mit der linken Hand, darin er den Kolben hatte, umher; wenn dann derjenige, so gestochen hatte, nicht mit genügender Eile wegrückte, bekam er einen derben Hieb auf den Rücken oder in den Nacken, daß jedermann alsdann lachte. Sie hatten auch an diesem Tage sowohl als an dem vorigen Donnerstag, wo sie ihn (den „Doctor“) einholten, ein klein Kränzlein, durch welches man ungefähr einen Ball stecken konnte; darnach rannten sie auch mit den Speeren. Wer dadurch in vollem Rennen stechen konnte, der gewann etwas den Brüdern zum besten, worum sie die vorigen Tage gewettet hatten. Unterdes diese Kurzweil also öffentlich geschah, hörte der Priester dem armen Sünder (dem „Doctor“), der auf einer Seite des Marktes hielt, die Beichte. Wenn solches alles geschehen war, kam ein bestellter Richter mit zwei Beisitzern, köstlich gekleidet, hervor und ging mitten auf dem Markt auf einen Richterstuhl, der allda zugerichtet war, mit seinen Beisitzern sitzen. Alsdann wurde der Sünder von dem Wagen gebracht und von dem Gerichtsdiener heftig angeklagt, daß er wäre ein Vollsäufer, Wein- und Bier-Verderber, Würfler (doebbeler), Spieler, aller seiner Güter Verschwender (uffkoecher) und Verschlemmer, ein Lügner, Räuber, Beschützer (ufthoelder) aller lasterhaften Leute, Verderber der Jugend, Hurenjäger, ein Erfinder und Anstifter (furgenger) aller Leichtfertigkeit und Geckerei, ein Störer der Einigkeit und des Friedens, ein Urheber (stiffter) vieler Morde und Totschläge, ein Schänder der Frauen und Jungfrauen, ein Ehebrecher

und Verächter aller Gebote Gottes. Und weil diese Sünden jedermann in der ganzen Welt kund und bekannt waren, konnte er sie nicht ableugnen und durfte dies auch nicht thun, damit er nicht Gottes Zorn noch mehr über sich erwecken und ihn noch weiter erzürnen möchte, sondern schwieg still dazu und schien jämmerlich zu weinen, denn die Diener, so dabei standen, wischten ihm die Thränen von den Backen. Deshalb wurde er durch den Richter, obwohl er wohl einen schwereren Tod verdient hätte, zum Feuer verdammt. Sobald dies Urteil von dem Richter gesprochen war, warfen sie ihn in das Feuer, das bereits da war und brannte, und verbrannten[13]) ihn zu Pulver, daß die Asche über die ganze Stadt flog. Da war beinahe alles Volk in der ganzen Stadt auf dem Markte, und auch die Fenster rund um den Markt lagen voll Volkes, das diesen Handel und diese Geckerei mit ansah. Wenn dies also geschehen war, ritten sie wieder einträchtig nach der Kompagnie, von wo sie ausgeritten waren, schickten die Pferde wieder nach Haus und labten alsdann wiederum ihre betrübten Herzen. Des Montags darauf, nämlich des ersten Montags in der Fasten, wenn alle diese Geckerei und freiwillige Raserei ein Ende hatte, hielten sie ein sehr großes und herrliches Gelag und Convivium, luden den ganzen Rat und die ansehnlichsten Leute in der Stadt ein, geistlich und weltlich, und begannen[14]) alsdann da die Fasten; was dort von Fastenkost nicht vorhanden war, das konnte man wohl entbehren.[15]) Sie hatten in dieser Kompagnie zwei Alterleute, denen sie gehorsam sein mußten und die alle Mißverständnisse und Uneinigkeiten schlichteten und beilegten. Diese Alterleute wurden alle

---

[13]) Das Verbrennen (oder Ersäufen) eines Strohmannes findet sich außer in Münster, wo es Fahne (l. c. pag. 119) noch im Jahre 1820 gesehen hatte, auch in anderen deutschen Städten (z. B. Frankfurt a. M.) als althergebrachte Sitte. Es geschieht an einigen Orten Dienstags, an anderen Aschermittwochs und ist dem Bacchus-Begräbnis zu vergleichen. — Den gallischen Karneval beschloß es stets und wurde noch im Jahre 1808 in Paris ausgeführt.

[14]) Als die Bruderschaft 1596 angeklagt wurde, daß ihre Scheffer am Aschermittwoch Fleischspeisen vorgesetzt hätten, verteidigte sie sich damit, daß dies seit mehr als 40 Jahren Gebrauch gewesen wäre. (Schohus-Protokoll des Jahres 1596 p. 9 im Stadtarchiv zu Münster; vgl. Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altert. Bd. 35, Münster 1877, I pag. 81.)

[15]) Solche großen Fastendiners als Nachfeier des Karnevals finden nach Fahne (l. c. pag. 125) an jedem Mittwoch und Freitag der Fasten in den Gasthäusern Münchens statt.

Jahre an diesem Tage in Anwesenheit aller Gäste mit Pfeifen und Trompeten und Überlassung eines Henkelkruges (hanse kroses) öffentlich gewählt. Diese und noch viel mehr Geckerei und freiwillige Raserei trieben sie die Fastnacht über, die alle zu erzählen zu lang sein würde.

Die **anderen jungen Gesellen,** die nicht in den Zünften waren, lagen die ganze Zeit über auf dem Markte und auf offener Straße, würfelten und spielten auch ohne Unterlaß. Etliche setzten einen lebendigen Hahn auf ein Weinfaß, das auf dem Kopfe (uberende) stand, und hatten einen Ball, der eben durch das Spundloch gehen konnte. Dann wurden etliche Fuß von dem Weinfasse aus abgemessen, wo einer stehen mußte. Wer dann von da ab den Ball durch das Spundloch in das Weinfaß schießen konnte, der hatte den Hahn gewonnen. Jeder hatte etliche Schüsse für ein gewisses Geld; schoß er unterdeß den Ball nicht hinein und wollte dann mehr schießen, so mußte er auch mehr Geld geben, oder es waren sofort andere da, die Geld gaben und an seine Stelle traten, bis er (der Hahn) gewonnen war; und wer ihn gewann, setzte ihn oft wieder aus und ließ weiter darum schießen. — Etliche andere hatten einen oder mehrere andere Hähne auf ledigen Tischen stehen. Dabei lagen sechs Würfel, und war auf dem einen ein Auge, auf dem zweiten zwei Augen, bis zu sechsen. Da waren dann etliche, die um die meisten Augen warfen, und hatte ein jeder nicht mehr als drei Würfe (smetze) für sein Geld. Wollte er oder ein anderer mehr werfen, in der Hoffnung mehr und höhere Augen zu werfen, so mußten sie wieder ander Geld geben, und ward solcher Hahn eine Stunde oder eine halbe ausgesetzt. Sobald die Glocke schlug, ging der mit dem Hahn weg, der in dieser Zeit die meisten Augen geworfen hatte. — Etliche andere hatten einen Hahn an einer Leine mitten auf dem Markte, legten Knüppel dabei und maßen etliche Schritte Weges von dem Hahn ab, wo einer stehen mußte. Dort hatte auch ein jeder etliche Würfe für sein Geld; konnte er dann den Hahn in den Würfen, die er hatte, mit den Knüppeln, die da lagen, tot werfen, so war der Hahn sein; wo nicht, so waren andere da, die alsdann aufs neue darnach warfen, bis daß sie ihn tot warfen, und wer das that, ging mit ihm weg. — Am selben Tage stachen sich auch etliche vor Ägidii-Thor im Sande von den Pferden herab. Die also zusammen stachen, hatten Rüstungen

an und lange Spieße (pulse) in den Armen liegen und rannten also gegen einander an. Wer dann den anderen so treffen konnte, daß dieser vom Pferde fallen mußte, während er auf dem seinen sitzen blieb, der hatte gewonnen; stürzten sie aber alle beide, so ging es wieder von neuem an.

Diese und dergleichen noch viel mehr andere Affereien und Geckereien wurden allhier die Fastnacht über betrieben, die hier alle zu erzählen, zu lang wäre.[16] Dieweil aber der Rat hernach oft große Müh und Klag' bekam und auch sah, daß Gott durch solch Saufen und Fressen und solchen Übermut gröblich erzürnet würde und solcher Handel auch nicht christlich und göttlich war, hat er solches Anno 1565 kurz vor des Bischofs Joh. von Hoya Regierung [zur Freude aller Rechtschaffenen] abgeschafft. Und ob es wohl in einem Jahre nicht so gänzlich konnte abgeschafft werden, sind zwar noch etliche vestigia (Spuren) und Nachwehen davon eine Zeit lang im Gebrauch geblieben, jedoch von Jahr zu Jahr gemindert und mehr abgeschafft worden [so daß jetzt nicht die geringste Spur mehr davon übrig ist]."

Auch in der am letzten Oktober 1571 von dem Bischof Johann von Hoya edirten Münsterischen Gemeinen Ordnung[17]) wird zur Vermeidung von „Uberfluß und unnotturfftigen Unkosten und darauß herfliessenden mehrfaltigen Unrahts unnd Widerwertigkeiten" auf S. 21 f. bestimmt: „Die Vastelabent-Bier unnd -Geselschafften sollen nur in der Nachbarschafft zu einer Maltzeit auff gemeine Unkosten unnd pilliche Beilage eines jeden geschehen unnd dabei gelassen, aber die Schwerdtdentzer und Mummerei sollen hinfurter abgeschafft unnd vermittenn werden ... So offt dawider gehandelt unnd ein jeder Personn Ungehorsam gespuert [wird, soll] dieselbe Fünff Marck zur Peen unnachleßlich zu betzalen fellig sein." Diese wie alle übrigen dort behufs Einschränkung der Zusammenkünfte und schwelgerischen Gastmahle der Unterthanen getroffenen Bestimmungen wurden am 24. April 1578, 20. November 1628, 23. März 1632 und 22. Dezember 1652 von neuem eingeschärft[18]),

---

[16]) An anderer Stelle berichtet Röchell (l. c. pag. 4), daß Fastnacht 1555 ein Riesenweib aus Brabant, das 11 Fuß lang war, nach Münster kam und sich für Geld sehen ließ.

[17]) Erneuert am 17. April 1617. (Beide Exemplare auf der Kgl. Paulinischen Bibliothek zu Münster.)

[18]) Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in d. Kgl.

deshalb aber doch immer noch auf die althergebrachte Fastnachtsfeier einige Rücksichten genommen. Als z. B. 1599 der Tag des Apostels Matthias[19]) auf Aschermittwoch fiel und deshalb am Fastnachts-Dienstag hätte gefastet werden müssen, gestattete der Bischof Ernst von Bayern für diesmal und später, wenn es sich wieder so träfe (wie 1610, 1621, 1632 rc.), an diesem Tage Fleisch zu essen und dafür am Samstag vor der großen Fastnacht zu fasten.[20])

Im 17. Jahrhundert war von größeren Fastnachtslustbarkeiten — abgesehen von den italienischen Städten, in denen sich der Karneval unausgesetzt in fester, hergebrachter Form fortbewegt hat — nirgends viel zu spüren; aber schon zu Beginn des folgenden Jahrhunderts hatten sie im ganzen Hochstift wieder derart überhand genommen, daß sich der Bischof Franz Arnold am 9. Januar 1716 zu folgendem Schreiben[21]) an die Amtsdrosten veranlaßt sah: „Nachdemahlen die Erfahrung zeiget, welchergestalt in Unserem Hochstift Münster an verschiedenen Örtern der Mißbrauch eingerissen, daß die Fastnachtstage ad 14 Tage und länger mit Sauffen, Tanzen, Freßen und anderen Üppigkeiten von beyderlei Geschlechts-Personen pflegen celebrirt zu werden, dadurch aber nicht nur allerhand Scandalen und andere Sünden veranlaßet werden, da man vielmehr zu solcher Zeit durch andere christliche Übungen sich zu der hl. Fasten anschicken sollte, Unser Bischöflich und Landesherrliches Amt aber durch gehörige Verbote dergleichen Mißbräuche einzustellen erfordert, so befehlen Wir Euch hiermit gnädigst, allen und jeden Eures Amts Eingesessenen, daß dergleichen Fastnachts-Zusammenkünfte und Zechereien völlig abgeschaffet und nur die letzten zwei Tage vor Aschermittwochen eine ehrbare Ergötzlichkeit, woraus kein Ärgerniß entstehen kann, verstattet sein solle, durch ein Publicandum bedeuten zu lassen und allen Orts-Bedienten nachdrücklich einzuschärfen, daß sie auf die Contraventores fleißig acht haben und dieselben zur Bestrafung gehörigen Orts denunzieren." In der Stadt Münster mag vielleicht manche Ausschreitung infolge der von der Landesregierung

---

Preuß. Erbfürstent. Münster . . . ergangen sind. Bd. I u. II. Münster 1842 Nros. 53, 86 u. 122.

[19]) 24. Februar, in einem Schaltjahre 25. Februar.

[20]) Röchell l. c. pag. 141.

[21]) Im Kgl. Staatsarchiv zu Münster.

gestatteten Maskenbälle unterblieben sein, bezüglich deren 1775 und 1779 die beiden nachstehenden, in meinem Besitz befindlichen Publikanden erschienen:

Ballordnung.[22])

Nachdem Seiner Kuhrfürstlichen Gnaden zu Köln, Bischof Fürst zu Münster Unser gnädigster Fürst und Herr, rc. für die diesjährige Fastnachtszeit die öffentliche Bälle zur Ergötzung des Publici auf dem hiesigen Hofsaale in der gnädigsten Zuversicht wieder zu erlauben gnädigst geruhet haben, daß niemand diese höchste Gnade mißbrauchen, sondern jedermann sich umso anständiger betragen werde, als widrigen Falls der wachthabende Officier angewiesen ist, ohne Rücksicht der Person die hierunter Fehlende aus dem Ballorte hinausführen zu lassen; Als werden folgende Punkten zu jedermanns genauester Befolgung hiermit bekannt gemachet:

§. 1.

Erstreckt sich diese Erlaubniß der abzuhaltenden öffentlichen masquirten Bällen allein auf dem hiesigen Hofsaale, und sind ausser diesem Orte sonst nirgends dergleichen verstattet.

§. 2.

Werden die masquirten Bälle auf dem Hofsaale den ersten Montag nach dem drey Königsfeste ihren Anfang nehmen, und sofort alle Montage bis Montag nach Sexagesima einschlieslich, sodann ferner auf den Sonntag Esto mihi und den darauf folgenden Dienstag gehalten werden.

§. 3.

Werden zwar zu diesen Bällen alle Personen ohne Unterschied des Standes gegen Erlegung des gewöhnlichen Eintritsgeldes zugelassen werden; doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ein jeder, es seye dann, daß derselbe in der Hof- oder Militair-Uniform erscheine, masquiret seye; oder wenn er in eigener Kleidung kommt, wenigstens eine Larve vor das Gesicht habe:

Livrée-Bedienten und Dienstmägde sollen aber gar nicht zu dem Saal hineingelassen werden; wornach den Wachten die gemessenste Anweisung zu geben ist.

§. 4.

Die Wahl der Masquen bleibt einem jeden frey, gleichwohl darf niemand in einer unanständigen oder eckelhaften Masque oder Larve, noch auch in geistlicher- oder Ordenskleidung erscheinen, als welche ohne Rücksicht der Person sofort und ohne weitere Anfrage abgewiesen werden sollen.

---

[22]) Vgl. Sammlung der Gesetze rc. l. c. Nr. 497.

§. 5.

Bleibt es gleichfalls einemjeden frey, ob er die ganze Zeit hindurch die Larve vors Gesicht behalten und masquiret verbleiben oder sich demasquiren wolle: nur muß einjeder, wie schon §. 3. bemerket, beym Eintritte in den Ballsaal die Larve vors Gesicht haben.

§. 6.

Wird hiemit bey würklicher Abweisung durch die Wache verbothen, ein Seiten- oder Feuer- oder anderes heimliches Gewehr bey sich zu haben.

§. 7.[23])

Es ist der Director der Musique angewiesen, abwechselend Menuet, Teutsch und Englisch spielen zu lassen, und ist ihm unter keinerley Vorwand erlaubt, von dieser Abwechselung abzuweichen;

Es wird demselben des Endes ein schriftlicher Befehl ertheilet werden, wie lange jedesmal eine jede Tanzart gespielet werden soll;

Die Musique zu den englischen Tänzen muß aber solange fortgespielet werden, bis das Paar, was zu Anfange des Tanzes das Unterste in der Colonne gewesen, die ganze Colonne durchgetanzet hat;

Wehrend daß Teutsch getanzet wird, haben sich diejenige, welche nicht mittanzen, auf die Seiten zu stellen, damit für die Tanzende Raum genug offen bleibe, und es ist nicht erlaubet mitlerweile durch Anstellung einer Colonne zu englischen Tänzen oder sonst denselben zu verengen.

§. 8.

Jedes Paar, was englisch tanzet, ist verbunden, solange in der Colonne stehen zu bleiben, bis es nach durchgetanzter Colonne, von dem untersten Ende derselben wieder zu den Anfang gerücket ist, und wie man

§. 9.

nicht anderst vermuthet, als daß einjeder zu seiner eigenen Ehre sich eines anständigen und höflichen Betragens gegen jedermann befleißigen werde, so sollen alle, welche sich hierwieder was zu

---

[23]) In der am 15. Jan. 1812 beschlossenen Ballordnung (Münst. Intellig.-Bl. 1812 Nr. 2) wird folgende Reihenfolge der Tänze festgesetzt: 1. Menuett, 2. Walzer, 3. Colonnen-Tanz, 4. Französ. Quadrille, 5. Walzer, 6. Colonnen-Tanz, 7. Französ. Quadrille, 8. Walzer, 9. Colonnen-Tanz, 10. Französ. Quadrille, 11. Walzer, 12. Colonnen-Tanz, 13. der Kehraus, 14. letzter Walzer.

Auf den ersten Walzer folgt eine Pause von 1/4 Stunde, welche nach Beendigung eines jeden Tanzes mit Ausschluß des Kehraus und des letzten Walzers wiederholt wird. Die Musik wird höchstens 1/2 Std. für jeden Walzer, 1/2 Std. für eine Quadrille und 3/4 Std. für einen Colonnen-Tanz spielen.

Schulden kommen lassen und aus Maulafferey oder Angezogenheit jemanden beleidigen oder den Breteur spielen wollen, ohne Rücksicht der Person sofort durch die Wache von dem Ballorte weggeschaffet werden.

Schließlich versiehet man sich zu jedermann, daß obbesagte Punkten von männiglichen genauest beobachtet, mithin auch alle Stände sich dermassen halten werden, daß von keinem ein Unterscheid, es seye im Tanzen oder Sitzen, zum Abbruche und Nachstande des andern gemachet werde;

Und damit keiner sich mit der Unwissenheit entschuldigen könne, soll gegenwärtige Ballordnung bey Austheilung des Ankündigungszettels zugleich mit ausgetheilet und auf dem Ballsaale selbst angeheftet werden.

Urkund kuhrfürstlichen geheimen Kanzeley-Insiegels und der Vidimation. Münster den 5ten Jänner 1775.

(L. S.) vt. F. W. von Böselager.

C. B. Münsterman.

Fernere Ballordnung.

Damit bey den in diesem Jahre im Komödienhause annoch gehalten werdenden öffentlichen masquirten Bällen gute Ordnung beybehalten und der etwa zu befürchtenden Unordnung vorgebogen werde, so wird

1. die unter dem 5ten Jänner 1775 im Druck erlassene Ballordnung für dieß Jahr hiermit erneuert, und neben dem
2. befohlen, daß beym Eingange nach beygedruckten Plan[24])

[24]) Plan, wie die Ziehung aufm Ball um die Plätze solle vorgenommen werden.

Es werden zu diesem Endzweck sechs Kästgens zubereitet, worinn in einem jedweden die nöthigen Billets oder Numern für jeden Tanz bereit und gedruckt liegen.

Diese 6 Kästgens werden denen Damen gleich beym Eingange präsentiret, woraus dieselben alsdann aus einem jeden Kästgen einen Numer ziehen; diese 6 Numern sind also auf 6 differenten Tänze gerichtet, und ist selbiges aus nachstehender Figur zu sehen.

Nro. I. Erster englischer Tanz den 3. Febr. 1779.	Nro. I. Zweyter englischer Tanz den 3. Febr. 1779.	Nro. I. Dritter englischer Tanz den 3. Febr. 1779.
Nro. I. Vierter englischer Tanz den 3. Febr. 1779.	Nro. I. Fünfter englischer Tanz den 3. Febr. 1779.	Nro. I. Sechster englischer Tanz den 3. Febr. 1779.

Hemmerling.

Numeren gezogen werden sollen, nach derer geometrischer bey den englischen Tänzen jedes Paar sich dergestalt zu stellen hat, daß in jeder der ersten Kolonnen, wenn zur folgenden annoch 10 Paar vorhanden sind, deren nicht unter 25 seyn sollen.

3. soll dieser Befehl und Verordnung, damit sich niemand mit der Unwissenheit entschuldigen könne, zum Druck befodert und davon bey jedem Ball ein oder mehrere Exemplarien öffentlich angeschlagen obsonst vorhanden seyn.

Urkund kuhrfürstlichen geheimen Kanzeley Insiegels und der Vidimation. Münster den 1[ten] Februar 1779.

(L. S.) vt. H. A. von Nagel.

C. B. Münsterman.

Daß sich das Treiben aber immer noch nicht in angemessenen Grenzen bewegte, läßt sich aus den Klagen schließen, welche 1788 im „Münster. gemeinnützl. Wochenblatt“ [25]) über die Fastnachtsfeier auf dem Lande erhoben werden:

„1) Bringt man schier eine ganze Woche im Müßiggange und mit Schwelgen zu.

2) Auch jene, denen es manchmal sauer wird, daß sie ein Stück Brod im Hause haben, müssen Fastnacht halten. Warum? Fastnacht kommt nur einmal im Jahre.

3) Betteln ist zwar verboten, aber Fastnachtsgänger scheinen privilegirte Bettler zu seyn: denn sie gehen öffentlich haufenweise mit großen Säcken auf den Rücken, Fleischgabeln auf den Schultern, das ganze Kirchsprengel durch von einem Hause zum andern, und wer ihnen nicht freywillig so viel giebt, als sie wollen, dem nehmen sie es mit Gewalt. Ihr Lösewort ist: „Es geht mit Fastnacht durch.“

4) Alles, was sie nun auf diese Art zusammengebettelt, machen sie in etlichen Tagen durch, da doch mit diesem vielen Dürftigen und Armen könnte eine geraume Zeit geholfen werden. Denn es ist nicht etwas Weniges, das sie zusammen holen. Ich bin in einem Dorfe gewesen, wo man mehr als 250 Scheffel Korn (Fleisch und andere Viktualien nicht mitgerechnet) beyeinander brachte.

5) Die muthwilligen Spiele, die sie treiben, sind nicht minder in Betracht zu ziehen. Mädcher verkleiden sich in Buben, und diese in Mädcher: und so streifen sie herum in verlarvter Gestalt, um desto freyer ausschweifen zu können.

6) Was für Gefahren sind nicht mit dem Pferderennen ver-

[25]) Jahrg. IV. Münster 1788 pag. 17; vgl. ibid. pag. 33.

knüpft, das an vielen Orten gebräuchlich ist, weil selten dabey Jemand nüchtern anzutreffen.

7) Noch mehrere dergleichen unvernünftige Handlungen und gesetzwidrige Unordnungen, welche bey den Fastnachts-lustbarkeiten vorgehen, könnte ich anführen; aber ich hoffe, diese werden hinlänglich seyn, jeden Vernünftigen zu überzeugen, daß es höchst nützlich seye, diese Miß-bräuche abzuschaffen."

Die hier gerügten Übelstände wurden erst im letzten Jahre der bischöflichen Landeshoheit durch folgende Verordnung[26]) beseitigt:

An verschiedenen Orten des hiesigen Hochstiftes pflegen die Bauern-Knechte zur Fastnachtszeit in den Kirchspielen auf Pferden herumzujagen und bey den Eingesessenen zu den Fastnachts-Zechen zu collectiren.

Da hieraus und aus dem zur Fastnachtszeit gleichfalls ge-schehenden Verkleiden und Vermummen sehr leicht Unglücksfälle und sonstige nachtheilige Folgen entstehen können, so wird Namens des Hochwürdigen sede vacante gnädig regierenden Domkapitels verordnet, daß bis auf fernere Verfügung

1. das gemeldete Jagen und Collectiren gänzlich eingestellet werden,
2. Niemand in einer unanständigen Verkleidung, oder mit einer Masque, oder mit einem gefärbten Gesichte sich auf öffentlicher Straße sehen lassen,
3. Jeder Übertreter des 1. Verbothes zur Zahlung einer Strafe von 25 Rthlrn., und jeder Übertreter des 2. Verbothes zur Zahlung einer Strafe von 5 Rthlrn., von welchen Strafen die Hälfte dem Denuncianten zugelegt wird, angehalten werden solle.

Übrigens wird das gnädige Zutrauen geheget, daß bey den während der Fastnachtszeit eintretenden Lustbarkeiten Niemand die Gränzen des Anstandes und der Sittlichkeit überschreiten, auch Jeder die nachtheiligen Folgen mancher Art, welche durch Betrunkenheit nur gar zu leicht entstehen können, durch Mäßigkeit im Trinken — so viel an ihm liegt, — zu verhüten suchen werde.

Damit diese Verordnung gehörig bekannt werde, soll sie ge-druckt, an den gewöhnlichen Orten angeschlagen, und jährlichs am Sonntage vor Fastnacht und am Fastnachts-Sonntage, ohne daß es einer erneuerten Anweisung an die Pfarrer bedarf, von denselben von den Kanzeln verkündiget werden.

Urkund beygedruckten Hochwürdigen Dom-Kapitels Geheimen Raths Insiegels und der Vidimation. Münster den 8ten Februar 1802.

(L. S.) vt. Engelbert von Wrede zu Melschede.

C. B. Münsterman.

---

[26]) Vgl. Sammlung der Gesetze 2c. l. c. Nr. 567.

Miscellen.

Eine handschriftliche Orient-Reisebeschreibung vom Jahre 1588.

„Warhafft vnnd Grundtliche Beschreibung, derenn von Venedig Legacionn vnnd Pottschafft an den Türckhischenn Kayserr gheenn Connstanntinopel.

Auch von deßenn Hofhaltunge Lebenn, vnnd Gebreüchenn, Sambt den Benannten Ortten des Gelobtenn Lanndts Jesu Christi. 1588."

Dies der Titel der betreffenden Handschrift! Derselbe befindet sich innerhalb einer einfach aber bunt bemalten Umrahmung, welche vier runde Öffnungen zeigt, als wenn diese durch Stifte befestigt werden sollte.

Die Überschriften der ersten acht Kapitel lauten folgendermaßen:

1) „Außzug vonn Venedig, des Edln vnnd Gestrenngen Ritter vnnd Herren, Herren Aluigo Mocenigo . . . . . mitt sambt der Venedigischen Presennt vnnd Verehrung an Ehebemeltten Türckhischenn Kayserr. —
2) Vonn der Statt Rhagusi im Möer geleegenn auch von den Incķhonneren vnnd Allem gewechs so daselbst zu Sechen.
3) Vonn der Statt Pera vnnd wie sich vnnser Herr der Mocenigo Rüstett mit vns seiner Dienneren Sechs, vnnd der Schannkhung oder Praesennt, auf Connstanntinopel zue dem Türkhischenn Kayser zue fhaaren, auch von seinen Trabannten Januiceri genannt.
4) Wie mier für denn Türkhischenn Kaysserr khommen, vnnd vnnserr Praesennt ybergaabenn.

5) Von dem Scaraglio des Türkhischen Kaysers Pallast darinnen er seine Frauuen hatt, auch von ieren Gewonnhaittn.

6) Vonn des Türkhischenn Kaysers Zeughauß, vnnd vom Brauch vnnd gepränkh wan er Ißet.

7) Vonn dem getrannckh der Türkhenn vnnd von der Statt Connstanntinopell sambt ierem Muster Plaatz.

8) Vonn der Türkhenn Moßkhea oder Götzenn hauß zue Connstanntinopell."

Das 6. Kapitel führe ich im Folgenden wörtlich vor:

„Er (der waascha, offenbar gleich Pascha!) sagte vns auch das in disem Scaraglio des Türkhischen Kaysers Zeughauß were darinnen er geschütz, Pulfer, khugel, Tarttschen hanndpöegen Pfeill, Spieß vnnd Annders zuem khrieg gehöerig, hette. wier haben aber solches nit, sunder disen Scaraglio nuer von Außen gesechen. Vnnder Anndern vermeldet diser waascha auch, was für Ceremonien man gebrauchet wan ier Kayser Eße: Nemblich so Stuennden umb in her die großen herren Janniceri dal Circolo, die da aufwartten, auch Eßen vnnd Credentzen, man zündet auch alle Maalzeitt es seye bey tag oder Naacht biß in die 200 windliechter an die Prennen so lanngkh er Eße. Es wardt vns auch durch in vill Seeltzaames wunderbarlich ding gesagt, vnnd wiewoll mier drey Jarr lanngkh darinnen gewest waren, haben mier doch den Türkhischen Kayser mer nicht als bey Acht maalen gesechen. dan man in seelten sichet, es Reden auch die Pottschaafter nuer zway mall Persoulich mit Jme. Erstlich wan sie ankhommen vnnd Leetzlich wan ier Legacion auß ist das sie Vrlaub nemmen, was sich aber sunst in der Zeitt ierer Legacion zuetragt das hanndlen sie mit dem Grann waascha. wan auch zue Pera oder Gallata ain Christ von ainem Türkhen belaidiget wiertt, so verklagt er in vor dem Pottschaafter. Der bringet dann die sachenn an den Grann waascham. der last alsdan des Türkhen darzue verordnette darinnen die Pilligkhaitt handlen. Ob sich auch bißweillen Criminals sachen zuetragen, so haben die Pottschaafter yber die Jenigen so ierer Nacion feindt gewaldt yber das Pluett zue Richten. doch müeßen sie von Obediennts weegen wan sie ain Richten laßen wollen solches zuuor dem Grann waascham anzaigen, welches er Juen nicht abschleegt, sunder Justiciam ergheen zue laßen zu laßett."

Von Konstantinopel ging die Reise nach Jerusalem zu allen den ehrwürdigen Stätten der Christen, von da nach Ägypten, Mekka und wiederum zurück nach Venedig.

Das Gesagte wird hinreichen, um einen gewissen Einblick in das nach Inhalt und Form eigenartige, interessante Büchlein zu bieten. Der Verfasser ist ein gewisser Emanuel Oerttl aus Augsburg, der, wie er selbst in der Vorrede berichtet, zu der Zeit in Venedig bei dem Herrn v. Mocenigo gedient (!), als diesem die Sendung übertragen wurde. Ob wir in dem sauber geschriebenen Quartbändchen von 92 Blättern das Original vor uns haben, kann ich ohne weiteres nicht entscheiden. Gedruckt scheint die Reisebeschreibung nicht zu sein. Dieselbe befand sich früher im Besitze des Ingolstädter Professors Alb. Hunger, wie das vorn eingeklebte Exlibris mit der Jahrzahl 1604 beweist, dessen Bibliothek 1605 der Universitätsbibliothek in Ingolstadt einverleibt worden ist.

Was den Einband unserer Handschrift anlangt, so haben wir Pergamentdecken in hübscher Goldpressung; die Schnittfläche ist rot gefärbt, die 4 Bändchen, welche statt der Schließen dienten, fehlen nunmehr.

Dieselbe befindet sich, wie aus dem Gesagten bereits hervorgeht, jetzt in der K. Universitäts-Bibliothek zu München und zwar unter: Cod. ms. 358. 4⁰. Für denjenigen, der durch diese kurze Hinweisung veranlaßt werden sollte, die Schrift genauer anzusehen, sei zum Schlusse noch bemerkt, daß auch in der k. Hof- und Staatsbibliothek daselbst mehrere Reisebeschreibungen von Em. Oertel: cod. germ. 1286. 3001a—f u. A. 14. 29 (187) vorliegen. Den möchte ich zugleich auf Reinh. Röhricht: „Bibliotheca geographica Palaestinae. Berlin 1890“ und „Deutsche Pilgerreisen nach dem hl. Lande. Gotha 1889“ aufmerksam machen.

Chr. Rueppracht.



Mitteilungen und Notizen.

Zu den theoretischen Erörterungen über den Begriff der Kulturgeschichte ist vor kurzem eine neue hinzugetreten. Prof. Ritter in Bonn behandelte in Beilage 219 der „Allgemeinen Zeitung" „den Streit zwischen politischer Geschichte und Kulturgeschichte". Er meint, es lasse sich die Grenzlinie finden, innerhalb deren die ja noch vorherrschende Staatengeschichte die Aufgaben der Kulturgeschichte in sich aufzunehmen hat, und jenseits deren sie ihre Forderungen als unerfüllbar abweisen muß. Das, was man nach seiner Meinung mehr beachten muß, sind die Gesellschaftskreise, die auf der Gleichheit großer Lebensverhältnisse beruhen und sowohl aus den Aufgaben der wirtschaftlichen wie der geistigen Kultur erwachsen. Sie üben auf den Lauf der Geschichte wesentlichen Einfluß, indem sie die Rechtsbildung beeinflussen. „Freithätig ruft das Ringen nach den Kulturgütern der Menschen immer neue Lebensverhältnisse hervor: zwingend stiftet die Rechtssatzung zwischen alten und neuen Lebensverhältnissen Ordnung. Jedes neue große Lebensverhältnis erheischt neues Recht: das neue Recht, indem es nicht nur schützt, sondern auch beschränkt und unter Umständen unmittelbar fördert, besitzt zugleich die Macht, eine Kulturentwicklung zu hemmen oder zu begünstigen. Die persönlichen Kräfte, welche die Kulturarbeit verrichten, sind die Gesellschaftskreise: diejenigen, welche die Rechtssatzung vollziehen, sind die Organe des Staats. In der Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Staat vollzieht sich die Geschichte: ihr Mittelpunkt ist das Ringen um altes und neues Recht." Diesem Begriff der Geschichte stellt er den der Kulturgeschichte gegenüber. Sie verlange einmal unmögliches, indem sie, die sich zur Aufgabe mache, die Bestrebungen und Errungenschaften des menschlichen Geistes als solche zu erforschen, als ihr Ziel hinstelle, alles Bedeutende, das durch die Geister seit Jahrtausenden gegangen ist, nachzuerkennen. Sie bringe weiter, indem sie als Träger der Ideen einerseits die bahnbrechenden Individuen erfasse, auf der anderen Seite mit ungeheueren Kollektiverscheinungen (Nation, Menschheit) arbeite, die persönlichen Kräfte nur zum kleinsten Teil zum Ausdruck. Sie übersehe (?) eben die Gesellschaftskreise. Sie nehme endlich, indem sie Recht und Staat wie andere Kulturgüter behandle, aus der geschichtlichen Entwicklung den Mittelpunkt (nach der obigen Definition) heraus. Ritters Schluß ist: „Nicht einer zu eng gefaßten politischen Geschichte und nicht der zu weit gefaßten Kultur-

geschichte dürfte die Zukunft gehören, sondern einer Wissenschaft, die den Lauf der Geschichte in der lebensvollen Wechselwirkung zwischen den Staaten und den Gesellschaftskreisen anschaut." Mit dem vorstehenden kurzen Referat begnügen wir uns, ohne den Standpunkt des Verfassers damit zu billigen. Solche Erörterungen können aber jedenfalls nur Nutzen bringen. Es geht doch ein Streben durch die heutige Geschichtswissenschaft, ihre Aufgabe weiter als bisher zu fassen, und wenn z. B. Schäfer, der zuletzt die Kulturgeschichte bekämpft hat, Freytag einen wahrhaft gottbegnadeten Historiker nennt und die Geschichte des italienischen Volkscharakters als Beispiel zukünftiger historischer Aufgaben anführt, so trennt uns vielleicht weniger, als wir beiderseits glauben. St.

* * *

Für unsere Leser wird ein Bericht über eine Aussprache, die zwischen zwei namhaften Historikern über historische Prinzipienfragen vor einiger Zeit stattgefunden hat, über die aber andere historische Zeitschriften eingehendes nicht berichtet haben, von Interesse sein. Wir geben nachstehend den Bericht des Leipziger Tageblatts (Nr. 221 und 241), der, wie wir hören, das Wesentliche des Gesagten gut hervorhebt, wieder. Den Anstoß zu der Erörterung gab Professor Max Lehmann, der in seiner Leipziger Antrittsrede über „Geschichte und Naturwissenschaft" sprach und dabei folgende Ansichten vortrug:

„Der Redner ging von einer Schilderung des immensen Aufschwungs aus, den in unserem Jahrhundert die naturwissenschaftliche Methode, insbesondere durch französische und englische Forscher genommen hat. Dieser Aufschwung aber ist zugleich von einer gefährlichen Folge begleitet gewesen: er hat zu der Behauptung geführt, dieselbe Gesetzmäßigkeit, welche im Reiche der Natur herrscht, gelte auch für das Gebiet der Geisteswissenschaften, ja diese Wissenschaften führten jenen stolzen Namen zu Unrecht, sie seien im Grunde nichts anderes als Teile der alleinigenden Naturwissenschaft. Gewisse Disziplinen hatten diese Reflexion vermittelt: die Sprachwissenschaft, welche für ihre phonetischen Versuche Anatomie und Physik zu Hilfe rufen muß, die nationalökonomische Statistik, welche mit Zahlen experimentiert, die Jurisprudenz in jener besonderen Richtung, welche das Verbrechen aus Abnormitäten des Gehirns erklären will. Die Darwin'sche Descendenztheorie schien dem Beweise für die Berechtigung der Aufhebung des Unterschieds zwischen Geistes- und exakten Wissenschaften den Schlußstein einfügen zu sollen: wie aus dem Protoplasma in unendlicher Zuchtwahl die Fülle der organischen Lebewesen hervorgegangen, so sollte auch die Entwickelung des Menschengeschlechts sich fort und fort mit gleicher Naturnotwendigkeit vollziehen, Aufgabe der Geschichtswissenschaft sei es nur, die Gesetze dieser Entwickelung zu entdecken.

Die ganze vorgetragene Theorie aber beruht auf einem großen Irrtum. Denn nicht jede Gleichmäßigkeit ist Gesetz, vielmehr beziehen sich die Gesetze nur auf die konstante Wirkung von Kräften. Sind solche Gesetze im Reiche der Geisteswissenschaften möglich? Nimmermehr! Der Versuch des französischen Positivisten Auguste Comte, die Soziologie unter

allgemeine Gesetze zu bringen, muß als gescheitert betrachtet werden, für die Nationalökonomie und Statistik ist die Unmöglichkeit fester Gesetze durch den Tübinger Kanzler Rümelin schlagend bewiesen. Die Geschichtswissenschaft vollends muß sich auf das Energischste gegen die Uebertragung der naturwissenschaftlichen Methode in ihr Gebiet verwahren. Denn den Regeln, welche man glaubte für die historische Entwickelung des Menschengeschlechtes aufstellen zu können, fehlt stets das Hauptmerkmal des Naturgesetzes: die Ausnahmslosigkeit. Viel ist gesprochen worden von den zwingenden Wirkungen, welche durch die geographische Lage, die Bodenbeschaffenheit und das Klima eines Landstriches auf die sozialen und politischen Schicksale seiner Bevölkerung ausgeübt werden sollen. Aber die Länder um das Ägäische Meer, einst die Stätten blühendster Kultur, sind später jahrhundertelanger Verödung anheimgefallen, das reiche Meißen, das meerbespülte Mecklenburg haben nicht die politische Bedeutung der sandigen Hohenzollernmark zu erringen vermocht. Die Verfassungsformen lösen sich thatsächlich durchaus nicht überall und immer in der gesetzmäßigen Reihenfolge: Monarchie, Aristokratie, Demokratie, ab, wie Gervinus in Anlehnung an Aristoteles behauptete; Ranke hat das überzeugend dargethan. Das hauptsächlichste Erkenntnismittel des Naturforschers, das Experiment, ist dem Historiker durch seinen Stoff zu benutzen verwehrt, ihm stehen nicht die Dinge selbst zu Gebote, sondern nur die Überlieferung, Diplom und Skriptor lassen sich nicht in höherer Potenz destillieren. Analogien sind dem Naturforscher erlaubt, dem Historiker verboten, denn sie vergewaltigen die Überlieferung: Zunftverhältnisse in Straßburg gestatten keinen sicheren Rückschluß auf Zunftverhältnisse in Basel. Aber auch die Überlieferung ist nur ein Reflex des inneren Heiligtums der Geschichte, dies Heiligtum selbst ist die Persönlichkeit. Die Historie kann des geistigen und sittlichen Komplements der Lebenskraft nicht entbehren. Wenn der Vater der „wissenschaftlichen" Sozialdemokratie, Karl Marx, die Persönlichkeiten nur als Träger von Lebenskräften gelten lassen will, so führt diese Weisheit in ihren letzten Konsequenzen zu Lombrosos Behauptung von der Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn. Unermeßlicher Schaden für die Geschichtswissenschaft aber wäre die Folge der Rezeption dieser Theorien. Es verschwände aus der Geschichtsschreibung die Kunst der Charakteristik und der Einfluß der Affekte, es verschwände das moralische Element und die Beziehung auf das Ewige, Übersinnliche, woraus doch gerade die größten Staatsmänner aller Zeiten ihre beste Kraft geschöpft haben. Verschwinden würde das Heldentum; was ein Luther, ein Stein, ein Bismarck für ihr Volk gethan, müßte unnötig genannt werden, die Kraft der Strömung hätte dasselbe auch ohne sie zu stande gebracht. Verschwinden würde endlich — und das ist die Hauptsache — die historische Wahrheit. Denn die sozialen und politischen Gebilde der Vergangenheit sind eben doch alle Schöpfungen von Persönlichkeiten und erhalten hierdurch ihr individuelles Gepräge; jede historische That trägt den Stempel der Persönlichkeit ihres geistigen Vaters an der Stirn. Zwei neunte Symphonien, zwei sixtinische Madonnen sind Unmöglichkeiten. Die Persönlichkeit aber

ist in Wahrheit unergründlich. Wir können einem Freiherrn vom Stein wohl nachweisen, daß seine Abstammung und sein Stand ihn in seinem politischen Wirken beeinflußt haben, woher aber stammten sein tiefes religiöses Gefühl und seine stürmische Vaterlandsliebe, die ihn zu seinen größten Thaten befähigten? Daß aus der äußeren Vorbedingung einer Gemäldebestellung durch die Mönche von S. Sisto eine sixtinische Madonna hervorging, konnte nur Rafaels Persönlichkeit bewirken. Die geschichtliche Entwickelung ist nicht ein Strom oder eine Mehrheit von Strömen. Denn häufig herrscht völlige Stagnation, wie in Arabien vor Muhamed, in Schottland vor John Knox; erst solchen gewaltigen Persönlichkeiten gelingt es dann, die träge Masse wieder in Fluß zu bringen.

Insbesondere bei religiösen Bewegungen zeigt sich die Macht der Persönlicheit: die Lossagung von der katholischen Kirche im Zeitalter der Reformation würde unweigerlich einen Zerfall der Protestanten in eine Reihe von Sekten zur Folge gehabt haben, hätte sich nicht Luthers machtvolle Persönlichkeit dieser Zersplitterung entgegengestemmt. Die persönliche Besorgnis Friedrich Wilhelms I. vor der Beeinflussung seiner Entschlüsse durch mündliche Unterhandlungen mit seinen Räten führte zu einer starken Bevorzugung des schriftlichen Verfahrens bei der Verwaltung und in weiterer Konsequenz zum bekannten preußischen Bureaukratismus. Rußland leidet noch heute unter den Folgen der Regierung Peters des Großen, der sein bisher an die einfachsten Formen des staatlichen und kulturellen Lebens gewöhntes Volk in gewaltsamem Sprunge zur modernen Kulturmacht erheben wollte. So ist und bleibt denn die Geschichte der Menschheit die Geschichte der Persönlichkeiten. Herrscht im Reiche der Natur Notwendigkeit, so waltet im Reich der geschichtlichen Entwickelung Freiheit. Die Naturwissenschaft kann die Erscheinungen ihres Gebietes erklären, die Historie kann, wie Droysen richtig und unter Zustimmung von Helmholtz definiert hat, die ihrigen nur verstehen, d. h. ihnen in ihrer Totalität gerecht werden.

Ein besonderer Unterschied ist noch bezüglich des Fortschrittes vorhanden. Die Naturwissenschaft darf sich eines niemals abreißenden, ununterbrochenen Fortschrittes ihrer Erkenntnis rühmen, nicht aber die Geschichte. Christlicher als Christus kann niemand sein, Shakespeare und Goethe können in ihrer Eigenart nicht übertroffen werden. Jedes Zeitalter hat einen besonderen Wert für die Entwickelung des Menschengeschlechts, jedes Zeitalter hat andererseits auch seine besondern Gebrechen. Rom ist heute Hauptstadt des einigen Italiens, aber es ist mit dem Falle des Papsttums für immer seines besonderen Zaubers entkleidet. Nie wird ein Staat dem Ideal einer Republik sich wieder in dem Maße nähern, wie es das Athen des Perikles gethan, nie wird es in Deutschland wieder ein Heer geben, wie es das preußische von 1813 gewesen, denn mit der allgemeinen Wehrpflicht ist seitdem Gesetz und Zwang geworden, was damals Begeisterung und freier Wille war.

Trotz all' dieser Verschiedenartigkeit vereinigt die universitas litterarum dennoch mit Recht Geistes- und exakte Wissenschaften, Historiker und Naturforscher. Denn in demselben Sinne sollen sie ihre Arbeit thun.

Wer der Wissenschaft dient, muß Entsagung üben können, er muß sich aller persönlichen Wünsche und Erwartungen seinen Forschungsresultaten gegenüber zu entäußern verstehen, strenge Objektivität ist seine erste Pflicht. Dem Naturforscher ist die Erfüllung dieser Pflicht schon durch die Eigenart seiner Forschungsobjekte erleichtert, der Historiker wird insofern von ihm lernen können."

Gegen diese Ausführungen ist nun von sehr berufener Seite, von dem Kollegen Lehmanns in Leipzig (Lehmann ist inzwischen nach Göttingen berufen), Professor Karl Lamprecht Widerspruch erhoben worden. In seiner Vorlesung „Zur Einführung in das kulturgeschichtliche und politische Verständnis der Gegenwart" ergriff er die Gelegenheit, bei Besprechung der menschlichen Willensfreiheit seinen abweichenden Standpunkt darzulegen.

Im wesentlichen äußerte er folgendes:

„Bei dem Problem der Willensfreiheit lassen sich zwei Arten der Betrachtung unterscheiden, die rein gedankliche und die praktische. Philosophie und Theologie haben sich bisher vergebens abgemüht, den logischen Gegensatz zwischen Freiheit und Notwendigkeit zu überbrücken, die Geschichtswissenschaft hat keinen Grund, sich an diesem wohl für immer aussichtslosen Beginnen zu beteiligen, sie kann sich auf die praktische Betrachtungsweise beschränken. Was sehen wir nun da? Einen ewigen, nie in einer Formel auszudrückenden Konflikt zwischen der Freiheit des Individuums und der Notwendigkeit der es umgebenden Zustände. Freilich sind letztere mächtiger als das erstere, sie sind auch der größten individuellen Willensstärke im entscheidenden Falle überlegen. Die weltgeschichtlichen Thaten selbst der größten Staatsmänner sind nur denkbar innerhalb der ihnen von den Zuständen gezogenen Schranken, staatsmännisch denken und handeln heißt geradezu: in den äußersten Grenzen des gegenüber den Zuständen eben noch Erreichbaren denken und handeln. So trifft für die thatsächliche Bestimmung der Willensfreiheit das alte Bild zu, daß wir gegenüber den Zuständen so frei sind in unserem Handeln, wie etwa ein Mensch innerhalb der Grenzen des Verdecks eines fahrenden Schiffes seiner Bewegungsfreiheit genießt. Die zuständlichen Grenzen unseres Wollens aber sind freilich sehr verschieden, und zwar nicht nur für jeden einzelnen Menschen, sondern auch für jedes einzelne Zeitalter der menschlichen Entwickelung. Eine niedrigere Kulturepoche mit der engen Gebundenheit des Einzelnen durch Familienverfassung und genossenschaftliche Verbände gibt dem Individuum nicht entfernt dieselbe Willens- und Bewegungsfreiheit, wie ein Zeitalter hochentwickelten kulturellen Lebens. Auch heute genießt ein Durchschnittsprotestant eine ganz andere geistige und moralische Willensfreiheit, als ein nach den Prinzipien mittelalterlicher Bevormundung erzogener Mensch, das beweisen wieder einmal schlagend die kürzlich erschienenen Aufzeichnungen des Grafen Hoensbroech.

Im fortwährenden Ineinandergreifen von Persönlichem und Zuständlichem, von Freiheit und Notwendigkeit vollzieht sich also die geschichtliche Bewegung. Die vornehmste Aufgabe des Historikers, zugleich aber auch der größte Reiz der historischen Forschung besteht demnach darin,

für jedes Zeitalter und für jede Reihe von Thatsachen die Kraft der Freiheit und der Notwendigkeit, des Persönlichen und des Zuständlichen gegen einander abzuwägen. Mühevoll und schwierig ist bei dieser doppelten Aufgabe des Historikers insonderheit die Feststellung des Zuständlichen. Die Überlieferung gibt uns nur Teile, an uns ist es, sie als ganzes zu erkennen. Dazu gehört viel Phantasie, die doch andererseits wieder streng genug disciplinirt sein muß, um sich niemals über die sicher vorauszusetzenden Wirkungen des thatsächlich Festgestellten hinwegzusetzen. Aber auch die Erkenntnis der Persönlichkeiten vergangener Zeit ist sehr schwer. Auch hierbei muß die Phantasie zu Hilfe gerufen, aber auch hier muß sie sozusagen verobjektiviert, d. h. es muß der Versuch gemacht werden, die Eigenschaften eines geschichtlichen Helden, so weit dies möglich, aus den ihn umgebenden Voraussetzungen abzuleiten. Indes ein unlösbarer Rest wird immer bleiben, und dieser umfaßt bei großen Persönlichkeiten gerade die entscheidende Begabung, das Geniale. Dieser Rest kann nur nachempfunden werden. Indem der Historiker sich dieser Nachempfindung hingibt, wird er völlig zum Künstler, hier waltet unkontrolliert und unkontrollierbar der Schwung geschichtlicher Phantasie.

Muß also nach dem Gesagten der Historiker gleicherweise Zustands- und Persönlichkeitshistoriker sein, so ist sowohl der Standpunkt des extremen Individualisten, als derjenige des extremen Sozialisten ein wissenschaftlich verkehrter. Denn der Erstere erkennt nur die Freiheit an und kann in der Geschichte ausschließlich ein willkürlich wechselndes Gewebe persönlicher Einwirkungen erblicken, der Letztere läßt nur die Notwendigkeit gelten und stellt die Historie dar als eine unerbittliche Entwickelung weniger anfänglicher Ursachen. Sowohl der Eine als der Andere begrenzt in willkürlicher Weise die unendliche Mannigfaltigkeit der historischen Wechselwirkungen, das bunte Spiel der geschichtlichen Kräfte; so müssen sie denn beide von ihren unzureichenden Voraussetzungen aus zu notwendig falschen, der geschichtlichen Wahrheit nicht entsprechenden Ergebnissen gelangen.

Aber nur selten kommen diese extremen Theorien in wirklich reinem Gepräge zu wissenschaftlicher Bethätigung, die Praxis der Geschichtsforschung schleift vielmehr ihre harten Ecken ab. Wäre Herr Professor Lehman wirklich, wie es nach seiner Rede den Anschein erwecken könnte, ein extremer Individualist, so hätte er nimmermehr die Behauptung aufstellen können, daß noch heute ein Rest von der Art Friedrich Wilhelms I. in jedem preußischen Offizier und Finanzrat fortlebe: denn die Vermittelung kann doch nur durch Zustände, wie sie jener König geschaffen und wie sie sich weiter entwickelten, erfolgt sein.

Dennoch wird eine wirkliche, bis zu völligem Verschwinden der wissenschaftlichen Gegensätze führende Verständigung sich kaum ermöglichen lassen. Denn diese Gegensätze beruhen auf Erfahrungen, auf in langem Studium gewonnenen, durch Charakter und Schicksal bedingten Lebensanschauungen. Forscher, welche vornehmlich in den Anfängen der Kultur, etwa gar auf ethnographischem und prähistorischem Gebiete arbeiten, werden leicht zu extremen Sozialisten, weil auf ihrem Arbeitsfeld die individuelle Bethätigung noch eine sehr geringe Rolle spielt. Umgekehrt sind Historiker,

die sich der Neuzeit als speciellem Forschungsgebiet gewidmet haben und wohl gar noch mit Vorliebe als Biographen thätig werden, in Gefahr, dem extremen Individualismus zu verfallen, denn die Kulturgrundlage, auf der ihre Helden sich bewegen, ist im wesentlichen die Gegenwart, dieselbe kann beim Publikum als bekannt vorausgesetzt werden, das aber führt leicht zu ihrer Ignorierung und zur Überschätzung des persönlichen Moments. Eine solche unbedingte Verständigung ist aber auch gar nicht nötig, im Gegenteil kann das Fortbestehen wissenschaftlicher Gegensätze zwischen den Vertretern einer und derselben Disciplin an einer und derselben Hochschule nur als ein großes Glück für die Lernenden angesehen werden. Denn diese letzteren werden infolge dessen vor dem iurare in verba magistri bewahrt sie sind unter allen Umständen gezwungen, selbständig zu denken und abzuwägen. Das aber wird auf die akademischen Lehrer wiederum fördernd zurückwirken, denn es fordert zu steter Selbstprüfung auf und verhindert so den Tod alles Lebens und mithin auch allen Unterrichts, die Langeweile."

* * *

Schon in dem oben abgedruckten Referat über Professor Ritters Aufsatz habe ich betont, daß sich ein gewisser Ausgleich zwischen den Anschauungen der politischen und der Kulturhistoriker wohl herstellen lasse. Daß die Berechtigung der Kulturgeschichte immer allgemeiner anerkannt wird, dafür liegt eine ganze Reihe von Beweisen vor. So wird in Bernheim's Lehrbuch der historischen Methode, das jetzt in 2. Auflage vorliegt, ein uns völlig sympathischer Standpunkt eingenommen. Ich komme im nächsten Hefte in ausführlicher Besprechung auf dieses treffliche Werk zurück. Hier möchte ich nur eine Notiz, die sich in demselben (S. 599) über unsere Zeitschrift findet, streifen. B. weist in wohlwollender Weise auf sie hin und erkennt auch „die selbständige Bedeutung der Kulturgeschichte neben der politischen Geschichte" völlig an. Er meint aber, „ich scheine von einer gewissen Überschätzung meines Faches nicht frei zu sein". Wenn jemand eine Sache, der er seine Arbeit und sein Streben widmet auch warm vertritt, so wird das nur natürlich und auch wünschenswert sein; vorausgesetzt, daß die Sache — und das trifft hier wohl zu — es wert ist. *Von dieser Wertschätzung bin ich also keineswegs frei; an einer* Überschätzung glaube ich aber nicht zu leiden. Ich habe schon vor längerer Zeit in einem Artikel in der „Gegenwart" (Die Kulturgeschichte und die deutschen Universitäten) mich dahin ausgesprochen: daß die Kulturgeschichte eine aufstrebende Wissenschaft sei. „Der Hochmut würde ihr, je weniger sie als Wissenschaft konsolidiert ist, übel anstehen." Das meine ich noch heute. Was ich verlange, ist das, was Bernheim und wohl jetzt die meisten Historiker zugestehen, „selbständige Bedeutung der Kulturgeschichte neben der politischen Geschichte". Den Wert kulturhistorischer Arbeit betone ich vor allem einem einseitigen Betrieb politischer Geschichtsforschung gegenüber. Im übrigen wünsche ich — und in diesem Sinne leite ich die Zeitschrift — zur politischen Historie ein freundliches und kein gegnerisches Verhältnis. Jene und diese Thätigkeit gehören zur Geschichtswissenschaft überhaupt, sie ergänzen einander notwendig. St.

Besprechungen.

Lindner, Theodor. Die deutschen Königswahlen und die Entstehung des Kurfürstentums. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung. 1893. 243 S.

Die Frage, die Theodor Lindner in vorliegendem Buche aufs neue zu beantworten unternimmt, gehört von jeher zu den meistumstrittenen Partien der Deutschen Verfassungsgeschichte. Schon das Mittelalter hatte sich in sagenhaften Erklärungsversuchen ergangen; in den letztverflossenen Jahrzehnten ist eine Unsumme von Scharfsinn und Kombinationstalent auf die Lösung des Problems verwandt worden. Zuletzt hat im Jahre 1889 Maurenbrecher das Resultat vieljährigen Nachdenkens über den Gegenstand in einem glänzend geschriebenen Buche niedergelegt. Da in der Kritik der früheren Arbeiten Maurenbrecher und Lindner im großen und ganzen zu demselben ablehnenden Urteil gelangen, so genügt, um dem Lindner'schen Buche seinen Platz in der Litteratur anzuweisen, ein Vergleich mit den Ausführungen seines Vorgängers. Zudem sind beide Bücher aus der ganzen in Frage kommenden Litteratur die auf breitester Grundlage aufgebauten, und in beiden kommen prinzipielle Auffassungen von allgemeiner Bedeutung in Frage.

Dabei ist aber ein Unterschied wohl zu beachten, der auch Lindner entgangen ist; er hätte sonst unmöglich seinem Vorgänger den Vorwurf machen können, daß er die „grundsätzlichen“ — d. h. doch nur die für die Lindner'sche Fragestellung grundsätzlichen — „Fragen nur flüchtig behandelt habe“. Die ganze Anlage der beiden Bücher ist, bei aller Ähnlichkeit im einzelnen, doch eine grundverschiedene. Mit keinem Worte, weder im Titel noch in der Einleitung, deutet M. an, daß es der vornehmste Zweck seiner Arbeit sei, die Entstehungsgeschichte des Kurfürstentums klarzulegen. Er will vielmehr in erster Linie eine Geschichte der deutschen Königswahlen geben, d. h. das jeweilige Verhältnis von Wahlrecht zu Erbrecht feststellen; dieser Gegensatz beider ist ihm nicht eine Verfassungsfrage allein, sondern in ihm bewegt sich ihm das Auf und Ab der deutschen Geschicke; Sieg des Erbrechts und Sieg des Wahlrechts ist ihm identisch mit Macht und Ohnmacht des deutschen Reiches; und nur als dem Resultat des schließlich siegreichen Wahlrechts gebührt in diesem Zusammenhang dem Kurfürstentum Beachtung. — Ganz anders Lindner; schon der Titel sagt es. Er will vor allem die Wurzeln des neuen Instituts bloß legen, und vornehmlich um sich eine gesicherte Grundlage für seinen Erklärungsversuch zu schaffen, behandelt er die einzelnen Königswahlen.

Trotzdem hätten die Resultate der Untersuchung am Ende bei beiden dieselben sein können. Daß dem nicht so ist, liegt begründet in der Verschiedenheit der Methode und — ich möchte glauben nicht in letzter Linie — des Temperaments.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes — handelt es sich doch um die Grundauffassung der Deutschen Geschichte der sog. Kaiserzeit — mögen einige allgemeinere Bemerkungen gestattet sein.

Beide Autoren sind zu den sog. politischen Historikern zu rechnen; beide suchen bei der Erklärung von Verfassungsinstituten und ihren Veränderungen die politischen Motive der maßgebenden Persönlichkeiten auf. Dabei aber macht M. von dem Recht der historischen Phantasie Gebrauch, indem er, ohne zwar den Quellen Gewalt anzuthun, aber auch ohne in ihnen eine Stütze zu finden, über die einfache Konstatierung des überlieferten Thatbestandes hinausgeht und durch die allseitige Betrachtung der jeweiligen Verhältnisse sowohl als des Verlaufs der späteren Entwicklung traditionell fortgepflanzte politische Systeme findet; Lindner dagegen nimmt die Quellennachrichten wie sie sind, legt nichts hinein, was nicht notwendigerweise in ihnen enthalten ist, und verwahrt sich ausdrücklich dagegen, aus der Kenntnis des späteren Verlaufs der Dinge heraus die Thatsachen meistern zu wollen; und so sieht er, wo Maurenbrecher politisches System sieht, nur eine Politik von Fall zu Fall. Beide Forschungsmethoden können natürlich zu falschen Ergebnissen führen.

M. ist der leidenschaftliche Gegner des Papsttums, er ist ganz erfüllt von dem großen Gegensatze des imperium und sacerdotium. In der Geschichte der ersten Jahrhunderte der deutschen Kaiserzeit sieht er eine zunehmende Richtung auf Entwicklung einer starken, von äußeren Einflüssen unabhängigen Erbmonarchie. Konrads I. Wahl ist ihm ein Erfolg des Erbrechts, Heinrichs I. Weigerung gegen kirchliche Salbung bedeutet für ihn die Abweisung kirchlichen Einflusses. Diese Entwicklung wird gewaltsam unterbrochen durch die Wahl Rudolfs von Rheinfelden; das Jahr 1077 ist ihm wie den meisten Früheren der Wendepunkt der Deutschen Geschicke. Bis dahin hatten Erbrecht und Wahlrecht sich gegenseitig ergänzt, von jetzt an sind es unversöhnliche Gegensätze. Und nun *kommt ein neues Moment hinzu!* Das Papsttum weiß geschickt die Gelegenheit zu benutzen, es leiht der Partei des freien Wahlrechts seine Unterstützung und schlägt, außer der freien Bischofswahl, für sich selbst das Recht auf Prüfung der Person des Gewählten und auf Bestätigung der Wahl heraus. Maßgebende Einflußnahme auf die Besetzung des deutschen Thrones zu üben, gehört von jetzt an zum politischen System der Kurie, und wenn es auch den Staufen gelingt, noch einmal dem Erbrecht Anerkennung zu verschaffen, Innocenz III. und seine Nachfolger greifen, sobald die Gelegenheit günstig ist, auf die Ideen Gregors VII. zurück und führen sie zum endgültigen Siege.

In ganz andere Beleuchtung rückt Lindner diese Entwicklung. Zwar erkennt auch er das Vorwalten des Erbrechts an, aber er betont im Gegensatze zu M., daß auch unter den Karolingern zum Erbrecht die Anerkennung habe hinzukommen müssen; er kann die Wahl Konrads I.

nicht als Sieg des Erbrechts ansehen, höchstens will er ein „geschichtliches Erbrecht“ zugestehen, d. h. daß Konrad gewählt sei, weil er dem Fränkischen Stamme angehört habe; er erkennt in der Abweisung der kirchlichen Salbung nicht den Gegensatz zweier Prinzipien, sondern bezieht die Worte Heinrichs, daß er der Salbung nicht würdig sei, auf die noch mangelnde Anerkennung seitens der an der Wahl nicht beteiligten deutschen Stämme. Und vollends den Ereignissen des Jahres 1077 schreibt er jede weitertragende Bedeutung ab, sie sind ihm nicht mehr als eine Episode; zwar sind die Legaten Gregors VII. bei der Erhebung Rudolfs zugegen gewesen, aber von einem politischen System der Kurie, das die Proklamierung des freien Wahlrechts bedingt und erreicht habe, könne keine Rede sein; und die Bitte um Anerkennung der Person und Bestätigung der Wahl ist ihm gar keine Neuerung; sie kommt schon in der Karolingerzeit vor und ist nichts anderes als die auch heute unter Souveränen noch übliche Anzeige der Thronbesteigung. Bei der Wahl Lothars war allerdings nach Lindner die kirchliche Partei bestrebt, „das freie Wahlrecht zum Grundsatz zu erheben“, aber „dennoch wird man nicht weittragende politische Gedanken voraussetzen dürfen; es kam eben alles auf den Augenblick an, auf die jedesmaligen Zwecke“. Daß an ein politisches System der Kurie nicht gedacht werden kann, dafür ist Beweis, daß sie selbst schon bei der Erhebung Konrads III. und dann viel später bei der Wahl Albrechts II. wieder das Erbrecht zu Hülfe genommen hat. Das Schicksalsjahr der Deutschen Geschichte ist für Lindner das Jahr 1198; in den ihm folgenden Ereignissen errang das Wahlrecht einen vollständigen Sieg; aber auch hier hat das Eingreifen des Papsttums nicht die Bedeutung, die man ihm gewöhnlich zuschreibt; an eine Äußerung traditioneller Politik ist dabei nicht zu denken.

So kommen beide Schriftsteller bei Benutzung derselben Quellen zu ganz verschiedenen Resultaten.

Ich habe hier den Gegensatz, der sich in der Grundauffassung der deutschen Geschichte der Kaiserzeit durch beide Bücher zieht, aufdecken wollen; eine quellenmäßige Begründung der Stellungnahme für das eine oder andere kann hier nicht beabsichtigt sein. Wenn man auch Lindner zugeben wird, daß sein Vorgänger sich manchmal von vorgefaßten Meinungen hat verleiten lassen, den handelnden Persönlichkeiten Motive unterzuschieben, die sie nicht gehabt haben — z. B. den Wählern Konrads I. oder dem die Salbung verschmähenden Heinrich I. —, so wird er doch, glaube ich, für seine Auffassung des großen Gegensatzes zwischen Kaisertum und Papsttum wenig Zustimmung finden. Sicherlich ist ein politisches System nicht auf einmal fertig da, es entwickelt sich im Kampf, in Angriff und Verteidigung, aber daß ein Staatsmann wie Gregor VII., als er auf die Besetzung des deutschen Thrones Einfluß gewinnt, sich keine weitertragenden politischen Gedanken gemacht haben soll, daß die Legaten, die seine Gedanken zu vertreten hatten, die Rolle der Statisten in dem weltgeschichtlichen Akte gespielt haben, davon wird er mich nimmermehr überzeugen, ganz abgesehen davon, daß ein zeitgenössischer Chronist ausdrücklich von einem durch den Papst bestätigten Reichsgesetz spricht,

das die freie Wahl des Königs als Grundsatz aufstellt; Lindner allerdings mißt dieser Quelle nur geringe Bedeutung bei. —

Doch kommen wir endlich zum Kurfürstentum. Schon Maurenbrecher hatte all die vielen Theorien, die die Wurzeln des neuen Instituts in einem, gewissen Fürsten sei es als Vertretern der Stämme oder als Trägern der Erzämter zustehenden Vorstimmrecht schon in früheren Jahrhunderten zu finden geglaubt hatten, als Ergebnisse eines überfeinen Spürsinns zu widerlegen gesucht; Lindner geht noch einmal die Vorgänge bei den einzelnen Wahlen auf das sorgfältigste durch und gelangt zu demselben Resultate. Er zeigt, wie die eigentliche Entscheidung in den Vorverhandlungen liegt, in denen die Fürsten sich über die Person des neuen Königs einigten, soweit zur Zeit des vorwaltenden Erbrechts das überhaupt in Frage kam; wer nicht mitstimmte, blieb fern. Dann fand die feierliche electio, d. h. die Wahlverkündigung oder richtiger die Ausrufung der Person, über die man sich geeinigt hatte, wohl schon seit lange durch den Erzbischof von Mainz statt, und es folgte nicht eine namentliche Stimmabgabe, sondern die laudatio d. h. die persönliche Anerkennung oder Huldigung erst der geistlichen und dann der weltlichen Fürsten. Da die meisten Thronbesetzungen bis 1198 durch Designation des Vorgängers erfolgten, oder, wenn eine Wahl notwendig war, doch die Person schon vorher feststand, so kann von einer eigentlichen Wahl in unserem Sinne d. h. mit persönlicher Stimmabgabe des einzelnen gar nicht gesprochen werden.

Anders wird das von 1198 an. Das Erbrecht wurde zurückgedrängt, Designationen waren demgemäß selten, es wiederholte sich, daß zwei Parteien je ihren König erhoben. Und zum ersten Male 1198 und von da an stets finden wir in urkundlichen und chronikalischen Nachrichten die Wähler bezeichnet als principes ad quos specialiter spectat regis electio, und ähnlich. Hier sahen die Früheren ihre Vorstimmberechtigten; Maurenbrecher brachte die Bezeichnung mit der Ausscheidung des sogen. jüngeren Reichsfürstenstandes in den 80er Jahren des 12. Jahrhunderts in Zusammenhang. Lindner dagegen weist nach, daß auch nach 1198 nicht dem jüngeren Reichsfürstenstande angehörige Grafen &c. an den Wahlen beteiligt gewesen sind; er mißt der Bezeichnung keine weitere Bedeutung bei und erklärt die Worte ad quos &c. als harmlose Apposition, die aus einer gemeinsamen Quelle — dem Schreiben Ottos IV. an Innocenz III. 1198 — in die obigen Nachrichten übernommen ist. Die Wahlen fanden auch nach 1198 trotz der veränderten Sachlage noch in der alten Weise statt. Aber er giebt zu, daß diese Jahre des Doppelkönigtums und der Bürgerkriege Veranlassung gaben, über die Gestaltung des Wahlrechts nachzudenken; wollte man jemals zu einer Einigung kommen, so mußte irgend ein Abschluß des Wählerkollegiums herbeigeführt werden. Und da war der gegebene Anknüpfungspunkt das Institut des Elektors. Schon lange vor 1198, meint Lindner, hatten die Kollegen des Mainzers, Köln und Trier, die Beteiligung an dem Ehrenamt der Wahlverkündigung durchgesetzt; natürlich blieben die Laien nicht zurück, und als ihr Vertreter wurde der Pfalzgraf in das Kollegium der Elektoren aufgenommen. So war aber der Westen des Reiches mit einem überragenden Einfluß ausgestattet; es

konnte nicht fehlen, daß auch der Osten Berücksichtigung verlangte; Sachsen und Brandenburg wurden der Ehre teilhaftig. Dieser Zustand entspricht allerdings aufs genaueste der vom Sachsenspiegel aufgestellten Wahltheorie: die Gesamtheit der Wähler einigt sich über die Person, die sechs Elektoren verkünden die Wahl, und alle Fürsten, erst die geistlichen, dann die weltlichen, leisten die laudatio. Später erst ist zu den sechs Elektoren als siebenter der Böhme hinzugekommen. 1257 erscheinen zum ersten Mal die sieben Elektoren als Kurfürstenkolleg.

Ansprechend und ungezwungen ist diese Theorie gewiß, mit der Überlieferung unserer Quellen reimt sie sich ohne großen Zwang zusammen, aber doch kann ich einige Bedenken nicht unterdrücken. Die immer wiederkehrende Betonung der wahlberechtigten Fürsten von 1198 an, auch wenn sie aus einer Quelle stammt, macht mich stutzig; daß alle die Schriftsteller sich nichts dabei gedacht haben sollten, scheint mir nicht recht glaublich. Wenn L. doch einmal schon vor 1198 mehrere Elektoren annimmt, sollte da sich nicht eine Brücke bauen lassen, die von den Elektoren zu den wahlberechtigten Fürsten führt? Aber auch der Beweis für die Existenz der sechs Elektoren — die ich durchaus nicht bestreiten will — ist nicht erbracht und kann aus den Quellen nicht erbracht werden. Haben sie aber wirklich, und zwar schon lange vor 1198, existiert, wo ist dann der fundamentale Unterschied zwischen ihnen und den „vorstimmberechtigten" Wählern der Früheren? Auch diese hatten doch — namentlich Quidde betont das des öfteren — in dem Vorstimmrecht nur ein ceremonielles Ehrenamt gesehen; und wenn Lindner zwar in den Elektoren mit Recht nicht die Vertreter der Stammesherzogtümer sieht, so ist doch auch für ihn bei der Zusammensetzung des Instituts die territoriale Gestaltung des Reiches von Einfluß gewesen. Ganz so groß als es scheinen möchte, ist also der Gegensatz nicht; man bekommt doch den Eindruck, als ob zuweilen — ich sage nicht durchaus — auch hier über Worte gestritten sei, während über den Inhalt die Meinungen gar nicht so weit auseinandergingen.

Gustav Beckmann.

* *
*

Forschungen zur Kultur- und Litteraturgeschichte Bayerns. Herausgegeben von Karl von Reinhardstöttner. Erstes Buch. München und Leipzig. G. Franz'scher Verlag. Jos. Roth. 1893 (232 S.).

Die vorliegenden „Forschungen", die in zwanglosen Büchern erscheinen sollen, verdienen Interesse über die Grenzen des Landes hinaus, dessen Erforschung sie zunächst dienen wollen. Sie sind ein Zeichen dafür, wie heute gerade die kulturhistorische Richtung der Geschichtswissenschaft eine immer stärkere Pflege und eine immer größere Teilnahme findet; und sie sind weiter ein Zeugnis dafür, daß man sich müht, diese Forschung nicht mehr in dilettantischem Sinne, sondern von echt wissenschaftlichem Standpunkt aus und in wissenschaftlich gediegener Weise zu pflegen. Es ist fernerhin von größtem Wert, daß man sich für diese Forschung bestimmte lokale Grenzen setzt. Man hat bisher gerade dem spezifischen Leben der deutschen Stämme viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ganz richtig

weist der Herausgeber auf Baechtold's Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz hin. Erst aus der Kenntnis des Sonderlebens der einzelnen Stämme kann sich eine wahrhafte Geschichte des deutschen Volkes aufbauen.

Was der Herausgeber im Vorwort über den Wert der Kulturgeschichte sagt, ist von Herzen zu billigen. Seine Auffassung ist völlig richtig, und wir hoffen, daß er uns als Herausgeber in den nächsten Büchern auch Schilderungen der Zustände, des Lebens der Gesamtheit, des Typischen bringen wird. Es ist ein kleiner Fehler des ersten Buches, daß es eigentlich nur Biographien Einzelner bringt. Eine Abwechselung wäre vielleicht wünschenswert gewesen. Es soll damit nicht gesagt werden, daß diese biographischen Schilderungen etwa kulturhistorisch weniger wertvoll wären. Gerade die Eröffnungsstudie des Herausgebers über den bayerischen Hofpoeten Matthias Etenhueber führt uns vielmehr vortrefflich in das Leben der bayerischen Vergangenheit. Was Reinhardstöttner z. B. aus Etenhueber's „Münchnerischem Wochenblatt in Versen" mitteilt, ist höchst interessant und voll merkwürdiger Schlaglichter. Zu einem vollständigen Zeitbild erweitert sich auch der zweite große Beitrag des Herausgebers, in dem er Andreas Zaupser, einen der hervorragendsten bayerischen „Aufklärer" behandelt. Joh. Friedrich veröffentlicht einen Aufsatz: Döllinger und Platen, der namentlich zur näheren Kenntnis des merkwürdigen und bedeutenden Döllinger beiträgt. Siegmund Günther behandelt Eusebius Amorts Bestrebungen auf astronomischem und physikalisch-geographischem Gebiete. Amort ist, wie mehrere Jesuiten und andere ein Beweis dafür, daß die bayerische katholische Geistlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts der Förderung der exakten Wissenschaften ganz besondere Teilnahme widmete.

Das ganze Unternehmen ist uns durchaus sympathisch; es verbürgt Wissenschaftlichkeit und ist doch auch für weitere Kreise interessant. Die Verlagshandlung hat sich eine vornehme Ausstattung angelegen sein lassen.

Georg Steinhausen.

* * *

Die deutschen Stammbücher des sechzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts. Ernst und Scherz, Weisheit und Schwank in Original-Mitteilungen zur deutschen Kultur-Geschichte von Robert und Richard Keil. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1893. VIII. 338 Seiten.

Nicht immer wird einem Berichterstatter seine Aufgabe auf der einen Seite so leicht, auf der anderen so schwer gemacht, wie in dem vorliegenden Falle. Mit der Herausgabe nur eines einzelnen, gleichsam am Wege gefundenen, älteren Stammbuches selbst beschäftigt, wird er im Oktober 1893 durch ein mit großem Sammelfleiße vorbereitetes Werk über Stammbücher und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung überrascht. Doch ich will darum nicht trauern. — Unbestreitbar füllt die Sammlung der Gebrüder Keil, von welchen Richard K. während der Arbeit verstorben ist, eine Lücke in unserer Litteratur aus. Schon in seiner äußeren Ausstattung hat das Bändchen eine gewisse Ähnlichkeit mit der

vermehrten Auflage von Büchmanns „Geflügelte Worte" betitelter Sprichwörtersammlung. Und „geflügelte Worte" sind es doch zumeist, welche auch die Keil'sche Sammlung bietet. Der Stammbuch-Interpret ist aber nicht überall in der Lage, gleich Büchmann das geflügelte Wort auf einen Stammvater zurückführen zu können: einer machte irgendwo einmal den Anfang, andere folgten, und es entstanden Sprüche, welche im Verlaufe von mehreren hundert Jahren meist einem großen Wandel unterworfen waren und deren Herkunft unbekannt geblieben ist. Durch den Einfluß der Zeit sind sogar einzelne Sentenzen halbiert und mit Teilen anderer Sinnsprüche wieder als Hälfte vereinigt.

Neben derartigen geflügelten Worten oder auch beabsichtigten Citaten stehen gleichwohl Eintragungen, bei welchen die Originalität des Selbstschaffens nicht fortzudeuteln ist. Auf diese werden die Gebrüder Keil ein besonderes Augenmerk gerichtet haben, so schwer es thatsächlich ist, untrüglich überall einen ursprünglichen Gedanken als solchen zu erkennen. Ein besonderes Mißtrauen in dieser Hinsicht verdienen die französischen Widmungen leichteren Getändels, aber großer, volltönender Worte. Es verursacht dem Leser einige Mühe, jene Sinnsprüche zu überschauen, welche mit geringer Veränderung des Ausdrucks genau dasselbe besagen. Folgendes Beispiel genügt:

Seite 114 (Nr. 429): „La vertu l'amour et l'honneur
Sont les trois flambeaux de mon coeur"
(Paris 1633);

„ 153 (Nr. 753): „Les armes, l'amour et l'honneur
Sont les trois flambeaux de mon coeur"
(Straßburg 1647);

„ 176 (Nr. 880): „L'Epée, les Dames et l'Honneur
Sont les flammes de mon coeur"
(Nürnberg 1744).

Hier hätte mehr gesichtet werden können, zumal da eine innigere Verarbeitung des Stoffes durch die sonst sehr glückliche Gesamtdisposition erschwert war. Auch die Inscriptio aus Paris ist nicht die älteste; denn in dem der Herausgabe harrenden Stammbuche des D. Abr. Plato findet sich aus dem Jahre 1609 (Lyon) das gleiche Bekenntnis, um einen Schreibfehler bereichert! —

Die Anordnung innerhalb der Keil'schen Sammlung ist nun so getroffen, daß die ganze Arbeit in sechs Abschnitte zerfällt, deren erster geschickt und erschöpfend die geschichtliche Entwickelung des Stammbuchwesens darlegt. Die übrigen 5 Abschnitte bringen, möglichst im Anschluß an die politischen und religiösen Vorgänge durch drei bis vier Jahrhunderte deutscher Geschichte, je nach Universitäten geordnet, Proben aus etwa 600 Stammbüchern unter Voraufschickung einer Einleitung über den Geist jenes Zeitalters, welches sich gerade in den Stammbüchern widerspiegelt. Diese Einleitungen in ihrer Gesamtheit schildern beredt den Einfluß des Humanismus und der Reformation, die Einwirkungen des dreißigjährigen Krieges, den Pietismus und seine Gegner, die sogenannte klassische Epoche und die Befreiungskriege, schließlich die Zeit der burschenschaftlichen Be-

strebungen. Die Beispiele sind meist glücklich gewählt; daß aber eine gewisse Gefahr in derartigen geschichtlichen Klassifikationen steckt, geht zur Genüge wiederum aus unserem obigen Beispiele hervor, wo die ein schlägigen Jahre 1609, 1633, 1647 und 1744 drei verschiedenen von Robert Keil selbst abgesteckten Zeiträumen angehören. „Lucus a non lucendo!“

Von den drei Registern ist das Personen-Verzeichnis zu mager gehalten: entweder die Namen aller berücksichtigten Inskribenten oder gar keine! auch das Ortschaftsverzeichnis wird wenig Nutzen stiften, weil der Aufenthaltsort auf den Inhalt der Eintragung nur in besonderen Fällen einen Einfluß ausübt; um so dankenswerter dagegen ist das Sachregister, durch welches die bunt durcheinander gewürfelten Devisen und Reime sachlich zu schönen und praktischen Sträußen vereinigt werden. Das weiteste Band schlingt sich um das Stichwort „Frauen und Liebe“ (Seite 336), vier umfangreiche Sträuße, nach den Zeiten geteilt gebunden, in sich vereinigend. Hier finden wir auch in urwüchsiger Derbheit die kernigsten deutschen Sprüche in einem beachtenswerten metrischen Gewande. Dem zweiten Abschnitte, namentlich von Seite 75 unten bis S. 81 gebührt über dieses Thema die Palme! —

Keils ausgesprochene Absicht war es (Seite VI), die Ergebnisse seiner Forschungen „nicht nur der wissenschaftlichen Kulturgeschichte, sondern auch dem großen gebildeten Publikum zugängig zu machen.“ Es wäre daher verfehlt, gerade an dieser Stelle Betrachtungen darüber anzustellen, was alles noch aus einer Kollektiv-Ausstellung von „mehr als 600 Stammbüchern“ zu machen gewesen wäre. Nur ein grell zutage tretender Mangel der Keil'schen Sammlung möge hier angedeutet werden, nämlich das Nichtregistrieren eines hervorragenden Werkes, welches zu bedeutsamem Zwecke mit den Gebrüdern Keil teilweise aus denselben Quellen geschöpft hat. Und diese Quellen haben gerade am Wohnorte von Robert Keil ihren Grund und Boden: in Weimar! Gemeint ist Adolf Stölzel's mit dem erhöhten Rubenow-Preise der Universität Greifswald ausgezeichnetes Werk: „Die Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien. Bd. I. II. Stuttgart 1872.“ Der Verfasser wirkt heute noch als Präses der preußischen Justiz-Prüfungs-Kommission; er wurde gerade in letzter Zeit, wo eine Änderung unserer Studienordnungen auf der Tagesordnung der Hochschulen-Polemik steht, wegen seiner praktischen Initiative wiederholt genannt. Nach seiner eigenen Betonung suchte er in seinem preisgekrönten Werke zu einem großen Teile aus sieben studentischen Stammbüchern das Eindringen der römischrechtlich gebildeten Juristen in die deutschen Richtersitze nachzuweisen. Hiermit hat er die erste und einzige Anleitung gegeben, wenigstens die Stammbücher des 16. und 17. Jahrhunderts mehr als Geschichtsquellen nutzbar zu machen. — Ältere Schriftsteller über Stammbücher sind von Keil in einer kurzen Litteratur-Übersicht (Seite 45 und 47) aufgeführt. Über die größte bekannte Stammbücher-Sammlung auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar berichten sowohl Keil (S. 48) als auch Stölzel (a. a. O. I. S. 62. Anmerk. 129). Diese Sammlnng umfaßt gegen 400 Bände! —

Bei dieser Gelegenheit sei auf einen hübschen Essai verwiesen, der

zwar nur für den allzu flüchtigen Zweck eines Zeitungs-Feuilletons berechnet ist, jedoch gleich sehr nach dem weise gedrängten Inhalte wie nach seiner Form fesselt. Es ist ein Aufsatz mit dem schlichten Titel: „Stammbücher. Von K. Reichner (München)" in: „Berliner Neueste Nachrichten 13. Jhg. Nr. 565." Unter anderem erscheint da ein auszugsweise dargebotenes Stammbuch „eines gebildeten Bäckergesellen" aus Hamburg als ein wahres Kabinetstück. Ein lieber Onkel hat dasselbe vor Antritt der Reise gespendet. Mit feierlich-schalkhafter Miene führte er die Feder zu der Widmung:

„Dütt Book en Heiligdohm sall blieben;
Lat Di man flietig wat drin schriben,
Lat Biller mahln un Silhujetten,
Mien'n will'k hier gliecks daneben setten!"

Reichner hat auch eine Mehrzahl von Stammbüchern benutzt, welche aber von der Weimarischen Sammlung weitab zu liegen scheinen. Zweifellos hat er gelegentlich einen Blick in die reichen Archive der Familie von Alvensleben in der Provinz Sachsen gethan. Karl Adam.

* * *

Ludwig Geiger, Berlin. 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Erster Band. (Erste Hälfte.*) Berlin 1892. Verlag von Gebrüder Paetel.

In diesem Buche liegt der Anfang eines Werkes vor, dessen Plan der tüchtige und fleißige Autor seit langen Jahren gepflegt hat. Das Wort „Kulturgeschichte" hat er im Titel deshalb vermieden, weil „man in neuerer Zeit angefangen hat, bei Kulturgeschichte den Hauptnachdruck auf Wirtschaftsgeschichte zu legen", er aber seinen Studien nicht diese Ausdehnung geben will. Ich meine nun, der Anspruch, Kulturgeschichte soll vorzugsweise Wirtschaftsgeschichte sein, ist nicht ohne Weiteres berechtigt: der Verfasser hätte sein Buch, das wirklich kulturhistorisch ist, ohne Bedenken auch so bezeichnen können. Wir haben also eine Litteratur- und Kulturgeschichte Berlins in einer bestimmten zeitlichen Begrenzung vor uns; das Politische und Städtische schließt der Verfasser ausdrücklich aus. Das Buch beruht auf einer sehr umfassenden Quellenforschung: man darf in ihm, auch abgesehen von der stofflichen Verschiedenheit, nicht ein Buch sehen, wie es manche andere über Berlin schrieben. Ich habe das Geiger'sche Buch mit größtem Interesse gelesen und wünsche aufrichtig die baldige Fortsetzung desselben. Was ich auszusetzen habe, betrifft etwas anscheinend äußerliches, aber doch nicht unwesentliches: die Einteilung des Stoffes. Geiger nimmt anscheinend als Gesichtspunkt dafür die Regierungszeit der fünf preußischen Könige an. Er selbst sagt, daß er von ihnen nur insoweit sprechen will, „als jene Könige auf das geistige Leben eingewirkt haben". Nun sind doch nicht ohne weiteres Regierungsantritte oder Todesfälle von Königen Abschnitte des geistigen Lebens, auch nicht

*) Die inzwischen erschienene 2. Hälfte ist uns noch nicht zugegangen. D. Red.

ohne weiteres für eine Residenzstadt, obgleich hier natürlich der Einfluß des Hofes am fühlbarsten ist. In diesem zuletzt angedeuteten Umstand liegt auch allein die Berechtigung der Geiger'schen Einteilung: aber ich vermag sie doch nicht zu billigen. Auch Anfangs- und Endbegrenzung des ganzen Buches, 1688—1840, sind nach dem Regierungsantritt und Herrschaftsschluß von Königen gewählt. Geiger nennt die Periode in sich einheitlich: sie beginnt „mit dem Bestreben, dem Staat und damit auch der Residenzstadt königliches Ansehen zu gewähren"; sie schließt ab „mit dem Zeitpunkt, da die Bürger der Stadt und des Staates vor allem volle Teilnahme an der Staatsverwaltung begehren". Ist das für das geistige Leben entscheidend? Ist die Periode auch in geistiger Hinsicht einheitlich? Nein! Aber man kann doch, wie ich meine, die Begrenzung von 1688—1840 auch in geistiger Beziehung wohl gelten lassen. Gegen 1670—1680 beginnt auch in der allgemeinen deutschen Kulturentwickelung ein neuer Abschnitt, nach meiner Auffassung der zweite Abschnitt einer Periode, die vom Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts bis gegen 1730—1740 reicht. Und 1840 deutet auch in geistiger Hinsicht einen Abschluß an. Ich darf hier an einen Brief der Friederike Krickeberg von Tieck, den sie 1841 schrieb, erinnern, in dem sie über das Entschwinden einer „schönen Zeit" klagt, in der man geistreich und empfindsam war. Von Gentzens Briefen meint sie: „Sie würden sie heute noch fühlen — aber wer sonst? Auch diese Zeit ist vorüber; die Liebe hat ein anderes Gewand umgehängt; die zarten Stoffe sind verweht, und ich glaube, ein junger Mann, der jetzt solche Briefe schriebe, würde sich nicht mehr männlich erhaben vorkommen." Ich greife hier vielleicht dem Verfasser vor, aber ich will nur andeuten, daß diese Zeitgrenze als Abschluß auch des geistigen Lebens ganz richtig ist. Daß damals Friedrich Wilhelm III. starb, thut nichts zur Sache. Ich für meine Person hätte lieber gesehen, daß die ganze Schilderung auf dem Gang der allgemeinen Entwickelung aufgebaut wäre. Der Verfasser wäre dann im einzelnen zu anderer Einteilung gekommen. Er hätte manches anders gruppiert, manches in anderer Beleuchtung dargestellt. Er hätte dann auch mehr die allgemeine Zeitströmung durchblicken lassen; z. B. durfte bei dem Kapitel „Hofdichter und Hoffeste" der Hinweis darauf, wie damals der Hof das gesamte Leben beherrschte, der „Hofmann" ein Lebensideal war, nicht fehlen. — — Doch über das alles ließe sich ja streiten; und ich will meine Auffassung nicht als maßgebend hinstellen. Die vorliegende erste Hälfte des 1. Bandes reicht bis zum Jahre 1740. Das erste Buch, die „Begründung", beschäftigt sich mit der Persönlichkeit Friedrichs I. und der Sophie Charlotte, mit den Hofdichtern und Hoffesten, geht eingehend auf die religiöse Bewegung und die Entwickelung der Wissenschaft, wo auch manche andere Dinge und Zustände, die eigentlich an anderer Stelle erwähnt werden müßten, gestreift werden, und geht kurz auf die Entwickelung der Kunst ein. Das zweite Buch, die „eiserne Zeit", geht ähnlich vor; erst wird der Hof, dann die religiösen Zustände, dann Wissenschaft und Litteratur, Theater nnd Kunst geschildert. Kulturhistorisch interessant ist besonders auch das letzte Kapitel: „Sittlich-ökonomische Zustände." Den Inhalt hier im einzelnen anzudeuten, würde mich zu weit führen; ich

wiederhole, daß eine Fülle interessanter und beachtenswerter Einzelheiten gegeben werden. Einige Kleinigkeiten sind mir noch aufgefallen. Seite 7 spricht der Verfasser von dem vielseitigen Interesse der Sophie Charlotte, „wie man es in jener Zeit der so mangelhaften Frauenbildung selten findet". Das „selten" ist doch nicht richtig. Gerade gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts gab es eine Fülle „gelehrter Frauenzimmer" in Deutschland, ich erinnere an die Töchter des Predigers Bose, an die Leipziger Professorentochter Marie Barbara Lehmann, Marie Kunitz und viele andere. Von philosophischen Fürstinnen nenne ich nur Elisabeth von der Pfalz, die Freundin Descartes'. Auch die litterarischen Erscheinungen nach Art des „Gelehrten deutschen Frauenzimmers" zeigen, daß in dieser Zeit sich die Frauenwelt fast mit zu viel Eifer gelehrten Dingen zuwandte. Seite 28 steht: „Ein fast gänzlich unbekannter Dichter, Erdmann Wiecker, brachte es fertig, Berlin und Athen geradezu neben einander zu stellen." Das ist auch nichts seltenes im 17. Jahrhundert. Schon in Zwinger's Methodus apodemica finden sich viele Hauptstädte als Athenae Gallicae u. s. w. bezeichnet. Auf Jena wurde auch damals die Bezeichnung Athenae Salanae angewandt. Man sieht daraus nur den epigonenhaft gelehrten Anstrich der Zeit. — —

Eine Vorarbeit, oder den Teil einer Materialsammlung zu dem anerkennenswerten Werk Geiger's stellt eine von ihm veranstaltete Sammlung dar, auf die ich im Anschluß an die obige Besprechung hinweisen will: Die „Berliner Neudrucke", die ebenfalls im Verlage der Gebrüder Paetel erscheinen. Es liegt mir die zweite Serie in 4 Bänden und der 1. Band der dritten Serie vor. Größtenteils sind sie für die Litteraturgeschichte Berlins wichtig, aber sie sind doch sämtlich für das geistige Leben, oft für die Berliner Zustände überhaupt interessant. Geiger giebt den „Musenalmanach auf das Jahr 1806", dessen einstige Herausgeber Chamisso und Varnhagen waren, neu heraus; Ellinger ein Trauerspiel des einst vielgelesenen Julius von Voß: „Faust" und weiter Johann Joachim Ewald's Gedichte nach der ersten Ausgabe von 1755; Geiger wieder „Berliner Gedichte 1763—1806" und „Ludwig Achim von Arnim. Unbekannte Aufsätze und Gedichte mit einem Anhange von Clemens Brentano". — Die Herausgeber leiten ihre Ausgabe mit ausführlichen orientierenden Bemerkungen und Nachweisen ein, wie denn überhaupt die Edition den Eindruck größter Gediegenheit macht. Kulturhistorisch am interessantesten sind die Berliner Gedichte, die Geiger mühsam aus zahlreichen Quellen zusammengebracht hat. Ästhetischen Genuß sollen sie nicht bieten, sondern uns „das Bild einer längst entschwundenen Epoche" geben. Die Abteilungen sind also betitelt: Königslieder, Zeitereignisse, Berliner Landschaft, Gesellschaft, Sitten und Vergnügungen, Gedichte auf Personen. Man ersieht schon hieraus, wie Geiger die Aufgabe sich gestellt hat. Ich kann an dieser Stelle nur nachdrücklich auf die Sammlung aufmerksam machen und sie dem Berliner, wie dem Nichtberliner, so weit er sich für deutsche Vergangenheit tiefer interessiert, empfehlen. Die Ausstattung dieser Sammlung, wie des Geiger'schen Hauptwerkes ist, dem Rufe der Verlagshandlung entsprechend, gediegen. Georg Steinhausen.

* * *

A. Ilg, Beiträge zur Geschichte der Kunst und Kunsttechnik aus mittelhochdeutschen Dichtungen (= Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Neuzeit. N. F. V. Bd.) Wien 1892.

Es ist eine der anziehendsten und reizvollsten Aufgaben der Kulturgeschichte des Mittelalters, zu beobachten wie die Außenwelt und das Leben und Treiben der Menschen von den bildenden und von den beschreibenden Künsten aufgefaßt, verarbeitet und wiedergeschaffen wird. Das Ringen des Künstlers mit dem Stoff, sein Bemühen des Materiales Herr zu werden, das sich Aufdrängende von innen heraus zu erfassen, zeitigt immer neue Stufen der Beobachtungsgabe und des Auffassungsvermögens und zeigt die geistige Kraft der inneren Verarbeitung stetig im Wachsen.

Während allen Künsten die gleiche Grundanschauung der Außenwelt gemeinsam ist, bieten sie doch manche durch die Verschiedenheit der Bestimmung und des Materials bedingte Abweichungen von einander. Die bildenden Künste verfolgen andere Ziele und arbeiten mit anderen Mitteln als die Poesie. So ergeben sich in den Stoffen, wie in ihrer Behandlungsweise Verschiedenheiten. Und doch können wiederum Ausgleichungen bei der sonstigen nahen Verwandtschaft nicht ausbleiben. In dem Ergreifen neuer Stoffkreise sowohl, als in der Art der Verarbeitung zeigt sich gegenseitiger Einfluß. Und Fliehen wie Annäherung sind uns gleich anziehende Schauspiele. Das Verhältnis zwischen Kunst und Dichtung bietet uns eines der interessantesten Probleme dar, das leider bis jetzt fast keine Behandlung gefunden hat.*)

In der allgemeinen Auffassung der Außenwelt stimmen, wie wir eben sagten, im Mittelalter Kunst und Poesie überein. Sie liegen beide vollkommen in den Banden des Typischen; alles wird nur als Typus, nie individuell aufgefaßt und wiedergegeben. Wir haben in der ganzen Poesie der klassisch mittelhochdeutschen Periode nur typisch-konventionelle Figuren: die Helden sind alle mit den gleichen Strichen gezeichnet, mit den gleichen Farben koloriert. Sie entsprechen innerlich und äußerlich in der Kunst wie in der Dichtung dem Ideale menschlicher Schönheit und vollkommener Ritterlichkeit, dessen einzelne Züge meist schablonenhaft wiedergegeben und gehäuft werden. Einzig und allein Wolfram von Eschenbach bildet eine Ausnahme: in seinen Werken, besonders im Parzival, aber auch im Willehalm, finden sich stark entwickelte Ansätze zu individueller Anschauung.

Nicht nur äußere und formhafte Eigenschaften werden in den Kreis des Typisch-Konventionellen einbezogen, sondern auch innere, ethische Vorgänge sind so gebunden. Ein Beispiel: Nicht aus innerem Drange steigt die Reuezähre in die Augen, nicht aus wirklicher Gemütsbewegung rieseln bei endlicher Versöhnung nach langem Hader, grimmem

*) Ich spreche hier natürlich nur von der deutschen, nichtkirchlichen Dichtung. Über die Bedeutung und den Einfluß der Hymnenpoesie siehe u. a. den Hinweis A. Springers in den Berichten d. Sächs. Ges. d. Wissenschaften phil. hist. Cl. 1879, S. 30.

Haß und Kampf die heißen Zähren die Wangen herab: nein, auch diese scheinbar spontanen Herzensäußerungen sind durchaus konventionell. So gut wie dem Geschädigten vertragsmäßig Ersatz geleistet wird, so gut wie über die Versöhnung urkundliche Feststellungen oder feierlich bindende Erklärungen getauscht werden: ebenso unumgänglich ist es, daß Thränen fließen. Auf innere Bewegung, auf wirkliche Beteiligung des Gemütes lassen sie keinen Schluß zu, obgleich diese oft nicht gefehlt haben mag. Wenn daher unsere Historiker solche Berichte zur Charakterzeichnung verwerten, was mitunter geschieht oder jedenfalls geschehen ist, so zeigen sie darin ein mangelhaftes Verständnis des Mittelalters.

Bei Laien wie bei Geistlichen erscheint Gebet und Bitte erst dann aufrichtig, kräftig und Wirkung verheißend, wenn Thränen dabei fließen; und ein besonderer Kultus und eifriges Studium des Weinens war die Folge dieser Anschauung. Die unbeteiligten Boten einer Trauernachricht vergießen Zährenströme, und das Leichengefolge weiß sich vor Schluchzen und Weinen nicht zu lassen. Trotzdem gestattet beides — ich wiederhole es — keinen Schluß auf die innere Anteilnahme, es ist lediglich eine Forderung der Etikette und des Anstandes, die hier erfüllt wird. Wie bei uns die konventionelle Vorschrift ein ernstes, feierliches Gesicht in solchen Fällen verlangt, so mußten in jener Zeit die Thränen fließen.

Es mag noch ein verwandter Umstand hier erwähnt werden, der gleichfalls zur Kennzeichnung des Konventionellen dienen kann. Wir sehen bei Wahlen und Beförderungen Weltgeistlicher und Mönche, sowie auch säkularer Personen fast immer zunächst die Beteiligten in energischer Weise die eigene Unwürdigkeit betonen, sie mit Schluchzen und Thränen die Auszeichnung ablehnen. Es darf dies auch hier nicht als eine aus dem Herzen fließende Äußerung der Demut aufgefaßt werden; es ist durchaus typisch und gehört zu den Forderungen des äußeren Benehmens bei solcher Gelegenheit.

Erst kürzlich hat Lamprecht (D. Zs. f. Geschichtswissenschaft 7, 13 f.) wieder einige hierher gehörige Punkte betont und in das richtige Licht gestellt. Leider war ihm ein interessanter und sehr lehrreicher Aufsatz Zapperts (Über den Ausdruck des geistigen Schmerzes im Mittelalter. Denkschriften der Wiener Akademie phil. hist. Cl. 5 [1854], 73 ff.) nicht bekannt geworden.

Während diese typisch-konventionelle Grundanschauung den bildenden Künsten und der Poesie gemeinsam ist und in ihren Erzeugnissen in gleicher Weise zur Darstellung kommt, finden sich in Bezug auf die äußere Gestaltung innerer Bewegungen Unterschiede, die zum Teil im Material und Können, zum Teil in der Kunsttradition begründet sind.

In der poetischen Darstellung werden die kleineren und größeren Äußerungen des Schmerzes und Kummers in ihrer Totalwirkung auf den Menschen geschildert, wie sie die Gesichtszüge verändern und sich in heftigen Bewegungen des Körpers, insbesondere der Hände wiederspiegeln. Hier verhält sich die mittelalterliche Kunst, vorzugsweise der deutsche nationale Stil, anders. Nur bei großen, heftigen, den ganzen Menschen erschütternden Bewegungen werden die Gesichtszüge mitunter in Mitleidenschaft gezogen,

und auch da ist man von einer realistischen Auffassung meist weit entfernt. Nur die Federzeichnung kommt hier nach; ich erinnere an die Auffassung des Schmerzes der bethlehemitischen Mütter in dem Berliner Codex von Wernhers Marienleben und auf einem seiner Zeit in Zapperts Besitze befindlichen a. a. O. abgebildeten Pergamentblatt. In der Malerei tritt uns in solchen Fällen auf dem lieblichen Oval nur ein ernsterer Zug oder aber gar ein ganz unberührtes, anmutig lächelndes Gesicht entgegen. Wir suchen umsonst nach tiefen Spuren gemütlicher Erschütterung, wie sie der Dichter uns schildert.

Alle innere Bewegung und alle inneren Beziehungen werden nicht im Antlitz, nicht im Auge, sondern durch die Hände, weniger durch die Füße und die Körperhaltung verdeutlicht. Das Verständnis der Gebärdensprache der Hände ist eine Vorbedingung für das Verständniß mittelalterlicher Bildwerke. Bei einem Turnierbild, auf dem die Damen von einer Gallerie den Kämpfen der Ritter zusehen, offenbaren erst die Bewegungen der Hände dem Beschauer die verschiedenen Empfindungen der einzelnen. Für den Unkundigen zeigen fast alle das gleiche oder gar kein Gefühl für das Schicksal der Tjostierenden.

Zwei Beispiele mögen das Gesagte illustrieren. Die Darstellung der Verkündigung ist einer der beliebtesten Vorwürfe aus dem Marienzyklus. Die heilige Jungfrau empfängt den Engel meist mit lieblich lächelnden Zügen, die nichts von den Empfindungen auszudrücken scheinen, welche die biblische Tradition uns voraussetzen läßt. Aber achtet man auf die Bewegung der Hände, so findet man eine vollkommene Kongruenz zwischen beiden Darstellungen. Falls beide Hände frei sind und die eine nicht etwa einen Psalter hält, sehen wir sie meist gespreizt, die äußeren Handflächen an die Brust gelegt, die inneren auf den Engel zugerichtet, auftreten. Es ist die Gebärde der verwunderten Abwehr und des Staunens. Der Engel aber streckt der heiligen Jungfrau drei Finger (Daumen, Zeigefinger, Mittelfinger) halbschräg nach oben gerichtet (den Daumen etwas tiefer) entgegen: dies der Gestus des Sprechens.

Die beiden Hände des Menschen können aber auch unabhängig von einander agieren; jede kann für sich eine Empfindung versinnbildlichen. So ist es z. B. bei der Wiedergabe eben gedachter Scene im Codex Egberti (Die Miniaturen des Cod. Egberti hrsg. von Franz X. Kraus Taf. IX. Freiburg i. Br. 1884). Hier macht Maria mit der linken Hand die erwähnte Gebärde verwunderten Staunens, während die rechte wagerecht dem Engel entgegengestreckt ist, die vier Finger an einander gelegt, den Daumen abgespreizt; der kleine Finger sieht dem Boden zu. Es ist dies die Gebärde der Hingebung, so daß also hier beide Empfindungen im Herzen der Maria durch die Sprache der Hände zum Ausdruck gelangen.

Ein zweites! Unter dem Kreuze Christi sind die stehenden Figuren Maria und Johannes. Wir finden beide fast immer in gleicher Stellung, Maria zur Rechten Christi, Johannes zur Linken. Beide sind in Schmerz versunken, was auch hier durch die Stellung der Hand zum Ausdruck kommt. Sie ruht gewöhnlich bei beiden, fast immer jedoch bei Johannes an der Wange. Dies ist die stehende Gebärde sinnenden Trauerns und

Nachdenkens. Einzeln faltet Maria die Finger beider Hände und legt sie so an die Wange (z. B. Kataloge des Bayr. Nationalmuseums zu München V Taf. III Nr. 147; Johannes ebendort Nr. 148), und mitunter sehen wir auch, mehr der späteren Auffassung von den Gefühlen der Gottesmutter konform, sie von höchstem, leidenschaftlichem Schmerze erfüllt: krampfhaft drückt sie die verschränkten Finger der Hände, die sie etwas vom Körper entfernt hält (von Hefner-Alteneck, Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften[2] 2 Taf. 112 B). Der mehr naturalistischen Auffassung einer späteren Zeit schien der Schmerz der jungfräulichen Gottesmutter auf diese Weise keinen genügenden Ausdruck gefunden zu haben. Die bildende Kunst folgte hier der Dichtung. Im 14. Jahrhundert sehen wir Maria ohnmächtig vor grimmem Schmerz unter dem Kreuze hingesunken, eine Änderung der Auffassung, auf die schon Zappert a. a. O. hingewiesen hat.

Während sich, wie diese Beispiele zeigen, der Künstler als Hauptmittel des Ausdrucks der Gebärdensprache bedient, steht dem Dichter zugleich anderes zu Gebote und er macht nur selten ausdrücklich von jenem Mittel Gebrauch. Die Stellen sind zu zählen, wo die Dichter mit Worten eine bedeutsame Stellung malen, um sie zur Verdeutlichung einer seelischen Empfindung zu verwenden, und es ist dies ganz natürlich, da er andere, wirksamere Kunstgriffe kennt.

Eher noch wird eine Situation gezeichnet als Hintergrund für die Ausmalung einer Stimmung. So in dem bekannten Spruch Walthers von der Vogelweide:

Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine:
dar ûf sast ich den ellenbogen:
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.
dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben.

(Walther ed. Wilmanns S. 115 und Anmerkung)

Ähnlich, mit dem Kopf auf die Hand gestützt und übergeschlagenen Knieen, bilden die Künstler der Weingarter und Heidelberger (Manessischen) Minnesängerhandschriften außer Walther selbst, noch Heinrich von Veldeke ab, in Anlehnung an die bei ihm zuerst stehenden Verse:

Ez sint guotiu niuwe mâre
daz die vogel offenbâre
singent dâ man bluomen siet.
Zuo den zîten in dem jâre
stüende wol daz man frô wâre:
leider des enbin ich niet.
mîn tumbez herze mich verriet
daz ich muoz unsanfte und swâre
tragen leit daz mir geschiet.

(Minnesangs Frühling [3] S. 56, 1 ff.)

Wie hier die Dichter, so soll auch der Richter sitzen, sinnend nachdenklich, vergl. z. B. die Abbildung der Kunigundenlegende bei von Hefner-Alteneck [2]2 Taf. 81.

Im jüngeren Titurel findet sich eine Stelle, wo direkt die Gebärde der Trauer für die Angabe des Traurigseins selber eingesetzt wird. Es ist wieder der schon öfters erwähnte Gestus des sinnenden Schmerzes:

Als nû Svigune horte daz er da was gevellet
Der eren hoves borte innerhalp den werden was gesellet
Mit stetigkeit. als er da wol bescheinde
Mit sinnerichem troste, swen sie daz kinne mit armen underleinde.

Waz wart hie undersetzet ir kinne mit den handen!
An freuden unergetzet begunde siez den ougen lieht entblanden.
(4460, 1 ff.)

In dem gleichen Gedicht spiegelt sich der heftige Schmerz in dem Falten der Hände wieder:

Vil kleider wart gezerret und ouch mit krache hende vil gevalten.
(3765, 4)

Bei gleicher Gelegenheit werden die Hände gedrückt, so in der Klage (ed. Bartsch 1770):

mit [zuo] gedruhten handen weinten si sêre.

Gewöhnlich tritt in der Dichtung bei heftigen Schmerzensausbrüchen von den einfachen Handbewegungen nur das Winden der Hände auf.

Eine äußerst wichtige Frage, die sich an diese Probleme anknüpft, ist nun die folgende: Woher stammen diese feststehenden Gebärden in Kunst und Poesie? Haben sie ihren Ursprung im Leben? Oder sind sie zum Teil etwa aus künstlerischen Darstellungen genommen und auf dem Wege der Etikette in die Sitten der höfischen Gesellschaft hinein gebracht?

Es sind weitgehende und schwer zu entscheidende Fragen, die hier auftreten, und es ist ganz unmöglich sie kurzer Hand beantworten zu wollen. Sie sind auch für die Kunstgeschichte nicht uninteressant und könnten für das Problem byzantinisch-ravennatischen Einflusses wichtige Kriterien beibringen, falls sie genauer untersucht würden. Auch hier hat wieder Lamprecht zuerst energischer auf die Bedeutung der ganzen Frage hingewiesen und einiges Wichtige beigebracht (Jahrbücher d. Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 70 [1881], 56 ff.). Ich will an dieser Stelle *nur kurz darauf aufmerksam machen*, daß die *antike* und die mittelalterliche Gebärde des Sprechens die gleiche ist — wir haben sie heute noch in der Haltung der Finger beim Eid —, ähnlich der Gestus der Adoration, des Betens und Bittens, und endlich die Geberde des leidenschaftlichen Schmerzes. Durch diese Beobachtung komplizieren sich die Fragen des endlichen Ursprungs der konventionellen Gebärden sehr wesentlich. Und ein genaues Studium des Verhältnisses zwischen Kunst und Dichtung in diesem Punkte kann manches zur Aufhellung der Dunkelheit beitragen.

Ich will hier nicht weiter auf die Frage eingehen und nur, in unseren Bemerkungen fortschreitend, erwähnen, daß damals infolge der Herrschaft des Typischen auf künstlerischem Gebiete die Gebilde der Kunst, ihre Form und Gestaltung viel mehr ins Volk drangen, viel tiefer ihm in Fleisch und Blut übergingen, als es heutzutage der Fall ist. Ein interessantes Zeugnis dafür ist es, wenn wir in einer Tischzucht jener Zeit die Vorschrift,

man solle nicht mit übergeschlagenen Beinen bei Tische sitzen, so ausgedrückt finden: du sollst nicht sitzen, alse man Pilatus pleget to malen, der als Richter mit übergeschlagenen Beinen sitzen mußte.

So konnte denn auch bei derartiger Popularität künstlerischer Darstellung diese die poetische öfter beeinflussen, sei es in Wiedergabe von Situationen, sei es in Ausmalung von Äußerlichkeiten. Auf ein interessantes Beispiel hat schon Scherer gelegentlich hingewiesen:

Ein oft behandeltes Sujet der mittelalterlichen Kunst in früher und später Zeit ist der Kampf der Tugenden und Laster gewesen, wie er in der Psychomachia des Prudentius dichterisch gestaltet wurde. Die Superbia ist hier eine stark hervortretende Figur. Wohl die heute bekannteste Darstellung ist die, welche sie im Hortus deliciarum gefunden hat.*) Auf ungezügeltem Pferde stürmt sie dahin, auf einem Löwenfell sitzend, in der Hand die geschwungene Lanze. Und wie eine Reminiscenz daran muten uns einige fragmentarische Verse an, die Keinz (Münchener Sitzungsberichte 1869, II, 319) publiziert hat:

Übermuot diu alte
diu ritet mit gewalte,
Untriuwe leitet ir den wanen,
Girischeit diu schehet danne
ze schaden den armen weisen.
diu lant diu stant wol alliche en vreise.

Hier mag ein Einfluß der bildnerischen Gestaltung auf die poetische vorliegen. Vielleicht sind aber auch die Verse aus einer Allegorie jener Zeit, die sich an die Psychomachia anschließt, auf uns gelangt. Denn der Einfluß dieses Gedichtes reichte noch bis ins 16. Jahrhundert, wo Bebels Triumphus Veneris von ihm zehrt. Noch an anderen Stellen scheint ein Einfluß der bildenden Kunst wirksam zu sein. Ich will nur auf ein Gebiet aufmerksam machen, wo sich die Beeinflussung vielleicht wird am klarsten konstatieren lassen. In den Abenteuerromanen der mittelhoch-

*) Edward Schröder hat Historische Zs. 69 (1892), 495 einen etwas emphatischen Vorwurf gegen diejenigen erhoben, welche die Darstellung der Superbia im Hortus deliciarum für die Kostümgeschichte verwerteten, da sie aus des Prudentius Psychomachia stamme. Die Thatsache, daß die Superbia der Schilderung des Prudentius entsprechen soll, ist richtig und auch wohl nicht bestritten. Allein Schröders gänzliche Verwerfung einer Benutzung ist doch recht übertrieben, denn der Maler hat im großen und ganzen der Superbia das Kostüm seiner Zeit gegeben und in seinem Rahmen die Andeutungen des Dichters zu verwirklichen gesucht. Rein aus Prudentius oder früheren Darstellungen ist nur sehr wenig entnommen. Und dieses wenige ist, soweit ich sehe, von A. Schultz, gegen den sich der Vorwurf richtet, für die Kostümschilderung nicht benutzt. Im übrigen spricht A. Schultz nicht „von einer modisch gekleideten Dame", wie das Citat bei Schröder lautet, sondern „von einer so modisch gekleideten Dame" (d. h. in bezug auf die langen Ärmel). Schröders Vorwurf ist also zurückzuweisen.

deutschen Epigonen, die meist der Artussage entnommen, aber keinen Quellen entlehnt, sondern ziemlich frei zusammenfabuliert sind, finden wir eine Reihe Ungeheuer geschildert, tier- und menschenähnliche Gebilde, deren Herkunft im Dunkel ruht. Bei näherer Betrachtung dürfte sich indessen wohl herausstellen, daß freie Umbildungen von ursprünglichen Physiologusillustrationen mit teilweiser Neuschöpfung vorliegen, so daß es sich auch hier, wie vielleicht bei dem erstgenannten Punkte, um eine doppelte Beeinflussung mit rückläufiger Bewegung handelt.

Wiederum mögen bei andern Objekten sowohl Motive der Poesie als der bildenden Kunst ihre Wirkung geäußert haben. Dies kann bei dem Bilde von der Fortuna und dem Rade des Glücks der Fall sein, obwohl mir in letzter Linie die bildliche Ausführung die Priorität zu haben scheint.

Andrerseits geht die im späten Mittelalter beliebte Darstellung allegorischer Motive auf den Erzeugnissen der Wirkkunst, den Gobelins, und ihr Auftreten in handschriftlichen Illustrationen auf die im Vordergrund dichterischer Produktion stehenden Allegorien zurück, und auch bei den Totentänzen mag die poetische Form den Ausgangspunkt ge- geben haben.

So üben überall Poesie und Kunst ihren Einfluß auf einander und es scheint nicht unfruchtbar diesen Spuren nachzugehen, den Motiven nachzuforschen und ihre Wandlung durch den Lauf der Zeiten zur Darstellung zu bringen. Mannigfache Ergebnisse würden dem Forscher lohnen. Einen Beitrag zu diesen Fragen liefert auch die vorliegende Sammlung und deshalb reizte es die hauptsächlichsten Probleme einleitend kurz zu streifen, wofür sich vielleicht eine Entschuldigung finden wird.

Das zu besprechende Werk will beibringen, was die schriftlichen Quellen, soweit sie der mittelhochdeutschen Dichtung angehören, uns über die Geschichte der Kunst und Kunsttechnik zu sagen wissen. Allein so schätzenswert als Materialzusammenstellung eine solche Sammlung auch ist, sie verliert sehr viel an Wert, wenn sie nur gelegentlich Erhaschtes und Unvollständiges bietet. Mit den „Beiträgen“ ist dem Forscher nur wenig gedient; es hätte zur wirklichen Nutzbarkeit eine annähernde Vollständigkeit herbeigeführt werden müssen. Und so sehr wir sonst das Recht des Verfassers zur *willkürlichen* Beschränkung seiner Aufgabe *anerkennen*: an diesem Punkte und an der Thatsache der Zugehörigkeit zu einer größeren Sammlung, die, offiziell unterstützt, Abgeschlossenes bieten soll, hat es seine Grenzen.

Die erwähnte Unvollständigkeit zeigt sich in zwei Richtungen: Einmal dadurch, daß nur ein Teil des Materiales herangezogen, sodann darin, daß das benutzte Material nicht intensiv genug ausgebeutet ist. Ein Beispiel mag die letztere Behauptung, die vielleicht nicht so ohne weiteres klar ist, beleuchten. Bei der Behandlung von Wolframs von Eschenbach Parzival fehlen drei mir gerade zufällig gegenwärtige Stellen, die hätten erwähnt werden müssen.

1) Ilg führt S. 111 Wolframs Notiz über die schlechte Harmonie des s a f e r (eines saphirartigen Glasflusses) und des fassenden Goldes an. Aber es fehlt die folgende gleichwichtige Bemerkung:

ich enhân daz niht für lîhtiu dinc
swer in den kranken messinc
verwurket edeln rubîn
und al die âventiure sîn (alle reine Edelsteine).

Parz. ed. Lachmann 3, 15.

2) Eine Erwähnung von schmiedeeisernen Thürbändern und ihrer Form hätte Ilg Parz. 151, 26 ff. finden können.

3) Endlich hat Ilg übersehen, was aus den irrigen Anschauungen des jungen Parzival (161, 23 ff.) über das Aussehen der mittelalterlichen Burg zu entnehmen war.

So ließe sich bei genauerem Nachgehen sicher noch vieles geltend machen, aber diese gelegentlichen Beispiele mögen zeigen, daß auch die Intensität der Ausnutzung, zum Teil aus Mangel an tieferem Verständnis, manches zu wünschen übrig läßt.

Ob die von Ilg getroffene Anordnung gerade die richtige ist, der aus jedem Denkmale alle sich auf die verschiedenen Kunstzweige beziehenden Notizen zusammen aufführt werden, ist mir zweifelhaft. Mir scheint die Art und Weise Jul. von Schlossers in seinen, auch sonst Ilgs Werke weit überragenden, Schriftquellen zur Geschichte der karolingischen Kunst den Vorzug zu verdienen. Dieser trifft die Einteilung nach den einzelnen Materien der Kunst und Technik.

Auch an Ilgs Einzelausführung ist nicht gerade viel zu loben. Er citiert öfters ungenau und schenkt der Korrektur nicht die nötige Aufmerksamkeit. So z. B. S. 114 ist alûnn (nicht âlûnn) kein „Imperfectum", sondern Infinitiv, so gibt es S. 115 kein Tuch von „Surm (Syrien?)", sondern von Surîn. Die palmâsann matraz (S. 116) sind nur Ilg bekannte Gebilde. Wir lernen S. 117 und 147 einen Herrn F. Beck kennen und müssen ihn uns erst in F. Bech zurückübersetzen, um ihn zu identifizieren. S. 129 wird der Litterarische Verein zu Stuttgart mit dem Titel „Alterth. Verein" belegt. Auf S. 135 tritt uns die Schreibung Minnen fossäre (statt Minnen fossiure) entgegen.

Allein auch die Komposition ist lässig und nicht genügend ordentlich gehandhabt; immer tritt wieder die allmähliche Entstehung ans Tageslicht. S. 118 meint Ilg: „Wir lernten bereits im Wig. ähnliches kennen" während der Wigalois erst auf S. 120 ff. folgt. Der Zusammenhang auf S. 7 ist recht unklar und die Fügung syntaktisch unschön. Das „Es" auf Zeile 9 geht auf kemenâte, und erst ein (bei Ilg fehlendes) Komma nach „Textes" gibt dem ganzen Satze das Verständnis. Was aber nach meiner Ansicht weit schwerer als das Angeführte wiegt, das ist eine gewisse Indolenz und Trägheit gegenüber selbstgefühlten Mängeln. Der Verfasser kümmert sich gar nicht um die erschienene Litteratur, und, wenn sie ihm in einer der von ihm benutzten Ausgaben aufstößt, so ignoriert er sie, wie er z. B. auf S. 98 sagt, „Lucae's Schrift de nonnullis locis Wolframianis", die Bartsch an der Stelle citiert, „kenne er nicht". Ich möchte doch fast vermuten, daß sie auf einer der Wiener Bibliotheken vorhanden und leicht zu erreichen ist.

Wo der Text ihm nicht in verständlicher Weise geboten wird, druckt

Ilg wörtlich ab, so beim Trudperer Hohenliede (S. 2) das in der Handschrift und demgemäß bei Haupt Unterpunktierte, also Wegzulassende: nur daß Ilg statt der zu tilgenden Silben die Tilgungspunkte selbst wegläßt. Sinnstörende Schreibfehler treten ohne Bemerkung auf, z. B. gamede statt gademe (S. 2). Daß die litterarhistorischen Einleitungen zu den Gedichten manche Fehler enthalten, läßt sich leicht vermuten, doch wollen wir dies dem Kunsthistoriker nicht zum Vorwurf machen. Bedauerlicher ist, daß er die Sprache nicht so weit beherrscht, um die nötigen Erklärungen zu finden und auch vor groben Mißverständnissen sicher zu sein. Wenn er sich selbst dieses Mangels bewußt war, wie Andeutungen in der Einleitung zeigen, so hätte er eben einen Germanisten zu Rate ziehen sollen und auch wohl nach Scherers Tode noch sonst bereitwillige Ohren gefunden. Dann wären ihm nicht Dinge passiert, wie sie immerhin für eine derartige Schrift etwas stark sind. Zwei Beispiele: Im König Rother tritt ein Stoff auf, „der nach der Weise sarazenischer Stoffe mit Tiermuster in Goldgewebe vorne wie rückwärts geziert ist" (S. 39). Was steht aber im Texte des Rother statt der von mir gesperrten Worte? herze unde hinde, Hirsche und Hinden! Und was die Sache noch schlimmer macht: in der von Ilg citierten Ausgabe Rückerts ist in der Anmerkung zu Vers 224 und 226 das Richtige gesagt. Ein zweites Beispiel: Im Parzival (ed. Bartsch 1, 278) heißt es: Vier Saumschreine werden mit Gold gefüllt; gesteines muose ouch vil dar în. Ilg erklärt: „Füllsel von Gestein, Gestein das gemischt drinnen lag, Musirung" (S. 106)! Es widerstrebt mir fast, die richtige wörtliche Übersetzung der elementar leichten Stelle hierher zu setzen: Es mußte viel Gestein dahinein!

Hier ist nicht der Raum alles Verfehlte anzuführen. Es liegt mir nur nahe auf einige wichtige Punkte, mit denen ich nicht einverstanden bin, kurz hinzuweisen und einige Andeutungen über das Richtige, wo es mir möglich ist, zu geben. Denn wenngleich, wie die vorstehenden Bemerkungen zeigen, vieles verfehlte und flüchtige in dem Werke ist, so enthält es ja auch wieder bessere Partieen, was wir bei einer gerechten Beurteilung nicht vergessen dürfen hervorzuheben. Und doch ist es nur natürlich, wenn sich mein Widerspruch gerade an die schwächeren Teile anlehnen muß.

Die ganze Ausführung über lant fride (S. 2 f.) ist zu streichen; alles sprachlich falsche aus dem Abschnitt hier zu bemerken, würde zu weit führen. Wie aus Seemüllers Text von Williram (57, 18) zu ersehen war, ist lampreite zu schreiben. So ist die Stelle einfach und klar. — Das über Fries gesagte (S. 3) ist unrichtig; das Zutreffende steht angedeutet schon bei Grimm im Wörterbuch 4, 1, 203. Weiterhin ist die ganze Ausführung über blach-mâlen (S. 5 f. und 25) falsch. Leider hat sie in der erweiterten Form schon Aufnahme in Ottes Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des Mittelalters (5. Aufl. 2, 532 Anm. 4) gefunden. blach hat nichts mit engl. black zu thun, sondern ist = flach, vergl. z. B. Blachfeld. Blach-mâle sind also solche Ornamente, die nur flach auf der Oberfläche, nicht tief eingegraben sich befinden. Daß damit oft Niello bezeichnet wird, scheinen manche Stellen nahe zu legen (u. A.

Schmellers, Bayrisches Wörterbuch ²1, 322). Daneben bezeichnet aber blachmali auch opus plumarium, wie eine von Graff (Ahd. Sprachschatz 2, 715 f.) angeführte Glosse zeigt. Zwei für die Art des blachmâl höchst bezeichnende Stellen will ich bei dieser Gelegenheit hier anführen. Die eine, dem Willehalm des Ulrich von dem Türlin entlehnt (LXXIX, 10; ich folge der Textrezension Bg), schildert den Teint der Königin:

ouch was der künigin swarzez vel
klâr lûter klein in glîze,
als der mit guotem vlîze
rein blahmâl smelzt in golde.

Die andere steht im jüngeren Titurel (345, 1):

Swer an daz gedenket daz von rôtem golde
Mit blachmâl was verblenket, darumbe daz ez niht versnîden solde
Die ougen gein der liehten sunnen glitzen:
Alsus wart es besorget von meisterlîcher kunst mit guoten witzen.

Wenn Ilg S. 6 einen Zusammenhang zwischen mâl und malen (pingere) leugnet, so ist er im Unrecht. mâlen heißt „mit einem Mal versehen", dann erst „schreiben" und „malen". So ist denn auch gemâl nicht „gemalt" und liehtgemâl nicht „glänzend gemalt", wie Ilg öfter (S. 76, 102 f., 104, 112) annimmt. Im Erec 8904 ff. ist wohl von Nadelmalerei die Rede. Nach dem eben Bemerkten wird auch klar sein, daß hantgemælde nicht aus der Kunstsprache übernommen ist, wie Ilg auf S. 101 will.

Über die lineberge (S. 7) kann ich mich begnügen auf Oswald Zingerle's Aufsatz Zs. f. d. A. 33, 107 ff. zu verweisen. — Das auch von Ilg angeführte zouuer trugelîn war nachdrücklich hervorzuheben. Es hat sich hier noch die alte Bedeutung erhalten: zoufer, unser „Zauber" war ursprünglich die rote Farbe; vrgl. Sievers in Pauls Grundriß 1, 241 § 4 Anm. 2 und E. Schröder Zs. f. d. A. 37, 265.

Wohl nur in seltenen Fällen wird übergulde (Ilg S. 34 und 79) zu gold zu stellen sein mit der Bedeutung „vergoldet", sondern meistens zu gelten = etwas, das den höheren Wert hat. — Ebenso heißt vinster (Ilg S. 44) in der Eneide „Fenster", es ist eine speziell rheinische Form, und die für Ilg wahrscheinlichere Deutung als Finsternis trifft hier nicht zu. Richtig ist S. 58 die Interpretation von und = und zwar, auch eine speziell-rheinisch-niederdeutsche Eigentümlichkeit. Dagegen ist es wieder falsch, wenn Ilg unser „Firnis" für ein Wort deutschen Ursprungs erklärt. Es ist aus dem Romanischen entlehnt; zu grunde liegt in letzter Linie das lateinische vitrinus — gesmelze (S. 59) bedeutet nicht Stein, sondern Email.

Ilg berücksichtigt S. 62 nicht, daß brûn neben der Bedeutung „dunkelfarben" auch die „hellglänzend, strahlend" hat, was ohne Rücksicht auf eine Farbe gilt. So ist also ein Schluß auf das Farbentimbre des Glases aus Stellen wie der angeführten nicht zulässig. — Über die baien (bowwindow) bringt Ilg etymologisch und sachlich Unrichtiges. Es genüge hier auf Zarncke's Beiträge zur Erklärung und zur Geschichte des

Nibelungenliedes (Berichte d. Sächs. Ges. d. Wissensch. phil.-hist. Cl. 1856, S. 153 ff.) zu verweisen, wo sich eine eingehende und genügend vollständige Erörterung findet. In der Stelle aus Oswalds von Wolkenstein Gedichten verwechselt Ilg baie und boie (Fenster und Fessel), während doch schon der Zusammenhang die von ihm angenommene Bedeutung ausschließt.

Der Gebrauch der Borte bei der Kleidung ist in der That, wie Ilg zweifelnd meint, eine Modesache. Als Besatz treten die Borten überall im 11. und 12. und noch im 13. Jahrhundert auf, wie ein Blick in die Miniaturen zeigt. Wann der Gebrauch gänzlich verschwindet, vermag ich nicht genau zu sagen. Ende des 13., Anfang des 14. Jahrhunderts hat er wohl überall aufgehört.

Umbriz (S. 77) ist nur durch Hartmanns von Aue mangelhafte Kenntnis des Französischen zu einem Künstlernamen geworden, wie ich Zs. f. d. Ph. 24, 548 zu S. 490 gezeigt habe. Über saranthasmê und drîanthasmê (S. 93) vergl. F. Liechtenstein Zs. f. d. A. 25, 302 und meine Rezension Zs. f. d. Ph. 24, 532. Die auf S. 100 erwähnten strîtes mâl, die der Held mit dem Schwerte entwirft, sind nicht Pinselstrichen, sondern Hieben in den Stein vergleichbar.

Daß Intarsia nicht so höchst selten ist, wie Ilg S. 106 zu glauben scheint, möge der Hinweis auf die mittelhochdeutschen Wörterbücher von Müller-Zarncke (1, 993) und Lexer (1, 648) zeigen. — Wolfram schildert (ed. Bartsch 16, 890) keinen Taufnapf von Rubin mit einer Grede von Jaspis, sondern das Taufbecken ist Rubin, und der Tritt vor der Schale ist von Jaspis (Ilg S. 109). — Alle sunder (S. 110) heißt alle, jeder einzelne, alle mitsammen. plate (S. 111) ist nicht Plattenpanzer, sondern eine Platte, die vor der Brust noch zum besonderen Schutze getragen wurde, vergl. Schultz, Höfisches Leben[2] 2, 47 und Zs. f. d. Ph. 25, 103. Über bonît siehe das Richtige bei Schultz, Höf. Leben[2] 1, 345 und 2, 48 und Zs. f. d. Ph. 24, 532 und 25, 103. — Der auf S. 114 erwähnte toph ist kein keramisches Produkt, sondern vermutlich aus Holz gearbeitet: toph heißt hier „Kreisel". — Das mit plîge gemachte Dach (S. 163) ist weder faltig (plicae!) noch mit Hohlziegeln ausgestattet, sondern es ist mit Blei gedeckt. Über derartige Dächer vergl. Schultz, Höf. Leben[2] 1, 114 und Zs. f. d. Ph. 24, 384 und weiterhin auch J. von Schlossers Schriftquellen S. 453 sub Blei.

Es sei genug damit. Bedauerlich bleibt es, daß ein Gelehrter wie Ilg solche geringwertige Arbeit veröffentlicht, und bedauerlich bleibt es, daß dies in einer amtlich unterstützten Publikation erfolgt ist. Um so mehr, als dadurch die wirklich nicht unnütze Aufgabe vermutlich so bald nicht wieder einen Bearbeiter finden wird.

Halle a. S., im November 1893. John Meier.



Die Anfänge der lombardischen Wechsler im deutschen Mittelalter.

Von Georg Liebe.

Wie in unseren prähistorischen Funden schöngestaltete Bronzegeräte von einer in nicht zu berechnenden Zeiten bestehenden Verbindung mit dem weiter fortgeschrittenen Italien sprechen, so finden sich Stücke unseres Wortschatzes, die in ihrem fremdartigen Wohlklang den Einfluß einer solchen für eine bestimmte Periode bezeugen. So ist die Benennung Bastion ein Ueberbleibsel des 16. Jahrhunderts, als Italiener die Lehrer des modernen Festungsbaus waren, so entstammen zahlreiche Ausdrücke unseres Bankverkehrs noch früheren Zeiten, als Italiener Deutschland in die Geldwirtschaft einführten. Sie teilten sich in diese Aufgabe mit den Juden, mit denen sie Rechts- und Volksanschauung vielfach zusammengeworfen hat. Beide haben nach Roschers [1]) Bemerkungen wie einst die Phönizier den wirtschaftlich zurückstehenden Völkern zuerst den Warenhandel vermittelt und sich dann vor den gelehrigen Schülern in den Geldhandel zurückgezogen, um dem gesteigerten Haß des Pauperismus gegen den Kapitalismus zu verfallen.

Ursache und Entwicklung des wirtschaftlichen Einflusses der Lombarden sind in ihrer Benennung angedeutet. Weit häufiger als die eben gebrauchte — auch in der Form Lamparter — ist eine schwer zu deutende, deren lateinische Form cauvercini, caorsini im Deutschen die mannigfachste Abwandlung erfahren hat (Kawerzen, Gowertschen, Kawirschin, Cawertzein, Kauwerzanen, Kawerzinen, Kamrerschen). Ist die von Haltaus gegebene Erklärung als conversus d. i. getaufter Jude nicht ernst zu nehmen, so erfreut sich dagegen

[1]) Ansichten der Volkswirtschaft II. S. 321 f.

eine andere allgemeiner Zustimmung. Sie nimmt Bezug auf die von den Einwohnern der südfranzösischen Stadt Cahors am Lot frühzeitig betriebenen Geldgeschäfte[2]) und sieht deren Verbindung mit den Welschen in der sprachlichen Bezeichnung „kauderwelsch" verkörpert. Indessen ist es unwahrscheinlich, daß man für einen überwiegend von Italienern betriebenen Geschäftszweig die Benennung von einer französischen Stadt genommen haben sollte, die ihn erst von jenen empfangen haben kann. Die von Du Cange gegebene Ableitung von dem Florentiner Geschäftshause der Corsina stützt sich darauf, daß die Lombarden sich in Kompagnieen, die den Namen der angesehensten Teilhaber trugen, zusammenzuschließen pflegten, aber warum sollte gerade der Name einer im Vergleich z. B. mit den Bardi nicht einmal hervorragenden Familie zum Aushängeschild für den ganzen Betrieb geworden sein? Gegenüber den erwähnten hat die von Hüllmann[3]) gegebene Erklärung als campsores — Wechsler den Vorzug, sich auf einen allgemeinen Begriff zu stützen. Der Wechsel in seiner doppelten Bedeutung als Münzwechsel und als Anweisung bildet die Grundlage des lombardischen Einflusses. Für den ersteren Zweig fanden sich bald einheimische Concurrenten, für den letzteren während des Mittelalters nicht, da die Lombarden allein die nötigen ausgebreiteten Verbindungen besaßen, die auf ihrem Warenhandel und der Verbindung mit der Curie beruhten. Der bei der bestehenden Unsicherheit den Kommissionshandel weit überwiegende Eigenhandel zwang die Kaufleute zu weiten Reisen und zur Bestellung von Faktoren in der Fremde, er beanspruchte ferner ausgedehnten Credit, der wieder weite Reisen zur Schuldeneintreibung veranlaßte.

So entstanden früh in Süddeutschland zahlreiche Niederlassungen von italienischen Kaufleuten, wie sie durch die Straßennamen der Walengasse in Regensburg, der Wallich-Straße in Wien, der Lampartergasse in Basel sich dauernd fixiert haben. Da die von ihnen importierten Produkte sowohl des Handels, Gewürze, wie der Industrie, Seidenstoffe, aus Ober-Italien kamen, war es gerade der Name der Lombarden, der sich für die Fremdlinge insgesamt einbürgerte, während Kauwerzen immer eine Berufsbezeichnung, für Geldhändler, ist. Die frühe kommerzielle Entwicklung der italienischen Freistaaten mußte den Geldhandel befördern, ja als notwendig für große Unternehmungen

---

[2]) Dante Hölle, 11. Gesang V. 50: Du wirst, den kleinern Binnenkreis betrachtend, drin die von Sodom und von Cahors schau'n. (Weil auch der Zins als unnatürlich galt.)

[3]) Städtewesen des Mittelalters II. 1827. S. 44.

erscheinen lassen, trotz der kirchlichen Verbote, die jeden Zins als Wucher verboten und ihn so als „Judenkosten" zum Monopol der außerhalb der kanonischen Gesetze stehenden machten. Die Curie verstand es, auch die im 11. Jahrhundert zuerst auftauchenden Geldhändler für ihren Vorteil nutzbar zu machen. Um die ihr fälligen Abgaben, insonderheit den Peterspfennig, zu erheben, hatte sie früher Kleriker als Sammler ausgeschickt, dem Eigenhandel treibenden Kaufmann vergleichbar, ein Zustand, der sich in dem wirtschaftlich mehr zurückgebliebenen Osten Deutschlands länger erhielt.[4]) Aber der Wunsch, den beschwerlichen Transport zu vermeiden und die verschiedenen Münzsorten auf einen einheitlichen Fuß zu reduzieren, ließ früh das Anweisungswesen bequemer erscheinen, das in Italien von den Arabern her bekannt war. Seine einzig möglichen Träger waren die überall verstreuten lombardischen Kaufleute, aus denen sich die Curie die mercatores vel escambiatores papae[5]) erwählte. Beide Geschäftszweige sind in Flandern bis zur Neuzeit in gemeinsamer Organisation verbunden geblieben.[4]) So verbreiteten sich Commanditen italienischer Bankhäuser seit dem 12. Jahrhundert über Frankreich, Flandern, England, in Deutschland dem Handelszuge folgend besonders über das Rheinthal. An die für die Curie betriebenen Geschäfte schloß sich natürlich der Betrieb von Wechsel und Darlehen überhaupt, was zur Schaffung von Ausnahmegesetzen für das Zinsnehmen öffentlicher Wechsler führte (Stadtrecht von Freiburg, von München, 14. Jahrhundert). Indessen haben die internationalen Beziehungen der Lombarden in Deutschland während des Mittelalters nicht die Bedeutung erlangt wie in Frankreich, wozu neben der Beschränkung ihrer Wohnsitze auf den Westen und Süden auch die Konkurrenz der Juden beitrug, die seit ihrer Ende des 12. Jahrhunderts durch Philipp II. erfolgten Vertreibung aus Frankreich die Rheinlande überschwemmten. In Frankreich dagegen empfingen jene Beziehungen eine Stärkung durch die Uebersiedlung der Päbste nach Avignon im Anfang des 14. Jahrhunderts. Sie veranlaßte die Florentiner Bankhäuser, die Bardi, die Frescobaldi, zur Errichtung ständiger Contore dort, sie vergrößerte auch den Umfang ihrer Geschäfte durch die Steigerung der Bedürfnisse und damit der Einkünfte der Curie.[6]) Die durch ihren wachsenden Einfluß hervorgerufene

---

[4]) Neumann, Geschichte des Wechsels im Hansagebiet. 1863.
[5]) Matheus Parisiensis. 1250. (M. G. XXVIII.)
[6]) Neumann a. a. O.

Volksstimmung spiegelt sich wieder in dem Sprichwort: enlever quelqu'un comme un corsin. Auch in England waren sie bereits im 13. Jahrhundert als Aussauger verhaßt; als pestis und infames werden sie bezeichnet und über ihre Begünstigung durch den Pabst bittere Klage geführt.[7]) Das zentral zu Frankreich, England, Deutschland gelegene Flandern bildete auch den Mittelpunkt ihrer internationalen Thätigkeit, nach welchem von überallher die Fäden geleitet wurden, um dann erst nach Italien weitergeführt zu werden. Von hier aus wurden nach dem Norden und Osten Deutschlands vereinzelte Vorposten, meist als Kaufleute, seltener als Wechsler vorgeschoben, wobei die Verbindungen der Hansa die Leitung abgaben. Bis hierher gingen aus den neu erschlossenen Gebieten die päbstlichen Einkünfte wie die Sendungen von Privaten bar, um besonders von Brügge aus in den Wechselverkehr einzutreten.

Verfolgen wir das früheste Auftreten der Lombarden im einzelnen, so finden wir sie zuerst (1227) im Erzstift Trier, in das sie also wohl, wie weit früher die Juden, aus Frankreich eingewandert sind. In den Beschlüssen des Provinzialkonzils zu Trier 1227 März 1.[8]) als die spezifischen Geldmänner neben den Juden genannt, sind sie als längere Zeit ansässig zu denken. Wird doch bereits ein Lombarde als Leibarzt des 1152 verstorbenen Erzbischofs Albero genannt,[9]) wobei die Erinnerung nahe liegt, daß auch den Juden erst durch das angeführte Konzil die ärztliche Praxis untersagt wurde. Das hier ausgesprochene Wucherverbot ließ sich gegenüber den Forderungen der wirtschaftlichen Entwicklung, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen raschen Aufschwung nahm, nicht aufrecht erhalten; 1262 November 29. gewährt Erzbischof Heinrich IV. Lombarden das Recht, sich in Trier zum Zweck von Geldgeschäften niederzulassen.[10]) 1279 und 1294 erscheinen sie dort im Besitz von Häusern, 1290 ist einer in Schöneck in den Ardennen ansässig.[10]) Ein Hemmnis für das Fortschreiten ihres Einflusses ist gewiß weniger das vom Trierer Provinzialkonzil 1310 April 28. wiederholte Wucherverbot, das auch sie wieder erwähnt, gewesen, als die Thatsache, daß der große Erzbischof Balduin seine ausgedehnten Finanzoperationen, ja sogar seine Landesverwaltung auf die von ihm ungewöhnlich bevorzugten Juden basierte. Auf Mangel an Ver-

---

[7]) Matheus Paris. 1235, 1245, 1248, 1250.

[8]) Blattau, Statuta synodalia archidioec. Trev. 1844.

[9]) Browerus et Masenius, Annales Trevirensium. 1670.

[10]) Goerz, Mittelrheinische Regesten III, IV.

bindungen ansässiger Lombarden läßt es schließen, wenn die Kaufmannschaft von Mailand 1313 einen Genossen zur Einziehung an Balduin geliehener 2000 Gulden deputiert.[11]) 1327 ist der nach ihnen benannte Kauwerzinhof iu Coblenz in anderen Händen.[11]) Nur bei Zurückdrängung des jüdischen Einflusses erfahren sie jedesmal Begünstigung. Die beiden dem oben angeführten ähnlichen Schutzbriefe von 1335 Januar 30. und 1372 Dezember 27.[11]) sind wohl durch den Mangel an Finanzkräften veranlaßt, der einmal der lokalen Verfolgung 1332, das andere mal der in Verbindung mit dem schwarzen Tod 1348 eintretenden und durch Balduins Tod 1354 nachhaltigen entstammte. 1335, 1349 werden sie immer noch in Schuldverpflichtungen formelhaft neben den Juden genannt.[11]) Von Trier haben sie sich wohl, verstärkt durch den wachsenden Zuzug vom Oberrhein, flußabwärts gezogen. 1266 wird ihre Ansiedlung in Köln noch ausgeschlossen, 1296 September 27. aber genehmigt; weitere Schutzbriefe folgen 1321 (Eidbuch), 1332[12]). 1317, 1321 sind zu Köln ansässige Kauwerzen Gläubiger des Grafen von Jülich, 1335 des von Kleve.[13]) 1308 quittiert ein Lombarde zu Siegburg als Vertreter eines nicht bezeichneten Geschäftshauses dem Grafen von Berg.[13]) 1279 werden ihnen zu Duisburg ihre Rechte durch den Grafen von Geldern bestätigt.[13]) 1317 behält sich der Abt von Verden das Recht ihrer wie der Juden Aufnahme vor.[13]) 1348 läßt in Soest der Name eines Bürgers Caversin auf stattgefundene Einwanderung schließen.[14]) In Flandern werden bereits 1280 August 26. lombardische Händler als accisepflichtig genannt und gleichzeitig ein Wechsel eingerichtet.[15]) In Basel ist 1278 ein Kauwerze ansässig[16]), 1400 verbietet ein dortiges Konzil, ihnen Häuser zu vermieten.[17]) 1293 erhebt sich eine lokale Verfolgung gegen die zu Gebweiler wie gegen die Juden zu Rufach.[16]) 1381 werden sie zu Worms formelhaft in einer Schuldverpflichtung genannt.[18]) 1291 ist ein Lombarde Bürger zu Oppenheim.[19]) 1353, 1363 sind zu Bingen Lombarden nachweisbar, denen 1371 ihre Privilegien vom

[11]) Staatsarchiv Coblenz.

[12]) Ennen u. Eckertz, Quellen z. Geschichte Kölns II.

[13]) Lacomblet, U. B. f. d. G. d. Niederrheins II, III.

[14]) Hansisches U. B. III.

[15]) A. a. O. II.

[16]) Ann. Colmar. (M. G. XVII.)

[17]) Würdtwein, Subs. V S. 143.

[18]) Boos, U. B. v. Worms II 796.

[19]) Baur, Hess. U. B.

Mainzer Stuhl bestätigt werden.[20]) Für das innere Deutschland sind anfänglich die Nachrichten noch sehr vereinzelt. 1322 erlaubt Kaiser Ludwig zwei Kaufleuten von Florenz auf bestimmte Frist die Niederlassung in Nördlingen.[21]) Das privilegium maius für Oesterreich, welches die Verhältnisse der Mitte des 14. Jahrhunders wiedergiebt, gewährleistet das Recht, gleich den Juden „Gawertschin zu halten".[22]) Zu Breslau hat im letzten Jahrzehnt des 14. und den beiden ersten des 15. Jahrhunderts ein lebhafter Handelsverkehr mit Venedig bestanden,[23]) indessen werden die Geldsummen zwischen beiden Städten bar übermittelt, und restierende Schulden lassen Venetianer Gläubiger durch Kommissionäre eintreiben. Als Wechsel- und Darlehnsgeschäfte betreibend wird nur Antonius de Medicis von Florenz 1413 genannt, dem König Wenzel 1410 solches erlaubt hat. Sein Bruder Leonhard ist der collector denarii sancti Petri. Ebenfalls ein Florentiner Wechsler ist es, der als äußerster nordöstlicher Vorposten des Geschäftszweiges in Lübeck auftritt. Gerardo der Wale, der 1413 zuerst erscheint, 1449 gestorben ist, unterhielt einen Wechselverkehr mit weit ausgedehnten Verbindungen. Er empfängt 1432 eine Summe aus Dänemark, zahlbar zu Venedig an den Johanniter-Großmeister,[24]) desgleichen vom Rat von Danzig, zahlbar an dessen Prokurator (Vertreter beim Pabst) zu Rom.[25]) Bei seinem Tode werden seitens Bevollmächtigter eines Bankhauses zu Verona nnd der Medici Ansprüche erhoben, die einer Regelung durch den Rat bedürfen.[24])

Was die Art ihrer Geschäfte betrifft, so wird zwar stets der Wechsel mit darunter genannt (cambire 1371 in Bingen, 1372 in Trier, 1410 in Breslau), doch ist es kein Zweifel, daß sie von Anbeginn Darlehnsgeschäfte getrieben haben uff phande, borgen ader briffe als dye juden, wie es das Rechtsbuch des Johann Purgoldt im Anfang des 16. Jahrhunderts schildert.[26]) Sowohl die Verbote der Provinzialkonzile (1227, 1310 Trier, 1400 Basel) wie die Gewährungen der Aufnahmeprivilegien (1262, 1335, 1372 Trier,

[20]) Schunk, Beitr. z. Mainzer Gesch. I.

[21]) Böhmer, Reg. L. d. B. Nr. 497.

[22]) M. G., L. L. II, S. 101.

[23]) Das folgende nach Stobbes Mitteilungen aus Breslauer Signaturbüchern in Ztschr. d. Vereins f. G. u. A. Schlesiens VI, S. 335.

[24]) Lübecker U. B. VII, VIII.

[25]) Hirsch, Handelsgesch. Danzigs, S. 237.

[26]) Nach Stobbe in Zeitschr. f. Handelsrecht, herausgegb. v. Goldschmidt, VIII, S. 46 f.

1296 Köln, 1332 Nördlingen, 1410 Breslau) setzen dies ausdrücklich voraus. Von dem Umfang dieser Geschäfte zeugt die Nennung von Angehörigen des hohen Adels als Schuldner, 1308 Berg, 1317, 1321 Jülich, 1335 Cleve, auch der Herr von Blankenheim wird 1290 für einen Genossen Bürgschaft geleistet haben. Gleich bei der ersten Erwähnung 1227 erscheint das Depositengeschäft als Zweig ihrer Thätigkeit (— ne pecuniam suam ad cauwercinos vel Judaeos ponant propter lucrum). In besonderer Weise werden sie formelhaft mit den Juden zusammen in Schuldverschreibungen genannt. Häufig nämlich enthalten diese, um einen Druck ähnlich dem Einlager auf den säumigen Schuldner auszuüben, die Bestimmung, daß der Gläubiger das innerhalb einer bestimmten Frist nicht zurückgezahlte Kapital bei Juden oder Kauwerzinen aufnehmen darf, wobei die Zinsen dem Schuldner zur Last fallen. So verpflichtet sich 1335 Februar 5. Walram von Zweibrücken gegen Balduin von Trier, so 1349 Februar 17. Balduin gegen Kölner Patrizier,[27]) so der Dekan von S. Paul zu Worms laut Urkunde von 1381. Als Zinsfuß wird ihnen bei der Aufnahme zu Köln 1296 September 27. der von 3 Obolen von der Mark wöchentlich vorgeschrieben, ebensoviel wie 1276 dem Grafen von Berg für die eben erwähnte Versäumnisschuld bei einem Juden gesetzt werden, nämlich 108 %! Bei der Größe der Kapitalien, welche die Unternehmungen der Lombarden erforderten, ist der häufige Zusammenschluß zu Gesellschaften erklärlich. Solchen, mehrmals aus vier Teilnehmern bestehenden, werden die Aufnahmeprivilegien von Trier 1262, 1372, von Köln 1321, 1332, von Bingen 1371 erteilt, auch der zu Siegburg 1308 ansässige Lombarde vertritt nur seine magistri.

Die rechtliche Stellung der Kauwerzinen wurde wie die der Juden, mit denen sie die Eigenschaft als Fremde und Inhaber eines verhaßten Gewerbes teilten, einzig durch die ihnen verliehenen Privilegien bestimmt, die gegen gewisse Beschränkungen das Monopol der Ausnutzung ihrer Vorteile gewährten. Die Frage erschien wichtig genug, um in der Summa curiae regis, einer Formelsammlung des 14. Jahrhunderts, eine Forma cauwercinorum[28]) mit den Grundzügen jener Bedingungen aufzustellen. Jene Beschränkung ist zunächst zeitlich, auf 25 Jahr zu Köln 1296, auf 15 (zu Bingen 1371), auf 11 (zu Köln 1332), auf 10 (zu Trier 1262), auf 9 (zu Oberwesel 1372), auf 3 (nach der Summa c. r.), auf 2 Jahr (zu Nörd-

[27]) Staatsarchiv Coblenz.

[28]) Nach Stobbe a. a. O.

lingen 1332) wird der Aufenthalt gestattet. Auch die Freizügigkeit ist beschränkt, die Erlaubnis gilt nur für den genannten Ort. Dazu kommen Abgaben, 100 Mark, 150 Mark, 20 Pfd., 50 Pfd., 90, 600 Gulden. Dafür erhält die benannte Gesellschaft nebst der Zusicherung des Schutzes die weitere, daß keine Konkurrenten aufgenommen werden sollen. Manchmal wird ihnen nach Ablauf ihrer Frist noch ein Jahr zur Einziehung ihrer Forderungen gewährt, was noch im 18. Jahrhundert bei Ausweisungen der Juden im Erzstift Trier begegnet. In dem Privileg für Oberwesel 1372 werden auch Bestimmungen über ihren Gerichtsstand getroffen und ihnen erlaubt, sich von der Anschuldigung der Notzucht durch Eid zu reinigen.

Allein die Höhe des Zinsfußes, die, wenn wir von dem erwähnten ungewöhnlichen Fall absehen, für das 14. Jahrhundert doch 30—40 % zu betragen pflegte, sowie die der für das Monopol entrichteten Abgaben, läßt auf die von den Kauwerzinen erworbenen Reichtümer schließen. Ein Zeugnis im einzelnen Falle liefert die Thatsache, daß der zu Bingen ansässige Leo Ottinus 1380/81 seinen Sohn in Begleitung eines Hofmeisters zu Paris studieren ließ und durch reichliche Geldsendungen unterhielt.[29]) Daß als Kehrseite wie bei den Juden die Mißachtung gegen den als unrechtmäßig geltenden Erwerb bestand, dafür mangeln die Zeugnisse nicht, wenn es auch gegen die zerstreut wohnenden Ausländer nicht zu so gewaltigen Aeußerungen der sozialen Mißstimmung kam. 1278 erregt zu Basel die Bestattung eines Kauwerzinen durch die Minoriten den Unwillen des Volkes, und 1293 haben sie zu Gebweiler Gewaltthätigkeiten des Abtes von Murbach zu erdulden, der ihnen wohl verschuldet war. Das Rechtsbuch Purgoldts vom Beginn des 16. Jahrhunderts nennt sie wegen ihres Berufs offenbare Sünder, unwürdig des Sakraments, rechtlos, ehrlos. Ihre Bedeutung schließt mit dem Mittelalter ab; wie mit dem 12. Jahrhundert für den Handel, war mit dem Aufkommen der großen deutschen Bankhäuser im 15. Jahrhundert für die Geldwirtschaft die Lehrzeit Deutschlands beendet.

---

[29]) Schunk a. a. O.

[30]) Ann. Colm.



Das Reisestammbuch des D. Abr. Plato von 1607 bis 1616.

Ein charakteristischer Beitrag zur Peregrinatio academica.

Von Karl Adam.

—— —

„Peregrinatione et studiis ea bona comparantur
Quibus qui olim expediti, dispares censebantur.“ Neapel 1628.
Veröff. in Keil, deutsche Stammbücher S. 115. Nr. 431.

Das Reisestammbuch des deutschen Studenten, wie es etwa seit Anbeginn des 16. Jahrhunderts geführt wurde, war die unmittelbare und natürliche Folge des studentischen Reisebedürfnisses. Dies letztere sowohl wie die Reise selbst sind schon von Zeitgenossen mit dem Ausdrucke „Peregrinatio academica“ belegt worden. Der Deutsche reiste in jener Zeit überhaupt gern und scharenweise („mit seinen Gesellen“ oder: „neben seiner Compagnie“) in solche Länder, welche seinem Vaterlande an Kultur weit voraus waren, namentlich nach Frankreich, Holland und Italien. Was bei vielen eine Verschwendung war und geradezu in eine Reisesucht: in eine Krankheit ausartete, erschien den Studierenden jener Tage als eine Pflicht und zum Teil mit Recht. Für Theologen hätten die zahlreichen deutschen Hochschulen genügt. Anders verhielt es sich schon bei den Juristen. Eine Notwendigkeit aber war das Reisen für jeden angehenden Arzt, welcher es ernst mit seinem Studium nahm; und zwar waren die ihm gesteckten Ziele einerseits Wien, anderseits Basel, Montpellier, Lyon und mehrere italienische Hochschulen, hauptsächlich Padua. Hätte man sich nun mit dem Besuche von wenigen auserlesenen Hochschulen begnügt, um dort in Ruhe ein halbes Jahr und darüber zu verweilen, so würde wohl kein Einsichtsvoller hiergegen einen Vorwurf erhoben haben. Beispielsweise hatte Felix Plater aus Basel sein Hauptstudium

mit 4 ½ Jahren zu Montpellier abgeschlossen.[1]) Dem war in der Regel aber nicht so. Es „stellte sich vielmehr in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Sitte fest, statt einen langjährigen Aufenthalt auf den fremden Universitäten zu nehmen, dieselben zu bereisen. Ihren Höhepunkt erreichte diese Sitte im siebzehnten Jahrhundert, in welchem die „peregrinatio academica“ als ordnungsmäßiger Abschluß des Studiums erforderlich wurde. Auch bei nur kurzer Anwesenheit in einer Universitätsstadt ließ sich, wer die Kosten nicht zu scheuen hatte, immatrikulieren, und je mehr man Immatrikulationen aufweisen konnte, desto größer war der Ruhm“.[2])

A. Tholuck behandelt in seiner „Vorgeschichte des Rationalismus“ die akademische Reise in einem besonderen Kapitel, zu dessen Beginn er einen kurzen Literaturausweis liefert, um dann in die Worte auszubrechen: „Und wie alles, so wird auch dies Reisegeschäft nicht perfunctorie, sondern solide betrieben — selten weniger als Ein Jahr, 5—10 Jahre häufig.“[3])

Abgesehen von den durch Tholuck und andere aufgeführten Reise-Katechismen, haben sich eine ganze Zahl von Stimmen erhoben, welche teils direkt dagegen, teils vermittelnd abwägend über die Reiselust schrieben. Von den letzteren ist ganz besonders der Straßburger Professor Matthias Bernegger hervorzuheben, unter dessen Präsidium Daniel Gruber im Jahre 1619 mit dem „Discursus politico-historicus de peregrinatione studiosorum“ promovierte. Eine neue Auflage der heute fast in Vergessenheit geratenen Dissertation ist im Jahre 1714 zu Jena erschienen. Nach ihr erteilt Bernegger zunächst zwei an der Schwelle des Reformations-Zeitalters lebenden Satirikern das Wort, ohne sich streng an ihren Text zu binden, erstlich dem Sebastian Brant[4]):

„Der rechten Kunst man nit thut achten,
Unnütz Geschwetz allein betrachten,
Domit so gat die Jugent hyn.
So sind wir zu Lyps, Erdtfordt, Wyen,
Zu Heydelberg, Mentz, Basel gestanden.

---

[1]) Thommen, Gesch. d. Univers. Basel 1532—1632. Basel 1889, S. 222.

[2]) Ad. Stölzel, Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien. Stuttgart 1872. Teil I S. 50 u. Anm. 66, ebend. S. 67.

[3]) Teil I 1853 a. u. T.: Das akademische Leben des 17. Jhdts. Abt. I. Die akademischen Zustände. S. 306.

[4]) Narrenschiff, Hsgg. v. Zarncke, Leipzig 1854 (27) von vnnutzen studieren. S. 29.

Kummen zu letst doch heim mit schanden;[5])
Etlicher acht sich hoch darumb,
Daß er aus Welschen Landen kumb,
Und sy zu Schulen worden wiß
Zu Bonony, Pavy, Pariß,
Zu hohen Sien in der Sapientz . . . ."

Und weiter:

„Welcher will leren in sym Land,
Der findt yetz Bücher allerhandt,
Und allenthalb gelehrte Lüt
Die er mög fragen alle zyt."

Dem Johann Geiler nachgebildet ist der Spruch:

„Ein Ganß ist geflogen vß Und gagack kumpt wieder zu Huß!"

Möglicherweise ärgert Bernegger sich, daß so viele Jünglinge, anstatt zu seinen Füßen zu hören, über die Grenze nach Welschland ziehen. Im Grunde aber will er doch einem vielempfundenen Unwesen steuern, und er ist gerecht genug, hinzuzusetzen: Nicht jede Reise mißbillige er, sondern die unangemessene, welche das „Exotische" dem Einheimischen vorziehe und vor der genügenden Jugendreife unternommen werde. Nach Bernegger's Ansicht dürften nur solche Jünglinge selbständig reisen, welchen die nötige „Aptitudo" eigen wäre. In's Wirtschaftlich-Moderne übersetzt wird also ein Befähigungsnachweis verlangt. Dieser Nachweis erfordert:

1) ein blühendes Lebensalter,

2) einen natürlichen Scharfsinn, öffentliche Angelegenheiten zu zu erfassen („prudentiam politicam"),

3) einige geschichtliche und sprachliche Kenntnisse,

4) eine allgemeine Kenntnis der zeichnenden Künste („artis pictoriae umbratilem scientiam").

Neuere Schriftsteller, welche sich über die Peregrinatio zum Worte meldeten, verallgemeinern den Begriff des Reisens zumeist in Anwendung auf alle Reisenden deutscher Zunge. Bei der weiten geschichtlichen Entfernung von den wirklichen Ereignissen bildet sich hier eine Art Progression: sagen wir Gradeinteilung von Ansichten, als deren Gegenpole etwa Karl Biedermann[6]) und Gustav Freytag[7]) festzustellen wären. Indem der letztgenannte den jungen deutschen

---

[5]) Hier hört Brant auf.

[6]) „Die allgemeinen Gesellschaftszustände Deutschlands von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege" in d. Zeitschrift f. deutsche Kulturgeschichte. Jg. 1856. S. 89 f.

[7]) Bilder a. d. deutsch. Vergangenheit, Bd. III. Aufl. V. S. 300.

Adel in Frankreich schlechtweg als „ungeschickte Nachahmer des fremden Brauches“ abfertigt, freilich in dem Bestreben, mit kurzen Strichen die Signatur einer ganzen Epoche darzulegen, befürwortet Biedermann im allgemeinen das Reisen, wobei er mehr auf die deutschen Gelehrten sein Auge richtet. Aber auch über die gesellschaftlich Hochgestellten schreibt er[8]): „Den vornehmen Reisenden selbst war es in jener Zeit größtenteils wirklich um einen soliden Gewinn, nicht um einen bloßen flüchtigen Genuß bei ihren Weltfahrten zu thun; sie wollten Kenntnisse einsammeln, ihren Charakter bilden ....“ Zwischen diesen scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen in der Anschauung stehen gemäßigtere Urteile wie die von Stölzel, Tholuck und neuerdings von Georg Steinhausen.[9]) Letzterer betont einerseits, ähnlich wie G. Freytag, die Verachtung der Muttersprache als eine Folge der Reisen und, „daß jene Reiselust wesentlich zu der verderblichen Ausländerei, die das 17. Jahrhundert charakterisiert, beitrug“; andererseits gelangt er vielfach zu ähnlichen Schlüssen wie Biedermann. Auch er betrachtet und anerkennt das Reisen als eine Bildungsschule des vornehmen Mannes; gleichfalls wurde in seinen Augen Deutschlands Reisesucht besonders dadurch gefördert, daß dieses Land in politischer wie in geistiger Beziehung mehr und mehr den südlich und westwärts gelegenen Ländern, vor allem Frankreich, nachstand. —

Von der Bamberg'schen Buchhandlung zu Greifswald wurde dem Verfasser dieser Abhandlung unlängst ein altes Büchlein in kleinem Oktav-Formate mit vielen leeren und — in seiner zweiten Hälfte! — mit 46 verschiedenartig beschriebenen Seiten zur Feststellung des Inhaltes anvertraut und in der Folge erlaubt, das Ergebnis seiner Feststellung nach Belieben schriftstellerisch zu verwenden. Dies geschieht hiermit unter gleichzeitiger Beantwortung der Frage: Wie stellt sich dies eine Stammbuch zu den bisherigen Ueberlieferungen der Peregrinatio academica?

Das Büchlein war von einem jungen Gelehrten aus Danzig, Namens Abraham Plato angelegt worden, damit es ihm ein bleibendes Erinnerungszeichen werde an seine Studienreise nach reichlich vierzehn verschiedenen Hochschulen Italiens, der Schweiz, Frankreichs, Englands und Westdeutschlands. Nun sind zwar Stammbücher selbst des 16. und 17. Jahrhunderts in Deutschland heute keineswegs aus-

---

[8]) a. a. O. S. 100.

[9]) „Beiträge zur Geschichte des Reisens“ im „Ausland“ 1893. Nr. 13 und 14; — besond. aber „Gesch. d. deutsch. Briefes“ II, S. 4—9.

gestorben[10]); aber es giebt nur wenige unter den erhaltenen, welche Plato's Taschenbüchlein nach Vielseitigkeit oder Vornehmheit des Inhaltes an die Seite gestellt werden könnten. Man möchte fast das Stammbuch des werdenden Arztes als ein internationales bezeichnen, einmal wegen der Richtung seiner Reisen, sodann in Ansehung der Herkunft der Inskribenten: Norddeutscher und österreichischer Adel, ein ungarischer Magnat, süddeutsches Bürgertum, je ein schweizerischer Patrizier, ein hoher Beamter, ein Gastwirt, ein französischer und ein italienischer Gelehrter, schließlich der berühmteste Anatom seiner Zeit, Felix Plater aus Basel.

Plato's Stammbuch ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Auffallend erscheint es, daß Plato von seinem Stammbuche alles Heimatliche ausschließt[11]): Eltern, Sippschaft, Jugendfreunde fehlen darin. War er verwaist? oder war dies Stammbuch nur für die die Eindrücke der Reise angelegt? — Wir werden es wohl nie erfahren! Ein Reisestammbuch aber war es in jeder Hinsicht. Sein entschieden vornehmer Inhalt wurde durch eine fast dürftige papier'ne Hülle umgeben, denn nach dem Befunde hat ein kostbarerer Umschlag niemals das Bändchen geschmückt. Auffallend ist ferner das Fehlen jeglicher Abbildungen oder Embleme. Nur 67 nackte Eintragungen zum Teil höchst charakteristischer Hände von 46 Autoren schmücken den kleinen Band; dagegen nimmt die Reisezeit des Abraham Plato ungefähr zehn Jahre in Anspruch, soweit wir dies aus dem Stammbuche verfolgen können. Dabei bleibt die Frage eine offene, ob Plato nicht anfänglich Hochschulen der engeren ostdeutschen Heimat aufgesucht! Ungeachtet aller Reisen aber findet Seb. Brant's treffende Bemerkung im „Narrenschiff" (zum 66. Abschnitt), daß mancher durch's viele Reisen völlig zum Bruder des Narrenordens geworden sei, auf Plato keinerlei Anwendung. Verschiedene Umstände sprechen dagegen, in erster Hinsicht der in seinem Stammbuche angeschlagene Ton der Inskribenten. Auch die Wahl des Studiums macht müßige Reiseunternehmungen nicht gerade wahrscheinlich; denn Plato legte sich auf das Studium der Heilkunde, welches unwillkürlich zu einer gewissen Bethätigung anspornt. — Ueber die Richtung, in welcher der Mediziner des 16. und 17. Jahrhundert sich zu vervollkommnen suchte, belehren uns die Studienzeiten von zwei beson-

---

[10]) Keil, Die Deutschen Stammbücher. Berlin, 1893. S. 48; — Stölzel a. a. O. I. S. 62. Anm. 129; I. S. 62—78, II. S. 22—38.

[11]) Im Gegensatze zu den Keil'schen Beobachtungen a. a. O. S. 8!

deren Zierden der medizinischen Fakultät an der Greifswalder Hochschule: des Christian Calenus (* 1529, † 1617) und seines Kollegen Jakob Seidel (*1546, † 1615). Calenus war seit dem Jahre 1554 bereits Professor an der Artistenfakultät, als er im nächsten Jahre, mit einem jährlichen Stipendium des Herzogs Philipp von Pommern ausgerüstet, den Wanderstab ergriff, um auswärts die Heilkunde zu erlernen. Sein erstes Ziel war Wittenberg, für welches er anfänglich dreißig Gulden, später vierzig Thaler Unterstützungsgelder erhielt. Im Jahre 1559 wurde ihm das Stipendium zu einer Reise nach Italien auf achtzig Thaler erhöht, und so zog er denn am 4. Oktober 1559 wohlgemut aus den Thoren Wittenberg's in das Land Italia. Am 27. desselben Monats langte er in Padua an und ließ sich dort durch den Rektor Georg Palfi, einen Ungarn, als Student einschreiben. Von Padua aus bereiste er die hervorragenderen Landesuniversitäten, namentlich Rom. In Pisa erwarb er am 31. März 1560 durch öffentliche Promotion den zweiten (medizinischen) Doktorhut, nachdem er im Jahre 1551 schon zum Doktor der Philosophie promoviert worden war, wie dies die unerläßliche Vorbedingung für eine Laufbahn innerhalb der übrigen Fakultäten damals war. Am 29. September 1561 erfolgte seine Aufnahme in das Collegium medicum der Universität Greifswald.[12])

Seidel erwarb zu Heidelberg, 23 Jahre alt, im Jahre 1569 die philosophische Doktorwürde als bester unter zehn Kandidaten. Alsdann betrieb er ebendort drei Jahre lang das Studium der Medizin, bis Kaiser Maximilian II. auf ihn aufmerksam gemacht wurde, in dessen Auftrage er im Jahre 1573 nach Wien ging, um von dem berühmten kaiserlichen Archiater Joh. Crato v. Craftheim in die Praxis medica eingeführt zu werden. In den nächsten zwei Jahren wandte er sich nach Brünn, Breslau und weiter nach Basel, woselbst er am 29. September 1875 das medizinische Doktor-Examen bestand. Zu Leipzig arbeitete er weiter, bis es der dortigen Fakultät gelang, ihn nach Pommern und zwar zunächst als Stadtarzt nach Anklam im Jahre 1576 zu empfehlen.[13]) —

Abraham Plato beginnt das auswärtige Studium in Rom: „in Urbe", wie es einmal im Stammbuche lautet, und zwar im Herbste

---

[12]) Rector magn. Joach. Beringe nach eigenen Aufzeichnungen des Calenus (Kale) in v. Balthasar's Vitae Pomeran. vol. VI. Greifsw. Univ.-Bibl.

[13]) Progr. funebre d. Rekt. Barthol. Battus nach Seidel's Selbstbiogr. Vit. Pom. vol. XXXVI.

des Jahres 1607. Von hier aus erfolgt um den 13. Oktober ein kurzer Abstecher nach Neapel. Am 30. April 1608 weilt Plato in Pisa, nachdem er eine Woche früher noch in Siena Freunde genossen hat. Den Mai verlebte er so ziemlich in Florenz, um von dort nach Mantua überzusiedeln. Ueber Padua, woselbst am 9. August eine Eintragung in's Stammbuch erfolgt, geht es nach Genf. Dort wird scheinbar eine längere Rast gehalten; denn hier inskribiert der Italiener Camillo Cardoini sichtlich als Lehrer oder als älterer Freund am 23. September desselben Jahres mit den Worten: „Mitte Dñe angelos tuos, vt custodiant eum in via sua". Diese Widmung nebst Nachschrift füllt die letzte Seite des Stammbuches aus. Cardoini stammte aus Neapel; er wurde am 12. Mai 1570 zu Heidelberg unter dem Rektorat des Nik. Dobbin aus Rostock „in fidem et tutelam Academiae" recipiert.[14]) — In Cron (?) trifft Plato am 13. Oktober 1608 einen (hessischen) Edelmann Heinrich v. Starschedel. Dann folgt ein längeres Studium zu Lyon bis gegen den 16. Mai 1609. Hier, wenn nicht in Basel, wo ihm noch im Monat Mai Felix Plater, der „unvergleichliche" Selbstbiograph, neben ernstem Spruch ein Stück Selbstbiographie in's Stammbuch einträgt, wird er zum Licentiaten der Medizin ernannt.

Auf eine arbeitsreiche Zeit folgt eine Reiseperiode: Schon von Basel aus kehrt unser Licentiatus med. im goldenen Stern zu Schaffhausen bei einem jovialen, feingebildeten Wirte ein, welcher ihn mit einem ehemaligen Landvogte von Locarno[15]) bekannt macht, der sich behaglich in seiner Vaterstadt — wie wir nach Analogieen annehmen können — zur wohlverdienten Ruhe gesetzt hat. Beide hinterlassen ihm unter dem 26. Mai 1609 ein Andenken in hervorragend treuherzigen, auf jeden Fall aber — deutschen Reimen. Ein dritter Schweizer, welcher am 2. Juni inskribiert, gehört der noch heute in Zürich blühenden Familie Escher an; er begnügt sich mit den vieldeutigen Initialen „G. V. A." (Gott vermag alles??). — Weiter geht es durch ganz Frankreich nach England: Marseille den 8. September, Montpellier den 21. Dezember 1609, London den 16. August 1610. Darauf bereist Plato deutsche Städte, scheinbar auf drei bis vier Jahre in seine Heimat zurückkehrend. Bezeichnend ist die Eintragung des Dr. phil. et med. Joh. Effren zu Köln vom 24. September

[14]) Matrikel d. Univ. Heidelberg, hsg. v. Gust. Toepke II. S. 55.

[15]) Luggarus (Locarno), Hauptstadt d. Kantons Tessin, wohin von Zeit zu Zeit ein neuer Landvogt gesandt wurde.

tember 1610, indem Effren sich auf eine zu Padua begonnene und lange daselbst geübte Freundschaft beruft, welche in Köln nunmehr auf's Neue bestärkt werde. Diese Eintragung bestätigt auch sonstige Merkmale, welche auf eine gewisse Zurückhaltung des Plato im geselligen Verkehr schließen lassen. — Der Umstand, daß Plato im Oktober desselben Jahres 1610 dem zeitigen Oberhaupte eines altangesehenen Patrizierhauses, dem Leonhard Weiß[16]) zu Augsburg, in seiner Wohnung selbst einen Besuch gemacht hat, läßt es zweifelhaft erscheinen, ob er seine Schritte zur nördlichen Heimat oder nach Süddeutschland in der Zeit bis gegen Anbeginn des Jahres 1614 gerichtet hat, über welche Zeit sein Stammbuch sich ausschweigt. Eigenartig berührt hierbei der Umstand, daß der Name „D. Abraham Plato" bisher nirgends festzustellen war als allein in Zedler's „Universal-Lexikon" Band 28, Spalte 719 in Betreff eines zu Regensburg geborenen Abraham Plato, welcher Jurist war und den 27. November 1680 im 44. Lebensjahre starb, mithin sehr wohl als ein Sohn des gleichnamigen Arztes gedacht werden könnte. —

Noch ein letztes Mal treibt den „Dominus Possessor" des Stammbuches der deutsche Wandertrieb über den Rhein zunächst nach Straßburg, wo er zum Mindesten die Zeit Februar bis Oktober 1614, sehr wahrscheinlich aber ein ganzes Jahr verlebt. Erst am 25. September 1615 finden wir ihn in der französischen Universitätsstadt Sedan, welche damals eine große Anziehungskraft auf Deutsche ausübte, und woselbst sich beispielsweise als Student Joachim Sigismund von Brandenburg immatrikulieren ließ.[17]) Hier in Sedan können wir Plato's Spuren bis zum 7. Oktober 1615 mindestens verfolgen. Die Reise endigt, nach drei Eintragungen zu schließen, in Lyon am 8. September 1616, diesen Tag als einen der letzten des dortigen Aufenthaltes gedacht; denn ein Stammbuch pflegt man gemeiniglich erst beim Abschiede vorzulegen. Es läßt sich annehmen, daß Plato das erste Drittel des Jahres gleichfalls in Frankreich verlebt hat. Zweifellos hat der wiederholte Aufenthalt in Lyon auf Plato's innere Entwickelung einen bedeutenden Einfluß ausgeübt; den dort gepflegten Studien wird er einen Hauptabschnitt in seiner wissenschaftlichen Laufbahn verdanken. Auch er wird an seinem Teile viel französisches Wesen mit nach Deutschland zurückgenommen und dahin verpflanzt haben! —

[16]) Augsb. Geschlecht seit Leonhard W. (* 1398); s. Siebmacher's Wappenbuch Bd. VI. Abt. 1, S. 61.

[17]) Bourchenin, Étude sur les académies protestantes en France au XVI[e] et au XVII[e] siècle. Paris 1882. Seite 112 nebst Anm. 2; S. 470.

Aehnlich wie wir allein aus dem winzigen Stammbuche die Darstellung des Reiseplanes und Reisetriebes des Abr. Plato entnahmen, vermögen wir unter Zuhülfenahme gedruckter Universitätsmatrikeln und Stammbücher eine ganze Zahl der 46 Inskribenten eine Strecke weit zu verfolgen.

Adrian Pauli, Plato's Landsmann und Lizentiat der Medizin laut Inschrift vom 21. Dezember 1609 zu Montpellier, wurde am 9. Mai 1602 als Student zu Heidelberg recipiert, woselbst er am 17. Februar 1605 den Grad eines „**Magister Artium**“ erwarb.[18]) Den Georg Achatius Freiherrn v. Polheim, Plato's Freund zu Neapel am 13. Oktober 1607, ermittelte Stölzel im Jahre 1606 bereits in Paris.[19]) Cardoini ist schon oben als ehemaliger Student von Heidelberg festgestellt worden. Die in Sedan erworbenen Freunde Georg Gertner in Egenburg[20]), Leonhard Widmann aus Markerlbach in Franken und Franz List[21]) aus Ungarn zogen fast ein Jahr später nach Leyden und wurden dort am 14. Juni 1616 immatrikuliert, Widmann 29 Jahre alt, die beiden andern ein jeder mit 22 Jahren.[22]) Dem Herausgeber der Matrikel von Leyden ist nur das Versehen untergelaufen, das abkürzende Schlußzeichen für „Guertnerus“ verkehrt zu lesen, nämlich „Georgius Guertnergy Egenburg Viennensis“. — Auch einen Teil der zu London im Jahre 1610 gemachten Bekanntschaften treffen wir in Leyden wieder, und zwar die daselbst am 26. Juli 1611 immatrikulierten drei schlesischen Herren Saurman von der Jeltsch, Bernhard, Leuthold und Konrad geheißen, im Alter von 20—22 Jahren.[23])

Das Leben von Felix Plater[24]) ist bekannt sowohl durch mehrere

[18]) Toepke a. a. O. II. S. 213 und 472.

[19]) Weck's Stammbuch in Stölzel a. a. O. II. 37.

[20]) Egenburg, eine alte Landesfürstliche Stadt in Niederösterreich a. d. Schleinitz.

[21]) Franz Freiherr v. Liszt, uxor Susanna Gyulaffy. Die Linie erlischt mit seinem Sohne Ladislaus Graf Liszti (Siebmacher IV. 15. Heft 15. S. 373, 374; Zedler's Univ.-Lex. Bd. 17, Sp. 1633).

[22]) Album studiosorum Academiae Lugduno Batavae, Hagae Comitum 1875 Sp. 125.

[23]) Ebend. Spalte 102.

[24]) Thomas Platter u. Felix Platter, zwei Autobiographieen, hsg. v. D. A. Fechtner, Basel 1840; ferner hsg. v. Heinr. Boos, Leipzig 1878; aus d. Schweizerdeutsch übertragen v. Heman, Gütersloh 1882; G. Freytag, Bilder aus d. deutschen Vergangenheit. Bd. II., Aufl. V., S. 209—223. — Biogr. Lexik. der hervorrag. Aerzte IV. Wien u. Leipzig 1886. S. 585, 586; Häser, Gesch. d. Med. II. Aufl. 3. S. 56 f.; bes.: Thommen a. a. O. S. 208—225. 238.

neuere Wiedergaben seiner Selbstbiographie als durch seine Würdigung in fachwissenschaftlichen Werken. Unserem Plato schrieb er in's Stammbuch:

„Ut tibi mors felix contingat, uiuere disce
Ut felix possis uiuere, disce mori.

Felix Platerus Basileensis Archiatros et Professor 38, Medicus et Maritus 51, Homo 72 annos. Ao. Sal. 1609. Maio mens.

Heureux on doit nommer celuy
Qui sage uient du mal d'aultruy."

Plato hat pietätvoll daneben vermerkt: „obiit 28. Julij St. V. circa 10. diei Ao. 1614", in Uebereinstimmung mit den sonstigen Ueberlieferungen. —

Neben einigen unverkennbar selbstgereimten Kernsprüchen enthält das Stammbuch zumeist Citate aus fremden,[25]) sei es toten oder noch lebenden Sprachen. Sein hauptsächlich philosophischer Inhalt verbreitet sich bald in ernster, bald in scherzhafter Form über die Gebiete: Tugend, Ehre, Mut, Vaterland, Freundschaft, Liebe, Hoffnung, Glaube, Genügsamkeit, Lebenszweck und -Ziel. Erotische Sprüche derberen Inhaltes fehlen ganz; auch theologische oder politische Polemik haben keinen Einlaß gefunden. Nur einmal wird ein Tagesereignis erwähnt mit den Worten: „Mantuae ipsis nuptiarum inter Mantuani ducatus heredem et Sabaudiae ducis secundo genitam[26]) diebus. Ao 1608. 2. Junij."

Unter sechs Sprachen herrscht bei weitem das Lateinische, sodann das Französische vor. Das lateinische Citat war eben damals das „Zunftgeheimnis des gelehrten Standes"![27]) In französischer Sprache finden sich einige interessantere Eintragungen wie:

„Si de christal ma poitrine estoit fait':
Vou cognoistries mon amitie parfaitte."

Das nachstehend wiedergegebene Andenken vom 8. September 1616 aus Lyon verrät nach Form und Inhalt den geborenen Franzosen, Laurent Mouton[28]): „La patience et l'humilité sont deux

---

[25]) Ueber die „Ausländerei" des 17. Jhdts. s. Steinhausen, Gesch. d. Briefes Teil II., Berlin 1891, S. 1 ff.

[26]) Die zweite Tochter v. Karl Emmanuel d. Großen, Herzog v. Savoyen, vermählte sich i. J. 1608 mit dem Thronfolger Franz III. von Mantua, dem Sohne von Vincenz I.

[27]) Riehl, Kulturstudien aus 3 Jahrhunderten, S. 24.

[28]) Wahrscheinlich Vater des zu Lyon geborenen bedeutenden Mathematikers Abbé Gabriel Mouton (1618—1694), s. Quérard, La France, littér. T. VII. P. 350; Biographie univ. (Michaud) T. 29. P. 485.

vertus, lesquelles outre qu'elles nous maintiennent en la grace de nostre dieu, elles nous insinuent en l'amitié et bienueullance des potentats de la terre".

Von den lateinischen Eintragungen beschäftigt sich eine solche aus Straßburg, gerade dem Sitze des oben genannten Zeitgenossen Bernegger, mit dem „heilsamen" Einflusse des Reisens:

„Vt plantae, si interdum transferantur, altius surgunt: ita ingenia plerunque cum fructu patriam ueteresque nidos relinquunt."

Die jener Epoche bereits eigene Sprachmengerei erreicht ihren Ausdruck in jenen Eintragungen, welche sich in einer Gedankenfolge bis zu drei verschiedenen Sprachen zu ergehen belieben. Hierfür einige Beispiele:

„Il n'y a plus grand parenté | Qu'un coeur de bonne uolonté!

Magni est ingenij in praesenti videre atque intelligere, quid dicto et facto opus sit: Turpe est re acta intelligere quid fieri debuisset.

Amicae recordationis ergo haec apponebat Domino Abrahamo Platoni viro doctissimo amico suo percharo, 16. Augusti Anno 1610. Londini.

Johannes Baptista Strutz ab Hayding et Oezelstorff." [29])

„En cour en amour et ala chasse
chacun n' a pasce qu' il pourchasse. [30])

Antes moeurto — Chi ben sta
che mudado. — Non sy moue.

Diß schreib ich zu freundtlicher vnd gutter gedechtnuß In Marsilia den 8. September 1609. Hans Jacob Rotmund."

„Les amys pour le present sont du naturel d'un melon:
Il en faut choisir cinquant' avant qu'on trouve un bon.
Chi di virtù non si fà lo scudo,
mancandoli la robba resta ignudo.

En tesmoignage du perpetuel souvenir, que je voue à Monsieur Abraham Platon, possesseur de ce liure, j'ay escrit ce que dessus à Sedan le 6. d'Octobre l'an 1615.

Leonhardus Widmannus Marckserlbacens. Francus."

„1608. En endurant J'espere.
Cum spe et timore.

---

[29]) Haiding, Herrschaft in Oesterreich ob der Enns, bei Wels; die Familie Strutz v. H. u. Oe. ist nirgends mehr festzustellen.

[30]) Nicht neu! ähnlich Keil a. a. O. S. 69, Nr. 148 vom Jahre 1597.

Passando il male, sperando il bene
la vita passa, et la morte viene.

Haec contractae amicitiae jucundaeque recordationis ergo scribebat Joannes Jacobus Rennerus Fuldensis J. V. L., Florentiae 7. die mensis Maij Anno ut s." —

Ueberaus erquickend in dieser Zeit der Fremdsucht und Fremdsprecherei wirken einige schlichte deutsche Sprüche, von 2 Devisen in Initialen abgesehen: acht an Zahl. Am Bündigsten faßt sich mit Wahlspruch und Widmung „Sigmundt von Landtsperg":

„Ich wags Gott walts. — Zu gudter vnd freundtlicher getechtnus schreib Ich dies ihn Florentz Anno 608 den 10. May."

Blasius Talientschger(??) steht ihm nicht nach mit dem schönen Spruche aus Lyon:

„Gott gibt Gott nimbt, wer waiß wembs glückh khumbt."

Daniel Landshuter aus Breslau widersteht selbst zu Neapel der Versuchung, italienisch zu schreiben und widmet deutsch die Zeilen:

„Mitt Mühe Arbut (sic) vndt Vnruh
Bring Ich mein Zeitt vndt Leben zu.
Ist Armut ein Ehr, so bien ich ein Herr,
Ist Wenig Viel, so hab Ich waß ich will."

Das gastliche Patrizierhaus Weiß zu Augsburg hinterläßt bezeichnend den Spruch: „Wolgegunt Brott ist bald gegessen."

„Hanß Heinrich Henning von Augspurg wonhafft in Lyon" übergiebt am 8. September 1616 dem scheidenden Plato die Worte:

„Hoffnung laßt nimmermehr zu schanden werden."

Eine wörtliche Wiedergabe verdienen auch die Eintragungen der beiden obenerwähnten Schweizer:

„Imm glück vergyß nitt Gott
Imm Vnglück nitt verzagen Sott (sic!).

Hainrich Rammßulver vonn Schaffhausenn [31]), g'wesner Lanndtuogt der Lanndtgrafffschafft Lugg(enß?). Actum 26. Mey 1609."

Dem Wirte hat sein internationales Gewerbe noch ein gefälliges französisches Bonmot in den deutschen Text geschoben, ohne daß es den Reiz der Eintragung verminderte:

„Demut im Hertzen,
Manheitt im Blutt:
Ich hoff mein sach sol werden gut.
Tout par amour
Rien par faveur.

---

[31]) Korrumpiert zu „Ramsouerus Schaffhusianus" in der Heidelberger Matrikel, hsg. v. Toepke II. S. 253. — Luggens etwa eine volkstümliche Form statt Luggarus?

Hans Conrad Madd, gastgab zur guldin Cron zu Schaffhausen in Schwitz den 26ten Mej 1609. Jmer." (= in memoriam?)

Den merkwürdigsten Spruch: „Khrüegen oder wiegen" liefert „Bartlmee Umblach(er)" zu Lyon am 23. Januar 1609. Dieser Spruch kehrt in der deutschen Sprichwörter-Literatur nicht anders wieder, denn in der Appenzellischen Form „Krieget ist nüd gewieget" in dem Sinne etwa wie: bellum — flagellum.[32])

Selbst bei fremdsprachlichen Sinnsprüchen ist in Plato's Stammbuch die darauf folgende eigentliche Widmung mehrfach noch kurz gehalten. Aber viele Widmungen zeichnen sich bereits durch schwülstige Sprache und Uebertreibung der Gefühle aus wie „Avec vous mon amour finira . . .", oft unter Häufung von Titeln, welche dem Angeredeten nach altem Brauche[33]) keinesweges zustanden. Zwei aus Augsburg gebürtige Studenten zu Lyon nennen den Besitzer des Stammbuches fast übereinstimmend ihren „Edlen, Ernuesten, fürnemen vnd weysen Herren", ihren „insonders gepietenden lieben (vnd vertrauwten) Herren (alls bruederen)". Hier erblicken wir recht augenfällige Spuren einer verdorbenen Geschmacksrichtung, wie wir sie besonders in Steinhausen's „Geschichte des deutschen Briefes" und den darin gewählten Beispielen dargelegt finden[34]). Auch die liebe Titelsucht als Ausdruck der Eigenliebe treibt hie und da eine Blüte, wie: „Frantz, Herr vann Stubenberge auff Wurmberg vnd Hauß Ambacher. Erbschenkh in Steyr"[35]), oder gar: „Franciscus Listius L. B. in Közschen Prellenkirchen Kabold ac Dominus in Somlio et Janoschiza." —

Leider erhalten wir nur an einer Stelle eine Andeutung über das ökonomische uud gesellige Leben der Studenten unter sich und mit ihren Lehrern[36]) durch die Worte: „commensali suo". —

Zum Schlusse: Verrät auch Plato's Stammbuch in Einzelheiten bereits die Inhaltslosigkeit seiner Zeit und der demnächst folgenden

---

[32]) Wander, deutsches Sprichwörter-Lexikon Bd. II. S. 1628 sub „Kriegen" Nr. 13.

[33]) Ueber Titulaturen vgl. Theod. Muther in Zeitschr. f. Rechtsgesch. hsgg. v. Rudorff pp. Bd. IV. S. 426, woselbst auch ein bei Joh. Pruß in Straßburg gedrucktes Titulaturbuch beschrieben wird. Vgl. aber auch Stölzel a. a. O. I. 41.

[34]) II. 58 ff.; 62; 222 u., Anm. 6.

[35]) Geschl. von Stubenberg, Linie Wurmberg in: v. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaisert. Oesterreich T. 40. S. 125 und Stammtaf. I.; Franz † 6. Sept. 1626, ux. Margar. Gräfin Erdödy.

[36]) Vgl. „Etwas v. gelehrten Rostock'schen Sachen", Jahrg. 1737 S. 619.

Periode, so zeigt es nach seinem Gesamteindrucke doch erfreuliche Anklänge an eine bessere, dahingegangene Zeit. Stil und Haltung der Inskribenten sind im Grunde vornehm; die zitierten Sprüche zeugen meist von Geschmack, und unter den selbstgefertigten erfreut hier ein lateinisches Elaborat sorgsamster Fassung, beispielsweise ein sechszeiliger philosophischer Satz von J. Zobel[37]), dort ein gehaltreiches Zeugnis der noch lebendigen deutschen Volksseele. — Während dieser meiner Untersuchung ist das Stammbuch aus dem Bamberg'schen Antiquariate durch Kauf in andere, vielleicht schon in dritte Hände übergegangen. Möchte doch der schließliche „Dominus Possessor“ eine gemeinnützige öffentliche Sammlung werden! —

[37]) Es sei Identität mit J. Zobel bei Stölzel a. a. O. II. 33 nur in den Bereich der Vermutung gezogen.



Der Löwenkampf Graf Friedrichs von Oldenburg in Sage, Kunst und Dichtung.

Von G. Sello.

I.

Graf Friedrichs von Oldenburg ruhmvoller Kampf mit dem Löwen, welchen die Sage um die Mitte des 11. Jahrhunderts statthaben läßt, wird zuerst und ausführlich in der älteren Chronik des der Residenzstadt Oldenburg nahe gelegen gewesenen Benediktinerklosters Rastede erzählt, welche in der Form und Fassung, wie sie die einzig vorhandene Handschrift des großherzoglichen Archivs in Oldenburg zeigt, in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben wurde. Weitere Verbreitung fand die Sage erst dadurch, daß sie, mit verschiedenen, teils frei ersonnenen, teils den erweiternden Berichten anderer, jüngerer Chroniken entlehnten Zuthaten geschmückt, in der vom Superintendenten Hamelmann 1589 abgeschlossenen, von dem gräflichen Rat A. Herings umgearbeiteten Oldenburgischen Chronik als historisch beglaubigte Thatsache wiedererzählt und durch den Kupferstecher Johann Diericks illustriert wurde. Kaum aber hatte dieses für seine Zeit nicht unverdienstliche Buch vier Jahre nach dem Tode Hamelmann's, im Jahre 1599, die Presse verlassen, als ihm schon ein streitbarer Gegner erstand, der gelehrte Rektor Ubbo Emmius zu Gröningen, welcher insbesondere auch die Thatsächlichkeit der Erzählung vom Grafen Friedrich bestritt. Die hieraus sich entspinnende litterarische Fehde, in welche selbst der regierende Graf Johann von Oldenburg auf diplomatischem Wege eingriff, hat v. Halem in seiner Geschichte des Herzogtums Oldenburg des Weiteren erörtert; hier

interessiert uns nur, daß speziell die Authenticität des Löwenkampfs ihre eifrigen Verfechter innerhalb und außerhalb des Oldenburger Landes, vor allem in Johann Gryphiander, dem ersten namhaften Forscher über die Rolands-Bildsäulen, in J. J. Winkelmann, dem hessischen und oldenburgischen Historiographen, und in Heinrich Meibom d. Ä. fand. Ja, so fest war man von der Wahrheit der Erzählung durchdrungen, daß sie zwei mal berufen wurde, eine staatsrechtliche Rolle zu spielen: als Beweis für die Freiheit Oldenburgs von Reichssteuern im Jahre 1509 und zur Begründung der von Seiten Dänemarks nach dem Tode Graf Anton Günthers (1667) behaupteten Allodialqualität der Grafschaft vor dem Jahre 1531.

Dem erwachenden kritischen Sinn der Folgezeit erstanden indessen schwerwiegende Bedenken, und man lief nun förmlich Sturm gegen die Glaubwürdigkeit der Erzählung in allen ihren Punkten. So schon der jüngere Meibom im Jahre 1688; insbesondere stellte sich der 1761 verstorbene Etatsrat von Witken, ein selbst der Sage verfallener Sonderling, dem wir wertvolles Material zur Litteratur und Ikonographie unserer Löwenkampf-Sage verdanken, entschieden auf die Seite der Zweifler, und auch v. Halem neigte dahin, obwohl er den von anderer Seite gemachten Versuch, mittels eines sprachlichen Gewaltstreichs — für „Löwe", in älterer Form „lewe", sollte „gleve" (Lanze) gelesen werden — „den alten Huno und seinen braven Sohn Friedrich" zu retten, nicht ganz von der Hand wies, und selbst in Prosa und Versen die Erzählung neu bearbeitete.

Alle diese früheren Kritiker, welche den Bericht der älteren Rasteder Chronik noch nicht kannten, und auch Lappenberg, der letztere zuerst im Jahre 1854 in Ehrentrauts Friesischem Archiv herausgab, stützen sich vornehmlich darauf, daß andere gleichzeitige, oft recht eingehende Quellen weder die beiden Grafen noch den Löwenkampf erwähnen. Die geschichtliche Existenz Huno's und Friedrich's ist aber längst urkundlich erwiesen, und daß das argumentum a silentio noch kein Recht gewährt, eine Nachricht, die nicht schon in sich die Kriterien der Unwahrheit trägt, anzufechten, hat vor 190 Jahren bereits der alte Meibom erhärtet; es wird vielmehr darauf ankommen, die Erzählung selbst nach ihrer formellen Fassung und ihrem materiellen Inhalt daraufhin zu prüfen, ob wir in ihr den reinen oder vielleicht sagenhaft gefärbten Bericht über einen geschichtlichen Vorgang, oder eine echte alte Volkssage mit allgemeinem historischen Hintergrund, oder nur die novellistische Dichtung eines Benediktinermönches etwa des 13. Jahrhunderts besitzen.

II.

Die ältere Rasteder Chronik beginnt ihren Bericht echt sagenmäßig: „Es geschah einmal, daß der Römische Kaiser alle Großen des Deutschen Reiches zu sich entbot, um mit ihnen Rats zu pflegen". Diese Unbestimmtheit der Person, der Zeit und des Ortes ist bezeichnend für den sagenhaften Charakter der einer bestimmten geschichtlichen Beziehung entbehrenden Erzählung; erst zweihundert Jahre später brachten Heinrich Wolters und Johannes Schiphower diese Beziehungen hinein, indem ersterer als Versammlungsort Goslar, letzterer als den beteiligten Kaiser Heinrich III nannte. — „Huno, Graf von Rüstringen, leistete diesem Gebot nicht Folge. Da erhoben sich Verleumder und beschuldigten ihn aufrührerischer Gesinnung. Der ergrimmte Herrscher befahl ihm noch einmal, am Hofe zu erscheinen und einen Kämpfer zur Stelle zu bringen, der nach Friesenart mit des Kaiser Kämpen streite." Die allgemeinen politischen Verhältnisse unserer Gegenden in damaliger Zeit, die von Adam von Bremen geschilderten weltlichen Herrschergelüste des mächtigen Erzbischof Adalbert von Bremen, seine Erwerbung der drei friesischen Grafschaften sowie bedeutender Besitzungen im Ammer- und Lerigau, sodann seine Zwistigkeiten mit den Sachsenherzogen nebst deren Anhängern einer- und sein Einfluß auf die Kaiser Heinrich III und Kaiser Heinrich IV andererseits lassen einen irgendwie gearteten Konflikt zwischen Kaiser und Graf in der Weise, wie ihn die Chronik schildert, nicht als geschichtlich unmöglich erscheinen. Die Begründung der Verleumdung dagegen dadurch, daß des Grafen Frömmigkeit den Neid der Höflinge erregt hätte, die Motivierung von Huno's Ungehorsam damit, daß ihn Andachtsübungen zurückgehalten, weil Gott mehr zu dienen als den Menschen, haben wir unter allen Umständen auf Rechnung der Erfindung des klösterlichen Berichterstatters zu setzen, dessen Tendenz es war, die Gottseligkeit des Gründers von Kloster Rastede möglichst zu verherrlichen. In den Bereich geschichtlicher Möglichkeit wird dieser Teil der Erzählung auch durch das mehrfach beglaubigte Vorkommen gerichtlicher Zweikämpfe zur Zeit der beiden Heinriche, und besonders dadurch gerückt, daß Adam von Bremen zum Jahre 1048 etwas der Einleitung der Huno-Sage ganz ähnliches berichtet: Graf Thietmar, aus dem Hause der Billunger, hatte Verrat gegen den Kaiser gesponnen, Erzbischof Adalbert entdeckte denselben, der Kaiser stellte den Grafen vor Gericht und dieser erbot sich, durch gerichtlichen Zweikampf seine Unschuld zu beweisen. So verwandt indessen diese Erzählung in ihren allgemeinen Zügen mit der des Rasteder Chronisten ist, so zeigt sie

doch im Einzelnen wichtige Differenzpunkte und giebt wertvolle Fingerzeige für die Kritik der letzteren.

Das Wesen von Sage und Märchen besteht, nach der Definition der Brüder Grimm, darin, daß sie das Sinnlich-Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen; der Glaube des Volkes an ihre Wirklichkeit und ihre unsterbliche Lebenskraft beruht darauf, daß das unleugbar nahe und sichtliche Dasein dieser dem wirklichen Leben entstammenden Unterlagen den Zweifel an dem damit verknüpften Wunder überwiegt. Die Kluft zwischen diesen beiden heterogenen Bestandteilen jeder Sage überfliegt mit Leichtigkeit der Wunderglaube des Volkes; unser Mönch aber sucht dieselbe, gleich dem wenig älteren dänischen Mythographen Saxo Grammaticus, dem Euemeros des Nordens, welcher die großartigen Götter- und Heroensagen Skandinaviens vermenschlichte, mit nüchternem Verstande zu überbrücken, indem er, das „Unbegreifliche" in die Sphäre des Natürlichen herabziehend, es als notwendige Entwicklungs-Phase des Historisch-Thatsächlichen oder Historisch-Möglichen darstellt. Dabei ist es aber unvermeidlich, daß er sich in Widersprüche, neue Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten verwickelt.

Bei all seiner Knappheit entspricht Adams wahrheitsgemäßer Bericht insbesondere auch den Formen damaligen Rechtsganges, während dieselben bei dem Rasteder Chronisten nur willkürlich und zweckwidrig entlehnte Staffage sind, um die Erzählung glaubhafter und unverfänglicher erscheinen zu lassen. Der Kaiser ist bei letzterem Richter und Ankläger in einer Person, ohne daß von einem ordentlichen Gericht die Rede wäre; derselbe ladet den Angeschuldigten vor und erbietet sich zugleich, ohne das Beweis-Recht des Beschuldigten zu achten, die Wahrheit der Anklage durch seinen Kämpfer zu beweisen. Diese Form des Kampfbeweises muß der Chronist wählen, damit der Streit mit dem Löwen, der ja einmal das unentbehrliche Hauptstück der Erzählung bildet, prozessualisch motiviert werden kann; sie soll friesischer Sitte entsprechen. Die Berufung auf das Friesenrecht ist nicht ungeschickt, da Huno als Graf von Rüstringen eingeführt ist, und jeder Angeschuldigte einen Anspruch darauf hatte, nach dem Recht seiner Heimat gerichtet zu werden. Dennoch ist sie hier ungehörig. Das noch aus der Zeit der karolingischen Könige stammende älteste Volksrecht der Friesen ist zwar das erste, welches Stellvertretung im gerichtlichen Zweikampf zuläßt, jedoch nur in einem bestimmten, von dem unsrigen ganz verschiedenen Falle. Zur Zeit der Aufzeichnung unserer Sage galten aber in Friesland die sog.

17 allgemeinen Küren, welche zwar die Zulässigkeit der Stellvertretung im gerichtlichen Zweikampf erweiterten — der nach einer Beobachtung von Leverkus bei friesischen Namen in den Urkunden sich sehr häufig findende Zusatz pugil würde darauf deuten —, aber selbst nach der im Großherzoglichen Archiv aufbewahrten Redaktion für das Rüstringer Land in dem Fall, daß ein Mann von des Königshalben einer todeswürdigen That bezichtigt würde, den Zweikampf überhaupt, auch durch Stellvertreter, ausschlossen und an dessen Stelle den Reinigungseid mit 12 Eideshelfern setzten. — „Der Vorkämpfer des Kaisers war ein gewaltiger Löwe.“ In den Fällen, in welchen die Stellvertretung im Zweikampf von vornherein gesetzlich zugelassen war, wurde dieselbe bezahlten Lohnkämpfern übertragen; wo sie einer Partei aus besonderen Gründen erlaubt wurde, mußte diese einen ebenbürtigen Streiter stellen. Dieser Thatsache gegenüber sah der Chronist ein, daß er seine prozessualische Fiktion nicht weiter aufrecht erhalten könne, und suchte einen anderen Ausweg, der indessen zu neuen Widersprüchen führte. — „Dem Löwen wurde wenig Nahrung gereicht, damit die ein um so rascheres Ende fänden, welche ihm zur Vollstreckung der Todesstrafe vorgeworfen würden.“ Danach wäre also nun bereits Hunos Schuld erwiesen und das Urteil gefällt. Die Art der gewählten Strafe, dem römischen Rechte eigen, ist doch in der germanischen Sage nicht ganz ohne Analogie, wenn man sie auch im hohen Norden suchen muß, und dort nur auf Kriegsgefangene angewendet findet, also nicht zur Vollstreckung eines gerichtlichen Urteils. Nach den Edda-Liedern wurde der besiegte Gunnar in den Schlangenturm geworfen, wo ihn eine Natter tötete; der Erzählung des Saxo Grammaticus zufolge ward Hadding gefesselt einem Löwen (aus dem Ettmüller in seiner hübschen Bearbeitung dieser uralten Märchensammlung ohne Not einen Bären macht) preisgegeben. Mit solchem Ausgang war jedoch dem Chronisten abermals nicht gedient; Graf Friedrich durfte nicht sterben, er mußte kämpfen und siegen. Deswegen eine neue Wandlung. „Nachdem Huno und sein Sohn bei Hofe eingetroffen, befahl der Kaiser letzterem, mit dem Löwen zu kämpfen, zur Strafe für des Vaters Ungehorsam.“ Daran, daß der Kampf, ursprünglich zum Beweis der Wahrheit gefordert, zur Strafe geworden, daran hält der Chronist fest, zu einer Strafe, in welche der Kaiser, ohne gerichtliches Verfahren, den Sohn wegen Unbotmäßigkeit des Vaters verurteilt; und wiederum ist es eine Strafe des altrömischen Rechts, die **damnatio ad ludum venatorium**, wie der Kunstausdruck lautet. Diese Verurteilung zum

Kampf mit wilden Tieren, wohl zu unterscheiden von der eigentlichen, den Verurteilten wehrlos den Bestien preisgebenden **damnatio ad bestias** (welche der Chronist im vorhergehenden Satze gestreift), keine absolute Todesstrafe, da die Entscheidung bei dem Glück und Geschick des Kämpfenden stand, wurde z. B. gegen Münzfälscher erkannt, und war vor allen Dingen dem Deutschen Rechte zu allen Zeiten völlig unbekannt und unerhört. Es ist daher ganz unmöglich, daß ein Vorgang dieser Art sich jemals in deutschen Landen habe ereignen können, und darum ist das, was die Chronik hier berichtet, auch kein treues Referat einer deutschen Volkssage. Denn zu einer Zeit, wo das Volk selbst noch Träger der Rechtsüberlieferung war, konnte eine solche, altgermanischem Rechtsgang widerstreitende Dichtung nicht im Volke entstehen, war vor allen Dingen eine Einmischung römischer Strafrechts-Ideen, mochte dieselbe auch noch so verkehrt sein, absolut ausgeschlossen. — Nach glücklicher Beendigung des Kampfes überschüttete der Kaiser den Sieger mit Ehren und Gütern; die namentliche Aufzählung der letzteren, sei sie historisch richtig oder nicht, entstammt nicht dem Volksmunde; solcher Namen-Ballast erscheint mit dem Wesen der Sage unvereinbar; durchaus volkstümlich und sagenmäßig aber ist das Moment, daß der Kaiser das Land des Grafen aus dem Lehnsverband entlassen und demselben zu völlig freiem Eigentum übertragen habe. Diese in Wahrheit begründete oder nur behauptete Freiheit war keine Erfindung des Chronisten, in dessen Bericht sie weit zurücksteht hinter dem Verdienste der frommen Klostergründung; sie war das bis in das 16. Jahrhundert hinein erfolgreich verteidigte Palladium der oldenburgischen Grafen und ihres Volkes; sie, die Graf Friedrich gleichsam dem Rachen des Löwen entrissen, machte die Sage von seinem Löwenkampfe unsterblich. Denn daß wir in der Erzählung von diesem nicht eine klösterliche Novelle, sondern eine echte rechte Volkssage besitzen, deren Kern es nur gilt von den entstellenden Zuthaten zu befreien, lehrt die Vergleichung mit anderen verwandten Sagen.

III.

„Der Löwe ist das größte aller Tiere an Würde und Mut, und alle Tiere der Welt sind vor ihm in Furcht," heißt es in der nordischen Sage von Dietrich von Bern; darum fand das Volk einen besonderen Reiz darin, seine berühmtesten Helden dem König der Tiere gegenüber zu stellen. Es geschah dies entweder so, daß der Löwe durch den Mann, dessen Ueberlegenheit man ohne weiteres

annahm, aus irgend einer schweren Gefahr befreit, dessen treuster Diener und Helfer wurde. Das ist die Auffassung verschiedener Heiligen-Legenden und einer ganzen Reihe jüngerer Volks-Epen, deren Inhalt sich auch wohl zur Volkssage, wie der von Heinrich dem Löwen, verdichtete. Oder aber in der älteren, reckenhafteren Weise, daß der Mut, die Geistesgegenwart des Helden an feindseligem Angang des furchtbaren Tieres gemessen wurde. Zwei Erzählungen dieser Art sind es insbesondere, welche, vor der Abfassung der älteren Rasteder Chronik aufgezeichnet, uns hier interessieren. Als König Heinrich der Finkler und sein tapferster Kriegsmann, Kuno, von seiner kleinen Figur Kurzebold genannt (dem merkwürdigerweise mit Graf Friedrich auch die Weiberfeindschaft gemeinsam), einst ratschlagend bei einander saßen, stürmte ein aus seinem Käfig ausgebrochener riesiger Löwe auf sie ein; Kurzebold erschlug ihn mit dem Schwert; weit verbreitete sich darob der Ruhm von des Königs mutigem Dienstmann; viele Erzählungen und Lieder giengen über ihn im Volke. So berichtet der Mönch Eckehard von St. Gallen. Da die Sitte, Löwen zu hegen, auch für das deutsche Mittelalter beglaubigt ist, könnte diese Urform aller Löwenkampf-Sagen ganz wohl auf einem geschichtlichen Vorgang beruhen; der charakteristische Gegensatz in den Erscheinungen des Siegers und des Besiegten sowie die häufige Wiederholung und Variierung der Erzählung bekunden jedoch das Gegenteil. Sie wurde weiter ausgebildet, indem man den dramatischen Effekt, oder, um in der Grimmschen Terminologie zu verbleiben, das „Wunder" dadurch steigerte, daß man entweder den Helden unbewaffnet dem wütenden Tiere entgegenführte und ihn dasselbe nur durch befehlendes Wort und gebieterische Geberde zu seinen Füßen zwingen ließ, wie es die Annalen des Klosters Reinhardsbrunn von Landgraf Ludwig dem Heiligen oder dänische Sagen von König Christian IV zu berichten wissen; oder man verwandelte die gefährliche Begegnung aus einer zufälligen in eine als Prüfstein der Herzhaftigkeit oder zum Verderben des Helden absichtlich herbeigeführte. Die Annalen des Klostes Pegau erzählen, Wiprecht von Groitzsch, eine der berühmtesten Persönlichkeiten der sächsischen Sage, dessen Stammbaum an den der Harlunge angeknüpft wurde, und der auch in unsern Gegenden nicht unbekannt gewesen sein wird, da er seine Jugend am Hofe des Markgrafen Udo von Stade verlebte, wo er durch seine Tollkühnheit sogar seinen Freunden furchtbar wurde, habe Kaiser Heinrich IV im Jahre 1080 nach Italien begleitet und ihm dort wichtige Kriegsdienste geleistet. Der Kaiser aber habe in Gegenwart

vieler geistlicher und weltlicher Fürsten Wiprechts Mut prüfen wollen und unvermutet einen Löwen auf denselben loszulassen befohlen, den der unverzagte Recke mit der Faust zurückgetrieben habe.

Ähnlich könnte wohl das Zusammentreffen in der Sage von Graf Friedrich geschildert gewesen sein; doch meine ich, daß wir kein Recht haben, die blutige Niederlage des Königs der Wüste aus der Erzählung zu streichen, und daß Lappenberg zu weit geht, wenn er die Sage so darstellt: der Graf habe vor Kaiser Lothar — ein Name, der in keiner Ueberlieferung der Sage steht und gar nicht hineingehört, da bei Lothars Regierungsantritt Friedrich längst tot war — ohne Waffen mit einem Löwen kämpfen müssen, und diesen durch eine Handbewegung geschreckt und besiegt. Nur auf solche Weise freilich vermag der verdiente Historiker die (auch dann nicht einmal vorhandene) „auffallende Aehnlichkeit" der Rasteder Sage mit der viel späteren vom „Nationalhelden Holsteins", dem schlachtenberühmten „Isern Hinrik", dem mit Graf Friedrich stammverwandten Grafen Heinrich II von Holstein-Schauenburg, zu demonstrieren. Gegen diesen, als er einst, im Jahre 1349, nur mit einem Hauskleide angethan und mit einem Dolche bewaffnet, über den Schloßhof des Tower in London wandelte, wurde auf Veranlassung der Königin ein Löwe losgelassen. Er erwartete ihn festen Fußes mit gezückter Waffe und bändigte ihn durch seine Stimme. Man hatte so, wie der Chronist mitteilt, ergründen wollen, ob der eiserne Graf fürstlichen Geblütes sei, da des Löwen Art es sei, Fürsten nicht anzugreifen! Etwas anders geht die Sage vom Kölner Bürgermeister Hermann Gryn. Ihn, der mit dem Erzbischof Engelbert um der Stadt Freiheit willen in Unfrieden lebte, lockten zwei Domherren verräterisch in einen Löwenkäfig. Er aber schlug den Mantel um den linken Arm, stieß diesen dem Tier in den Rachen und erschlug dasselbe mit dem Schwert. Der Umstand, daß Graf Friedrich den Löwen im Kampfe erschlug, scheint so wesentlich für das Gefüge der Rasteder Sage, daß der Chronist denselben schwerlich seiner Phantasie, sondern der volkstümlichen Ueberlieferung entnommen haben wird. Darum müssen wir die Kölner Sage, nicht die vom „Isern Hinrik", als die ihr verwandtere und zu einem Rückschluß auf ihre eigene Urgestalt geeignetste bezeichnen.

IV.

Das Bildnis Gryns und des Löwen wurde in Stein gehauen an einem Pfeiler des Kölner Rathauses angebracht — möglich wäre es, daß erst aus dieser Skulptur, etwa einem den Löwen zerreißenden

Simson, die Sage entstanden; in ähnlicher Weise könnte die Rasteder Sage einem Bildwerk ihren Ursprung verdanken, wie man denn auch neuerdings an einen inneren Zusammenhang zwischen ihr und dem Reliefbild Simsons des Löwensiegers gedacht hat, welches Graf Christopher von Oldenburg, der ruhmreiche Kriegs- und Reformationsheld, dem wir die Erhaltung der Rasteder Chronik verdanken, zusammen mit anderen Bildwerken aus der Simson-Mythe um die Mitte des 16. Jahrhunderts an Decken-Consolen in seinem Oldenburger Hause anbringen ließ.

An die englische und schlesische Mode des 12. und 13. Jahrhunderts, daß Fürsten und Herren auf ihren Siegeln sich im Kampfe mit Löwen abbilden ließen, wird nicht zu denken sein; eher an die weitverbreitete Sitte, ihren Porträtfiguren auf Grabsteinen Löwen — das Symbol der Stärke — zu Füßen zu legen. Zu Mißverständnissen Anlaß gebende Darstellungen, wie auf einer englischen Grabplatte von 1277, wo der Ritter mit dem Schaft seiner im rechten Arm gehaltenen Fahne den unter seinen Füßen ruhenden Löwen durchbohrt zu haben scheint, finden sich gewiß häufiger; von einer Löwensage wissen wir mit Bestimmtheit, daß sie auf einem derartigen Bildwerk beruht. Sie knüpft sich an das im Jahre 1334 gefertigte Epitaph der Aebtissin Gertrud von Altenberg im Lahnthal, deren Füße ebenfalls auf einem Löwen stehen, und von der man deswegen erzählt, sie habe einen ausgebrochenen Löwen im Namen Jesu durch ihr Wort gebändigt.

Freilich läßt sich dieser ätiologische Ursprung der Sage von Graf Friedrichs Löwenkampf heutigen Tages nicht mehr erweisen, denn nicht einmal die Kunde von seinem Grabstein hat sich erhalten; nur der Stein, welcher nach der Tradition, obwohl er weder Bild noch Inschrift trug, das Grab seines Vaters, Graf Huno's, deckte, wurde noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Rastede gezeigt. Wir müssen deshalb auch darauf verzichten, die unseres Wissens in keiner der verwandten Sagen sich wiederfindende Nüance, daß der Graf den Löwen mit einem Strohmann geschreckt und die Aufmerksamkeit desselben von sich abgelenkt habe — daß diese Figur mit Fett bestrichen worden, ist erst ein Zusatz des Heinrich Wolters, ihre Ausstopfung mit den Eingeweiden eines Ochsen weitere noch prosaischere Erfindung Hamelmann's — zu erklären. Daß dieselbe erst der klösterlichen Ueberarbeitung angehört, dürfte das Wahrscheinlichere sein. Denn mit der Tendenz dieser Löwensagen ist die Anwendung solcher List schlechterdings unvereinbar; vielleicht weist uns auch hier die Gryn-Sage auf die richtige Spur.

V.

In naivem Selbstbetruge zeigte man lange staunenden Bewunderern in der Oldenburger Rüstkammer ein greifbares Andenken an die rühmliche That Graf Friedrichs: das Schwert, mit welchem er den Löwen erschlagen! Zuerst erwähnt dasselbe Graf Galeozzo Gualdo Priorato in seiner italienischen Beschreibung der Grafschaft Oldenburg unter der Regierung Graf Anton Günthers vom Jahre 1664, indem er als den Helden der Geschichte nicht Friedrich sondern Huno nennt, ein irrtümlicher Namenswechsel, der sich schon im 16. und wiederholt während des 17. Jahrhunderts findet, so auch in den aus den Jahren 1667 bis 1680 vorliegenden Rüstkammer-Inventarien. Sie beschreiben die sagenberühmte Waffe als einen Degen, dessen Griff mit Silber überzogen war. Ob derselbe, wie so manches andere wertvolle Erinnerungszeichen an die glorreiche Vergangenheit des Oldenburger Grafenhauses, während der Dänischen Periode nach Kopenhagen gewandert und dort verschollen, vermag ich nicht anzugeben.

VI.

Bei dem kräftigen Fortleben der als beglaubigte Geschichte erzählten Sage ist es selbstverständlich, daß sie auch durch die Künste ihre Verherrlichung fand.

Der vielfach als kunstfreundlich bezeugte Abt Heinrich von Rastede ließ zu Ende des 14. Jahrhunderts im Chor seiner Klosterkirche die Geschichte von Graf Huno und Friedrich malen; das mögen die „in Kirchen zu schauenden alten Gemälde“ sein, von denen Meibom im Jahre 1609 spricht. Besonders beliebt war die Darstellung dieses Stückes heimatlicher Vorgeschichte bei den Kunsthandwerkern Oldenburgs zur Zeit Graf Anton Günthers. Bei dem Prunkgeschirr, welches im Jahre 1623 den Schenktisch im großen Saale des Oldenburger Schlosses zierte, befand sich „ein verguldeter großer Becher, auf welchem die Oldenburgische Historia mit dem Lewen in getriebener Arbeit ist“; unter den geschnittenen Glaspokalen, welche der Prinz von Dänemark im Jahre 1642 von Anton Günther geschenkt erhielt, werden zwei verdeckte Gläser genannt, auf deren jedem „Graf Huno, wie er mit den Löwen gestritten“, dargestellt, und wenige Monate später erhielt der leider ungenannte Glasschneider den Auftrag, zwei neue derartige Gefäße „oben und unten mit einem Schwan, darauf der Graf Huno, wie er mit dem Löwen gestritten“, zu fertigen; zum persönlichen Gebrauch besaß der Graf im Jahre 1663 ein Paar große braune Handschuhe „gar hoch und reich mit Golde, auch u. A.

daruff gestickt die Historia von Graf Huno mit dem Löwen"; ein Stempel mit der „Historia Graf Hunonis von Oldenburg" wurde zu Büchereinbänden der gräflichen Bibliothek verwandt, hat sich aber leider nicht einmal im Abdruck erhalten. Vor allen Dingen aber sind die bildlichen Darstellungen zu nennen, welche Graf Anton Günther in dem an Stelle des alten Rasteder Abthauses erbauten Jagdschlosse anbringen ließ. In dem Erdgeschoß desselben befand sich ein großer Saal; der Rahmen der vom Hofe hereinführenden Thür war an der Innenseite mit reicher Schnitzerei versehen, welche u. a. in zwei Frontons die beiden Sagen vom Löwenkampf und vom Wunderhorn darstellte; noch 1744 werden dieselben erwähnt; sie mögen also bei dem durch Justizrat v. Römer vorgenommenen Umbau entfernt worden sein. Der Hauptschmuck waren die auf Leinwand gemalten Deckengemälde, welche außer 4 „Devisen" und 12 Pferdeportraits (darunter das des berühmten „Kranich", von dem die kunstfertige Hand des taubstummen Malers Wolf Heimbach uns ein in Kupferstich vervielfältigtes Bild erhalten hat) in 6 großen Bildern die „Historia von Graf Hunon, wie er mit den Löwen gestritten" darstellten. Sie waren nach glaubwürdiger gleichzeitiger Nachricht im Haag „sehr kunstreich" von Johann Howart gemalt. Mit Ausnahme des letzten waren ihre Vorwürfe den einzelnen Akten des im Jahre 1609 erschienenen, von dem aus Oldenburg stammenden Johann Gryphiander verfaßten lateinischen Schauspiels "Fridericus Leomachos" entnommen, und stellten im Einzelnen, einer Aufzeichnung des Etatsrats v. Witken zufolge, der dazu bemerkt „die Originalien samt den Copien sind sonst nirgends vorhanden", folgende Scenen mit bezüglichen Unterschriften in lateinischen Distichen dar:

1) „Kaiserliche Einladung zum Reichstage nach Goslar an Graf Huno durch einen Herold" (Joh. Gryphiander, Akt I, Szene 3):

> Huno comes saeva vexatus praesulis ira
> Induperatoris verba tremenda videt.

2) „Abschiednehmung des Grafen von seiner Gemahlin" (Akt II, Szene 2):

> Fluctuat at curis generosi principis uxor,
> Quo sit res vehemens haec peragenda modo.

3) „Der Graf vor dem kaiserlichen Gerichte" (Akt III, Szene 6):

> Sed tamen indignum sententia cocta reclusa est,
> Caesaris imperium quod neget ille sui.

4) „Der Graf hört knieend das Urteil“ (ibid.):

Ergo subire feri certamina dira leonis
Cogitur, en vitam termina fila trahunt.

5) „Des jungen Grafen Sieg“ (Akt V, Szene 5):

Filius ingemuit Fridericus, proque parente
Herculei stravit terga leonis ovans.

6) „Erbauung des Klosters Rastede“:

Inde monasterium sub amoena condidit aura,
Ut videas, quam sit relligionis amans.
„Et cum sim saevi servatus ab ore leonis,
Rastetum locus hic post mihi,“ dixit, „erit!“

Im Jahre 1706 befahl König Friedrich IV von Dänemark, diese Schildereien nebst dem Portrait des „Kranich“ abzunehmen und an die Kunstkammer zu Kopenhagen abzuliefern; da stellte sich heraus, daß nichts mehr von ihnen vorhanden war. Nach Aussage der Ortsbehörden hätte der Feldmarschall Graf von Wedel etwa im Jahre 1694 angeordnet, dieselben, da sie infolge Durchregnens zum Teil vermodert, abzunehmen und nach Oldenburg zu schicken; dies sei auch geschehen; der Graf selbst aber wollte sich nur erinnern, daß er ein fast vermodertes Pferdegemälde von Rastede nach Oldenburg habe bringen lassen. So sind denn diese Bilder, ebenso wie die ihrer Zeit nicht minder berühmten allegorischen Deckengemälde im großen Saale des Oldenburger Schloßes und so manches andere, was rühmlich Zeugnis hätte ablegen können von dem Kunstsinn und der Prachtliebe Graf Anton Günthers, durch die Ungunst der Zeiten spurlos verschwunden.

Ein zweiter Cyklus von Gemälden desselben Gegenstandes scheint sich im Eßsaal des gräflichen Schloßes zu Delmenhorst, wo von 1577 bis 1647 eine jüngere Linie residierte, befunden zu haben; denn dort werden im letzteren Jahre „sechs Stück Gemälde von der Oldenburgischen Histori“ inventarisiert, welche nichts anderes als den Löwenkampf dargestellt haben können, da ein Gemälde mit Darstellung der zweiten oldenburgischen Familiensage vom Wunderhorn gleich danach verzeichnet wird. Nach gefälliger Mitteilung des Herrn Archivrat Dr. Anemüller befindet sich nun „auf einem Corridor des Schlosses zu Rudolstadt die sog. „Oldenburger Gallerie“, sechs Bilder, welche die Geschichte des Grafen Huno von Oldenburg und des Kampfes seines Sohnes mit dem Löwen bildlich darstellen. Jedes dieser Bilder ist 2 m hoch und 2½ m lang. Sie sind in Oelfarbe gemalt und nach der Reihe in die Wand eingelassen. Auf dem letzten Bilde wird der Graf zum Ritter geschlagen; dies folgt nach dem Kampfe

mit dem Löwen. Die Bilder scheinen genau nach der Erzählung Hamelmann's gefertigt worden zu sein". Da die Delmenhorster Linie 1647 mit Graf Christian im Mannesstamme ausstarb, und der Allodial-Nachlaß unter seine Schwestern verteilt wurde, deren eine, Gräfin Emilie Antonie, 1638 den Grafen Ludwig Günther von Schwarzburg geheiratet hatte, so wäre es wohl möglich, daß die fraglichen Bilder dieser zugefallen, und von ihr nach der neuen Heimat geführt worden seien. Durch Untersuchung an Ort und Stelle wäre zu ermitteln, ob die Malweise diese an sich sehr gefällige Vermutung unterstützt.

VII.

Der Helmstedter Professor Heinrich Meibom beruft sich in seinem, dem Gryphianderschen Schauspiel nach damaliger Sitte beigegebenen Empfehlungsschreiben auf „von den Vorfahren gedichtete Lieder" über den Löwenstreit; unter den Deductionen, welche nach dem Tode Graf Anton Günthers die Erbfolge in der Grafschaft Oldenburg behandelten und auch die Frage nach der Thatsächlichkeit des Löwenkampfes, wegen der angeblich damit verbundenen kaiserlichen Befreiung, eingehend erörtern, ist eine von dänischer Seite im Jahre 1670 abgefaßte, welche gar davon redet, daß „die alten Ammerländer und Friesen von Graf Friedrichs Löwenstreit Lieder gehabt und solche zu ihrer Ergetzung in ihren offenbaren Versammlungen gesungen, davon noch im Oldenburgischen archivo reliquiae ersichtlich". Von solchen Liedern hat sich aber im Archiv, selbst in den bis auf Graf Anton Günthers Zeit zurückgehenden ältesten Repertorien, keine Spur auffinden lassen, wie denn auch der Archivar Bröder Schlevogt in seiner im Jahre 1668 verfertigten Zusammenstellung des auf diesen Streit bezüglichen Materials des Oldenburgischen Archivs davon ebensowenig etwas weiß, wie von der Handschrift der jüngeren Rasteder Chronik, welche, samt der Bremischen Chronik von Heinrich Wolters, Heinrich Meibom d. Ä. nach der Angabe seines dieselben im Jahre 1688 veröffentlichenden gleichnamigen Enkels aus demselben Archiv empfing. Es ist danach zweifelhaft, ob der Verfasser jener Deduction mehr als die Meibomsche Notiz und vielleicht das „Oldenburgische Lied vom Löwenkampfe", welches Witkens Sammlerfleiß, leider ohne Angabe seiner Quelle, uns aufgezeichnet, gekannt habe.

Dieses Lied, in der Form, in welcher es vorliegt, gewiß noch dem 16. Jahrhundert angehörend, bietet des Merkwürdigen mancherlei. In der Motivierung des Löwenkampfes weicht es erheblich und entschieden zu seinem Vorteil von der chronistischen Tradition ab. „Kaiser

Heinrich befahl den deutschen Fürsten, die durch seiner Vorfahren Gunst kaiserfrei geworden, ihm zu gehorsamen, und zum Zeichen dessen vor ihm zu erscheinen, um ihre Länder von ihm zu Lehn zu empfangen. Graf Huno kam nicht sogleich — eine besondere Begründung dieses Zögerns fehlt —; zur Strafe seines Ungehorsams sollte er mit einem Löwen ringen; Graf Friedrich trat an seine Stelle; beachtenswert erscheint hier der an die Tellsage und Verwandtes erinnernde Zug:

Als nun Graf Huno sahe die Not,
Daß sein Sohn wolt gehen in den Tod,
Auf den Kaiser tat er merken;
Er zückte sein Schwert und dräute sehr:
So sein Sohn umgekommen wär,
Er hätte es nicht lassen stecken!

Mit Hilfe einer List (die nicht weiter erörtert wird) gewann der junge Held den Sieg und ward (während des Gelübdes und der Gründung des Klosters Rastede nur ganz nebenbei gedacht wird) zum Lohn im Besitz der Kaiserfreiheit bestätigt. Daß der Gewinn der letzteren schon in der älteren Rasteder Chronik erwähnt wird und gewiß einen Bestandteil der echten Sage bildete, haben wir bereits gesehen; daß aber um sie der Streit zwischen dem Kaiser und dem Grafen entbrannte, ist eine gute Erfindung des Dichters; zweckmäßig hat derselbe auch auf den mißglückten Versuch seiner Vorlage, dem Verfahren gegen Huno die Formen eines Prozeßes aufzuzwingen, verzichtet, und stellt dasselbe von Anfang bis zu Ende als willkürliche Gewaltthat und Tyrannei des Kaisers dar. Erst durch diese geschickte Disposition wird dem unschuldig leidenden, endlich triumphierenden Grafen die Teilnahme modernerer Leser und Hörer voll gewonnen. Was aber auf der einen Seite Gewinn, stellt auf der anderen einen Verlust dar: wir überzeugen uns, daß wir es nicht mit einem aus der Volkssage entsprossenen Volksliede, sondern mit einer Kunst-, ja vielleicht sogar Tendenz-Dichtung zu thun haben.

Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Lehnsqualität der Grafschaft zwischen Kaiser Maximilian I und Graf Johann XIV heftig erörtert und ihre energische Bestreitung durch letzteren führte zur Verhängung der Reichsacht über denselben. Zum Beweise der Oldenburgischen Behauptungen berief sich, nachdem Schiphower, wie er selbst erzählt, vergeblich im Rasteder Klosterarchiv nach bezüglichen Dokumenten gesucht hatte, der gräfliche Anwalt, Magister Johannes Sartoris aus Lüneburg, im Jahre 1509 ausdrücklich auf die Erzäh-

lung vom Löwenkampfe. Als Ausdruck und Bethätigung der Anschauungen, welche am Oldenburger Hofe und im Oldenburger Lande über diese Vorgänge herrschten, möglicherweise als eine Ermahnung an den Grafen, gleich einem zweiten Huno dieser neuen kaiserlichen Tyrannei kühn und mutvoll entgegenzutreten, als ein Streitlied, wurde das Gedicht verfertigt.

Daß dasselbe noch mitten in dem lodernden Hader entstanden, zeigen die Schlußverse:

> Deß haben wir von ihretwegen
> (Gott sei Lob, Preis und Ehr!) gekregen
> Die Freiheit in unserm Lande!

— Worte, die nur dann mehr als eine tönende Phrase sind, wenn sie geschrieben wurden, ehe die Grafen endgültig im Jahre 1531 ihr Land vom Reiche zu Lehn nahmen.

Damit ist der Zeitpunkt gegeben, vor welchen die Abfassung unseres Liedes gesetzt werden muß. Dieselbe läßt sich jedoch noch genauer umschreiben. Schiphower, welcher den Text des in Oldenburg vorhandenen jüngsten Exemplars seiner Chronik mit 1514 schließt, läßt (übrigens Wolters' Bremer Chronik folgend) den Löwenkampf in Goslar stattfinden, weiß aber von der infolgedessen erfolgten Verleihung eines Wappens an Graf Friedrich noch nichts, sondern erzählt von einem andern sagenhaften Reichstag ebenfalls zu Goslar, auf welchem verschiedene Grafen und Herren auf ihre Reichsämter anspielende Wappen, darunter die von Oldenburg als Reichsbaumeister(!) zu dem ihnen von Karl d. Gr.(!) verliehenen Kreuz (welches, zuerst auf einem Sekretsiegel Graf Gerhards des Mutigen von 1475 vorkommend, seit Anfang des 17. Jahrhunderts offiziell, aber irrtümlich als Wappen der sogenannten Grafschaft Delmenhorst angesprochen wird) die „fünf Balken" erhalten hätten. Der Dichter des Liedes nennt zwar den Namen des Ortes nicht, vereinigte aber beide bei Schiphower noch zeitlich getrennte Vorgänge,[1]) indem er zielbewußt zugleich eine Beziehung zwischen dem siegreichen Kampf und der Wappenverleihung

[1]) Bernhard Wittes ca. 1512—1517 im Kloster Liesborn verfaßte, erst 1778 gedruckte Historia antiquae occidentalis Saxoniae seu nunc Westfaliae kannte der Verfasser unseres Liedes wohl nicht. Witte stellt zwar ebenfalls die Verleihung des Wappens mit den beiden roten Balken als eine Folge von Friedrichs Sieg dar, kennt aber nur eine anscheinend auf blos mündlicher Ueberlieferung beruhende verblaßte Form der Sage. Dieselbe nennt keinerlei Namen, und hat statt des manipulus ad similitudinem hominis armati, mit welchem nach der Rasteder Ueberlieferung der Graf den Löwen täuscht, einen fasciculus lignorum exsiccatorum, den er der Bestie entgegenwirft.

schuf: der Kaiser zog mit in das Löwenblut getauchtem Finger zwei rote Striche quer über den goldenen Schild[2]); außerdem verlieh er das unten zugespitzte Kreuz — warum dieses, wird im Gedicht verschwiegen, von Johann Gryphiander aber sinngemäß ergänzt: weil der felsenfeste Glaube an das Kreuz Graf Friedrichs Waffen zum Siege geführt habe.

Das Lied wird danach nicht vor 1514 verfaßt sein, resp. nicht vor dem Bekanntwerden der Schiphower'schen Chronik. In der Behandlung der Wappensage, aber nur in diesem einen Punkte, ist ihm nahe verwandt das etwa um 1550 verfaßte ungedruckte lateinische Lobgedicht Johannes Winkels auf Fräulein Maria von Jever, welches den Löwenkampf ausführlich erzählt. Hinsichtlich der übrigen Umstände der Sage steht dasselbe der Rasteder Chronik viel näher, enthält aber auch hier eine wichtige Variante, welche zeigt, wie frei man damals mit den Sagenstoffen umging, und wie daher solche Bearbeitungen für die Sagengeschichte eigentlich wertlos sind. Nach Winkels Erzählung wäre die Einladung zum Goslarer Hoftage in die vierzigtägigen Osterfasten gefallen, deren Andachtsübungen zu unterbrechen Huno's strenge Frömmigkeit sich gesträubt habe. So sei er erst nach Beendigung derselben — von einer zweiten Ladung ist nicht die Rede — zum Kaiser gezogen und wegen der Verspätung mit der bekannten Strafe belegt worden.

VIII.

Den Löwenkampf behandelte das erste zu Oldenburg aufgeführte Schauspiel, von dem wir wissen. In dem großen Prozeß des Bischofs von Münster gegen den Grafen von Oldenburg wegen Schloß und Herrschaft Delmenhorst sagte der frühere gräfliche Sekretär Hermann Lasterpage im Jahre 1560 aus, er „habe fur den herrn producenten — Graf Anton I — anstatt einer comedien agirn sehen, daß graf Huno von Oldenburg in der kaiserlichen majestät ungenad gewesen, habe ihme der kaiser aufgelegt, mit einem lewen zu kempfen, welchen er uberwunden; do habe der kaiser den gulden schild, welchen furhin die graven von Oldenburg in ihren waffen gefuhrt, mit des uberwundenen lewen blute zweier durchgestrichen, daß also itzunder in dem Oldenburgischen und Delmenhorstischen wappen funf stuck sein".

[2]) Daß diese Wappensage, wie alle ähnlichen, reine Erfindung ist, braucht kaum bemerkt zu werden. Ihre Nichtigkeit würde sich im Uebrigen schon daraus ergeben, daß das Wappen mit den zwei einfachen Balken nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das ursprüngliche war; das bis jetzt bekannte älteste Grafensiegel von ca. 1200 zeigt im Schilde zwei sogenannte geschobene (Zick-Zack-) Balken.

Die lateinische Komödie Gryphiander's von 1609, welche die Helmstedter Studenten in demselben Jahre aufführten, ist bereits wiederholt genannt worden und ein näheres Eingehen auf dieselbe, welche vornehmlich der Erzählung Hamelmann's, hinsichtlich der Wappensage aber dem Johannes Winkel folgt, nicht erforderlich. Zur Charakteristik ihrer pedantisch-gelehrten Art genügt der Hinweis darauf, daß als Richter und Beisitzer des kaiserlichen Hofgerichts altrömische Juristen und mittelalterliche italienische Glossatoren, Papinian, Celsus, Ulpian, Placentinus, Baldus, außerdem aber der Sammler des Sachsenspiegels, Eike von Repgow, und der berühmte holländische Kriminalist des 16. Jahrhunderts, Damhouder, genannt werden. Von einem gewißen allgemeineren Interesse ist nur der auch anderwärts hervorgehobene Dialog zwischen dem kaiserlichen Herold und seinem Führer, dem Oldenburgischen Bauer Hannichius, deren jeder den andern für einen Erzlügner hält, weil jener, der Bewohner des Harzes, von den Bergwerken und Salzquellen seines Landes, dieser von den Wundern des Meeres, von Ebbe und Flut und den gewaltigen Deichbauten erzählt.

In welchem Verhältnis ein nach einer Notiz v. Witken's im Jahre 1702 zu Rudolstadt aufgeführtes Singspiel „Die siegende Unschuld, unter dem Beispiele Hunonis Grafen zu Oldenburg" zur Sage und zu Gryphiander's Komödie steht, vermag ich nicht anzugeben. G. A. v. Halem hat, wie schon bemerkt, die Sage zweimal behandelt, einmal als „Oldenburgische Volksballade" unter dem Titel „Der Mann von Stroh" (Poesie und Prose. Hamburg 1789, S. 87), welcher ein von D. Chodowiecki nach Hamelmann's Kupfer frei bearbeiteter Stich beigegeben ist, und in welcher die sentimentale Kaisertochter Kunigunde nächtlicher Weile dem Grafen Friedrich den Strohmann, den sie ersonnen, mit guten Wünschen überbringt. Sodann als prosaischen Aufsatz, im Wesentlichen nach der jüngeren Rasteder Chronik, in „Kleine prosaische Schriften" (I. Bd. Münster, 1803, Seite 240).



Zur Förderung der Kulturgeschichte durch Laien.

Von Karl Biedermann.

Die Kulturgeschichte hat das Eigentümliche, daß die Quellen, aus denen sie schöpft, viel weniger offenkundig und bereit, als die der politischen Geschichte, dagegen viel mannigfaltiger und über ein viel weiteres Gebiet verbreitet sind. Für die rein politische Geschichte sind solche Quellen fast nur in den amtlichen Archiven, höchstens noch in den an die Oeffentlichkeit tretenden Denkwürdigkeiten, Tagebüchern, Briefwechseln von Staatsmännern und Diplomaten zu finden. Die Kulturgeschichte, die alle Gebiete kulturschaffender Volksthätigkeit umspannen will, kann und muß eben darum ihr Material aus allen diesen Gebieten, soweit nur möglich, entnehmen. Ein Teil davon liegt wohl auch zu Tage und läßt sich leicht heben, so die Erzeugnisse von Kunst und Wissenschaft, die Vorgänge auf dem Gebiete des Städte- und Bürgertums, des Handels und der Gewerbe, soweit dieselben in Städtechroniken, Zunftbriefen und anderen geschriebenen oder gedruckten Denkmälern aufbewahrt sind. Allein es giebt noch ganze große Gebiete des Volks- und Kulturlebens, in welche nicht so leicht einzudringen und deren Aufschließung gleichwohl für die Kulturgeschichtsschreibung von höchstem Werte ist, so das Familienleben, der gesellige Verkehr, die Zustände von Sitte und Sittlichkeit in einer bestimmten Zeit und dergl. mehr. Ein nur irgendwie getreues und vollständiges Bild von diesen und ähnlichen Kulturerscheinungen läßt sich aber nur auf Grund einer möglichst großen Menge von Einzelzügen entwerfen. Aber woher solche nehmen? Manches in dieser Richtuug bieten ja wohl die Biographien und Autobiographien hervorragender Männer, deren Zahl neuerdings in erfreulicher Weise immer mehr wächst; allein das sind doch nur

Bruchstücke, aus denen ein Ganzes zusammenzusetzen schwer, nicht selten unmöglich ist. Der Kulturhistoriker erfährt vielleicht auf diesem Wege manches ganz Schätzbare über das Gesellschaftsleben in Hamburg oder Lübeck, in Wien oder Berlin; aber wie stand es damit in anderen Teilen Deutschlands? Oder er erhält recht anmutende Bilder aus dem häuslichen und Familienleben eines Gelehrten oder eines höheren Beamten; aber trifft das auch zu für das häusliche Leben des einfachen Bürgers, des Handwerkers und des kleinen Kaufmanns?

Hier nun kann dem „Gelehrten", dem Kulturhistoriker von Fach, der Laie wirksam zu Hilfe kommen. Es ist ein Vorzug der Kulturgeschichte, daß sie auf diesem Wege Vieles erkunden kann, was auf den gewöhnlichen Wegen gelehrter Forschung zu erkunden ihr vielleicht unmöglich sein würde. Eine Familienchronik (wie solche früher meist in die Familienbibel eingetragen wurden) giebt oft ein anschaulicheres, weil unmittelbareres Bild von dem Leben und Treiben einer Familie, als alle noch so genaue Schilderuugen aus zweiter Hand. Ein Haushaltungs- oder Rechnungsbuch, welches der Herr oder die Frau vom Hause geführt, kann interessante Einblicke gewähren einerseits in die Art des betreffenden Haushalts, andererseits in die Lebensmittel- u. a. Preise zu einer gewissen Zeit u. s. w.

Nun ist es wohl zweifellos, daß von den soeben erwähnten und anderen Materialien zur Erforschung kulturgeschichtlicher Erscheinungen — Briefschaften, Familienchroniken, Tagebüchern, Haushaltrechnungen u. s. w. u. s. w. aus früheren Zeiten — so Manches in der und jener Familie sich noch findet. Vielleicht hat eine solche Handschrift für die jetzigen Nachkommen der Verfasser derselben keinen besonderen Wert; wenn aber auch, so würde es sich ja doch nur darum handeln, daß dieselbe ihrem Inhalte nach für die Kulturgeschichte verwertet würde; sie selbst könnte dann ihrem Eigentümer mit Dank zurückgestellt werden.

Würden die Freunde der Kulturgeschichte — und deren Zahl wächst ja von Tage zu Tage —, falls sie derartiges Material selbst besitzen, dasselbe zur Benutzung für kulturgeschichtliche Zwecke darbieten, falls sie solches bei anderen entdecken, diese veranlassen, das Gleiche zu thun, so wäre dies eine äußerst wertvolle Förderung der Kulturgeschichte, und sie könnten des wärmsten Dankes aller Kulturgeschichtsforscher und Kulturgeschichtsschreiber versichert sein.

Vor nun fast 40 Jahren, bei Gelegenheit der großen Dichterfeste in Weimar 1857 entstand, auf meine Anregung, daselbst ein

„kulturgeschichtlicher Verein“, der sich es zur Aufgabe stellte, das Laienpublikum zur werkthätigen Mitwirkung für Zwecke der Kulturgeschichte in dem oben bezeichneten Sinne heranzuziehen. Der Verein verzweigte sich auch über andere Orte, wie Nürnberg, Meiningen, Hildesheim, Dresden, Leipzig, Halle, Hamburg, Bremen, Hannover, Frankfurt a. M., Basel, Laibach, Innsbruck, ja bis nach Siebenbürgen, und zählte schon bald weit über 100 Mitglieder. In der, damals von Müller und Falke in Nürnberg herausgegebenen „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“ erstattete derselbe regelmäßig Bericht über die bei ihm eingegangenen handschriftlichen und gedruckten Beiträge zur Kulturgeschichte. Nach kaum mehr als einem halben Jahre seit seiner Begründung konnte er bereits 36 handschriftliche und 16 gedruckte Zusendungen solcher Art verzeichnen.

Unter den ersteren befanden sich beispielsweise Auszüge aus Ortschroniken, der eine, vom 11. bis ins 19. Jahrhundert reichend, unter anderem manches über bäuerliche Zustände aus der Zeit des Bauernkriegs enthaltend, der andere aus dem 15. und 16. Jahrhundert; allerhand über Steuerverhältnisse aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert; die Getreidepreise auf dem Markte zu Weimar 1661 bis 1854; Kircheninspektionsakten, eine Kirchenrechnung nebst Speisezettel; Akten, die Anstellung von Schullehrern und Organisten betreffend; Auszug aus der Zunftlade des Schneidergewerbes zu Hermannstadt; Willkür und Ordnung eines adligen Geschlechtes; Kontrakte, Haushaltungs- und Rechnungsbücher verschiedener Rittergüter aus dem 17. Jahrhundert; das Reisediarium zweier Prinzen von Gotha; mehrere fürstliche Erlasse in Militärangelegenheiten; ein paar Briefe von Privatleuten u. s. w. u. s. w.

Schon aus diesen kurzen Anführungen ist ersichtlich, nach wie vielen Seiten hin und in wie fruchtbarer Weise die Kulturgeschichtsforschung unterstützt werden kann durch derartige Mitteilungen von gedrucktem und ungedrucktem Material aus allen Gegenden Deutschlands, einem Material, welches auf anderem Wege selbst nur zu entdecken und zu welchem vollends zu gelangen dem Kulturhistoriker schlechterdings unmöglich sein würde. Zu einem Mittelpunkte ähnlicher Materialsammlungen hat sich ja seitdem in höchst verdienstlicher Weise das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg entwickelt, woselbst dieses Material nicht nur aufbewahrt, sondern auch katalogisiert und repertorisiert wird. Allein dessen verdienstliche Wirksamkeit würde wesentlich gefördert und erweitert werden können, wenn sich nach dem Vorbilde der 1857 gegründeten (leider allmählich wieder

eingegangenen) „Vereine für deutsche Kulturgeschichte“ von Neuem solche an möglichst vielen Orten bildeten, welche zur Aufsuchung und Darbietung kulturgeschichtlichen Materials Anregung und Anleitung gäben. Durch Berichterstattungen dieser Vereine in der „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ über die von ihnen erzielten Erfolge, d. h. die bei ihnen eingegangenen Schriften und Handschriften, würde einerseits das Augenmerk Solcher, welche irgend ein Gebiet der vaterländischen Kulturgeschichte bearbeiten oder bearbeiten möchten, auf diese Eingänge hingelenkt und ihnen die Füglichkeit gegeben werden, behufs der näheren Einsichtnahme in dieselben Schritte zu thun, und andererseits stände zu erwarten, daß dadurch so mancher Freund der Kulturgeschichte sich veranlaßt fände, durch ähnliche Beiträge (wenn er dazu in der Lage wäre) sein Interesse für dieselbe zu bethätigen. Bis dahin, wo solche Vereine ins Leben und in Wirksamkeit treten (wie zu hoffen steht), könnten derartige Beiträge an die Redaktion der „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ eingesandt und könnte von dieser darüber Rechenschaft erstattet werden. Gewiß würde ein solches Zusammenwirken von Laien mit den Männern vom Fach in hohem Grade ersprießlich sein.

Nachschrift der Redaktion: Ich hoffe, daß die Anregung des verdienten greisen Historikers nicht umsonst gegeben ist. Ich meinerseits erkläre mich gern bereit, die oben dargelegten Bestrebungen durch die „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ zu fördern. St.



Bahrrecht und Fürbitte in deutschen Städten des Mittelalters.

Von Georg Liebe.

Der auf ihrer Eigenschaft als Markt beruhende Charakter der deutschen Stadt des Mittelalters, verschärft durch das Auftreten der Geldwirtschaft, übte auf die Rechtsentwickelung einen Einfluß, der besonders in der Begünstigung der Interessen des führenden Kaufmannstandes hervortrat. Eine solche offenbart sich in der Tendenz, das Gottesurteil des gerichtlichen Zweikampfes durch Eid zu ersetzen, wie sie mehrfach in Privilegien des 12. und 13. Jahrhunderts, in ihren ersten Spuren anfangs des 11. Jahrhunderts in Worms [1]), erkennbar ist. Dieselben Verhältnisse, deren Weiterentwickelung das auf die einfachen Verkehrszustände der Naturalwirtschaft begründete Recht nicht zu folgen vermochte, haben Ende des 15. Jahrhunderts zur Reception des ausgebildeteren römischen Rechts mitgewirkt, in der die Städte mit ihren überarbeiteten Statutensammlungen, den Reformationen, den Territorien vorangingen.

Um so merkwürdiger muß es scheinen, wenn sich hier Rechtsinstitute erhalten und ausgebildet haben, welche ihrem Charakter nach durchaus in alten deutschen Rechtsanschauungen wurzeln, welche wie diese sich poetischer Belebung fähig erwiesen haben. Es sind ihrer zwei, welche sich im Criminalprozeß des späteren Mittelalters finden, das eine bestimmt, den Schuldigen zu überführen, das andere, den Überführten der Strafe zu entziehen, Bahrrecht und Fürbitte.

Das Bahrrecht ist eine Form des Gottesurteils, das nebst dem Eide das einzige Beweismittel des alten deutschen Kriminalverfahrens

[1]) Vgl. Koehne, Der Ursprung der Stadtverfassung in Worms, Speier und Mainz, S. 16 f.

bildet. Daß dieses, ungleich dem heutigen Beweise, das Urteil vorangehen läßt, welches für jenen Subjekt, Objekt, Modus bestimmt, ist darin begründet, daß der Beweis aus früherer außergerichtlicher Beilegung durch privates Verfahren der Parteien übernommen ist[2]. Germanischen Ursprungs wie alle Ordale trägt das Bahrrecht besonders altertümlichen Charakter, insofern es nicht auf dem Glauben an die Allwissenheit göttlicher Mächte beruht, sondern auf der animistischen, der untersten Stufe mythologischer Anschauung entsprechenden Vorstellung von der im Blute lebenden Seele und ihrer Macht, sich kund zu geben. Diese Auffassung spiegelt sich wieder in dem Rechtssprichwort: Freundesblut wallt und wenn es auch nur ein Tropfen ist, sowie in der von einer holländischen Rechtsquelle des 15. Jahrhunderts gegebenen Vorschrift zur Identifizierung eines unbekannten Ermordeten oder Ertrunkenen. Wer mit ihm verwandt zu sein vermutet, lasse Blut aus einer Schnittwunde auf ihn träufeln; ist seine Vermutung richtig, so kann es durch Waschen nicht entfernt werden[3]. In merkwürdigem Parallelismus hierzu erzählt eine jüdische Sage, wie die Ansprüche eines wirklichen und eines vorgeblichen Sohnes auf das väterliche Vermögen durch dieselbe Probe an einem Gebein des Vaters entschieden worden seien[4]. Auch der Aberglaube, der des Blutes Hingerichteter habhaft zu werden sucht, gehört hierher. Auch für das Bahrrecht, in Norddeutschland Scheingehen genannt — Schein bezeichnet den Leichnam — bildete sich wie für die anderen Ordale ein bestimmter Formalismus aus. Der des Mordes Beschuldigte mußte nackt, nur die Scham bekleidet, an die Leiche treten und knieend mit aufgelegter Hand seine Unschuld beschwören. Den Schuldigen sollte alsdann das den Wunden entströmende Blut verraten[5]. Als bestehend nachzuweisen ist die Sitte zuerst durch die Verwendung, die sie in der Dichtung im Anfang des 13. Jahrhunderts fand. Bekannt und auch von der bildenden Kunst verwertet ist der Vorgang an Siegfrieds Leiche:

> .... Kriemhilt begunde jehen
> swelher sî unschuldec, der lâze daz besehen
> der sol zuo der bâre vor den liuten gân
> dâ mac man die wârheit harte schiere bî verstân.

[2]) Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I S. 180.

[3]) Brunner a. a. O. I S. 82.

[4]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropol., Ethnol. und Urgeschichte 1888 S. 137.

[5]) Brunner a. a. O. II S. 411.

Daz ist ein michel wunder: dike ez noch geschihet
swâ man den mortmeilen bî dem tôten sihet:
sô bluotent im die wunden; sam ouch dâ geschach,
dâ von man die schulde dâ ze Hagenen gesach.
(Nibelungenlied ed. Lachmann 984.)

Weniger bekannt ist die Stelle aus Hartmanns Iwein 1355:

nû ist uns ein dinc geseit
vil dicke vür die wârheit
swer den andern habe erslagen
und wurder zuo ime getragen
swie langer dâ vor waere wunt
er begunde bluoten anderstunt [6]).

In späteren Jahrhunderten, besonders im 16., ist die Anführung bestimmter Fälle in den Städten nichts seltenes, so 1501 in Nürnberg [7]), 1503 in Bern [8]), 1578 in Sagan [9]), 1580 in Steier [8]), 1584, 1592 in Bayern [8]), 1597 in Nürnberg [10]), 1664 in Basel. Die Todesursachen sind die verschiedensten; 1578 handelt es sich um einen erstochenen Studenten, 1597 um Kindesmord, 1664 um Hexerei. Während in der Regel nur ein Verdächtiger der Probe unterworfen wird, unterziehen sich ihr 1578 sämtliche Handwerksgesellen. Merkwürdigerweise wird nicht nur das Ausbleiben eines Erfolges berichtet, sondern 1503, 1597 das Eintreten. Die geographische Verbreitung zeigt sich einer Beschränkung nicht unterworfen. Das Fortdauern der Vorstellung von der Erregung des Blutes bei Berührung durch den Mörder bezeugt noch 1713 das wunderliche Sammelwerk Männlings [11]).

Der arbiträre Charakter des deutschen Rechtes, der im Beweisrecht noch die Spuren des Privatkompromisses erkennen läßt, waltet auch noch ob, wenn die Schuldfrage entschieden ist. Wie die Bußzahlung ursprünglich ein Abkauf der Rache war, so konnte später der Dieb mit des Richters Gnade und wenn er den Schaden ersetzte, Haut und Haar mit Geld lösen [12]). Von solcher Anschauung zeugen die Rechtssprichwörter: „Wer kein Geld hat, zahlt mit der Haut“, „Man hängt seinen Dieb, der sich vom Galgen kaufen kann“.

[6]) Vgl. Richard III, A. 1, Sc. 2.
[7]) Städtechroniken, Nürnberg V S. 641.
[8]) Grimm, Rechtsaltertümer.
[9]) Handschriftliche Chronik von Fybing (Ratsbibliothek).
[10]) Meister Franzen Nachrichters all sein Richten, ed. Endter 1801.
[11]) Curiositäten derer ... abergläubischen Albertäten, 1713.
[12]) Eichhorn, Staats- und Rechtsgeschichte II § 380.

Daß Gnade das Korrelat des Rechtes ist, findet seinen Ausdruck in Wendungen, wie: „Gnade steht beim Rechte", „Herren ziemt Gnade", und symbolisch in der Forderung der Weistümer, der Gerichtsherr solle einen einäugigen Büttel senden auf einäugigem Pferde, mit Steigledern von Lindenbast, hölzernen Stegreifen und Sporen von Hagedorn. Die Zuständigkeit der Ausübung der Gnade aber wechselte mit den Zeiten und fiel keineswegs mit der des Rechtes zusammen. Ursprünglich war Begnadigung wie heute ein Recht der Krone; wie der fränkische hat es auch der langobardische König geübt, nicht aber der fränkische Graf [13]. Die mit dem Ende der karolingischen Periode eintretende Zersplitterung der Gerichtsverfassung gab es jedem Gerichtsherrn in die Hände. Ja, in bedingter Weise gewann selbst der Fronbote Einfluß darauf, so wenn ihm der zehnte unter den zu richtenden überlassen wird, wie es die Erzählung vom Meier Helmbrecht aus dem 13. Jahrhundert berichtet, so wenn er die Art der Todesstrafe bestimmt, was noch Bambergensis und Carolina bekämpfen [14]. So wurde im Prozeß Wullenwebers das Urteil durch Meister Hans gefunden [15]. In weitestem Maße endlich wurde das Begnadigungsrecht unterstützt durch das Eingreifen gänzlich Unbeteiligter vermittelst der Fürbitte. Sie war das Vorrecht derer, die im Genuß eines besonderen Friedens außerhalb der geläufigen Rechtsanschauung standen, der Fürsten, Geistlichen, Frauen, und beruht wohl auf der Vorstellung, daß der solchen Mitleids teilhaftige der Gnade wert sei. Auf solche Weise der strafenden Gerechtigkeit in den schon erhobenen Arm zu fallen war in den Städten im 15. und 16. Jahrhundert eine häufig bezeugte Sitte, die auch als poetisches Motiv Verwendung gefunden hat. Die rührende Ballade von Peter Unverdorben legt dem Gefangenen im Turme die Bitte in den Mund:

> Got grüß üch, frow die Herzogin,
> bittet ir min herren und och sin Kind,
> daß er mir frist min leben [16]!)

Und für den zu Ulm gefangenen Hammen von Reistett verwendet sich vergeblich das Fräulein von Österreich [17]. Unter den

[13]) Brunner a. a. O. II S. 165. 599.

[14]) Frauenstädt, Z. Gesch. d. Begnadigungsrechtes i. Jahresber. d. schles. Gesellschaft, 1866.

[15]) Waitz, Jürgen W. III S. 237.

[16]) Uhland, Volkslieder, Nr. 126.

[17]) Uhland a. a. O., Nr. 137. Vgl. dazu das Lied auf Heinz Dompnigs Tod Script. rer. Siles. Bd. XXIV S. 221.

Fällen der Wirklichkeit ist zuerst die Form zu erwähnen, die von Fürsten bei ihrem ersten Einritt als Landesherrn derart geübt wurde, daß alle der Stadt Verwiesenen in ihrem Gefolge zurückkehren durften. Dies Recht zählt 1332 das Bibrabüchlein unter den dem Mainzer Erzbischof zu Erfurt zustehenden auf[18]), und 1538 weist Ferdinand I die Bitte des ihn einholenden Bürgermeisters von Görlitz, er möge davon absehen, als seiner fürstlichen Freiheit zuwiderlaufend zurück[19]). Hierher gehört wohl auch der Fall, daß bei Ankunft Erzbischof Rabans von Trier zu Metz ein zum Galgen Verurteilter begnadigt wird[20]). Häufig war der Gnadenakt zugleich ein solcher der Höflichkeit gegen fürstliche Gäste, sei es, daß ihre eigenen Diener die Straffälligen waren, wie 1487 ein Diener des Herzogs von Sachsen zu Nürnberg[21]), 1525 einer des Herzogs von Braunschweig zu Nordhausen[22]), oder Stadtbürger. 1446 verwendet sich die Herzogin von Bayern zu Augsburg, 1497 der Bischof von Eichstädt, 1594 Herzog Albrecht von Sachsen zu Nürnberg für Verbrecher[23]), der Nürnberger Losunger Niklas Muffel aber fiel 1469 der Rache seiner Standesgenossen zum Opfer trotz der Fürsprache der Markgräfin Albrecht[24]). Die Ordensgeistlichkeit der Stadt erscheint als Fürbitterin 1473, 1478 zu Nürnberg[25]), außerdem mehrfach in Gemeinsamkeit mit den Frauen. Ihre Teilnahme, die den liebenswürdigsten Zug in diesem Bilde darstellt, hat sich am häufigsten bethätigt, entweder durch Verwendung bei einflußreichen Persönlichkeiten (1446, 1597), oder durch unmittelbares Eintreten. Ein solches rettete 1491 zu Nürnberg einen meuterischen Landsknechtshauptmann vor der Strafe des Kaisers, und der ritterliche Maximilian verfehlte nicht, zu bemerken: Hätten uns all Fürsten und Grafen, Ritter und Knecht für ihn gebeten, ich hätte sie nicht gewährt, aber wir wollen euch gewähren[26]). 1494 ist es der Rat von Worms, 1503 der von Nürnberg, der sich erweichen läßt, auch bei den 1576, 1588, 1592 zu Nürnberg er-

[18]) Vgl. Kirchhoff, Die ältesten Weistümer der Stadt E.
[19]) Neues Lausitzer Magazin, Bd. LI S. 182.
[20]) Görz, Reg. d. Erzbischöfe von Trier.
[21]) Städtechroniken, Nürnberg IV 384.
[22]) Zeitschr. d. Harzvereins XXIV S. 165.
[23]) Städtchron., Augsburg II S. 185; Nürnberg V S. 593. 577.
[24]) a. a. O. Nürnberg IV S. 309.
[25]) Ebenda S. 335. 351.
[26]) a. a. O. Nürnberg V S. 564. 732.

folgten sechs Begnadigungen auf Fürbitte sind wohl die Frauen als Urheber anzusehen[27]). Die gebräuchliche Bezeichnung für solche Begnadigungen ist „erbeten werden", und auch der trockene Bericht der Chronik läßt bisweilen die dramatischen Nebenumstände erkennen. Da wird (1503) ein Verurteilter erbeten, als man ihm schon aufläuten will (mit der Armesünderglocke); neun schöne Jungfrauen kommen barhäuptig mit Perlenhaarbändern vor den Rat getreten (1503) und dem Kaiser nahen sich (1491) die Nürnberger Geschlechterinnen bittend beim Hochzeitsfeste eines Hallers auf dem Rathause. Immerhin scheint die Sitte nur bei solchen Vergehen Anwendung gefunden zu haben, bei welchen die Todesstrafe eine Härte in sich schließt, bei Totschlag, Körperverletzung, Diebstahl. Allmählich fand durch unbeschränkte Ausdehnung auf weitere Stände eine Entartung statt. Schon 1503 sprach der Nürnberger Rat sein Mißfallen darüber aus, daß, um zwei Messerschmiede los zu bitten, sämtliche Gewerksgenossen auf dem Rathause erschienen statt einer Deputation. Eine Möglichkeit gelegentlicher Verwendung setzt die Erzählung in Pauli Schimpf und Ernst (1522) voraus, wo einige Edelleute dazu kommen, wie man einen jungen Gesellen, ausführt und von Mitleid bewegt fragen: Könnte man nicht für ihn bitten? 1633 richtet ein in Neuhaldensleben gefangener Viehdieb ein von Todesangst diktiertes Schreiben an den Rat mit der Bitte um 8 Tage Frist, ob jemand für ihn Vorbitte thun möchte, was ein Protokoll erläutert: ob etwan von Adel für ihn intercedieren möchten[28]). Dem Mißbrauch zu steuern scheint man früh die Forderung aufgestellt zu haben, daß die leicht zum Mitleid bewegten Frauen mit ihrer ganzen Persönlichkeit eintreten müßten, indem sie den Losgebetenen heirateten. Schon 1468 richtet eine Leipziger arme Familie einen Brief an den Rat von Halberstadt mit der Bitte, das Anerbieten eines Mädchens anzunehmen, die ihren dort gefangenen Sohn und Bruder im Fall der Begnadigung zu heiraten sich bereit erklärt hatte[29]). Ein am Aufruhr zu Langensalza 1525 beteiligter Schuhmacher verdankte dem gleichen Umstande seine Rettung[30]). Wie lange sich die Vorstellung im Volke lebendig

[27]) Monum. Wormatiensia ed. Boos S. 375; Nürnberg V, 663; Meister Franz a. a. O.

[28]) Staatsarchiv Magdeburg.

[29]) Zeitschr. d. Harzvereins XXIV, S. 529.

[30]) Archiv f. sächs. Geschichte I, S. 236.

erhielt, läßt ein Vorkommnis von 1834 erkennen[31]); die Hinrichtung zweier Raubmörder bei Dresden veranlaßte eine Frauensperson, sich mit der Frage an den Pfarrer zu wenden, ob nicht einer durch Heirat zu befreien sei. Die durch das römische Recht gestützte wachsende Macht der Landeshoheit war es, die das Recht der Gnade wieder wie im Anbeginn in die Hände des Herrschers legte.

[31]) Ebenda I, S. 237.



Miscellen.

Zur Geschichte des Fondaco dei Tedeschi in Venedig.

Von Henry Simonsfeld.

Durch die gütige Vermittlung des Herrn Dr. Ehrenberg in Altona erhielt ich vor einiger Zeit von Herrn Major a. D. Frhrn. von Imhoff in Nürnberg aus dessen dortigem Familienarchiv eine Urkunde in Abschrift mitgeteilt, welche es verdient, hier veröffentlicht zu werden; denn sie enthält eine recht wertvolle Ergänzung zu einigen Angaben, die ich in meinem Buche über das deutsche Kaufhaus in Venedig[1] — und zwar speziell über Verhältnisse in der älteren Zeit vor dem großen Brand des Jahres 1505 — auf Grund der von mir gesammelten Archivalien hatte machen können.

Zu den ältesten Familien Nürnbergs, welche seit frühester Zeit mit Venedig in Handelsverbindung standen, gehörten die Mendel. Im Jahre 1377 erhält Marcus[2]) von der venetianischen Regierung die Erlaubnis, die von ihm und seinen Brüdern benutzte Kammer samt Gewölbe im Fondaco auch weiterhin zu behalten, während eigentlich ein steter Wechsel in der Benutzung stattfinden sollte[3]. Aber Marcus Mendel sei ein treuer Diener der Regierung, ein großer Kaufmann, der jener Räumlichkeiten dringend bedürfe und auch bereits viel für die Instandhaltung derselben ausgegeben habe. Und im Jahre 1429 berufen sich[4] — aus einem ähnlichen Anlaß —

[1]) Der Fondaco dei Tedeschi in Venedig und die deutsch-venetianischen Handelsbeziehungen (Stuttgart, Cotta 1887) 2 Bde.

[2]) S. Bd. II, S. 75.

[3]) S. Bd. II, S. 13.

[4]) S. a. a. O. S. 14.

ein anderer Marcus Mendel und sein Oheim Peter darauf, daß ihre Vorfahren schon seit 80 Jahren oder noch länger die Kammer, welche „das Paradies" heiße, innegehabt hätten. Damit würden wir also in die Mitte des 14. Jahrhunderts zurückversetzt werden, und es begreift sich, daß die Mendel Alles thaten, um sich im ungestörten Besitz ihrer Räumlichkeiten zu erhalten, da ein öfterer Wechsel in denselben für ihre Geschäfte nur nachteilig hätte sein können. Als im Jahre 1430 ein Ulmer, Namens Peter Weiß, sich mit Gewalt in den Besitz dieser Kammer der Mendel setzen wollte und sogar das „studium" (Bureau oder Schreibpult) erbrach, in welchem sich noch die „Bücher" des Marcus Mendel befanden, beschwerte sich der Nürnberger Rat mit Recht bei dem von Ulm und legte dagegen besonders Verwahrung ein, daß „einer des reichsburger dem andern solch einfelle zu machen furnimpt".[5]) Elf Jahre später aber — und dies erfahren wir neu aus unserer vorliegenden Urkunde — traten Georg Mendel und sein Bruder die Hälfte ihrer Kammer im Fondaco an Konrad Imhoff ab, dessen Vorfahren gleichfalls seit geraumer Zeit an dem deutsch-venetianischen Handel sich beteiligt hatten.[6]) Bestätigt wird uns durch dieses Dokument zugleich der Name der Kammer „das Paradies" und ebenso die Höhe des Mietzinses für solche „per graciam" (durch besondere Gunst der Regierung auf längere Zeit) verliehene Kammern. Derselbe betrug jährlich 4 Dukaten — ebensoviel z. B. auch noch im Jahre 1487[7]) — und jede Partei sollte davon die Hälfte bezahlen. Bleibt eine Partei damit drei Jahre im Rückstand, so soll dieselbe jeden Anspruch auf die Hälfte der Kammer verlieren und dieselbe ganz in den Besitz der anderen Partei übergehen. Dies ist dann jedenfalls auch eingetreten. Denn als Sebold Rieter der Jüngere im Jahre 1479 auf seiner Reise nach Jerusalem in der Kammer Peter Imhoffs im Fondaco aufgenommen ward, bemerkt er dazu, daß die Kammer früher die der Mendel gewesen sei.[8])

Ferner darf ich hier noch mitteilen, daß sich im von Imhoffschen Familienarchiv zu Nürnberg auch zwei Originalurkunden aus den Jahren 1477 und 1481 befinden, welche die Bestallungen eines Kaplans (Johann Kolb und Wolfgang Stahl) am Sebaldusaltar in

[5]) S. Bd. I, S. 195.

[6]) S. Bd. II, S. 75.

[7]) S. Bd. II, S. 13.

[8]) S. Bd. II, S. 79 aus dem „Reisebuch der Familie Rieter" (Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart, Bd. 168, S. 37).

der (beim Fondaco gelegenen) Bartholomäuskirche [9]) enthalten. Beide wird Herr Major a. D. von Imhoff demnächst in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg" veröffentlichen. Im Jahre 1477 erfolgt die Bestallung durch Johannes Tucher, Konrad Imhoff, Leonhard Hirschvogel den Aelteren, Jakob Gartner, Stephan Kolb und Konrad Marstaller in ihrem und anderer in Venedig verkehrender Nürnberger Kaufleute Namen, 1481 durch Kunz Imhoff, Leonhard Hirschvogel den Aelteren und Konrad Marstaller.

Ein besonderes Interesse aber gewährt ein — gleichfalls im Original im genannten Archive vorhandenes — im Jahre 1491 angelegtes Abrechnungsbüchlein über die Erhaltung jenes Sebaldusaltars, in welchem von 1465—1514 alljährlich verzeichnet steht, welche Einnahmen für diesen Zweck — und zwar aus der Losungstube — erhoben und welche Ausgaben in Venedig — besonders für die Feier des S. Sebaldusfestes, Besoldung des Kaplans u. dgl. m. — gemacht wurden. Es wäre sehr zu wünschen, daß dasselbe vollständig bekannt gemacht würde.

Ein kauf prieff über die halbe kammer zu venedig die Jorg Mendel dem Conrat Im Hoff verkaufft hat im Jar 1441.

Ich jorg Mendel burger zu Nurenberg beken offenlich mit dissem briff für mein pruder und mich das wir redlich verkaufft haben dem erbergen Conradt ym Hoff und seine erben ein halbe theil an unser kammern zu venedig das paradieß genannt ym teutschen Haus die wir von der herschafft zu Venedig p(er) gracia haben und er uns den woel bezalt hat, alsso das Conradt ym Hoff und sein erben den selben halbtheil fürpas ewiklichen gepreuchen mogen in massen alls wir unsseren andern halbteil thon; und er und wir schullen all jar yde parthej tzweh ducato tzins der herschafft dorvon bezallen und welcher iij jar lank sein tzins nicht bezallet, so schol der andern parthey die kamer gantz verfallen sein; und scholl ein parthey gleich alls vil rechtz zu der kamer haben als die andern on gewerdt.

[9]) S. darüber Bd. II, S. 80 und Bd. I, S. 406 Nr. 701.

Des zur urkundt geb wir obgeschriben mendel dem erbergen Conradt ym Hoff und seyen erben dissen briff, das alsso stett und fesst zu halten, den ich Gorg mendel mit meyner aigen hantt gesschrieben hab und verpetzett mit meynem auffgedrucktem petscheit für mein pruder und mich geben nach christi geburt MCCCCXLI jar zu miter=fasten zu nurenberg.



Mitteilungen und Notizen.

Eine ganze Reihe von Zeitschriften, die das Gebiet der Kulturgeschichte mit gepflegt haben oder deren Inhalt für die Kulturgeschichte nicht ohne Wichtigkeit war, haben in letzter Zeit ihr Erscheinen eingestellt; so das „Historische Taschenbuch", das lange Jahre hindurch bestanden und zahlreiche kulturgeschichtliche Abhandlungen gebracht hat; so die „Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, Politik und Kulturgeschichte", die freilich eigentlich kulturhistorische Arbeiten nicht in allzu großer Zahl veröffentlicht hat. Auch das „Ausland", das als selbständige Zeitschrift sein Erscheinen eingestellt hat und mit dem „Globus" verschmolzen ist, muß hier angeführt werden: denn die Kulturgeschichte im weiteren wie im engeren Sinne ist in dieser wichtigen Zeitschrift häufig berücksichtigt worden. Noch in letzter Zeit erschien eine interessante Artikelreihe von Egli über den „Völkergeist in den geographischen Namen". Endlich haben die bekannte von Pfeiffer gegründete „Germania", die für die deutsche Altertumskunde wichtig war, und das „Repertorium für Kunstwissenschaft" aufgehört zu erscheinen.

Unsere Zeitschrift wird in vielen Beziehungen für jene Zeitschriften einen Ersatz bieten können, und erst recht bestrebt sein, ihre Aufgabe als einziges kulturhistorisches Hauptorgan zu erfüllen.

* * *

Ein auch kulturhistorisch beachtenswertes Unternehmen wird in Jena geplant. Die Jenaer Minnesängerhandschrift soll unverkürzt in natürlicher Größe durch unveränderlichen Lichtdruck vervielfältigt und so allgemein zugänglich gemacht werden. Die Eigenart der Handschrift beruht auf den von gleichzeitiger Hand den Liedern beigeschriebenen Sangweisen: sie wird dadurch zur Hauptquelle unserer Kenntnis von der weltlichen Musik des Mittelalters. Der Text der Handschrift enthält Lieder von zahlreichen bekannten Meistern der höfischen Dichtkunst, namentlich des 13. Jahrhunderts: so von Heinrich Frauenlob, Konrad von Würzburg, Spervogel, Tannhäuser. Den Schluß bildet der berühmte „Sängerkrieg auf der Wartburg". — Die Ausführung des Planes ist von einer genügenden Zahl von Subskribenten abhängig gemacht. Auch wir wünschen, daß sich dieselben finden mögen. Prospekte versendet Herr F. Strobel in Jena: dieselben enthalten alles Nähere.

* * *

Der kulturhistorisch höchst wichtige Papyrusfund von Fayum ist jetzt durch Karabacek und seine Mitarbeiter so weit gesichtet und entziffert, daß eine Ausstellung im Oesterreichischen Museum in Wien hat erfolgen können. K. hat dazu einen Führer fertiggestellt.

* * *

Ueber die Verhandlungen des „zweiten internationalen Folklore-Congresses“ ist ein umfassender Bericht seit einiger Zeit erschienen: The international Folk-Lore Congress 1891. Papers and transactions edited by Joseph Jacobs and Alfred Nutt. London, David Nutt. A. Tille berichtet darüber in der „Zukunft“ Nr. 73 und beklagt namentlich den geringen Anteil deutscher Forscher, trotzdem deutsche Arbeiten in diesen Verhandlungen stark benutzt wurden. Der Verlauf des Congresses hat übrigens gezeigt, daß sich ein schärferer historischer Sinn in der „Folklore“ doch allmählich geltend macht.

* * *

Von neueren Zeitschriftenaufsätzen verzeichnen wir zunächst aus dem Inhalte einiger uns zugegangenen Zeitschriften:

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III. Jahrgang 1893 Heft 1—4: K. Weinhold, der Wettlauf im deutschen Volksleben; H. Lewy, Morgenländischer Aberglaube in der römischen Kaiserzeit; M. Rehsener, Aus Gossensaß. Arbeit und Brauch in Haus, Feld, Wald I; K. Bruchmann, Zur Mythendeutung; J. Bolte, Der Schwank von den drei lispelnden Schwestern; J. Schröer, Rätselfragen, Wett- u. Wunschlieder; K. E. Haase, Volksrätsel aus der Grafschaft Ruppin; Cäsar Flaischlen, Zur Volksdichtung; W. Schwartz, Volkstümliche Schlaglichter IV; A. Baumgart, Aus dem mittelschlesischen Dorfleben; Jiriczek, Bilder aus dem faeröischen Volksleben von Hammershaimb, aus dem Faeröischen übertragen; Greußing, Sagen und Gebräuche im Stubaithal in Tirol; Voretzsch, Zu den deutschen Volksliedern aus Böhmen und Hessen; Der Wolf mit dem Wockenbriefe. Märchen, mitgeteilt von E. Damköhler, erläutert von K. Weinhold; G. Minden, Die Thorah-Wimpel od. Mappe; J. J. Amman, Das Leben Jesu, von P. Martinus von Cochem als Quelle geistlicher Volksschauspiele; Th. Siebs, Das Saterland; Fr. Ilwof, Allerlei Inschriften aus den Alpenländern; O. Schall, Volksrätsel aus dem Bergischen; E. Schatzmayr, Villotte Friulane; Fr. Vogt, Beiträge zur deutschen Volkskunde aus älteren Quellen; August Gitten, Scherzhaft gebildete und angewendete Eigennamen im Niederländischen; M. Höfler, Der Geruch vom Standpunkte der Volkskunde. —

Kleine Mitteilungeu: J. Polek, Regenzauber in Osteuropa; S. Fraenkel, Miscellen; G. Godden, Grozdanka und *Δαιδαλη*; M. Godden, W. Schwarz, Gefesselte Götter; C. Dirksen, Aus Ostfriesland; G. Müller, Zur Sage von den drei Jungfrauen; Eine westpreußische Spukgeschichte; K. Weinhold, Schwur unter dem Rasen; K. Maurer, Zum Aberglauben auf Island; Mielke, Volkstümliche Kirchendarstellungen; Hönig,

Sommer- und Winterspiel aus Schlesien; Sommersonntag in Heidelberg; K. Weinhold, Volksreime auf Bettlerhochzeiten; R. Lange, Bitten um Regen in Japan; C. Dirksen, Ostfriesisches Märchen; Frischauf, Die falsche Braut; Des Schneiderleins Glück, ein Märchen; H. Carstens, Märchen von der Königstochter, die nicht lachen konnte; A. Herrmann, Zu Glückshafen und Wettlauf; Müller, Ueber das wendische Sprachgebiet; Nochmals das Märchen von den sieben Grafen.

Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg. 10. Heft. Daraus: R. Ehrenberg, Hans Kleberg, der „gute Deutsche", sein Leben und sein Charakter. E. Wernicke, Zur Nürnberger Künstlergeschichte. St. Donaubauer, Nürnberg in der Mitte des dreißigjährigen Krieges. N. Müller, Beiträge zum Briefwechsel des älteren Hieronymus Baumgärtner und seiner Familie. E. Mummenhoff, Beiträge zur Geschichte des „freien Handwerks" der Maler. M. Kohn, Der Rat der Stadt Nürnberg als Taufpate.

Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde XIV. Heft 3 u. 4. Daraus: A. v. Minckwitz, Die kurfürstlichen Leibwachen zu Roß bis zur Errichtung des stehenden Heeres. Meltzer, Über die älteste Schulordnung der Kreuzschule. H. Knothe, Die Entstehung und Bildung bürgerlicher Familiennamen in den Sechsstädten der Oberlausitz. M. v. Ehrenthal, Zwei Harnische von Matthäus Frauenpreis dem Älteren. Th. Distel, Ein Schreiben des Hofnarren Froehlich an seinen Herrn (1727).

Weiter sind folgende in den letzten Monaten veröffentlichte Aufsätze zu verzeichnen (wobei wir bemerken, daß es auf eine Bibliographie nicht abgesehen ist):

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum Jahrgang 1893: H. Bösch, Zur Geschichte der technischen Verwendung des Papiers. (Mit späteren ergänzenden Bemerkungen). H. Bösch, Zur Geschichte des Reichenhaller Salzhandels. H. Bösch, Geschwornenbuch der Nürnberger Barbierer und Wundärzte. H. Bösch, Verlobung und Verehelichung in Nürnberg im 16. Jahrhundert. Fuhse, Selbstbiographie des Malers Georg Christoph Eimmart des Älteren. H. Bösch, „Das Deutschland segnen." H. Bösch, Entwurf eines gotischen Brunnens vom Ende des 15. Jahrhunderts. H. Peters, Die Chemie des Markgrafen Friedrich I. von Brandenburg. H. Bösch, Ein Beitrag zur Bücherausstattung. H. Bösch, Ein Schreibpult d. 17. Jahrhunderts im germanischen Museum.

Alemannia, 21. Jahrgang, Heft 2: Fr. Pfaff, Aussprüche der Zimmerischen Chronik zur Kennzeichnung der Deutschen und einzelner deutschen Stämme in Ernst und Scherz.

Ausland, 66. Jahrgang Nr. 43 ff: G. Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus.

Kyffhäuser, 7. Jahrg., November: v. Orelli, Sitten und Gebräuche, sowie das häusliche Leben der Bewohner von Zürich 1555—1575.

Historisch-politische Blätter, 1893: G. Grupp, Litteratentum in der Aufklärungszeit.

Westermanns Monatshefte. 1893, November: Achelis, Kulturgeschichtliche Probleme in der Beleuchtung der Völkerkunde.

Deutsche Rundschau, 20. Jahrgang, Heft 4: E. Reyer, Die Kulturentwickelung Australiens 1/6.

Niederlausitzer Mitteilungen, 3. Band, Heft 4: v. Schlobach, Eindrücke von dem Leben in Sorau zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Natur, 43. Jahrgang, Nr. 2: Fr. Klinkhardt, Die Mineralien im Lichte des deutschen Volksaberglaubens der Vergangenheit und Gegenwart.

Allgemeine Zeitung. Beilage Nr. 285. (1893): A. Bastian, Über Fetischismus.

Allgemeine Zeitung. Beilage Nr. 17. 18. (1894): G. Galland, Die Amtmännin von Oranienburg. Ein Beitrag zur deutschen Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts. (Auch als Sonderabdruck, München 1894, erschienen.)

Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark 41: Ein Grazer Kalender für das Jahr 1594 in der vatikanischen Bibliothek in Rom.

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen 25: A. Mell, Die mittelalterlichen Urbare und Aufzeichnungen in Steiermark als Quellen steiermärkischer Wirtschaftsgeschichte. A. Gubo, Aus den Ratsprotokollen der Stadt Cilli.

Archiv für Post und Telegraphie 1894 Nr. 1: Georg Steinhausen, Zur Geschichte des brieflichen Gelegenheitsverkehrs in Deutschland.*)

*) Wir bitten die Herren Verfasser von Zeitschriftenaufsätzen, die Wert darauf legen, an dieser Stelle genannt zu werden, uns die betreffenden Aufsätze zuzusenden. Die Redaktion.



Besprechungen.

Dr. C. Stegmann u. Dr. C. Hugo, Handbuch des Sozialismus in 7—8 Lieferungen à 80 Pfg. gr. 8°. Lieferung 1. Zürich, Verlagsmagazin 1893.

Wie das Vorwort des in seiner ersten Lieferung mir vorliegenden Handbuches bemerkt, beabsichtigen die Verfasser, alle Bestrebungen, die das herrschende politische und soziale System zugunsten der großen Masse verändern oder umstürzen wollen, in ihrem Handbuche darzustellen und so, ohne selbst Kritik zu üben, den Kritiker in die Lage zu setzen, sich ein genaues und vollständiges Urteil über die Geschichte der sozialistischen Bewegung zu bilden. Wie schwer es ist, einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, das haben die Verfasser selbst empfunden, indem sie am Ende ihres Vorwortes für ihre Arbeit nur den Charakter eines Stückwerkes beanspruchen.

Gleich fern von der fanatischen Feindschaft des Gegners wie der schwärmerischen Begeisterung des Parteigängers, mit dem ungetrübten ruhigen Auge des Forschers haben sie den Erscheinungen voll ins Angesicht schauen wollen. Nach den vorliegenden Proben will ich gern zugeben, daß sie sich redlich bemüht haben, solches zu thun; aber weil, wie mir scheint, ihre persönliche Auffassung die sozialdemokratische ist, haben sie ebenso wenig vermocht, ihren Parteistandpunkt zu verleugnen, wie ein Konservativer bei der Lösung einer ähnlichen Aufgabe den seinen verleugnet hätte. Das ist menschlich und verzeihlich; nur darf man dann *nicht von seiner Arbeit behaupten*, daß sie den objektiven Standpunkt des Historikers vertrete.

Als Belegstück meines Urteils führe ich den Artikel „Bäuerlicher Grundbesitz" an. Bevor in ihm die Stellung der Sozialdemokratie dargelegt wird, suchen die Verfasser einen Überblick über die geschichtliche Entwickelung des deutschen bäuerlichen Grundbesitzes zu geben, die unaufhaltsam zur Güterzersplitterung und Proletarisierung der Bauern einerseits, zur Bildung von Latifundien andrerseits durch Auskauf nicht blos einzelner Bauernstellen, sondern ganzer Gemeinden durch den Großkapitalisten und den Großgrundbesitzer führe. Das wird als allgemein gültiger Satz aufgestellt, ohne auch nur mit einem Worte der örtlichen Verschiedenheit der Verhältnisse und der Momente zu gedenken, die einer solchen Entwickelung entgegengewirkt haben und entgegenwirken.

Wo bleibt da der Standpunkt des Forschers? Er würde gewahrt worden sein, wenn die Verfasser, statt ihr Urteil über den bäuerlichen Grundbesitz in einer Form vorzutragen, die den Leser zu dem Glauben verleitet, es sei das objektive Urteil der Geschichte, geschrieben hätten: über die geschichtliche Entwickelung des bäuerlichen Grundbesitzes hegt die Sozialdemokratie folgende Ansicht.

Muß ich sonach die von den Verfassern beanspruchte Objektivität ihres Urteils als nicht überall erreicht bezeichnen, so übersehe ich doch deshalb die Vorzüge des Buches nicht, die für mich in seiner offenen Absage an den Anarchismus und in dem Bemühen liegen, in den biographischen Artikeln auch längst vergessenen Sozialisten, namentlich englischer und französischer Nationalität, ein Denkmal zu errichten.

Vermutlich schwebte den Verfassern bei ihrer Aufgabe das A-B-C-Buch für freisinnige Wähler vor, jenes Lexikon parlamentarischer Zeit- und Streitfragen vom Standpunkte der deutschfreisinnigen Partei. Hätten sie nicht beansprucht, den Standpunkt des forschenden Historikers zu vertreten, so würden meine Ausstellungen gegenstandslose, sein und ich könnte nur einräumen, daß es ihnen gelungen sei, ein parteipolitisches Nachschlagebuch zu schaffen. So aber mußte ich jenen Anspruch zurückweisen, ohne im übrigen zu verkennen, daß die Verfasser sich bestrebten, objektiv zu verfahren, und daß die in lexikographischer Weise geordneten Artikel ihres Handbuches auch manchem nicht sozialdemokratischen Leser willkommen sein werden, der sich über die Entwickelung der sozialistischen Bewegung und über die Stellung der Sozialdemokratie zu einer Reihe der unsere Gegenwart bewegenden Fragen in bequemer, wenn auch nicht in kritischer Weise orientieren möchte. Wer sich hingegen über den Sozialismus ein wissenschaftliches Urteil bilden will, dem sei hierzu das freilich erheblich teurere Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Jena, Gustav Fischer) empfohlen, ein Werk, von dem nicht oft genug gesagt werden kann, daß seinesgleichen in der Litteratur nicht existiert.

G. K. Anton.

* * *

Max Jähns, Über Krieg, Frieden und Kultur. Eine Umschau. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur 1893. (XX u. 432 S.)

„Der Krieg war, ist und bleibt einer der gewaltigsten Kulturförderer der Menschheit". Das ist das Ergebnis des vorliegenden Buches. „Die Zahl der Kriege läßt sich einschränken und das ist gut; denn Kriege um geringer Ursachen willen würdigen seine weltgeschichtliche Bedeutung herab. Die Kriegführung läßt sich mildern und wenn das in vernünftigem Maße geschieht, so ist es hoch erfreulich; denn das Menschliche menschlich zu thun, wird stets das Ziel der Edlen bleiben. Aber beseitigen läßt der Krieg sich nimmer, und wenn es gelänge, so würde die Kultur unermeßlichen Schaden nehmen."

Ich stelle diese Worte, die den Standpunkt des Verfassers charakterisieren, voran, weil er diesen Standpunkt ohne Zweifel gehabt hat, ehe er

sein Buch schrieb, und weil er es überhaupt von diesem Standpunkt aus geschrieben hat. —

Ich teile denselben insofern, als ich meine, daß wir vom „ewigen Frieden" recht weit entfernt sind; ich glaube ebenfalls, daß der Krieg eine wichtige Lebensäußerung der Völker ist, daß er wohlthätig wirken und die Kultur fördern kann und namentlich auch gefördert hat: aber ich kann mich nicht so apodiktisch gewiß äußern: „beseitigen läßt der Krieg sich nimmer". Ich weiß es nicht; aber ich meine, die bisherige historische Entwickelung ergiebt doch eine Reihe wichtiger Thatsachen, welche die gegenteilige Ansicht zulassen könnten. Diese Thatsachen aber treten bei Jähns entweder garnicht oder doch nicht in der ihnen gebührenden Beleuchtung hervor. Ich komme darauf sogleich zurück.

Jähns Buch ist eine im hohen Grade anerkennenswerte Leistung; es verdient das Interesse weiter Kreise und wird auch zweifellos viel gelesen werden. Vor allen Dingen beruht es auf einem sehr reichen Material, das gut verarbeitet ist. Die sehr reiche Litteratur über die Frage ist in ausgedehntester Weise berücksichtigt. Wer sich jemals damit, wenn auch nur zu eigener Belehrung, beschäftigt hat, wird das zu würdigen wissen. Ergänzungen wären immerhin zu geben. Roscher z. B. und Comte, die sich verschiedentlich über die Frage geäußert haben, sind kaum erwähnt. Jähns' Buch zerfällt in einen theoretischen und einen historischen Teil. In jenem bespricht er die Begriffe „Krieg" und „Frieden", erläutert die Arten des Krieges, geht auf das Ideal des „ewigen Friedens" ein, wobei er die verschiedenen Forderungen, die erhoben sind, um den Interessenstreit der Staaten zu vermeiden, als unzulänglich zu erweisen sucht, und erörtert dann die „Weltstellung" des Krieges. „Der Krieg ist eine notwendige, aber durch freie Wesen gewirkte (!! warum dies gesuchte Wort?) Weltanschauung." In diesem Kapitel kommt er auch auf die zweifellos erwiesene Förderung der Kultur durch den Krieg zu sprechen. Ich stimme freilich — und auch Jähns erkennt es halb und halb an — im wesentlichen Herbert Spencer bei, der meint, daß die kulturfördernde Wirkung des Krieges der Vergangenheit angehöre (Staatenbildung, Verkehrserweiterung u. s. f.). Den größten Teil des Buches nimmt der historische Teil ein, der sicherlich außerordentlich lehrreich ist. Aber gerade bei diesem historischen Teil kommt es eben doch sehr auf die Beleuchtung an. Daß im Laufe der historischen Entwickelung sich eine Abnahme des kriegerischen Geistes vollzieht, dafür giebt Jähns zwar indirekte Beweise, aber er stellt es nicht ausdrücklich fest. Sein Ausgangspunkt, die Stufe der Ur- und Naturvölker, ist die Stufe des Krieges aller gegen alle. Er selbst führt das sehr hübsch aus. Und nehmen wir nun den bisherigen Endpunkt, die Stufe unserer heutigen Kulturstaaten: tritt da die Abnahme des kriegerischen Geistes nicht handgreiflich hervor? Diese Abnahme hätte nun in ihren einzelnen Phasen doch festgestellt werden müssen, im wesentlichen ist sie bedingt durch die fortschreitende Kultur. Jähns selbst stellt den ersten Fortschritt fest, die Bildung des Staates. Er stiftet, „allerdings nur in seinem engen Umkreise, den ersten Frieden". Die zweite Stufe tritt bei ihm schon weniger deutlich hervor, die Epoche des kriegerischen Staates: jeder männliche Angehörige ist ein Krieger; der Krieg ist das eigentliche Gewerbe u. s. f. (Germanen). Hier ist der Krieg

im Grunde noch in Permanenz: wie heute der Krieg, so ist auf dieser Stufe der Friede die Ausnahme. In dieser Weise lassen sich doch eine ganze Reihe von Momenten finden, die doch nicht ohne Bedeutung für das Urteil über die künftige Entwickelung sind. Mit fortschreitender wirtschaftlicher und intellektueller Kultur entstehen immer mehr Klassen, die an der dauernden Erhaltung des Friedens interessiert sind. In kriegerischen Staaten ist nur der Krieg männliche Arbeit, die heutigen Kulturaufgaben besorgen Freie und Sklaven. Das ändert sich allmählich. Namentlich der Handel ist hier außerordentlich wichtig. Die industriellen und intellektuellen Zweige menschlicher Thätigkeit erhalten in Kulturstaaten das Übergewicht. Militärische Erfolge sind nicht mehr die menschlich höchsten. „Saul hat tausend geschlagen, aber David zehntausend", hieß es vor Zeiten, aber nicht mehr heute. Eine ganze Reihe von Bedingungen, die früher den Krieg erzeugten, sind fortgefallen; dagegen Gewalten und Mächte entstanden, die ihn hindern, verzögern oder nach Möglichkeit weniger unheilvoll machen. Die Einrichtung stehender Heere ferner ist durchaus ein Zeichen der Abnahme des kriegerischen Geistes. Warum trägt der Bürger heute keine Waffen mehr, auch nicht einmal den Galanteriedegen früherer Zeit? Der kriegerische Tscherkesse ist noch heute bis an die Zähne bewaffnet. Bedeutsam ist die neuere Entwickelung des Völkerrechts, bedeutsam die fortschreitende Humanisierung der Kriegführung. — Ich will hier nicht weiteres anführen: nur auf einen Umstand möchte ich noch hinweisen, der die Abnahme kriegerischen Geistes sogar heute direkt bewirkt. Das ist das Zurücktreten der persönlichen Tapferkeit im Kriege der Zukunft. Die Kriegstechnik ist jetzt so fortgeschritten, daß ein Nahkampf fast ganz ausgeschlossen ist. Der Reiter, der Typus überlieferter vorstürmender Tapferkeit, ist als Kampftruppe — davon bin ich wenigstens überzeugt — garnicht mehr verwendbar trotz neuester Versuche.

Alles das sind doch Momente, die Beachtung verdienen. Und sehen wir etwas tiefer in die historische Entwickelung der Neuzeit, so scheint Mommsen (Röm. Gesch. I, 483) recht zu haben, wenn er meint, daß ein „wenn auch durch wechselseitige Befehdung unterhaltenes, doch im ganzen friedliches und freundliches Zusammenleben der verschiedenen Nationen das Ziel der neueren Völkerentwickelungen zu sein scheine". Jähns möge mich nicht mißverstehen. Ich wiederhole, daß ich gleich ihm, soweit wir jetzt sehen können, den ewigen Frieden für ausgeschlossen halte, daß ich den Krieg auch für die Zukunft für die ultima ratio der Völker halte und ihm in vielen Fällen eine gesunde historische Wirkung auch in Zukunft zuschreibe. Aber die historische Entwickelung ist lang. Und das, was ich angeführt habe, scheint mir doch eine gegen den Krieg gerichtete Entwickelung der menschlichen Kultur zu beweisen. Was nennen wir Weltgeschichte? Eine armselige Spanne Zeit. Vermessen wir uns nicht, der Zukunft Gesetze vorzuschreiben! Noch ist nicht die Hälfte der Erde von Menschen bewohnt, die an unserer Kultur teilhaben. Es wird schwer, weitere Entwickelungen uns vorzustellen: aber sie kommen, ohne sich um uns zu kümmern.

Das ist es, was ich grundsätzlich zu dem Buche von Jähns zu bemerken habe. Im übrigen wird es jedem, den diese bedeutsame Frage interessiert, zu empfehlen sein. Der historische Teil orientiert in so umfassender

Weise über die Auffassung, die das Menschengeschlecht bisher vom Kriege gehabt hat, daß es ihm kaum entbehrlich sein wird.

Georg Steinhausen.

* * *

Wilhelm Uhl, Unser Kalender in seiner Entwickelung von den ältesten Anfängen bis heute. Ein Kapitel der deutschen Hausaltertümer als Entwurf dargestellt. Paderborn, F. Schöningh 1893. (VIII u. 165 S.)

Die Geschichte des deutschen Kalenders ist ein kulturhistorisch überaus interessantes Thema und erweitert sich, wenn man in die Tiefe geht und Zeiten und Menschen an dem Wandel dieser eng mit dem Volksleben verwachsenen Litteraturgattung studiert, zu einem sehr lehrreichen Kulturgemälde. Der Verfasser des vorliegenden Büchleins hat sich diese volle Erschöpfung des Stoffes nicht zur Aufgabe gesetzt. „Die Absicht war, längst bekannte, aber bisher noch nicht vereinigte Ergebnisse der Wissenschaft in knappe und lesbare Form übersichtlich zusammenzufassen.“ Gleichwohl steckt in der Schrift viel Mühe und Arbeit, und mancherlei Neues wird der Kundige herausfinden. Weiteren Kreisen ist die Lektüre sehr zu empfehlen; man wird manches Stück vergangenen Volkslebens beleuchtet finden. Hier und da wäre vielleicht eine weitergreifende Schilderung wünschenswert gewesen; die Rolle, die die Schreibkalender z. B. im Leben gespielt haben — fast jede Bibliothek hat ja noch Serien solcher Büchlein mit oft recht interessanten Eintragungen — konnte hervorgehoben werden. Zu der Bemerkung auf S. 103, daß ihr erstes Auftreten noch bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreiche, führe ich als bestätigende Ergänzung eine Stelle aus dem Buche Weinsberg (hrsg. von Höhlbaum I, S. 12 u. 331) an. Darin berichtet Hermann Weinsberg, „mit Anno 1550 habe er angefangen in kleine Almanachsbüchlein zwischen jedes Blatt der Tage ein reines papierenes Blättchen zu binden, darauf man ungefähr Tag vor Tag, Woche vor Woche in aller Kürze aufzeichnen konnte, was geschehen mochte“. Zweihundert Jahre später erzählte Goethe von den Schreibkalendern seines Großvaters, unter denen er als Knabe „gestört“ habe.

Doch das gehört schließlich nicht zur Schilderung der Kalender selbst, also dem Thema Uhls. Ich wiederhole, daß das kleine Buch volle Anerkennung verdient. Er bietet uns vielleicht bald eine größere Ausarbeitung des Entwurfs.

Georg Steinhausen.

* * *

W. Nathansen, Aus Hamburgs alten Tagen. Ernste und heitere Mitteilungen. Hamburg, Jürgensen & Becker 1894. (136 S.)

In anspruchsloser Form werden hier eine Reihe kleiner Aufsätze geboten, die fast durchweg auf eigener Forschung beruhen. Ein Teil derselben

ist wesentlich lokalhistorisch interessant; ein anderer und zwar der größere spiegelt allgemeine Zustände und Strömungen auf Hamburger Boden wieder. So ist als ein lehrreicher, für weitere Kreise interessanter Beitrag gleich der erste zu nennen: „Zu den Anfängen des Tabak- und Zigarrenrauchens in Hamburg". „Das beliebte und gelobte Kräutlein Taback" hat, wie bekannt, um 1700 herum eine besondere Wichtigkeit gehabt. Nach Hoffmann von Fallersleben riecht in der schönen Litteratur damals jedes Blatt nach Taback. Es herrschte ein Kultus des Knasters wie der Dose, ein Kultus, dem auch das weibliche Geschlecht huldigte. „Die Schönen selbst sind dir gewogen und öfters hat dein Rohr ein zarter Mund geküßt", sagt Kästner. Für diese Zeit, aber auch für die frühere und spätere Geschichte des Rauchens giebt R. hübsche Beiträge. „Vom Kleideraufwand der letzten Jahrhunderte", von den „Perücken, Zöpfen, Haarbeuteln" handeln zwei andere Aufsätze, die nicht gerade erschöpfend, aber doch erwähnenswert sind. Für die Geschichte des deutschen Handwerkerstandes nicht unwichtig sind die Notizen über den Gesellenaufstand von 1791, der seiner Zeit auch eine ganze Litteratur hervorgerufen hat. Für die Volkskunde von Wert ist der letzte Abschnitt: „Die der Altenwallstraße bis zum Jahre 1842 eigentümlichen Kinderlieder, Wiegenlieder, Rätsel." Dem Ziel, das der Verfasser sich gestellt, genügt das Büchlein vollkommen, und in diesem Sinne darf es auch Nichthamburgern empfohlen werden. Georg Steinhausen.

* * *

Karl Walcker, Grundriß der Weltgeschichte und der Quellenkunde. Karlsruhe 1892.

Gegenüber der immer mehr ins Einzelne gehenden Spezialforschung macht sich jetzt auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft das Bestreben bemerklich, eine allzu große Zersplitterung durch Zusammenfassung der gesicherten Ergebnisse zu bekämpfen, ein Bestreben, das vielfach, z. B. mit der Herausgabe des „Grundrisses der germ. Philologie", der Wissenschaft gute Dienste leistet. Verf. des hier vorliegenden „Grundrisses" beschritt den vielleicht ganz vorteilhaften, aber doch nicht unbedenklichen Weg, in einer Betrachtung über die Aufgaben der Geschichtswissenschaft in der „Gegenwart" andeutend im voraus auf sein Buch hinzuweisen. Leider muß diese Besprechung mit Ausstellungen am Titel einsetzen. Auf 314 Seiten kann man keinen Grundriß der Weltgeschichte schreiben. Das Buch ist seinem Titel nach für „Historiker, Lehrer, Examinanden und andere Gebildete" bestimmt; ich wüßte aber nicht, welchem Zwecke es thatsächlich völlig genügen könnte. Von einem Grundriß der Quellenkunde dürfte man doch eine fortlaufende Angabe und kurze Kennzeichnung der wichtigsten Quellen erwarten; statt dessen fehlt jede Angabe hierüber, wir erhalten in den Anmerkungen nichts als die Aufzählung einiger Sammelwerke und historischer Zeitschriften mit gelegentlichen, zum Teil sehr anfechtbaren Bemerkungen. Diese Quellenkunde, in der von den Quellen nicht die Rede ist, veranlaßt eine jedenfalls nicht beabsichtigte, aber gleichwohl bedenkliche Irreführung des Käufers! Verf. bemerkt in dem Vorworte, daß er sich durch die Studien von drei Jahrzehnten auf sein Werk vorbereitet

hat. Wie mir scheint, ist er dennoch nicht tief genug in den Gegenstand eingedrungen. Die Irrtümer, die sich in dem Buche finden, rechtfertigen dies Urteil. S. 24 behauptet W., daß die Inder ursprünglich den Regen- und Donnergott Indra verehrten, während dem Indradienst ein Dämonenkult und die Verehrung verschiedener Himmelsgötter vorausging. Die staatliche Verfassung und die Bevölkerung von Kreta waren nicht, wie Verf. S. 30 meint, rein dorisch, sondern achäisch-dorisch. Zu S. 48: Anaxagoras vertrat nicht gerade eine den Ansichten des Demokritos ähnliche Lehre, da er eine dem All innewohnende, höchste Intelligenz behauptete. S. 55 bezeichnet W. die Sophisten als Vorläufer Savignys, Roschers, Hegels, eine Behauptung, der in dieser nackten Allgemeinheit kaum zu verstehen ist. S. 81 unten: „Ihm, (dem Tiberius) folgte sein 12 n. Chr. geborener Neffe Gajus Cäsar, ein Sohn des 9 v. Chr. verstorbenen Drusus" stellt doch wohl eine ziemlich handgreifliche Unmöglichkeit dar. S. 85: Der eigentliche Christenverfolger ist nicht Diokletian, sondern Galerius. S. 90: Nicht Gratian, sondern Maximus ließ 385 Priscillian als Ketzer in Trier enthaupten. S. 96: Daß die Zahl der Sachsen, welche Karl der Große zu Verden niedermachen ließ, sich wirklich auf 4500 belaufen haben kann, ist nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung sehr zweifelhaft. Wenn W. auf S. 97 bemerkt, daß Einhart nicht, wie die Sage erzählt, Schwiegersohn des Kaisers gewesen, hätte er doch auch hinzufügen sollen, daß Angilbert aber Gemahl der Kaisertochter Bertha war, zumal diese Thatsache zur Quelle einer weitverzweigten Sagenbildung geworden ist. Der Aufstand der Sachsen unter Heinrich IV (S. 101) beginnt nach den Quellen nicht 1074, wie Verf. will, sondern schon 1073. Das wären für 100 Seiten wohl der Irrtümer genug; auch die folgenden Abschnitte sind nicht sorgfältiger gearbeitet. Was aber schwerer wiegt: es fehlt auch nicht an recht oberflächlichen Urteilen in wichtigen Fragen. S. 113: Das Königtum der Kapetinger befestigte sich, weil es sich von thörichten Römerzügen fernhielt. Entsprechend flach ist W.s Urteil über den Niedergang des deutschen Königtums; er hat immer nur das eine Moment der Römerzüge vor Augen, obgleich man heute über diese Frage doch nicht mehr urteilen kann, ohne die wirtschaftlichen, finanzpolitischen und verfassungsrechtlichen Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Dem Merkantilsystem in Preußen unter Friedrich Wilhelm I und Friedrich II gegenüber ist W. den Erwägungen, welche zugunsten desselben von Schmoller und anderen angestellt und mit sehr wichtigen Gründen unterstützt wurden, völlig verschlossen. Er urteilt hier völlig a priori nach dem Katechismus der freihändlerischen Doktrin [1]). Übrigens ist es unrichtig, wenn von ihm S. 181 behauptet wird, daß Friedrich Wilhelm I die Hörigkeit der Bauern des Adels nicht aufzuheben gewagt hat. Der König hat die Aufhebung der Leibeigenschaft in verschiedenen Erlassen befohlen, ist aber mit diesen Bestrebungen wesentlich an dem passiven Widerstande der Kammern, also der Bureaukratie, gescheitert. Ein ziemliche Unkenntnis des geistigen

[1]) Wir bemerken zu dieser Stelle und der späteren über Ritschl, daß irgendwelche Schulmeinungen in dieser Zeitschrift nicht vertreten werden, daß also Stellungnahme zu solchen lediglich Sache der betr. Herren Recensenten ist. — Red.

Lebens der Gegenwart zeigt W. S. 257 in dem Versuche einer Kennzeichnung der theologischen Richtungen unserer Zeit. Die schöpferische Kraft und grundlegende Bedeutung der Ritschlschen Theologie ist ihm völlig fremd geblieben, er spricht im Jargon der Tagespresse von einer halb orthodoxen Mittelpartei, während er sich hier leicht aus den für weitere Kreise bestimmten Broschüren und Zeitschriftenaufsätzen von Ritschl, Hermann, Kaftan und anderen hätte besser unterrichten können. Es ließe sich auch in diesem Punkte, inbetreff oberflächlicher Urteile, noch weit mehr erinnern. Trotzdem aber soll nicht bestritten werden, daß das Buch seine Vorzüge hat. Manches (z. B. die griechischen und römischen Verfassungen) ist lichtvoll und übersichtlich dargestellt. In den kulturgeschichtlichen Notizen findet sich vielerlei, das man auch in größeren Werken vergebens sucht. Die Darstellungs- und Urteilsweise ist bisweilen recht anregend. So darf das Buch einem Historiker, der einmal das ganze Gebiet der Geschichte in gedrängter Darstellung zu übersehen wünscht, trotz aller Bedenken wohl empfohlen werden. Zu loben ist noch, daß W. auch die sittlichen Verhältnisse im Auge behält und uns bisweilen einen Blick auf den Stand der ethischen Kultur zu werfen gestattet. Bei ausgiebigerer Verwertung dieses Gesichtspunktes würde er den Eigenwert seiner Arbeit entschieden erhöht haben. Der Gedanke, welcher dem Werke W.s zugrunde liegt, verdient zweifellos eine erschöpfendere Ausführung, ja es ist ein Problem der Geschichtschreibung.

Sachsa a. Harz. Rudolf Goette.

* * *

Handbuch der deutschen Geschichte in Verbindung mit **R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, C. Köhler, F. Großmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt** herausgegeben von **Bruno Gebhardt.** 2 Bde., Stuttgart 1891.

Auch das Ziel dieses Handbuches ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Forschung. Es soll vor allem ein Nachschlagewerk sein, und deshalb ist für die Anordnung des Stoffes Kurtz' Kirchengeschichte zum Vorbild gewählt worden. Die deutsche Geschichte ist mit einer für den Zweck hinreichenden Ausführlichkeit in den einschlägigen Fragen meist klar und gründlich dargestellt worden. Sehr lesenswert ist die Darstellung des wirtschaftlichen Lebens, des Rechtslebens und der Verfassung, wie sie für die deutsche Urzeit Richard Bethge geliefert hat; ebenso verdient der Abschnitt „Verfassung, Recht, Wirtschaft vom Ende der Karolingerzeit bis zum Interregnum", dessen Verfasser Georg Liebe ist, alles Lob. Die Abschnitte über das geistige Leben, von Georg Ellinger bearbeitet, sind entschieden zu kurz gekommen. Mystik und Ketzerei sind z. B. auf zwei Seiten abgethan ohne irgendwelche Litteraturangaben; natürlich konnte auf so beschränktem Raume die Bedeutung der Mystik für die Reformation nicht gewürdigt werden, ebenso wenig wie die Bedeutung der Waldenser. Auffallend ist auch bei einem derartigen Werke der Ausschluß des Kulturgeschichtlichen im engeren Sinne. Es ist ja unbestreitbar, daß die Ergebnisse der kulturgeschichtlichen Forschung noch sehr lücken-

haft sind, aber das Vorhandene konnte doch benutzt werden. Wir können z. B. ein ziemlich genaues Bild des gesellschaftlichen Lebens in der Blütezeit der mhd. Dichtung entwerfen, wir sind auch über das städtische Leben im ausgehenden Mittelalter leidlich wohl unterrichtet; das ist aber aus diesem Handbuche nicht zu erkennen. In dem zweiten Bande, der mit dem Beginn der Reformation einsetzt, ist Wirtschaft, Recht und Verfassung nicht mehr gesondert behandelt und kommt nun gleichfalls entschieden zu kurz auch für die Zeiträume, wo genügend Vorarbeiten zur Verfügung stehen. Die größten Bedenken muß die Darstellung des Zeitalters der Befreiungskriege von Prof. Arthur Kleinschmidt erregen und zwar inhaltlich und stilistisch. Die Städteordnung kann man nicht, wie auf S. 416 geschehen ist, als Steins und Schrötters Werk bezeichnen, wenn man das hier maßgebende Werk (E. Meyer, Reform der Verwaltungsorganisation) nicht bloß unter der Litteratur anführt, sondern es auch kennt; Stein hat nichts zur Abfassung beigetragen, der eigentliche Vater des Gesetzes ist Wilkens. Daß man, wie auf S. 414 behauptet wird, durch die „Verordnung über die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden der Monarchie" mit dem Kollegialsystem gebrochen habe, darf nicht behauptet werden. Man ließ ja die Kammern in den Provinzen als „Regierungen" bestehen, worauf hier alles ankam. Unter denen, die am österreichischen Hofe 1809 lebhaft für den Frieden eintraten, war besonders auch Gentz, was K. nach S. 425 nicht zu wissen scheint. S. 428 meint Verf., indem er Treitschkes Meinung wiedergiebt, das Versprechen des Königs vom Jahre 1810, eine zweckmäßig eingerichtete Nationalrepräsentation zu gewähren, sei eine bedenkliche Übereilung gewesen. Eine Übereilung war es nur, wenn die Erfüllung des Versprechens unmöglich war. Zu dieser Frage aber hat der sehr gründliche Verfasser gar nicht Stellung genommen. Daß man dem Grafen v. d. Goltz, wenn man ihn als „wohl gepuderte Nullität" bezeichnet (S. 429), doch nicht ganz gerecht wird, geht aus Hassel (Gesch. d. preuß. Politik) hervor. K. führt dieses Werk zwar mit unter der Litteratur an, läßt sich aber durch dessen Inhalt nicht im mindesten beeinflussen. S. 430 dürfte der Leser begierig sein, zu erfahren, gegen welche Gegenleistung die Bauern auf den Rittergütern zu freiem Eigentum gelangt sind. S. 433 heißt es von Alexander: „er ermannte sich zum echten Fürsten". S. 434: „Der König begnügte sich vorerst mit Anlegung des Weges zur Allianz mit Österreich und Rußland". Ebenda wird behauptet: „Der König *hatte ausdrücklich* verboten, in Kapitulationsverhandlungen mit den Russen einzutreten", obgleich Friedrich Wilhelm III Weisungen vielmehr durchaus zweideutig waren. S. 441: Napoleon „konnte in Deutschland keinen Halt mehr machen". S. 374 in der Darstellung des Revolutionszeitalters von demselben Verfasser (die aber wie das gleichfalls von Kleinschmidt behandelte Zeitalter Friedrichs des Großen weit gründlichere Kenntnis des Gegenstandes verrät) „die weitmeisten Reichsstände". Das Werk als Ganzes ist bei mannigfachen Mängeln dem Historiker doch zu empfehlen, da es sich in den meisten Fällen als nützliches Nachschlagebuch bewährt; daß es (wie der Herausgeber hofft) auch über den Kreis der Fachleute hinaus Verbreitung findet, halte ich für ziemlich unwahrscheinlich.

Sachsa a. Harz. Rudolf Goette.

* * *

Albrecht Dieterich, Nekyia, Beiträge zur Erklärung der neuentdeckten Petrusapokalypse. Leipzig, B. G. Teubner, 1893. (VI u. 238 S.)

Je mehr wir die ganze Welt als einen einheitlichen Organismus zu begreifen und auf alle Erscheinungen in ihr das eine und gleiche Gesetz der Entwickelung anzuwenden lernen, um so mehr müssen die Reservatrechte, welche man früher einzelnen Gebieten menschlicher Kultur einräumte, verschwinden. Nichts hat wohl so viel Anspruch, eine Ausnahmestellung einzunehmen, als die Religion. Hat sie es doch zu thun mit dem Verhältnisse des Menschen zu dem überweltlichen Gott, welches nur durch ein Eingreifen dieser außerweltlichen Macht in das Gefüge der Weltentwickelung erklärt werden zu können scheint. Und dennoch kann unser Welterkennen auch hiervor nicht Halt machen. Wird man auch hinter das tiefste Geheimnis aller Religion mit keiner noch so fein ausgebildeten kritischen Methode gelangen, die geschichtlichen Formen, welche dies Verhältnis des Menschen zu seinem Gott jeweilig annimmt, unterliegen der wissenschaftlichen Erforschung und Kritik.

So hat die neuere Theologie seit geraumer Zeit sich daran gemacht, alle die mannigfachen Beziehungen, welche das Christentum zu den Religionen hat, die ihm vorangegangen waren, in deren Erbe es eintrat, aufzudecken. Nicht als ob diese Erkenntnisse ganz neue wären! Es muß unserer Zeit, welche in der stolzen Freude an ihren Entdeckungen nur zu geneigt ist, die Vergangenheit zu unterschätzen, immer wieder vorgehalten werden, daß vieles, was man als neueste Errungenschaft preist, schon von altersher längst bekannt ist, und daß es vielfach nur die Form der Erkenntnis ist, welche sich verändert hat. Daß das Christentum (einschließlich des ja von der Christenheit alsbald ganz für sich in Anspruch genommenen Alten Testamentes in christlicher Auffassung) mannigfache Beziehungen zu der Weisheitslehre Griechenlands habe, daß sich in den Formen, welche die christliche Gottesverehrung frühzeitig annahm, viel frappante Ähnlichkeit mit den Götterkulten der Antike finde, wußten die älteren Kirchenväter schon so gut wie wir. Sie sprachen von einem Diebstahl, den Griechenlands Philosophen an Mosis Schriften begangen hätten; sie glaubten Samenkörner jener die ganze Weltidee in sich fassenden Gottesvernunft, welche sich ihnen in Christo inkarniert darstellte, auch hie und da im Heidentume verstreut zu finden; sie schalten die Dämonen ob der Nachäffung göttlicher Institutionen in heidnischen Kultusformen. Sie nahmen eben ihren Standpunkt ausschließlich in dem Christentum — u. zw. der damaligen Erscheinungsform desselben —, welches ihnen als unvermittelt von Gott geoffenbart und darum als allein berechtigte Religionsform erschien.

Wir suchen jetzt auch das Christentum seiner äußeren Form nach zeitgeschichtlich zu begreifen. Daher ist unsere Methode eine andere geworden. Zugleich hat sich unser Blick erweitert, dadurch daß wir — zeitlich weiter davon entfernt — nicht nur die griechisch-römischen Religionsformen besser als jene in ihrer geschichtlichen Entwickelung erkennen, sondern auch eine große Anzahl fremder „barbarischer“ Religionen zum Vergleiche heranziehen können.

Das Material ist so ins ungeheuere gewachsen, daß es dem einzelnen schwer ist, es zu überblicken. Um so freudiger muß die Theologie es begrüßen,

daß auch Vertreter anderer Wissenschaften die Hand bieten zur Lösung der hier noch so zahlreich vorliegenden Probleme. Haben sich Philologen wie Wölflin und seine Schule und viele andere neben diesen den besten Dank der Theologie dadurch verdient, daß sie — des ewigen Herumarbeitens an den griechischen und römischen Klassikern müde — sich der älteren christlichen Litteratur zugewandt haben und sich bemühen, uns diese auch dem Philologen großenteils hochinteressanten Werke in lesbaren Texten darzubieten, so gebührt Usener der Ruhm, die religionsgeschichtlichen Fragen ernstlich in Angriff genommen und auch seine Schüler auf diese hingewiesen zu haben.

In die Reihe der durch ihn angeregten, unter seinen Auspicien veröffentlichten Arbeiten gehört auch die hier zu besprechende des Marburger Privatdozenten A. Dieterich, welcher sich bereits durch verschiedene religionsgeschichtliche Arbeiten, besonders aus dem Gebiete des orphischen Mysterienwesens, vorteilhaft bekannt gemacht hat. Derselbe ist durch die Auffindung jener merkwürdiger Bruchstücke eines Evangeliums und einer Apokalypse des Petrus in einem Codex aus den Gräberfeldern von Akhmim veranlaßt worden, die Entwickelung der Unterweltsvorstellungen innerhalb des griechischen Denkens zu untersuchen und ihren Übergang in die christliche Litteratur, in welcher eben jene Fragmente den Ausgangspunkt bilden, darzustellen.

Zunächst giebt er den Text des in Betracht kommenden Fragmentes mit Übersetzung, sowie die anderweitig bekannten Fragmente einer Petrusapokalypse, um hieran die Hypothese zu knüpfen, daß die ursprüngliche Apokalypse ein Teil des Petrusevangeliums (Anfang des zweiten Jahrhunderts) gewesen sei, der später, zu gleichem Zwecke wie in dem Grabe von Akhmim losgetrennt, eine noch deutlich zu unterscheidende Bereicherung erhalten habe und so allmählich zu einer selbständigen Petrusapokalypse geworden sei, wie sie bereits Clemens Alex. am Ende des zweiten Jahrhunderts kennt. Jener Bereicherung, der „Himmels- und Höllenvision", gilt dann die weitere Untersuchung.

In dem ersten Kapitel stellt Dieterich den griechischen Volksglauben dar, indem er zeigt, wie die schon bei Homer fast ganz zurückgedrängte Vorstellung von einem Aufenthaltsorte der Seligen im fernsten Westen allmählich in die andere übergeht, welche diese Gefilde mit allem, was dazu gehört, in die Hadestiefe verlegt. Nur in Sagen von gerechten Völkern auf fernen Inseln lebt jene Idee noch weiter. Weiß und rot, die Farben der Sonne, sind die Charakteristika jenes Landes, und Sangeslust ist seinen Bewohnern eigen. Duftende Strahlenkränze tragen sie in Weise der Lichtgottheiten. Dem gegenüber steht in dem Volksglauben die — von dem Grabe abgeleitete — schreckliche fleischverzehrende Untiefe mit ihren grausigen Ungeheuern. Ihr verfällt zunächst auch jeder Mensch. Der Strafgedanke tritt erst hinzu. Und da sind es — wieder nach urvolkstümlichen Gedanken schon der vorhomerischen Zeit — die Seelen der Ermordeten, welche erst hier im Leben, später eben in dem Leben der Tiefe Rache fordern, nicht nur für Mord, sondern demnächst auch für Meineid und andere Sünden. Ein zweites Kapitel führt uns die Mysterienlehren über Seligkeit und Unseligkeit vor. Während in den älteren Schichten des Homer alles in gleiches Grau gehüllt ist, tritt hier starkes Licht und starker Schatten hervor. Urgriechisch sind zunächst noch

die Kulte der sanft waltenden chthonischen Gottheiten, welchen vor allen die eleusinischen Mysterien geweiht waren. Durch den Unterschied zwischen Geweihten und Ungeweihten, der zunächst noch naiv mit dem ethischen Gegensatz von Guten und Bösen gleichgesetzt wird, kommt hier auch in das Hadesbild eine Zweiteilung. Deutlicher noch war diese in dem apollinischen Kult von Delphi, dessen Gedanken Polygnots bekanntes Bild uns darstellt. Hier treten neben jener allgemeinen Scheidung Typen von Frevlern auf mit individualisierten Strafen. Aber erst der außergriechische Dionysoskult der orphischen Mysterien hat die Gedanken schwelgender sinnlicher Lust einer- und häßlicher, scheußlicher, schmutziger Strafe (*λίμνη βορβόρου*) andrerseits in das griechische Unterweltsbild gebracht. Sie wurden aufgenommen zu erbaulichem Zwecke von den größeren älteren Mysterienkulten, vor allem aber pflanzten sie sich in unabsehbar reicher Variation in den mannigfachsten Winkelkulten fort, von allerlei Charlatanen ausgebeutet. Das vollendete System, die litterarische Fixierung erhielten diese Vorstellungen aber erst in den orphisch-pythagoreischen Kreisen Süditaliens, von denen das dritte Kapitel handelt. Hier begegnet der Gedanke der Seelenwanderung, der beiden Quellen, des Lethetrankes, endlich der Abstammung von Himmel und Erde, welche ein Aufgehen in Äther und Staub zur Folge hat. Wir finden diese Lehren auf den dem vierten Jahrhundert v. Chr. angehörenden Goldtäfelchen von Petelia und auf einem kretischen Goldblättchen aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert. Dieterich verfolgt sie dann auch bei Empedokles, Pindar und Plato und gelangt auf Grund der Beobachtung, daß die apokalyptischen Schilderungen im Phaidros und der Republik, welche Dieterich nach Usener für die zeitlich am weitesten auseinanderliegenden eschatologischen Mythen Platos hält, genau zusammenstimmen, zu dem Resultate, daß hier eine orphisch-pythagoreische *κατάβασις εἰς Ἅιδου* benutzt ist. Solcher Schriften hat es wohl viele gegeben, eine aber muß vor allen hervorgeragt haben und ist — wenn schon manchen Veränderungen unterworfen — von Plato an bis auf die neuplatonischen Kommentatoren desselben herab gebraucht worden. Ihr entnommen sind auch die Verse der Goldtäfelchen; ihr gehören zahlreiche versprengte Fragmente an. Die Wirkungen dieser Litteratur lassen sich dann durch Satyriker und Polemiker hindurch bis auf jene jüngeren Pythagoreer verfolgen, welche, an Plato anknüpfend, dessen Gedanken teils mit stoischen, teils mit peripatetischen Elementen durchsetzten. In die Volksmeinung sind diese orphischen Vorstellungen nur wenig übergegangen. Die attischen Redner schweigen von ihnen — die 25. demosthenische Rede erweist sich auch unter diesem Gesichtspunkte als unecht —; die Stoiker rationalisieren auch die Unterweltsbilder. Abgesehen von Vergil, der ein orphisch-pythagoreisches Gedicht in seiner Hadesfahrt des Äneas verarbeitete und dadurch der späteren Litteratur zu mannigfachen Wiederholungen Anlaß gab, ist wenig von diesen Gedanken populär geworden. Nur in Ägypten wurde dieser Geist gepflegt und hat dort auch seine endgiltige Form erlangt. — Nachdem so die Entwickelung der Unterweltsvorstellungen durch die ganze griechische Geschichte herab verfolgt ist bis zu dem Punkte, wo sie zu einem gewissen Abschluß in litterarischer Fixierung gelangt, wird uns noch ein spezieller Ausschnitt vorgeführt, die Strafarten. Vorausgeschickt wird da aber mit Recht in dem

ersten Abschnitt des vierten Kapitels eine Studie über die ethischen Anschauungen betreffs der Unterscheidung verschiedener Sünden. Während die ältere Zeit nur im allgemeinen verlangte, die Götter zu ehren und die Eltern zu scheuen, wozu noch schwankend Eideshalten, Gastfreundschaft u. a. kommt, spezialisiert sich unter dem Einfluß teils geschichtlicher Ereignisse wie der griechischen Freiheitskämpfe, teils philosophischer Lehren die Unterscheidung einzelner Sünden immer mehr bis zu einem förmlichen Lasterkataloge. Dieser stimmt — wie eine wohlgeordnete Tabelle lehrt — bis zu einem gewissen Grade ganz mit den altchristlichen Zusammenstellungen dieser Art. Vor allem aber ist es eine Gruppe ägyptischer Schriften (Didache, carm. Ps.-Phokyl., Sibyll. lib. II, Apok. Petr.), welche den allmählichen Übergang pythagoreisch-orphischer Weisheit in das christliche Gebiet zeigt. Dieser Übergang soll schließlich den Nachweis bestätigen, daß alle Hadesstrafen der Petr.-Apok. sich schon in der griechischen Litteratur — zwar zumeist ursprünglich mit lustraler Bedeutung und erst allmählich mit dem Gedanken der Qual verbunden — finden, jedoch als solche beschränkt auf den Kreis orphisch-pythagoreischer Vorstellungen. Kapitel 5 endlich bringt noch den negativen Beweis, daß diese eigentümlichen Strafarten nicht auf irgendwelche jüdisch-alttestamentliche Einflüsse zurückgehen. Die ältere jüdische Litteratur kennt derartiges nicht, und wo sich diese Gedanken später auf jüdischem Boden zeigen, sind sie eben durch Berührung mit den griechischen Ideenkreisen, zum Teil sogar erst durch christliche Vermittelung, dorthin eingedrungen. Indem Dieterich zum Schlusse zeigt, wie die vierzehn Sündertypen der Petr.-Apok. nur durch Zufügung von jüdisch-christlichen und teilweise Verdoppelung aus den ursprünglichen sieben orphischen Kategorieen entstanden sind, kommt er zu dem Resultate, daß das in das Evangelium eingearbeitete und später zu einer selbständigen Apokalypse erweiterte Stück für uns das Dokument der Übernahme antiker orphischer Vorstellungen und Schriften in die christliche Gemeinde ist, welche wir uns — nach ihm — gerade in Ägypten wesentlich aus orphischen Kultgenossenschaften hervorgegangen zu denken haben.

Dies der Inhalt der — wie alle Erzeugnisse der Usenerschen Schule — mit einer erstaunlich umfassenden Litteraturkenntnis gearbeiteten, dabei doch angenehm zu lesenden Schrift Dieterichs. Über den bei weitem größten Teil vermag ich keineswegs ein Urteil abzugeben. Die Ausführungen über die Entwickelung griechischer Jenseitsvorstellungen machen durchaus den Eindruck des Zuverlässigen. Wenn ich mir einige Bemerkungen dazu gestatten darf, so möchte ich nur sagen, daß die Volksmeinungen, von denen die speziell orphischen sich so deutlich abheben sollen, etwas zu sehr zurücktreten. Man hat bei dem erstmaligen Lesen fast den Eindruck, es sei doch überall Orphisches. In der That scheint auch der Übergang dieser Vorstellungen durch Dichter und Maler in das allgemeine Volksbewußtsein bei Dieterich etwas unterschätzt zu werden[1]). Nicht ganz klar ist auch die Entwickelung der Sündertypen dargestellt. Es ist nicht eigentlich eine Trias von Moralgesetzen, von welchen dieselbe ausgeht, sondern ganz dem alttestamentlichen Dekalog entsprechend:

[1]) Dies gilt trotz der ausgezeichneten zurückhaltenden Bemerkungen auf S. 193 ff.

Gottesfurcht und Verehrung der Eltern (vgl. Sokrates' Ausspruch bei Dieterich 166). Das dritte Gebot, welches in sehr verschiedener Weise sich an diese anreiht, ist zunächst nichts anderes als eine Entfaltung eines dieser beiden mit Beziehung auf bestimmte Kulturverhältnisse oder philosophische Anschauungen. So die Heilighaltung des unter Götterschutz stehenden Gastrechtes, die den Göttern als Eideswächtern geschuldete Eidestreue — andrerseits das pythagoreische Verbot des Fleischessens, welches deutlich mit der Elternverehrung (durch das Mittel der Seelenwanderungslehre) in Verbindung gebracht wird (vgl. die von Dieterich S. 165, Anm. 2 beigebrachten Citate). Bei der weiteren durch philosophische Moralsysteme beeinflußten Entwickelung werden dann aber die einzelnen Typen nicht scharf genug bestimmt und auseinander gehalten. Nur daraus erklärt sich die rückhaltlose Gleichsetzung mit den Sündertypen der christlichen Ethik.

Doch damit sind wir schon zu dem Hauptpunkte gelangt. Während mir über die innergriechischen Entwickelungsgänge kein fachmännisches Urteil zusteht, glaube ich doch die Übergänge zum Christentum hin hier einer genaueren Prüfung unterziehen zu dürfen.

Mag Dieterich auch mit Recht gegen die Charakterisierung seiner Methode als „wildes Verfahren" und gegen die Zusammenstellung mit der von ihm selbst als „wüst" bezeichneten Methode A. Wirths von theologischer Seite protestieren, die Einwendungen, welche Harnack in seiner bekannten Anzeige der religionsgeschichtlichen Untersuchungen Useners in der Theol. Lit.-Zeitg. 1889, Sp. 199—212 gegen die ganze Methode erhoben hat, treffen m. E. auch Dieterichs Arbeit zum großen Teile.

Dieterich kennt zwar die jüdischen Vorstellungen — besonders der spätjüdischen Litteratur — recht wohl und thut sich etwas darauf zugute (das ganze fünfte Kapitel handelt davon), aber — was bei einem klassischen Philologen sehr verzeihlich ist — die alttestamentlichen Grundlagen sind ihm nicht geläufig [2]. Er würde sonst bei der Schilderung der Seligen in weißen und roten Farben sich neben den altgriechischen Vorstellungen auch einmal des Hohen Liedes erinnert haben, wo außer jenen beiden Farben auch der köstliche Duft zu den Elementen des Schönheitsbegriffes gehört; er würde nicht vergessen haben, wie sehr Gesang und Spiel zu dem hebräischen Vollbegriffe der Freude gehören. Er würde in der S. 33, Anm. 1 citierten Henochstelle statt griechischer Vorstellungen echt jüdische Paradiesesgedanken gefunden haben. Überhaupt kann es gar nicht genug betont werden, daß es gewisse Vorstellungen giebt, welche bei den Menschen auf einer bestimmten Kulturstufe so allgemein sich finden, daß es ein vergebliches Bemühen ist, einen historischen Zusammenhang dabei herstellen zu wollen. Ausgezeichnet sind einige Bemerkungen hierüber in Rohdes geistvollem Werke „Psyche" (bes. S. 73). Auch Dieterich hat hin und wieder sehr gute Gedanken dieser Art (z. B. S. 52; 79, Anm. 4; 99; bes. 126, Anm. 1) [3], nur macht er von seiner richtigen Erkenntnis nicht immer praktischen Gebrauch.

---

[2]) Dafür, daß sein theologischer Berater ihn zu S. 11, Anm. 3 auf Jes. 52, 3 statt auf Jes. 50, 1 verweist, kann er freilich nichts.

[3]) Er will nur bewiesen haben, daß dies und jenes „auch alte grie-

Neben der alttestamentlichen Beeinflußung des christlichen Vorstellungskreises kann die grundlegende Bedeutung der alexandrinischen Übersetzung des Alten Testamentes (der sogen. Septuaginta) für den christlichen Sprachgebrauch nicht hoch genug angeschlagen werden. Das Christentum trat in die Heidenwelt ein als eine Buchreligion. Durch den großen Kreis derer, welche sich zuvor schon zur jüdischen Synagoge hielten, war es möglich, dies Buch so rasch vollständig in den heidenchristlichen Gemeinden einzubürgern. Welch erstaunliche Belesenheit zeigt z. B. schon der Verfasser des am Schlusse des ersten Jahrhunderts verfaßten römischen Sendschreibens nach Korinth (sogen. I. Clemens-Brief)! Darum darf keine Untersuchung altchristlicher Litteraturdenkmäler es unterlassen, deren Sprachschatz im Zusammenhange mit demjenigen der Septuaginta (LXX) zu prüfen. Wir haben dazu Hilfsmittel, welche dies auch dem in dieser Litteratur nicht belesenen sehr leicht machen. Die neue englische Konkordanz von Hatch und Redpeath kann nicht warm genug zu fleißigem Gebrauche empfohlen werden. Freilich ist es richtig, was Ritschl (Entstehung der altkatholischen Kirche, 2. Aufl., S. 282, vgl. Rechtf. und Vers. II[3], S. 14) sagt, daß sich bei den Heiden eine Unfähigkeit gezeigt habe, sich der richtigen alttestamentlichen Voraussetzungen der apostolischen Grundideen — und, wir fügen hinzu, auch ihres Sprachgebrauches — zu bemächtigen. Das führt höchstens darauf, zu untersuchen, ob die LXX-Graecität in der altchristlichen Litteratur eine Umbildung in den klassischen Sprachgebrauch erfahren hat, dispensiert aber nicht davon, auf die LXX zurückzugehen. So erledigt sich die ganze Auseinandersetzung über *ἀναψύχειν* (S. 96 f.) durch den Hinweis auf Act. 3, 20 und die alttestamentlichen Stellen wie Ps. 38, 13; 65, 12 al. (*ἀνάπαυσις* Hiob 21, 13).

Ein anderer Fehler scheint mir der zu sein, daß man bei allem Studium der Fortpflanzung und Entwickelung mythologischer Anschauungen doch diese immer zu sehr präsent, d. h. ohne die nötige historische Perspektive, schaut. Es wirkt ja allerdings oft frappierend, wenn man so die älteste Form mythologischer Vorstellung unmittelbar neben eine späte christliche Gedankenbildung stellt. Es scheint, als ergäben sich dadurch ganz neue Erkenntnisse; in der That aber ist dieser Schein ein trügerischer, das Bild von der Entwickelung wird ein ganz schiefes[4]). Das sieht auch Dieterich hin und wieder ein (S. 97: „bald gewiß nicht mehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung"); diese Erkenntnis hindert ihn jedoch nicht, die Seelen der Ermordeten in der Petr.-Apok. unmittelbar mit den Erinyen zusammenzustellen (S. 61). Man braucht, um das Auftreten der unschuldigen Seelen am Straforte, was natürlich nur zur Verschärfung der Strafe der Mörder dienen soll, und wobei auf jene selbst gar nicht reflektiert wird, zu erklären, nicht erst auf altgriechische

---

chische Vorstellung ist" S. 37, was aber ist damit geholfen? — S. 40: „So wurden diese Züge typisch und man darf nicht allzuviel im einzelnen Wort und Ausdruck suchen" — sehr beherzigenswert!

[4]) Wer soll z. B. glauben, daß Gibuinus von Lyon im elften Jahrhundert an griechische Seligkeitsbilder gedacht hat, wenn er in einem Hymnus die Paradiesesfreuden ausmalt? So aber mutet uns die Zusammenstellung S. 33 f., Anm. an.

Hadesvorstellungen zurückzugreifen. Im sogen. II. Clemens-Briefe z. B. (Kap. 17, 7) ist auch davon die Rede, daß die Gerechten nach ihrem Leiden beim Anblicke der Qualen der Gottlosen im ewigen Feuer Gottes gerechtes Gericht preisen werden, und es läßt sich dabei aus Kap. 10 sehr wahrscheinlich machen, daß dem Verfasser das lukanische Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus vorgeschwebt hat, in dessen spezifisch jüdischer Färbung orphisches wohl erst noch nachgewiesen werden soll.

Endlich ist es eine besondere Eigenheit der Usenerschen Schule, daß das Christentum, resp. seine älteste Gestalt mit Vorliebe in den gnostischen Schul- oder Mysterienkonventikeln gesucht wird. Der Gnosticismus ist aber doch nicht mit dem ältesten Christentum identisch. Bei jenem ist ja allerdings der Einfluß des griechischen Geistes auf christliche Denkweise handgreiflich. Harnack nennt dies die „akute Verweltlichung des Christentums" im Unterschiede von der in der späteren kirchlichen Entwickelung sich vollziehenden „allmählichen Verweltlichung". Nun ist allerdings richtig, daß gerade in Ägypten neben resp. schon vor dem akuten Gnosticismus ein naiver Gnosticismus in den christlichen Gemeinden herrschte. Es ist auch ganz gewiß anzunehmen, daß die zum Christentum übertretenden Heiden nicht auf einmal ihren ganzen Vorstellungsapparat beiseite warfen, sondern die ihnen geläufigen Formen benutzten, um sie mit dem neuen Inhalte auszufüllen und zu beleben. Aber eben daß es ein neuer Geist war, der auch in den alten Formen sich regte, das muß der Historiker doch hervortreten lassen. Man darf beides nicht einfach synoptisch betrachten, sondern muß die Eigenheit eines jeden auch in der übereinstimmenden Form erfassen. Dazu gehört scharfe Präzision. Es ist z. B. doch etwas anderes, wenn der Ort der Seligen in der Petr.-Apok. als *ἐκτὸς τοῦ κόσμου* liegend bezeichnet wird, als wenn die Griechen von einer transozeanischen Insel oder gar von dem unterirdischen Totenreiche sprechen (S. 30). Vor allem gilt das aber von den ethischen Anschauungen. Eine aufmerksame Betrachtung der Tabelle der Lasterkataloge — wobei noch zu bemerken ist, daß diejenigen der Brieflitteratur meist ganz konkreten Zwecken dienen sollen — wird das den Leser ohne Kommentar lehren. Die *πορνεία* kennt die Antike nicht als Sünde, ebensowenig den Mangel an *ἐλεημοσύνη*.

So scheinen mir dem Endergebnis Dieterichs, daß die Himmels- und Höllenvision der Petrus-Apokalypse, einige christliche Zusätze abgerechnet, direkt aus orphischer Litteratur entnommen sei, schwere Bedenken entgegenzustehen, ganz abgesehen von der Inkongruenz, daß neben der orphischen Hadesvorstellung die Himmelsschilderung nach Dieterichs eigenen Ausführungen weit eher griechischem Popularglauben entspricht, als der trunkenen Seligkeit der Bacchanten.

Daß die griechische Gedankenwelt an der Konception dieses Jenseitsgemäldes beteiligt ist, soll keineswegs geleugnet werden. Zu bestreiten aber ist die direkte litterarische Herübernahme einer orphischen Nekyia. Das hängt mit dem ganzen litterar-historischen Probleme der Petrus-Apokalypse zusammen. Daß allerdings in der Aufzählung der Hadesstrafen Inkonzinnitäten vorliegen, ist zuzugeben[5]. Aber ich sehe nicht ein, wie die von Dieterich herausgeschälte

---

[5]) In der Nebeneinanderstellung der Erscheinung der beiden Seligen

ursprüngliche 7-Zahl auf eine orphische Vorlage weisen soll; Dieterich hat nirgends gerade 7 Hauptsünden in griechischer Moral nachgewiesen, und die 7 ist doch wohl sonst auch die heilige Zahl der Hebräer.

Was vollends die — am Anfang vorgetragene, am Schlusse jedoch als sehr fraglich hingestellte — Theorie über den Zusammenhang der Apokalypse mit dem Evangelium anlangt, so scheint mir diese rein aus der Luft gegriffen zu sein und aller kanonsgeschichtlichen Entwickelung zu widersprechen. Die ersten litterarischen Produkte, welche die Christenheit teils aus der jüdischen Litteratur übernahm, teils selbst hervorbrachte, waren Apokalypsen. Die Gattung der Geschichtserzählungen (Evangelien) ist erst die spätere. In die Evangelien arbeitete man wohl Apokalyptisches hinein, nicht aus Evangelien Apokalypsen heraus. Man braucht nur die ganze Leidensgeschichte der apokalyptischen Litteratur zu kennen, um einzusehen, wie verkehrt die Behauptung ist, aus dem Petrus-Evangelium sei erst das apokalyptische Stück herausgelöst worden, um Christen mit ins Grab gegeben zu werden — haben wir dafür im zweiten Jahrhundert überhaupt Zeugnisse? — und dann sei daraus eine selbständige Apokalypse entstanden. Und wozu diese Behauptungen?

1) Das apokalyptische Fragment soll eine Situation voraussetzen, die nur dem irdischen Leben Jesu angehören kann. Im Gegenteil! Es bleibt nicht nur die Möglichkeit offen (Harnack, Petr.-Ev. S. 83, Anm. 1), sondern es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Offenbarung in die Zeit nach der Auferstehung fallend gedacht ist. Dieterich könnte von gnostischen Studien her wissen, wie beliebt es im zweiten Jahrhundert war, alle wichtigen Mitteilungen dem Verklärten in den Mund zu legen[6]).

2) Die Fragmente bei Clemens Alex., Methodius und Macarius sollen sich neben unserem Fragment nicht unterbringen lassen. Aber wer will denn sagen, wie diese Apokalypse disponiert war, welche nach dem Catal. Clarom. 270 Stichen umfaßte, während unser Fragment nach Harnacks Berechnung etwa 131 Stichen hat.

3) Dieterich deutet endlich an (S. 18), daß die in unserem Stück vorhandene Hadesvision dem Evangelium auch ursprünglich fremd sein müsse. Also wäre außer der letzten Apokalypsen-Redaktion in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts schon vorher eine Überarbeitung des apokalyptischen Stückes des Evangeliums anzunehmen — eine äußerst komplizierte Hypothese, bei welcher die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der beiden Akhmimer Fragmente wieder sehr zweifelhaft wird.

In der That erklärt sich der Befund in jenem Codex des Grabes von Akhmim viel einfacher in der von Harnack vorgeschlagenen Weise. Es sind zwei Fragmente eines Corpus Petrinum, entnommen einer verstümmelten Handschrift. Dabei ist es sehr möglich, daß zwischen dem erstmalig verstümmelten Exemplar und dem unsrigen noch ein Mittelglied einzuschieben

---

und des Landes der Seligen mit seinen Bewohnern kann ich keinen Widerspruch sehen.

[6]) Der Beweis aus dem II. Petrus-Briefe fällt weg, sobald man sich erinnert, daß in der Apokalypse ja von der Verklärung gar nicht (mehr) die Rede ist.

ist, woraus sich die angebliche Berechnung des Pergamentes für die allein beabsichtigten — weil allein vorhandenen — Stücke noch besser erklärt.

Schließlich seien noch Einzelheiten erwähnt:

Ein Versehen ist in den textkritischen Noten S. 6 zu Z. 55 f.: nach Gebhardts Facsimile ist an der ersten Stelle *πρὸς μοιχείαν*, an zweiter *τῆς μειχίας* zu lesen. Die Übersetzung ist mehrfach unglücklich. V. 4 muß man wissen, daß *καὶ προσθεὶς ὁ κύριος ἔφη* Wiedergabe des hebr. vajjosef l^edabber „und er sprach weiter" ist, um nicht zu übersetzen „und der Herr fügte hinzu und sprach". V. 28 ist *πεπυρώμενον σίδηρον κατὰ τῶν ὀφθαλμῶν* doch wohl nicht von „feurigem (flüssigem) Eisen über das Gesicht", sondern „glühendem (stabförmigem) Eisen in die Augen" zu verstehen. V. 32 übersetzt Harnack das *ὡς γυναῖκες ἀναστρεφόμενοι* entschieden besser. Was S. 10, Anm. 1, Z. 1 „nach mehr jüdischer Überlieferung" heißen soll, entgeht meinem Sprachgefühl. Falsch aus Harnack abgeschrieben ist die Angabe über den Codex Bobbiensis; was Harnack S. 68 anführt, ist nur seine — allerdings richtige — Konjektur; den Text von k giebt er S. 57. Was Dieterich über Clemens Alex. ecl. 41 auf S. 11, Anm. 1 sagt, ist durchaus nicht selbstverständlich. Auch Barn. 4, 4 f. wird nach einem mit *ὁ προφήτης* eingeführten Danielcitat ein zweites Danielwort mit *ὁμοίως περὶ τοῦ αὐτοῦ λέγει Δανιήλ* angereiht. Dagegen ist es für den Kenner der altchristlichen Litteratur fast sicher, daß *ὁ ἀπόστολος*, wo es allein steht, immer Paulus bezeichnet; der andersartigen Fälle giebt es äußerst wenige (gegen S. 12 Anm.). Sicherlich gehören die beiden Sätze dieses Stückes dem Clemens, nicht dem Petrus an. — Eine Mißdeutung der Gedanken des Irenäus ist es, wenn adv. haer. V, 19, 1 in dem virgo virginis advocata die heilige Jungfrau als Fürbitterin erblickt und diese dann der pythagoreisch-orphischen *πάρθενος ἁγνή* zur Seite gestellt wird (187). Daß die Zuweisung des Titels Duae uiae uel iudicium Petri an die sonst als apostolische Kirchenordnung citierte Schrift nur eine Vermutung Hilgenfelds ist, hätte Dietrich vielleicht wissen können (S. 191). Die auf S. 221 versuchte Ehrenrettung der Glaubwürdigkeit des Josephus inbezug auf seine griechisch-philosophisch gefärbte Darstellung der jüdischen Parteien wird wohl keinen großen Anklang finden. Ebenso ist es mir sehr zweifelhaft, ob die S. 223, Anm. 1 behauptete Einwirkung der christlichen Petrus-Apokalypse auf jüdische Litteratur sich wird direkt erweisen lassen. — Von Druckfehlern notiere ich S. 4, Z. 1 v. u. l. II. ep. Petr. I, 19. — S. 21, Z. 14 des Helios. — S. 108, Z. 8 v. u. Heimat. — S. 191, Anm. 2 Didache st. Hermas. — S. 206, Anm. 1, Z. 9 v. u. als Strafe.

Zum Schlusse wollen wir nochmals nachdrücklich hervorheben, daß — so vielfach wir auch den Ansichten des Verfassers haben widersprechen müssen — wir dennoch ihm für seine äußerst fleißige, von einer großen Kombinationsgabe zeugenden Arbeit vielen Dank schulden. Es wird jeden interessieren, diesen schön dargestellten Entwickelungen zu folgen. Möge der Verfasser die Besonnenheit und Vorsicht, welche er an vielen Stellen in recht beherzigenswerter Weise kundthut, auch selbst immer mehr zum Leitstern sich erwählen und dadurch die in der Schulmethode liegenden Versuchungen überwinden, so werden seine weiteren Arbeiten uns hoch willkommen sein. v. Dobschütz.

* * *

Karl Biedermann, Geschichte des deutschen Einheitsgedankens. Ein Abriß deutscher Verfassungsgeschichte von der Urzeit bis zur Errichtung des neuen Deutschen Kaisertums. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1894. (VI u. 68 S.)

Die kleine Schrift von 68 Seiten, die hier der Nestor unserer Historiker vorlegt, will nicht neue wissenschaftliche Resultate bieten. Sie ist vielmehr ein kurz und prägnant geschriebener Abriß der gesamten deutschen Verfassungsgeschichte von dem Staudpunkt des Kampfes aus, den der Einheitsgedanke mit dem Partikularismus, der nationale mit dem Sondergeist zu führen hatte. Das in edlem nationalem Geist und mit kräftigem historischen Sinn geschriebene Büchlein wird in erster Linie im Schulunterricht gute Dienste leisten können, und für diesen möchte ich es besonders empfehlen. Aber auch im Publikum wird sich dieser über den wesentlichen Gang der Entwickelung in Kürze orientierende und von einem so genauen Kenner geschriebene Abriß bei dem geringen Preise viele Freunde erwerben.

Georg Steinhausen.

* * *

Ernst Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte. 2. Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot 1894. (XI u. 624 S.)

Das Buch hat sich seinen Platz bereits erobert: das zeigt die Notwendigkeit der zweiten Auflage. Unzweifelhaft war auch der Gedanke, eine enzyklopädische Orientierung über Begriff und Wesen, über Methode und Technik der Geschichtswissenschaft zu versuchen nnd dadurch einerseits der allgemeinen Unsicherheit in Bezug auf historische Grundbegriffe und Grundfragen abzuhelfen, andererseits für die widerstrebenden Meinungen eine Grundlinie der Verständigung zu finden, ein durchaus glücklicher. Seinen Erfolg verdankt das Buch aber meines Erachtens vor allen Dingen der Art, wie sich B. seiner Aufgabe entledigte. Er nimmt nicht einen nur schematischen und lediglich referierenden Standpunkt ein, sondern er faßt die Aufgabe höher und sucht selbst überall eine Lösung der Fragen zu geben. Das Buch ist in seinen theoretischen Teilen notwendig eine Auseinandersetzung mit den Vertretern der verschiedenen Meinungen, die freilich die B.sche Auffassung nicht immer ohne weiteres acceptieren werden. Weiter ist an dem Buch besonders anerkennenswert, daß B.s Auffassung der Geschichtswissenschaft keine beschränkte und verknöcherte, sondern eine umfassende und weitherzige ist, die den zahlreichen Forderungen, die in neuerer Zeit erhoben sind, unbefangen und gerecht gegenüber tritt. Das zeigt sich z. B. in den Auslassungen über die Kulturgeschichte, auf die ich noch kurz zurückkomme.

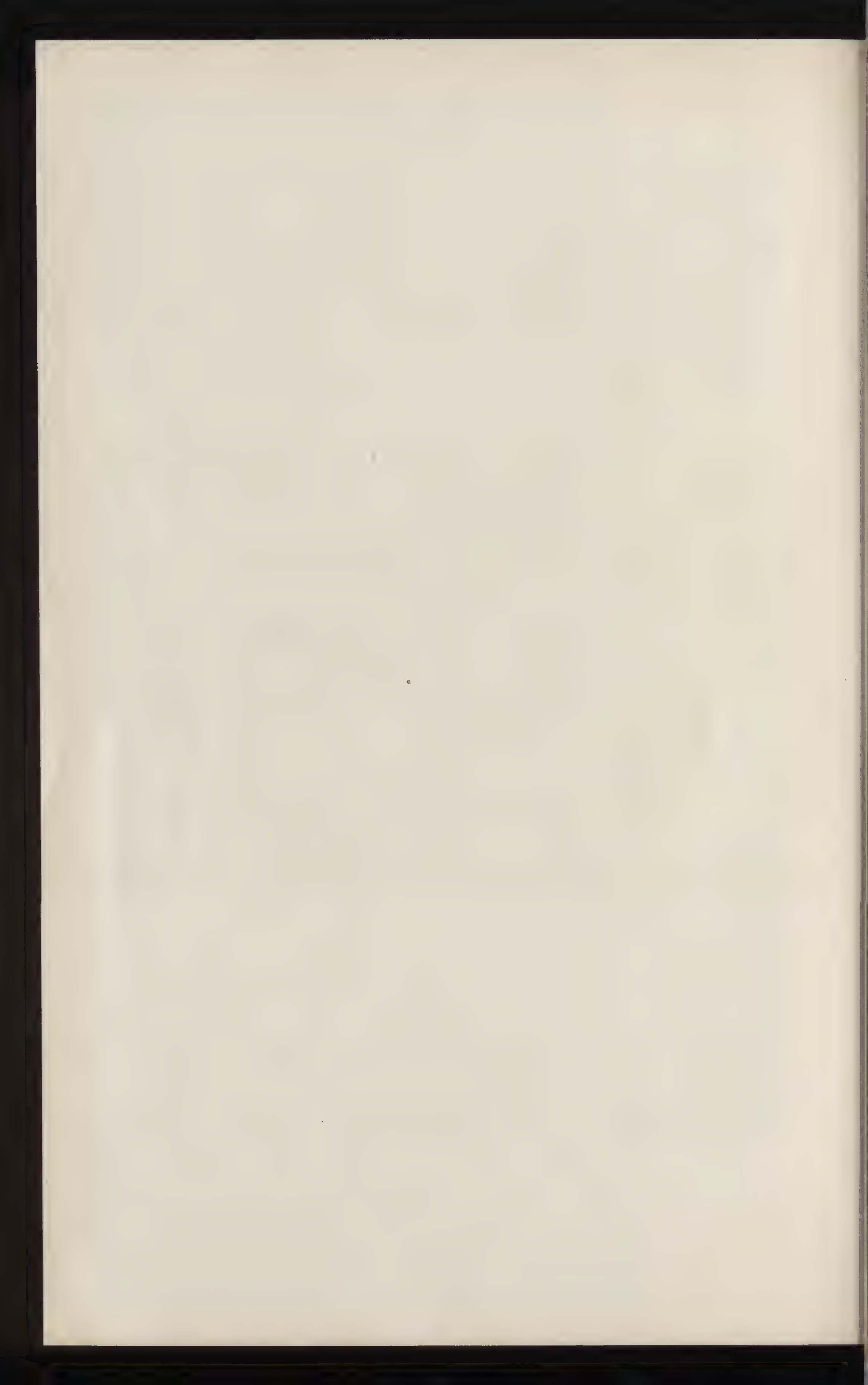
Die vorliegende zweite Auflage bezeichnet sich mit Recht als völlig durchgearbeitet und vermehrt. Der Umfang des Buches ist viel stärker geworden, ganz abgesehen von den hinzugekommenen Registern, die allerdings

nötig waren, von denen aber das Sachregister doch noch ausführlicher sein könnte. Natürlich hat auch die seit der ersten Auflage erschienene Litteratur Berücksichtigung gefunden. So z. B. der 2. Teil von Lorenz' „Geschichtswissenschaft". Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß mir B. dem Rümelin-Lorenzschen Gedanken der Generation doch zu unfreundlich gegenüber zu stehen scheint. Lorenz' Ausführung im Einzelnen ist mir durchaus nicht völlig überzeugend und einleuchtend, aber der Grundgedanke hat unzweifelhaft große Berechtigung. Gerade für die Kulturgeschichte, der Lorenz so wenig Vertrauen schenkt, wird derselbe fruchtbar sein können. Das betont schon Rümelin: „Nicht gewaltsame Umwälzungen und vulkanische Ausbrüche gestalten das Leben der Menschheit in periodischen Anläufen um, sondern die kleinen Differenzen in den Sitten und Anschauungen der Väter und der Söhne steigern sich zu den Masseneffekten, deren Inhalt und Reihenfolge wir die Kulturgeschichte der Menschheit nennen". Ich möchte hier auf eine merkwürdige Stelle aus der „Ethographia mundi", lustige, artige 2c. Beschreibung der heutigen Neuen Welt von Johann Olorinus (Sommer). 2. Aufl., Magdeburg 1614. Vorrede aufmerksam machen, die dafür spricht, daß man die Änderung der Menschen in Zeiträumen, die etwa einer Generationsdauer entsprechen, auch schon früher bemerkt hat. Die Stelle lautet: „Aber wenn man es beym Licht ansehen vnd die warheyt bekennen wil, so ist fast alle Funfftzig Jahre eine newe Welt, nicht allein was die Menschen an sich selbst, sondern auch was ihre qualitet belanget, und scheinet gleich fatalis Germaniae periodus zu sein; ja es solte wol dieser periodus so lange nicht wehren, sondern in die enge gezogen werden, wie wir dessen alle, so da etwa kaum das 40. Jahr erreichet haben, werden zeugniß geben müssen". —

Ich kann hier nicht alle Stellen des B.schen Buches berühren, zu denen ich etwas zu sagen hätte: ich begnüge mich mit denjenigen, die die Kulturgeschichte betreffen. Ich freue mich, daß er anerkennt, daß politische und Kulturgeschichte „gleichberechtigte Zweige unserer Wissenschaft" sind, ich stimme seiner Klage über die häufige dilettantische Betreibung der Kulturgeschichte bei und sehe, wie er, es als verheißungsvoll an, daß neuerdings man sich der Kulturgeschichte ernster und wissenschaftlicher annimmt. Weiter bin ich mit folgendem Satze völlig einverstanden: „Die Kulturgeschichte ist von der politischen grundsätzlich nicht irgend verschieden, aber doch an Thema und vorwiegenden Gesichtspunkten so abweichend, daß sie *besondere Behandlungsart* und *Vorkenntnisse* zu ihrem Studium erfordert." Wenn B. das ausspricht, so muß ich aber von seinem Lehrbuch verlangen, daß es über diese „besondere Behandlungsart" sich doch etwas ausführlicher verbreitet. Auch mit seiner Begrenzung der Kulturgeschichte bin ich nicht ganz einverstanden. Wenn er z. B. S. 505 gegen Paul, der mit Recht dafür die Kulturgeschichte als Ressort bezeichnet, die Erforschung und Entwickelung der „sozialpsychischen Bedingungen" der „Völkerpsychologie" zuweist, so weiß ich nicht, was dann Kulturgeschichte ist. Gerade die Erschließung „der Gedanken- und Empfindungswelt der vergangenen Generationen" halte ich für eine der allerwichtigsten kulturhistorischen Aufgaben, an der ich selbst mitarbeite. Man muß nicht gleich jeder modernen an sich trefflichen Bestrebung die weitgehendste Bedeutung beilegen. Völker-

psychologie und Volkskunde, soweit sie historisch erfaßt werden, sind Disziplinen der Kulturgeschichte, ohne Zweifel. Eines hat mich an dem Buch noch besonders gefreut, das ist die wiederholte Betonung, daß sich Geschichte nicht ohne die genaueste Kenntnis der äußeren Lebensverhältnisse der Vergangenheit und der inneren Strömungen und Zustände des Zeitgeistes schreiben lasse. Das richtet sich lediglich gegen die politischen Historiker, auch ganz bekannte, die „wunderbare Charakteristiken" u. s. w. von vergangenen Personen entwerfen und oft wenig Ahnung davon haben, wie die Menschen damals überhaupt waren. Jene äußeren Lebensverhältnisse aber und der Zustand des inneren Lebens in den einzelnen Generationen: das ist eben das Hauptobjekt der Kulturgeschichte. Georg Steinhausen.





Aus den Tagen der Königin Elisabeth von England.

(John Dee. Albrecht Laski. Giordano Bruno. Shakespeare.)

Von J. Caro.

Im Verlauf der hier folgenden Mitteilungen über ein neues den Magier John Dee behandelndes Buch[1]) wird es sich zeigen, daß nicht das Interesse an der occultistischen Litteratur dem Verfasser die Feder in die Hand gab. Gegen den Namen lehnt mein Sprachgefühl, gegen die Sache meine Lebensanschauung sich auf. Wenn auch zuzugeben ist, daß der Geschichtsforscher zuweilen mit den Irrgängen menschlicher Vernunft als wirksamen Thatsachen zu rechnen hat, wird man sich dennoch weigern dürfen, anzuerkennen, daß die Schwelgereien krankhafter oder zuchtloser Einbildungskraft — um nur das unschuldigste Motiv zu berühren — in die Gegenstände und Kategorieen der Kulturgeschichte einzureihen sind. Bei noch so weiter und mißhandelnder Ausdehnung des Begriffes Kulturgeschichte, durch welche bekanntlich ein unerschöpflicher Anekdotenkram eine anständige Bezeichnung sich anmaßt, werden die Hervorbringungen verdunkelter Denkkraft doch nur in sehr weitläufiger Vermittelung mit unterschlüpfen können; und dann doch auch nur mit der Bedeutung

[1]) John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts. Kulturgeschichtliche Studie von Karl Kiesewetter. Mit dem Protokoll der ältesten bekannten spiritistischen Sitzung vom 28. Mai 1583 und den noch nicht veröffentlichten Porträts von Dr. John Dee und Edward Kelley. Leipzig 1893.

des Schattens, der für das Licht, der Krankheit, die für den normalen Stand, des Wahns, der für die Vernunft zeugt. Der Marktschreierei gehört es an, wenn neuerdings einige Occultisten sich den Anschein geben, Thatsachen der Geschichte mittels ihrer jüngsten Kunst erläutern zu wollen, während ihnen doch nur daran liegt, der Machtlosigkeit ihrer Überzeugungsfähigkeit durch aus der Ferne hergeholte Zeugenschaften abzuhelfen.

Unstreitig verdiente wohl John Dee eine eingehende Studie, und gründlich durchgeführt, würde sie auch nicht eine blos „kulturgeschichtliche" bleiben können. Denn wie es auch immer damit bestellt sein mag, worauf große Forscher unabhängig voneinander übereinstimmend gelangt sind, mit der Meinung nämlich, daß John Dee einen umfassenden und bestimmenden Einfluß auf die auswärtige Politik der Königin Elisabeth ausgeübt habe, mag das auch einstweilen noch nicht mit unablehnbaren Beweismitteln erhärtet werden können, so kann doch angesichts der urkundlichen Beweise und Briefe und autobiographischen Aufzeichnungen nicht in Abrede gestellt werden, daß John Dee sich in die polnische Königswahl nach dem Tode Stefan Batorys in höchst bemerklicher Weise eingemischt hat und auch späterhin am Kaiserhofe Rudolfs II nicht blos den harmlosen Adepten und Goldmacher hat spielen wollen. Und von dieser Rolle Dees in der osteuropäischen Politik haben die Lilly, die Robert Hooke und Adam Clarke noch nicht einmal Notiz genommen, als sie John Dee wesentlich zu einem geheimen politischen Agenten der Königin Elisabeth stempelten. Lilly, der durch seinen Betrieb der Astrologie das Interesse für die Persönlichkeit Dees aufnahm, kam am Ende zu der Überzeugung, daß die Geisterbeschwörungen und alchymistischen Kunststückchen nur Maske wären, unter der sich „im Ernst" der gut bezahlte „intelligencer" der Königin Elisabeth verbarg. Bei Robert Hooke und nach ihm bei Adam Clarke war die Meinung, daß „die sechs Bücher Geheimkram", die Elias Ashmole aus John Dees Papieren ausgeschrieben hat, und die in der Sloane Library aufbewahrt würden, eine kryptographisch ausgedrückte Sammlung von Staatskorrespondenzen zwischen Elisabeth, ihren Ministern und auswärtigen Mächten enthalte, so felsenfest, daß sie sich mit Eifer auf die Suche nach dem Schlüssel dieser eigentümlichen Chiffrierung begaben, und während Hooke ihn in dem von John Dee mit besonderer Andacht citierten Buche Henoch finden zu können meinte, war Clarke der Ansicht, daß eine genaue Vergleichung mit dem Texte der Apokalypse dazu führen müsse.

Alexander Kraushar, von dem wir gleich zu reden haben werden, glaubte zwar all diesen Vermutungen den Boden entrücken zu können, indem er mit etwas billiger Überlegenheit ausführt, daß Dees Tagebuch, von dem wir auch bald sprechen müssen, einige Jahre vor der Reise nach Polen (1583) anhebe und mit dem Jahre 1607, lange nach der Rückkehr des Wundermanns nach England, schließe, also mit einem Zeitpunkte, in welchem Elisabeth längst aus den Lebenden geschieden war. Allein was ist das für ein Gegenbeweis? Jene älteren Dee-Forscher haben wohl schwerlich im Sinn gehabt, daß Elisabeth ihre Beziehungen zu Polen wichtig genug gehalten habe, um sie in geheimnisvoller Form und durch einen verkappten Agenten pflegen zu lassen. Sie dürften überhaupt wohl kaum den Zeitraum im Auge gehabt haben, der durch das Tagebuch umfaßt wird. Aber hat denn John Dee nicht sehr auffällige Reisen schon vordem gemacht? Und waren diese Reisen nicht nach Ländern gerichtet, welche für die Politik Elisabeths eine unmittelbarere Bedeutung hatten als Polen? In der Zeit, da John Dee notorisch im Zenith der Hofgunst stand, unternimmt er eine Reise nach Ofen (1563), als eben der neu gewählte römische König Maximilian II, damals selbst seiner näheren Umgebung noch ein Rätsel, seine ersten Schritte vorbereitete. Bald danach sieht man den Gelehrten in den Niederlanden und in Antwerpen, wo eben der Sturz Granvellas und die Verbindung des revolutionären Adels die Gemüter bewegten. Einige Jahre später reiste Dee nicht in der Gelehrtenschaube, sondern als Kavalier verkleidet, mit zwei Bedienten und ausgerüstet mit Empfehlungsschreiben an alle englische Geschäftsträger, und als er in Lothringen erkrankte, beeilt sich die Königin, ihm nicht blos zwei Hofärzte, sondern auch den Hofherrn Ph. Sidney zuzuschicken. Einmal (1578) sehen wir den Alchymisten im Spätherbst bis nach Frankfurt a. O. reisen, der Angabe nach, um für die an der Grippe erkrankte Königin einen Arzt zu holen[2]). Ist diese Thatsache nicht verwunderlich? Gab es nicht in größerer Nähe berühmte Ärzte — auch wohl protestantische? — Stand der Mann einmal in dem Rufe, mehr zu wissen, als andere Sterbliche und aus ungewöhnlichen Quellen, warum sollte er nicht in den Dienst der Staatsinteressen gezogen worden sein? Es gab wohl kaum ein Zeitalter, in welchem die Spionage, die Intrigue, die schleichende Horcherei so hoch im Preise stand, als in der

[2]) **Veranlaßt haben die Reise Leicester u. Walsingham (Halliwell p. 5). Viel später, am 4. Januar 1594, besuchte ihn Michael Peiser, der Leibarzt des Markgrafen von Brandenburg.**

Epoche des Ringens zwischen Elisabeth und den von Philipp II vertretenen und geführten katholischen Mächten. Die Glücksritter und Abenteurer machten damals an kleinen und größeren Höfen, in kleinen und großen Beziehungen vortreffliche Geschäfte. Um in demselben Kreise zu bleiben, darf man wohl an David Riccio, den für Maria Stuart verhängnisvollen Hauskapellen-Sänger, und den italienischen Wechsler Roberto Ridolfi, der den Herzog Thomas von Norfolk aufs Schaffot brachte, erinnern. Und wenn Nikolaus Grudius, ein Mitglied der spanischen Hofkanzlei, mit den geheimsten Schlichen und Plänen der spanischen und niederländischen Reaktionspartei vertraut, plötzlich am englischen Hofe erscheint, um Elisabeth — aber nur ihr — die Herstellung des Steines der Weisen anzuvertrauen, so kennzeichnet das eine damals übliche Verbindung von Politik und Aberglauben, welche die Rolle John Dees, wenn auch nicht vollends erläutert, so doch begreifen läßt. Beiläufig ist zu sagen, daß Elisabeth ihre weibliche Neugier zu bewältigen wußte und den naiven spanischen Hofsekretär mit seinem alchymistischen Geheimnis auf Verhandlungen mit John Dee verwies.

Es mag dahin gestellt sein, ob man so weit gehen darf, mit Kiesewetter zu behaupten, daß John Dee durch seine beiden Schriften, deren Titel unten in der Note [3]) angeführt werden, der intellektuelle Urheber der englischen Eroberungszüge nach dem transoceanischen Festlande geworden sei. Darüber würde denn doch wohl erst Aufschluß gewonnen werden, wenn jemand sich der Mühe unterzöge, die angeblich „in der Cottonschen Bibliothek zu Oxford" befindlichen Schriften wirklich zu lesen. Bisher haben die Biographen, einschließlich Kiesewetter, doch nur so viel darüber mitzuteilen gewußt, als aus dem Titel abgenommen werden kann. Alsdann erst könnten wir auch beurteilen, ob Burleigh wirklich gegenüber einer so unermeßlich großen Idee wie die Durchbrechung der spanisch-katholischen Weltsuprematie, die sonst doch dem Gedankenkreise der Politik Elisabeths sich sehr passend einfügte, sich ablehnend verhalten und den Verfasser mit einer bloßen Zensur über geleisteten Fleiß abgelohnt hätte. — Ebenso dürfte es sich wohl mit der „gegenwärtig im Ashmole-

[3]) 1. Her Majesties title Royal to many foraigne countryes, kingdoms and provinces, by good testimony and sufficient proofe recorded, and in twelve volume skinns of parchment fair written for her Majesties use and her Majesties comendement (1578). 2. Tabula geographica Americae. Africae et regionum intra Polum arcticum sitarum per Johannem Dee. 1580.

museum" befindlichen Schrift über die Kalenderreform verhalten, die wohl auch seit ihrer Prüfung durch die Hofmathematiker im Jahre 1583 kaum wieder das Glück gehabt hat, gelesen worden zu sein. Wenn wir auch in diesem Falle von einer Ablehnung Burleighs unter der sehr verständlichen Bemerkung, daß der Vorschlag einen papistischen Beigeschmack habe, vernehmen, so möchte wohl der Schluß nicht unberechtigt sein, daß, wenn der Schlüssel zu den Geheimschriften Dees gefunden werden sollte, jedenfalls die Politik Burleighs keine wesentliche Erläuterung erfahren würde.

Die Beziehungen zu Franz Walsingham, der allerdings ganz der Mann dazu war, allerlei wunderliche Leute zu gebrauchen, der bekanntlich in London hörte, was in Rom ins Ohr geflüstert wurde, der für alles Neue, Außerordentliche, Ungewöhnliche voll empfänglichen Eifers war[4]) und über ganz Europa ein Netz geheimer Gegenwirkungen gegen die Verschlagenheit der Jesuiten ausgebreitet hatte, trugen sichtlich einen intimeren Charakter. Oft besucht er den Magier in seinem Laboratorium, er begleitet die Königin bei ihren Besuchen, er steht bis an sein Ende mit Dee in Korrespondenz, er hält vom 22. bis 28. November 1577 in Windsor mit der Königin und dem Gelehrten geheime Konferenzen ab, er teilt Dees Ansichten über die englischen Rechtsansprüche auf Groenland, Friesland und Esthland (wobei allerdings anzumerken, daß unter allen drei Namen nicht die Länder zu verstehen sind, die heute dieselben tragen, sondern Teile des nördlichen Amerika[5]), er überlegt und betreibt mit ihm die Expeditionen, die von John Davis und Gilbert, die mit Dee im persönlichen Verkehr standen, unternommen wurden. Hier hätten wir in der That eine greifbare und bestimmte Mitwirkung John Dees bei den politischen Handlungen des Kabinets[6]). Aber das was Dee über seinen Verkehr mit der Königin selbst anmerkt, läßt wohl erkennen, daß sie ihm wohlwollte, daß sie ihm vertraute, aber nirgends, wo sie seine eigentliche Hilfe in Anspruch genommen hat. Sie würde gewiß nicht jeden Beliebigen nach dem Befinden des „Monsieur" (des Herzogs Franz von Anjou, des Bewerbers um ihre Hand) oder nach den Gesinnungen des „Mr. Rawly" (Walter

[4]) Vgl. Ranke, Werke XIV, p. 331.

[5]) Peschel, Gesch. d. Erdkunde, p. 271. Es kann sich auch in jenen Konferenzen nur um die sogenannten Frobisherschen Nordwesterze, die der schwindelhafte Alchymist Agnello für Gold ausgab, gehandelt haben.

[6]) Nach einer Note bei Halliwell p. 4 soll Ashmole feststellen, daß Walsingham Dees ganz besonderer Beschützer war.

Raleigh) befragt haben, wie sie, ein inneres Interesse vertraulich verratend, John Dee gegenüber that. Namentlich ist auch nicht zu übersehen, daß Dee von Polen und Böhmen aus der Königin wiederholentlich schreibt, wie er in seinem Tagebuche anmerkt. Aber zu einer faßbaren Unterlage für das Verständnis seiner Stellung zu politischen Angelegenheiten reichen doch auch diese autobiographischen Andeutungen nicht aus.

Solange nicht jemand den Mut hat, die gesamten in verschiedenen Bibliotheken Englands vorhandenen oder vorhanden sein sollenden Schriften Dees — es sind 8 gedruckte und 50 ungedruckte Bücher — mit Verständnis und kritischem Urteil zu lesen, solange dürfte nicht darauf zu rechnen sein, daß sein Verhältnis zur Wissenschaft und sein Verhältnis zu den politischen Zeitfragen irgendwie dem Nebel eines in infinitum betriebenen Plagiats der oberflächlichen durch Dr. Thomas Smith 1757 zusammengetragenen Notizen entrückt und klar dargelegt werden könne. Eine „kulturgeschichtliche Studie" hätte das eine — eine „politische" das andere Verhältnis, und eine gründliche Studie beide untersuchen müssen. Was ist's, fragen wir, um nur Einiges anzuführen, mit seiner Schrift über „Namen, Befugnis und Macht des Kaisers"? Was ist mit seiner „Darlegung der Ursachen von Ebbe und Flut" oder „über die Abstände der Weltkörper vom Erdzentrum", oder über „die nördliche Durchfahrt nach China" — und mit den übrigen geographischen Abhandlungen — was ist's mit seinen physikalischen Arbeiten, mit den „sechs Büchern über Brennspiegel" oder mit „der Lehre von der Perspektive in der Malerei" — über „Strahlenbrechung" u. s. w. u. s. w. Sind das nicht Fragen vom höchsten Interesse? Und doch sprechen die Biographen nicht einmal von den Titeln dieser Schriften, die, wie sie auch die einschläglichen Fragen beantworten mögen, doch eine überaus scharfe Kennzeichnung für den Stand der Wissenschaft in England vor Franz Bacon ergeben würden[7]). Ob nun jene älteren englischen Forscher, welche in Dees occultistischen Büchern Krypto-Politik zu finden meinten, weil sie die große Summe rechtschaffener Gelehrsamkeit mit der Unsumme von Wahn und Thorheit sonst nicht in Einklang zu bringen wußten, ob jene Lilly, Hooke und Clarke diese Schriften zur Unterlage ihrer vortrefflichen Meinung über Dees gesündere Epoche gehabt haben, ist schon ziemlich zweifelhaft. Ja, uns will es bedünken, daß auch

[7]) Vom 11. August 1582 verzeichnet Dee in seinem Tagebuch: Mr. Bacon and Mr. Philipps of the court cam.

Leibniz' günstiges Urteil [8]), das freilich eher die Moralität als die Wissenschaftlichkeit John Dees betrifft, mehr auf allgemeiner Sympathie als auf Eindringen in die gelehrten Arbeiten beruht. Kann sein, daß Leibniz außer dem von Meric Casaubonus herausgegebenen Tagebuch noch die Euclid-Studien und Einiges von den astronomischen Publikationen kannte, aber die oben angeführten und angedeuteten Bücher hat er jedenfalls nicht gekannt. Und noch bestimmter darf das von dem Theologen Thomas Smith [9]) angenommen werden, der für die gesamte Dee-Forschung verhängnisvoll geworden ist. Smith hatte zwei Hauptquellen vor sich: erstens die Denkschrift, welche Dee 1592 der von ihm selbst erbetenen Kommission, die im Auftrage der Königin Elisabeth über seinen Aberglauben aburteilen sollte, vorgelegt hat, und zweitens das von Casaubonus edierte Tagebuch. Mehr als eine Reihe äußerer Lebenszüge, den Umriß äußerer Verhältnisse hat Smith daraus nicht gewonnen. Die leiernde Lobsingerei und der Syrupstil, in dem sie vorgetragen werden, hat die Substanz des Gelehrten ganz verschwinden lassen, sodaß schließlich nur der Geisterseher übrig blieb. Diese Version ist aber in der Litteratur stehend geworden. In englischen Sammelwerken, in Litteraturgeschichten und selbst in Disraelis prunkvoller Charakterzeichnung ist fast überall ohne Stoffvermehrung Smith ausgeschrieben und seine andachtsvolle Enkomiastik nachgebetet, und wenn auch Adelung die letztere mindestens nicht sowohl abstreifte als vielmehr auf den Kopf stellte und aus dem „Krystallgucker John Dee" ein Kapitel in seiner „Geschichte der menschlichen Narrheit" [10]) machte, so kam er doch über das Material Smiths nicht hinaus. Daß man sich für Dee noch aus anderen als krystallomantischen Gründen interessieren könnte, ist auch ihm nicht beigekommen.

Einen kleinen Schritt über Smith hinaus führte allerdings die von James Orchard Halliwell veröffentlichte Sammlung von autobiographischen Notizen, die auf Buchrändern und Zeitschriften in der Bibliothek des Ashmole-Museums von W. H. Black aufgefunden wurden. Aber auch sie gewähren nur eine Bereicherung der äußeren Beziehungen, die wissenschaftlichen Arbeiten blieben unberührt. Neuerdings aber ist John Dee — man wundert sich, daß es nicht schon früher geschehen —

[8]) Leibniz an Boineburg in Gruber: Commercii epistolici Leibn. prodromus. Hannover 1745. II, 1365.

[9]) Vitae quorundam eruditissimorum et illustrissimorum virorum. London 1707.

[10]) Leipzig 1787.

den Occultisten, spezieller den „kritischen Spiritisten", in die Hände gefallen, noch spezieller dem Herrn Kiesewetter, dem Verfasser des heiter berühmten Buches: „Faust in der Geschichte und Tradition" [11]) und der noch berühmteren „Kaisernativitäten" [12]).

Bei spiritistischen Büchern — kritischen wie unkritischen — darf es doch wohl schon wunderlich zugehen, und wir finden es daher natürlich, daß auch das neue Buch Kiesewetters von einigen Ungewöhnlichkeiten begleitet ist. Ich habe den Schmerz, dem Verfasser schon auf dem inneren Titel seines Buches — auf dem äußeren ist es weggefallen — einen Irrtum bezüglich der Meinung, daß „die Porträts von Dr. John Dee und Eduard Kelley noch nicht veröffentlicht sind", nachweisen zu müssen. Vor mir liegen die beiden Porträts, schön und korrekt gezeichnet und gestochen von M. E. Andriolli aus dem Jahre 1888 und dazu sogar eine Zeichnung des „heiligen Tisches" (mensa foederis), der S. 23 ganz richtig von K. beschrieben wird. K. „verdankt die Porträts der Güte des Herrn Dr. Carl Freiherr du Prel. Das Original stammt aus der Bibliothek des Grafen d'Ourches und später des Barons von Güldenstubbe". So wie der Satz dasteht, könnte man meinen, daß die Skala von Grafen, Baronen und Freiherren sich nur auf die Bilder bezieht. Der Singular „das Original" zeigt aber an, daß lediglich das von Meric Casaubonus herausgegebene Tagebuch gemeint ist, auf dessen Vorderblatt sich neben den Bildern von Muhamed, Apollonius von Tyana, Roger Bacon, Paracelsus auch die von John Dee und Eduard Kelley befinden. Eben diese waren aber auch die Vorlage für den Stecher von 1888.

Durch einige alchymistische Schriften ist Kiesewetter auf eine Notiz in Creilings „Edelgeborene Jungfrau Alchymia" geführt worden, nach welcher Meric Casaubonus, der Sohn des großen Altertumsforschers, behufs Nachweisung der Existenz der Geister das Tagebuch John Dees unter dem in der Note stehenden Titel [13]) zu London

[11]) Faust in der Geschichte und Tradition mit Berücksichtigung des mittelalterl. Zauberwesens. Als Anhang die Wagnersage und das Wagnerbuch von Karl Kiesewetter, Leipzig. Vgl. die Anzeige dieses Buches in der Beilage der „Allg. Ztg." (München). Jahrg. 1893, Nr. 298.

[12]) In der Ztschr. „Sphinx".

[13]) A true and faithful relation ot what passed for many yeers between Dr. John Dee, a matematician of great fame in Q. Eliz. and king James their reignes and some spirits: tending (had it succeedet) to a general alteration of most states and kingdoms in the world; his private conferences with Rodolphe Emperor of Germany, Stephen king of Poland

1659 in Druck hat erscheinen lassen. Sofort ahnte K., daß das Buch „für die Kulturgeschichte von größtem Interesse" sei, er sieht bei Brunet nach, er liest, wie selten das Buch ist; er „forscht jahrelang und zwar selbst in den berühmtesten Bibliotheken" nach dem Buche — vergeblich, bis er endlich „durch Zufall im Herbst 1889 zu dem Buche und zu dem von 1555 bis 1602 reichenden Privatdiarium Dees (d. i. doch nur Halliwells Publikation) kam, welche Schriften ihn zu der ganzen sofort folgenden (?) bis dahin verschollenen Dee-Litteratur hinführten". Daraus entstand nun Kiesewetters Buch, das neben anderen Verdiensten noch das eines „nicht unwichtigen Beitrags zur Geschichte des occulten Phänomenalismus" hat und namentlich als „drastische Warnungstafel vor dem unkritischen Glauben an den Inhalt der auf mediumistischen (!) Wege erhaltenen intelligenten Mitteilungen dienen kann".

Sehr merkwürdig ist es nur, daß Kiesewetter bei seiner Forschungsreise durch die berühmtesten Bibliotheken nicht seinem Doppelgänger begegnet ist. Denn im Jahre 1888 hat der schon oben erwähnte Alex. Kraushar ein Buch erscheinen lassen [14]), in welchem er erzählte, wie er freilich nicht durch occultistische Scharteken, sondern durch Brunet, Ebert, Ersch und Gruber, Beckenhout, Halliwell und besonders auch durch die „Amenities of literature", durch Adelung, Ch. Mackay von der Existenz und von der großen Seltenheit der Casaubonschen Ausgabe Kunde erhalten, lange vergeblich danach gesucht, bis er durch Zufall sie in einer Sammlung entdeckte, die ein paar Häuser von seiner Wohnung entfernt sich befand, nämlich in der Bibliothek des Zamojskischen Ordinats in Warschau, wo sie freilich nicht ganz hingehörig in die Abteilung der polnischen Geschichte eingereiht war. —

and divers other princes about it; the particulars of his cause; by the Popes intervention, his banishment and restoration in part, as also the lettres of sundry great men and princes (some where of were present at some of these conferences and apparitions of spirits) to the said Dr. Dee. Our of the original copy, written with Dr. Dees own hand: kept in the library of Sr. Th. Cotton, k. baronet, with a preface confirming the reality (as to the point of spirits) of this relation and shewing the several good uses that a sober christian may make of All. by Meric Casaubon D. D. London, printed by D. Maxwell for T. Gartwait and sold at the libr. Northdoor of S. Pauls and by other stationes 1659. Über Meric Casaubonus vgl. Wood Antiquitates Oxonii, lib. II, p. 281 sqq., wo auch diese Publikation erwähnt ist.

[14]) Czary na dworze Batorego. Kartka z dziejów mistycysmu w XVI wieku jako przyczynek do charakterystyki Króla Stefana przez Alexandra Kraushara. Kraków 1888.

Das Herrn Kiesewetter „vorliegende Exemplar ist prachtvoll in golds gepreßtes (!) Kalbleder gebunden und wurde in England für 150 Mk. erstanden“, das Herrn Kraushar vorliegende „Exemplar ist ein prachtvoller in schwarzem Leder gebundener Foliant, den Graf Konstantin Zamojski 1861 erworben hat“. Herr Kraushar, der seinen Gegenstand entschieden wissenschaftlicher und ohne die Terminologie der Occultisten behandelt, giebt den Titel vollständiger, als Herr Kiesewetter. Aber beide gebrauchen inbezug auf Adelung den Ausdruck „tendentiös“, beide erzählen das Leben Dees wesentlich nach Thomas Smith; beide fügen aus Halliwells Publikation die Lebensnotizen mit ein, und Kiesewetter hat also nicht das Recht, zu behaupten, daß „sie bis jetzt noch von keinem Biographen benutzt worden seien“; beide geben weitläufige, fast wortgetreue und daher zum Teil übereinstimmende Auszüge aus dem Tagebuch; beide stimmen in der Auffassung überein, die „actions“ Dees als die „Protokolle spiritistischer Sitzungen“ und Eduard Kelley als „Medium“ anzusehen, wobei Kiesewetter noch die erläuternde Aufklärung giebt, daß er ein „Tranceredner“ offenbar gewesen wäre.

Trotz alledem muß ich aufs entschiedenste dem Gedanken entgegentreten, daß hier irgendwie ein Plagiat vorliege. Ich nehme nicht nur an, daß Herr Kiesewetter kein Polnisch versteht, sondern halte mich überzeugt, daß er von der Existenz des Krausharschen Buches vielleicht auch heute noch keine Kenntnis hat. Seine Auszüge aus dem Casaubonschen Buche sind reichhaltiger, umfänglicher; seine Tendenz ist eine vollkommen andere, als die Kraushars. Während der letztere nur oder wenigstens vornehmlich die Absicht zeigt, die vor dem Könige Stefan Batory gespielten Scenen in ihrem Ursprung und Verlauf darzulegen, wie sich auch das ganze Buch lediglich als ein Beitrag zum Leben Stefan Batorys und der nach seinem Tode erfolgten Königswahl und namentlich als ein Zusatz zu der von demselben Verfasser erschienenen Biographie Albrecht Laskis ausgiebt, hat der erstere, Herr Kiesewetter, für alle die Persönlichkeiten und Verhältnisse, welche von den Geisterscheinungen berührt werden, so wenig Interesse, daß er nicht einmal die vorkommenden Namen richtig schreibt. Ihm kommt es nur auf den „occulten Phänomenalismus“ und auf den „kritischen Glauben der mediumistischen, intelligenten Mitteilungen“ an. Unzweifelhaft steht Kraushar mehr auf dem Boden wissenschaftlicher Kritik und nur im Übermaß des Strebens nach „Objektivität“ trägt er der Philosophie Rechnung, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von denen sich die

Schulweisheit nichts träumen läßt. Jene formale Lehre der historischen Methode, die jedem übrigens gut beglaubigten Zeugnis sein Recht zukommen zu lassen vorschreibt, wird von ihm in Anbetracht der kontroversen Grenzen des Möglichen auch auf Gegenstände außerhalb der Peripherie des gesunden Menschenverstandes angewendet. Auch prahlt er nicht wie Herr Kiesewetter mit Prioritäten, die, wie man sieht, keine sind, auch maßt er sich nicht, wie Kiesewetter, an, die „ganze bis dahin verschollene Dee-Litteratur“ umfaßt zu haben, während doch nicht ein Punkt beigebracht wird, der nicht schon Adelung oder Halliwell, von anderen zu geschweigen, bekannt gewesen wäre. Alles, was Kiesewetter von „eigenhändigen Manuskripten Dees“ vorerzählt, ist doch nur plumpes Blendwerk oder vielleicht mediumistische Mitteilung, denn gesehen hat er doch wohl — er würde sonst mehr trommeln — auch nicht ein einziges Stück davon. Daß z. B. das „eigenhändige Manuskript Dees“ zu dem von Casaubonus herausgegebenen Tagebuch überhaupt noch vorhanden, dafür wäre der Beweis zu erwarten. Elias Ashmole hat es allerdings nach dem Katalog bei Halliwell (p. 87) noch gehabt, aber Kiesewetter nicht, denn sonst würde er auch die anderen älteren Tagebuch-Manuskripte zu Gesichte bekommen haben und würde die Behauptung, die auf dem Titel prangt, daß das Protokoll der spiritistischen Sitzung vom 28. Mai 1583 „das Protokoll der ältesten“ sei, nicht gewagt haben. Thatsächlich beginnen die Protokolle bereits mit dem 22. Dezember 1581 und füllen bis zum 23. Mai 1583 nicht weniger als sechs „libri Mysteriorum“. Aber Kiesewetter hat auch aus Halliwells Druckschrift, die nur überaus flüchtig benutzt ist, das nicht geschöpft, was daraus zu schöpfen war. In seiner Darstellung wird zwar an passenden und unpassenden Orten als Niederschlag einer wüsten Gelehrsamkeit ein ganzer Haufen von Citaten aus der alchymistischen Litteratur hingeworfen, aber was Dee betrifft, kommt er über Thomas Smith, Halliwell und Casaubonus nicht hinaus. Kraushar hat doch für die über die polnische Königswahl u. a. in dem Tagebuch vorkommenden Briefe das richtige Verständnis gezeigt und den Gegenstand durch einige Auszüge aus dem Breslauer Stadtarchiv dankenswert beleuchtet, und wenn er auch einmal Heinrich II von Frankreich mit Franz I (bei Adelung ebenso) und Maria die Katholische mit Maria Stuart verwechselt (p. 124), so hat er sich doch in der englischen Litteratur etwas umgesehen, um eine natürliche Basis für die historische Erscheinung des Alchymisten zu ergründen und sein Verhältnis zu gleichzeitigen hervorragenden Persönlichkeiten zu er-

mitteln. Jedenfalls ist Kraushars Buch instruktiver als das wort- und scheinreiche Buch Kiesewetters.

Faßt man nur die Persönlichkeit John Dees ins Auge, so wird sich sein Lebenslauf in zwei Hauptabteilungen, die wiederum in je zwei Unterabteilungen zerfallen, gliedern lassen. Der Hauptwendepunkt seines Lebens fällt in das Jahr 1581 etwa, in dem aus einem gesunden und namhaften Gelehrten ein wahnbethörter Krystallomantiker und sichtlich betrogener und wider Willen betrügender Spiritist wird. In der ersten Epoche steht der Mann für sich selbst da, auf der Energie seiner Begabung fußend, in Verbindung mit ausgezeichneten Männern wie Reiner Gemma, Gerhard Mercator, Peter Ramus, Hadrian Tournebeuf u. a.; in der zweiten Epoche sieht man ihn zur Beute geworden von Glücksrittern, Schwachköpfen und Gesellen, von denen Eduard Kelley, der den breitesten Raum in seinem Schicksal einnahm, unzweifelhaft ein ausgemachter Halunke war — trotz seiner Baronisierung durch Kaiser Rudolf II. Man begreift es, daß der Mann, der an den Universitäten Cambridge, Loewen und Paris mit großem Erfolg — in Paris faßte der Hörsaal bei den Vorlesungen über Euklid die Lernbegierigen nicht — gelehrt und von Eduard VI ein Jahrgeld und eine Pfründe erhalten hatte, der unter Maria der Katholischen unter dem wohl nicht ungegründeten Vorwurf, der Prinzessin Elisabeth Dienste geleistet zu haben, in Kerkerhaft und Lebensgefahr geraten war, von der Königin Elisabeth, die der freien Bewegung der wissenschaftlichen und künstlerischen Geister die Pforten geöffnet hat, in besondere Affektion genommen wurde, daß sie für seine Studien sich interessierte, daß sie seine Bibliothek, sein Laboratorium, seine Instrumentensammlung besuchte, besichtigte und mit ihrer gewohnten Herablassung und Freundlichkeit ihn auszeichnete, zumal seine Rechtschaffenheit und Treue ihm Vertrauen zu erweisen und ihn für verschwiegen zu haltende Sendungen zu gebrauchen gestatteten. — Man begreift es aber ebenso gut, daß sie ohne Widerstreben den Mann an die Weichsel und an die Moldau mit einem Abenteurer abziehen ließ, als er mit allerlei verdächtigen Laboranten sich umgab und spiritistische Geistermitteilungen von einem „Tranceredner“ sich aufbinden ließ, der notorisch einen sehr üblen Ruf in seinem früheren Aufenthaltsorte zurückgelassen hatte. Man versteht es sehr wohl, daß Elisabeth bei seiner nach siebenjähriger Vagabondage erfolgten Rückkehr kühl sich von dem ihr suspekt gewordenen Gelehrten zurückzog und ihn nach einer formellen Rechtfertigung seines wunderlichen Betreibens der Wissenschaft wieder-

zugeben versuchte, indem sie ihm ein Colleg in Manchester übertrug. Er war aber unrettbar seinem Wahn verfallen. Nach dem Tode Elisabeths kehrte er, da seine Pfründe ihm entzogen wurde, nach Mortlake in sein früheres Laboratorium zurück, und während ihm seine Geister goldene Zukunftsbilder und rosige Hoffnungen vorgaukelten, hatte er Mühe, die Anklage der Gemeinschaft mit dem Teufel von sich abzuschütteln. Er starb in Elend, Armut und Verkommenheit, der Mann, der in sein Tagebuch am 24. August 1588 unter brünstigen Dankgebeten zu Gott eingeschrieben hatte, daß „sein unvergleichlicher Freund Kelley ihm das göttliche Wasser (die Gold erzeugende Tinktur) in der dritten Stunde vor Mittag gezeigt habe“.

Für die Beurteilung der ganzen Bedeutung John Dees ist es verhängnisvoll, daß die Epoche, in welcher er sich durch solide Forschung und gelehrte Schriftstellerei Namen und Stellung erwarb, nur durch einige Notizen aus seinen Privataufzeichnungen erhellt wird, und daß es zu ihrer sicheren Beschreibung ausgedehnter Sammlungen und eingehender Untersuchung bedürfen würde. Dahingegen ist die Epoche, in welcher sein Geist von Nebeln des Wahns umflort und er selbst nur der Spielball unlauterster Spekulationen geworden war, durch die sorgfältige Aufzeichnung seiner „actions“ und durch die Verbreitung derselben mittels der Publikation des Casaubonus bis in die Einzelheiten hinein beleuchtet. Sein Verhältnis zu Elisabeth und die Gründe ihrer Zuneigung sind im dunkeln geblieben, seine Rolle bei Stefan Batory aber und bei Kaiser Rudolf sind nur zu klar zur Kenntnis gebracht. Dadurch ist aber bisher mindestens in den Augen der Nachwelt meines Erachtens das Gesamtbild sehr wesentlich verschoben, denn der Gelehrte und, wie es scheint, verdienstvolle Gelehrte trat in den Hintergrund, während alle Bedeutung sich auf den Geisterseher häufte. Diese Inkongruenz der Zeichnung mit der Wirklichkeit beruht aber lediglich auf dem zufälligen Verhältnis der bisher sich darbietenden Quellen. In der Auffassung Elisabeths und ihrer Freunde war augenscheinlich der Eindruck umgekehrt. Der Gelehrte galt ihr viel, den Geisterbeschwörer und seine Tranceredner suchte sie sich vom Halse zu halten.

Bei der das Strafrecht nicht blos streifenden, sondern stark anstoßenden Verbindung Dees mit Eduard Kelley dürfte namentlich in Anbetracht der berüchtigten „action“ von 19. April 1587 — ein Lustspiel, dem gegenüber Macchiavellis Mandragola ein Spiel für Töchterpensionate ist — dürfte, sage ich, das bekannte „cherchez la femme“ nicht unberechtigt erscheinen. Dee war nämlich zweimal

verheiratet. Nachdem seine erste Frau kinderlos gestorben war, heiratete der 54jährige Mann die noch nicht ganz 23jährige Jeane Fromonds, die ihm im Jahre 1579 einen Sohn, Arthur, und dann noch mehrere Kinder, das letzte, als der Vater das siebzigste Jahr überschritten hatte, gebar. Etwa ein Jahr nach dem ersten glücklichen Familienereignis — selbstverständlich gilt die logische Regel post hoc ergo propter hoc in keiner Weise — verzeichnet das Privat-Tagebuch das Auftreten des „occulten Phänomens", des Klopfens, namentlich in der Nacht (all the night very strange knocking and rapping in my chamber) und zugleich wiederholte heftige Streitigkeiten mit verschiedenen Laboranten, in welche sich „geistige Wesen auf eine wunderbare Weise bis Mitternacht beunruhigend" mit einmischen. Alsdann erscheint der mit Frau Dee geb. Fromonds in gleichem Alter — er ist nur ein Vierteljahr jünger — stehende Eduard Kelley auf dem Plane. Seine überwältigenden mediumistischen Eigenschaften, namentlich seine Kenntnis der „Methode St. Dunstans", beseitigte alle übrigen Laboranten. Aber die Sache ist ganz unverfänglich. Kelley ist verheiratet; allerdings mit einer „verlebten garstigen Frau" [15]). Die beiden Damen der Thaumaturgen scheinen sich gut vertragen zu haben. Man liest nur, daß sie ihre Männer nach dem Festland, nach Krakau, nach Prag und nach Wittingau in Böhmen begleitet haben. Dann aber trat die Zeit ein, im Anfang des Jahres 1587, da Konflikte zwischen Dee und Kelley entstanden waren, weil Kelley in seiner Trunksucht und Brutalität anfing, „die manifestierenden Intelligenzen für Teufel" anzusehen, sowie er auch früher schon unter Abnahme seiner mediumistischen Fähigkeiten Anwandlungen von Ketzereien, wie von der Lehre der Metempsychose, von der Unveränderlichkeit des Menschengeschlechts und von der Negation des heiligen Geistes gehabt hatte. Dieses Mal wurde aber der Konflikt so stark, daß John Dee den Versuch machte, seinen achtjährigen Sohn als Medium einzustellen. Es ging aber nicht, der Knabe sah in der Krystallflasche nur einen „gekrönten, weißbärtigen Mann". Übrigens hatte sich Kelley auch in der Konfliktszeit sehr großmütig benommen; er hatte von dem Grafen Wilhelm v. Rosenberg „für Frau Dee" eine goldene Kette mit Juwelen im Werte von 300 Dukaten mitgebracht und dann wieder 300 Dukaten für Dee, und sogar 3300 Dukaten. Wer der Spender war, ist etwas

---

[15]) Am 18. August 1583 schreibt Dee in sein Tagebuch: „Maxima era (ἔρις) Edwardi Kelley cum uxore ejus".

dunkel ausgedrückt. Nach Halliwell soll der „illustrissimus“, der das Geld hergab, Albrecht Laski gewesen sein. Es wäre denkbar.

Als nun aber der kleine Arthur immer nur den gekrönten Alten im Glase sah, da konnte Kelley sich nicht mehr halten, er mußte „fato divino“ eingreifen und unter dem stärksten Hokusbokus der spiritistischen Manifestation kommen nacheinander die Geister Uriel, Madini und Ben und befehlen John Dee als Gottes Gebot, daß der Meister und sein Medium fortan ihre beiden Frauen gemeinschaftlich besitzen sollen. John Dee eilt noch um 2 Uhr in der Nacht in seiner Angst mit der Schreckensnachricht zu seiner Frau, Mistreß Dee bricht in ein Jammergeschrei aus — aber was ist da zu machen? Man muß gehorchen. Am 21. April wird eine ausdrückliche Urkunde — ein Hochzeitsvertrag en quatre — ausgestellt; am 17. Juni ist Frau Dee schwanger, am 28. Februar 1588 ist sie von einem Jungen entbunden [16]). Von den Kommunalfrauen hat John Dee seine eigene in seine Heimat mitgenommen. Ob Kelley, der ja in Böhmen gestorben ist, seine eigene sich behalten hat, scheinen die Tagebücher nicht zu verzeichnen.

Wir geben über diesen Fall Herrn Kiesewetter das Wort: „Alle bisherigen Biographen und Kritiker Dees, selbst (!!!) Leibniz, sind in der Annahme (!) einig, daß diese Thatsachen einen Flecken auf Dees moralischem Charakter bilden. Dem muß ich (Kiesewetter) widersprechen, denn dem 60jährigen Dee (!!!) war es wohl nicht um geschlechtliche Ausschweifungen zu thun.“ Sein Fehler war nur, „kritiklosen Spiritismus“ getrieben zu haben. Auch über Kelley urteilen die Adelung, Leibniz u. a. nur „aus Unkenntnis der spiritistischen Phänomene“ so hart. „Wissentlich“ hat er nicht betrogen. „Entweder haben sich niedrige und bösartige geistige Wesen an ihn herangedrängt, oder es hat sein transscendentales Subjekt oder das Unbewußte, das Doppel-Ich in ihm, welches die Rollen der verschiedenen Geister spielte, die unmoralischen Züge seines Charakters im somnambulen Zustand wiedergespiegelt.“ —

Gehen Sie in ein Kloster, Lombroso, Sie haben in Kiesewetter Ihren Meister gefunden!

Je mehr ich die Überzeugung habe, daß die spiritistische Epoche John Dees eine Zeit der Verkommenheit und des Verfalls des früher

[16]) Mrs. Lidda Kelley, die einen Monat zuvor mit einem toten Mädchen niedergekommen, war die Gemahlin des Thomas Kelley. Sie gehörte gar nicht zum Quartett. Vgl. Halliwell p. 30.

ansehnlichen Gelehrten bezeichnet, desto weniger würde ich Veranlassung genommen haben, mich damit zu beschäftigen, wenn nicht gerade in diesen Lebensabschnitt des Thaumaturgen seine Thätigkeit in Polen und Böhmen fiele. Den Anstoß dazu und den Anlaß zur Übersiedelung der ganzen mystischen Gesellschaft einschließlich der Frauen von der Themse Ufern nach denen der Weichsel gab Albrecht Laski, eine Persönlichkeit, die nicht blos durch ihr abenteuerliches Wesen, sondern auch durch ihre Bedeutung in einer der umfänglichsten politischen Betreibungen des 16. Jahrhunderts das Interesse in Anspruch nimmt. Sieht man von der kirchlichen Bewegung des Jahrhunderts ab, so ist kaum etwas für den Gang der neueren Geschichte so bedeutsam geworden, als die definitive Festsetzung der habsburgischen Dynastie in den Königreichen Ungarn und Böhmen. Dadurch allein ist jene Rivalität zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon möglich geworden, die bis in unsere Epoche hinein den Inhalt der europäischen Geschichte bildete. Und kaum hatten die Habsburger sich diese erweiterte Hausmacht gestaltet, so machten sie die größten Anstrengungen, sie durch den Erwerb der Krone Polen abzurunden. Hierbei jedoch stießen sie bereits auf die Gegenwirkung und den Wettbewerb Frankreichs. Es sind die großartigsten Bewegungen auf dem politischen Schachbrett Europas, an denen freilich das in religionsdogmatische Händel verstrickte Deutsche Reich so gut wie gar keinen Anteil nahm, während Rußland sich auf eine die Zukunft andeutende Weise einmischte.

In diesen Schach- und Winkelzügen war aber Albrecht Laski ein Hauptinstrument. Ein Mann ohne Gewissen — aber von brennendem Ehrgeiz, von rastloser Thatkraft — und doch ohne bleibende Erfolge; ein hochmütiger Kavalier — und doch ohne ritterliche Ehre; bald schwimmt er in Gold — bald schweift er wie ein bettelnder Hidalgo umher; habgierig wie ein Raubtier und verschwenderisch wie ein Narr. Einen „durchlöcherten Beutel" nannte man ihn. Der klassische und naturwissenschaftliche Unterricht, den er in der Jugend von pedantischen Gelehrten, die ihn später angesungen haben, erhielt, die Fertigkeit in den Sprachen, die er durch seine Reisen in aller Herren Länder sich aneignete, gestatten ihm neben den Rollen des Magnaten, des Heerführers, des Diplomaten, des fahrenden Ritters, auch die des fahrenden Gelehrten, des pedantischen Klopffechters oder auch des magischen Adepten zu spielen. Immer auf der Suche nach dem goldspendenden Stein der Weisen brauchte er einstweilen ein anderes Mittel, um seine durchlöcherte

Kasse zu füllen. Er heiratete eine reiche Witwe, und als ihre große Mitgift eben zur Neige gegangen war, starb sie; darauf heiratete er eine andere, eine Dame, die das kanonische Alter schon überschritten hatte, aber unermeßlichen Reichtum besaß. Kaum hatte er die Rechtstitel darauf errungen, so sperrte er die Frau in einen Turm, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen, und heiratete eine Französin, deren Vater auf dem französischen Throne, wie der Vater seiner eingekerkerten Frau auf dem polnischen Throne gesessen haben soll. Die offenkundige Bigamie hinderte aber nicht, daß er in seinem Vaterlande ein hohes Amt, einen weitreichenden Einfluß behielt, und daß er an den Höfen von Wien und Paris mit den ausgesuchtesten Ehren empfangen wurde. Condottière durch und durch — hat er immer eine von ihm gelöhnte Schar verwegener Lanzknechte um sich; Condottière durchaus — ist er mit den Schlössern, über die er in Polen und in Ungarn zu gebieten hat, nicht zufrieden, will er ein Fürstentum, die Moldau, den Türken gleichsam aus dem Rachen reißen; Condottière durchaus — läßt er sich von dem Hause Habsburg jahrelang mit Gnaden und Geldern füttern, und als es zur Entscheidung um die polnische Krone kam, verkauft er sich für 150000 Livres an Heinrich v. Valois, um, als dieser das gewagte Spiel fallen läßt, sich sofort wieder in den gut bezahlten Dienst der Habsburger zu stellen. Jahre hindurch läßt er sich wieder die Geschenke und Jahrgelder des Kaisers gefallen, und als wieder ein Habsburger um den erledigten Thron warb, kämpfte Laski für — den Schweden. Wie mit der politischen Partei, so auch mit der Religion; erst humanistisch angehauchter Katholik, dann Calvinist, dann exklusiver Katholik und Religionseiferer, dann superstitiöser Mystiker, Vorkämpfer der Unduldsamkeit, vom Papste belobt, vom Kardinal Hosius umschmeichelt. Und doch muß er in allen Rollen einen fascinierenden Eindruck gemacht haben! *Er war einer jener Menschen, die nirgends übersehen* werden, die Auge und Herz fesseln. In einer der „actions“ des John Dee wird ihm, dessen Haus aus dem polnischen Kleinadel sich emporgehoben hat, eine Genealogie aus normannischem Stamm und eine Verwandtschaft mit den Plantagenets angedichtet. Ob er selber die Erfindung gemacht, oder ob sie aus dem Kopfe des schwindelhaften „Tranceredners“ entsprungen ist, jedenfalls beruht sie auf guter Beobachtung. Unter den Normannen wäre der Mann verständlicher als im 16. Jahrhundert.

Am 1. Mai 1583 erschien Albrecht Laski am Hofe der Königin Elisabeth in einem Augenblick, in welchem London noch zwei andere

merkwürdige Gäste beherbergte, den Hofbeamten und Gesandten Iwans des Grausamen Pisemski — und den dem Kloster entronnenen Philosophen Giordano Bruno.

Es versteht sich von selbst, daß Kiesewetter von Laski, dessen Namen er nicht einmal richtig zu schreiben versteht, und allen den Vorgängen in England nichts weiß. Kraushar aber, dem wir eine überaus interessante zweibändige Monographie über Laski verdanken und der den Aufenthalt in England eigentlich zuerst beleuchten mußte, hat zwar manchen wertvollen Umstand übersehen, aber im ganzen weiß er nur zu viel, und zum Zweck seiner bis zum Hochromantischen gesteigerten Erzählung knüpft er an dünne Fädchen so schwere Klumpen Kombination, daß man sich nicht wundern darf, daß der Bau nicht stehen bleibt. So ist ihm z. B. die Anwesenheit des Gesandten von Moskau — des Freiwerbers um Maria Hastings für den Zaren — entgangen, dahingegen läßt er, während Laski in London weilt, bereits Shakespeare in den Straßen der Großstadt beobachtend, aufmerkend, Stoff sammelnd, sinnend und dichtend umherwandeln, während doch so ziemlich allgemein angenommen ist, daß Shakespeare erst 1585 nach London gekommen ist. Doch zunächst zu Laski zurück.

Laski wurde in Winchester-howse einlogiert [17]). Seine Ankunft war bereits längst angemeldet, denn schon am 18. März trug John Dee in sein Tagebuch ein: „Mr. North aus Polen kam, nachdem er bei der Königin gewesen war, zu mir; ich empfange einen Gruß von Laski, dem Palatin in Polen, durch Mr. North, der den Auftrag hatte, erst zur Königin und darnach zu mir zu gehen [18])." Der Umstand ist wichtig, denn er legt den Grund erstens für die Ansicht, daß Laski schon früher Beziehungen zu John Dee gehabt habe, und zweitens, daß einer der Hauptzwecke der Reise Laskis eben auf die persönliche Bekanntschaft mit John Dee gerichtet war. Zugleich aber erklärt er, wieso Laski auf den Einfall kam, von allen seinen ihm zu Gebote stehenden Rollen die des fahrenden Gelehrten in England hervorzukehren.

Jedenfalls muß der Eindruck, den Laski am Hofe und in der Gesellschaft hervorgebracht hat, ein sehr ansehnlicher gewesen sein. William Camden [19]), Richard Baker und darnach Thomas Birch und

---

[17]) S. die Note bei Halliwell p. 20 aus Ms. Douce 363, fol. 125.

[18]) Halliwell p. 19.

[19]) Camden, Annales p. 344; Richard Baker, A chronicle of the Kings of Engld. p. 385, benutzt von Wood, Antiquitates Oxonii I, p. 299 sq.; Thomas Birch, Mémoires of the reign of Queen Elisabeth I, p. 30.

Anton Wood verzeichnen nicht bloß seine Ankunft in London, sondern heben allerlei rühmliche Eigenschaften hervor. Alle preisen vornehmlich seine Erudition, seine Gewandtheit in verschiedenen Sprachen sich ausdrücken und namentlich auch „corporis lineamenta“, seine schöne Statur, seinen imposanten Bart, seine überaus schöne und geschmackvolle Kleidung. „Eine anmutige Persönlichkeit und einen großen Gelehrten“ nennt ihn Baker, und Mr. Faunt schreibt an Baco: „Seine Familie soll in Polen zu den besten gehören und zu denen, aus welchen man die Könige zu wählen pflegt; er ist eine wahrhaft seltene Erscheinung und hat, soviel ich sehen kann, das sechsundfünfzigste Lebensjahr schon überschritten, und obwohl er in mehr als vierzig Schlachten schon gefochten hat, ist er doch voll Rüstigkeit und Kraft und dürfte noch manchen Kampf vor seinem Ende bestehen. Er ist sehr gebildet, spricht außer den slawischen und anderen Sprachen italienisch und lateinisch fast wie seine Muttersprache. Den Türken hat er sich höchst unangenehm gemacht. Er hat große Einkünfte und lebt hier auf seine eigenen Kosten.“ Von seinem Reichtum wußte man sich anfänglich viel in England zu erzählen, und man wollte wissen, daß er zur Mitgift von seiner Frau nicht weniger als fünfzig Schlösser erhalten habe. Und Laski war ganz der Mann dazu, um solche Vorstellungen zu unterstützen. So lange er etwas in der Tasche hatte, ließ er einen Goldregen um sich sprühen, und wenn er sich öffentlich zeigte, gingen seine Diener ihm voraus und trugen drei silberne Scepter in den Händen [20]). So stolz und imposant seine Erscheinung war, so wußte er sich doch durch bescheidene Leutseligkeit die Herzen zu gewinnen. Man weiß, wie empfänglich Königin Elisabeth für solche Männer war, und man ist nicht überrascht zu hören, daß sie solchen Geschmack an ihm fand, daß sie ihn zweimal in einer Woche zu sich kommen ließ. Namentlich schien Leicester den Fremden auf Grund gemeinsamer Neigungen mit den wärmsten Sympathieen zu umgeben.

Was aber war der Zweck der auffälligen Reise? Vermutlich beruhte es auf seiner eigenen Angabe, wenn alle englischen Berichterstatter übereinstimmend den Wunsch, die ruhmreiche Königin und ihren herrlichen Hof kennen zu lernen, als solchen bezeichnen. Die polnischen Geschichtschreiber, die mit den Verhältnissen Laskis vertrauter sind, wissen sehr wohl, daß Laski damals gerade nicht in der Lage war, sich solche kostspielige Genüsse zu gönnen. Es war die

[20]) Wood, Antiquitates Oxonii, Lib. II, p. 430 als Nachtrag.

beklommenste seines Lebens. Sein väterliches Erbe in Oberungarn war eben damals ihm von seinen Gläubigern aus den Händen gerungen. Beim Kaiser war sein Kredit erschöpft und schon drei Jahre zuvor hatte der Kaiser sowie der Reichshofrat die Abschüttelung des anspruchsvollen Partisans für notwendig erachtet. Zwar hatte er sich mit dem Könige Stefan Batory ausgesöhnt, aber wenn ihm auch das senatorische Amt unbehelligt eingeräumt wurde, so war das doch zu wenig für seinen Ehrgeiz und seine weitläufigen Bedürfnisse. — Nun, meint Kraushar, das Ziel seiner Reise wäre lediglich das Laboratorium John Dees gewesen. Da alle seine gewaltsamen und diplomatischen Künste ihm das ersehnte Fürstentum der Moldau nicht errungen hatten, so glaubte er „nach dem Beispiel der Kaiser Maximilian und Rudolf" mit Hilfe der Magier und Schwarzkünstler sein „Ideal" zu erlangen. Allein der Biograph Laskis scheint übersehen zu haben, daß die Perspektive auf die Moldau damals bereits vollständig aufgegeben war und daß Laski in seinem ganzen Leben nicht wieder darauf zurückgekommen ist. Das lag hinter ihm; er hatte Schiffbruch gelitten. Aber sein ganzer Ehrgeiz und Thateneifer lebten und webten jetzt, seit dem glücklichen polnisch-russischen Kriege, an dem er selbst noch Anteil genommen, in den baltischen Angelegenheiten. Seiner Idee entsprang der kühne Vorschlag im Verein mit Schweden eine Expedition auf die Mündung der Dwina, auf die Gebiete von Archangel und Cholmogory, auf das Solowetzker Kloster, wo des Zaren Schätze geborgen waren, zu unternehmen [21]), er träumte von einer Koalition der baltischen Seemächte zur Eroberung von Kola und Karelien — lauter weit umfassende Pläne, die zwar durch den am 15. Januar 1582 durch den Jesuiten Possewin vermittelten Frieden einstweilen in den Hintergrund gedrängt, aber keineswegs aufgegeben waren — und lauter Pläne, die ohne die Konnivenz und den Willen Englands sofort zu Boden fallen mußten.

Ob nun Laski vom Könige Stefan Batory den Auftrag zur Reise nach England erhalten hat, worauf namentlich seine anfänglich gut versehene Kasse hinzuweisen scheint, oder ob er sie aus eigenem Antrieb unternahm, soll an einem anderen Orte untersucht werden. Jedenfalls war sein Zusammentreffen mit dem seit dem 16. September 1582 in England weilenden Dworänin Pisemski nicht zufällig. Denn abgesehen von dem einen Auftrage, das Hoffräulein Maria Hastings auf „ihre Größe, ihre Wohlbeleibtheit und die Weiße

[21]) Vgl. v. Busse, Herzog Magnus, König von Livland, p. 146.

ihrer Haut" zu prüfen und nach dem befriedigenden Ausfall bei der Königin Elisabeth um ihre Hand für Iwan den Grausamen anzuhalten, hatte Pisemski den viel wichtigeren, eben diese Pläne einer Koalition der baltischen Seemächte in England zu denunzieren und die Besteuerung der englischen Kaufleute in Rußland damit zu begründen.

Unter allen politischen Angelegenheiten aber, die das englische Kabinett beschäftigten, stand John Dee keiner so nahe als dieser. Haben wir auch oben nur an der Hand der Aufzeichnungen seine Mitwirkung bei der westlichen maritimen Politik nachgewiesen, so besteht doch kein Zweifel, daß in seinen Beziehungen zu Walsingham die östliche keine geringere Stelle einnahm. In dem Verzeichnis seiner ungedruckten Schriften findet man wenigstens vier Bücher oder Abhandlungen, welche auf diese Gegenstände den Titeln nach hinzuweisen scheinen, von 1576, 1578, 1580 und 1583 [22]). Die etwa 25 Jahre zuvor von den Engländern gemachte und seitdem ausgebeutete Entdeckung des nördlichen Seezugangs zu den russischen Gefilden ist die Unterlage für Laskis Plan eines Angriffs auf die Mündung der Dwina. In dieser Angelegenheit wurzelt meines Erachtens die Beziehung Laskis zu John Dee und der ganze magische und spiritistische Occultismus ist lediglich eine Begleiterscheinung, die freilich immer mehr in dem Verhältnis der beiden Männer zu einander in den Vordergrund trat, oder wegen der genauen Protokollierung ihres Betriebes uns vornehmlich in die Augen fällt. Wenn man an der Hand des von Halliwell publizierten Tagebuches gerade in den Tagen vor Laskis Ankunft John Dee im Mittelpunkt der Verhandlungen zwischen dem Staatssekretär Walsingham und den kühnen Seefahrern John Davis (Davis-Straße) und Gilbert (Gilbert-Sund!) über die etwa ein Jahr darnach unternommene Expedition zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt [23]), sieht und wie mitten dazwischen der von Moskau kommende Mr. Lee und der von Polen kommende Mr. North sich beeilen, bei Dee ihre Besuche zu machen, dann hat man Mühe,

[22]) 1. Her Majesties title royal to many foreigne countries, kingdooms and provinces, 1578; 2. The description of divers wonderfull isles in the Northern, Scythian, Tatarian and the other most Northern seas, and neer under the North-pole, 1576; 3. Navigationis ad Cathayam per septentrionalia Scythiae et Tatariae litora delineatio hydrographica, 1580; 4. Hemisphaerii borealis geographica atque hydrographica descriptio, 1583.

[23]) Vgl. Peschel, Geschichte der Erdkunde, p. 272.

zu verstehen, wie ein in so großen Interessen stehender Mann seine Zelte abbrechen und, einem Abenteurer folgend, mit Weib und Kind nach Polen ausziehen konnte, um angeblich des Königs Stefan Melancholie und geschwollene Füße mittels spiritistischer Suggestionen zu heilen. Dann muß man doch wohl mit Hooke und Clarke annehmen, daß sich hinter dem Magier der Politiker verbarg. — Übrigens steht auch die Vermutung nicht in der Luft, daß Laski in Anbetracht der Kränklichkeit des Königs Stefan Batory mit der Anwartschaft auf den polnischen Thron an den europäischen Höfen hausieren ging und nach dem Mißerfolg in Frankreich sich in England umsehen wollte.

Daß Elisabeth den exotischen „Fürsten" [24]), wie er bei den mit der polnischen Hierarchie wenig vertrauten Engländern allgemein hieß, mit so viel Wärme aufnahm, scheint um so mehr auf eine königliche Sendung desselben hinzuweisen, als der Fremdling doch ein katholischer Eiferer war und zu einer Zeit sich der Königin näherte, in der Walsingham all seinen Spürsinn entwickeln mußte, um ihr die Meuchelmörder vom Leibe zu halten. Auffällig ist es, daß keiner der englischen Berichterstatter sich seines Oheims, Johannes Laski (a Lasco), bei der Gelegenheit erinnerte, der etwa 30 Jahre zuvor in England durch die Bildung der protestantischen Fremdlingsgemeinde und durch seinen Einfluß bei der Schaffung eines Staatskirchenrechts unter Eduard VI eine so denkwürdige Rolle gespielt hatte. Dennoch aber, meine ich, daß Albrecht Laski für sein Auftreten in London den Kredit eben dieses Oheims wohl in Anspruch genommen hat, und daß eben darin neben dem oben angeführten der Grund zu suchen ist, weshalb der Kriegsmann und angebliche „Sieger in 40 Schlachten" sich vornehmlich für Gelehrsamkeit zu interessieren schien und nach Woods Ausdruck „an litterarischen Ergötzungen sich gar nicht sättigen konnte".

In Leicesters Zimmer im Palast zu Greenwich wurde John Dee am 13. Mai dem Wojewoden vorgestellt. Am 18. besuchte Laski ihn in Mortlake, soupierte mit ihm und blieb bis nach Sonnenuntergang. Das Medium Eduard Kelley war nicht zugegen; er war am 7. Mai nach London und dann für zehn bis zwölf Tage in die Heimat gereist. Wie viel ihm diese Reise zur Information über die früheren Verhältnisse Laskis genützt hat, muß dahin gestellt bleiben. Das was die Geister ihm später „im Trance" über Laski, seine Wünsche und seine Absichten mitteilen, gleicht so auffällig dem Ge-

[24]) Im erwähnten Ms. Douce 363: „the Duke or Prince of Vascos in Polonia".

schwätz von Domestiken über ihre Herrschaft, daß die Quellen der „intelligenten Manifestationen“ vielleicht gar nicht oben in den Sternen, sondern unten im Stall von Winchester-howse zu suchen sind. Am 28. Mai ist aber Kelley im Studierzimmer Dees — Laski ist nicht zugegen — und da findet jene spiritistische Sitzung statt, deren Protokoll Kiesewetter das älteste nennt, was es aber nicht war. Von dem erscheinenden Geiste „Madini“, welchen der in diesen Gesellschaftskreisen kundige Kiesewetter ganz homogen „unseren modernen Abilas“ erklärt, wird unter allerlei überaus läppischen und albernen Hüpfreden, wie sie die fahrenden Leute in den Schaubuden der Jahrmärkte zu halten pflegen, unserem polnischen Schlachtschitz eine Genealogie von Richard Löwenherz an entworfen, welche auf den historischen Unterricht bei den Geistern ein sehr übeles Licht wirft. Überhaupt muß damals die Pädagogik unter den Geistern noch sehr urwüchsig gewesen sein, denn der Geist Madini, ein kleines Mädchen, fürchtet Schläge zu bekommen, wenn er seine Wohnung verrät. Übrigens aber entwirft Madini einen ganz gemütlichen Familienprospekt; von ihrem Vater spricht sie nicht, wohl aber von ihrer strengen Mutter, von ihren Schwestern und von der jüngsten, die noch in den Windeln liegt. Für die Physiologie der Geister eine sehr bemerkenswerte Thatsache! Auf die sehr wichtige Frage aber, was Laski gegen sein Podagra thun könnte, erwidert Madini, daß ihr das fern liege und verweist auf ihre demnächst eintreffenden Schwestern. Und zu diesem Humbug müssen sich Gott und Jesus Christus gefallen lassen, am Anfang und am Ende angerufen zu werden. — Sollte aber jemand an zu dickem Blut leiden, dann sei ihm empfohlen, die orientierenden und kommentierenden Anmerkungen Kiesewetters zu diesem Protokoll mit Aufmerksamkeit zu lesen.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt. Wir aber müssen jetzt diesen Schritt in umgekehrter Richtung machen. Auch in den Sitzungen vom 2. und 3. Juni ist Laski nicht zugegen. Da er den Wunsch kund gegeben hatte, die Universität Oxford kennen zu lernen, hatte Leicester, damals Kanzler der Universität, den Senat davon in Kenntnis gesetzt. Am 10. Juni erschien Leicester mit dem Gaste und einer glänzenden Schar von Kavalieren, aus der wir Lord Russel und den Dichter Sir Philip Sidney, den Verfasser des Schäferromans Arcadia, nennen können[25]), vor der Stadt. Das

[25]) Bei Wood, Antiquitates Oxonii, p. 229 steht nur: splendida nobilium cohors, aber da Laski nach den Oxforder Festlichkeiten noch mit dem

Professorenkollegium begrüßt die Ankömmlinge in der feierlichsten Weise, und der nie verlegene Laski antwortet mit einer weitläufigen Rede in lateinischer Sprache. Am Stadtthor hält der Stadtschreiber an der Spitze der Stadtbehörden eine kurze Ansprache, überreicht jedem der Kavaliere das übliche in Handschuhen bestehende Gastgeschenk, und nun bewegt sich der Zug unter rauschender Musikbegleitung durch die Straßen durch ein von akademischen, mit den Abzeichen ihrer Grade geschmückten Bürgern gebildetes Spalier nach dem Collegium b. Mariae virginis. Dort übergiebt der Vizekanzler der Universität dem Kanzler (Leicester) die „fasces", und der Orator — wir würden sagen der Eloquenzprofessor — hält die übliche Rede und überreicht dem fremden Gast eine Bibel und Handschuhe, den Kavalieren aber nur Handschuhe. Es ist zwar wenig, aber die Herren nehmen es mit gutem Humor auf. Dann wird das „Quadrivium" besucht, dann die „aedes Christi" (Christ-church), dessen Kapitel ein Festmahl veranstaltet hat. Draußen drängen sich die zahlreichen Studenten, denn es gab noch ein großes Schauspiel zu erwarten. Auf dem großen viereckigen Platze vor dem Gebäude wurde nämlich, als die Nacht hereinbrach, ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt.

Schon früh am anderen Morgen sah man Laski unter Vorantritt seiner drei silberne Scepter tragenden Diener in die lateinische Vorlesung des Dr. Tobias Matthew wandern, nach welcher er den „Exercitien ad scholas publicas" beiwohnte, dann gings nach dem Kollegium Omnium animarum, wo der Vizekanzler zum Frühstück einlud. An der Thür prangten Empfangsgedichte und natürlich fehlte auch die Begrüßungsrede nicht. Nach dem Frühstück gab es wieder einige Exercitien, die dem Gast sehr gefielen. Inzwischen war es drei Uhr geworden, man mußte in das Kollegium b. virginis eilen, wo Disputationen über Gegenstände der Theologie, des Zivilrechts, der Medizin und der Philosophie stattfanden, die am folgenden Tage um dieselbe Zeit fortgesetzt werden sollten. Hierauf begab man sich in das Kollegium ecclesiae Christi wieder, wo auch heute das Festmahl eingenommen wurde. Den Schluß des Tages bildete die Aufführung des lateinischen Lustspiels „Rivales" von William Gager, einem Dichter, den Anton Wood höher als alle zeitgenössischen Dramatiker, namentlich auch höher als William

ganzen Pomp seines Aufzuges nach Mortlake kommt, und die beiden Kavaliere in Dees Tagebuch als Begleiter genannt werden (Halliwell p. 21), so darf man voraussetzen, daß sie bei der Disputation gewesen sind.

Shakespeare stellt [26]). Der Erfolg sprach sich in der allgemeinen Heiterkeit der Zuhörer aus.

Am dritten Tage wohnte Laski schon früh wieder Vorlesungen und Disputationen in den Schulen bei, nahm ein glänzendes Frühstück im Kollegium zu St. Magdalena ein, ließ sich dann weiter im Coll. omnium animarum feiern und begab sich nachmittags wieder in das coll. b. Mariae virginis. Dort fanden zum großen Vergnügen Laskis, der an diesen wissenschaftlichen Genüssen sich gar nicht sättigen konnte, philosophische Neckereien (velitationes) statt. Von den verhandelten Fragen werden zwei überliefert: 1) ob die Männer länger leben als die Frauen, was mit einer Bejahung schloß, und 2) ob man aus den Sternen die Zukunft lesen könne, was verneint wurde. Der Wojewode sprach seinen höchsten Beifall aus [27]), obwohl für einen Freund und Verehrer John Dees der Ausfall der Diskussion über die letztere Frage doch bedenklich erscheinen mußte. Ein solennes Gastmahl und eine darauffolgende dramatische Aufführung füllten den Abend aus. Man gab dieses Mal das Drama Dido von eben demselben William Gager [28]), der in seinem Stücke ebenso wie Marlowe-Nash in ihrer gleichnamigen Tragödie die Götter auf der Bühne erscheinen ließ, und zwar wurden Merkur und Iris mittels Maschinen auf- und niederschwebend dargestellt. Einige Teile des Dramas haben sich handschriftlich bis heute erhalten. Der

---

[26]) Bei Christian Bartholmèß, der in seinem Jordano Bruno I, p. 117 diese Schilderung nach Woods Antiquitates I, 299 giebt, ist es wohl nur ein lapsus, wenn er erzählt: Lasco passa quatre années en Angleterre für quatre mois. — In Bezug auf das hier erwähnte Stück sagt er: une comédie intitulée, comme celle de Sheridan „les rivaux". Das nimmt Kraushar auf, sagt aber „na wzór Sheridana", zu deutsch „nach dem Muster Sheridans" (!!!). — *Ich habe noch nicht gefunden, daß bemerkt worden ist,* daß Wood selbst den Autor (in lib. II, p. 267) angiebt. Das Urteil über William Gager ist so interessant, daß ich es hierher setze: „Poeta utcunque eximius erat, et quoad comoedias conscribendas primum semper locum coaevos inter obtinebat; posthabitis nimirum Eduardo comite Oxoniensi, magistro Rowley, Richardo Edwards, Johanne Lilly, Thoma Lodge, Georgio Gascoigne, Guilelmo Shakspeare, Thoma Nash et Johanne Heywood."

[27]) Bartholmèß I, 120 übersetzt die Stelle unrichtig: „Celui qui reçut le plus d'acclamation fut le comte (?) palatin."

[28]) Dido „wherein the Queenes banket (with Eneas narrative of the destruction of Troie) was livelie described in a marchpaine pattern and the scenic effects were all strange marvellous and abundant" (Holinshed III, 1355). Akt 2 und 3 nebst Prolog und Argument finden sich im Brit. Mus. Ms. Addit. 22583 sqq. 33—44.

Eindruck war ganz außerordentlich. Die eingelegte Jagd mit Hunden scheint ein Paradestück der Oxforder gewesen zu sein, denn 17 Jahre zuvor war gelegentlich des Besuchs der Königin Elisabeth dieselbe Scene schon in die Komödie „Palaemon und Arcyte" von Richard Edwards eingefügt worden. Man sieht, der Hund des Herrn v. Aubry hat alte Vorgänger. Was sonst noch an scenischen Kunststücken geleistet wurde, die ungeheure Torte, welche Troja darstellte, der Hagel aus Tragant, der Regen von duftendem Rosenwasser und der Schnee aus Zucker übertrifft selbst die Erfindungskraft unserer Zirkus-Schausteller.

Am folgenden Morgen [29]), am 13. Juli, wurden rasch noch einige Kollegien besucht, und Reden, Gedichte, Disputationen entgegengenommen, bei deren dankender Erwiederung Laski seine Polyglottie leuchten ließ. Das im Johannes-Kollegium angebotene Frühstück mußte aufgegeben werden, man begnügte sich mit einer eleganten Schülerrede, denn schon hatten viele der Lehrer und Schüler sich aufgemacht, um den Gästen das Geleit zu geben. Mit einer Rede des akademischen Orators an der Weichbildgrenze schlossen die Feierlichkeiten.

Leicester eilte nach London zurück [30]), Laski aber und Phil. Sidney und Lord Russel nebst anderen Edelleuten übernachteten in Bisham und fuhren mit dem ganzen Pomp in Galakleidern und mit Trompetern nach Mortlake zu einer anderen wissenschaftlichen Merkwürdigkeit, zu John Dee, der sich von dieser Aufmerksamkeit sehr geehrt fühlte. Die Königin dankte den Oxfordern aufs verbindlichste, und obwohl aus dem Bericht Woods eine gewisse Aschermittwochsstimmung über die großen Kosten der Festlichkeit spricht, so tröstet er sich mit dem Bewußtsein, daß sie einem Manne gegolten, der „dem Mars nicht minder als dem Merkur ergeben war und in Sprachenkunde, in Philosophie und Mathematik die meisten Zeitgenossen überragte". — Man sieht: Laski stand damals im Zenith der Wertschätzung und wie wir sehen werden, bei den Menschen nicht blos, sondern auch bei den Geistern.

Dieser schon oft, aber so viel ich sehen kann, niemals ganz genau wiedergegebene, aus den Registerbüchern der Universität und aus Richard Bakers A chronicle of the kings of England etc.

[29]) Wood schreibt „die tertio"; es ist aber der vierte.

[30]) Im folgenden Jahre wird Leicester wieder gelegentlich eines Besuches mit zwei Komödien regaliert, aber es wurde 1584 doch verboten, daß Schauspieler (von Profession) nach Oxford kämen.

zusammengesetzte Bericht über die Oxforder Disputation läßt doch kaum einen Raum für diejenige Episode, welche Giordano Bruno in seinem Aschermittwochs-Bankett [31]) hierher zu verlegen für gut findet. Überall, wo von dem Nolaner gehandelt wird, hat man sich durch eine Menge geblümter Reden und getürmter Worte hindurch zu arbeiten, wozu einerseits die nervöse und überspannt geistreiche Diktion des Philosophen selbst, andererseits die calvinistische Rhetorik seines ersten Biographen, des Christian Bartholmèß, die alle späteren beeinflußte, beigetragen haben. Hinzu kommt, daß gerade das „Aschermittwochs-Bankett", nach der eigenen Kritik Brunos, eine — ich bitte hier für das Fremdwort um ganz besondere Nachsicht, da wir wohl kein ganz entsprechendes besitzen — causerie darstellt, zusammengesetzt aus Dichtung und Wahrheit und dahinflutend in einem Gemisch von Beobachtungen, Einfällen, herausfordernden Gedanken, trotzigen Erwiederungen, Neckereien, üblen Nachreden, philosophischen Theorieen und metaphysischen Andeutungen. Daß die Wirklichkeit und Wahrheit der eingemischten Thatsachen durch den Gesamtcharakter des Werkes als eines capriciösen Gedichtes Einbuße erleiden, liegt auf der Hand. Übertreibung, Unterschlagung, Unterlegung, subjektive Gestaltung und Formung werden hier, wie ja fast überall im Leben Brunos, als ein natürliches Recht in Anspruch genommen. Wer wollte so vermessen sein, aus diesem Spiel mit der eigenen Seele, aus dieser Atelan-Komödie, in welcher der Dichter des Scenariums zugleich alle Rollen spielt, wirkliche beweisliche Thatsachen entnehmen und auf diese Begründung hin anerkennen zu wollen? Nur eins überrascht, nur eins fällt mit der Wirklichkeit so zusammen, daß davon ein Schein von Glaubwürdigkeit auf die gesamte Scenerie fällt. Das ist der „Principe Alasco Polacco", also unser Laski und die Oxforder Disputation, in der Giordano Bruno den berühmten Magister, den die Universität ihm entgegengestellt haben soll, an fünfzehn Mal gründlich abgeführt und in Verwirrung gebracht haben will. Laski ist also zwischen den beiden parallelen und sich nirgends berührenden Berichten über die Oxforder Disputation der einzige verbindende Punkt.

Keiner der lobrednerischen Biographen Brunos zweifelt an der Thatsache der Beteiligung Brunos an der Disputation und seine Schilderung mit der von Wood mitgeteilten verknüpfend, bezeichnen sie den Magister Thomas Leyson, den Vorsitzenden (moderator)

---

[31]) La cena de le ceneri etc., ed. Wagner p. 112.

der beiden Disputationen in S. Mary-Hall, als den von den geistigen Keulenschlägen des Italieners mortificierten Gelehrten. Die Sache hat aber doch ihre großen Bedenken. Angesichts der ganz bestimmten Nachricht, daß alles vortrefflich verlaufen, daß es in diesem Kampfspiel keinen Überwinder und keinen Toten gab, angesichts der großen Unwahrscheinlichkeit, daß Leicester, Sidney, Russel solche Brutalitäten und moralische Vergewaltigungen geduldet und gar gelobt haben würden, wie Bruno erlitten zu haben vorgiebt, dürfte doch wohl anzunehmen sein, daß bei der Schilderung des Philosophen die Phantasie ins Kraut geschossen ist. In allen den übrigen Kollegien und Bursen waren doch nur „Exercitien und Disputationen" der Alumnen, bei denen der Professor und Doktor aus Toulouse und Paris doch wohl nicht seine herausfordernden Thesen zu Markte getragen haben wird. Es kann sich also nur um die Disputationen in S. Mary-Hall gehandelt haben. Von hier aber kennen wir alle amtlichen Akteurs, den Respondenten, die Opponenten, den Moderator. Wenn also Giordano Bruno das Wort genommen hat, dann kann es nur bei der üblichen Aufforderung an das zuhörende Publikum geschehen sein, dann kann er nur ex corona sich in den Streit eingemischt haben.

Da wir nun zufällig auch die Thesen kennen, um welche gestritten wurde, so fragen wir weiter, inwiefern sie einen Gedankengang einschließen, der sich mit den von Bruno offenbarten Ideen berührt haben könnte. Wenn man den weitläufigen und sprunghaften Vortrag des Nolaners auf seine positiven Sätze reduzieren will, dann wird man — mit Verlaub der Philosophen von Fach — die folgenden Punkte etwa als den Inhalt bezeichnen können: das ptolemäische Weltsystem ist eine Verirrung, das koppernikanische allein beruht auf einer wahren, wissenschaftlichen Anschauung; die Materie ist unbegrenzt; die Erde ist nicht die Welt schlechthin, es giebt unzählige Welten in ureigenen Daseinsformen; die Bibel kann uns an dieser Auffassung nicht hindern, denn die Bibel ist ein historisches Werk, eine Gesetzgebung allenfalls, aber nicht ein Lehrbuch naturwissenschaftlicher, physikalischer Grundsätze; ihre Ausdrücke über diese ihr fremden Fragen sind lediglich den Zwecken menschlicher Einrichtungen und dem populären Fassungsvermögen angepaßt; es giebt einen Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis, und althergebrachte Lehrmeinung hat zwar das Übergewicht der Gewohnheit, aber keineswegs das Überrecht der Geltung. — Es ist ja nicht undenkbar, daß bei der Elasticität der Stoffe in akademischen Disputationen diese

weit ausschreitenden Behauptungen und Beweise an die notorisch verhandelte Frage, ob aus den Sternen die Zukunft zu ergründen wäre, also über das Recht der Astrologie, in der That geknüpft werden konnten. Es ist doch auch weiter denkbar, daß gerade der Mann, dem zu Ehren die ganzen Oxforder Festlichkeiten und das geistige Turnier veranstaltet waren, der Pole, der Landsmann des Koppernik in einer natürlichen Ideenverbindung die Erwähnung und Glorifizierung des koppernikanischen Systems nahe legte, und daß die Darstellung der neuen Lehre als Triumph der menschlichen Geistesfreiheit und unbefangener wissenschaftlicher Forschung zugleich als eine Huldigung für Laski angesehen werden mochte. Und denkbar ist es auch, daß Giordano sich den beaux esprits des Hofes, die Laski nach Oxford geführt hatten, doch bemerklich machen und bei einem Spektakel, in das er so recht hineingehörte, nicht bloß den stummen Zuhörer machen wollte. Nur schade, daß wir keinen anderen Belag für den Vorgang haben, als die Reminiscenz im Aschermittwochs-Bankett.

Neuerdings hat der Jesuit P. Luigi Previti [32]), dem der Haß über manche Punkte im Leben Giordanos die Augen mehr geschärft hat als den Freunden des Nolaners die Liebe, die Behauptung schlechtweg hingestellt: der ganzen Erzählung Brunos von seiner Disputation ist kein Glauben zu schenken. Daß Bruno einige Monate an der Oxforder Universität Kollegien gelesen habe über Unsterblichkeit der Seele und über die fünffache Sphäre, das glaubt Previti mit allen anderen Biographen [33]), während es doch auch auf keiner außerhalb der Schriften Brunos liegenden Quelle beruht, daß er aber vor Laski disputiert habe, das glaubt er nicht. In dem Abriß seines Lebens, den Giordano Bruno vor dem Inquisitionsgericht in Venedig entwirft, wo er von allen den Universitäten, an welchen er *eine Lehrthätigkeit ausgeübt hat*, genau auch nach der Dauer seines Aufenthaltes an denselben Rechenschaft giebt, erwähnt er wiederholt und mit mancherlei Einzelheiten seinen zweijährigen Besuch in England, aber daß er an der Oxforder Universität Vorlesungen gehalten habe, sagt er nicht. Ich halte es auch nicht für wahrscheinlich — nicht

[32]) P. Luigi Previti, Giordano Bruno e i suoi tempi. libri tre. Prato 1887.

[33]) Ja er weiß sogar, daß Bruno im Dezember 1583 die letzte Vorlesung gehalten habe, was mit seiner ganzen Darstellung nicht stimmt. — Ebenso, um einen der neuesten Lobredner anzuführen: Ludwig Kuhlenbeck, G. B.s Reformation des Himmels. Leipzig 1889, p. 350.

sowohl trotz, als vielmehr eben wegen des übersprudelnd selbstbewußten — Previti hat Recht — bis zum Unsinn witzelnd prahlerischen Briefes, den er an die Oxforder Doktoren gerichtet haben will. Bis ein objektiver Beweis gefunden sein wird, kann man nicht aufhören, daran zu zweifeln. Anders steht es mit der Disputation. Die Archive der Oxforder Universität, die zeitgenössischen Schriftsteller und Briefsteller versagen jede Kunde, aber bis zu den spiritistischen Geistern John Dees und Kelleys scheint allerdings etwas von dem, was da in Oxford gesprochen worden sein soll, gedrungen zu sein, freilich in der Denaturierung, die ein Weg in solch nebelhafte Sphären mit sich bringt.

Am 11. oder 12. Juni kann Giordano Bruno seine Sätze von der Unbegrenztheit der Materie, von der Vielfältigkeit der Welten und namentlich auch von der Unzulänglichkeit der Bibel vor Laski und den Oxforder Gelehrten dargethan haben. Am 14. Juni war bei John Dee eine spiritistische Sitzung, bei der es hoch herging. Nicht weniger als drei Geister treten nacheinander auf, Madinia, Elymer und Galvah. Galvah war eine Dame aus der Aristokratie der Geister, denn sie gab sich für einen „Engel" aus. John Dee mißtraut ihr ein wenig, da nach Trithemius „die Engel" nur Männer sein können. Aber Galvah beruhigt ihn und hält es nicht an der Zeit, sich mit Kleinigkeiten, wie Charles Sleds Nasenbluten u. dgl., wonach Dee gefragt hat, abzugeben. Man habe Wichtigeres zu thun, nämlich — „ein neues Gesetz, ein neues Licht und eine neue Lehre vom Himmel zu geben"; es muß ein „neues Buch geschrieben werden, das den Christen die Bibel und den Muhamedanern den Koran ersetzen soll". „Am nächsten Dienstag (d. i. den 18. Juni nach altem Stil) soll mit der Abfassung des neuen Buches begonnen werden, Galvah wird selbst Führer sein bis ans Ende, sie wird dem Schreiber die Hand führen." — Am festgesetzten Tage, am 18. Juni, ist wieder Sitzung, Galvah stellt sich pünktlich ein und entwirft die Disposition des neuen Buches: es müsse zuerst feststellen, „die Göttlichkeit der Trinität, dann das Geheimnis der Weltschöpfung, die begrenzte Dauer der Zeit und das Ende der Welt", also ihre Endlichkeit. Vielleicht würde der Text der Deeschen Aufzeichnung eine noch größere Verwandtschaft der Ideen bezeugen. Jedenfalls ist daran zu erinnern, daß die Religionsverbesserung auf Grund einer neuen Bibel das jahrelang betriebene Geschäft der Geister fortan wurde, und daß Kelley insbesondere, als er von ketzerischen Anwandlungen heimgesucht wurde, mit seiner Metempsychose, mit seiner Theorie

von der Unveränderlichkeit des Menschengeschlechts und mit seiner Theorie der Negation des heiligen Geistes sich gewissen Ideen Giordano Brunos anzuschließen schien — freilich in der Art, wie ein Lakai die gebildeten Ausdrücke seines Herrn aufschnappt. Sehr schwer wiegend ist dieser Beweis für Brunos Erzählung nicht; aber giebt es einen anderen? Zugleich erlaubt Galvah, daß Laski fortan, was bis dahin nicht geschah, den Sitzungen beiwohnen dürfe.

Schade, daß Galvahs Polemik gegen Giordano Bruno im Inhaltsverzeichnis stecken geblieben ist. Der Leser wird sich seinen Vers darauf machen und Eduard Kelley eine gewisse Anerkennung nicht versagen.

Wie mit dem Stand der metaphysischen Fragen, so zeigen sich die Geister auch ansteigend mehr mit den Interessen und geheimsten Wünschen Laskis vertraut. Je mehr der Hof und die vornehme Gesellschaft sich mit dem interessanten Fremdling beschäftigen, desto mehr füllt er auch die Teilnahme der Geister aus. Bei seinem Besuch in Mortlake mit Philip Sidney, Lord Russel u. a. war er in der Lage von Dee zu hören, daß „Galvah gestern die in Aussicht gestellte Reformation in der Welt in nicht geringem Maße mit Laski in Verbindung brachte, denn noch bevor die Sonne ihren Jahreslauf vollendet haben würde, werde Laski König zweier Reiche sein, erstens von Polen und zweitens von einem Reiche, das er mit vollem Recht anstrebt" — ob das die Moldau oder Rußland oder das des eben damals (März 1583) verstorbenen „Königs Magnus von Livland" wäre, wird bedauerlicher Weise nicht gesagt.' Je näher die Sitzung kommt, der Laski selbst beiwohnen soll, desto mehr suchen sich die Geister, die sonst ein sehr maccaronisches Englisch sprechen, im Latein zu vervollkommnen — ein Umstand, der den Herren Casaubonus, Smith und Kiesewetter angesichts der mangelhaften Schulbildung Kelleys [34]) doch sehr bemerkenswert erscheint. Der am 19. Juni erscheinende Geist mit dem entschieden transscendentalen Namen Jubanladace thut große Blicke in die Zukunft, indem er verkündigt, daß Laski die Juden bekehren und den Türken und Heiden das Kreuz bringen werde, aber auch einen kleinen Blick in die Gegenwart, indem er etwas davon munkelt, daß dem splendiden Nabob Laski das Geld

[34]) Da Kelley in den Athenae Oxonienses, Tom. I mit einer Biographie geehrt wird, so muß er doch in Oxford immatrikuliert gewesen sein und muß außer bei St. Dunstan auch bei den Oxforder Professoren studiert haben, was ohne etwas Latein wohl kaum möglich war.

ausgegangen zu sein scheine. Ein in die Sitzung unschuldig hereinstürmender Diener Laskis — dem Namen Tanfeld nach anscheinend ein Deutscher — muß von dem erzürnten Jubanladace hören, daß ihn binnen fünf Monaten die Fische fressen werden. Was aber die kleine Geldverlegenheit Laskis anbetrifft, so zerstreut Jubanladace alle Sorgen mit dem Hinweis auf den Kredit bei Hofe, denn nicht blos Elisabeth, sondern auch ihr Lord Threasorer Cecil (Burleigh) liebten ihn sehr, Leicester schmeichele ihm — alle sähen mit gespanntem Auge auf ihn, und die Geister werden ihn um seines hohen reformatorischen Berufes willen schützen. Wenn England in Kriegsgefahr geraten sollte, dann würde John Dee mit Laski nach Polen ziehen, und dort mit gewissen Mitteln den Thronwechsel bewirken, und wenn dann Laski England einen zweiten Besuch abstatten würde, dann werde er noch viel glanzvoller ausfallen.

Endlich am 26. Juni, 9½ Uhr vormittags, war Laski zum ersten Mal in der spiritistischen Sitzung persönlich anwesend, in welcher nach kompetenter Erklärung sich die „hohen Geister manifestierten“. Zu sagen ist, daß Laski nichts sah; Dee gleichfalls nichts, aber daß er die Nähe der Geister fühlte; nur Kelley sah sie in allerlei Gestalten, als weiße Dampfkugel, als Riesenmensch mit Marmorrumpf, mit einem in den Schultern hüpfenden, goldenen Kopf mit Karfunkelaugen und von einer unermeßlichen Expansionskraft. Jl hieß der Geist. Aber was er vorbrachte, war auffallend geistlos. Konkurrenzneidische Warnungen vor andern Geistern, vor Teufelszauber, Jammer über der Menschen Sündhaftigkeit, Weltzertrümmerung und als Spezialgericht für Laski die wiederholte Versicherung, daß König Stefan Batory „elend im Kriege umkommen“, Laski als Nachfolger berufen und durch ihn die Moldau mit Polen vereinigt werden würde.

Eigentlich hätte der anspruchsvolle Jl, der sich gar für Gott selber ausgab, Laski etwas enttäuschen müssen. Die Hoffnung auf das Fürstentum der Moldau war, wie gesagt, bei ihm schon sehr zurückgetreten, und daß König Stefan „elend im Kriege umkommen werde“, hätte jeder andere, der eine Unwahrheit riskieren wollte — denn es wurde in der That nicht wahr, Stefan starb in seinem Bette — auch sagen können. Und Laski wußte besser als Jl, wie gering die Aussicht eines Piasten (eines Eingeborenen) und gar die seinige auf den polnischen Thron war. Überhaupt muß damals die Stimmung Laskis, parallel mit seiner geschwundenen Kasse, im Niedergang begriffen gewesen sein. Am 29. Juni erschien Madini

wieder mit der ganzen Familie, mit der schlagfertigen Mutter, mit der Schwester Galvah — nur das Wickelkind hat sie im Geisterheim zurückgelassen — und Galvah, die unverkennbar schriftstellerische Neigungen hat, giebt einige weitere Winke in Betreff der Zukunftsbibel. Dee geriet darüber in großes Entzücken, aber für Laskis Kümmernisse wissen die Geister keinen Rat. Ja in der Sitzung vom 2. Juli erklärt Madini im vollen Widerspruch mit Jubanladace, daß Burleigh und Walsingham Mißtrauen und Widerwillen gegen Laski geschöpft und ihn samt John Dee bei Seite zu schaffen die Absicht hätten.

Laskis englische Episode nahm einen überaus tragikomischen Ausgang. Ob Madini in betreff der Feindseligkeit der beiden Minister nicht übertrieb, muß dahingestellt bleiben; vielleicht verwechselte der Geist sie nur mit dem Sheriff, der allerdings unter dem Andrang der Gläubiger Laskis Ursache haben mochte, ihn nicht mit Gunstaugen zu betrachten. Je übertriebener anfänglich die Gerüchte über des Wojewoden Reichtum gewesen waren, und je mehr er mit dem Golde um sich geworfen hatte, desto empfindlicher nahm sich jetzt sein Ruin aus, in den er offenbar auch John Dee hereingerissen hatte. Als Leicester sich am 12. Juli bei Dee zu einem Diner mit Laski ansagte, gestand der Magier, daß er sein Silberzeug verkaufen müßte, wenn er etwas ihnen vorzusetzen imstande sein solle. Die immer großmütige Königin half der augenblicklichen Not mit einer Sendung von 40 Engelthalern ab; auch sonst hört man, daß die Königin dem fremden „Fürsten" aus der Klemme habe helfen wollen, daß Laski aber in dem Gefühl, sein großartiges Auftreten in London noch schlimmer dadurch zu desavouieren, das königliche Anerbieten stolz abgelehnt hätte. Aber in London zu bleiben war unmöglich. Die zwei Monate, die er dort noch verbrachte, mögen überaus klägliche gewesen sein. Er scheint nur von Vorschüssen John Dees gelebt zu haben, und als er vor seinen Gläubigern die Flucht ergriff, muß er wohl unter der Vorspiegelung, daß ihm in der Heimat glänzende Mittel zu Gebote stehen, mit denen er seine Schulden tilgen könne, den Magier veranlaßt haben, ihn mit seiner und Kelleys Familie zu begleiten. So gelangten John Dee und sein Medium nach Polen.

Ehe wir jedoch diese in allen Stücken rätselhafte Reise verfolgen, haben wir noch einer Frage nahe zu treten, welche der ohnehin schon romanhaften Verwickelung noch ein erhöhtes Interesse beizumischen geeignet ist. In seinem Buche über Laski stellt Kraushar

die Stimmung des englischen Hofes vor der Ankunft des Polen als eine tief verdüsterte', gelangweilte und vergrämte dar. Nach ihm hätten die rauschenden Festlichkeiten und vergnügenden Veranstaltungen, die dem Herzog Franz von Anjou, dem fast schon definitiv erklärten Bräutigam der Königin Elisabeth, zu Ehren ausgeführt worden waren, durch den Bruch des Verhältnisses, durch die Abreise des Herzogs und durch die Empfindung der Königin, daß sie ihre geheimen Herzenswünsche der Staatsraison zum Opfer gebracht habe, mit einem schrillen Mißklang ihr Ende gefunden. Der jauchzenden Fröhlichkeit sei die graue Alltäglichkeit, den gehobenen Gefühlen die Verdrießlichkeit gefolgt. In dem Minnehof von gestern hätten jetzt die Öde und Langeweile sich gelagert und, wo gestern Flötenspiel und Hörnerklang ertönten, da hörte man heute nur das Leiern der täglichen Geschäfte. In diese trübe Fastenstimmung hätte Laski aber wieder Leben gebracht. Fest auf Fest sei wiederum gefeiert worden, er habe die Freude und die Lebenslust wieder geweckt, er habe das Gähnen wieder vertrieben — kurzum er habe wie der Prinz im Märchen alle wieder aus der erstarrenden Lethargie gerüttelt.

Allerdings sind das Antithesen, die sich im Romane gut ausnehmen, aber mit der geschichtlichen Wahrheit haben sie nichts zu schaffen. Die sogenannte Liebesaffäre mit dem Herzog von Anjou hatte schon ihre vieljährige Geschichte und war von Anfang an mit einem so hochgradigen Beisatz von Staatsraison gemischt, daß die ganze Terminologie der Liebesgeschichten trotz dem goldenen Ring und dem mit bebender Stimme geflüsterten Abschied hier wohl am ungeeigneten Platze ist. Namentlich aber ist in jener Auffassung die Bedeutung Laskis übertrieben. Der polnische „Prinz“ wurde am Hofe als Gast geehrt, wie später und früher andere auch [35]), aber für die Ansicht, daß er die Leicester, die Sidney u. a. aus ihren angeblichen Gemütsrekollektionen aufgestört, ja die in klösterlichen Trübsinn versunkene Königin Elisabeth völlig verwandelt habe, müßte doch erst der Schatten eines Beweises beigebracht werden. Eher noch dürfte Laski wider seinen Willen, wenn man einige Schadenfreude beim Hofe voraussetzt, in der Periode seiner völligen Verarmung die Heiterkeit geweckt haben. Aber die ganze Kraushar'sche Inscenierung hat lediglich den Zweck, einer kleinen und harmlosen Vermutung des schon öfters citierten Christian Bartholmèß ein breites

[35]) Man vergleiche hierzu z. B. die Ausführungen in Albert Cohns Shakespeare in Germany XII sqq.

Bett zu bereiten und ein kleines Fäserchen durch gärtnerische Treiberei zu einer Prachtblume zu entwickeln.

Bartholmèß, den eine große Belesenheit, aber eine sehr stumpfe Kritik auszeichnet, hat die Vermutung ausgesprochen, daß „dieser Pole (Laski) dem Shakespeare einige Züge zu dem Höfling auf Reisen in Loves labour lost (I sc.: 1 u. 2) geliefert habe" und citiert namentlich die Stelle in der Rede des Königs, der auf Birons Frage, ob denn in ihrer freiwilligen Kasteiung „kein Scherz zur Stärkung" gewährt würde, antwortet:

„O ja! Ihr wißt, an unserem Hof verkehrt
Ein Reisender aus Spanien; ein Exempel
Der neu'sten Mod', in Feinheit wohl belehrt,
Deß' Hirn Sentenzen ausprägt, wie ein Stempel:
Einer, dem die Musik der eignen Stimme
So süß dünkt als ein überirdisch Tönen;
Das Muster eines Mann's, den ihrem Grimme
Unrecht und Recht gewählt, sie zu versöhnen.
Dies Kind der Laune, Don Armado heißt er,
Erzählt mit schwülst'gem Wort in Mußestunden
Das Thun und Wirken hoher Waffenmeister
Aus Spaniens Glut, im Strom der Zeit entschwunden.
Ich weiß nicht, edle Herrn, wie ihr ihn schätzt,
Doch wahr ist, daß sein Lügen mich ergötzt,
Und daß er meine Sänger mir ersetzt."

Darauf Biron:

„Armado ist der Mod' erlauchter Hort,
Und funkelnen von Phras' und selt'nem Wort."

Daß hier nun aber doch von einem Spanier und nicht von einem Polen gesprochen wird, erklärt Bartholmèß unter Berufung auf Fuller [36]) und Castelnau [37]) damit, daß Shakespeare einer damals sehr *volkstümlichen* Abneigung der Engländer gegen die Spanier entsprechend diese Metamorphose in der Nationalität seines Spotthelden vorgenommen habe. — Obwohl es nun aber in „Loves labour lost" eine Reihe von Stellen giebt, die mit größerer Anpassung noch auf Laski gedeutet werden könnten — ich hebe insbesondere die kräftige Charakteristik, die Holofernes entwirft, hervor:

„Novi hominem (den Armado) tamquam te: Sein Humor ist hochfliegend, seine Redeweise gebieterisch, seine Zunge pfeilscharf, sein Auge ehrsüchtig, sein Gang maje-

[36]) Fuller Worthies of England III, p. 126.

[37]) Castelnau de Mauvissière Mémoirs II, c. 3.

stätisch und sein Betragen überall pomphaft, lächerlich und thrasonisch. Er ist zu erlesen, zu verschniegelt, zu zierhaft, zu absonderlich, so zu sagen; ja, daß ich mich des Ausdrucks bediene, zu ausländerisch. — Er zieht den Faden seiner Loquacität feiner, als es der Wollenvorrat seiner Gedanken verträgt" —

und obgleich auch das ganze Verhältnis Armados zum Könige und seinen Hofherren eine gewisse Analogie zu den Beziehungen Laskis zur Königin und Leicester, Sidney, Dyer u. a. zu haben scheint, so ist doch nicht abzusehen, warum der Narr nicht dennoch direkt aus Spanien bezogen sein soll, „ein Kind der heißen spanischen Phantasie", wie Shakespeare selber sagt. So wahr und lebensvoll ist allerdings das Pedantenpaar Armado und Holofernes gezeichnet, daß man schon längst in ihnen wirkliche Personen der Zeit des Dichters hat erkennen wollen, in Armado einen eitlen Phantasten Monarcho, wie Shakespeare selbst einmal (III, 1) ihn nennt, in Holofernes den italienischen Sprachmeister Florio; im Grunde aber bedarf die lebenswahre Schilderung Shakespeares solcher Urbilder nicht. Daß er in Armado sich das Vergnügen gemacht habe, den Thraso der lateinischen Bühne nach seiner Art zu formen, läßt er den Holofernes ausdrücklich genug verraten.

Muß nun aber ein Zeitgenosse zu dem Bilde des Phrasen dreschenden Ritters gesessen haben, so ist es doch schwer, sich den polnischen Magnaten dafür zu denken. Thatsächlich war Shakespeare während seiner Anwesenheit in London noch nicht, wie Kraushar mit schwungvollen Redensarten behauptet, in der Hauptstadt, und — da das Lustspiel erst mehrere Jahre später entstanden sein kann — anzunehmen, daß der Eindruck Laskis noch nach Jahren in England nicht verlöscht gewesen sein sollte, das hieße doch die Tiefe und Energie desselben gar arg übertreiben. Und dann: was Laski in England zu einer komischen Person machte, die netzartige Durchlässigkeit seiner Geldbörse und darnach die Flucht vor den Gläubigern, das stimmt doch zu Armado nicht, der ein bettelarmer Schmarotzer sein Leben lang gewesen. — Wenn aber trotz alledem und alledem Shakespeare doch an den polnischen Ritter bei der Schaffung einer Spottfigur gedacht haben sollte, so könnte ich gleichwohl ebenso wenig mit Herrn Kraushar darin „eine unerschöpfliche Fundgrube für den Forscher der Sittengeschichte der beiden Nationen" erkennen, wie mit einem anderen polnischen Patrioten die Kenntnis Shakespeares vom polnischen Volke aus dem Namen — Polonius — aus dem charakterlosesten

Charakter deducieren. — So schlägt die Eitelkeit sich selbst, auch die patriotische! —

Wohl aber will mir scheinen, daß man ein gutes Recht hat, in Shakespeares Loves labour lost lebendige Menschen unter der Hülle der poetischen Gestalten zu suchen. Nur muß man nicht bei den tausendmal sich wiederholenden Typen der Narren, Schulfüchse und Pedanten schürfen wollen. Von allen Dramen Shakespeares sind die Stoffquellen schon bekannt und überall sind sie als Ausgangspunkt für das Verständnis seiner Kunst, für das Begreifen seiner Absichten, für das Erfassen seines genialen Hochflugs verwendet worden. Nur von Loves labour lost hat man keine Quelle gefunden, eben weil seine Quelle — wie man richtig herausgefühlt — die Wirklichkeit, die angeschaute Erfahrung, die zeitgenössische Geschichte ist. Nicht davon will ich reden, wie sich in diesem Drama mehr als irgendwo anderwärts der litterarische Aufruhr der Jugendzeit des Dichters abfärbt, wie hier der Euphuismus, der vielsprachige Maccaronismus, die Dehnphrasenrhetorik, das Schäferwesen, das lyrische Süßholzraspeln u. dgl. an den Pranger des Spotts gestellt werden. Sie sind so unmittelbar aus dem Getümmel jener litterarischen Kämpfe genommen, daß man die standard works und die Autoritäten nennen könnte, auf welche der Pfeilregen geschüttet wird. Mehr aber noch stehen die Figuren der Handlung — der an sich so winzigen Handlung, daß sie kaum ein Interesse zu wecken ausreicht —, mit der Wirklichkeit, mit dem Leben in einer innigen Kongruenz, und aus dieser Identität entspringt eine lebensvolle, packende und aufreizende Bedeutung der ganzen Dichtung. Denn wie ganz anders hebt sich ihre Wucht, wenn man für das romantische Navarra an England selber denkt und für den namenlosen König die große Königin Elisabeth einsetzt. Dann freilich muß sich auch die wiederum namenlose Prinzessin von Frankreich in ein masculinum zurückbilden und den Prinzen Franz von Anjou bedeuten, und die hüben und drüben neben den Hauptpersonen stehenden Trifolien müssen ihre Stellung nach dem Geschlechte wechseln. So fein und zierlich erscheint alsdann die trotzige „virginity“ Elisabeths zu einer Schrulle abgedämpft, daß der Dichter — trotzdem die verstümmelten Arme des Puritaners Stubbs und des Druckers Page lehrten, wie heikel die Berührung dieses Themas ist — mit vollem Rechte hoffen durfte, der Königin selbst über den nun längst verklungenen Roman ein Lächeln abzugewinnen. Und wer die Rolle des Simier in der Werbung des französischen Prinzen kennt und seine Reibungen mit dem eifersüchtigen Leicester,

der wird auch für den Boyet des Dramas das Urbild nicht verkennen. Und wie in Wahrheit trotz aller Zuneigung und trotz Verlöbnis der französische Prinz mit einem bloßen Versprechen und einer vagen Vertröstung auf eine Frist abziehen mußte, so schließt das Drama auch, wie Shakespeare selbst sagt, ganz ungewöhnlich, „so daß Hans die Grete nicht erhält“ mit einem „übers Jahr vielleicht“.

Um einen völlig überzeugenden Eindruck von der Wahrscheinkeit des Zusammenhangs des Dramas mit der Geschichte der Werbung des Herzogs von Anjou hervorzubringen, müßte ich tief in die Einzelheiten eindringen, was uns freilich noch viel weiter ab von unserem Thema führen würde. Nur das eine muß noch, um auf dasselbe von der Abschweifung zurückzukommen, hervorgehoben werden, daß auch bei einer solchen Zurückversetzung der Dichtung in die Geschichte für Laski kein Platz herauskommt, denn als Laski in London erschien, war die sogenannte Liebesaffäre längst zu Ende. Auch das zur Unterstützung der Bartholmèßschen Vermutung von der Identificierung Laskis mit Don Armado herangeholte Argument, daß im Drama „Der König und seine drei Hofherren“ sich als „Moskowiter“ verkleiden, verliert doch seine Bedeutung, wenn man in Betracht zieht, daß Shakespeare Russen und Polen sehr wohl zu unterscheiden wußte, und daß in den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts die russischen Gesandtschaften in London einander auf dem Fuße folgten. Auch von dieser Seite wird die Wahrscheinlichkeit, daß Shakespeare von Laski etwas gewußt habe, nicht gefördert. Viel interessanter aber wäre die Frage, ob Shakespeare John Dee und sein mystisches Treiben gekannt habe. Doch darauf kommen wir weiter unten noch zurück.

Welche Zwecke auch immer John Dees Reise nach Polen an der Seite Laskis gehabt haben mochte, er erlebte die furchtbarsten Enttäuschungen. Hatte er vielleicht geglaubt, seine durch den Wojewoden stark mitgenommenen Vermögensverhältnisse wieder herzustellen, so war er vielmehr alsbald Zeuge, daß Laskis letzter Versuch, sein väterliches Erbe in Oberungarn (Käsmark) den Gläubigern zu entreißen, scheiterte, und er, wie Richard Baker [38]), der ein Jahr nach den Oxforder Festivitäten in Krakau war, mußte die Bemerkung machen, „daß der ehemalige Besitzer der 50 Schlösser, verarmt und herabgekommen“ nur noch von Darlehnen und Verschreibungen seines

[38]) Chronicle of the Kings of England s. a. 1593 und darnach Wood, Antiq. 300.

Hausgutes sich über Wasser halten konnte. Rechnete der Magier darauf, durch den Wojewoden Einfluß und Anerkennung beim Könige Stefan zu gewinnen, so mußte er vielmehr mit eigenen Augen die Verwickelung seines Beschützers in einen Hochverratsprozeß mit ansehen, aus welchem Laski zwar, indem er offen den Ankläger seiner ehemaligen Freunde machte, mit heiler Haut sich herauszog, aber das in der Seele des Königs doch bestehende Mißtrauen konnte er nicht tilgen. Während der entscheidenden Peripetieen dieses Prozesses, in welchem angesehene Magnaten Leben und Ehre einbüßten, hielten John Dee und seine Begleiter es für geraten, ihren Wohnsitz von Krakau nach Prag zu verlegen. In Krakau, wo die Zahl der Astrologen und „Occultisten" nicht gering war, scheint der englische Mystiker auch mit der Universität Beziehungen angeknüpft zu haben. In dem sehr beachtenswerten Katalog seiner Bibliothek, der in zwei autographischen Aufzeichnungen noch vorhanden ist, und den Halliwell veröffentlicht hat, ist angegeben, daß er die griechische Übersetzung des Boëthius de consolatione sowie der disticha Catonis und des Aphthonius progymnasmata von Maximus Planudes der Jagiellonenbibliothek zum Geschenk gemacht habe. Das Buch findet sich in der That noch heute in der Universitätsbibliothek mit der von Dees eigener Hand geschriebenen weitschweifigen Widmung [39]). Übrigens scheint Dee

[39]) Da dieser Umstand noch von niemandem bemerkt worden ist, setze ich die Widmung hierher: „Vt praeclarissima Vniuersitatis Cracouiensis bibliotheca, omnium iam olim artium et scientiarum libris mirifice ornata, vno saltem adhuc raro valde esset monimento ornatior, tam propter reipublicae literariae emolumentum aliquod, aliquando, inde futurum, quam ut mea per hoc tale quale munus erga gravissimum doctissimum decretissimumque virum, reverendum dnum Martinum Pilznensem, canonicum Cracouiensem s. theologiae doctorem ejusdemque vniuersitatis dignissimum rectorem, et alios optimarum artium professores studiososque, contestata esset beneuolentia et officiorum meorum praestandorum promptitudo, hoc opusculum valde antiquum Maximi Planudis, monachi Constantinopolitani ex illustrissimi illius Boëthii consolatione philosophiae Latina, Graeca versione conscriptum, ego Johannes Dee, Anglus, philosophiae christianae et mathematicarum artium studiosus eidem bibliothecae in perpetuos studiosorum vsus do, immo lubentissime et humillime propria manu offero. Novembris die 24 a. d. 1584. Joannes Dee Londiniensis. Adjunguntur etiam Catonis Romani *Γνῶμαι προτρέπτικαι* libris quinque, ab eodem Maximo Planude ex lingua sua Latina in Graecum conuersae sermonem." Es ist ein Papiercodex aus dem 15. Jahrhundert von 59 beschriebenen und 5 leeren Blättern (vgl. Wislocki, Katalog rękopisów bibl. univ. Jag. p. 195, Nr. 620, FF. V, 4). Was das Datum der Schenkung betrifft, so steht bei Halliwell, p. 72: I gave this booke to Cracovia Library a. 1584. July 28.

nirgends fleißiger als in Krakau Spiritismus getrieben zu haben. Die Libri mystici appertorii Cracoviensis sind zahlreich. Wieviel Casaubonus davon abgedruckt, und ob namentlich auch die 48 claves Angelicae „in der Sprache der Engel mit interlinearer englischer Übersetzung" Cracoviae diversis temporibus receptae dabei sind, kann ich nicht sagen.

Erst als Laski aus seinem Prozeß mit Anstand hervorgegangen und einigermaßen bei dem Könige wieder in Kredit gelangt war, ließ er John Dee im Frühjahr 1585 zurück nach Krakau kommen. Da diesem inzwischen aber die Mittel ausgegangen waren, und der „Engel Levaniel" auf die Frage, wie man Gold machen könne, nur mit einem unverständlichen Abracadabra erwiedert hatte, wurde Dee dringlicher und schrieb an die Geister einen beweglichen Brief, worauf „eine Stimme" den höchst praktischen Rat gab, möglichst bald Schmuck, Hausrat, Kleider, alles, worauf die Pfandleiher etwas geben, zu versetzen. Übrigens hatten sich die Geister in den östlichen Angelegenheiten immer mehr orientiert. Von dem elenden Tode König Stefans sprachen sie nicht mehr; im Gegenteil prognosticierten sie ihm ab und zu eine große Zukunft. Dahingegen wurde die Thronfolge Laskis nicht mehr so oft und so zuversichtlich betont, vielmehr kamen Bedenken auf, ob es ratsam gewesen, sich mit einem so „gottlosen Manne" einzulassen. Vor der vom Könige den Wunderthätern eingeräumten Audienz findet eine überaus charakteristische Konversation zwischen den Geistern und Laski statt. „Willst Du", fragt der Geist, „daß ich den König Stefan vor Deinen Augen vernichte, oder willst Du, daß ich ihn gesund mache, damit er Dein Wohlthäter werden könne?" Der Magnat mußte sich erinnern, daß schon in London die Geister von „besondern Mitteln" sprachen, durch welche dem Geschick in Betreff der Thronerledigung nachgeholfen werden könne. Laski verbat sich die Gewaltthätigkeiten. Darauf fragt der Geist, in welcher Sprache er mit dem Könige reden solle. Laski erwidert: „Ungarisch". „Ah", beeilte sich der Geist zu sagen, „die ungarische Sprache liebe ich nicht, sie ist voll Ungenauigkeiten." Er sprach lateinisch.

Übrigens prallte der ganze Zauberschwindel an dem klaren, ruhigen und vernünftigen Sinn König Stefans ab. Seine Einrede gegen die Geisterseherei und Prophetenspielerei ist vernünftig und eines schlichten katholisch gläubigen Mannes würdig. Er ließ sich die spiritistischen Manipulationen vormachen, hörte geduldig die mit allerlei Bußprediger-Tiraden gespickten, völlig nichtssagenden Zukunftsschilderungen, die sich auffällig auf dem Niveau der politischen Einsicht eines Kammerdieners hielten, an und entließ die Fremden mit

kühler Höflichkeit. Ein nochmaliger Versuch John Dees, den König durch alchymistische Lockungen zu interessieren, scheint noch frostiger zurückgewiesen worden zu sein. Vermutlich waren die 800 Gulden, die an Laski aus der königlichen Kasse dem vorhandenen Kontobuche zu Folge gezahlt wurden, Stefans Dank für die genossene Unterhaltung.

Noch schlimmer erging es John Dee am Hofe Kaiser Rudolfs II, dem Strebeziel aller damaligen Occultisten und Wanderphilosophen. Aber der englische Geisterseher brachte eine Spielart transscendentaler Träumereien, für welche auf dem Hradschin, wo sonst alle Teufelskünste — und der Wahnsinn auch — ihr Wesen trieben, kein Platz mehr war. Zwar ließ sich der Kaiser ebenfalls wie König Stefan als „Sündenknüppel" mit einer Kastigationsrede andonnern und sich allerhand Großthaten prophezeihen, aber er fand doch, daß der Magier „bei seiner Rede zu oft auf die Knieen falle", was wohl englische Hofsitte war, und ließ mit Mißtrauen das Wesen dieser englischen Geheimwissenschaft von fachkundigen Leuten untersuchen. War Dees sogenannte allgemeine Reformation auf Grund der Enthüllungen durch die „Geister" und auf Grund der neuen Bibel in der „Engelsprache" eine Karrikatur, so sah er neben sich in dem Italiener Pucci einen Konkurrenten in Prag, der auch eine allgemeine Reformation anstrebte, aber freilich in einer abweichenden Art. Bald waren die Weltverbesserer in Hader, Pucci denunzierte Dee, der Klerus fing an, sich einzumischen. Dee mußte Prag verlassen, er ging bald nach Erfurt, dann nach Leipzig, dann wieder nach Prag, bis ihm sein neuer Gönner, der Oberburggraf Wilhelm v. Rosenberg, an den er von Laski empfohlen war, ein sicheres Asyl in Wittingau in Böhmen[40]) darbot. Inmitten der Wirrnisse, die John Dee betrafen, schmerzte ihn am meisten die zunehmende Entfremdung Eduard Kelleys. Dieser war dem genius loci entsprechend immer bestimmter von der Geisterwissenschaft zur Naturwissenschaft übergegangen und lebte und webte nur noch in Alchymie, für den lapis philosophorum, namentlich aber für die Goldtinktur. Damit hat er schließlich sich die Gunst des Kaisers zu erwerben gewußt, die freilich, als die Täuschung sich nicht mehr verbergen ließ, in Zorn und Strafe umschlug. Für den mystischen Schwärmer Dee stand diese Frage erst in zweiter Linie, ihm war das Rufen und Flüstern der Geister durch Kelleys Mund die himmlische Offenbarung, die er in vollen Zügen in sich aufnahm.

[40]) Das ist das in Dees Tagebüchern genannte Trebonia vom čechischen Třbon, sowie das dort oft erwähnte Cremona Kruman in Böhmen bedeutet, das auch zum Rosenbergschen Besitz gehörte.

Allein auch die Geister bereiteten ihm große Not. Alle die schönen Prophezeihungen gingen in die Brüche. Am 12. Dezember 1586 starb der König von Polen, nicht, wie die Geister gesagt hatten, im Elend und Krieg, sondern in seinem Schlosse, verklärt von der Liebe und Anerkennung seines trauernden Volkes. Laski wurde nicht sein Nachfolger, ebensowenig wurde es Rudolf II, dem die Geister gleichfalls den Thron versprochen hatten; und noch weniger wurde es der Burggraf Wilhelm von Rosenberg, den die Geister ebenfalls mit der sichern Zusage dieses Throns genarrt hatten. Von dem schwedischen Prinzen, der die Krone wirklich erhielt, hatten weder die Geister noch die Engel etwas gewußt. Ebensowenig erhielt Laski die Moldau, aber Thronwechsel waren für Laski immer die Quelle gewesen, seine ruinierten Vermögensverhältnisse zu restaurieren, und wenn wir sahen, daß er am 7. März 1587 im Stande war, 3300 Dukaten an Dee vermutlich als Abschlagszahlung auf seine Schuld zu zahlen, so wird über den Zusammenhang dieser Finanzreform kein Zweifel obwalten können. Dee konnte froh sein, wenigstens etwas erhalten zu haben, denn der päpstliche Legat Horatio Spannocchi schätzt die Schulden, die Laski aller Orten in Deutschland, Frankreich, England und Polen kontrahiert hatte, auf mehr als eine Million Dukaten. Im Juni 1587 und im Juli 1588 besuchte Laski den Magier in Wittingau noch, eine Reise, deren Kosten vermutlich der betrogene Graf von Rosenberg tragen mußte. Einen Monat nach dem letzten Wiedersehen trug Laski den Lohn für die dem schwedischen Prinzen geleisteten Dienste davon, denn er erhielt die einträgliche Starostei Marienburg in Livland, und fortan betrieb er wieder große Pläne — jetzt in maritimem Kreise. Er wollte einen Exporthandel mit Spanien und Italien anknüpfen, seinen Sohn nach Jerusalem segeln lassen, aber von der Moldau, von Türkenkriegen, von Religionsverbesserungen und von der neuen Bibel ist keine Rede mehr. Ab und zu hörte John Dee noch etwas von ihm, 1593, wie es scheint, zum letzten Mal. Der greise Magier, dem während seines Aufenthalts in Wittingau noch durch Edward Garland die Einladung des Zaren Fedor Iwanowicz nach Moskau unter ansehnlichen Anerbietungen überbracht worden war, hatte den Mut verloren; er kehrte in sein mittlerweile verwüstetes Laboratorium in Mortlake zurück.

Allerdings hatte Dee während seiner Abwesenheit oft an die Königin, an Walsingham, an Dyer und andere hervorragende Personen geschrieben und zuweilen auch von den letzteren Briefe und Besuche von vornehmen Engländern erhalten. In Woods Athenae

Oxonienses (I, 519) wird erzählt, daß die polnische Krone nach Stefans Tode dem Verfasser der Arcadia, dem Sir Philip Sidney, angeboten worden sei, und daß nur der Einspruch Elisabeths hindernd in den Weg getreten wäre. Sie hätte zwar ihrem Liebling ein solches Avancement gegönnt, mochte aber doch ihr Vaterland und ihre Regierung eines solchen Kleinods nicht berauben. — Wer hat angeboten? Daß in Polen irgend jemand den Kavalier und seine Lyrik gekannt habe, möchte ich stark bezweifeln. Es kann also nur eine Machenschaft entweder Laskis oder John Dees gewesen sein, die von Elisabeth schwerlich sehr ernst genommen wurde. Sonst aber läßt nichts darauf schließen, daß der Verkehr Dees mit der Königin einen politischen Inhalt hatte. Der Schwerpunkt seines Lebens lag in der Zeit vor seiner Bekanntschaft mit Laski. Seine Bedeutung liegt in seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Der berühmte Staatsmann Disraeli würde ihm gerechter geworden sein, wenn er diese ans Licht gebracht hätte, statt ihn als „Kuriosität" vorzuführen. Freilich ist es überaus demütigend, daß am Ende des 19. Jhdts. noch unter allerlei Verkleidungen von Wissenschaft und Naturerkenntnis ein Wahnglaube sich ausbreiten darf, gegen welchen sich das Ende des 16. Jhdts. schon ablehnend verhalten hat. Es kann ja wohl sein, daß Warton Recht hat, wenn er die Ansicht ausspricht, daß die Partie der Zauberei in Shakespeares Sturm gegründet ist auf die Gattung der Philosophie, welche John Dee zu eigen war, aber man hüte sich, Shakespeares auf die Bühne gestellten Geister, jene wundersamen Materialisierungen innerer Seelenvorgänge, welche alle Welt und zu jeder Zeit zum Glauben an sie zwingen, mit jenen unheimlichen Gesichten in Parallele zu bringen, die, von dem raffinierten Truggeist eines Edward Kelley gezüchtet, nur einem alt und morsch gewordenen einsamen Schwärmer, einem von der Unehre mißbrauchten Träumer Vertrauen und Glauben an ihre Wahrheit einzuflößen vermochten. Man hüte sich — nur weil sie zufällig Zeitgenossen waren — einen Prometheus mit einem wahnbethörten Goldmacher und seinem Tranceredner in entweihende Berührung zu bringen. Die Gebildeten jener Epoche haben, auch wenn sie Dees Gelehrsamkeit und seine geographischen Kenntnisse hochhielten und würdigten, an sein Geistertreiben nicht geglaubt. Das kann man allenfalls Disraeli zugeben: Rosenkreuzer, Emanuel Swedenborg und unsere Spiritisten mögen in John Dee den Vorläufer ihrer Weisheit feiern.



Die Geschichte des Sitzens.

Von Dr. A. v. Eye.

Eine Geschichte des Sitzens? wird man fragen, ungeduldig, ehe man nur angefangen hat, zu lesen. Haben denn die Menschen nicht immer gesessen wie gegenwärtig?

Freilich mutet die heutige Wissenschaft uns viel zu! Sie will uns sogar glauben machen, daß die Menschen einmal wie die Affen auf den Bäumen umhergeklettert seien. Und wenn es ihr gelingen sollte, dieses nachzuweisen, wäre schon dadurch eine Geschichte des Sitzens in Sicht gestellt. Denn der Mensch wird nicht in unvermitteltem Übergange vom Ast zum Sessel gelangt sein und bedurfte es dazu Vorbereitungen, so ist auch eine Weiterbildung der Thatsache nicht ausgeschlossen. — Ist doch bis jetzt nicht einmal das ganze Menschengeschlecht zum Sitzen gelangt. Ein großer Teil hat es erst bis zum Hocken gebracht und auch darin verschiedene Eigenarten ausgebildet. Ja, selbst dieses Vorzuges sind nicht einmal alle Völker teilhaft geworden. Die Wilden untersten Grades kauern nur am Boden und zeigen in dem geringen oder größeren Maße von Haltung, das darin sich herausgebildet, ein mehr tierisches oder menschlich fortgeschrittenes Empfinden. Finden wir bei genauerer Beobachtung doch auch, daß in der heutigen Welt der Gesittung verschiedene Nationen, ja Gesellschaftsklassen und sogar einzelne Teilnehmer, wie im Benehmen überhaupt, so auch in der Art des Sitzens Eigentümlichkeiten bekunden, die auf besondere Charakterbildung schließen lassen. Die in Rede stehende Kunst ist ein Ergebnis der Kultur, ist

demnach an deren Entwickelung gebunden. Es giebt eine Geschichte des Sitzens.

Wie der Fortschritt menschlicher Bildung sich nicht allein im Wesen der Persönlichkeit, auf moralischem oder geistigem Gebiete vollzieht und als Sache der Gemeinschaft nach Mitteilung, Ausdruck und Gestalt strebt, aus verfeinerter Empfindung, lebhafterem Gefühl, tieferem Bedürfen und weiterem Wollen geeignet scheinenden Mitteln der Bethätigung nachgeht, so schafft jene unausgesetzt für die allgemeinen wie die besondersten Verhältnisse Unterlagen und eine Fassung, wie sie in jedem Falle dem bewegenden und bewegten Gehalte des Daseins entsprechen. Wie in anderen Fällen sind wir namentlich in dem unsrigen für die Vergangenheit auf die Zeugnisse angewiesen, die sie selbst über sich hinterlassen hat. Da aber kaum jemals einem Berichterstatter einfallen konnte, über eine so geringfügige Sache sich auszulassen, wie in jedem einzelnen Falle das Sitzen der Menschen sie vorführt, so sind wir ganz auf bildliche Darstellungen angewiesen, wie sie glücklicherweise keiner Epoche fehlen, die für uns in Betracht kommt.

Wie nicht anders vorauszusetzen, war das älteste Kulturvolk, dem wir begegnen, bereis ein sitzendes. Wie die alten Ägypter ihre sitzenden Figuren darzustellen pflegten, ist durch bildliche Überlieferungen hinlänglich bezeugt. Wer für die behandelte Frage Interesse hegt, kann aus den steinernen Kolossen, die bereits auch zu unseren Museen den Zugang gefunden, wie aus den Grabmalereien, die in immer größerer Zahl an das Licht treten, sich genau unterrichten. In steifer Haltung, mit geradem Rücken und Nacken, Schenkel und Knie in rechtem Winkel gebogen, die Arme eng an Hüfte und Oberschenkel gelegt, sitzen diese Figuren da. Freilich könnte man meinen, daß diese Haltung, die uns so gezwungen erscheint, nicht sowohl dem Leben nachgebildet, als vielmehr dem ausführenden Künstler, wenigstens dem Steinmetzen, durch das zu behandelnde spröde Material vorgeschrieben sei. Doch kommt dieselbe Haltung, wenigstens in den Grundzügen, bei den Malereien vor, wo die äußere Nötigung wegfiel. Aber wer Gelegenheit gehabt, die Nachkommen jener ältesten Nilanwohner zu beobachten, wer je einen ägyptischen Fellah vor seiner Hütte sitzen sah, konnte sich überzeugen, daß derselbe mit dem inneren Gehalte jener frühesten Kulturepoche auch das äußere Gebahren derselben festgehalten. Wie Bilder aus der Pharaonenzeit sitzen diese Leute da, mit dem Rücken gegen die zerfallenden Mauern der Hütte gekehrt, deren dunkles Innere die karge Habe birgt, aus welcher sie

den Reiz ihres armen Daseins entnehmen — mehr einer Schildwache ähnlich, die gegen etwaigen Angriff gerüstet ist, als dem Herren, der behaglich an seinen gesicherten Besitz sich anlehnt. Die Füße sind in gerader Richtung aneinander gerückt; die Hände ruhen auf den Knieen und sind, wenn nicht die eine den Vorzug hat, das Rohr des schnarchenden Tschibuks zu regieren, so unbeweglich, wie die Granithände der tausendjährigen Kolosse. Wie bei diesen erscheinen Rücken und Nacken in steifer Haltung, der Kopf erhoben, der Blick, ohne etwas zu suchen und festzuhalten, ins Leere gerichtet. Die leise Rede durchbricht nur sparsam das Schweigen eines traumhaften Daseins. Und solche körperliche und geistige Verfassung muß noch die Überlegenheit des Familienoberhauptes bekunden. Um dieses her liegen, kauern und hocken an der Erde die Angehörigen, wenig geschieden von den tierischen Hausgenossen, die hier zum Menschen in einem näheren Grade natürlicher Verwandtschaft stehen, als anderswo. — Einen interessanten Beleg zu dem Gesagten bietet die vor einiger Zeit in illustrierten Blättern wiedergegebene Photographie, auf welcher der Araber-Scheik Tippo Tip und der bekannte Afrikareisende Eugen Wolf sich nebeneinander haben darstellen lassen. Die steife Haltung des ersteren, die rechtwinkelige Biegung aller seiner Gelenke, die angelegten Arme erinnern durchaus an die Statuen der ägyptischen Könige, während die legere Anlehnung des Letztgenannten der neuesten Zeit angehört, die, hier so unmittelbar neben das fernste Altertum gestellt, fast einen komischen Eindruck macht. Übrigens wurde ja auch im Altertum das Sitzen in dem Grade als Vorrecht betrachtet, daß bei den Hebräern die einem Knechte gewährte Erlaubnis, sich in Gegenwart seines Herren eines Sessels zu bedienen, als Freilassung desselben angesehen wurde.

Mit den oben gegebenen Zügen sind auch die sitzenden Gestalten des alten Ägyptens umrissen. Nur sind die Figuren der Götter und Könige, die wir meistens dargestellt finden, immerhin von einem anderen Bewußtsein getragen, als die unterdrückten Nachkommen ihrer einstigen Verehrer. Die Sessel bestehen anfänglich aus massiven Würfeln, in welcher Form sie der ursprünglichen Haltung der Sitzenden vollkommen Genüge leisteten. Daß wir in diesen Würfeln aber wirklich die alten Sessel, nicht etwa nur ein notdürftiges Auskunftsmittel der Bildhauer vor uns haben, denen es vielleicht nur um eine kunstlose Unterlage für ihre Figuren zu thun war, beweisen die noch heute bei den Anwohnern Ägyptens, den Nachkommen des alten Königreiches Meroe, in Gebrauch befindlichen Sitzblöcke, in welchen sie ohne

Zweifel Zeugnisse einer Kultur bewahrt haben, die der alten ägyptischen nicht nachzufolgen vermochte. Ja, wir erkennen, daß selbst diese Würfelform einen Fortschritt bekundet. Denn wie wir im dunklen Erdteil nach Süden fortschreiten, werden die Sitze immer niedriger und bilden endlich nur noch eine Unterlage, die den Hockenden vom Erdboden trennt. — Zum Sessel im heutigen Sinne nimmt der Würfel erst den Ansatz, indem im Rücken des Sitzenden allmählich in gerader Linie eine Lehne emporsteigt, die endlich den unteren Rand der Schulterblätter erreicht. Die ursprüngliche steife Haltung wird kaum merklich gelöst; nur ein schwaches Anlehnen des Körpers nach hinten bereitet Bewegungen vor, die erst auf ganz anderem Boden der Kulturentwickelung zur Entfaltung gelangen. Auf den altägyptischen Grabstelen, die nicht selten auch Mann und Frau neben einander sitzend vorführen, finden wir noch keine Spur des Zuneigens und Anschmiegens der Gatten, wie sie auf ähnlichen griechischen Denkmälern oft mit so großem Reize zum Ausdruck gebracht sind.

Malereien der Ägypter aus späterer Zeit, in welchen wir das ganze Leben derselben wiedergegeben finden, beweisen indeß, daß man auch hier auf die Dauer der Annehmlichkeit einer weniger strengen Haltung keineswegs abgeneigt war. Ein kostbar ausgestatteter Tragsessel zeigt bereits eine nach hinten übergeneigte und mit einem Teppich behangene Lehne. Man findet sogar Ruhebetten, die der neuesten Gestaltung unserer Sofas ziemlich ähnlich sehen, und Lehnstühle, die mit Polstern versehen zu sein scheinen. Aber derartige Ausstattungsstücke kommen selten vor und eben die Kostbarkeit ihrer Ausstattung deutet darauf hin, daß sie nur in den höchsten Gesellschaftsschichten vorkamen. — Im gewöhnlichen Leben, namentlich bei Beschäftigungen, welche ein Sitzen erforderlich machen, bleiben kleine, dreibeinige Sessel in Gebrauch, die leicht gebaut und aus Rohr gebunden zu sein scheinen.

In den altasiatischen Reichen, deren bildliche Darstellungen allerdings vorzugsweise nur die Herrscher, sowohl Könige wie Königinnen, sitzend vorführen, thronen diese in engen Sesseln, die um so weniger etwa freie Bewegungen zulassen, als die Rückenlehne gerade aufsteigt und auch die Armlehnen hoch hinaufreichen. Der Sitz ist so hoch, daß das Ruhen der Füße eine Bank unter denselben notwendig macht. Der Bau des ganzen Gerätes ist leicht; die einzelnen Teile sind mit Schnitzwerk reich verziert; ein bunter Teppich ist über die Lehne gehangen. Es hatte offenbar mehr den Zweck, in vorkommenden

Fällen den ruhenden Herrscher mit den umher stehenden Vasallen in gleiche Höhe zu bringen, als häufiger einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren. Unter den Ausgrabungen von Kojardschuck zeigt ein Relief den König Sanherib, unter einer Weinlaube mit seiner Gemahlin den Becher leerend. Die letztere nimmt noch einen Sessel ein, wie er eben beschrieben, hinter welchem Dienerinnen ihr Kühlung zufächeln. Der König zeigt sich auf einem Polsterbett in halberhobener Haltung. — Auf altindischen Denkmälern erscheinen Götter und Menschen noch in hockender Stellung. Sind sie auch mit Kissen als Unterlagen versehen, erscheinen doch die Füße meistens hinaufgezogen.

Begeben wir uns aber zu den Völkern des klassischen Altertums, den Griechen und Römern, drängt sich uns wohl schon vor der näheren Untersuchung die Frage auf, ob diese auch in der einfachsten Äußerung des Lebensvollzuges, wie das Sitzen sie bedingt, jenen Geist der Überlegenheit, die Haltung bekunden, bis zu welcher sonst kein Volk es gebracht hat. Wir wissen ja freilich längst, daß das klassische Altertum in seinem inneren Wesen nicht jenem idealen Glanze entsprach, mit dem es aus Kunst und Dichtung uns entgegentritt. Wir wissen, daß damals sowohl wie später einzelne bedeutende Vertreter des Volkes in ihrem Streben, Thun und Lassen Antriebe bekundeten, die mehr in ihrer eigenen edleren Natur als in ihrer Nationalität begründet waren. Dennoch zeigen die Abbildungen jener entlegenen Zeit, selbst die der gewöhnlichsten Art, daß ihrem Leben eine Haltung inne wohnte und bis zu dem hier besprochenen Punkte in einem Adel der Erscheinung sich ausprägte, der bezeugt, daß wir es mit anders gearteten geschichtlichen Elementen zu thun haben, als bis dahin in der Entwicklung der Menschheit aufgetreten waren.

Was waren denn im Grunde die Töpfer des alten Hellas, was bedeuten die Darstellungen, welche sie in kunstlosen Umrissen ihren Vasen und Schalen einzeichneten, daß alles darin ausgedrückte Leben bis zu seinem alltäglichen Verlaufe in so Achtung gebietender Gestalt uns entgegentritt? — Waren sie nicht Handwerker in gemeinem Sinne? Stellten sie nicht dar, was sie um sich sahen oder was in ihrer Unterhaltung lebte, und führten sie es nicht aus, wie sie es sahen oder wie es sich gestaltet haben würde, wenn ihre Vorstellungen in die Wirklichkeit übergetreten wären? Sie suchten sicher nicht, irgendeine Anregung zu geben, über die Wirklichkeit hinauszuführen. Gerade unter den hier bezeichneten Darstellungen, die das Leben von

der Kindheit bis zum Tode vergegenwärtigen, kommen sitzende Figuren, wie nicht anders vorauszusetzen, in reichlicher Anzahl vor. — Wir haben da keine besondere Art des Sitzens, diese oder jene vorherrschende Fügung oder Verschränkung der Glieder mehr zu verzeichnen, doch sieht man immer, daß es Mitglieder eines bevorzugten Volksstammes sind, die da sitzen! Der Vorzug besteht aber eben darin, daß nicht bloß die Nationalität sich mit ihrem einzelnen Vertreter auf den Sessel niederläßt, sondern daß sie diesem erlaubt, das, was er von seinen Vorfahren ererbt, von seinem Volke erhalten hat, in seiner eigenen Weise sich zu Nutze zu machen, nach dem Gehalte seiner Persönlichkeit selbst sitzend sich zu Genuß und vor anderen zu Ansehen zu bringen.

Und zwar findet dieses in fortschreitendem Maße statt. Wo thronende Götter dargestellt sind, denen man etwas vom alten Königtum beließ, um ihnen ein Ehrfurcht erweckendes Äußere zu verleihen, sind sie noch zum Teil in der Haltung vorgeführt, wie sie die Ägypter aufweisen. Aber deren Steifheit ist in majestätische Würde verwandelt. Wir sehen da noch Stühle, hoch und geradlehnig, wie bei den Assyrern; die Schulter berührt noch die Rückwand, aber wird nicht mehr dadurch gehalten. Die Arme betrachten die Seitenlehne als Grenze, nicht als Schranken der Bewegung. Der Sitz erniedrigt sich allmählich so weit, daß die Fußbank wegfallen kann. Aber auch wo diese noch vorhanden, ist sie mehr herangezogen und bildet für die Füße eine feste Stütze, welche die Haltung des Oberkörpers noch freier macht. Während noch bei den ältesten Kulturvölkern, so viel wir merken können, sowohl bei sitzenden wie stehenden und gehenden Personen Beine und Füße in gleichlaufender Richtung getragen werden, erscheint diese bei den Griechen von Anfang an mehr in der Weise, wie sie unserer Gewohnheit entspricht. Im ersten Falle sind die Kniee etwas zur Seite gebogen; in allen drei Fällen die Fersen zusammengerückt und die Fußspitzen nach außen gewendet. In dieser Haltung haben wir uns den olympischen Zeus des Phidias vorzustellen.

Die Thronsessel des heroischen Zeitalters finden sich zwar noch auf dem Harpyenmonument zu Xanthos. Aber bald gewinnt der griechische Sitz die Bedeutung einer ausreichenden Unterlage für jede Fassung des ruhenden oder bewegten Oberkörpers. Ist diese auch ausgegangen von dem Schemel, den wir schon bei den ältesten Völkern finden, so scheint der letztere da, wo der Grund zu höheren Kulturstufen gegeben war, sich schon vor Ausbildung der Form durch

Größe und Höhe seinen besonderen Zwecken zugebildet zu haben. Ein Schüler z. B. sitzt auf einer sehr niedrigen Bank, vornüber gebeugt in einer Schreibtafel studierend, den einen Fuß vorgerückt haltend, den anderen unter sich ziehend. Eine vornehme Frau dagegen hat sich auf einem so hohen Gestell niedergelassen, daß sie noch einer Fußbank bedarf, um in fester Haltung ihren Kopf der Hand einer Dienerin nahe zu bringen, die eben beschäftigt ist, dessen Schmuck zu vollenden. Der ältere griechische Schemel zeigt starke, gerade Beine, durch die er dem Körper einen festeren Halt bietet und ihm erlaubt, sich um so freier zu bewegen. In späterer Zeit kommen künstliche und selbst überkünstelte Formen mit hoch oder niedrig gekreuzten Beinen vor. Das Fußgestell verengt sich mehr und mehr und wird oft so klein, daß man sieht, es sei eine besondere Geschicklichkeit erforderlich, auf solchem Sitze zu balancieren. Dieses zu erleichtern werden endlich Stützen eingeführt.

Der Sessel erweitert sich zum Stuhl, indem er eine bis zur halben Rückenhöhe aufsteigende Lehne annimmt. Diese ist sogleich nach hinten mäßig übergebogen und zwar mit einer Rundung, die der Form des Körpers sich anschließt, ohne ihn zu beengen. Oben umfaßt dieselbe eine breite Leiste, die zunächst noch keine Armlehnen aussendet und den Ellenbogen freies Spiel gewährt. Wie bei dieser Einrichtung der Sitzende veranlaßt wird, den Oberkörper zurückzulehnen, so streckt er die Füße vor, zieht wohl auch den einen unter den Stuhl zurück und befreit sich, um den nötigen Spielraum zu gewinnen, von der schmalen Fußbank. Im Ganzen aber biegt sich der Körper, im wesentlichen Unterschiede zu der ältesten Art des Sitzens, sowohl an den Hüften wie den Knieen nicht mehr recht-, sondern stumpfwinklig und überwindet dadurch allen Eindruck des Steifen und Unbequemen, gewährt vielmehr den Anblick der Anmut und Eleganz, die in den griechischen Bildwerken zum erstenmale in das Leben treten, zum Teil das Leben selbst ausmachen. — Bisweilen finden wir den linken Arm über die Lehne zurückgebogen, während der rechte ausgestreckt im Schoße ruht oder zu irgendeiner bedeutsamen Bewegung den Ansatz nimmt. Das ist aber das Äußerste, was der sitzende Grieche sich erlaubt. Er legt nie die Kniee übereinander, noch schiebt er beide Ellenbogen über die Leiste; er lehnt sich weder auf die eine oder die andere Hüfte, noch bringt er ohne Not das Haupt aus einer sanft geneigten Haltung. Wo dieses der Fall, entnehmen wir dem Ausdrucke des Gesichtes die nötige Erklärung.

So konnte der Grieche beim Sitzen nicht nur jedes Maß von Bequemlichkeit sich gestatten, sondern dieselbe auch jeder Stimmung anpassen, mit der er sich eben niedergelassen hatte, in seiner Haltung die Absicht andeuten, die er mit mehr Ruhe zu verfolgen gedenkt. In der Ruhe des Körpers tritt die Seele um so bewegter hervor, auch da, wo sie nur im Blick und leiser Spannung der Lippen sich kund giebt. Die sitzenden Figuren der Ägypter mit den regungslos gepreßten Gliedern, den bewegungslosen Augen, dem geschlossenen Munde zeigen eine Gebundenheit des Innern, die nie auch nur zu einer vorübergehenden Stimmung sich erhebt, wie sie im griechischen Wesen im ersten ungetrübten Gewahrwerden seiner selbst, fern von Beängstigung oder Übertreibung, allen Zeiten ein Evangelium der Schönheit darbietet.

Dieser Vorzug scheint den Besitzern selbst so weit zum Bewußtsein gediehen zu sein, daß in der Gestaltung oder Wahl der Unterlagen des Körpers ersichtlich bald die persönliche Liebhaberei eine Rolle zu spielen begann. Schon in der mittleren Zeit des hellenischen Altertums ist die Gestalt der Sessel eine mannigfaltige und die Sprache begleitet die Entwickelung der Formen mit bezeichnenden Ausdrücken. Besonders beliebt scheinen diejenigen gewesen zu sein, welche nach Art unserer Feldstühle zum Zusammenlegen eingerichtet waren. Die kreuzförmig übereinander gelegten Beine sind an den unteren Enden bald nach innen, bald nach außen gebogen. In jedem Falle wußte man, indem man die Kreuzungsstelle mehr nach oben oder nach unten hin verlegte und so den Unterstützungspunkt dem Körper näher oder ferner brachte, Nuancierungen einzuführen, welche dem Verlangen einer größeren Sicherheit oder Beweglichkeit, wie der Geschicklichkeit des Sitzenden aufs feinste entgegenkamen. Wie wir die Gurte, verwandte man damals Riemen, um den Sitz herzustellen. Gestopfte Kissen vollendeten denselben, die übrigens auch gebraucht wurden, um den harten Unterlagen feststehender Stühle die nötige Weiche zu verleihen. Schwerlich aber dürften unsere Rückenkissen für jene Zeit nachzuweisen sein. Bei den verweichlichten Orientalen kommen diese früher vor, als bei den europäischen Anwohnern des Mittelmeeres. Den Übergang zu den Kissen hatten getrocknete Haarfelle und zusammengelegte Tücher gebildet. Die Klappsessel wurden vorzugsweise außer dem Hause gebraucht und den Vornehmen durch Sklaven in die Marktversammlungen und bei anderen Gelegenheiten nachgetragen.

Die allgemeine Bezeichnung der Griechen für ihre Sitzvorrichtungen bezieht sich bereits auf die zurückgelehnte Haltung des Ober-

körpers. Doch blieben für bestimmte Fälle auch die Thronsessel mit geraden Lehnen in Gebrauch. Auf solchen sind stets die obersten Götter sitzend in den Tempeln dargestellt. Sich ihrer zu bedienen war das Vorrecht der Richter in öffentlichen Versammlungen, der Hausherren im Familienzimmer, das übrigens nur bei besonderen Gelegenheiten als solches hervortrat. Auch Gäste wurden durch diesen Sitz geehrt, der bei reichen Leuten künstlerisch ausgestattet erscheint. — Man kannte übrigens bereits auch sophaartige Gestelle für zwei oder mehrere Personen. Sie waren ohne Zweifel aus der einfachen Schlafbank und dem vollständiger ausgestatteten Bette in Verbindung mit den bei Mahlzeiten gebräuchlichen Lagerstätten hervorgegangen. Wie die nicht seltenen Abbildungen es vergegenwärtigen, boten diese Sitze bereits Seitenlehnen und waren mit Decken und Polstern belegt. Auch solche mit einer Lehne, in Gestalt unserer Faulbetten, kommen vor. Von den darauf Ruhenden, meistens einem Ehepaare, ist gewöhnlich einer und zwar der Mann in halb liegender Stellung vorgeführt, während die beweglichere Begleiterin sitzt.

Im Römertum wiederholen sich im Wesentlichen die Sitzvorrichtungen der hellenischen Welt. Nur ein heimisches Element — wir können sogleich sagen: Gestell kam hinzu, das sich in seiner ursprünglichen Gestalt in einem etruskischen Grabe zu Cervetri erhalten hat. Es ist dieses ein runder, massiver Sitz, unsern Fleischerklötzen nicht unähnlich, am hinteren Rande mit einer gerad aufsteigenden und gerundeten, oben etwas zurückgebogenen Lehne versehen. Davor steht ein vierkantiges, ebenso massives Fußbänkchen. Aus diesem Sessel entwickelte sich der berühmte curulische Stuhl, der dieselbe Bedeutung hatte wie der Thronsessel bei den Griechen und in seiner späteren Entwickelung fast ganz mit diesem zusammenfiel. — Wie aber saßen die Römer, wie hielten sie sich, wenn sie saßen? — Es lag in der Natur dieses kriegerischen Volkes, daß seine männlichen Mitglieder selten sich sitzend darstellen ließen. Wir finden sie in der That häufiger zu Pferde als auf dem Stuhle, und wo dieses der Fall, sind die Dargestellten meist altehrwürdige Magistratspersonen, welchen Alter und Würde mehr noch als die Unbeweglichkeit des Amtssessels eine steife Haltung aufnötigen.

Doch was ist von den Römerinnen zu sagen? — Diese ließen sich, wenn sie in ganzer Figur abgebildet wurden, vorzugsweise gern auf Sesseln ruhend darstellen. Aber eine gemeinsame Haltung der Sitzenden ist um so schwerer nachzuweisen, als es im Charakter dieses willensstarken Volkes lag, daß auch der weibliche Teil in allen Stücken

dem persönlichen Belieben einen großen Spielraum zugestand. Vergegenwärtigen wir uns die berühmten Marmorstatuen der Agrippina und der jüngeren Faustina, beide in der Galerie zu Florenz. So konnten nur Römerinnen sitzen, Fürstinnen aus einem Volke, das es auf gleiche Weise verstand, politische und geistige Eroberungen zu machen. Beide haben eine mehr gestreckte Haltung als wir sie bei den griechischen Frauen wahrzunehmen pflegen, beide haben, was bei den letzteren noch kaum vorkommt, die Füße übereinander gelegt. Während der eine Arm im Schoße ruht, ist der andere über die niedrige Lehne des Sessels zurückgeschoben. Fast nur die Haltung des Körpers bedingt den Unterschied beider Figuren. Agrippina, die ebenbürtige Tochter und Gattin der beiden einzigen wirklich großen Männer, welche Rom im Beginn der Kaiserzeit aufzuweisen hatte, hält das Haupt gerade und richtet den Blick ernst und fest ins Weite, als schaute sie bereits das tragische Geschick, das im nahenden Verderb der Zeiten ihrer harrte. Sie begegnet demselben mit unerschütterter Miene und ihre vornehm nachlässige Haltung erleidet nicht die geringste Veränderung. Das Haupt der Faustina ist zur Seite geneigt und mit unbefangenem Blicke schaut sie träumerisch vor sich. Was sie in ihrer königlichen Gestalt festhält, das Erbe einer großen Zeit, macht auf den Beschauer einen um so tieferen Eindruck, weil sie es noch unbewußt und darum um so voller zum Ausdruck bringt.

Auf den Schreibtäfelchen mit Elfenbeindeckeln, mit welchen in der späteren Kaiserzeit die römischen Konsuln und Prätoren nach ihrem Amtsantritte andere zu beschenken pflegten, finden wir deren Gestalten häufig auf den Amtsstühlen thronend dargestellt, in aufrechter, steifer Haltung mit auseinander gerückten Knieen und zusammengeschobenen Füßen — ersichtlich ein Bild der erstarrenden Zeit, welche die Erinnerung um so krampfhafter festhielt, je mehr man die Gegenwart schwinden fühlte. Diese Bilder der römischen Würdenträger dienten ohne Zweifel den ersten Darstellungen der deutschen Kaiser zum Vorbilde, die, namentlich auf ihren Siegeln, in ähnlicher Haltung, nur, dem Verfalle der damaligen Kunst gemäß, noch steifer und unbeholfener vorgeführt werden. Sie halten die Arme in rechtwinkeliger Biegung nach beiden Seiten hinausgestreckt, in der einen Hand das Scepter, in der anderen die Weltkugel tragend. Die Sessel, welche ihnen untergerückt sind, gleichen meistens unseren Feldstühlen. Die Beine derselben sind gewöhnlich mit geschnitztem Schmuck, oben mit Drachenköpfen, unten mit Tierklauen versehen.

In der noch aus der Zeit der westgothischen Herrschaft herrührenden, sehr freisinnigen Verfassung des Königreiches Spanien kommt die Bestimmung vor, daß der König gerade in seinem Bette liegen solle. Eine solche Vorschrift, die uns mindestens peinvoll vorkommt, war ganz in dem Sinne jener Zeit gedacht. Das Volk wollte sich überzeugt halten, daß sein Herrscher niemals, auch wo er von fremden Augen nicht überwacht war, eine gebückte, seiner unwürdige Stellung einnehme. Ob irgendwo derartige Bestimmungen in Bezug auf das Sitzen sich vorgefunden haben, wissen wir nicht. Undenkbar wäre es keineswegs. Aber wenn die Vorschrift fehlte, trat die Sitte dafür ein. Die oft vorkommende übermäßige Dehnung des Oberkörpers der abgebildeten ältesten Siegelführer beweist, wie sehr der Verfertiger der Siegel bemüht war, seine Auftraggeber in achtunggebietender Haltung vorzuführen. Im dreizehnten Jahrhundert war es Gesetz und ist durch häufige Abbildungen bestätigt, daß die Richter während ihrer Amtshandlung das eine Bein über das andere schlagen mußten — ein Umstand, der auf den ersten Blick geringfügig erscheint, aber Bedeutung gewinnt, wenn man neben vielen anderen ihn als Zeichen auffaßt, daß damals das deutsche Wesen begann, wieder zu sich selbst zu kommen und sich aus dem überlieferten starren Römertum zu lösen.

Über die Art des Sitzens bei unsern heidnischen Vorfahren sind die Zeugnisse spärlich zugemessen. Da die Männer zu Hause wenig oder nichts thaten, konnten sie unbekümmert sich auf die Bärenhaut strecken, wobei dem Anstande gewiß genügt wurde, wenn sie während einer Unterhaltung den Oberkörper auf den Ellenbogen oder den Kopf auf die Hand stützten. Manche Beschäftigungen werden es den Frauen aber wünschenswert gemacht haben, auf einer Unterlage sich niederzulassen, wozu lange Zeit ein Holzklotz und die Hüttenwand als Rückenlehne genügen mochten. Die noch in späteren Jahrhunderten allgemein üblichen Wandbänke mögen unmittelbar von diesen primitiven Vorrichtungen ausgegangen sein. Aber in den allemannischen Gräbern bei Oberflacht, die auch sonst bereits eine fortgeschrittene Ausrüstung des Hauses bekunden, fand sich ein Sessel mit gedrehten Beinen. Ohne Zweifel haben die alten Germanen, wenn sie auch keineswegs das Sitzen erst von den Römern erlernten, doch von diesen wie in anderen Beziehungen so auch in der besprochenen schon früh Verbesserungen angenommen. Trotz aller Fortschritte blieb aber während des Mittelalters im gewöhnlichen Leben das Sitzen auf erhöhten Sesseln oder Stühlen noch ein Ausnahmezustand, ein Vorzug,

dessen selbst in der Familie nur die älteren Personen teilhaftig wurden. Die Kinder standen beim Mittagsmahle und hockten sonst auf dem Boden, wenn sie nicht etwa ein Fußbänkchen erhaschten. In der Schule saßen sie auf Bänken, die wenig über dem Boden erhaben waren und der Lehne entbehrten. Für andere, welche Bequemlichkeit suchten, waren in den Zimmern längs der Wände, namentlich aber in den tiefen Fensternischen, die erwähnten schmalen Bänke angebracht. An den letztgenannten Plätzen waren oft schon durch die Mauerung Sitze vorgesehen. In reicheren Häusern lagen auf den Bänken Kissen mit Überzügen von gepreßtem Leder oder gesticktem Zeuge, die jeder an den Ort zog, wo er Platz zu nehmen gedachte. — Ausgemauerte Sitze finden wir auch in den profilierten Einfassungen der Hausthore, ebenso in Burgen und Schlössern in den Vorzimmern der Wächter und Diener.

Für die Herren des Hauses gab es auch im abendländischen Mittelalter Ehrensessel mit Arm- und Rückenlehne, die im Stile der Zeit um so mehr mit reichem Schmucke versehen zu sein pflegten, als sie im Hausrate, ähnlich wie die Throne des klassischen Altertums, eine besondere Bedeutung hatten. Daß sie mit dieser wie mit ihrer fortschreitenden Gestaltung und Ausstattung an letzteres sich anschlossen, scheint als merkwürdiges Beispiel der dem Könige Dagobert zugeschriebene Broncesessel zu beweisen, der schon durch den für nordische Lande ganz ungeeigneten Stoff, aus welchem er verfertigt ist, den fremden Ursprung bekundet. Auch aus dem nordischen Altertum haben sich einige hohe Stühle erhalten, wohl auch nur in Folge der Wichtigkeit, die sie an dem Platze erlangten, welchen sie einst einnahmen. Denn gewöhnlich wird man Geräte der Art, wie noch gegenwärtig, der Vernichtung preisgegeben haben, wenn sie morsch und unbrauchbar geworden. So viel man den erhaltenen Belegen entnehmen kann, waren diese Sitze mehr darauf berechnet, Denen, welche sie einnahmen, Bequemlichkeit als Ansehen zu verleihen. Sie sind mehr breit als hoch und gehen über ihren nächsten Zweck wohl gar hinaus, indem sie unter den Sitzen Fächer und Schubladen enthalten.

Die Weiterentwickelung dieser Stühle ging wie die so manches andern Gerätes hauptsächlich von der Kirche aus, wo Chorstühle, Beichtstühle, Bischofssitze u. a. Anlaß genug zu bequemer Einrichtung und glänzender Ausstattung gaben. Aber es traten Bedingungen als maßgebend mit ein, die darüber hinausgingen. Bei den Sitzen, welche die Wände des Kirchenchores umgaben, um für bestimmte gottesdienstliche Handlungen die fungierenden Geistlichen aufzunehmen,

erschien es geboten, um jedem einzelnen Chorherrn die Hingabe an seine Obliegenheit ungestört zu erhalten, erstere möglichst von einander zu scheiden. So wurden nicht nur die Seitenlehnen mit fester Wandung weit vor- und hoch hinauf gerückt, sondern auch in Kopfhöhe Wangenstücke angeordnet, welche das Gesichtsfeld der Sitzenden nach den Seiten hin völlig abschlossen. Mehr noch trat die Tendenz der Abschließung bei den Abts- und Bischofsstühlen hervor, welche die Seitenwände nach oben sich reich ausladen und zu einem mit architektonischem Zierrat überzogenem Dach sich schließen ließen, vorn aber ebenfalls bis zur Brusthöhe mit einer Thür verbanden, welche oben zum Dienste der darin befindlichen Würdenträger mit einem Lesepulte versehen war. Bei Gelehrten, welche diese Einrichtung übernahmen und die Lesepulte zu Schreibtischen erweiterten, entstanden so kleine Zimmer in größeren, die in Räumen, wo auch andere verweilten, ihnen den Vorteil völliger Abgeschlossenheit gewährten. Auf Abbildungen des 15. Jahrhunderts kommen dergleichen Vorrichtungen so häufig vor, daß auf einen weit verbreiteten Gebrauch geschlossen werden kann.

Mit dem 16. Jahrhundert, in welchem in germanischen Landen das Familienleben sich gänzlich umgestaltete und welches die einzelnen Glieder desselben zu größerer Berechtigung einander näher brachte, verschwinden die Thronsessel selbst in den reichen und vornehmen Häusern, um allein in den Empfangssälen der Fürsten zu beharren. Aber der eigentliche Stuhl, der so lange um seine Berechtigung hatte kämpfen müssen, fand nunmehr allgemeine Aufnahme. Wie er die Oberhand gewann, schwanden die Wandbänke. Sein erstes Aussehen war dieses. Runde oder vierkantige Sitzbretter von schwerem Eichenholz, vier eingepflockte, gespreizte Beine, ebenso viele, hinten eingefügte schwächere Stäbe mit einer gebogenen Querleiste in halber Rückenhöhe: das war der gewöhnliche Stuhl selbst in guten Bürgerhäusern. Als Fortschritt und Luxus galt es schon, wenn die Lehne nicht von Stäben gehalten, sondern aus einem Brett mit eingeschnittenen Verzierungen gebildet wurde. In Arbeitsstuben, wo zum Ausruhen keine Zeit gegeben war, entbehrten diese Stühle selbst der Rückenlehne. Auch bewegliche Bänke mit mannigfach gestalteten Füßen kommen daselbst vor. Solche wurden aber auch, für mehrere Personen eingerichtet, noch im 16. Jahrhundert um die Eßtische gereiht. — Für den Aufenthalt im Freien bediente man sich schon früh, namentlich in südlich gelegenen Ländern, zusammenzulegender Sessel, die aber nicht wie bei uns oben mit Gurten belegt, sondern aus einer

Folge gerader oder gebogener Stäbe hergestellt waren, die, in der Mitte durch eine Stange gehalten, beim Ausbreiten unten die gespreizten Füße, oben einen vertieften, meistens mit einem Kissen belegten Sitz darboten. Auf reichen italienischen Landgütern erscheinen diese Sessel oft noch aus Metall oder kostbaren Hölzern gefertigt, mit Elfenbein eingelegt, mit sonstigem Schmucke versehen und erinnern an die ähnlichen antiquen Geräte, von welchen sie wohl in gerader Linie abstammten.

Die beschriebenen einfachen Sessel von schwerem Eichenholz, später Bauernstühle genannt, verschwanden mehr und mehr aus den städtischen Wohnungen und erhielten sich nur auf dem Lande, bis man auch hier empfindlicher wurde und die harten Bretter mit Stroh- oder Binsengeflecht vertauschte. In den Bürgerhäusern aber rief man eine Erinnerung wach, indem man die zu ganz anderem Zwecke den Chorstühlen angehefteten Wangenstücke den sogenannten Sorgenstühlen anfügte: geräumigen Sitzvorrichtungen mit starken Holzbeinen, geraden Arm- und hohen Rückenlehnen, deren Benennung schon ihren Zweck bezeichnete. Sie waren nicht sowohl noch Ehrensitze für die Herren des Hauses als vielmehr Ruheplätze für die ältesten Familienglieder. Ihr Platz war gewöhnlich, wie zahlreiche Abbildungen ergeben, neben dem hohen Kachelofen. Nachdem man anfangs für hilflose Insassen die Sitzkissen festgenagelt und die Rückenlehnen mit weichen Tüchern behängt haben mochte, wird im 17. Jahrhundert die Polsterung allgemein, die sich auch auf die Wangenstücke und die Armlehnen erstreckt.

Fragen wir nun aber, in welcher Art man in der späteren Kulturwelt auf die beschriebenen Vorrichtungen sich hielt und bewegte, so haben wir freilich in Beantwortung dieser Frage keine so anmutigen oder großartigen Bilder vorzuführen, wie sie aus der Zeit des klassischen Altertums sich darbieten. Der Tageslauf des nordischen Lebens brachte zu viele Mühseligkeiten mit sich, um dem Ausdrucke der Ruhe und Erholung nicht daher einen Eindruck mit zu verleihen. Hier war es selten gegeben, in der Haltung eines Sitzenden das innere Leben vollkommen zur Offenbarung zu bringen. Wer da arbeitete, stand entweder, oder strengte sich sitzend dermaßen an, daß er die Erscheinung zum Opfer brachte. Wer ausruhte, zeigte, nachlässig zusammengesunken, wohl meistens, daß er auf Ersatz der erschöpften Kräfte harre, oder steif gestreckt, daß seine Glieder die Geschmeidigkeit verloren, in der Ermüdung noch sich voll zu fühlen und ganz zu zeigen.

Was hier gesagt ist, wird natürlich durch die Unterschiede der Länder und Völker und mehr noch der Stände bedingt, welche wir

in immer größerem Umfange in den besprochenen Bereich der Kulturentwickelung eintreten sehen. Italien hält sich auch in dieser Beziehung auf höherer Stufe und bietet eine größere Mannigfaltigkeit der Erscheinungen dar. Das steife Ceremoniell des burgundischen Hofes, die unkleidsame Tracht der dortigen vornehmen Gesellschaft bedingen sowohl die Haltung der Sitzenden wie der Stehenden und Gehenden in ungünstigster Weise. Deutschland bietet in seinen bildlichen Darstellungen, namentlich aus dem 13. und 14. Jahrhundert, manche anmutige Erscheinnng, wie z. B. in der bekannten Manessischen Handschrift der Minnelieder. Doch gilt dieses nur von den Spitzen der Gesellschaft, unter welchen die große Masse des Volkes erst sehr allmählich sichtbar wird. Mit dem 17. Jahrhundert, als der Zeit der entschiedenen Entwickelung und festeren Gestaltung des Familienlebens, sehen wir auch das letztere mit einheitlicherm Charakter auf seinen Ruhesitzen Platz nehmen. Leider gilt dieses innerhalb der heutigen Grenzen unseres Vaterlandes nur in bedingtem Maße, da hier der entsetzliche Krieg und andere Ungunst der Verhältnisse den ruhigen Gang der Entwickelung unterbrachen. In vollem Maße aber finden wir das Gesagte in den Niederlanden bestätigt, die eben in schweren, aber glücklichen Kämpfen sich von der spanischen Despotie gelöst und im ersten Anlauf der frei gewordenen Kräfte zu hohem Wohlstande sich hinaufgearbeitet hatten. Sehen wir nur die großen Familien- und Gesellschaftsbilder eines Terburg und anderer Meister an: da hat sich immer die Geschichte mit an den Tisch gesetzt und das Bewußtsein dessen drückt sich in jedem Gliede aus.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir, wie sich nun das Leben immer mehr im Hause zusammenfaßte, die sich fortgesetzt reicher und mannigfacher entwickelnden Behelfe desselben im Einzelnen beschreiben. Als charakteristischer Sessel der Zeit geht mehr und mehr der große und weite, aus festem Holze — man könnte sagen gezimmerte und mit Lederpolstern überzogene Lehnstuhl hervor. Reicher Fransenbehang vollendet die sonstige Ausstattung dieses soliden Gerätes, das bald in halben oder vollen Dutzenden die Familienzimmer und Speisesäle der reichen Häuser füllt. Für den letzteren Ort entfernte man, um den Armen mehr Spielraum zu geben, die Seitenlehnen. Immer aber verliehen die großen Verhältnisse, in welchen diese Stühle auferbaut waren, die gewaltige Masse, die den darauf Ruhenden zur Unterlage diente, jenen wie diesen ein besonderes Ansehen und man kann sagen, daß sie so nicht allein als

Ergebnis, sondern auch als Förderung des Kulturfortschrittes hervorgingen. — Aber ehe solcher in diesem Punkte völlig zur Geltung kommen konnte, verloren die Stühle das Massige; ihre Umrisse nahmen die geschweiften Linien an, welche die verschnörkelten Formen des Barockstiles kennzeichnen. Sie folgten sogar dem Perück- und Zopfstile und schon gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts gleicht solch eine Stuhllehne, ja der ganze Stuhl oft einer großen Muschel. Verhängnisvoller war, daß erstere nach hinten sich zu neigen begann, also den Sitzenden sich zurückzulehnen einlud und darin kein Alter von dem anderen unterschied, das Räkeln, wenn auch nicht erst ermöglichte, doch allgemeiner einführte. Wie stets die Gegensätze einander bedingen, bemerken wir jetzt erst auch öfter auf Abbildungen der Zeit, daß Sitzende unter Verschmähung der Stuhllehne die Ellenbogen auf die Kniee stützen oder eine andere Lage annehmen, die auch ihrerseits immer zeigt, wie unter dem Druck der Zeiten die Haltung im Innern der Menschen schwindet.

Und doch war es gerade der letztere, der gänzliche Mangel öffentlichen Lebens, was besonders der gehaltvollen germanischen Natur neue Grundlagen und damit auch eine bisher unbekannte Entwicklung schuf. Das Haus ersetzte nunmehr die Welt und die Familie wurde die unsichtbare Kirche, in der die geistig-sittliche Bildung — man kann kaum noch sagen des Volkes, ja nicht einmal der Bürger, aber um so mehr die rein menschliche gepflegt wurde. Bei der erhöhten Bedeutung, welche die Familie gewann, galt es nicht mehr so sehr, die Unterschiede in derselben zu betonen, als vielmehr den Wert der Zugehörigkeit für alle Mitglieder anzuerkennen. So wurden auch die Kinder von dem Fußboden emporgehoben und kamen bei passenden Gelegenheiten vom Stehen zum Sitzen. Sie erscheinen von jetzt an in der Reihe, wenn morgens nach dem Frühstück die Hausbewohner sich um den die Postille verlesenden Vater versammeln, mittags beim Mahle und abends bei der Andacht. Kinderstühle kommen allgemein in Gebrauch, niedrige für die heranwachsende Jugend, hohe mit einem sichernden Verschluß an der Vorderseite für die Kleinen, welche noch auf künstliche Weise zur Tischhöhe befördert werden mußten. — Ebenso war es das gesteigerte Familienbewußtsein, das nun auch, namentlich bei Gelegenheiten, wo es besonders hervortrat, mehrere Teilnehmer desselben auf einem Sitze vereinigte. Dazu dienten die Kanapees, die späteren Sophas, deren Form wenigstens wir schon im gebildeten Altertum begegnet sind, deren Bedeutung aber im Bereiche des nordischen Mittelalters ganz geschwunden war. Denn die

im 16. Jahrhundert von der Wand gelösten und zerteilten Bänke können wir nicht hierher rechnen, auch wenn sie räumlich noch mehreren Personen Platz gewährten.

Der solide Sinn, der im guten Bürgerhause sich ausbildete — und dieses reichte damals nach oben wie nach unten hin weit über die Grenzen hinaus, die demselben gegenwärtig noch gestattet sind — der vorzugsweise durch denselben Sinn geförderte allgemeine Wohlstand überwand im Laufe des 18. Jahrhunderts alle bloßen Notbehelfe des Sitzens, namentlich die Klötze und Bänke, die bis dahin in den Gesinde- und Kinderstuben noch immer einen Teil der Ausrüstung ausgemacht hatten. Wenn auch in vereinfachter Gestalt und in mehr oder weniger bescheidener Ausstattung gab der beschriebene hohe Lehnsessel doch überall die einheitliche Norm für alle Sitzvorrichtungen ab. Erst die gegen Ende jenes Zeitraumes auftretenden geschichtlichen Ereignisse führten wie in der ganzen Fassung des Lebens, so auch in der besprochenen Rücksicht eine Wendung herbei, die mit jener wohl nicht blos der Zeit nach zusammenfällt. Der Stuhl giebt die bis dahin durchgehends festgehaltene Bestimmung eines Umschlusses für den darin Geborgenen auf und wird wieder zum Sessel in der engeren Bedeutung des Wortes. Die Lehne wird auf die halbe Rückenhöhe zurückgeführt, sodaß Nacken und Kopf ganz frei werden. Die Armlehnen verschwinden entweder ganz oder behaupten sich nur als weit und in geringer Höhe vorgreifende Ausläufer des Rückenstückes. Gerade bei Sesseln, die von Unbeschäftigten eingenommen werden sollen, liebt man den Sitz niedrig anzulegen. Die kurzen, geschweiften Beine sind stets nach auswärts gebogen, um den Sitzenden auch bei lebhafter Bewegung die nötige Sicherheit zu verleihen.

Mit diesen Gesichtspunkten sind wir der Neuzeit nahe gerückt und wir könnten, da wir nur die Geschichte des besprochenen Stückes menschlicher Entwicklung zu geben gedachten, damit unsere Betrachtung abbrechen. Aber gerade die Gegenwart weist auch für die in Rede stehende Beziehung so bedeutsame geschichtliche Beweggründe auf, daß ein kurzer Hinweis darauf selbst zur Klärung der Vergangenheit beitragen muß. Während bis dahin das Sitzen immer den Zweck gehabt, für den Aufenthalt an einem Orte, sei es für bestimmte Arbeiten oder zum Ausruhen, die nötige, womöglich bequeme Unterlage zu gewähren und eine Geschichte des Sitzens nur aus den damit in Verbindung stehenden wachsenden oder veränderten Bedürfnissen hervorgegangen war, so daß im Besonderen für unser Volk die ursprüngliche Bärenhaut in gerader Linie sich zum sammet-

bezogenen Sopha, der Holzklotz zum fransenbehangenen Prachtsessel erhoben haben, ist seit den letzten Jahrzehnten die Sachlage mannigfach verändert. Die Neubelebung des Kunstgewerbes — um zunächst nur dieses hervorzuheben — hat wie aller anderen Ausrüstungsgegenstände des Hauses sich auch der Sitzvorrichtungen bemächtigt und diesen Zwecke untergeschoben, die denselben ursprünglich fremd waren. Wie das Kunstgewerbe, um sich selbst einen sicheren Boden der Weiterentwickelung zu schaffen, in lobenswerter Weise an die Vergangenheit anknüpft, so entnimmt es auch für seine Erzeugnisse von der letzteren oft nicht nur die Ausstattung, sondern auch die Form und Einrichtung. Und wenn der heutige Geschäftsbetrieb uns auch gestattet, in der reichhaltigen Auswahl eines großstädtischen Lagers ein Stück nach unserem besonderen Gefallen auszulesen, so geschieht es doch nicht selten, daß ein Angehöriger der Neuzeit sich auf einen Stuhl des 16. oder 17. Jahrhunderts niederlassen muß. Wie früher die Möbel vor allem für den Besitzer bequem sein sollten, so hat jetzt dieser sich oft jenen anzubequemen. Aber er findet Ersatz in dem Bewußtsein, daß er so dem eigenen oder dem Geschmacke seiner Zeit, wenigstens des Kreises der Gesellschaft, welchem er angehört oder nur angehören möchte, mehr enspricht. — Wie mehr als je vorher die Zeit eine strebende, freilich oft nur eine ringende ist, so wollen wir, wo jene sich recht geltend macht, auch auf unseren Sesseln weniger getragen sein als uns darauf erhoben fühlen. Dadurch ist freilich nicht ausgeschlossen, vielmehr oft sogar bedingt, daß wir für gewisse Fälle das Gefühl der Ruhe, wenn wir uns demselben einmal in ausgesprochener Weise hingeben, uns mit Absicht und um so intensiver zu Gemüte führen, als es in den traumhaften Zuständen der Vorzeit möglich war. Das bezwecken sicherlich die weich gepolsterten, auffallend niedrigen Stühle unserer Empfangszimmer, die das Sitzen fast zum Hocken der Urzeit zurückführen.



Der vollkommene Hofmann.

Ein Lebensideal des Rococo.

Von Georg Steinhausen.

Von Moscherosch, der, freilich mit kritischem Antlitz, vom Hofleben als dem „Compendium vitae et actionum humanarum“ spricht, bis hin zu dem galanten Skribenten Talander, der in seinem „getreuen Hof-Meister adlicher und bürgerlicher Jugend“ den Hof als einen erhabenen Schauplatz, auff welchen aller Augen gerichtet sind“, definiert, ist alle Welt darüber einig, daß der Hof der Mittelpunkt alles Lebens und alles Strebens Ziel ist. Und wer wie Moscherosch und andere satirisch das Hofleben durchhechelt, kann doch die Thatsache nicht leugnen, daß eben dieses Hofleben in den Augen der Zeitgenossen das eigentlich ideale Leben ist.

Trotz aller Gefahren „soll ein junger Mensch“, nach Talanders Rat, „zumal wenn es einer von Adel ist, den Hof und dessen Sitten kennen lernen“; und ein anderer echt typischer Autor jener Epoche, der Herr von Rohr, meint in der „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschafft der Privat-Personen“: „Ein junger Cavalier, dessen Umstände es verstatten wollen, thut überaus wohl, wenn er mancherley fremde Höfe besucht und sich eine Zeitlang an denselben aufhält, um sich je mehr und mehr zu qualificiren“. „Je mehr Höfe er besehen kann“, meint er weiterhin, „je angenehmer wird es vor ihm seyn, und je mehr wird er sich qualificiren“. Der Hof war die „hohe Schule“.

Wer nur einigermaßen sich mit dem Geiste jener Epoche vertraut gemacht hat, wird das sehr erklärlich finden. Worauf kam es

denn den Menschen jener Zeit an, was erstrebte ihre Erziehung, als was wollten sie gelten, was predigen weisheitstriefend die zahllosen schweinsledernen „Klugheitslehren"? Auf das Äußere ist allein der Sinn der Zeit gerichtet, auf die „Conduite", auf den „Wohlstand" kommt es an, „in dem galanten und politischen Leben zuzunehmen", ist das höchste Ziel der „jetzigen curiösen Welt" [1]). Und so sind, um wieder Rohr zu citieren, allerdings „die Höfe als die beste hohe Schule, auf welcher die Politesse und die Regeln des Wohlstandes gelehret werden, anzusehen. Denn hier hat man eine Menge qualificirter Leute um sich herum, welche sich bemühen, um ihrer Herrschafft zu gefallen und bey andern Leuten Ruhm zu erlangen, alles mit einer bonne grace zu verrichten, und das äußerliche Wesen der andern, und insonderheit der fremden, die nach Hofe kommen, mit scharffsüchtigen Augen anzusehen".

Doch verweilen wir noch ein wenig bei diesem äußerlichen Bildungsideal des Rococo. „Galant und politisch" soll man sein: diese Forderung birgt eine ganze Summe von Feinheiten, die aber fast durchweg doch äußerlicher Natur sind, in sich. Das eine der beiden Modewörter hat Hildebrand in Grimms Wörterbuch trefflich behandelt. Auf eine Definition des Wortes will ich mich hier um so weniger einlassen, als eine solche schon einem damals lebenden Menschen, dem bekannten Thomasius, Schwierigkeiten machte, „zumal da dieses Wort bey uns Teutschen so gemein und so sehr gemißbraucht worden, daß es von Hund und Katzen, von Pantoffeln, von Tisch und Bänken, von Feder und Tinten, und ich weiß endlich nicht, ob nicht auch von Äpfeln und Birnen zum öfteren gesagt wird". Auch der erwähnte von Rohr macht auf die mannigfaltigen Definitionen und die Unklarheit über den Begriff selbst aufmerksam: „es haben die meisten, die von lauter Galanterien reden, dunckele Begriffe dabey, und wissen sich dißfalls nicht deutlich zu erklären". Er glaubt, „daß man die Galanterie am besten erklären kan, durch eine Geschicklichkeit bei seinem äusserlichen Wesen den meisten oder doch den vornehmsten zu gefallen". Übrigens darf man noch auf eine anonyme vor einiger Zeit in dem „Grenzboten" erschienene, recht hübsche „Rokokostudie": „Artig und galant" verweisen. Solche Modewörter sind eben der Ausdruck des Zeitgeschmacks. Was mit diesem besonders harmoniert, was den Leuten gefällt: das erhält die beliebte Modebezeichnung. Man

[1]) Fortunander, „Der Galante und in dieses Welt-Leben recht sich schickende Mensch" (Vorwort).

denke daran, was vor gar nicht langer Zeit in einem gewissen Jargon alles „schneidig" genannt wurde. Auch das Wort „politisch" hatte damals solchen modischen Beigeschmack. Von dem Politikus in höherem Sinne, also dem, der „der gemeinen Wolfarth rathen soll", unterscheidet Christian Weise (Politische Fragen S. 429) den landläufigen Politikus — und auf den kommt es für uns hier an —, der „dem gemeinen Verstande nach so viel heist, als eine Person, die mit allen Leuten complaisant conversieren kann". Damit ist aber wenig gesagt. Darnach würde sich Politik ungefähr mit Politesse decken, während Politesse doch eher mit Galanterie übereinstimmt. So spricht auch Rohr einmal von „der wahren Politesse oder Galanterie". Zwischen einem politen aber und einem politischen Menschen ist immerhin ein Unterschied. Derselbe Rohr erklärt die Sache vielmehr so [2]): „Die Politica oder die Klugheit zu leben bewerckstelliget dieses letztere (nämlich „wie man auf eine zulässige Weise sich durch seine Handlungen mancherley Nutzen zuwege bringen, und einigen Schaden abwenden soll") und giebet Cautelen, wie man auf eine bequeme Weise sein Interesse befördern soll". Die äußere Weltklugheit also, jene trotz aller von Frömmigkeit und „Tugend" triefenden Schweinslederweisheit tief unsittliche Anpassungsfähigkeit, die servile Gewandtheit des Benehmens, durch die man fortkam oder wie man damals sagte „Beförderung erlangte", jene für die Zeit überaus charakteristische, selbstsüchtige, geschäftige, gesinnungslose Streberei: das würde ungefähr „Politik" bedeuten. Hierzu, wie zu der Galanterie wurde man damals erzogen.

Mit großem Ernst — der Fuchsschwanz gucket freilich herfür — betrieb man das. „Wer heutzutage den Nahmen eines galanten und politischen Menschen behaupten will, der muß sich gewaschen haben". Also beginnt Fortunander sein oben erwähntes Büchlein. Aber trotz aller pharisäischen Mahnungen zu tiefem Studium der Weisheit und gottgefälliger Frömmigkeit legte man wie gesagt dabei allen Wert auf Äußerlichkeiten. „Wer sich in das Ceremoniel-Wesen wohl zu schicken weiß", sagt Rohr, „wird als ein galanthomme, ein politisch- und manierlicher Mensch gerühmt". Ganz richtig meint er: „Vielen ist mehr an der galanten, als an der soliden Gelehrsamkeit gelegen. Es bestehet aber die galante Gelehrsamkeit darinnen, daß man sich vornehmlich diejenigen Wissenschaften bekandt mache, die zu der Zeit bey den Hof- und Welt-Leuten in besonderem

[2]) Einleitung in die Ceremoniel-Wissenschaft der Privat-Personen, S. 5.

Credit stehen, und aus mancherley andern Wissenschafften das artigste herauslese".

Derart war die zeitgemäße Bildung. Wohl konnte man, wie Rohr, der es freilich kaum so tragisch meint, klagen, daß „sich die Galanterien, die Moden und Welt-Manieren bey der heutigen Welt fast über die göttlichen und natürlichen Rechte erheben wollen, und ein grosser Theil der Menschen sich mehr befleißiget, seine Handlungen nach dem Wohlstand und dem Gefallen der Höhern einzurichten, als den Sätzen der Tugend-Lehre Folge zu leisten". Später aber meint er selbst: „Durch eine gemeine Beobachtung der eingeführten Ceremonien und angenommener Gebräuche befördert man manches Stück seiner zeitlichen Glückseligkeit". Und zahllos waren die Büchlein, die der Welt diese nützliche „Klugheit" beibringen wollten. „Man hat von dieser Materie unter dem Titul: ‚Anweisung, wie sich ein junger Mensch in der Welt aufführen soll, und wie er zu einer gescheuten Conduite gelangen kan', gantze Last-Wagen voll Bücher, und sonderlich haben sich die Herren Frantzosen, weil sie vermeynen, daß sie die Galanterie alleine besitzen, angelegen seyn lassen, in vielen herausgegebenen Schrifften dieses Stück der Klugheit des menschlichen Lebens zu excoliren" [3]). Übrigens hatte schon im 16. Jahrhundert der Spanier Balthasar Gracian eine arte de prudencia verfaßt, die, wie Thomasius sich ausdrückt, „auß lauter Regeln geschickt und artig zu leben besteht". Der französische Übersetzer Amelot de la Houssaye gab dem Buch den Titel: Homme de cour, den auch die deutsche Übersetzung trägt.

Der Ort auf den man überall als Muster verwies, war eben der Hof; der Mann, dem man nacheiferte, war der Hofmann. In den Dingen, auf die es der damaligen Welt ankam, „richtet man sich insgemein nach dem Hofe und den Höhesten des Landes. Denn was diese vor genehm halten, pflegen andere Leute nachzuahmen, und so entstehet denn endlich nach und nach eine allgemeine Gewohnheit" (Rohr). Wie für alle Welt, so war für den Hofmann am meisten eine vortreffliche „Conduite" notwendig. „Ein Homme de Cour", heißt es in Melissantes' curieusem Affecten-Spiegel, „hat nichts nöthigers als eine schöne Conduite, sich bey Höfen zu insinuiren und bey geringern gefällig zu werden". Dieser „Hoff-Prudence" teilhaftig zu werden, war das allgemeine Ziel: einmal weil sie eben der Hofmann besaß und dieser tonangebend war und sodann um „quali-

[3]) J. B. v. Rohr, Einleitung zu der Klugheit zu leben, S. 587.

ficirt" zu sein, auch ein Hofmann zu werden oder wenigstens als ein solcher zu gelten. Denn das träumte sich manch' einer damals als höchstes Ideal.

Und hier sind einige Worte nötig, um diese Erscheinung historisch zu erklären. Wer heute ein Volk nach den Hauptständen gliedern wollte, würde nicht so gliedern, wie es damals Christian Weise [1]) that, nämlich nach „Gelehrten, Hoff-Leuten, Soldaten, Kauff-Leuten, die mit der Hand arbeiten". Er würde jedenfalls nicht die Hofleute als einen wichtigen Hauptstand ansehen. Und ebenso wenig würde das ein Mensch, der etwa um 1500 lebte, thun. Der Stand, der damals der maßgebende war, die eigentliche führende Klasse war das Bürgertum. Der Fürst, der Ritter unterschieden sich weder in Lebensauffassung noch in Lebenshaltung wesentlich von dem Bürger, höchstens daß nicht selten auf Seiten des Bürgertums größere Bildung und nicht selten auch größerer Wohlstand zu finden war. Im Großen und Ganzen waren die Städte die Mittelpunkte des Kulturlebens. Das wurde im Laufe des 16. Jahrhunderts anders. Es vollzog sich eine tiefgreifende soziale und wirtschaftliche Wandlung. Auf der einen Seite die wachsende Macht des Fürstentums, um das sich der Adel zu drängen begann, auf der anderen der durch den Rückgang des Handels wesentlich bedingte Zerfall der Bürgertums. Auf der einen Seite dadurch eine Steigerung, auf der anderen eine starke Minderung des Selbstbewußtseins. Den Rest der Widerstandskraft, der materiellen wie der moralischen, brach dem Bürgertum der dreißigjährige Krieg. Dieser gedrückte und gequälte Stand konnte kein „führender" mehr sein. Er wurde abhängig, schließlich widerlich servil, er wurde „Pöbel". Für das Fürstentum aber begann zur selben Zeit eine glänzende Blüte der Machtentfaltung; denn auch der Adel war von demselben Geist der Unterwürfigkeit beseelt. Aber er bildete die Umgebung des Fürsten, er haschte von dem Glanz des Fürstentums leuchtende Strahlen auch für sich, indem er sich zu Hofe drängte. Und diese Hofschar wurde folgerichtig der führende Teil der Nation. Verhängnisvoll war aber noch eins. Die mit dem 16. Jahrhundert (keineswegs erst mit dem dreißigjährigen Kriege) beginnende Ausländerei hatte die deutsche Nation dahin gebracht, in allem und jedem in Frankreich das Ideal zu sehen. Für die Fürsten war es natürlich der französische Hof, namentlich seit dem Aufgehen der Herrschermacht des Roi soleil, in dem sie ihrerseits das Muster und Vorbild

[1]) Politische Fragen S. 468.

erblickten. Hier bildete sich zuerst jene alle anderen Klassen weit überragende Stellung des Hofes heraus. Wie Hettner es einmal ausdrückt: das schreckliche „Der Staat ist der König" zeigt sich als das noch schrecklichere „Der König und sein Hof ist die Menschheit". Seiner Zeit mußte dieser französische Hof, der zunächst politischer Zentralisation seine Macht und seine Bedeutung verdankte, dann aber auch eine geistige und ästhetische Blüte hervorzauberte, Muster und Vorbild sein. Aber die öden Nachahmer sahen nur den glänzenden Schein, diesen wollten auch sie haben: in ihrer Verblendung sahen sie nicht, daß, was sich hier in einem mächtigen Staat groß und glänzend herangebildet hatte, nicht auf jeden kleinen Raubstaat zu übertragen war. Außerdem gab es eben in Frankreich nur einen Hof, in Deutschland dergleichen aber in unglaublicher Zahl. Das Unheil, was der eine Hof dort über das sittliche, wirtschaftliche und soziale Leben brachte, wurde in Deutschland vervielfacht.

Diese Masse der Höfe ist es nun aber gerade, welche die Hofleute zur führenden Klasse machte und das Hofleben als das einzig ideale erscheinen ließ. Wenn jedes Krähwinkel Residenz war und tagtäglich den glänzenden Apparat abschnurren sah, die halbe Einwohnerzahl zum Hofe gehörte, vom Oberhofmeister bis zu den Heiducken, Lakaien und Küchenjungen herab: so ist es nicht wunderbar, daß die übrige Hälfte und die Umwohner dieser glückseligen Gefilde nichts Schöneres kannten als den Hof und nichts Besseres sich erträumten, als gleichfalls dazu zu gehören. Man kann diesen Einfluß der Zahl der Höfe gar nicht genug würdigen. So ist es auch nicht zu verwundern, daß Christian Weise die „Hoff-Leute" als einen Hauptstand ansieht, und ebenso wenig, daß Rohr, da er die Stätten aufzählt, an denen man seine Sitten bilden solle, stolz schließt: „Insonderheit aber, welches ich vor allen andern zuerst hätte erwehnen sollen, pranget unser Teutschland allenthalben mit solchen Königlichen, Churfürstlichen, Fürstlichen und Reichs-Gräflichen Höfen, denen qualificirte Regenten und Häupter vorstehen, und die mit geschickten und manierlichen Hof-Leuten angefüllt".

So waren in Deutschland die Höfe, nicht mehr die Städte, die Mittelpunkte des gesamten Kultur- und Staatslebens geworden.

Wem es nur immer möglich war, der drängte sich dorthin. Zunächst und vor allem, wie schon betont, der Adel. Schon bei der Erziehung des Adels wurde auf die Höflichkeit und die „Hoff-Exercitien" wesentliches Gewicht gelegt. Die „Ordnung und Frey-

heiten, das Fürstliche Newe Collegium zu Tübingen betreffend" vom Jahre 1609 lassen sich über den Zweck des Kollegiums dahin aus, daß darin „unter eines fürtrefflichen Oberhoffmeisters general inspection, etlicher hochgelehrter Professorn fleissiger institution, wie dann anderer in Ritter und Hoff-Exercitien wol erfahrner Meister embsiger information, deß gantzen Römischen Reichs Teutscher Nation Junger Adel in Tugenten, Verstand, Politischen und zum Weltlichen Regiment dienlichen Künsten, zierlichen Sitten und in allerley zur Höflichkeit gehörigen Exercitien erzogen und unterwiesen würde". Es waren verschiedene Gründe, die den Hof für den Adel zum stärksten Anziehungspunkt machten. Für viele war dabei das Reiz- und Lockmittel die Genußsucht, die Sucht, an dem bunten, geselligen und galanten Treiben, bei dem, für die meisten sehr erwünscht, keineswegs immer die dehors gewahrt wurden, teilzunehmen. Zahlreich waren die schmetterlingshaften Kavaliere, die zu diesem Genuß von Hof zu Hof flatterten. Die Mehrzahl des Adels aber beseelte das Streben, „aus der Politischen Beförderungs-Schüssel etwas naschen zu wollen". „Da waren Leute darunter" — so heißt es in Weises politischem Näscher, dem ich auch den eben angewandten Ausdruck entnehme — „die waren reich und durfften ihres guten Lebens halben keinem Menschen zu gebothe stehen, wenn sie nicht eine Sehnsucht nach der politischen Hofe-Suppen empfunden hätten". Ja, diese Sehnsucht nach der politischen Hofsuppen ging so weit, daß sie dabei aller Ehre und Scham vergaßen. Widerlich servil und dabei ebenso widerlich selbstsüchtig — wer die Zeit kennt, wird mir beistimmen [5]) — war diese Schar zu allem bereit, was dem Duodezfürsten ein gnädiges Wohlgefallen erwecken konnte und sollte der Gatte die Frau und die Mutter die Tochter darbieten: le sang des rois ne souille pas. Massenhaft strömte der Landadel zu Hofe — gab es doch in dem lieben Deutschland über ein halbes Tausend Hofhaltungen —, um sich und den Söhnen die „Bedientenstellen" des Hofes, die Offizier- und Beamtenstellen des Landes zu verschaffen. Diese Zeit hat dem deutschen Adel unendlich geschadet.

[5]) Hier möchte ich nur eine Äußerung einer sonst tüchtigen Frau, die gerade darum um so charakteristischer ist, anführen. Luise von Degenfeld schreibt einmal ihrem Sohne: „Caprara gehet ja nach Wien, also wird es ihm nicht viel nutzen: wenn er Euch dort etwas procurieren könnte von unserm allergnädigstem Kaiser, damit man auch vor die devotion zu deroselben auch was Ergetzlichkeit hätte". Vgl. meine Geschichte des deutschen Briefes II, S. 133.

„Er kam“, sagt Freytag, „in dringende Gefahr, so niederträchtig zu werden, daß die Gemeinheiten der armen Krippenreiter dagegen als Tugenden erschienen“. — Aber der Adel war nicht schlimmer als der größte Teil der Nation. Wie war es zum Beispiel um den Stand bestellt, der im 17. Jahrhundert so besonderes Ansehen genoß, den Gelehrtenstand? Der war nicht minder darauf versessen, sich in der Sonne der Hofgunst zu wärmen. Nehmen wir den bedeutendsten dieses Standes, Leibniz, oder wie er ganz im Sinne der Zeit hieß, den „Freiherrn von Leibniz“! Nebenbei bemerkt, hat Paulsen sehr recht, wenn er in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts zum Vergleich anführt, daß „die Adligmachung (dieses Wort würde ich allerdings nicht gebraucht haben) eines Gelehrten im 16. Jahrhundert eine Absurdität gewesen wäre; man stelle sich vor Herr von Melanchthon!“ Leibniz also war dermaßen charakterlos — er ist darin nicht allzu verschieden von tausend Gelehrten aller Zeiten —, daß Mosheim zum Beispiel von ihm sagte: „Leibniz war Alles, was man haben wollte“. Er kannte aber kein größeres Glück, als Fürsten- und Hofhuld. Stolz rühmte er einmal seinem Halbbruder gegenüber das „Glück, wo er auch hinkomme, daß vornehme Leute ihn kennen lernen und an sich zu ziehen getrachtet“. Leibniz ist darin durchaus typisch.

Und der Bürgerstand, die „Canaille“? Nun, er war glücklich, den unteren Teil der Hofchargen bekleiden zu können, oder sonst irgendwie mit dem Hofe in Beziehung zu kommen[6]), sei es auch durch die respektiven Frauen und Töchter. Und der Schuster kannte keinen glücklicheren Tag als den, da er zum Hofschuhmacher avancierte, Kaufleute, Schneider und Handschuhmacher desgleichen. Und welches Glück für die Beamten, dem Karneval beiwohnen zu dürfen und sagen zu können, auch „bei Hofe“ gewesen zu sein. Und das Volk gaffte und bewunderte den Hof und war zufrieden, bei großen Festen wenigstens jubeln und Hurrah schreien zu können.

Für die gesamte Nation aber war der Hof der tonangebende Ort in jeder Beziehung. Die neue fremde Bildung wurde eben darum allgemein, weil sie der Hof pflegte. Wieder wurde, wie in der gesellschaftlichen Blütezeit des Mittelalters die courtoisie, die

[6]) In einem Musterbriefe in Chr. Weisens politischer Nachricht von sorgfältigen Briefen II, S. 57 kommt der charakteristische Satz vor: „Das ist wahr, ich habe das Glücke, daß mir ein vornehmer Freund von Hoffe gewisse commissiones aufzutragen pfleget“.

hoevischeit, so jetzt die „Höflichkeit", das heißt das hofmäßige Benehmen und Auftreten, im weiteren Sinne die hofmäßige Bildung überhaupt, unbedingtes Erfordernis für jedermann, der seinem Zeitideal entsprechen wollte. Im 16. Jahrhundert empfand man diese neue Höflichkeit anfangs noch als etwas Besonderes. Wachholths Formular oder Schreibbuch zum Beispiel bringt unter anderen Musterbriefen auch einmal eine „Missive an einen guten Freund höfflich". Der ausdrückliche Zusatz „höfflich" zeigt, daß er diese Art noch als etwas Besonderes betont. Allmählich aber begann die neue Höflichkeit allgemein zu herrschen. Was „die verständigen Leute bei Hofe thun", war unter allen Umständen nachzuahmen. Das geht herunter bis zu dem damals so wichtigen Briefschreiben. So sagt Christian Weise einmal: „Und da kann es nicht getadelt werden, wenn man sich etliche Schriften aus dem Hoff-Stylo bekandt macht: denn was an dem vornehmsten Ort der Welt vor gut gehalten wird, das darff um so viel weniger an geringern Orten getadelt werden"; und Harsdörffer verlangt in seiner Teutschen Sekretariatskunst ausdrücklich, daß „der Brief nach den gewöhnlichen Hoffsitten gestellet" sei[7]). Und wer das alles nicht nachahmen konnte oder mochte (letzteres kam wohl selten vor): der war ein verächtlicher Mensch, ein „Pedant" oder ein Bauer.

Nicht nur das soziale Leben trägt diese Hoffsignatur: auch das geistige steht unter diesem Zeichen. Einer der besten Köpfe dieser Zeit, Christian Thomasius, schrieb eine „Einleitung zur Hoff-Philosophie" und wollte darin die Philosophie nach dem Geschmack des Hofes zurichten. Das Wort „Hof" hat überall einen bestechenden Klang und überall kehrt es wieder[8]) In der schönen Litteratur ferner trat jene Hofpoesie in den Vordergrund, der das „edle" Hofleben das wesentlichste Objekt der Schilderung war. Und man glaube nicht, daß das Interesse an diesen albern-servilen Gelegenheits-Versen auf die eigentlichen Hofkreise beschränkt blieb. Bruno Bauer hat vollkommen Recht, wenn er sagt: „Was diese Hofdichter sangen, war der richtige Ausdruck des Bewußtseins der Masse, klang tausendfältig in ihr wieder und war der klassische Ausdruck der Zeit. Es wurde als meisterhaft und richtig in ganz Deutschland bewundert."

---

[7]) Vgl. meine Geschichte d. d. Briefes II, S. 44. 57.

[8]) So heißt der Titel einer von Sartorius verfaßten Übersetzung der Briefe des Plinius (Leipzig 1712): „Des Staatsklugen Plinii Hoff- und bürgerliche Briefe".

Diese Äußerung bestätigt sich auch weiter durch die Beobachtung, daß damals auch unter dem beliebten Romanfutter der galante Hofroman obenan stand. Diese schwülstigen „Staats-, Liebes- und Heldengeschichten" gelten als das, was Birken von den Romanen Anton Ulrichs von Braunschweig rühmt: „Sie sind rechte Hof- und Adelsschulen, die das Gemüt, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen." Wie sehr das Hofleben im Vordergrund des Interesses stand, das sieht man endlich an dem Raum, den das Hofleben in den galanten Zeitschriften, dem Theatrum Europäum, dem Mercure galant u. s. w. einnahm.

Es ist kein Zweifel: im Hofleben sah diese Zeit ihr Ideal. — Nun noch einige Bemerkungen über das Ideal selbst. Was machte den vollkommenen Hofmann aus? Wer hatte Anspruch auf diese Bezeichnung? Wer etwas von dem Hofleben jener Zeit gehört hat, wird wissen, daß es nicht besonders tiefe Eigenschaften sein mußten, die dazu qualifizierten, daß die notwendige Vorbildung durchaus äußerlich war. Er mußte eben der oben definierte galante und politische Mensch comme il faut sein. Die Hauptsache war die conduite, das vollendete Benehmen. Gewisse Sprachfertigkeiten, vor allem Kenntnis des Französischen, demnächst Vollkommenheit im Tanzen, Fechten, Reiten — der französische Sprachmeister rangierte mit dem Tanzlehrer in einer Linie —, oberflächliche Kenntnis in den beliebten mathematisch-militärischen Bildungszweigen, einige Weltkenntnis, die man sich damals auf Reisen von Hof zu Hof — von den vornehmen Kreisen aus hatte sich die Reisesucht wie eine Modekrankheit allgemein verbreitet[9]) — vor allem endlich Unterwürfigkeit und Gunstbuhlerei: das mußte man alles besitzen. Daß man in Liebesaffairen nicht unbewandert sein durfte, versteht sich von selbst. Und auch das Spiel war damals eine wichtige Sache.

Welches Gewicht überhaupt auf dieses Hofleben gelegt wurde, das sieht man namentlich aus den in jenen oben erwähnten „Klugheitslehren" überall wiederkehrenden Regeln und Anweisungen für dasselbe. Der Gesichtspunkt, von dem diese Bücher die Sache ansehen, ist zunächst wieder der, daß dieses Leben das wünschenswerteste sei, weiterhin der, wie man dabei fortkommen könne, vor allem durch richtige (d. h. heuchlerische) Behandlung aller andern. Auf die Einzelheiten dieser Lehren einzugehen, widerstrebt mir. Nur

[9]) Vgl. meinen Aufsatz im „Ausland" 1893, Nr. 13 ff.: Beiträge zur Geschichte des Reisens I.

darf betont werden, daß dieses ersehnte Leben nicht ohne Gefahren, sozusagen ein fortwährendes Kämpfen um die beneidete Stellung war. So beginnt Melissantes den Abschnitt: „Wie kan einer sein Glück bey Hofe befestigen?“ also: „Wer sein Glück bey Hofe befestigen will, muß unabläßig sein andächtiges Gebeth zu GOTT verrichten, Gottselig leben, sich durch sonderbare Geschicklichkeit gleichsam unentbehrlich machen, auch bei Hohen und Niedrigen mit einer vortrefflichen Conduite recommendiren, weil solcher gestalt eines das andere erleuchtet und unterstützet; wenn er zu einer beliebigen Dienstbarkeit gezogen wird“. Und er schließt ihn so: „Mich deucht, daß die vornehmste Maxime, wodurch man bey Hoffe sich gefällig machen könne, diese sey: Wenn man geschickt nach der neuesten und beliebtesten Mode lebet, und keine verdrüßliche Passion mercken lässet.“ Hohberg spricht sich in seinem „adeligen Landleben“ in einem Kapitel, das die Überschrift trägt: „Wann ein Haus-Vatter jemand von seinen Kindern will an einen Hof bringen“, dahin aus, daß man am besten schon in der Jugend die Söhne „zu Edel-Knaben-Dienst tracht anzubringen, zumal bey der jungen Fürstlichen Herrschaft, sonderlich bey dem Herrn, der künfftig in der Sucession folgen soll; also gewohnen sie des Hoflebens von Jugend auf, und ist ihnen alle daselbst fürfallende Ungelegenheit mehr ein Lust, als ein Verdruß“. Und weiter meint er sehr zeitgemäß, es sollen „sonderlich diejenigen, die von Jugend auf mit der jungen Herrschafft sind aufferzogen worden, von den Kinds-Beinen an mit Gehorsam, Treu und Liebe sich bey ihnen insinuiren, dardurch sie ihnen ein gutes Vertrauen und Affection, auch folgends alle Zuneigung und Beförderung erwarten und hoffen können; darzu hilfft viel, wenn die von Sitten höflich, adelich und wol dispost sind, sich so wol wissen bei dem Fürsten als bei Denen, so die nächsten und höchsten am Brett, gemach einzulieben“. Und wenn er auch die Gefahren des Hoflebens schildert und meint: „der grosse Glantz an den Höfen ist mehr ein Feuer das brennet und verzehret, als daß es leuchten und erklären solle“, so hält er doch mit Malvezzi das Hofleben für „einen Probier-Stein der tapffern Geister, ein Theatrum darauff die Laster am sichtigsten erscheinen, auch die Tugenden am besten belohnet werden“. Rohr aber meint: „Das Hof-Leben ist eine Versammlung vieler klugen Leute, die ihre Handlungen zum Vergnügen ihrer Herrschafft einrichten wollen, eine Werkstatt der Politesse, eine Schule der Gedult, eine prächtig scheinende Sclaverey, und ein Sammel-Platz des Neides und der Mißgunst“. Aus diesen Worten spricht schon leise Satire. Und an satirischen Ausfällen auf das

Hofleben, das beliebte Ideal, hat es damals ja auch nicht gefehlt. Im 16. Jahrhundert hatte der Spanier Guevarra sein viel übersetztes Buch Menosprecio de la corte etc. geschrieben, das freilich mehr nach antikem Muster den Unannehmlichkeiten des Hoflebens die Freuden des ruhigen Landlebens gegenüberstellt. Moscherosch spricht davon, „wie hefftig das Hofleben von vielen ansehenlichen berühmten Männern angezäpfft und durgezogen"; er selbst widmet ihm sein siebentes Gesicht: „Hof-Schule". Und darin heißt es einmal: „Ach warum hab ich mich nach Hof verleyten, nach Hof verführen, nach Hof bethören lassen: da doch zu Hofe anders nichts als hoffen und harren, zu hoffen und zu gewarten, o deß kurtzen Hofe-lusts! o deß vertrieß-lichen Hofe-lusts! des großen Hof-unlusts! der manchen so theuer, sein Leib und Leben, seine Seele und Seeligkeit gekostet". Nach Moscherosch begann aber erst dieses Treiben recht zu florieren; in dieser Zeit sind satirische Stimmen seltener. Und überdies: man bespöttelt zwar das Hofleben, aber daß es im Grunde doch das vollkommenste irdische Glück, wenn nicht bedeute, so doch bedeuten sollte, daran zweifelt von diesen Leuten kaum einer.

Zu einem neuen Lebensideal sollte man erst durch einen tiefen Wandel gelangen, durch jene in ihren Gründen und in ihrer Bedeutung noch immer nicht genug gewürdigte Reformarbeit der Nation, die sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts langsam vollzog. Die Nachwirkungen jenes Hofideals sind freilich noch lange sichtbar, zum mindesten in der unglaublichen Servilität des 18. Jahrhunderts gegen alles, was Fürst ist und ihn umgiebt. Trotz aller politischen „Errungenschaften", trotz aller moderner freiheitlicher Anschauungen ist dieser Geist, der mit einem wirklich monarchischen Gefühl nichts gemein hat, dann auch im 19. Jahrhundert nicht geschwunden. Das sind die Nachwehen des Geistes des 17. Jahrhunderts.



Liebesleben und Liebesdienst in der Liedesdichtung des deutschen Mittelalters.

Von Rudolf Goette.

Die Dichter vermögen uns nicht nur darüber Auskunft zu geben, wie unsere Vorfahren aßen, tranken, wohnten und sich kleideten, sondern auch darüber, wie sie empfanden. So darf man die Liedesdichtung nicht nur als eine Seite der litterarischen Entwickelung ansehen; sie kann vielmehr mit gleichem Nutzen als ein Niederschlag des Kulturlebens gewürdigt werden. Hier wird nun versucht, auf Grundlage der Erzeugnisse des Minnesanges und des Volksliedes die kennzeichnenden Erscheinungsformen des Gefühlslebens im späteren Mittelalter darzustellen. Auf diesem Wege wird sich die vorliegende Abhandlung naturgemäß mehrfach, soweit eben das Material ausreicht, zu einer Darstellung mittelalterlichen Liebesdienstes erweitern. Carm. Bur. 125a:

Eine wunneclîche stat
het er mir bescheiden,
Dâ die bluomen unde gras
stuonden grüene beide.
Dar kom ich als er mich bat:
dâ geschach mir leide
lodircundeie, lodircundeie.

Es ist ein Volkslied ursprünglichster Art. Die Endassonanzen deuten auf einen frühen Zeitraum hin, ebenso weist die epische

Knappheit auf verhältnismäßig hohes Alter. Das Gedicht dürfte vor 1160, d. h. vor die Zeit der ältesten, eigentümlich ritterlichen Poesie in Österreich zu setzen sein. Die im Eingang geschilderte Lage, die auf Blumen bereitete Ruhestätte erinnert lebhaft an Walthers: „Under der linden, an der heide“. Hier ist der Vorgang in knappster Weise angedeutet, den Walther ein wenig anschaulicher darstellt. Selbst die köstliche Schalkhaftigkeit in dem Selbstgespräch der Frau bei Walther erscheint hier in dem wenig glaubenswerten „dâ geschach mir leide“ vorgebildet. Auch die Nachahmung jubelnder Naturlaute haben beide Gedichte gemeinsam. So dürfte wohl daran festzuhalten sein, daß diese unscheinbaren, aber glücklichen Verse Walther zu seinem herrlichen Jubelliede seliger Liebe anregten. Hervorzuziehen ist indeß noch M. F. 34 „Uf der linden óbené da sanc ein kleines vogellîn“, obwohl dies Liedchen der Erinnerung an genossenes Glück geweiht ist. Eine blumige Ruhestatt im Freien vereint in allen drei Gedichten die Liebenden, das Glück der Vereinigung wird zart, aber unzweideutig geschildert. Die Liebe begehrt nach dem vollen Besitz des geliebten Gegenstandes, und die Dichtung der vorhöfischen Zeit gesteht dies unumwunden ein. Die Betonung der bürgerlichen Ehrbarkeit des Verhältnisses liegt ebenso fern wie ein modischer Zwang. Die Empfindung giebt sich vielmehr in ungeschminkter Wahrheit. Sehr bald, schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, zeigen sich indeß die Vorstellungen des Dienstes, der senenden swære, der stæte; sie tauchen auch in Vagantenliedern auf, sind also schon damals über die Kreise der ritterlichen Gesellschaft hinaus verbreitet.

Im Folgenden seien noch einige Hinweise auf volksmäßige Bestandteile der Vagantenlieder gegeben. C. B. 139a. Ich wil den sumer grüezen, sô ich beste kan knüpft an die weitverbreiteten Kampfspiele zwischen Sommer und Winter an. Der Bann der Frauen soll über den scheidenden Winter ausgerufen werden (vgl. Uhlands Abhandlung über die Sommerspiele Schriften II, S. 18 f.). Es ist eine Tanzweise; sie schließt mit der üblichen Aufforderung, die Sommerzeit mit Tanz zu begehen. C. B. 133a. Vrowe, wesent vrô, gleichfalls ein Reigenlied. In sehr hübscher Weise wird die Aufforderung zur Fröhlichkeit mit dem Hinweis auf das Wachstum der Blumenwelt unterstützt. C. B. 140a. Einen brief ich sande einer frowen guot fällt auf durch den epischen Eingang, der hier gleich mitten in die Handlung hineinführt und dadurch an neuere Volkslieder erinnert. Der Briefschreiber empfiehlt seiner Geliebten

Verschwiegenheit. In den schlichten Versen liegt eine hohe Seligkeit, die sich selbst Zügel anlegt, ein halb unterdrücktes Verlangen, alles zu sagen. Bartsch (Deutsche Liederdichter S. 377) weist darauf hin, daß die vier ersten Zeilen mit einem Gedichte Nîtharts „Al der werlde hôhe ir gemüete stat“ (B. D. L. S. 110) genau übereinstimmen. C. B. 105a. Ich solde eines morgens gân eine wise breite ist gleichfalls balladenhaft angelegt. Die Maid bietet sich dem auf der Wiese Wandelnden als Begleiterin an und das wird mit Dank angenommen. — In diesen Gedichten zeigen sich die Anfänge eines einfachen, naturwüchsigen Liebesdienstes. Der Brief ist nicht nur ein Mittel der Verständigung, er besitzt als Unterpfand der Liebe auch abgesehen von seinem Inhalte einen Eigenwert. Der Werbende fordert, als es Frühling wird, die Geliebte zum Tanz im Freien auf. Ohne die Sitte zu verletzen darf auch die Frau den ersten Schritt thun, in artiger Weise ihre Begleitung anbieten.

Dû bist mîn, ih bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist das sluzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.

Daß ähnliche Wendungen im höfischen Minnesang öfters bei ganz verschiedenen Dichtern wiederkehren, spricht für die Volkstümlichkeit des kleinen Liedes. Veldeke (Bartsch, D. L. S. 14) lâ mich wesen dîn ende wis du mîn. Friedrich v. Hûsen M. F. 42, 19 Mîn herze muoz ir klûse sîn al die wîle ich habe den lîp. Friedrich v. Leiningen redet die Minne an: Sît du sloz bist unde bant mîns herzen und der sinne. Folgende eigentümlichen Verse finden sich bei dem Schwaben Burkart v. Hohenvels, einem Geistesverwandten Nîtharts (Bartsch, D. L. XXXIV, 95 f.):

(Was wil sî mir gewinnen an?
ich gib mich ir gar für eigen.
Wær ich ein wîp, wær sî ein man,
ganzen dienst wolt ich im zeigen).
Hab ich'm sîn trôstfröide sam mir die mîne tougen vor beslozzen,
ich slüzze im ûf daz herze mîn und wær des unverdrozzen.
In mînem fröidegarten mües er wellen
und mir vergeben ungewissen leit; het im daz mîn, sîn herze müeste bî mir twellen.

Die Umkehr des wirklichen Verhältnisses erscheint auf den ersten Blick befremdend, zeigt sich jedoch bei wiederholtem Lesen als ein recht ansprechender dichterischer Gedanke. Der Schwabe Ulrich v. Wintersteten hat in einem längeren Gedichte B. D. L. XXXVII die Verse:

> êst ein altgesprochen wort
> swâ dîn herze wont, dâ lît dîn hort

fünfmal als Kehrreim. Auch diese sprichwörtliche Wendung weist auf unser Gedicht hin. Abgeblaßter erscheint die Vorstellung bei Rudolf von Rôtenburc B. D. L. XLXXX Du hâst doch, frowe hêre, mîn herze und den gedanc ân aller hande wanc, swâr ich des landes kêre, du lebst dâr âne gedranc, dâ mich diu minne twanc. Der Tanhûser singt in einem Tanzliede, das die Fremdländerei der höfischen Dichtung durch Anwendung häufiger Modefremdwörter in volkstümlicher Tonart verspottet B. D. L. XLVII ich bin dîn, du bist mîn, der strît der müeze iemer sîn. Er gebraucht hier offenbar mit Bewußtsein eine allbekannte Wendung. Heinrich v. Morungen M. F. 141, 21 si brach alse tougen in mîns herzen grunt kommt dem heutigen Sprachgebrauch näher. Ähnlich heißt es beim Schenken v. Landegg, Bartsch Schweizer Minnesänger XXI. 5, 25

> der ich mîn ze dienste ie gunde
> diu lît in mîns herzen grunt.

Das Gedicht scheint mir in den üblichen Formen des modischen Sanges den Preis der geliebten Hausfrau zu enthalten. Ich schließe das aus dem ruhigen, sichern Ton des Ganzen, dem ie gunde in Verbindung mit den Worten am Schluß:

> der vil süezen, der ich diene
> singe ich disen sanc vor Wiene
> dâ der künec lît mit gewalt.

Gemeint ist die Belagerung Wiens durch König Rudolf im Jahre 1276. Die unvermeidliche Herrin in den Liedern der Minnesänger ist sicher bisweilen die eigene Gattin gewesen; das Verbot, die Angebetete zu nennen, begünstigte ja ein solches Versteckspiel. Die Vorstellung, daß der Liebende die Verfügung über sein Herz dahingegeben hat, beherrscht auch den Schweizer Konrad v. Altstetten, wenn er singt: Ich hân mîn herze der lieben gesendet. Die Zahl dieser Beispiele ließe sich leicht noch vermehren. Vgl. Anz. f. d. Litt. XIX, 94; dort finden sich die wichtigsten Litteraturangaben und einige

weitere Belege für das Vorkommen unseres Bildes. Von Minnesängern, die das Motiv gebrauchen, ist noch Ulrich von Lichtenstein zu nennen. Das vorangestellte Gedicht, in dem das Bild sich zuerst findet, hat sich bekanntlich in den Briefschaften eines oberbayrischen Geistlichen, Wernhers v. Tegernsee, gefunden. Die Minnesänger, denen die Wendung vertraut ist, sind vorwiegend Süddeutsche, besonders Schwaben und Schweizer. Wir haben jedenfalls ein süddeutsches, wahrscheinlich allemannisches Volksliedchen vor uns. Es sei noch an ein neueres Volkslied: „Du, du liegst mir am Herzen" erinnert. Bedeutsam ist das behandelte Motiv, weil die hohe, tiefsinnige Auffassung von der Liebe und Ehe, die das deutsche Volksgemüt auszeichnet, darin ebenso deutlichen wie ansprechenden Ausdruck findet. M. F. 3, 7 aus Carm. Bur.:

Wær diu welt elliu mîn
von dem mere unz an den Rîn
des wolt ih mih darben,
daz die künegin von Engellant
læge an mînen armen.

Der Gedanke, daß der Besitz der Geliebten dem Besitz der Welt, des Kaisertums vorgezogen wird, muß bereits dem älteren Eigentum dec volkstümlichen Liedesdichtung angehören. Man setzt das kecke Liedchen, das sich auf Eleonor v. Poitou bezieht, mit guten Gründen vor 1160. Es berührt sich mit dem folgenden: M. F. 4, 17:

Wol hoeher dannez rîche
bin ich al die zît,
sô sô güetliche
din guote bî mir lît.

M. F. 5, 36:

ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Es ist erweisbar, daß der Gedanke, den Besitz der Geliebten einer Krone vorzuziehen, Gemeingut einer volkstümlichen Poesie ist. Haupt hat dies M. F. S. 226 f. für den Minnesang an einer Anzahl von Beispielen dargethan. Seine Angaben sind von verschiedenen Seiten ergänzt worden. Anz. f. d. Litt. XIX, 95. Es sei hier noch einiges Verwandte beigebracht. Rôtenburc, B. D. L. XLIII, 110. Ob daz rîche wære mir gesant dannoch al diu lant diu man hat erkant eigenlîche lieze ich s in ir hant. Hûsen verfolgt M. F. 49, 11 f. einen etwas anderen Gedankengang: der keiser ist in allen landen, kust er si zeiner stunt an ir vil rôten munt,

er jæhe ez wære im wol ergangen. Übereinstimmend damit heißt es bei Ulrich v. Guotenberg M. F. 70, 8. mir wirt von ir vil lîhte geben dar nach ein keiser möhte streben und bei dem Schweizer Rôst kilch herre ze Sarne ir bilde ist alsô fîn, daz solde ringen ein keiser wol mit gir nach ir und durch si lîden pîn. Selbst bei dem gedankenblassen Reinmar findet sich ähnliches. Er läßt M. F. 151, 17 die Frau in einem Wechsel verheißen, sie wolle dem Manne liebe Märe sagen, ihn so begünstigen, daß sie es wenig kümmere, ob es der Kaiser sei: mich tiuchte es vil, ob ez der keiser wære. Vgl. auch noch C. B. 113a: Ich bin cheiser ane chrone un ane lant — daz machet mir ein frouwe guot und Morungen M. F. 142, 19: Ich bin kaiser âne krône. Die bisher erwähnten Stellen gehören alle demselben Vorstellungskreise an: der Kaiser, das Kaisertum, das Reich werden für das Höchste gesetzt, um die Schätzung des oder der Geliebten zu vergegenständlichen. Das Kaisertum gilt noch durchaus als das höchste weltliche Gut, als ein Ideal der Herrlichkeit; noch schaute trotz des ersten Kampfes mit dem Papsttum das Volk bewundernd zum Kaiser empor.

Für die überaus beliebte Anrede der Frau als Königin oder Kaiserin ist wahrscheinlich der Einfluß der lateinischen Mariendichtung bestimmend gewesen. Sehr hübsch sagt Kuonrât v. Altsteten B. Schweiz. Minnes. XXIV I, 8:

> Gnâd, ir keiserinne,
> la gnâde an mir schînen!
> du gip mir dîn minne
> und scheit mich von pînen.

Er krönt die Liebste mit Gesang ebenda I, 32. Herzog Jôhans v. Brabant, † 1299, singt nach Hoffmann von Fallerslebens niederländischer Rückübertragung B. D. L. S. 259 schon ganz in der Weise neuerer Lieder: Si es coninghinne in miere herten gront und bald darauf: ach gnâde coninghinne! In ersterer Wendung sind meines Wissens zum erstenmal die Allegorie vom Eingeschlossensein im Herzen und die Hyperbel, welche die Geliebte zur Königin macht, in einem Bilde verschmolzen worden. Die Heinesche Herzenskönigin findet sich bereits bei Reinmar M. F. 150, 26: wan nieman in der welte lebt ern finde sînes herzen küneginne. Ähnlich heißt es bei Walther v. Klingen B. D. L. 118, 20:

> nu ist siz doch mîn küneginne
> swie si hât daz sende herze mîn verwunt.

Morungen wendet die Krone besonders gern bildlich an. M. F. 129, 28 der gê nach der schônen, diu mit ir krônen. M. F. 133, 29 diu mînes herzen ein wünne und ein krôn ist. Hiltbold v. Schwangau B. D. L. 20, 57 ir zæme wol diu krône, sô schœne wîp wart nie. So hob sich der Minnesang am Beispiel der geistlichen Dichtung zu stärkerm Pathos, zu bewundernder Übertreibung empor. Der Überschwang war damit in das weltliche Lied eingeführt, und das geschah zu derselben Zeit, als das Liebesgefühl den natürlichen Boden gegenseitiger Schätzung verlassen und sich beim Manne gewaltsam zu einer schwärmenden, halb übersinnlichen Verehrung der Herrin aufschwingen wollte, indeß der Frau eine vorwiegend leidende Rolle zufiel. M. F. 34, 11:

Ez dunket mich wol tûsent jâr
daz ich an liebes arme lac.

Seit sie die Blumen nicht gesehen, die Vögel nicht gehört, mußte sie um den Geliebten trauern. Es begegnet uns in diesem unter Dietmar v. Eist aufgezeichneten Gedichte der echt volkstümliche Parallelismus zwischen sprossender Natur und glücklicher Liebe, der oftmals auch zur Antithese wird, wenn dem Frühling in der Natur kein Liebeslenz folgen will. Die Hyperbel in den obenstehenden Eingangsversen ist ganz im Sinne der Volksdichtung gefaßt. Dem Liebenden erscheint die Zeit der Entfernung vom Schatz unendlich, ebenso wie in den Stunden des Beisammenseins die Wonne des Küssens unendlich erscheint. Die Zahl tausend spielt in beiden Fällen eine gewichtige Rolle, sie wird überhaupt in verschiedenster Bedeutung von der naiven Dichtung angewandt, um etwas unendlich Großes, die Seele Bewegendes zu bezeichnen. Beim Taler um 1240? heißt es B. Schw. M. IV, I, 17 und 37 din munt verwunt wol tûsent stunt hat mich und ir ist der munt tûsentstunt rœter danne ein rœselîn. Bei Reinmar M. F. 184, 31 Ich hân hundert tûsent herze erlôst — von sorgen alse frô was ich. Walther (Pfeiffer S. 23, 16):

kuste er mich? wol tûsentstunt:
tandaradei!
sehet wie rôt mir ist der munt!

Nîthart B. D. L. 106, 113 beginnt ein Sommerlied:

Sumer wis emphangen
von mir hunderttûsentstunt.

Tanhûser B. D. L. 196, 23:

> solt ich si küssen tûsentstunt
> an ir vil rosenvarwen munt
> so wære ich iemer mê gesunt.

Der Gedanke des Letzteren, daß ein glückliches Lieben gesund sei, kehrt mehrfach wieder. Der Graf Kraft von Toggenburc ist bescheidener als Tanhûser. Er vergleicht mehrfach den Mund der Geliebten mit roten Rosen und meint B. D. L. 200, 39:

> sâ zehant ir rôter munt
> einen tûsenstunt sô schœnen lachet.

Gedrût (um 1260?) B. D. L. LVI: Von Kunzechen her Wahsmuot der minnet sîne frowen über tûsent mîle und: Von ir hant ein vingerlîn: daz kust er tûsentstunde. Auch der Wert des Kusses wird in dieser Zahl abgeschätzt. Kuonrât v. Altsteten B. Schw. M. 228, 25: ir kus der wære ein pfant, den ich für tûsent marke næme sâ zehant. Der v. Trostberc, B. Schw. M. XXV, I, 20:

> lebte ich tûsent jâr in kunde
> munt sô rôten niemer mêr gespehen.

Gern betonen besonders die Schweizer Dichter das fröhliche Lachen, die Gesundheit der Liebe. Man darf darin eine Art Reaktion wider das ewige Klagen der streng höfischen Dichtung erkennen. Der eben genannte Dichter sagt B. Schw. M. XXV, I:

> Nâch hât si lachend an gewunnen
> mînen lîp als ich iu wil verjehen:
> von mir wolt diu sêle sîn endrunnen
> do ich sach sô minneclîchen brechen
> wîze zene ûz rôtem munde.

Und:

> Ich wande, ich iemer solde lachen
> do ich dich, frouwe, lachen sach.

Nicht nur eine Gegenwirkung wider das süßliche Reimgebimmel ist in den angeführten Stellen zu erkennen, es äußert sich darin auch der gesellschaftlichen Mode zum Trotz naturwüchsige, gesunde Liebesempfindung. Ebenso kennzeichnend wie für die eigentlich höfische Dichtung das Siechtum des Herzens ist, ebenso deutlich spricht sich volkstümliches Empfinden mit besonderer Vorliebe für eine gesunde,

freudige Liebe aus, wie es auch im neueren Volksliede heißt: „Das Lieben bringt groß' Freud'". M. F. 8, 32:

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.

Der Falke ist das Sinnbild des Geliebten. Weibliche Klugheit vermag den wilden Raubvogel zu zähmen, an sich zu ketten. Aber er entfliegt mit den seidenen Bändern am Fuße, mit dem vergoldeten Gefieder. Gott möge die, welche nacheinander verlangen, zusammenführen! Das reizende Liedchen gehört zu den Kürnbergerstrophen. Man denkt sofort an Kriemhildens Traum: wie sie züege einen valken starc, schœn und wilde, das Motiv ist genau dasselbe. Es ist die Poesie der ritterlichen Gesellschaft, die mit Falken jagt, welche wir an diesem Bilde erkennen. Aber das Bild weist in eine Zeit, da sich die Liebesdichtung und das Leben der Edlen noch nicht weit von der Art des Volkes entfernt hatte. Man darf sich nicht hinter dem Beginn des 12. Jahrhunderts zurück liegend einen gemeinsamen Quell der mittelalterlichen Lyrik denken, der sich in einem Teile der deutschen Lieder der Carmina Burana offenbart.

Eine schärfere Scheidung der Stände wurde seit der Mitte des 11. Jahrhunderts durch die massenhafte Verwendung der niederen Ritterschaft im Kriegsdienst, wie sie der langwierige Bürgerkrieg mit sich brachte, durch die allmähliche Erhebung der Ministerialen über die Gemeinfreien, endlich durch die Kreuzzüge nach und nach angebahnt. Es ist anzunehmen, daß in früheren Zeiten ein näherer Verkehr zwischen dem niederen Adel und den wohlhabenden Bauern nicht allzu selten war. Noch im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts verkehrte Nîthart jahrzehntelang sehr freundschaftlich mit den Bauern der bairischen Oberpfalz, obgleich er sich seiner höheren Bildung wohl bewußt blieb. Ein wohlhabender Bauer durfte auch in späterer Zeit noch als Freier an adeligem Hause anklopfen (vgl. Alwin Schultz, Höfisches Leben z. Z. d. Minnesinger, 2. Aufl., Leipzig 1889, I, S. 615). Geht man nun von Nîtharts Blütezeit 150 Jahre zurück in eine Zeit, da die Grundlagen einer eigentümlich ritterlichen Weltanschauung noch nicht vorhanden waren, dann darf man sich den Unterschied zwischen einem mäßig begüterten Ritter oder ritterlichen Lehnsmann und dem freien, sowie dem besser gestellten zinspflichtigen Bauer sehr gering denken. An der Grenze der beiden Stände wird seiner Herkunft nach der Sänger der ältesten Liebeslieder gestanden haben. Doch muß auch an die Mitarbeit des gelehrten, lateinisch dichtenden Goliarden gedacht werden.

In den uns überlieferten Blüten der ältesten Minnedichtung läßt sich die Grenze zwischen volkstümlichen und aus ritterlichen Anschauungen heraus verfaßten Liedern nicht überall scharf ziehen. Von den in M. F. als namenlose Lieder abgedruckten Gedichten bekunden nur: Wol hœher dannez rîche, Rîtest du nu hinnen, Ich grüeze mit gesange die süezen und Mir hât ein ritter, sprach ein wîp deutlich ritterliche Anschauungen. Das Falkenmotiv gehört, wie erwähnt, von Hause aus dieser Gruppe von Liedern an. Es findet sich wieder in einem Dietmar v. Eist zugeschriebenen Liede. M. F. 37: Ez stount ein frouwe alleine. Sie sieht einen Falken fliegen. Wie dieser seines Fluges Herr ist, hat sie sich freiwählend einen Geliebten erkoren, den sie trotz des Neides anderer Frauen zu bewahren gesonnen ist. Scherer (Deutsche Studien II, S. 438 in Wiener Sitzungsber. 1874) bezweifelt, daß eine Frau Verfasserin sein kann, denn er findet den Vergleich unweiblich. Nach meinem Gefühl möchte ich in dem Gedicht den Erguß einer nicht gewöhnlichen, hochdenkenden Frau erkennen. Es zeigt zum erstenmale den Neid Fremder als Feind der Liebe, eine Vorstellung, die später in den typischen Gestalten der merkære zu einem unentbehrlichen Inventar der Liebesdichtung wird.

Als Sinnbild freudiger Erwartung erscheint der Falke in einem älteren, natürlicheren Gedichte Reinmars M. F. 156, 5: mîn herze hebet sich ze spil, ze fröiden swinget sich mîn muot, als der valke enfluge tuot und der ar ensweime und nochmals ähnlich in einem späteren weit mehr gekünsteltem Gedichte M. F. 180, 10: Ich bin als ein wilder valke erzogen, der durch sînen wilden muot als hôhe gert. In gleichem Sinne gebraucht das Bild der Schweizer Otto zem Turne (um 1330) B. Schw. M. XXXI, III, 1: *Mîn muot den valken tuot gelîch die durch ir adellîchen art* sich geilent mit der sunne. Sehr weit ausgeführt ist der Vergleich im Sinne von M. F. 8, 32 bei Heinrich v. Mugelîn um 1360 B. D. L., S. 287, 37: Ein frouwe sprach: mîn falke ist mir enphlogen sô wît in fremde lant: Des vorchte ich den ich lange hân gezogen, den vest ein fremde hant. Sie bedauert, die Fessel der Treue gar zu lang gelassen zu haben, hofft aber, daß die Winterzeit und der Beginn der Reiherbeize ihn, der „nu sweimet wît“ zurückführen wird. Schließlich wünscht sie sich „einen blâfûz vor den valken“, ein Gedanke, der sofort die Mache verrät.

Bisher ging die Untersuchung von der Voraussetzung aus, daß die ältesten deutschen Vagantenlieder und die von fremdländischen Ein-

flüssen im wesentlichen unberührten Anfänge des Minnesanges den geeignetsten Maßstab für die Prüfung der späteren höfischen Liedesdichtung auf ihren volkstümlichen Gehalt und ihre Beziehungen zum wirklichen Leben abgäben und es ward an einer Reihe von Beispielen das Fortwirken volksliedartiger oder doch volkstümlicher Motive dargethan. Eine einigermaßen taktfeste Kenntnis der späteren Volkslyrik vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart kann uns aber befähigen, noch manche andere Vorstellung und dichterische Wendung, die sich der höfische Minnesang angeeignet hat, als ursprünglichen Besitz eines Volksliedes, mithin als Ausfluß von Anschauungen, die der Gesamtheit gemeinsam waren, in Anspruch zu nehmen. Unter den im strengen Sinne höfischen Dichtern gab es vielseitige Naturen, in deren Liedern sich Einwirkungen heimischer Art mit denen westfränkischer Sangesweise vereinigten. Zu diesen gehört vor allem Heinrich v. Morungen. Das Urteil, das Wolfgang Golther (Gesch. d. deutsch. Litteratur S. 261) über ihn fällt: „nicht aus dem erfrischenden Quell der Volksdichtung erlabte Heinrich seinen Kunstgesang" erscheint mir voreilig. Er gebraucht häufig den durch die Mariendichtung und das Nibelungenlied als Eigentum des älteren Bilderschatzes der deutschen Poesie erwiesenen Vergleich einer schönen Frau mit Mond oder Sonne, der sich in den Erzeugnissen des ältesten Minnesanges nicht findet. M. F. 123, 4: alse diu mæninne verre über lant. M. F. 129, 20: si liuchtet sam der sune tuot. M. F. 134, 36: Wâ ist nu hin mîn liehter morgensterne? M. F. 123, 1: Ir tugent reine ist des sunnen gelîch. M. F. 124, 63: Als der mâne sînen schîn von des sunnen schîn enpfât: also u. s. w. Sicher weist auf Anregung durch ein Volkslied hin der zwiefache zum Vergleich ausgesponnene Parallelismus M. F. 126, 24: Mich entzündet ir vil liehter ougen schîn sâme daz fiur den dürren zunder tuot, und ir fremeden krenket mir das herze mîn same daz wazzer die vil heize gluot. Wenn Morungen M. F. 124, 4 von seiner lieben Frauen sagt: „der entzwei gebræche mir daz herze mîn, der möhte si schône drine schouwen" (ein Bild, das noch zum Vorstellungskreis des zuerst betrachteten Tropus vom Verschlossensein im Herzen gehört), so denkt man unwillkürlich an unser: „Setze du mir einen Spiegel ins Herze hinein". Endlich vergleiche noch M. F. 129, 36: Man sol schrîben kleine. Die so beginnende Schlußstrophe von „Sach ieman die frouwen" stellt für sich ein Stimmungsbild von hoher Anmut dar. Man soll auf den Grabstein des Dichters schreiben, wie teuer ihm sein frouwe

gewesen, wie sie ihn zurückgewiesen, damit jeder, der vorbei geht, von der großen Sünde erfahre, die sie an ihrem Freunde beging. Ich möchte annehmen, daß Morungen das Empfindungsleben des Volkes in seiner Heimat durchaus vertraut war, daß in seine Lieder Anklänge an thüringische Volksweisen hineingeflossen sind. Dem widerspricht es nicht, wenn er, wie Bartsch gezeigt hat, von provençalischen Vorbildern beeinflußt ist.

Der Gedanke, daß echte, treue Liebe bei Gott Verzeihung der Sünde erwirkt (wie nach Morungen die Zurückweisung einer solchen Liebe schwere Sünde ist), findet sich in äußerst anheimelnder Form bei Albrecht v. Johansdorf M. F. 88, 33:

Swer minne minneclîche freit
gar âne valschen muot,
des sünde wirt vor gote niht geseit;

und ebenso herzinniglich singt derselbe Dichter M. F. 91, 29:

Swa zwei herzliep gefriundent sich
unde ir beider minne ein triuwe wirt
die soll niemen scheiden, dunket mich,
al die wîle, unz si der tôt verbirt.

Ähnlich Ulrîch v. Lichtenstein B. D. L. S. 145, 242:

Swâ zwei liep einander meinent
herzenlîchen âne wanc
und sich beidiu sô vereinent
daz ir liebe ist âne kranc
die hat got zesamne geben
uf ein wunneclichez leben.

Endlich seien noch ein paar hübsche Verse angezogen, die wahrscheinlich mit Unrecht Reinmar zugeschrieben werden. Sie würden bei *entsprechender sprachlicher Veränderung, ohne irgendwelchen Widerspruch* herauszufordern, in einer neueren Sammlung süddeutscher Schnadahüpfl stehen können. B. D. L. S. 58, 574:

Sollte ich mîne liebe
bergen unde heln
Sô müest ich ze diebe
werden unde steln.

Die treuherzige meist hoffnungsvolle Ergebenheit, die dem Volksliede in allen Zeiträumen eigen ist, kommt auch, wie die angeführten Stellen aus Morungen, Johansdorf, Lichtenstein, Reinmar zeigen, zu

verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten im Minnesang zum Vorschein; ebenso wenig wie die westfränkische Mode jemals in der Litteratur zu unbedingt anerkannter Herrschaft gelangt ist, kann das im Verkehr der beiden Geschlechter, im geselligen Leben geschehen sein. Man darf aus der Betrachtung der höfischen Liebesdichtung den Schluß ziehen, daß die ritterliche Gesellschaft in Österreich und der Schweiz, sodann in Baiern und Schwaben Fühlung mit der Volkssitte behalten hat.

Die Einwirkungen einer eigentümlich ritterlichen, d. h. höfischen Weltanschauung auf den deutschen Minnesang äußern sich im folgenden: der **hövesche** Ritter dient seiner Frau. Seine Tugend beweist er ihr gegenüber in rechter **stæte**, in unwandelbarer Anhänglichkeit, ob sie nun seine Gefühle erwidern mag oder nicht. Das Gesetz seines Verhaltens sind die **mâze**, er darf nicht über gewisse Grenzen hinausgehen, nichts Unerlaubtes fordern. Veldeke läßt M. F. 57, 34 die Frau sagen: **Ich wânde dat hê hovesch wære: des was ich ime von Herzen holt.** Aber: **Hê iesch an mî tô lôse minne dine fand hê an mî niet — — daz herze brichet êr het gewinne.** Das Lied ist kulturgeschichtlich merkwürdig. Die Frau ist der Minne des Ritters froh gewesen; aber das Herz soll ihr brechen, ehe sie ihm die zu lose Minne gewährt, die er zu fordern wagt. Manche ritterlichen Frauen haben sicher anders gedacht. Die deutschen Rechtsbücher erkennen in dem Verhältnis von **amîs** und **amîe** Ehen mit beschränkter Dauer ausdrücklich an. Aber abgesehen von solchen offenkundigen Beziehungen darf die sinnliche Natur eines Verhältnisses niemals offen eingestanden werden, das das war ein unbedingtes Erfordernis der **mâze**. Bei den eigentlich höfischen Dichtern, bei Hûsen, Veldeke und Reinmar (wenn man eine Stelle in dessen frühesten Liedern ausnimmt), ist dergleichen unmöglich.

Anders war es zur Zeit des frühesten Minnesanges in Österreich gewesen, ehe die Liebe höfisch geworden. M. F. 5, 7: **Wol dir geselbe guote daz ich ie bî dir gelac** und ebenda 6, 10: Wenn sie ihn umfangen hat, wird ihr der Winter zum Sommer. Ob es aller Welt leid wäre, sein Wille muß an ihr geschehen. Dazu zwei Kürenbergerstrophen M. F. 8, 9. Die Frau tadelt den Mann in derben Ausdrücken, daß er sie nicht besucht hat, als er an ihrem Bette stand: **des gebazze got den dînen lîp, jo enwas ich nicht ein bêr wilde.** M. F. 8, 19. Wenn sie allein in ihrem Hemde steht und an ihren edlen Ritter gedenkt, erglüht ihre Farbe, wie die

Rose thut. Auch in den Dietmar v. Eist zugeschriebenen Liedern finden sich Beispiele ähnlicher Art, die zum Teil schon an anderer Stelle angeführt sind.

Gegen die streng höfische Auffassung des Verhältnisses zeigt sich naturgemäß bald entschiedener Widerspruch. Morungen M. F. 142, 14: des (d. h. des vergeblichen Schmachtens) bin ich worden laz, alsô daz ich viel schiere gesunde in der helle grunde verbrinne, ê ich ir iemer diende ine wizze umbe waz. Von dem bewußten Widerstande gegen die Mode, der von anderer Seite kam, wird gleich die Rede sein.

Als Feinde der ritterlichen Liebe zeigen schon früh die typischen Gestalten der nîdære, merkære, lügenære, welche die Liebenden auseinander zu bringen beflissen sind. Bei dem Schwaben Meinloh v. Sevelingen finden sich in altheimischer Form wohl am frühsten die Anschauungen der höfischen Minne ausgeprägt. Er entbietet der Frau seinen Dienst (M. F. 11, 14). Er stellt in einer Strophe M. F. 12, 1 die Erforderniſſe des Frauendienstes zusammen: sehnende Schwermut im Herzen, Verschwiegenheit, keuscher Sinn, Treue. Man soll nach ihm ze liebe gâhen, damit nicht die merkære Zeit gewinnen, um störend einzugreifen. M. F. 13, 4 läßt er die Frau klagen, daß die merkære sie ins Gerede brâchten. Sie habe dem Geliebten nicht nahe bei gelegen, wolle aber nimmer von ihm lassen. M. F. 14, 4: Wer eine der Mägde des Landes gewann, soll stille sein und die Merker reden lassen.

Für die zu ihrem Höhepunkt entwickelte modische Sanges- und Denkweise ist die Zergliederung der eigenen Empfindung, die Neigung, einen inneren Zwiespalt in ständigen Klagen zu erörtern, vor allem kennzeichnend. So klagte der Rheinfranke Friederîch v. Hûsen viel über das Leid, das ihm die Liebe zugefügt, wie über die merkære und die huote. Er erzählt von einem Streit in seinem Herzen (M. F. 46, 9) und besingt den Zwiespalt zwischen Herz und Leib. In der klagenden Zergliederung des Gefühlslebens bringt es dann Reinmar von Hagenau zur höchsten Vollendung.

In den Tageliedern Wolframs müssen wir eine kühne litterarische That bewundern, mag er die Gestalt des Wächters erfunden oder übernommen haben. Er stellt die Liebenden im Glücke des Genusses dar und scheut nicht vor jener göttlichen Nacktheit zurück, in der Goethe den Gegenstand in den „Römischen Elegien“ behandelte. Mit ihm setzt die Gegenströmung wieder die streng höfische Mode ein. Deren erfolgreichster Bekämpfer ist jedoch Walther. Nachdem er an-

fänglich unter Reinmars Einfluß noch in höfischen Gleisen gewandelt, riß er sich, als er nach seinem Abschiede von Österreich ein fahrender Spielmann geworden, mehr und mehr von dem Überlieferten los. Er führte die Liebesdichtung zu ihrem natürlichen Beruf, die ganze Welt der Erscheinung im Lichte poetischer Empfindung darzustellen. Er schuf von neuem das heitere Tanzlied, er fand wieder einen glücklichen Ausdruck für unser deutsches Naturgefühl, er ließ im Liebesliede ungefälschte Empfindung sprechen und war in seiner politischen Lyrik ein Kämpfer in den gewaltigen Bewegungen der Zeit. Durch ihn trat die kunstmäßig geschulte Liebesdichtung wieder in nähere Beziehungen zum Volksleben. Er selbst spricht sich über die Beliebtheit seiner Tanzlieder aus (Pfeiffer 142, 12):

joch schâte es guoten liuten wære ich tôt
die nach freuden rungen
unde ie gerne tanzten unde sprungen.

Daß namentlich das Tanzlied einem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkam, könnten wir auch ohne besondere Zeugnisse dafür annehmen, denn zur Zeit der Herrschaft einseitig ausgeprägter ritterlicher Lyrik konnte das volkstümliche Tanzlied nur ein kümmerndes Dasein fristen. So hat es sicher in jener tanzlustigen Zeit oft an neuen Reigenweisen gefehlt, wofür wir bei Nîthart mehrfache Zeugnisse finden. Keinz, die Lieder Neidharts v. Neuenthal 18, 3 jâ ist ez lanc, daz ich diu kint niht niuwes hôrte singen. Der Vorsänger, der das Reigenlied oft zugleich auch mit der Fiedel begleitete, erscheint als eine wichtige Persönlichkeit. K. 36, 59 der des voresingens phlac, daz was Friederîch. Während nun Walther die neuen Tanzlieder, die er schuf, in seinem Wanderleben an den verschiedensten Stätten, doch aber wohl vornehmlich an den Höfen vornehmer Herren zum Vortrag brachte, begegnen wir in der eigentümlich anziehenden Gestalt Neidharts einem Ritter, der Jahrzehnte lang mit den Bauern seiner fränkischen Heimat verkehrte, an ihren Festen teilnahm und ihnen seine Lieder vortrug, die als neue Tanzweisen um so mehr höchst willkommen waren, als die Musik nur im Anschluß an das gesprochene oder gesungene Wort zur Geltung kam. Auch äußerlich wendet er sich von den Gesetzen des höfischen Minnesangs ab, indem er in seinen sommerlichen Reien mit wenigen Ausnahmen Dreiteilung nicht beliebt. Die Mütter warnen ihre Kinder vor dem Ritter als treulosen Vogelsteller. K. 12, 22 der daz gimpel gampel sanc, der hât sich vermezzen und werde im dîn ein blic, er lege dir sînen stric. Von seiner ersten Geliebten Jiute sagt die

Mutter der zweiten Friderun K. 28, 12 der wuohs von sînen reien ûf ir wempel und gewan ein kint daz hiez si Lempel. Die Mädchen aber sind wohl auf ihn zu sprechen. Sie berufen sich darauf, daß die Leute sînen sanc erkennent wol über al (13, 45). Ja Friderun entgegnet auf die eben erwähnte, sehr nachdrückliche Warnung der Mutter: 'er muoz mich sîne geile sprünge lêren (28, 28). Verheißt er doch den Kindern an der Straße etwas selbstbewußt: wir suln ein niuwes briuwen (d. h. ein neues Lied), dar nach sî die finger kiuwen. Ich glaube, man darf mit Keinz die Lieder Neuenthals als dichterische Rückspiegelungen des Erlebten ansehen; er ist unstreitig eitel und sehr von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt, aber seine mannigfachen Bekenntnisse machen ganz den Eindruck des Wahren, wenn es auch an dichterischer Ausschmückung natürlich nicht fehlt. In ihm vereinigt sich realistische Kleinmalerei, Natursinn, Offenheit, Lebensfreude mit einer ziemlich lockern, selbstsüchtigen Lebensanschauung. Er übertrug in seiner Art den höfischen Minnedienst in bäuerliche Kreise. Die spätern Feindseligkeiten der Bauern gegen ihn erklären sich wohl dadurch, daß er mit seinen Verführungskünsten mancherlei Unheil gestiftet hatte, sich im Bewußtsein seiner Bedeutung mehr noch, als die Bauern vertragen konnten, überhob. — Wenn Walther den Minnesang aus der Enge der höfischen Mode herausführt, so sind Neidharts Dichtungen das gerade Widerspiel des Höfischen. Sie geben ein treues Spiegelbild der geselligen Belustigungen unter den wohlhabenden fränkischen und bairischen Bauern in seiner Zeit. Im Sommer der Reien auf dem Anger, im Winter der Tanz in einem geräumigen Zimmer auf diesem oder jenem Meierhofe; dabei leicht entflammte, schön geputzte Bauernmädchen, protzige, reiche Burschen, die neidisch auf den gewandteren Ritter blicken, der sich durch seine Tanzweisen in die Herzen der Schönen einschmeichelt.

Die Anschauungen des höfischen Minnesangs bleiben bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts hinein dichterisch fruchtbar, sie bleiben noch länger eine gesellschaftliche Macht und sind im Volksliede und Volksleben des 15. Jahrhunderts lebendig, wenn auch in veränderter Form. Nach Neidharts Vorbilde übertrug man höfische Sangesweise auf ländliche Verhältnisse. Der Überdruß an den herkömmlichen Vorstellungen zeigte sich im Derben, Rohen und Schlüpfrigen. Der Schwabe Gotfrit v. Nifen (um 1250) besingt seine Liebe zu einer Kuhmagd in sehr zierlichen Versen. B. D. L. XXXVI, 109. Ihre Frau schlägt sie wegen des Liebhabers; sie will aber nicht eher mit

ihm davongehen, bis sie das Hemde und den Schilling erhalten, die ihr als Lohn zustehen. Nîfen giebt in einigen seiner Lieder ein unanfechtbares Zeugnis für das Fortleben volksmäßiger Weisen neben der ritterlichen Kunstdichtung. So B. D. L. XXXVI, 203: Sol ich disen sumber lanc bekumbert sîn mit kinden. Sie kann den Morgen nicht erwarten. Dann will sie das Kind der Amme übergeben und hinaus zum Reien eilen. Der Kehrreim erinnert an altertümliche Kinderlieder. Auf das schlüpfrige Ez fuor ein büttenære B. D. S. XXXVI, 148 scheint auf ein von der Straße her erklungenes Vorbild hinzuweisen: si sprach „ir sît niht laz, mir wart nie bunden baz". Wer in dieser Zeit noch in der alten, überschwenglichen Weise den Frauen huldigte, hatte scharfen Spott zu fürchten. Gedrût B. D. L. LVI, 1 macht sich über den himmelnden Wahsmuot v. Kunzich lustig. Wenn er empfinge:

von ir hant ein vingerlîn daz kust er tûsentstunde.
læge er bî der wolgetânen mit ir rôten munde
er gernorte niemer si. wand er vor liebe erwunde.

In denselben Spuren wandelt der Schweizer Steinmar. Er wendet das Tagelied auf den Knecht an, der im Heu bei der Magd schläft. Das Wächteramt versieht der Hirte. B. Schw. M. 19, 11. Die Magd will ihn nicht zu sich auf den Strohsack lassen, weil er ihr die versprochenen Geschenke, Leinen, ein paar Schuhe und einen Schrein, nicht gegeben. Sie läßt sich aber durch Versprechungen erweichen. Das Herabsinken des Minnesangs zu realistischer Derbheit zeigt sich auch bei dem Züricher Meister Hadloub (um 1300). Er besingt die Zeit der Ernte, die in der Scheuer Gelegenheit zum Stelldichein mit den Mägden bietet. (B. D. L. 87, 321.) Klar genug ist an diesen keineswegs mehr zweideutigen Liedern zur Verherrlichung der niedern Minne zu erkennen, wie man in den oberen Gesellschaftsklassen vielfach der modischen Courmacherei so überdrüssig geworden ist, daß man sich jetzt nicht mehr scheut, unverhüllt von ländlich-derbem Liebesgenuß zu singen. Sehr stilwidrig ward versucht, den veränderten Gehalt in die alte Kunstform höfischer Lieder hineinzugießen, ein Beginnen, das zur allmählichen Auflösung des Minnesangs führen mußte. So zog sich denn der ritterliche Adel mehr und mehr von der Ausübung der Kunst zurück. Die Zersplitterung und mannigfache Verästelung des Kulturlebens der Nation brachte keine großen Anregungen mehr. Es fehlten wohl nicht volkstümliche Ideale, es fehlte aber das Brennglas einer gemeinsamen, auf der Grundlage geschichtlichen Lebens ruhenden Weltanschauung, welche im 15. und

16. Jahrhundert die blendende Fülle neuen Lichtes zu zündender Wirkung hätte zusammenfassen können. Nur im Volksliede fand in beschränktem Sinne eine solche Zusammenfassung des allen Gemeinsamen statt.

In der reinen Kunstlyrik der letzten Jahrhunderte des Mittelalters findet sich manches, das von der Vorstellungswelt des Minnesangs zu der des Volksliedes hinüberleitet. Vrouwenlop V. D. L. 79, 319: Ach wê, ich nâch ir brinne sâm in der glût ein sinder (vgl. Morungen S. 436 und Lichtenstein V. D. L. 33, 7 Nu grîf her wie sêre ich brinne; kalder snê müeste von der hitze brinnen, diu mir an dem herzen lît). Zwei Nachzügler des höfischen Minnesangs, der Vorarlberger Hugo v. Montfort († 1423) und sein Zeitgenosse Oswald v. Wolkenstein aus Tirol († 1445) bieten in dem bunten Wechsel der Stoffe und Formen ein kennzeichnendes Bild der Stillosigkeit der lyrischen Kunstdichtung und der Verwirrung der Begriffe in ihrer Zeit. Sie sind indeß beide nicht ohne Eigenart, beide nicht ohne Verständnis der volkstümlichen Sanges- und Empfindungsweise. Montfort in Pfaff, der Minnesang d. 12.—14. Jahrh., S. 268, 13 Ich wând ich wollt nach diner minn verbrinnen, ebenda 269, 70 schrib us dins hertzen grund slechte wort mit trüwen richten, die tuont mich sicher gsund. 270, 94 frowt si mich nit, die rein die zart, so wer ich gar ein hürnin man. 272, 156 sagt der Dichter seiner Liebsten: so hast du min hertz gefangen — — von gold ein ketten die ist vin damit hast du es beschlozzen, din eigen wil es iemer sin. Wolkenstein ebenda 280, 203 viel hundert jar auf erd, die gelten nur einen tag, und wo sich lieb zu lieb haimlich versliessen mag, da ber ich nit ain sag. Derselbe Dichter unter Minnelehren, deutsche Nat.-Litt. 12, S. 233, 45 Wer wolt mer fräden begeren, wan im sein morgenstern lieplichen sich erzaigt? und unter Fischfang und Minne an gleicher Stelle, S. 234, 31 kanstu aber in sins herzen schrin so bistu sin und nummer din wip, usserwelte keiserin. Man erkennt hier, wie ein bestimmter Schatz an Bildern und Vorstellungen unverlierbares Eigentum des mittelalterlichen Volksgeistes und Volksgemütes ist, ein Schatz, der jedem Dichter offen steht, der nur im geringsten Sinn dafür hat, mag er im übrigen in den künstlichsten und schnörkelhaftesten Tönen dichten. Deutlicher noch ist der Weg zum Volksliede hin in der 1471 abgeschlossenen Liedersammlung der Augsburger Nonne Klara Hätzlerin bezeichnet. In den Tageliedern macht sich ein Streben nach realisti-

scher Ausmalung geltend. Der Widerwille gegen breite Darstellung des Nackten scheint hier geschwunden zu sein; die Keuschheit der Gesinnung hat Einbuße erlitten, namentlich bei den oberen Ständen. Liederbuch d. Hätzlerin ed. Haltaus, Quedlinburg 1840. 2, 21: **Sy truckt ein prüstlein an das mein, mein hertz wolt mir zerspringen; 13, 13: Mich daucht in meinen sinnen, die nacht war wol ein jar; 3, 60: Si truckt in lieplich an irn stoltzen leibe, sy kusst in mer dan tusent stund; 3, 84: wol verschlossen in dem hertzen mein, so dunckt er mich ein kaiser sein; 12, 14: mir wär ze tausend malen lieber ich wär tott, wann das mir scheiden wirt kunt von meiner allerliebsten. er kusst iren rotten mund vil mer dann tusent stunt.** Eine Anzahl von Liedern ist einer kunstreicheren Klasse von Volksliedern zuzugesellen, den sogen. Hof- oder Gesellschaftsliedern. (Es dürften hierher zu rechnen sein Liederbuch 36: **mein hertz hat im erwelt ein fräwlein mynneclich, 41: ich raitt ains tags spacieren, 44: hilff wunneclicher, süsser may, 49: bis willkommen liebs junkfräwlin zart,** ferner 51, 53, 60, 90, 103, 104, 110, 111.) Einige Stücke stehen den Anschauungen des höfischen Minnesanges nahe. Sie lassen erkennen, wie die Weltanschauung, die dem Minnedienst zu Grunde lag, sich allmählich zu der Betrachtungsweise des älteren Volksliedes umbildet, einer Denkart, die einen neuen Liebesdienst ins Leben rief, der freilich natürlicher, freier, herzinniger war als der höfische Modekult. Nr. 46 enthält noch fast vollständig die Grundzüge der ritterlichen Frauenverehrung, wie sie Meinloh von Sevelingen darstellt. Der Liebhaber bittet: **lass dir mein dienst ze hertzen gan und tröst auch mir mein swärs gemüt.** Er klagt: **mich wundert wie dein gnad so hartt gen mir vil senendem müg gesein.** Er liebt also nach Meinlohs Regel mit **senender swære.** Er mahnt die Frau dann bei ihrer weiblichen Zucht, sein Trauern und seine sehnende Klage zu stillen und verheißt Treue und Stäte. Für die nîdœre ist die Bezeichnung **klaffer** üblicher geworden. Ganze Lieder dienen dazu, sie zu verwünschen.

Das machtvolle und wunderbare Hervorquellen des Volksliedes bleibt immer rätselhaft. In trägem Lauf waren die Gewässer des scheidenden Minnesanges verendet. Aus den Sümpfen, die sie hie und da gebildet, konnten keine neuen Blüten mehr ersprießen. Soweit man Näheres vom Meistergesang weiß, betrieben die bürgerlichen Nachfolger der ritterlichen Dichter ihre Kunst recht und schlecht wie ein ehrsames Handwerk. Die Dichtung ergreift Partei in den

Fehden der Zeit, den Kämpfen der Stände. Sie schmückt sich mit buntscheckiger Gelehrsamkeit und verliert sich im erbaulichen Gleichnisreden. An der Oberfläche des litterarischen Lebens zeigt sich im 14. und 15. Jahrhundert kaum etwas von der Triebkraft wahrer, naturfrischer Dichtung. Da auf einmal bricht es hervor mit der Macht des Ursprünglichen. In einer Fülle von Tönen, einem Zauber der Farben, einer wundersamen Stimmung, die dem Minnesang selten erreichbar, spiegelt das Volkslied reiches, wahres Leben in Liebe und Leid, Jubel und Trauer wieder.

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts (der zweite Abdruck des Heldenbuches erschien 1491) sind unter der Oberfläche der für die höheren Stände bestimmten Litteratur die Lieder von Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich, dem Rosengarten, Laurin, dem hörnernen Siegfried, Herzog Ernst, Hildebrand, Dietrichs Drachenkämpfen u. a. durch die Fahrenden im Bewußtsein des Volkes erhalten, hie und da fortgebildet und erneuert worden. Hier lassen sich unmittelbare Beziehungen zwischen der Dichtung der wandernden Spielleute und dem Volksliede darthun. Das Lied von Hildebrand (Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 132) zeigt alle Merkmale der Poesie der Fahrenden: die volkstümliche Strophe in roher Behandlung, einen allbeliebten Gegenstand, die Freude an Derbheit und ungeschlachtem Witz: „Dein Bart will ich dir außraufen", „Wer sich an alte Kessel reibt, der empfahet gerne ram". Dieser Dichtung reiht sich in der Art der Diktion unmittelbar an: Tanhauser (Uhl. 297), Moringer (Uhl. 298), der Graf von Rom (Uhl. 299). Sehr oft sind ältere Lieder neu überarbeitet worden, mehrfach deutet dies der letzte Verfasser am Schlusse an. Die genaue Betrachtung einzelner Stücke, der Vergleich verwandter Lieder eröffnet bisweilen einen Ausblick in die Art der dichterischen Produktion, in die Art, wie sich dieser oder jener das bereits gemünzte Gemeingut liedartiger Motive bei passender Gelegenheit zu eigen machte.

In „Augsburg ist ain kaiserliche statt" (U. 16) ist der besondere Vorgang, der Versuch, die Liebste zu befreien, an ein altes und jedenfalls in vielfachen Abweichungen verbreitetes Botenlied angelehnt worden, das ein Zwiegespräch zwischen der Nachtigall und dem Liebenden darstellt (vgl. U. 15 u. 17). Der Arbeit des guten Kriegers, der sich am Schlusse als den Verfasser des neuen Liedleins nennt, läßt sich eine glückliche Vereinigung der beiden Gegenstände keineswegs nachrühmen. U. 48 Schluß: „Der uns das liedlein new gesang, von newen hat gesungen, das hand geton zwen Landsknecht

guot ein alter und ein junger“. Das Lied ist eine Klage über die Untreue der Geliebten und kann als ein Muster echten Volkstones gelten. Es verdeutlicht den Zusammenhang des Schnadahüpfl mit dem Liede in unübertrefflicher Weise: „Des brunnen, des entrink ich nit, er hat mich oft betrogen, was mir mein feinslieb hat zugeseit ist ganz und gar erlogen“. Daneben zeigt es Reste höfischer Vorstellungen: „Winter du muoßt urlaub han“, „Wölcher ein lieben buolen hat, halt in in rechter maßen“.

Die dichterische Gabe zweier Landsknechte kann ein solches Lied aus inneren Gründen nicht gezeitigt haben, aber es mag gleichwohl in dieser Form im Lager zusammengefügt sein durch einen Wettgesang, der aus vorgeprägten Liedsprüchen zu guter Stunde wohl ein artiges Gedicht entstehen lassen mochte. U. 60 schließt: „Der uns diß liedlein neuw gesang, ein freier knab ist er genannt“. Das Lied verrät in der Anlage eine gewisse Kunst; es zeugt von lebhaftem Gefühl für treue Liebe. Zweifellos sind aber ältere Lieder verarbeitet: „Ich hatt ein bulen, das ist war, drei viertel lenger denn ein jar“, „Ich ging wohl über ein grünen plan, da sah ich vil hübscher jungfrauwen stan“, „Mein feins lieb tregt ein schwarzes Kleid, darunter tregt sie groß herzenleid“. Diese drei verschiedenen Strophenanfänge bekunden, wie liedartige Sprüche oder vielleicht auch Bruchstücke von alten Liedern ohne Bedenken mehr oder minder geschickt aneinander gereiht wurden, wenn sie in Gehalt und Stimmung ungefähr dem Gegenstande des Gesanges entsprachen. Es läßt sich das Bestreben erkennen, für jede Strophe einen neuen epischen Eingang zu finden. U. 76 **A** beruht auf einer deutschen Fassung der nordischen Helgesage, welche hier, ganz entsprechend der dramatischen Darstellung von Helges Wiederkunft in der Edda, die Form eines Wechsels empfangen hat. Den Tageweisen gehört das Gedicht nur durch die Form des Eingangs an. Der Dichter, der „die tagweis new gesang, von newem hat gemacht“, ist „ain helde“, eine Bezeichnung, die sich die ruhmredigen Spielleute gern zulegten. Str. 1—5 ist auch dem Inhalt nach teilweise das Werk des letzten Dichters, der die ihm auf irgendeinem Wege in entstellter Form überlieferte alte Sage nicht recht verstand. Der Ritter weckt am frühen Morgen seine Liebste und bittet sie um ein gutes Wort. Er wird angewiesen, am Abend wieder zurückzukehren, dann soll er Lohn empfangen. Am Abend stellt er sich ein. Hier muß eine gänzliche Verwirrung der Begebenheiten vorliegen; denn es ist poetisch ganz und gar unverständlich, weshalb der Ritter schon am Morgen kommt und dann

auf den Abend verwiesen werden muß. Die Edda läßt ihn am Abend kommen und mit dem Morgengrauen davonreiten. Nach dem Inhalt der Vorlage des Dichters erschien und verschwand er vielleicht mit dem Grauen des Tages. Unser Dichter wußte mit dieser Ankunft im Morgengrauen, die entweder auf einer Verwechslung oder auf einer von der Edda abweichenden Überlieferung beruhen mag, nichts anzufangen und ließ in seiner Verlegenheit den Ankömmling noch einmal fortsenden, bis der Abend und mit ihm die richtige Zeit für ein Stelldichein gekommen. Nun setzt die ältere Überlieferung wieder ein. Der Ritter ist so sehr verhauen, daß er nicht Ruhe haben darf. Die Frau bedauert, nicht sein Schild gewesen zu sein. Sie verbindet seine Wunden mit ihrem goldenen Schleier. Da wird er ruhig. Sein Vingerlein weist sie zurück, weil sie es nicht vor Rittern und Knechten tragen soll. Er wirft es ins Meer: „Als wenig du wirst gefunden, so wenig wird mein Herz gesund". Die dramatische Zuspitzung am Schluß Str. 14 verrät dann wieder einen Mangel an Verständnis der alten Sage. Der Dichter weiß nicht, daß sie durch den Verkehr mit ihrem dem Jenseits entstiegenen Gatten dem Tode verfallen ist und läßt sie durch Selbstmord enden. In Str. 16 hingegen hat sich die Erinnerung an die eddische Sage von der Wiedergeburt Helges und Siegruns erhalten. Der Zusammenhang der Ballade mit der Helgesage ist bisher merkwürdigerweise gänzlich unbemerkt geblieben. So konnte Bartsch (Die romanischen und deutschen Tagelieder, Vorträge S. 299) die Vermutung aussprechen, daß die Wiedererweckung vom Tode ein Zusatz des Umdichters sei. U. 76 B hat einen Zug der alten Sage aufbewahrt, der in A fehlt. Der Held ist „durch ihren Willen" verwundet worden. Der Ausdruck ist vollkommen bezeichnend, wenn man die Helgaquidha heranzieht. Helge ist auf die Bahn des Sieges und Todes durch Siegrun, seine Geliebte, geführt worden. Ihr Wille hat ihn bestimmt. Ihr Werk ist es, läßt ihn die Edda sagen, daß er so ganz mit Blut übergossen ist. Ebenso reitet in B der Held im Anschluß an die nordische Sage mit dem Morgengrauen von dannen. Der Gegenstand muß gewaltig gepackt haben. Zwei weitere von Uhland unter C u. D mitgeteilte Bearbeitungen haben den mythischen Gehalt gänzlich ausgeschieden. Diese Gruppe von Volksballaden legt im Verein mit der Helgesage und dem Märchen vom Thränenkrüglein nachdrückliches Zeugnis dafür ab, wie tief die Vorstellung von der unlösbaren Vereinigung zweier Gatten im Volksgemüte wurzelt. Diese Vorstellung ist sicher vorchristlich, wofür man neben Überlieferungen der nordischen

Dichtung die Nachricht des Orosius, daß bei den Herulern die Witwe lebendig mit dem Gatten begraben ward, heranziehen darf.

Schreiber, Studenten, Erzhauer, Kramerjungen, freie Reiter, gute Ritter, Reitersknechte, Landsknechte werden als Verfasser der einzelnen Volkslieder bezeichnet; öfters ist die Heimat, einigemale der Name des Verfassers genannt. Sehr häufig ist die Bemerkung, daß der Dichter das Lied von neuem gesungen habe; im Gegensatz dazu versichern U. 99 B, Str. 11 drei Landsknechte, zwei alte und ein junger, die ersten Sänger zu sein und zwar von einem Liede (Muskatbaum), das schon früher vorkommt. Es ist eben auf alle diese Angaben kein großer Wert zu legen; oft mögen sie sich nur auf den Vortrag des Liedes in diesem oder jenem Kreise, auf ein Niederschreiben aus dem Gedächtnis beziehen, wobei dann absichtliche Änderungen natürlich mit untergelaufen sind. U. 1 Trougemund. Der fahrende Mann wird nach seinem letzten Nachtlager gefragt, ferner danach, wie er Kleider und Speise bejage. Er ruhte unter dem Himmelsdach von Rosen umsteckt (vgl. das neuere Lied: „Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein umsteckt"). Kleider und Speise bejage er nach Art eines stolzen Knappen. Die letzte Frage und ihre Beantwortung kann sich wohl nur auf den Sold des Sängers beziehen. Er will sagen, daß er Geschenke nur in edler Weise unter Wahrung seines Selbstbewußtseins gehrt. Auf alle Fragen weiß er eine treffende Antwort zu finden. Es ist alte Rätseldichtung, aus innigem Naturgefühl hervorgegangen. Die Handschrift stammt aus dem 14. Jahrhundert; der sagende Meister begegnet uns aber schon als Tragemunt im Orendel; auch dort ist er weitgereist und kennt zweiundsiebzig Lande. Als gewiß erscheint nach diesen Ausführungen, daß beim ersten Auftauchen den Volksliedes ein reicher Bestand an kleinen schnadahüpflähnlichen Liedern und eine geringere Anzahl älterer Sagen vorhanden, die beide im Bewußtsein der Gesamtheit wurzeln. Die Teilnahme an den alten Heldengedichten war freilich seit dem Verblühen des Minnesanges im Abnehmen und die Dichter mußten sich in der näheren Vergangenheit nach Ersatz umschauen. Die letzten Jahrhunderte wurden nun zum Untergrund neuer Sagenbildung und es entstanden die Lieder von des Tanhäusers Umgang mit Frau Venus, von der Rückkehr des Moringers, von dem Brenneberger, dessen Herz die Geliebte aß, unter Anlehnung an ältere Sagen.

Die Sänger der Straße spannen die Fäden, welche den Minnesang, dessen gewerbsmäßige Verbreiter sie vielfach gewesen waren,

mit dem Volksliede verbanden. Die Teilnahme steigerte sich noch, wenn das Lied jene glänzenden Ritter mit anderen Ständen in nähere Beziehung brachte. Die Tageliedform ward so zum Gefäß einer stimmungsvollen Romantik. Das Fräulein, das von der Zinne der Burg oder vom Burgfenster aus den Geliebten begrüßt, der Ritter, der sich als feins Liebchen ein Bürgermädchen erkiest, ja auch der kecke Knecht, dessen Umarmung die Königstochter in der Scheuer sucht, das waren Gestalten, welche sofort das höchste Interesse erregten. Der Gegenstand wurde unter Anlehnung an diese oder jene wahre Begebenheit unerschöpflich fortgesponnen. Wie gern hörte man, daß die beiden Liebenden, die nicht zu einander kommen konnten, Königskinder waren! Die uralte Schwimmersage erlangte in ihrer deutschen Fassung höchste Beliebtheit; zeigte sie doch, daß auch den Fürstensprossen die Liebe nicht ohne Leid und bitteres Verhängnis naht. Man muß sich vergegenwärtigen, daß mit dem gewaltigen Anwachsen und dem zunehmendem Reichtum der Städte das Unterhaltungsbedürfnis eine bedeutende Steigerung erfuhr. Diese Lücke füllte anfänglich der Fahrende mit seinen Liedern aus. Mochte er auch als minder geachtet bei Tische untenan sitzen, oder gar, wie es der Sachsenspiegel vorschreibt, als unehrlich gelten, man hörte ihn gern. Es war jedenfalls zunächst eine Poesie der Hintertreppen, aber es war wirkliche Dichtung. Ein fester Stamm von balladenartigen Gesängen wurde auf diese Weise Eigentum des Volkes. Auch kürzere Lieder wurden bei allen möglichen Gelegenheiten, Volksfesten, Hochzeiten, Kindtaufen, zum friedlichen Tanz unter der Linde und als Vorspiel des grimmigen Waffentanzes im Felde vorgetragen. Ein äußerst fruchtbarer Dilettantismus münzte das Edelmetall altüberlieferter volkstümlicher Liedchen immer von neuem um. Unter den jungen Patriziern wurde es Mode, der Geliebten in möglichst regelrecht gebauten Versen seine Ergebenheit zu versichern. Dabei bewegte man sich in den Anschauungen des Minnedienstes. Nur war die Liebe ernst gemeint und deshalb die Erkorene der Regel nach eine Jungfrau. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in den ältesten, uns nicht näher bekannten städtischen Singschulen eine Poesie gepflegt wurde, die dem künstlicheren Volksliede, dem noch näher zu kennzeichnenden Hofliede, nahe steht. Der Zeitraum, in welchem das Volkslied durch Minnesang und Rittertum nicht unwesentlich beeinflußt erscheint, wird durch die Kriege Maximilians und Karls V und durch den geistigen Kampf der Reformation beschlossen. Der Beginn des 16. Jahrhunderts brachte der Dichtung neue Lebens-

gehalte, die am frühesten in das Volkslied eindrangen und hier den Einfluß der Ritterromantik beschränkten. Ganz verschwunden ist sie indeß heute noch nicht; ich verweise auf Bürgers und Goethes Gedichte: Des Pfarrers Tochter von Taubenhain, Das Blümlein Wunderschön, Der König in Thule u. a.

Wir fanden bereits, daß der Minnesang Anteil an einem gemeinsamen Besitz der Volksdichtung, an bildlichen Wendungen und poetisch-sittlichen Vorstellungen hat, der um so geringer ist, je entschiedener er unter der Herrschaft höfischen Konventionalismus steht. Andererseits findet aber mannigfache Übertragung an sich höfischer Rede- und Anschauungsformen aus der ritterlichen Liebesdichtung in die Welt des Volksliedes statt, die dort vielfach umgestaltet, erweitert und fortgebildet werden und eine unmittelbare Verbindung zwischen beiden Litteraturströmungen wie zwischen beiden Lebenskreisen darthun. Die Verbreitung volkstümlich werdender Weisen mag vielfach auf Messen und Jahrmärkten durch Bänkelsänger unterstützt worden sein. Es sollen hier zunächst die Beziehungen zwischen Volkslied und höfischem Minnesang in Betreff des Bilderschmuckes, sodann in Betreff allgemeiner poetischer Voraussetzungen und konventionell gewordener sittlicher Anschauungen und endlich die Einwirkungen des Minnesanges, insoweit sie sich in fest ausgebildeten Arten des Volksliedes zeigen, untersucht werden. Es wird sich dabei zeigen, inwieweit der Liebesdienst der Minnesängerzeit in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters fortlebt, welche Wandlungen er erfährt.

Es sei mit dem sinnigen Bilde vom eingeschlossenen Herzen begonnen. Uhland, Volkslieder Nr. 29 Jungbrunnen. Ein echtes, aber altertümliches Volkslied von dem oben beschriebenen Bau, aus einer Anzahl von schnadahüpflähnlichen kleinen Liedern zusammengesetzt, die alle die Vorstellung inniger Liebe verdeutlichen. Die sieben Strophen sind von fünf verschiedenen Bildern beherrscht. Str. 7: In meines buolen kemmerlein da stat ein güldner schrein, darinn da ist beschloßen das junge herze mein. — — Ach hett ich lieb den schlüßel, dein eigen wolt ich immer sein. U. 30. In diesem seiner Fassung nach jüngeren Liede sind von den Motiven des vorigen nur drei zusammengefaßt. Der Vergleich der beiden Stücke führt die Ansprüche zweier Erzhauer aus Freiberg auf die Autorschaft des zweiten auf ihr berechtigtes Maß zurück. Der Schlußgedanke von 29 bildet in 30 den Eingang. Logischer als dort wünscht hier der Sänger, den Schlüssel in den Rhein zu versenken. U. 81: tuot ewer herz auf schließen, schließt mich darein, herzallerliebste mein.

U. 82, Str. 1: si stont int herte mijn si hout min herte bevanghen. Böhme, Altdeutsches Liederbuch, Leipzig 1877. 105, Tagelied: Dein stolzen leib du mir verschreib und schleuß mir auf dein herze! Schleuß mich darein zart frewlein fein. Böhme 129 in einem sehnsuchtsvollen Liebesliede: Es leit mein Herz gefangen und leidet manchen stoß. B. 132: Dein freundlichs gesicht hat mir mein herz gefangen. B. 578: Wir sollen das leiden Christi schließen in herzensgrund, so wird die sel gesund. Hätzlerin 51 in dem herrlichen „Ich gib mich gantz ze wellen dir“: Entschliusse dein hertz, nymm mich darein, so bin ich gantz von dir ernert. H. 61: mein hertz hab ich zu ir gesandt. ebd. 78: ach gott wär ich ir trynn ymm hertzen als sy mir. H. 106: mein hertz habt ir gestolen. H. 47: beleiben in deins hertzen vest will ich allzeit nacht und tag. H. 48: seid ich dich in meins hertzen schrein vor aller welt hab usserwelt. Hoffmann v. Fallersleben, D. deutsch. Gesellschaftsl. d. 16. u. 17. Jahrh., Leipzig 1844, Nr. 44: Ach weh, mir ist durchschossen das junge Herze mein und liegt darin verschlossen ein zartes Fräuelein.

Ungemein verbreitet ist im Volksliede die Vorstellung, daß die Geliebte den Besitz einer Krone aufwiege, ihr Vergleich mit einer Königin oder Kaiserin. U. 24, Str. 8: sie ist meins herzen ein kron. H. 14: du solt one zweifel wesen der eren ain kaiserin. U. 69 B: Insbruck ich muoß dich lassen. Str. 4: ich wil dich nit ufgeben, dieweil ich hab das leben, und hett ich des kaisers guot. Daneben Str. 5: gott bhüt mir die schönste keiserin! H. 57: Wär all dis welt mir undertan, noch wolt ich lieber fräd nit han, dann das ich dich allzeit voran solt mynneclich anschawen. U. 71, 3 sagt das Mädchen: für in näm ich nits keisers gut. 73, 4 der Knabe: du bist meins herzen ein krone. U. 74 B Ulinger: Ach du schöne jungfraw fein, du pfalzgrävin, du keiserin. Anders in: „Der Ritter und die Jungfrau“ U. 97, B. 12: ghi ensijt gheen keiserinne. Böhme 149: Wol auf, meins herzen krone, wol auf herzliebste mein. B. 262: mich dunkt in all mein sinnen und wenn ich bei ir bin, sie sei ein keiserinne. U. 107 Rosenbaum. Das Urbild des heute gesungenen: „Es waren mal drei Gesellen“. Str. 5: schläfst oder wachst mein keiserin? (In dem neueren Liede heißt es: schläfst oder wachest du, herzallerliebstes Kind?) Das Kaisertum wird auch in anderem Sinne für das höchste Gut gesetzt; so singt der Schlemmer U. 213, Str. 2: het ich das keisertum darzuo den zol am Rein und wär Venedig mein, so wär es als verloren, es

müest verschlemmet sein. Das durch die Mystik angeregte geistliche Volkslied des 14. und 15. Jahrhunderts verehrt die Jungfrau Maria als Königin oder in höchster Steigerung als Kaiserin. Himmelslinde. U. 336, 5 Gabriel spricht: des wil ich dich bewisen wol, du edli küniginne. U. 318, Str. 5: O Maria, du himmlische kaiserinne. U. 321, 2: Das ist Maria, die kaiserein, die mir tuot wol gefallen. Waldvögelein U. 337, 7 Das „waldvögelein auß himels trone" sagt: an diser line do will ich singen, mir liebt die kaiserine in allen dingen.

Daß dieselben Vorstellungen, denen wir im Minnesange so vielfach begegnet sind, auch bis in die neueste Dichtung hinein fortwirken, sei nur beiläufig bemerkt. Bürger, Lust am Liebchen: „Wie selig, wer ein Liebchen hat, wie selig lebt der Mann! Er lebt wie in der Kaiserstadt, kein Graf und Fürst es kann". Und wie warmherzig klingt es nicht in dem Liede des Dessauers Wilhelm Müller: Liebchen, nicht um Goldeslohne hör' ich auf, dir treu zu sein, nicht um eine Königskrone!

Die tiefer gehende Betrachtung wird an dem Umstande, daß in der deutschen Liedesdichtung der verschiedensten Zeiträume mit besonderer Vorliebe das Reich, das Kaisertum zur Bezeichnung des Höchsten, Wertvollsten gesetzt ist, nicht wie an etwas Zufälligem vorbeigehen dürfen. Das Volk fühlte, warum seine Dichter das thaten, sie wurden damit seinem eigensten Empfinden gerecht. Diese Erscheinung ging aus denselben Vorstellungskreisen hervor, denen das tiefsinnige lateinische Antichristdrama des 12. Jahrhunderts, die vaterländische Liedesdichtung des archipoeta, die an die Antichristlegende anknüpfende Kyffhäusersage das Dasein verdankt. Das deutsche Volksbewußtsein rankte sich im früheren Mittelalter an dem Kaisergedanken empor. Als die Kaisermacht in der Wirklichkeit Einbuße erlitt, erhöhte sich ihre ideale Bedeutung in der Volksseele; diese wollte den Gedanken in seiner Hoheit mit aller Macht festhalten der Wirklichkeit zum Trotz.

Der Vergleich der Geliebten mit Sonne, Mond und Sternen ist gleichfalls aus einem hochstrebenden Sinn hervorgegangen, der nur in dem Herrlichsten, Reinsten ein würdiges Abbild seiner Liebe findet. U. 24, Str. 9: sie leuchtet also ferne gleichwie der morgensterne, der vor dem tag aufget. Str. 10: du leuchtest wie die helle Sonne. U. 59, Str. 12: Auf get sie mir im herzen gleich wie die helle sonn. Hätzlerin 42: die vein die scheinet als die sunn in fräden reicher wunn. Hoffmann v. Fallersleben 61: Sie leuchtet

wie der Sonnenglanz, thut mir mein Herz erquicken. Auch im geistlichen Liede kommt dieses Bild vor. U. 320, 5. Von der Gottesmutter wird gerühmt: weder sunn noch der mone mag ihr gelichen ganz. Böhme 603: Maria erscheint: Am himmel schöner wunne gekleidet mit der sunne, ir schemel war der man. — Böhme 264 A: Sie ist mein morgensterne, gfellt mir im herzen wol. Im allgemeinen ist der Vergleich der schlichten Art des Volksliedes zu anspruchsvoll, daher kehrt er nicht allzu häufig wieder.

Das in der älteren ritterlichen Lyrik heimische Bild von dem Falken, welchen die Frau hegt, findet sich in einigen Liedern der Hätzlerin. 104. Die verlassene Maid sagt von dem treulosen Liebhaber: mit seinen eylen neste will ich in fliegen lân, dunckt in ain ewl das peste, ain valken will ich hân. H. 89: Die Frau, die einen Bewerber abweist, sagt zu ihm, indem sie an eine, wie mir scheint, sprichwörtliche Wendung des Kürenbergers anknüpft (wîp unde vederspil diu werdent lîhte zam) sölich edels vederspil kannst du nit gelocken. Der Falke kehrt ferner bei H. 41 und 53 als Sinnbild wieder. Im späteren Volksliede hat dieser Tropus eine Umbildung erfahren. Dieses setzt in sinniger Art „ein kleines Waldvögelein" an des Falken Stelle, die Nachtigall. (Als Zeuge des Liebesglückes findet sich das Vöglein ja schon in der ältesten Liebesdichtung.) U. 29, Str. 2: Das kleine Waldvögelein fliegt zum Fenster der Liebsten hinein: „es flog ir uf den geran, es flog ir in die schoß, sie schriet in sein gefidere, ir beider freud und die was groß". Das Bild dient genau wie das vom Falken im Minnesang dazu, den Besitz eines geliebten Wesens als ein unsicheres, wohl zu bewachendes Gut hinzustellen. Auch die jagdbare Taube tritt an Stelle des Falken als ein Abbild des Geliebten. U. 24, Str. 5 u. 6. Doch auch der letztere kommt noch in der alten Rolle vor. Böhme 54 Als Einleitung einer Entführungsgeschichte: Wer ich ein wilder Falke, so wolt ich mich schwingen auf, ich wolt mich niederlassen vor eins reichen schuhmachers haus.

Die Nachtigall wird auch zur Verkünderin der Liebe, wie sie das Volk verstand. U. 16 (Augspurg ist ain kaiserliche statt). Der Sänger, der seine Liebste befreien will, versucht die Nachtigall an sich zu locken. Str. 3: „So sing, so sing, fraw Nachtigal! die ander waldvogelein schweigen, so will ich dir dein gefidere mit rotem gold beschneiden". Die Nachtigall spottet seiner Listen und giebt ihm gute Lehren: Der Knabe, der in großen Sorgen liegt, soll auf die Sommerzeit hoffen, frischen, freien Mut haben. In der Rolle,

welche ihr jetzt das Lied zugewiesen hat, ist es eigentlich sinnlos, daß der Knabe ihr das Gefieder beschneiden will, denn sie ist nicht mehr ein Sinnbild des gehüteten Geliebten. Es hat eben eine Vermengung der beiden an sich gänzlich verschiedenartigen Vorstellungen stattgefunden. Das gleiche ist bei Böhme 187 in einem holländischen Gedichte der Fall, nur daß hier der Widersinn durch neue Motivierung gehoben ist. Man soll der Nachtigall das Haupt an die Füße binden, damit sie nicht ausplaudern kann, was die Verliebten thun. Sie aber höhnt: Wenn man sie auch gebunden habe, ihr Herz sei gesund, sie könne noch immer plaudern von dem, was zwei Verliebte thun. In U. 83 (Es fleugt ein kleines waldvögelein) ist die ältere Vorstellung bewahrt. Der Vogel ist hier der Geliebte selbst, der Einlaß begehrt. Dagegen wird die Nachtigall in U. 15 (Es stet ein lind in jenem tal) zum Boten, zur thätigen Vermittlerin der Liebe und ist damit allem Zusammenhang mit dem ursprünglichen Bilde entrückt. Anderseits übernimmt sie dann aber auch die Rolle des Warners. Böhme 161: Und wann die Linde das laub verliert, so trauern alle äste, daran gedenkt ir mägdlein jung und setzt eure kränzlein feste. Schließlich ist im neueren Volksliede die Vorstellung vom Vöglein als Liebesboten herrschend geblieben, ohne daß doch die ältere Auffassung der dichtenden Volksseele ganz verloren gegangen wäre. Ein Beweis dafür läßt sich aus Goethes „Faust“ erbringen. Gretchen singt im Kerker: Da ward ich ein schönes Waldvögelein. Fliege fort, fliege fort! Dem geistlichen Volksliede wird um 1500 das Waldvögelein zu einem bequemen Mittel der Einkleidung sinnlicher Empfindungen, die sich in manchen Stücken sehr ungescheut hervordrängten. Der Falke der Ritterzeit war doch immer nur ein Abbild der Liebe; hier wird das Waldvögelein selbst zum Liebenden, es dient als Verkörperung des heiligen Geistes. Uhland 337: Das Vöglein naht der künftigen Gottesmutter mit einem schönen Jüngling, der den Engel Gabriel des Lukasevangeliums vertritt; er unterrichtet sie über ihre Bestimmung und scheidet. Aber den Geist will er ihr lassen. Str. 7: „Sie satzt sich zu im (dem Vöglein) nider und schloß in in ir schoß, beschnaid im sein gefider, ir baider freud ja die was groß“. Str. 8: „Er sprach: an dieser line da will ich singen, mir liebt die kaiserinne in allen dingen“. Hieran schließt sich die Beschreibung der sieben Zungen, in denen ein lieplich concordanz aus des Vogels Munde erklang. Vgl. Lieder Muskatbluts ed. Grote, Köln 1852, 24, 9: Die junffrau wart entzücket, got selbe zů ir smücket in irs hertzen port in eyner duben wise.

Anschauungen des Minnedienstes sind überhaupt in sehr mannigfacher Art auf das geistliche Lied übertragen. Die Brücke bildete die Mystik des 14. Jahrhunderts. Diese ergriff weite Kreise mächtig schon aus dem äußeren Grunde, weil sie eine gemeinverständliche, wahr empfundene deutsche Predigt pflegte. Hinzu kam aber, daß die Mystiker in ihren für weitere Kreise bestimmten Schriften alle dogmatischen Spitzfindigkeiten beiseite ließen, die Einheit Gottes und des Menschen betonten, die lebendige, völlige Hinwendung zu Gott und Jesus auf das Dringendste anbefahlen. Meister Eckhart sagt von Gott: Er hat sînen sun eweclîche geborn un gebirt in iezunt unde sol in eweclîche gebern in einer ieglîcher guoter sêle. Sêlic ist der mensche unde vil sêlic, der den himelischen vater alsus in sîner sêle kintbetten sol. Dâ disiu geburt geschiht noch hiute dis tages in einer guoten minnenden sêle, daz ist gote lustlîcher, dan dô er himel und erde geschuof. In einer derartigen Auffassungsweise kam die Mystik der noch immer unausgetilgten pantheistischen Empfindungsweise der Germanen entgegen. Die Darstellung des Meister Eckhart von der innigen Gemeinschaft der Seele mit Gott konnte indeß leicht rein fleischlich verstanden werden. Die Gefahr lag besonders nahe, wo die mönchische Askese sinnliche Empfindungen von ihrem natürlichen Ziel ablenkte. So ist denn vielfach fleischliche Liebesglut in die von der Mystik angeregte geistliche Volksliedsdichtung hineingeflossen. Aber die Schuld an dieser Verfälschung des Heiligen tragen nicht jene Meister der Predigt, die in ihren Worten nur einen verständlichen bildlichen Ausdruck für ihre tiefsinnige Auffassung der Gottesgemeinschaft suchten. Die Schuld fällt der hierarchisch-asketischen Bewegung zu, welche seit dem 11. Jahrhundert im christlichen Europa an Einfluß gewann. Das rein Menschliche, das sie beschränken wollte, flüchtete in die Verkleidung des Göttlichen. *Jesus wohnt der liebenden Seele* bei, dieser Gedanke kehrt in den verschiedensten Bildern vielfach wieder, das Himmelreich wird gleichfalls in sinnlicher Weise ausgemalt.

Die Unendlichkeit der Liebe zu bezeichnen, muß auch dem Volksliede die Zahl tausend dienen. Hätzlerin 36: mein dienst die sind ir ye beraitt; und lebt ich tusent jar, so möcht ich nit vergessen ir lieb ze keiner stund. Ebd. 49: Gott grüss dich hundert tusent stunt und: und solt ich leben tusent jar, so liebst du mir ye lenger, ye bas. U. 26: sie tet vil tausent sprünge, ir herz was freudenvoll. U. 39: dabei sie mein gedenken soll zu hundert tausend stunden. U. 56: zu tausent hundert guter

nacht hat er das liedlein wol gemacht. U. 79 B: sie kus den vor sin roder mont in einer korzer wilen vil me dan duisent stunt (Liederbuch d. Herzogin Amalie von Cleve). In einem Marienliede des 15. Jahrhunderts U. 320 heißt es: „bi ir ist kein verdrießen, des tages tusent stund lot sie ir ögli schießen tief in des herzen grunt". Sehr reich tönt unter diesem Bilde die überschwengliche Wonne des Küssens im späteren Volksliede nach, namentlich im Studentenliede: „küßt sie mich in einer Stund' tausendmal auf meinen Mund", „tausend Küsse hast du ihr dutzendweis gegeben, tausend Küsse wirst du ihr" u. s. f.; wie überhaupt in der gesamten neueren Lyrik.

Wohl sind die Anschauungen des Minnedienstes als solche in weitgehendem Maße vom Volksliede übernommen worden; die Ausdrücke sind zum großen Teil dieselben; aber es wird denn doch etwas anderes darunter verstanden. Der Liebhaber dient seiner Liebsten, indem er treu zu ihr hält, fest auf sie baut. Die Liebe besteht in gegenseitiger Zuneigung, nicht in vergeblichem Schmachten des einen Teiles. Die naturgemäße Vereinigung der beiden Liebenden, die Ehe, ist ihr Ziel. Das Weib ist daher fast immer eine Jungfrau, wie es auch von den ältesten Zeiten des Minnesanges angenommen werden darf (M. F. 10, 11 Kürenberg: Aller wîbe wünne diu gêt noch megetîn). Die Vorstellung des Dienens, des Dienstes ist dem Volksliede sehr vertraut. U. 27: das liedlein sei gesungen, der liebsten zu dienst gemacht. U. 38: ir diener wolt ich sein; ich dient ihr ganz mit trewen demselben frewelein, ich dient ir in allen reien biß auf das ende mein. Im selben liede am Schluß: ich dient ir frue und spat, ich dient ir in allen reien biß auf mein hinnefahrt. Böhme 194b: Der junge Fischer singt dem Fischermädchen zu Dienst ein Lied. Hätzlerin 110: Ich hett ein frawen in hertzen holt, der dient ich mit gantzem fleiss. H. 60: du bist von mir gentzlich gewert, was ich in dienst volpringen mag. U. 59: auß inbrünstig rechtschaffner lieb möcht ich gern dienen wol. U. 86: Mein feins lieb wolt mich leren wie ich im dienen soll. Insbesondere dient der Liebhaber seiner Getreuen, indem er sie, die mit einem Kranz geschmückt ist, zum Abendtanze geleitet, sie beim Reien führt. Er bricht ihr die Blumen zum Kranze (U. 24 u. 28); wenn er reich ist, schickt er ihr auch wohl ein Kränzlein von Golde (U. 39). Der ausgesprochene Liebhaber wird sich beim Tanzen auf die Erwählte beschränkt haben, denn „er dient ir in allen reien", wie es oben heißt. Dieses zum Tanze-Führen gehört im Sinne des Volksliedes

notwendig zum rechten Liebesdienst. Der Knabe, dessen Liebste sich von einem anderen hat verführen lassen, klagt treuherzig: Was sol mir denn mein feines lieb, wenn sie nit tanzen kan? für ich sie zu dem tanze, so spott mein iedermann.

Auch die Frau dient dem Manne. Dem Geiste des Volksliedes widerstrebt es durchaus, ihr eine unthätige Rolle zuzuweisen. U. 71: vil guts ich mich zu ihm versich, trew dienst wil im erzeigen. In einem in derbem Tone gehaltenen Liede „Ins Heu", dem Vorläufer einer bekannten, noch jetzt sehr beliebten Volksweise, sagt die Frau, als sie der schlaue Gatte mit dem Liebhaber überrascht: „ich will dir all mein leben lang dienen dester baß". Das Mädchen beschenkt und schmückt den Geliebten. C. B. 141a:

Süeze Minne, râme mîn
mache mir ein krenzelîn.
daz sol tragen ein stolzer man
der wol wîben dienen kan.

Böhme 355: Warumb solt ich nit frewen mich, so ich es sich ein wunder, daß mir die zart, die minneklich hat gemacht ein kranz besunder. Sie giebt ihm als Pfand ihrer Zuneigung einen Kranz von Rosen, Veilchen, Vergißmeinnicht oder Perlen; sie setzt ihm diesen auf (U. 27) [1]); sie giebt ihm auch, wenn er ärmer ist als sie, einen

[1]) Böhme 300 ist ein Schweizer Mai- und Tanzlied abgedruckt. Die Form scheint mehrfach umgestaltet zu sein; das Lied bleibt aber trotzdem ein eigentümliches Zeugnis uralten Naturdienstes. Die Verjüngung der Erde durch den Mai wird besungen. Die Führerin des Reigens trägt ein Kränzlein von zwölf Blumen, in das ein Strauß gebunden ist. Diesen Strauß reicht sie, während die Schlußstrophe abgesungen wird, einer im Reigen; sie schenkt ihr „den Meyen zur letze"; die Beschenkte wirft ihn aus dem Kreise. Jedenfalls liegt ein volkstümlicher Cotillon vor. — Rudolf Hildebrand weist in der „Zeitschrift für deutschen Unterricht" 1893 auf ein Kindertanzlied hin, das in meiner Heimat, im Waldeckschen, unter folgendem Eingang bekannt ist: „Ich wollt euch gern ein Brieflein bringen, Ekulas" (?) Ein Kind bewegt sich mit der Anrede vier Schritte vorwärts gegen die übrigen hin und geht dann bei dem Kehrreim Ekulas in drei Schritten wieder zurück. Ebenso machen es die Antwortenden. Der Inhalt der Wechselrede ist eine Brautwerbung. Hildebrand erkennt in dem Liede sicherlich mit Recht altgermanische Rhythmik und weist auf den schon von Scherer betonten Zusammenhang zwischen Marsch- oder Tanzschritten und den Takten des alten Verses hin. Am Schluß trat in meiner Heimat das zur Braut erlesene Mädchen in die Mitte und wurde von den anderen umtanzt, indem sie sangen: Petersilien, Suppenkraut, N. N. ist die Braut. Wie ich vermute, hat ursprünglich eine Kränzung der Braut stattgefunden und man hat in dem Liede die kindliche Nachahmung eines cotillonähnlichen Tanzes zu erblicken.

Ring, an dessen Anblick sie sich heimlich erfreut (U. 61). Oder die Liebenden brechen zusammen die Blumen zu einem Kranz und geloben dabei einander Treue in Ehren (U. 23). Sie lassen ihre Äuglein schießen und sehen einander an. Der Geliebte darf die Jungfrau auf den Mund küssen. Er will ihr gelbes Haar mit brauner Seide aufbinden, es in Gold binden (U. 42). Sie tritt ihm vertraulich auf die Füße (56). Ist er innig mit ihr vertraut, so läßt sie ihn „nahe bei sich liegen". Er kleidet sich in ihre Farbe. Böhme 133: winken mit den augen und tretten auf ein fues. Diese letztere Zärtlichkeitsbeteuerung deutet von Hause aus die Besitzergreifung sinnbildlich an, ging also ursprünglich vom Manne aus. Ebd. 212: in meine farb ist er gekleidt, wo tut er nur hinfahren. B. 178: Von rotem gold ein fingerlein hab ich in seinem Bett gelassen. U. 41 Der Knabe, dem sie ein Kränzlein geschenkt, hofft darauf bald von „iren blanken ermlein" umfangen zu werden. U. 40: es ist vergangen jar und tag, daß ich in bulens arme lag, wohl an ir brust gedrungen. U. 87 Sie freut sich der Umarmung des Mannes: sprach sich die fraw mit lüste: er leit mir an der brüste, der mir der liebest ist. Die Umarmung ist innig U. 89: Er halst, er kusst, er druckt sie lieblich an sein leib. Lüsterne Ausmalung des Natürlichen wird aber im Volksliede stets vermieden. Alles Angeführte gehört zum Dienst der Liebe, der in rechter Stäte geschieht. Auch die Maße wird öfters betont. Stäte ist jetzt beiderseitige Treue. Hätzlerin 17: **Mein fraw, bis stätt in triuwen, halt dich dess gleich von mir.** U. 61: „Ich hab mir ein stäten bulen zwar, dreiviertel und ein ganzes jar bin ich im hold gewesen", sagt die Jungfrau, die heimlich liebt. Der scheidende Knabe tröstet sich U. 64, denn die Geliebte „hat mir ein eid geschworen, sie wolt mir bleiben stät". Er tröstet U. 72 die Geliebte: die rechte lieb und stätigkeit laß ich dir, feins lieb zur letze. Ebenso fragt der Scheidende B. 259: was lest du mir ze letze? Antwort: mein er in ganzer stetigkeit. B. 260a Sie verspricht dem Scheidenden: sie wöl mir bleiben stet, sie wöl daran gedenken, wenn sie ein ander bät. B. 267 Sie bittet: Ein jar kan ich wol warten, ein jar ist bald dahin, so bitt ich euch, zart jüngling schön, fürt nur ein steten sinn. U. 42: Ich wünsch mein buolen ein stäten sin. U. 48B: und wer ein stäten buolen hat, der mag wol frölich singen. 48A: Wölcher ein lieben buolen hat, halt in in rechter masen. U. 69: Dein tu ich ewig bleiben, stät, trew, der eren frumm. Gerne schenkt der Scheidende der Liebsten ein Lied zur Letze (Böhme 266; Hoffmann v. Fallersleben 76). Auch die

Abweisung geschieht nach bestimmten Gebräuchen. Die Maid, die von einem Bewerber nichts wissen will, giebt ihm ein Rosenkränzlein grüner als Klee, d. h. einen Nesselkranz (B. 263); sie giebt ihm, wenn sie weniger schroff verfährt, den Segen mit ihren weißen Händen, mit ihrem roten Munde. So wenig das Volkslied an sich der innigsten Gemeinschaft von Liebesleuten abhold ist, so angelegentlich warnt es die Jungfrauen davor, ihre Ehre leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Die Sache wird nicht nach modischen Vorstellungen, sondern vom Standpunkte der Volkssitte und praktischer Lebensweisheit angesehen. So warnt die Nachtigall. Die Hasel erwidert U. 25 auf eine Drohung des Mädchens: Und haun sie mich im winter ab, im sommer grün ich wider; verliert ein mägdlein iren kranz, den findt sie nie mer wider.

Die Annahme der typischen Vorstellungen des Minnedienstes geht bis ins Einzelne. Auch das Volkslied kennt die Hute, die Neider oder Klaffer als Feinde treuer Liebe. Sie werden immer mehr zum Sündenbocke für alles Unglück der Verliebten. Das Mädchen giebt ihnen schuld am Verlust ihres Bulen. U. 36: Es machent die falschen zungen, die sint darbi gewesen, die schnident mir diese wunden. Der glücklich Liebende aber verachtet die Neider. U. 41: Was acht ich auf aller waltvoglin sank, auf aller kleffer zungen. Die Nachtigall ist hier ihrer Warnerrolle halber mit den neidischen Zungen in Verbindung gebracht. Hätzlerin 19: Ain tageweise. Der Mann begründet sein Scheiden mit den Worten: ich besorg der klaffer kallen. H. 42: ain klaffer yrrt und enget, das lieb gen lieb erlischet. H. 47: Ich bin dem neider ymmer gramm und wunsch im alles hertzen leid. Mehrfach kehrt der Wunsch wieder, den Neider am Galgen, in Diebesbanden zu sehen (H. 42, 45), den schon Veldeke aussprach (M. F. 58, 11). Böhme 118 erscheint der Klaffer als Nebenbuhler: der klaffer will mich verdringen mit seinem falschen herz. B. 186: Dann was die falschen zungen tun ist jetzund an dem tag. U. 68: Der klaffer seind so vil; halt dich gen mir rechtschaffen! — hüt dich vor falschen zungen. B. 243: Gott geb den kläffer unglück vil, der mich armes mägdelein ins kloster bringen wil. B. 253: Sie sind schuld an der Trennung der Liebesleute. U. 54: der Reif, welcher die Blüten vernichtet, „kann sich dem klaffer schmeichen mit ungetrewer Art". Ferner: „mein lieb hat mich umbfangen, das tuot dem klaffer we". U. 59: Nichts ist daran gelegen, ob schon seind klaffer vil. Ein gottergebener Sinn macht die Liebenden getrost trotz aller Anfeindungen U. 72:

Und wärn der neider noch so vil, so gschicht doch, was gott haben wil. Die Hute steht auch in der Volksballade der Zusammenkunft der Liebenden im Wege; der Wächter muß behilflich sein, sie zu täuschen (U. 90). Verschwiegenheit ist dem Liebenden heilige Pflicht, das Volkslied folgt hierin ganz den Lehren Meinlohs von Sevelingen. Die Anschauung reicht sicher über den Minnesang hinaus. Sie muß dem keuschen Gemüt als selbstverständlich erscheinen und wird deshalb nicht allzu oft ausgesprochen. U. 86: wer sich seins bulen tut rümen, der hat sein kleine er. Namentlich die Jungfrau muß darauf sehen, daß ihre Liebe nicht vor der Zeit bekannt wird. U. 61: ich darf nit frölich mit im scherzen, ich förcht, man werd es innen. Aber es thut ihr im Herzen weh, daß sie seine Liebe heimlich tragen muß. Hätzlerin II. Teil (Lehrhaftes) 58: Mynn will. das mans haimlich trag. so wirt die lieb dest grösser. U. 212 Der Wirt mahnt einen geschwätzigen Schlemmer: geschicht dir wol etwas guote von hübscher freulein sein, da gehort sich schweigen zuo. du solt es doch niemant sagen, du soltes gar heimlichen in deinem herzen tragen. U. 104 Rosenbaum: bringt die Verwerflichkeit des Prahlens und Plauderns in Liebessachen zur Anschauung. Das neuere Lied „Es waren 'mal drei Gesellen" faßt am Schluß die Lehre, die sich aus dem Vorgang ergiebt, in derber Sprachweise zusammen. Neueres Volkslied: Willst du dein Herz mir schenken, so fang es heimlich an. Goethe in „Wahrer Genuß": Wollüstig nur an meiner Seite und sittsam, wenn die Welt sie sieht. — Selbst die Weisung Meinlohs: man sol ze liebe gahen ist in Erinnerung geblieben. Der Verliebte sagt U. 243: „Dannocht wil ich sein ir gach ich main der werden weibe", obgleich er weiß, daß sie ihn zu einem Thoren machen.

Sicher sehr alt und von Haus aus dem volkstümlichen Schatze poetisch wirksamer Vorstellungen angehörig ist der Gedanke, daß keine Liebe ohne Leid sein mag. Auch die Bindung durch Alliteration spricht dafür. Im ältesten Tageliede, das wir besitzen, in Minnesangs Frühling unter Dietmar v. Eist abgedruckt, sagt der Mann scheidend liep âne leit mac niht gesîn. Die Frau entläßt ihn mit der gleichfalls auf die Empfindungswelt der Volksdichtung hinweisenden Frage: wenne wilt du wider her. Hätzlerin 16: Ich hab durch irn willen gelitten lieb und laidt. H. 42: Die lieb die ward gemenget, darunter laid gemischet. H. 55: Lieb pringt laid als hitz den regen. H. II. Teil 58, 107 stellt Mynn lieb und laid als zusammengehörige Dinge hin. U. 53: Durch lieb so lid ich pin, durch lieb so lid ich not. U. 90: Es wonet lieb

bei liebe, darzuo groß herzeleid. Die Frage nach der Wiederkehr des Liebsten verbindet sich auch im Volksliede naturgemäß mit der Klage über die Trennung. U. 70: wenn wilt du wider kummen? das solt du sagen mir. B. 267: Wann wiltu widerkommen und daß du mich erlost. U. 79 B: du hais mir herz, moit, sinne benomen, wanne so wilt du weder komen? (Liederbuch der Herzogin Ammelia von Cleve). Hoffmann v. Fallersleben 85: da hub sie an zu klagen mit sehnlicher Begier: Herzlieb, so thu mir sagen, Wann kommst du wider schier. Erinnert darf auch werden an die herzinnige Liebesklage der Trompeterbraut bei Scheffel: Du frischer Spielmann in Wald und Feld, du Sonne, die meinen Tag erhellt, wann wirst du wiederkommen? Die Meinung, daß glückliche Liebe gesund sei, blieb gleichfalls unverloren. U. 243 schließt: die rain die prächts gar bald darzuo, daß ich wär schon genesen. B. 264 A: Sie hat ein roten Mund, solt ich sie darauf küssen, mein herz würd mir gesund. B. 260 Im Himmel: do ist gesundheit ohne we und wäret hüt und immer me. U. 246: Küß mich, küß mich, roter mund! zuo aller stund werd ich gesund. — Freude und Liebe macht Herz und Gemüt brennen. Hätzlerin II. Nr. 10: Ey, leg dein hand uff mein hertz, das prynnet recht, als ein kertz. B. 149 in einem Sommerliede: Vor freud mein herz tut brinnen, vergiß jetzt alles leid. B. 197: Mein herz hat sich zu dir gesellt und brinnt an allen orten. Hoffmann v. Fallersleben 83: Durch deine klare Äuglein brinnst du mich, zarts Jungfräulein. Neueres Volkslied: Kein Feuer, keine Kohle thut brennen so heiß u. s. w.

Das Hoflied weist Berührungspunkte mit dem Tageliede auf. Als Hoflieder werden hier alle Lieder bezeichnet, die sich nicht vorzugsweise auf vorgeprägten bildlichen Wendungen, Vergleichen und Parallelismen erbauen. Hätzlerin 25, 82—135 Hier ist im Rahmen des Tageliedes die Anschauungsart des spätmittelalterlichen Liebesdienstes zum Ausdruck gebracht: Sie liebt kein menschlich Bild wie ihn. Sie will sich mit ihm erfreuen, ihm in stäter Treue anhängen, wie er es will. Er erklärt hierauf, sie sei ihm die Liebste von allen Frauen; aber er muß um der klaffer willen scheiden. Er giebt ihr den Segen und empfiehlt sich ihrer Treue. Sie wünscht ihm Gottes Hut und glückliches Vollbringen zu seiner Fahrt, ganz wie er es begehrt. Seine Fahrt ist ihr unlieb, denn sie bringt ihrem Herzen swære, aber sie wird ihm stät bleiben. Das Tagelied enthält hier also eine gedrängte Darstellung der wesentlichsten Formen und Anschauungen des Dienstes. (Die Lieder, welche man als Hoflieder bezeichnen kann,

sind ziemlich zahlreich. Neben den schon zuvor angeführten Stücken der Hätzlerin gehören hierher insbesondere Uhland 19, 38, 39, 40, 49 [hier ist wahrscheinlich die ursprüngliche Gestalt geändert, Strophe 4 und 5 dürfte auszuschneiden sein], 54—61, 64, 66—69, 71, 72, 86; Böhme 252, 253, 259, 266, 267, 242, 243, 127 Minnelied um 1460, 129, 131, 132, 148, 149, 196, 197, 215, 230, 231.)

Diese Gedichte bieten ein kulturgeschichtlich merkwürdiges Bild davon, wie während der letzten Jahrhunderte des Mittelalters in den Kreisen des wohlhabenden städtischen Bürgertums zarte Empfindungen gepflegt werden, sie eröffnen einen Blick in das Innerste des Volkslebens. Im geselligen Verkehr der städtischen Geschlechter fand die Sitte, den Frauen nach bestimmten Regeln zu huldigen, frühzeitig Eingang, das Vorbild dieser Geschlechter ließ dann einen konventionell geregelten Liebesdienst zum Erfordernis feinerer Bildung werden. Für einen wohlgesitteten jungen Mann gehörte es bald zum Erfordernis des guten Tons, einem Mädchen „in züchten und in eren" den Hof zu machen. Bei Uhland 60 bezeichnet sich der Dichter am Schluß als einen feinen Knaben und fügt hinzu: „er get zu Lüneburg auß und ein, bei der herzallerliebsten sein er bleibt wohl unverdrungen". Oftmals geht ein Ton wehmütiger Klage durch diese Lieder, die Liebe erscheint hoffnungslos, ohne daß die Hindernisse näher bezeichnet werden, ein Zustand, der sehr begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß in den Bürgerfamilien der Regel nach die Eltern über die Hand ihrer Kinder verfügten. Zur typischen Bezeichnung solcher dichterisch nicht näher auszuführenden Hindernisse der eigenen Neigung erwies sich dann die Gestalt der Neider oder bösen Zungen als sehr nützlich; übelwollende Zwischenträger, auf welche die Bezeichnung hinzudeuten scheint, sind gewiß der Liebe thatsächlich oftmals in den Weg getreten. Der unglücklich Liebende, dessen Auserwählte einen anderen vorzieht, bittet zuweilen trotz der Hoffnungslosigkeit seiner Werbung die Frau, ihr ferner dienen zu dürfen. Meist aber wendet sich der Knabe von der dauernd Spröden und der Ungetreuen stolz hinweg. Das Hoflied war von Haus aus rein kunstmäßig verfaßt; in den älteren Stücken, wie sich solche bei der Hätzlerin finden, spielt die Reflexion über Erlebnisse des Herzens eine große Rolle. Es giebt ebenso wie die Liebeslieder des Minnesanges den Anschauungen eines Standes Ausdruck. Aber diese Anschauungen wurden immer volkstümlicher und so ward es zum Volksliede. Die älteren mehr der Kunstdichtung angehörigen Lieder, wie sie sich namentlich bei der Hätzlerin finden, sind breiter angelegt, meist zu

breit; je volkstümlicher die Weisen werden, um so knapper, übersichtlicher im Gedankengange zeigen sie sich. Kennzeichnend für diese Gattung ist also, daß sie den Anschauungen eines vorwiegend ehrsamen bürgerlichen Liebesdienstes Ausdruck verleiht und ferner, daß der Gedankengang der einzelnen Lieder von einem einheitlichen Plane zeugt und springende Übergänge vermieden werden. Naturfreude und glückliche Liebe, Abschiedsschmerzen, Klagen über Untreue, Jubel über die beseligende Gewißheit geheimen Einverständnisses, Winterleid und Trauer über die Trennung bilden den Inhalt dieser Lieder. Das sittliche Ideal, das überall hervorleuchtet, ist die unerschütterliche, in tiefem Vertrauen begründete Festigkeit des Liebesbundes, der die durch ein Treugelübde Verketteten insgeheim oder vor den Augen der Welt vereinigt. Er dient ihr „in allen reien" oder heimlich und tröstet sich dann gern am Anblick des Ringes, den er von ihr empfing. Der Knabe, der heimlich liebt, bittet Gott, nicht seinen, sondern seiner Geliebten Kummer zu mindern. Ihr thut es weh im Herzen, wenn sie ihre Liebe heimlich tragen muß, aber sie hält darum um so treuer zu dem Auserwählten (vgl. Uhland 60, 61). Die Liebe ist eine Herzensehe, die sich mit innerer Freiheit über äußere Hemmnisse hinwegsetzt. Der Wankelmut und die Untreue werden stets herbe verurteilt; nirgends ergreift hier das Lied, wie später so oft, Partei für den flatterhaften Gesellen. Manchen trüben und unerfreulichen Erscheinungen des ausgehenden Mittelalters gegenüber stellt der Liebesdienst im gesellschaftlichen Leben des städtischen Bürgertums eine Lichtseite der deutschen Geisteskultur jener Zeiten dar.

Diu linde ist an dem ende
nû jârlanc sleht unde blôz,
mich vêhet mîn geselle:
nu engilte ich des ich nie genôz.

Diese Verse (M. F. 4, 1), die ein altes, aber immerhin kunstmäßiges, aus durchaus subjektivem Empfinden heraus gedichtetes Lied eröffnen, weisen die Gestalt der ältesten Formen des Volksliedes auf. Eine Erscheinung der Natur ist in Parallele zu einem inneren Erlebnis gestellt und dient dazu, dieses in eigentümlichem Widerspiel poetisch zu beleuchten. Dafür, daß das Bild von der einsamen Linde dem Schatze der Volksdichtung entnommen ist, spricht seine häufige Wiederkehr und die altüberlieferte kulturgeschichtliche Bedeutung des Lindenbaumes. U. 27: Es stet ein lind in disem tal, ach gott was tuot sie da, sie wil mir helfen trauren, daß ich kein buolen hab. Der Eingang eines anderen Liedes U. 116 weist darauf hin, daß die

Maid in kurzem allein sein wird: Es stet ein lind in jenem tal, ist oben breit und unten schmal. Die blühenden Lindenzweige gelten aber auch als Sinnbild der Freude U. 26: drei laub auf einer linden die blüen also wol: sie tet vil tausent sprünge, ir herz was freuden vol, ich güns dem meidlein wol. U. 336: Es stot ein lind im himelreich, do blüejend alle este. Aus neueren Liedern: Am Brunnen vor dem Thore, da steht ein Lindenbaum. Eine Linde im Winde die biegt sich und schmiegt sich, sie weiß wohl warum. Solcher Parallelismen sind nun eine große Anzahl vorhanden, sie sind das Edelmetall, aus dem sinnige Sangeskunst immer neue Lieder schmiedet. Zum Teil, insoweit sie dem Minnesange mit dem Volksliede gemeinsam sind, begegneten wir diesen Bildern schon früher; so erschien der Falke, das Waldvöglein als Sinnbild des leicht bedrohten Besitzes der Liebe. Das Volkslied hat aber viel eigenes Gut: der kalte Brunnen erfrischt und die Liebe auch. Der hübsche rote Apfel täuscht, wenn ihn ein Wurm angefressen, wie die ungetreue Liebste. Auf einen Distelbaum kann man sich ebenso wenig setzen, wie man jungen Knaben trauen darf. Das jungfräuliche Herz ist ein Rosengarten, den kein Unberufener betreten soll. Die Lilien wachsen aus dem Grabe des Getreuen, des ehrlich Liebenden. Die holdselige Geliebte ist ein Rosenstock. Der Schlag der Nachtigall, der Ruf des Kuckucks ertönen zur Zeit der Liebe, begleiten deren Glück. Die Jungfrau, welcher der Liebste nicht öffentlich dienen darf, verbirgt ihr Herzensweh unter einem schwarzen Kleide. Fast überall leuchtet auch hier das Ideal der Treue, die erst lieb und wert macht, hervor. Auch dem völlig naiven Volksliede ist dennoch eine bestimmte sittliche Auffassung eigen; aber sie läßt sich nur wie ein verborgener Kern aus dem Dargestellten gewinnen. Man darf annehmen, daß die ältesten einstrophigen Lieder sich aus einem Bilde und aus dessen Deutung auf das innere Leben zusammengesetzt haben. Diese Grundform ist aus den ältesten Erzeugnissen des Minnesanges noch mit Leichtigkeit herauszufinden. Vgl. auch das oben vollständig angeführte: drei laub auf einer linden. Das Volkslied im engeren Sinne setzt sich nun, wie schon bemerkt, mosaikartig aus einer Anzahl von Strophen zusammen, von denen jede durch ein bestimmtes Bild beherrscht wird. Außen- und Innenwelt stehen in fortgesetzter Wechselwirkung. Die einzelnen Lieder mitsamt ihrer Beziehung auf das Seelenleben gehören nicht dem bestimmten Liede an, sondern sind Eigentum der gesamten Volksliederdichtung. Eine ungemeine Leichtigkeit der Produktion wird hierdurch erklärt, ebenso, daß sich ganze

Strophen, ja Strophengruppen in verschiedenen Liedern wiederfinden. Das Vereinigende ist immer ein besonderes Erlebnis, das von der Stimmung der vorgeprägten Bildersprache getragen oft erst gegen den Schluß hin deutlich wird. Vgl. Uhland 85, Str. 1: Ein Weckruf; 2: Der Dichter hört ein Wasser fließen, zwei braune Äuglein blicken zum Fenster der Liebsten hinein: 3: Er wirft ihr drei Lilienblätter hinein und bittet um Einlaß; 4 u. 5: Erst jetzt werden wir mit dem Vorgange näher bekannt: Sie hat einen anderen Buben bei sich und der Werber zieht traurig von dannen. Die Lieder dieser Art unterscheiden sich von dem Hofliede einmal durch ihr episches Gefüge, sodann dadurch, daß ihnen jede Tendenz völlig abgeht. Sie dienen niemals zum Ausdruck bestimmter Ansichten darüber, wie man lieben soll; sie wollen Lust und Leid des Herzens darstellen. Sie sind unabhängiger vom Minnesange als das Hoflied und verdanken den größeren Teil ihres Besitzstandes an poetisch wirksamen Gleichnissen sicherlich einer älteren Volksdichtung. (Es gehören hierher Hätzlerin 53: Das wetter will vercheren sich. Die ursprüngliche Anlage ist volksmäßig, die vorliegende Bearbeitung allerdings künstelnd und dabei ungeschickt. U. 16: Augspurg ist ain kaiserliche statt. U. 17: Dar licht ein stat in Osterrik. U. 21: Mit lust tet ich außreiten. 21 B: Dort oben auf dem Berge das stet ein hohes Haus. Ferner U. 24, 25, 27—35, 37, 42—48, 50—52, 62, 63, 65. Böhme 135 (vgl. U. 80), 138, 141, 159, 160, 169, 185, 188, 210, 229. Diese Scheidung in Hoflied und eigentliches Volkslied gilt für die größere Menge der älteren Lieder. U. 20 u. 36 stellen eine Vermischung der beiden Stilarten dar. Später werden die Grenzen überhaupt unsicher.)

Zum Schluß seien die wesentlichsten Ergebnisse dieser Arbeit noch einmal kurz zusammengefaßt:

Die Betrachtung der ursprünglichsten Erzeugnisse des Minnesanges auf den Inhalt der typischen Vorstellungen hin, die man als sein Gemeingut ansehen darf [2]), führt zu dem Ergebnis, daß eine ältere Volksliedbichtung vorhanden, aus welcher der heimische Minnesang schöpfte; seine Anschauungsweise entspricht in vieler Hinsicht noch dem poetischen und sittlichen Empfinden der Gesamtheit.

---

[2]) Von einem Eingehen auf die Untersuchungen, die sich mit dem Besitz der ältesten Vaganten- und Minnelieder an fest ausgeprägten formelhaften Wendungen beschäftigen, ward hier abgesehen, da nach der Gesamtrichtung dieser Arbeit überall vom Inhaltlichen ausgegangen werden mußte.

Jene urwüchsige Denkart hat sich im inneren Deutschland im Gegensatz zu der im eigentlichen Sinne höfischen Sangesweise und Frauenverehrung erhalten, so lange ein Minnesang geblüht hat; ihr Umschlag ins Rohe und Nackte kennzeichnet die Auflösung des Minnesanges.

Der Liebesdienst als solcher, ohne Überschwang und himmelnde Schwärmerei betrieben, ist volkstümlich geworden; er lebt nicht nur in einer besonderen, hier und da lehrhaft angehauchten Gattung des Volksliedes, dem sogen. Hofliede, sondern auch in der gesellschaftlichen Sitte des städtischen Bürgertums fort.

Das Volkslied im engeren Sinne weist auf die ältesten Erzeugnisse des Minnesanges zurück; aus beiden läßt sich eine gemeinsame Grundform, eine Art Schnadahüpfl herauslösen. In beiden äußert sich volkstümliches Empfinden ohne lehrhafte Beimischung ganz ähnlich wie im schwäbischen, bayerischen und österreichischen Volksliede der Neuzeit.

Es ist hier für die Liedesdichtung des Mittelalters eine weitgehende Kontinuität bestimmter Tropen und typischer Vorstellungen nachgewiesen und belegt worden.



Mitteilungen und Notizen.

Vom 29. bis zum 31. März d. J. waren die deutschen Historiker zu ihrer zweiten Versammlung, dieses Mal in Leipzig, zusammengetreten. Die Beratungen erstreckten sich namentlich auf die Stellung der alten Geschichte im gelehrten Unterricht (in Anknüpfung an die vorjährige Versammlung), auf den Stand und die Bedeutung der landesgeschichtlichen Studien, insbesondere auf die Arbeitsgebiete der landesgeschichtlichen Publikationsgesellschaften, und endlich auf die Grundsätze, welche bei der Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte zu befolgen sind. Namentlich Schulmänner beteiligten sich an der Debatte über den ersten Gegenstand; die schließlich angenommenen Thesen betonen mit Entschiedenheit, daß der Unterricht in der alten Geschichte die Grundlage aller weiteren historischen Kenntnis und Bildung bleiben müsse und nicht geschädigt werden dürfe. Vielfach wurde in der Debatte hervorgehoben, daß der Nachdruck dabei auf die Kulturgeschichte zu legen sei; so namentlich von Hannack-Wien, der die Wichtigkeit der hellenisch-römischen Geschichte mit Recht schon aus dem Einfluß der antiken Kultur auf die Folgezeit herleitete. So verlangte er auch einen Kursus der altorientalischen Geschichte, bei dem die Kultur dieser Völker besonders hervorgehoben wird. Kaemmel empfahl, die altorientalische Geschichte nicht zu sehr zu betonen und sich auf die entscheidenden Hauptthatsachen und charakteristischen Kulturbilder zu beschränken; seine These: Die Geschichte der altorientalischen Völker ist nur insoweit und zwar in enger Verbindung mit der griechischen Geschichte zu behandeln, als sie die Gestaltung des persischen Reiches vorbereitet hat, wurde angenommen. Eine andere These, die den historischen Unterricht auf der obersten Gymnasialstufe wesentlich der neueren, insbesondere der deutschen Geschichte widmen und die vertiefende Betrachtung der alten Geschichte im wesentlichen der Klassikerlektüre zuweisen will (ebenfalls angenommen), erläuterte er dahin, daß gerade für die hier vorgeschlagene Vertiefung des Verständnisses, namentlich nach der kulturgeschichtlichen Seite hin, das Interesse der älteren Schüler leicht zu gewinnen sei. Eine weitere These, für die

Herrlich eintrat, und die gutgeheißen wurde, wird ebenfalls dem Kulturhistoriker sympathisch sein; sie lautet: „Die Leistungen der Griechen auf dem Gebiete der bildenden Künste sollen an der Hand geeigneter Anschauungsmittel als wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte der Jugend vorgeführt werden". Im übrigen trat bei der Verhandlung das Bestreben hervor, die neueren Angriffe auf das humanistische Gymnasium zurückzuweisen, so namentlich in dem Referat des Direktors Jäger. Die letzte angenommene These, die in der Schmälerung des lateinischen und griechischen Unterrichts über eine gewisse Grenze hinaus eine Schmälerung des Unterrichts in der alten Geschichte wie in der Geschichte überhaupt sieht, und betont, daß diese Grenze in dem preußischen Gymnasiallehrplan überschritten sei, bedeutet eine Demonstration nach dieser Richtung hin. Ueber ihren Wert kann man sehr zweifelhaft sein. Auch gehörten die Schwierigkeiten, alte gute Traditionen und sehr berechtigte neue Forderungen in die Zwangsjacke des Lehrplans zu bringen, nicht zur Kompetenz der Versammlung. Ein an sich ganz richtiger Antrag Quidde, der eine gedeihliche Gestaltung des Unterrichts in der Geschichte von dem durch äußere Gründe veranlaßten Einschnitt nach Untersecunda gefährdet sah, hing auch mehr mit der allgemeinen Gestaltung unserer Schulen zusammen, hätte aber als Resolution angenommen werden können. — Bei dem zweiten Gegenstand verhielt sich die Versammlung weniger beratend, als zuhörend und gutheißend. Es handelte sich um die für den politischen und fast noch mehr den Kulturhistoriker höchst wichtige landesgeschichtliche Bewegung, die ja verhältnismäßig jung ist, aber bereits außerordentliche Ergebnisse hervorgebracht hat. Um zunächst einen allgemeinen Ueberblick zu ermöglichen, sprachen eine Reihe von Vertretern verschiedener landesgeschichtlicher Organisationen, nicht beliebiger, sondern solcher, die die verschiedenen Typen der Entstehung und Entwickelung veranschaulichen konnten. Durch den gutgeheißenen Antrag der Referenten, der gemeinsame Konferenzen von Vertretern der landesgeschichtlichen Publikations-Institute im Zusammenhang mit künftigen Historikertagen begründen will, ist der Grundstein zu einer allgemeinen Organisation gelegt, die für die Ergebnisse der landesgeschichtlichen Studien höchst folgereich werden kann. Durch die Vertretung gemeinsamer Interessen und Erörterung gemeinsamer Aufgaben kann viel erreicht werden. Daß die Kulturgeschichte, insbesondere die Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte, zu den wesentlichen Aufgaben der landesgeschichtlichen Forschungen gehören, wurde wiederholt hervorgehoben. — Der dritte Verhandlungstag gab Stieve Gelegenheit, seine Thesen über die Grundsätze bei der Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte zu begründen. — Weiter ist dann noch auf die beiden Vorträge hinzuweisen, die vor dem Historikertage gehalten wurden und die beide großes kulturhistorisches Interesse hatten. Vortrefflich war namentlich der Vortrag Schmollers über den deutschen Beamtenstaat des 16.—18. Jahrhunderts, der einen umfassenden Stoff in meisterhafter Komposition klar und lichtvoll entwickelte. Der Vortrag, den v. Seidlitz über die spätgotische Kunst im Königreich Sachsen hielt, war lehrreich und interessant. — Die Leitung der Versammlung wurde von Lamprecht und Arndt gehandhabt. Beide haben sich um den Historikertag sehr verdient gemacht, namentlich gebührt Lamprecht der wärmste Dank. Eines wäre zu vermeiden gewesen, die Bismarckhuldigung. Bismarck steht doch noch zu sehr im Vordergrund unseres

öffentlichen Lebens, als daß eine solche Huldigung nicht bei aller Verklausulierung den Charakter einer politischen Demonstration trägt. — Als Ort der nächsten Versammlung wurde Marburg bestimmt. — Daß die Zusammenkunft eine Fülle persönlicher Anregungen und Gelegenheit zur Aussprache bot, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Wohl aber darf ich die Beobachtung mitteilen, daß die deutschen Historiker in ihrer großen Mehrzahl für die Kulturgeschichte kräftigen Sinn haben; insbesondere that es uns wohl, daß viele geschätzte Männer unserer Zeitschrift ihre warme Sympathie aussprachen.

* * *

Das Repertorium für Kunstwissenschaft, von dessen Eingehen wir berichteten, erscheint weiter und zwar unter der Redaktion von Tschudi und Thode. Das 1. Heft des 17. Bandes ist bereits ausgegeben.

* * *

Neue Zeitschriftenaufsätze:

Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. IV. Heft, 1: A. Hauffen, Das deutsche Volkslied in Oesterreich-Ungarn; J. Bolte, Das Märchen vom Gevatter Tod; P. Sartori, Der Schuh im Volksglauben I; A. Englert, Wiegenlieder aus dem Spessart; J. G. Christaller, Negermärchen von der Goldküste; S. Singer, Buddhistische weibliche Heilige; K. E. Haase, Bastlösereime; Th. Hell, Auf einem Bauernhofe im Gsießthal in Tirol; A. Baumgart, Verschiedenes vom Aberglauben, von Sitten und Gebräuchen in Mittelschlesien.

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894, Bogen 1—7: J. Kamann, Aus dem Briefwechsel eines jungen Nürnberger Kaufmannes im 16. Jahrh.; H. Bösch, Zum Verkehrsleben im 15. Jahrh.; Th. Hampe, Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitlader vornehmlich in Nürnberg.

Zeitschrift für deutsches Altertum 38. Heft, 1: Priebsch, Segen aus Londoner Handschriften.

Globus, 65. Jahrg., Nr. 9; G. Bancalari, Das ländliche Wohnhaus in den Südalpen. Nr. 17: E. H. L. Krause, Der Uebergang des Gartenbaues aus der romanischen in die germanische Kultur.

Vom Fels zum Meer 1893/4, Heft 8: G. Steinhausen, Vernunft- und Liebesheiraten.

Am Urquell, V. Heft, 1: Weinhold, Zur Bedeutung der Zahl Neun; A. Wiedemann, Aegyptische Totenopfer u. ihr Zweck; A. F. Chamberlain, Ueber die Benennung des Pferdes in den Sprachen amerikanischer Indianer; M. de Zilva Wickremasinghe, Volksglauben in Ceylon: Die Furcht böser Geister vor Eisen; O. Knoop, Die neuentdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen; Krauß, Herzog Mirčeta; C. Rademacher, Maisitten am Rhein; J. Robinsohn, An Ajen-hore oder Güt Aeug; H. v. Wlislocki, Biblische Rätsel der Magyaren; H. Theen-Söby, Bienenzauber und Bienenzucht; A. Herrmann und H. Volksmann, Zaubergeld; P. Sartori, Sondersprachen; W. Šcurat, Ein polnisches

Rekrutenlied; H. Merkens, Bezeichnungen der Trunkenheit in der Sprache des Volkes. Eine Umfrage; O. Glöde, Das Tonnenabschlagen; A. Brunk, Tierstimmen im Volksmunde; A. Treichel, Isländisches Normal-Ellenmaß an einer Kirche; R. Sprenger, Zur Sage vom Trinkhorn des Grafen von Oldenburg.

Deutsche Revue, 19. Jahrgang, März: Hottenroth, Ueber den Zeitcharakter in der Mode.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für Posen, VIII. Heft 2: R. Hassencamp, Ein ostrowoer Hexenprozeß a. d. J. 1719.

Ungarische Revue, 13. Jahrgang, Heft 10: G. Deutsch, Zur Geschichte der Jagd in den Ländern der Stefanskrone.

Neues Archiv für sächs. Geschichte, XV. Heft 1/2: G. Müller, Hans Harrer; R. Wuttke, Zur Kipper- und Wipperzeit in Kursachsen.

Dresdener Geschichtsblätter, 3. Jahrgang, Heft 1: R. Wuttke, Ein Standrecht in Dresden während des dreißigjährigen Krieges.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, VII. Heft 1: O. L. Jiriczek, Der Vergessenheitstrank in der Nibelungensage.

Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels XVII: A. Kirchhoff, Wirtschaftsleben im älteren Buchhandel.

Die Gesellschaft, 10. Heft 2: A. Berger, Wirtschaftliche Folgen des Krieges und des Friedens.

Zeitschrift für deutsche Philologie, 27. Heft 1: E. Martin, Ueber das altdeutsche Badewesen.

Zeitschrift für Ethnologie, 26. Heft 1: W. Schwartz, Die Butterhexe in Wagnitz. Eine havelländische Sage mit einem Exkurs über die mythische Butterhexe.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, 3. Heft 4/5: F. A. Lange, Ueber den Zusammenhang der Erziehungssysteme mit den herrschenden Weltanschauungen verschiedener Zeitalter. (1855 niedergeschrieben, aus dem Nachlaß.)

Ethnolog. Mitteil. aus Ungarn, 3. Heft 5/6: A. Herrmann, Kartenspielerglauben aus Ungarn; L. Matyás, Aus dem Volksleben von Solymár und Szent-Iván (I. Besprechungsformeln, II. Alltagsglauben, III. Schätze).

Kyffhäuser, 8. Jahrgang, Februar und März: G. List, Wie die alten Germanen aßen und tranken.

Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins, Band 15: H. Loersch und M. Rosenberg, Die Aachener Goldschmiede, ihre Arbeiten und ihre Merkzeichen bis zum 18. Jahrhundert; E. Pauls, Beiträge zur Gesch. der Buchdruckereien, des Buchhandels, der Censur und der Zeitungspresse bis zum Jahre 1816; Th. Oppenhoff, Die Aachener Sternzunft.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, N. F. 25. Heft 1: F. W. Seraphin, Aus den Briefen der Familie v. Heydendorff (1737—1853).

Schweizerische Rundschau IV Nr. 3: F. Vetter, Das schweizerische Haus im Reformationszeitalter.

Preußische Jahrbücher, 76. Heft 4: O. Seeck, Die älteste Kultur der Deutschen.

Gartenlaube Nr. 12: A. Tille, Die Eierspiele der Osterzeit.

Stimmen aus Maria-Laach, 46. Heft 3: M. Baumgarten, Deutsche Bildung und Wissenschaft im 16. Jahrhundert.

Folklore V, Nr. 1; W. B. Gerish, Valentine's day custom at Northrepps; W. H. D. Rouse, Italian votive offerings.

Moyen Age VI, 11: J. Soyer, La communauté des habitants de Blois.

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins Eisenberg, Heft 9: O. Weise, Ueberblick über die älteste Kulturgeschichte des Amtsbezirks Eisenberg; Derselbe, Hopfenbau und Weinbau in der Eisenberger Gegend.

Der Bildungsverein 24, Nr. 3: Chr. Rupprecht, Das Kunsthandwerk. Eine kulturgeschichtliche Skizze.

Carinthia I, 84. Jahrgang, Nr. 1—3: A. v. Jaksch, Hexen und Zauberer; Carl Baron Hauser, Altertümer-Funde und -Erwerbungen im Jahre 1893; A. v. Jaksch, Eine Grabinschrift aus Holz aus Maria-Wörth; J. Seemüller, Ein Millstättisches Zunftprotokoll; Fr. Franziszi, „Unterm Hütel spielen"; S. Laschitzer, Das Paradies-Spiel; Derselbe, Hirtenlieder aus dem Möllthal.

Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1894, Nr. 19—21: G. Steinhausen, Der Wandel deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter *).

*) Wir bitten die Herren Verfasser von Zeitschriftenaufsätzen, die Wert darauf legen, an dieser Stelle genannt zu werden, uns die betreffenden Aufsätze zuzusenden.



Besprechungen.

Sommerlad, Ueber Wesen und Aufgaben der Wirtschaftsgeschichte. Antrittsvorlesung. Halle a. S. 1893, Kämmerer & Co.

In klar durchdachter, formvollendeter Weise giebt der Verfasser über seine Anschauungen Rechenschaft. Wenn er eine Verquickung der Geschichte und Nationalökonomie gleicherweise wie eine Isolierung ablehnend, in der Wirtschaftsgeschichte die Verbindung beider sieht, die nicht zum Zweck praktischer Nutzung, sondern wissenschaftlicher Erkenntnis nach der Entstehung des Gewordenen fragt, so wird er Zustimmung finden, nicht so unbedingt, wenn er erst ihr die Versöhnung von Individualität und universellem Gesetz zuschreibt, indem er als Vertreterin des zweiten die Nationalökonomie betrachtet. Fordert er, der Lückenhaftigkeit der Tradition das Ueberwiegen des Generellen zuschreibend, Heranziehung der Schriftsteller zur Stärkung des individuellen Elements, so ist dem entgegen zu halten, daß so viel mehr die Individualität des Autors als die seines Gegenstandes zur Geltung kommt und daß eine auf Urkunden gestützte Forschung der gefürchteten Ideenlosigkeit nicht verfallen wird, wenn sie das Generelle abzuleiten vermag. Sie wird auch die richtige Forderung erfüllen, den Einfluß der wirtschaftlichen Faktoren auf den Gesamtorganismus zu erweisen. Georg Liebe.

* * *

E. Dünzelmann, Das römische Straßennetz in Norddeutschland. Mit drei Karten. Besonderer Abdruck aus dem 20. Supplementbande der Jahrbücher für klassische Philologie. Leipzig, Teubner 1893. S. 83—141.

Da eine ins Einzelne gehende Besprechung der vorliegenden Schrift, die in der Methode wie in den Resultaten zu Widerspruch überreiche Ver-

anlassung giebt, in dieser Zeitschrift nicht angängig erscheint, so beschränke ich mich auf einige Bemerkungen. Die lokale Forschung ist in den letzten Jahren mit zweifellosem Erfolge thätig gewesen, den römischen Spuren in Norddeutschland nachzugehen, und es verlohnte sich wohl, einmal übersichtlich darzustellen, was in dieser Beziehung an gesicherten Ergebnissen gewonnen ist. Daß D.s Schrift trotz ihres Titels eine sehr erwünschte kritische Nachprüfung der zahlreichen Untersuchungen über Römerstraßen in Norddeutschland nicht geben kann, zeigt schon ihr Umfang; dennoch wird uns auf einer beigegebenen Karte eine Fülle von Straßen römischen Ursprungs veranschaulicht, die unsere kühnsten Erwartungen übertrifft. Wenn auch eingehende Kontrole dieser Behauptungen nur durch Besichtigungen an Ort und Stelle möglich ist, so muß doch von vornherein Einspruch erhoben werden gegen die prinzipiellen, von bedenklicher Voreingenommenheit zeugenden Aufstellungen D.s, die, sollten sie allgemeine Zustimmung finden, diese wichtige Frage mehr verwirren als klären werden. Den römischen Ursprung der 11 m breiten schnurgeraden Sandwege unserer norddeutschen Tiefebene, „die scheinbar geflissentlich Dörfer und Städte vermeiden und zuweilen stundenlang keine größere Ansiedelung berühren“ (wenige Zeilen weiter heißt es allerdings: „da die ältesten Städte Norddeutschlands, die Bischofsstädte Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, an diesen Straßen liegen“), folgert D. auf diese Weise. Dieselben werden auf den Karten des vorigen Jahrhunderts als Poststraßen verzeichnet, sind also älter als Napoleons Chausseebauten; aber weder die Städte noch die Fürsten können sie geschaffen haben, denn bei der Zersplitterung Deutschlands waren solche mehrere Territorien berührende Unternehmungen unmöglich auszuführen. Daß die kaiserlichen Regierungen — D. denkt besonders an die sächsischen Kaiser — den Bau nicht veranlaßt haben, wird an dem Hesseweg und Folcweg zu zeigen gesucht, welche Gaugrenzen sind und also schon zur Zeit der Gauteilungen vorhanden gewesen sein müssen. Endlich ist die naheliegende Annahme, Karl der Große habe diese teilweise nach ihm benannten Wege, auf denen er in das Sachsenland einzog, angelegt, abzuweisen, da zu so umfassenden Werken die häufigen Feldzüge ihm keine Zeit gelassen haben: Folglich sind die Straßen von den Römern gebaut! (S. 87.) Mit einer solchen Beweisführung in Bausch und Bogen ist uns nicht gedient; nötig ist die peinlichste Detailforschung, die den Lokalbefund genau verzeichnet und die Erwähnung der einzelnen Straßen in Urkunden, Chroniken, auf Karten soweit als möglich rückwärts verfolgt. Die maßvollen Ausführungen Philippis über Römerforschungen und Römerstraßen (Mitteilungen des histor. Vereins zu Osnabrück 1892, S. 388 ff.) haben diese nächsten Aufgaben in treffender Weise dargethan; D. freilich hält es S. 88 für überflüssig, jeden Straßenlauf von Anfang bis zum Ende zu verfolgen Auf den durch so unsichere Kombinationen. ermittelten Straßen, zu deren baulicher Konstruktion übrigens außer der erheblichen Breite kein Analogon unter den zahlreichen Straßenanlagen des römischen Reiches aufzufinden ist (S. 93), läßt D. nun die Heere des Germanicus in den Jahren 15 und 16 marschieren und gewinnt natürlich ein von dem bisherigen verschiedenes Bild dieser Truppenbewegungen und Feldzüge, dessen Einzelheiten hier nicht auf ihre Richtigkeit hin geprüft werden können. Erwähnt sei noch, daß D. seine schon früher in der Schrift über den Schauplatz der Varusschlacht unter Berufung auf die bekannte Strabostelle ausge-

sprochene Hypothese, der Lupias des Tacitus sei nicht, wie allgemein angenommen ist, die Lippe, sondern die Hunte, nochmals verteidigt, ohne sie meines Erachtens als wahrscheinlicher zu erweisen. In der Analyse der taciteischen Berichte (z. B. S. 115. 123) verfährt D. wie viele seiner Vorgänger, die gleich ihm das Wesen der historischen Kunst des Tacitus verkennen und Lokalbeschreibungen dieses großen Historikers wie die in einem modernen Generalstabswerk gegebenen Terrainskizzen betrachten. Da ich mich über diesen methodischen Fehler in Fleckeisens Jahrbüchern 1890, S. 723 ff. ausführlicher ausgesprochen habe, verzichte ich hier darauf zurückzukommen.

Jena. W. Liebenam.

* * *

Fr. Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht. Lieferung 1—5. (S. 1—320.) Stuttgart, G. Weise.

Auf dieses Handbuch, das in 15 Lieferungen vollständig werden soll, darf die Aufmerksamkeit namentlich des größeren Publikums und der Schule gelenkt werden. Der Verfasser will nicht nur wissenschaftlichen, sondern namentlich auch praktischen Zwecken nützlich sein. In künstlerischer wie in gewerblicher Beziehung soll sein Buch der Orientierung und Belehrung dienen. Die kostümgeschichtlichen Arbeiten Früherer sind gut verwertet, Selbstständigkeit und Gründlichkeit aber gewahrt. Der illustrative Teil, der bei einem solchen Buch namentlich wichtig ist, ist reichhaltig und größtenteils vortrefflich ausgeführt. Die ganze Art des Werkes erlaubt es, wenn ich es auch dem Kulturhistoriker vom Fache empfehle. Nach seinem Abschluß werde ich noch auf dasselbe zurückkommen. Georg Steinhausen.

* * *

Ludwig Beck, Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturgeschichtlicher Beziehung. 2. Abteilung. Vom Mittelalter bis zur neuesten Zeit. 1. Teil: Das 16. und 17. Jahrhundert. Lieferung 1—4. (S. 1—704.) Braunschweig, Vieweg & Sohn.

Unter Vorbehalt einer ausführlichen Besprechung nach Vollendung des Werkes empfehle ich dasselbe schon jetzt nachdrücklich. Nicht nur für die Geschichte der Industrie und Technik, sondern für die Geschichte der Kulturentwicklung überhaupt kommt es in seiner umfassenden Anlage wesentlich in Betracht. Die Aufgabe, die Beck in dieser zweiten Abteilung des Werkes sich gesetzt hat, ist eine große und schwierige, zumal er neben der Schilderung der technischen Entwicklung auch den Nachweis ihres kulturgeschichtlichen Einflusses unternommen hat: aber die Ausführung ist eine so treffliche und gediegene, daß das Buch eine wirkliche Bereicherung unserer Litteratur bedeutet, und seinem Fortgang mit guten Erwartungen entgegengesehen werden kann.

Georg Steinhausen.

* * *

G. Diercks, Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. (378 S.)

Ratzel hat einmal gesagt: „Wir müssen sorgen, daß Deutschland, das aus seiner Kenntnis der Vereinigten Staaten schon viel Nutzen gezogen hat, in dieser Kenntnis von keinem Volke übertroffen werde." Unter den vielen Schriften, die neuerdings diese Kenntnis bei uns zu fördern suchen, darf die vorliegende Anspruch auf Beachtung machen. Ein guter Kenner des Landes unterrichtet uns hier in gefälliger Form über die Haupterscheinungen des amerikanischen Kulturlebens. Vieles Unschöne dort drüben darf über die rastlose Arbeit und das rastlose Streben nach selbständiger Kultur nicht hinwegtäuschen. Wenig weiß man namentlich bei uns von dem sich immer bedeutender entwickelnden amerikanischen Geistesleben: auch in dieser Beziehung ist das Buch lehrreich. Nicht bei allen Amerikanern ist aber der Idealismus so gering, wie der Verfasser meint. Im einzelnen werden folgende Kapitel behandelt: Land und Leute, Help yourself und Hurry up, Materielle Kultur, Oeffentliches Leben, Religiöses Leben, Erziehung und Schulwesen, Geistesleben, Kunst und Kunstgeschmack, Stadt, Haus, Häusliches Leben, Soziales Leben, Verkehrswesen.

G. Hermann.

* * *

K. Deicke, Der Jobsiadendichter Carl Arnold Kortum. Sein Leben und seine Schriften. Mühlheim a. d. Ruhr, H. Bädekers Buchhandlung (E. Pungs). O. J. 110 S.

Das Büchlein ist recht gut gemeint und für einen Stammtisch in Mühlheim oder Bochum gewiß eine erfreuliche Gabe. Der Verfasser hat gar kein Talent, durch schriftstellerische Mittel auch weitere als rein lokale Kreise zu fesseln oder auch nur anzuregen, nicht einmal in einer verhältnismäßig dankbaren Partie, wo er auf die journalistische Thätigkeit seines Helden zu sprechen kommt. Wenn wir dankbar annehmen, was er aus den Lokalblättern und Kirchenbüchern mitgeteilt hat, ist dem Herrn Verfasser gebührende Ehre widerfahren.

Jena. Friedrich Kauffmann.

* * *

Otto Henne am Rhyn, Geschichte des Rittertums. (Illustrierte Bibliothek der Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. III.) Leipzig, P. Friesenhahn. O. J. (243 S.)

Die Friesenhahnsche Verlagsbuchhandlung hat ein größeres, zweifellos zu unterstützendes Unternehmen begonnen, das der Orientierung und dem Studium weiterer Kreise auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und der Kulturgeschichte dienen soll. Aus dem kulturgeschichtlichen Teil ist bisher das vorliegende Buch erschienen: seinen Zweck erfüllt es ja zunächst, aber ich glaube, daß die Zusammenstellung dem bekannten Verfasser wenig Schwierigkeiten

gemacht haben wird. Die neuerdings in rascher Folge auf den Markt gebrachten Schriften Henne am Rhyns sind zwar, als populäre Werke betrachtet, brauchbar und lesbar: aber eine größere Tiefe wäre kein Schaden. In dem Programm des Unternehmens sind noch sehr dankbare Themata angekündigt (so Geschichte der deutschen Sitte, Geschichte der Familie, des Volkslebens u. a.): mögen sie eine recht ernste Behandlung erfahren. Georg Steinhausen.

Druckfehler im ersten Bande.

S. 108, Brief XIV, Zeile 15 ff. ist zu interpungieren: so waiß ich wol, hie wen ich aiß bit bie, daß koß witter mich bestat daß hauß. sol den ich dar ein retten, so duß u. s w.
S. 108, Anm. 66 statt vorzugeben lies vorher gehabt.
S. 111, Zeile 13 „ Eonümia „ Eouümia.
S. 253, „ 22 „ Albrechts II „ Albrechts I.
S. 266, „ 4 „ Svigune „ Sigune.
S. 267, „ 19 „ wanen „ vanen.
S. 269, „ 4 „ reine „ seine.
S. 271, „ 17 „ malen „ mâlen.
S. 334, „ 7 „ Freie „ Freigelassene.
S. 341, „ 3 „ Wölflin „ Wölfflin.
S. 345, „ 14 „ Redpeath „ Redpath.
S. 348, „ 9 „ *πεπυρώμενον* lies *πεπυρωμένον*.
S. 348, „ 26 „ *πάρθενος* lies *παρθένος*.
S. 348, „ 29 „ Dietrich lies Dieterich.

Ferner macht uns Herr Dr. John Meier auf einige Versehen aufmerksam, die wir hiermit richtig stellen;
Zu S. 97, Anm. 20: dir nit ant loß thun = Dich nicht ärgern. ant thon und ant sîn ist eine häufige Phrase.
Zu S. 109, Anm. 79: glot gelt = Geleitgeld.
Zu S. 109, Anm. 83: ungeirrt, juristischer Terminus.
Zu S. 111, Anm. 166: unbitig sein = nicht warten können, ungeduldig sein.
Zu S. 292, Zeile 29: Das (sic!) ist unberechtigt: sott ist die richtige alemannische Form für solt (Du sollst).



Zeitschrift
für
Kulturgeschichte

Neue (4.) Folge
der
Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte.

Herausgegeben
von
Dr. Georg Steinhausen
Kustos an der Universitätsbibliothek in Jena.

Zweiter Band.

Weimar 1895.
Verlag von Emil Felber.



Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze:

Miscellen:

Seite

Mitteilungen und Notizen (auch Bibliographie) 85, 220, 321, 433

Besprechungen:

Karl v. Zierotin und sein Tagebuch vom Jahre 1591[1]).

Studie von F. v. Krones.

Habent fata sua libelli! Unberechenbar ist das Schicksal der Bücher und Schriften! So rief ich unwillkürlich aus, als ich nach geraumer Zeit einen Band aus dem Büchergestelle wieder zur Hand nahm. Es war dies die Sammlung der Staatsschriften und Korrespondenzen des ungarischen Litteraten und Diplomaten Johann Rimai v. Alsó-Sztregova und Rima, des namhaften und vielgeschäftigen Genossen einer bewegten Zeit (1564—1631). Der verdienstvolle ungarische Akademiker, Arnold Ipolyi (Stummer), Bischof von Neusohl, hatte die Ausgabe dieser nicht unwichtigen Zeugnisse der Vergangenheit vorbereitet, erlebte aber ihren Abschluß nicht, und so besorgte dies der unermüdliche Förderer der neueren Geschichte Ungarns unter dem magyarischen Gelehrten, Alexander Szilágyi (1887)[2]).

[1]) Peter A. v. Chlumecky, Carl von Zierotin und seine Zeit 1564—1615. Brünn 1862, XXIV u. 864 SS. Ueber den Nachlaß Zierotins verbreitet sich Chlumeckys Aufsatz in den „Schriften der histor. Sektion der mähr.-schles. Gesellschaft f. Ackerbau und Landeskunde", 1854 S. 55—94. Vgl. auch das „Notizenblatt" derselben Gesellschaft u. Sektion 1856 und 1857 und die von d'Elvert aus Chlumeckys Nachlasse herausgegebenen Beilagen (Brünn 1879), welche aber nur einen Bruchteil der Zierotinschen Korrespondenzen enthalten, und Auszüge aus den anderen Tagebüchern Zierotins von 1588, 1589, 1590 bei Dudik, Mährens Geschichtsquellen, I. Bd. (Corronis Handschr.-Sammlung). Brünn 1850, S. 358 f.

[2]) Alsó-Sztregovai és Rimai Rimay János államiratai és levelezése, a magyar tudományos akademia történelmi bizottságának megbisásából,

Als ich die Vorrede las, elektrisierte mich förmlich die Angabe, daß dem Nachlasse Rimays auch ein Tagebuch Karls v. Zierotin eingefügt sei[3]), und zwar ein bisher ganz unbekanntes. Rimay, mit Karl v. Zierotin befreundet, habe es abschriftlich in ein Buch eingetragen, das er als Briefbuch benutzte. Wie und wann Rimay Gelegenheit fand, das Original einzusehen, erfahren wir nicht; nur so viel steht fest, daß die Abschrift 1609 zu Ofen entstand, zur Zeit, als Karl v. Zierotin als Landeshauptmann von Mähren den Höhepunkt seines Lebens erreicht hatte, während Rimay von Kaiser Mathias als politischer Agent verwendet wurde. Daß wir es aber thatsächlich mit einem Tagebuche des berühmten mährischen Staatsmannes zu thun haben, ist ebenso dankenswert als der Umstand, daß es bisher unbekannt war und sich den früher bekannten, vom Biographen Zierotins, Peter v. Chlumecky, benützten Tagebüchern der Jahre 1588, 1589 und 1590 an die Seite stellt und zwar als das inhaltlich bedeutendste.

Obschon jener Band der Budapester Akademieschriften schon vor sieben Jahren erschien, ist mir bis jetzt keine eingehende Würdigung jenes Tagebuches vor die Augen gekommen, wie ihm eine solche in der That gebührt, und so sei sie denn hier versucht.

Die mährischen Zierotine zählen zu dem jüngeren Kreise der großen Herrengeschlechter des Nordlandes und treten seit dem 14. Jahrhundert als Inhaber der Burg Zierotin im Olmützer Kreise immer namhafter hervor. Die Brüder Johann und Bernhard erlangten im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts die Aufnahme in den mährischen „Herrenstand", und begründeten zwei Linien des reichbegüterten Hauses.

Der Bernhardischen gehört Friedrich v. Zierotin an, als ihr letzter Vertreter, ein Mann von Ansehen, in Staatsdiensten viel verwendet und in den letzten Lebensjahren (1594—1598) Inhaber des höchsten Landesamtes, der Hauptmannschaft Mährens.

Aus der zweiten Linie ging Johann, der Besitzer der Herrschaften Rossitz und Namiest, in Mähren, und Brandeis an der Adler, in Böhmen, hervor, ein im öffentlichen Leben Mährens bedeutender Mann, eifriger Anhänger der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde oder

---

szerk. Ipolyi Arnold. Budapest 1887, Vorw., 12 S., von Szilágyi. Der Inhalt des „Briefbuches" von Rimay zerfällt in lateinische und magyarische Aktenstücke.

[3]) Das Tagebuch Zierotins a. d. J. 1591 u. d. T. „Ephemerides in annum Christi MDXCI" macht S. 3—42 den Anfang.

„Union"; als solcher ein Gründer der namhaften Schule zu Eibenschütz, und Urheber der rührigen Druckerei im Dorfe Kralitz, an welche sich eine Litteraturepoche Mährens knüpft. Dem gleichen Glauben ergeben war seine Gattin Marianne aus der Herrenfamilie der Boskowitze.

Dieser Ehe entsproß den 11. September 1564 zu Brandeis Karl v. Zierotin, der Held unserer Skizze. Wie sorgfältig seine Erziehung war, wie er nach löblichem Brauche Bildung, Welt- und Menschenkenntnis noch in jungen Jahren erwarb, weiß uns sein Biograph zu erzählen, und manchen Aufschluß darüber enthält das Tagebuch. Hier genüge die Angabe, daß er Erziehung und den ersten Unterricht im Elternhause gemeinsam mit dem Junker Zacharias Slawata und zwar durch sieben Jahre unter der Leitung des Paul Novodworsky von Pozdietin empfing. Dann übernahm die weitere Schulung der wackere schlesische Pädagog und Gelehrte Lorenz Cirkler und zwar teils in Brünn, teils an der 1575 gegründeten Brüderschule in Eibenschütz, als deren ersten Rektor wir den namhaften Professor der Theologie an der Wittenberger Hochschule, Erasmus Rüdiger, als „Kryptocalviner" seinerzeit von den orthodoxen Lutheranern verdrängt, in segensreicher Thätigkeit bis zu seinem Ableben (1591) genannt und hochgeachtet vorfinden.

1578, den 26. Dezember, verlor Zierotin seine Mutter und wanderte bald darauf (1579), im Alter von fünfzehn Jahren, über Italien nach Straßburg, später nach Basel, um sich an den dortigen Universitäten fortzubilden, und im Herbste 1582 nach Genf, an die glaubensverwandte Calviner-Hochschule. In Basel wurde ihm der tüchtige Theologieprofessor und Kirchenvorstand Johann Jakob Grynäus, ein Schweizer aus Bern (geb. 1540, † 1617), befreundet und blieb auch weiterhin mit Zierotin im brieflichen Verkehr. In Genf lernte er den Werkgenossen Calvins, Theodor de Bézet (Beza, geb. 1519, † 1605), kennen und schätzen.

Der Humanismus, welcher die damalige Bildung des mährischen Hochadels durchdrang und nährte, beseelte auch unseren Zierotin, ohne die starke religiöse Empfindung abzuschwächen, welche ihn, den Genossen der Brüdergemeinde, mit der reformierten Kirche innig befreundete und mit dem Ideale eines alle Glaubensverwandten umfassenden Bundes erfüllte.

Die schwere Erkrankung seines Vaters zwang ihn zur Rückkehr, und nach dessen Ableben (25. Febr. 1583) fiel ihm, dem Erstgeborenen, das reiche väterliche Erbe zu, dessen Mitinhaber sein jüngerer Bruder

Dionys war. — Doch litt es ihn nicht lange daheim, er hatte den Reiz der Fremde und ihrer Bildungsmittel, den Genuß eines weitschichtigen Verkehrs nicht umsonst gekostet; es drängte ihn wieder in die weite Welt hinaus.

Wir können bis zum Jahre 1587 die Reisen Karls v. Zierotin nicht leicht im Einzelnen überschauen; wohl aber wissen wir, daß er von Genf aus einen Flug nach Frankreich unternommen hatte, daß er in Süddeutschland, so in der Hauptstadt des Pfälzer Kurfürsten, des Hauptes der Reformierten Deutschlands, zu Heidelberg, heimisch geworden war, daß er den Weg nach Italien, an die Hochschulen von Padua und Bologna, einschlug und Rom, die ewige Stadt, kennen lernte —, daß sich ihm der brittische Inselstaat erschloß und die Gelegenheit bot, von der Königin Elisabeth gnädig aufgenommen zu werden, daß er die Niederlande besuchte, in der Universitätsstadt Leiden verweilte, und daß er 1587, damals bei dem Bourbonen Heinrich von Navarra, dem geliebten Hugenottenführer, verweilend, wohl nur schweren Herzens das im Bürgerkriege blutende Frankreich verließ, um dem Rufe seiner „Vormünder" zu gehorchen und den eigenen Angelegenheiten näher zu treten.

Am Jahrestage des Todes seines Vaters (25. Febr.) 1588 übergaben ihm zwei seiner Vormünder, Osowsky und Wanecky, auf dem Namiester Herrenschlosse das väterliche Erbgut, und die Grundunterthanen huldigten dem 24 jährigen Gebieter.

Bald darauf reiste Zierotin nach Böhmen, wo eine seiner Herrschaften, Brandeis, lag und durchkreuzte dann von Prag aus Deutschland, wie uns das eine der drei bisher bekannten Tagebücher nachweist. Fünf Monate später finden wir ihn wieder diesseits der deutschen Grenzpfähle, mit dem Entschlusse, seinen häuslichen Herd zu bestellen. Der Verlobung vom Spätherbst 1588 folgte im Hochsommer 1589 die Hochzeit auf dem Schlosse Namiest mit der jugendlichen Barbara v. Krajik, aus altem, reichem Hause.

In seiner Seele lebte und webte aber der Entschluß, seinem Versprechen treu zu sein, und dem bedrängten Anwärter der Krone Frankreichs, Heinrich von Navarra, seinen Degen zu widmen.

Längst schon hatte er Verbindungen desfalls angeknüpft und sich mit den Agenten Heinrichs am Prager Kaiserhofe, namentlich mit Ancel[4]), persönlich befreundet. Doch mußte er die Niederkunft seiner Frau

[4]) Guillaume Ancel war ursprünglich Agent König Heinrichs IV am Prager Kaiserhofe und seit 1600 ständiger Resident alldort.

abwarten (6. Juli 1590). Als dies Ereignis eingetreten und die Möglichkeit der Reise gegeben war, machte sich den 11. September 1590 Zierotin auf den Weg, wie das dritte der uns bekannten Tagebücher bezeugt, aber gewiß im schmerzlichen Gefühle eines Zwiespaltes seiner Pflichten als Gatte und Vater mit dem, was man den idealen Gehalt seiner politisch-religiösen Lebenspläne nennen kann. Die Liebespflicht gewann die Oberhand, das Tagebuch seiner Reise schließt schon den 29. September d. J. zu Babenhausen ab, denn das schwere Siechtum seiner Gattin rief ihn heimwärts.

Was ihm seither begegnete und wie ihn 1591 der ganze Ernst seines Lebens überkam, erzählt das Tagebuch, dessen Inhalt uns beschäftigen soll.

Wir müssen aber noch einen Blick über den weiteren Lebensgang Karls v. Zierotin gleiten lassen, um der vollen Bedeutung dieses Mannes gerecht zu werden.

Als er 1593 aus Frankreich heimkehrte, wo er seit Ende 1591 als Witwer geweilt, mitten im Kriegslager Heinrichs IV an Erfahrungen und auch an Enttäuschungen reich geworden, aber unentwegt in seinem Glauben an das gute Recht der Sache, der er zugeschworen, — trat er, wie mancher andere Kavalier Mährens und Böhmens, unter die kaiserliche Fahne, um 1594 und 1595 wider den türkischen Halbmond, den Erbfeind, zu streiten. Im Frühjahr 1596 bestellte er zum zweitenmale seinen häuslichen Herd, indem er eine nahe Verwandte der ersten Frau, Elise v. Krajiř, zum Weibe nahm.

Nun steht er im 32. Lebensjahre, in der Vollkraft des Mannesalters, und er fühlt den Beruf in sich, „seinem Vaterlande zur Zierde zu gereichen“ [5]); er wirft sich in die Strömung des politischen Lebens, zu einer Zeit, da sich die große Krise innerhalb des Habsburgerreiches, die Erhebung der protestantischen Ständeschaft gegen die prinzipien- und energielose Politik des Prager Kaiserhofes vorbereitet und an dem Bruderzwist im Hause Habsburg einen Verbündeten gewinnt.

1600 verlor Zierotin seine zweite Gattin und nahm vier Jahre später Katharina v. Waldstein, die Schwester Albrechts E. v. Waldstein, des nachmals weltbekannten Friedländers, zur Frau. Damals war auch sein Gestirn im Steigen, die Zeit nahe, da sein Freund Hoditz das Wort sprach: Wenn Karl v. Zierotin einen Ruf ergehen ließe, so würden die Mähren dröhnen und klirren nicht anders denn ein Panzerhemd [6]).

[5]) „Spartam meam ornabo.“
[6]) Chlumecky, C. v. Z. S. 379.

Die Sturm- und Drangjahre Mährens 1607 und 1608 vollenden seinen und der Genossen Sieg. Zierotin wirkt an der Entscheidung, an den Maßregeln, die Kaiser Rudolf II nötigen, seinem Bruder Erzherzog Mathias Mähren, Österreich und Ungarn abzuzutreten (1608 Juni), im Vordertreffen mit; aber zugleich will er sein politisches Ideal, die Gestaltung eines Länder- und Ständeverbandes mit einem Reichsparlamente, also das anbahnen, was man ein feudal-konstitutionelles Österreich nennen könnte.

Als Landeshauptmann Mährens erlebt er bald die völlige Entfernung Rudolfs II und die Alleinherrschaft Mathias', dessen Minister, Kardinal Khlesl, den prinzipiellen Gegner seiner katholischen und zentralistischen Staatskunst an Zierotin findet. Der Dynastie gegenüber bleibt Zierotin jedoch Legitimist, der sich nie mit den Absichten eines Christian von Anhalt, des Geschäftsträgers der Union, befreunden konnte, da sie auf den Sturz des Hauses Habsburg und auf die Einbeziehung seiner österreichischen und böhmischen Lande in den Interessenkreis der Union hinausliefen.

Erlebte Zierotin die herbe Enttäuschung, daß sein politisches Ideal dem Separatismus der österreichischen Länder nicht gewachsen sei, so war ihm bald darauf 1618—1619 die Rolle der Kassandra beschieden, als der Aufstand der böhmischen Barone akatholischen Bekenntnisses losbrach und Zierotin den Männern der Bewegung zurief, sie sollten nicht zu viel wagen, um nicht alles zu verlieren.

Seine Vermittlerrolle war nicht dankbar; es begegnete ihm, als Reaktionär, als Mann des Rückschrittes und der Regierung, verketzert zu werden und andererseits bei der Letzteren als Akatholik und Feudalist keinen Kredit zu finden. Er hatte die Führung der Angelegenheiten Mährens längst aus der Hand gegeben, seine Landeshauptmannschaft bereits im Februar 1615 niedergelegt.

Seit 1614 in vierter Ehe mit der Witwe seines Freundes Smil Osovsky v. Doubrawitz, Katharina, gleichfalls aus dem Hause Waldstein, verbunden, erlebte 1620 der 56jährige Mann den Zusammenbruch des böhmischen Feudalstaates und die Vernichtung des Protestantismus, indem die Schlacht am Weißen Berge (1620, 8. Nov.) den Sieg der katholischen Monarchie entschied. Unverdrossen versuchte Zierotin, als Fürsprecher das Los Mährens zu lindern und die Ächtung seiner Glaubensgenossen hintanzuhalten.

Aber der Erfolg blieb der Meister der Dinge, und an allem verzweifelnd suchte Zierotin den letzten Trost in den geliebten Büchern, bald in Schlesien, namentlich zu Breslau, bald in Mähren, bald in

Böhmen verweilend. Er selbst betrachtete sich als Heimatlosen. Seine mährischen Güter Namiest und Rossitz verkaufte er an seinen Schwager, den hochgestiegenen Albrecht von Waldstein, den Herzog von Friedland. Prerau in Mähren und Brandeis in Böhmen behielt er. Kaiser Ferdinand II hatte es ihm 1629 freigestellt, seinen Aufenthaltsort beliebig zu wählen, denn man kenne seine treue Ergebenheit.

Als die Sachsen 1631 in Böhmen einbrachen, verließ er Brandeis, um „als Emigrant seinen Winkel aufzusuchen". Er habe auf keinen Menschen mehr Vertrauen, denn auf Gott allein. Der schwergeprüfte Greis hatte mit der Welt abgeschlossen. Zu Prerau ereilte den Ruhelosen, den 9. Oktober 1636, der Tod; er lebte noch, als das Gestirn Wallensteins noch einmal aufleuchtete und dann gewaltsam verlosch (1634), und der dreißigjährige Krieg trotz des Prager Friedens (1635) sein Wüten endlos fortsetzte. Mitten in diesem Jammer ging der Zweiundsiebenzigjährige hinüber.

Zierotin ist ein bedeutender Mensch, der an weltbewegenden Dingen nicht bloß als aufmerksamer Zuschauer Anteil nahm, sondern in bevorzugter Lebensstellung in ihren Gang selbst eingriff. Seine historische Erscheinung bewegt sich in der Wende zweier Zeiten, und es umfließt sie der Zauber einer allgemeinen Bildung, welche ihn füglich zum Weltbürger macht, ohne sein Heimatsgefühl und seinen politischen Parteistandpunkt zu zersetzen, seine religiösen Überzeugungen abzuschwächen. Von Kindheit an in der slavischen Sprache Mährens als Verkehrs- und Geschäftssprache des heimischen Adels so gründlich geschult, daß Zierotins Korrespondenzen und Staatsschriften als mustergiltig für ihre Zeit gelten [7]), genoß er andererseits den Unterricht namhafter deutscher Gelehrten und wurde des Deutschen und Lateinischen so mächtig, daß er im ersteren Idiom, dank lebendiger Übung im wachsenden Verkehr daheim und auf langen Reisen, ganz heimisch wurde, im zweiten gewandten Ausdruck zeigt, eine oft klassische Einfachheit und Reinheit des Ausdrucks verrät. Aber auch seine französische und italienische Korrespondenz läßt uns die Beherrschung dieser beiden romanischen Sprachen erkennen, die er in ihrer Heimat zu üben Gelegenheit fand und in einem regen, weitverzweigten Briefwechsel dauernd verwertete.

Der größte Teil Westeuropas erschloß sich ihm durch jahrelange Reisen, und ein weiter Kreis namhafter Persönlichkeiten aller Be-

[7]) Die in slavischer Sprache verfaßten Staatsschriften und Korrespondenzen gab der Landesarchivar Mährens V. Brandl heraus.

rufsstände bis zum Thron hinauf sammelte sich auf seinen Reisen und in seinem politischen Leben an, der sich auch vielfach mit Zierotins reichem Briefwechsel deckt.

Ideenfülle und Empfänglichkeit für alles, was die Zeiten brachten, ein scharfes, bewegliches Auge für Land und Leute, Verhältnisse und Persönlichkeiten, für Wissenschaft und für das, was das Leben verschönert, — und eine durch reiche Erfahrungen geläuterte Weltanschauung, welche gern den Ausgleich schroffer Gegensätze anstrebt, — charakterisieren Zierotins Eigenart, und dieser vor allem wollen wir näher treten.

Die wenigen Tagebücher Zierotins, welche bis jetzt bekannt wurden, gehören seinen jüngeren Jahren an; das in Rede stehende ist das vierte in dieser Reihe und ausschließlich lateinisch abgefaßt, während sich in den früheren von 1588, 1589, 1590 auch Eintragungen in slavischer Sprache vorfinden.

Es ist kein Tagebuch, das sich in flüchtig hingeworfenen Aufzeichnungen von Tag zu Tag bewegt, es bietet, oft nach längeren Unterbrechungen, in ausführlicher Weise Eindrücke und Beobachtungen, Gefühle und Entwürfe; wir begegnen längeren Rückblicken auf Vergangenes, Episoden, welche Persönlichkeiten des engeren und weiteren Verkehrs Zierotins auf der Bildfläche erscheinen lassen und uns die Entstehungsgeschichte ihrer Beziehungen zu unserem Gewährsmanne und dessen Urteil über ihren Wert eingehend darlegen.

Als Kind seiner Zeit verrät Zierotin starke religiöse Empfindung, aber nirgends wirkt sie störend, an keiner Stelle seines Tagebuches tritt uns eine Verketzerung gegnerischen Glaubens verletzend entgegen; Feingefühl, Bildung und Weltläufigkeit erklären dies, und solche Vornehmheit der Gesinnung paart sich mit der Gabe, unbefangen und vielseitig zu beobachten, der Fremde und dem Fremden gerecht zu werden. Eine bei aller Empfindlichkeit harmonisch angelegte Natur, strebt Zierotin nach dem Gleichgewicht seines Inneren und verfügt über Lebensphilosophie und Humor.

Wenden wir uns nun dem Tagebuche von 1591 zu.

Die Einleitung bietet einer allgemeinen Betrachtung eine breite, behagliche Stelle. Zierotin ergeht sich im Lobe und Preise der Erinnerung, des Gedächtnisses, des großen Speichers und Hortes für alles, was dem Menschen die Sinne und die Seele berührt, der un-

entbehrlichsten Kraft für Handeln und Denken, der Quelle des Erfindens, des Urteils und der Rede, der Stütze für alles, des Bandes, das alles umschlingt, wessen das menschliche Dasein bedarf, möge man von Geist, Bildung, Beredtsamkeit oder Weisheit sprechen.

Dann setzt mit dem 14. April, dem Ostersonntag des Jahres 1591, das Tagebuch ein.

Wir wollen seinen reichen Inhalt nach dessen wichtigsten Richtungen gliedern. Zunächst soll uns der Mensch, der Mann der Familie, vor Augen treten, dann der bedeutende Genosse einer bewegten Zeit, der Politiker, das Wort nehmen. Der Reisende mit weitem, durchdringendem Blicke mache den Schluß.

Schon die erste Einzeichnung, die wie alle folgenden mit der Angabe der Witterung anhebt, führt uns in das Familienleben Zierotins ein. Es unterlag einer harten Prüfung. Eine Fehlgeburt warf die Gattin aufs Krankenlager, der Ostersonntag erschloß ihr nach sieben vollen Wochen Siechtums zum ersten Mal den Weg aus der Stube zur Kirche.

Da führt der Brand in Namiest, dessen Schloßherr unser Zierotin war, einen gefährlichen Rückfall der Gattin in schwere Krankheit herbei, von welcher sie nicht mehr genesen sollte. Der Schrecken hatte dies bewirkt, wenngleich die Gefahr vorüberging, und der erlittene Schaden leicht zu verwinden war. Den 3. Mai frühmorgens, da Zierotin noch zu Bette lag, weckten ihn die Kämmerlinge mit der schlimmen Botschaft, sein Weib sei ohnmächtig geworden. Er stürzt in ihr Gemach, doch regelt sich der Herzschlag, sie kommt wieder zu sich. Der Zustand bessert sich scheinbar, und so glaubt er denn auch einen längeren Ausflug unternehmen zu können, der ihn den 23. Mai von Namiest in seine Geburtsstätte, nach Brandeis an der böhmischen Adler, bringen soll. Der Weg führt ihn über Olmütz, die damalige Hauptstadt Mährens, Müglitz, Littau nach Trübau, woselbst ein Vetter, Ladilaus Welen v. Zierotin, nachmals Landeshauptmann des 1619 mit dem böhmischen Aufstande verbündeten Mährens, — als Schloß- und Grundherr lebte, — und bald über die Landesgrenze nach Leitomischl. Den 26. Mai trifft er in Brandeis ein, erledigt die Geschäfte und kehrt dann nach Namiest zurück.

Er findet die Gattin besser, doch täuscht er sich über ihren Zustand; denn es sollte bald anders kommen. Wohl hofften beide, die Gefahr sei vorüber, denn am 16. Juni fühlt sich die Gattin rüstig genug, nach sechzehn Wochen des Kränkelns das erste Mal das Namiester Schloß zu verlassen und die kurze Reise nach Kralitz,

an eine der Hauptstätten des böhmisch-mährischen Brüdertums, der Union, den Gatten an der Seite, zurückzulegen.

Dort hält Johannes Aeneas die Predigt, hierauf wird nach Brauch der Brüder das heilige Abendmahl gereicht, und dann vereinigt alle ein „schulgerechtes" Mal.

Auf einem Ausfluge (5. Juli) hatte Zierotin einen schlimmen Traum; er mahnte ihn an ein nahendes Unheil, wie solches ihm vorher (25. Mai) zu Leitomischl ein Gesicht im Schlafe angedroht hatte. Und die böse Ahnung sollte Recht behalten. Es war zur Zeit der Abenddämmerung, als ihm (6. Juli) in der Brünner Vorstadt einer seiner Diener ein Schreiben einhändigte. Sein Burggraf schrieb, die Gattin ringe bereits mit dem Tode. Er eilt nun heimwärts und trifft in der Morgenstunde in Namiest ein. Die Gattin vermochte kaum mehr einige leise Worte an ihn zu richten. Mit thränenden Augen stand er an dem Bette seines Weibes, seinen Jammer still in sich verschließend. Dennoch schwankt der Zustand wieder, ohne der Hoffnung auf Genesung Raum zu geben. Vom 20. auf den 21. Juli kämpfte sie den letzten schweren Kampf und hauchte unter Gebeten ihren Geist aus.

Der Gatte hat nicht viel Worte für seinen Schmerz, aber sein Tagebuch verzeichnet die kurze Geschichte seines ehelichen Lebens, das ein neidiges Schicksal vorzeitig knickte. Lassen wir ihn selbst das Wort nehmen:

„Ich lebte mit ihr", heißt es da, „zwei Jahre, 12 Monate und 2 Wochen, in soviel Liebe verbunden, wie dies die Vortrefflichkeit einer solchen Gattin beanspruchen durfte; und dennoch, ich muß die Wahrheit bekennen, blieb meine Liebe in der Schuld. Sie verdiente, wenn auch nicht mehr an thatsächlicher Liebe, denn die konnte nicht mehr überboten werden, so doch an Liebesbeweisen."

„Ich sah sie das erste Mal den 5. Juni am Pfingsttage des Jahres 1588 zu Jung-Bunzlau, wohin ich mich in Gesellschaft des Herrn Peter Rosenberg von Prag aus begeben hatte, unter dem Vorwande, vor meiner Reise nach Deutschland das heilige Abendmahl zu nehmen, in Wahrheit jedoch, um die Gelegenheit zu finden, sie zu sehen. Viele meiner Verwandten rieten mir zu dieser Ehe, da sie und ihre Schwester Margarethe Erben des großen brüderlichen Vermögens seien. Nach Beendigung meiner Reise verlobte ich mich mit ihr den 24. Oktober 1588 zu Alt-Bunzlau, und Tags darauf kam es zur Feststellung des Ehevertrages. Im folgenden Jahre (1589), den 8. Mai, wurde zu Namiest die Hochzeit mit mäßigem Prunk

gefeiert. 1590, 11. Juni, am zweiten Pfingsttage, gebar sie mir eine Tochter, Bohunka. In diesem Jahre (1591, 24. Februar) kam sie zu früh nieder und befand sich seither nimmer wohl, obschon sie mitunter zu genesen schien, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, und litt an vielem und unterschiedlichem Mühsal, Schmerzen und Qualen, da alle erdenklichen Heilmittel nichts fruchteten und alle Bemühung und Weisheit der Ärzte, des Lavinius, Pomarius und unsers Hausdoktors Schuchart, vergeblich blieb."

„So entschlief sie denn heute im Herrn, dem sie ihr ganzes Leben hindurch treu gedient hatte. Sie war von großer, aufrichtiger Frömmigkeit, von ausnehmender Güte, milde im Verkehr mit dem Gesinde, freundlich gegen Fremde und voll Liebe für die ihrigen, vor allem für mich, den sie nie, auch nicht mit einer Geberde beleidigte. Ihre Gestalt war mittelgroß, das Gesicht wohlwollend, der Körperbau zart, die Hautfarbe bräunlich. Ihr Vater war Ernest, ein frommer Mann, der um des Glaubens willen viel vom Böhmenkönige Ferdinand[8]) zu erdulden hatte; ihre Mutter Helena stammte aus dem alten und berühmten Geschlechte der Freiherrn v. Schwamberg[9]); und starb, als die Tochter kaum sechs Monate zählte. Letztere hinterließ unter gleichen Verhältnissen eine Tochter von kaum vierzehn Monaten. Sie hieß Barbara, aus der alten und berühmten Familie Krajiř[10]). Jetzt aber, nachdem sie nahezu ihr ganzes Leben schwer und in großen Bedrängnissen zugebracht, wohnt sie im Himmel mit ihrem Schöpfer, frei von den Übeln, die in diesem Leben den Sterblichen begleiten."

Erst am siebenten Tage nach dem Ableben der Gattin verließ der Witwer sein Gemach, um der Predigt beizuwohnen, aber unsichtbar für alle. Dann tritt er wieder in den Kreis der gesellschaftlichen Beziehungen und längst gehegter Reisepläne, deren wir bald

[8]) Ferdinand I (1527—1564). Es bezieht sich dies auf die harten Maßregeln gegen die böhmischen Brüder. Die historische Darstellung bietet Gindely in seiner Geschichte der böhmischen Brüder (Prag 1857—1858, 2. Band). Ernst v. Kr. verlor sein Hauptgut, Brandeis, und starb 12. Juni 1555 auf dem Jung-Bunzlauer Schlosse. Sein einziger Sohn, Adam, verschied 1589 kinderlos, und das Erbe fiel seinen beiden Schwestern, Barbara und Elisabeth, zu, die nach einander Zierotins Frauen wurden.

[9]) So muß wohl statt „Schlemberg" im Abdruck des Tagebuchs S. 25 gelesen werden.

[10]) Das Geschlecht stammte wohl aus Österreich, wo es sich in der ursprünglichen, deutschen Namensform „Krager" schrieb. Seit Ende des vierzehnten Jahrhunderts gehören seine Vertreter Böhmen an und traten in den hierländischen Adel ein.

des näheren gedenken werden. Zum 24. September verzeichnet er den Eintritt ins 28. Lebensjahr. Gott möge es ihn glücklich vollenden lassen. Er begiebt sich auf seine zweite Herrschaft Rossitz, um hier unbehelligter beten und fasten zu können.

Den Kern des Tagebuches bilden die politischen Pläne Zierotins, und hier müssen wir in frühere Jahre des jungen, planreichen Mannes zurückblicken, um den Zusammenhang klar zu legen.

Zierotin war ein begeisterter Verehrer Heinrichs von Navarra, des Bannerträgers der Hugenotten, deren Glauben dem der böhmisch-mährischen Brüder so eng verwandt war. Schon 1588, im Jahre der Verlobung Zierotins mit Barbara von Krajiř, lassen sich seine persönlichen Beziehungen zu dem französischen Agenten Ancel am Prager Kaiserhofe feststellen. Damals erreichte das Wirrsal der Zustände Frankreichs den Gipfel. König Heinrich III v. Valois hatte sich aus Furcht vor der Rache der Ligisten mit dem Bearner verbunden, fiel aber bald durch den Dolch des Fanatikers Clément, und nun begann Heinrich IV den schweren Kampf um den Thron der Valois.

Zierotin war entschlossen, der Sache des Navarresen seinen Degen zu weihen. Er wartete nur die Niederkunft seiner Gattin ab (Juli 1590), um dann den 11. September die Reise nach Frankreich anzutreten. Gewiß verließ er nicht leichten Herzens Gattin und Töchterchen auf dem Namiester Schlosse. Doch erreichte er damals sein Ziel nicht. Das damalige Tagebuch schließt, wie schon oben angedeutet, bereits mit dem 29. September in Babenhausen[11]), auf schwäbischer Erde, auf dem Wege von Nürnberg nach Frankfurt. Wir kennen nicht die Beweggründe der Umkehr; lagen sie in politischen Verhältnissen, wurzelten sie nur in Rücksichten für die Familie? Die Gattin verfiel bald in ihr Siechtum; wir wissen nichts näheres.

Was das Jahr 1590 schuldig geblieben war, sollte das nächste wettmachen.

Das Tagebuch vom Jahre 1591 verzeichnet schon zum 27. April wichtige Briefe von Zierotin an Wilhelm Ancel, den „Sekretär" des französischen Königs, und an den Vicomte v. Turenne[12]), Botschafter Heinrichs IV bei den deutschen Reichsfürsten. Er selbst teilt uns die Hauptpunkte dieser Zuschriften mit: 1. Wolle er dem Könige 13000 Thaler als Darlehen zukommen lassen. 2. könne er im

[11]) an der Günz im Schwäbischen, $7\frac{1}{4}$ Min. südwestlich von Augsburg.

[12]) Henry, Vicomte, Herzog von Bouillon, Fürst von Sedan, Vicomte v. Turenne, geb. 1555, s. 1575 Hugenotte, † 1623.

Augenblick den Krieg in Frankreich nicht mitmachen und zwar aus drei Gründen: wegen eines Besitzstreites, wegen des kürzlich vorgefallenen Brandes in Namiest und vor allem wegen des Siechtums seiner Gattin. Am 9. Mai erhält er die Antwort Ancels, der Zierotins Verhinderung lebhaft bedauert und der Diplomatenfahrt Turennes gedenkt. Wie uns das Tagebuch zum 1. Juni andeutet, stand Zierotin mit letzterem auf sehr freundschaftlichem Fuße.

Den 18. Juni erscheint bei Zierotin zu Bitesch ein Vertrauter Zierotins, Marc-Antonio, der Lombarde, um die Entschließungen des mährischen Hugenottenfreundes zu ergründen. Auf dem Morgenritte im Tiergarten — noch heute eine Zierde der Namiester Schloßherrschaft — eröffnet Zierotin dem Gaste sein Herz. Er fühle noch immer für die Sache Heinrichs IV die alte Ergebenheit und Opferwilligkeit, aber der leidende Zustand seiner Frau, der seine Abreise den sichern Tod beschert hätte, sei ein unübersteigliches Hindernis gewesen. Er wollte und konnte nicht der Henker seiner Frau werden. Nach längerer Wechselrede, in welcher Zierotin seiner Betrübnis, dem Verkehr mit Marc-Antonio als Freunde und Pferdekenner entsagen zu müssen und seiner unentbehrlichen Begleitung nach Frankreich beraubt zu sein, Marc-Antonio hinwieder der unbegrenzten Ergebenheit für Zierotin Ausdruck gab, schieden sie endlich mit der Vereinbarung, daß Marc-Antonio vorläufig auf Kosten Zierotins nach Genf verreise und dort zunächst seine Angelegenheiten ordne. Zierotin wollte dem Vicomte v. Turenne zwei Pferde durch Marc-Antonio als Geschenk zuführen lassen.

Bald darauf empfängt Zierotin ein Schreiben eines Gelehrten und Pädagogen, Niklas Eberbach aus Padua, den Zierotin in einem Briefe vom 10. Mai offenbar für ein längeres Ausharren in der Stellung eines Hofmeisters und Lehrers bestimmen wollte. Eberbach, scheue sich, eine größere Last von Verantwortung auf seine Schultern zu nehmen, als er tragen könne. Aus mehr denn einer Ursache könne er die Reise nach Frankreich nicht aufgeben, wohin ihn der Trieb nach Ehre und Erfahrung dränge.

Dann folgt ein Brief des Vicomte v. Turenne mit vielen Versprechungen von seiner und des Königs Seite. Zeitungen aus Rom, aus Frankreich, aus den Niederlanden, vom unteren Rhein bieten an Lesestoff die Fülle, und mehr noch dessen beschert der Brief Ancels vom 5. Juni und sein Schreiben vom 14. Juni aus Prag, über die Reise Turennes von Frankfurt nach Straßburg und über den französischen Kriegsschauplatz.

Überdies liefert das Tagebuch Zierotins bei dieser Gelegenheit einen willkommenen Beitrag zu der allerdings ziemlich reichen Litteratur der in jenen Zeiten gäng und gäben politischen Prophezeihungen. Dem Briefe Marc-Antonios aus Nürnberg (14. Juli) lagen nämlich Zeitungen und das lateinische Büchlein eines Franzosen bei, der unter dem Pseudonym Francus Antipantes seine Schrift dem Dänenkönige Christian IV gewidmet hatte. Sie enthielt die Deutung rätselhafter Schriftzeichen, welche angeblich im Jahre 1587 in zwei im dänisch-norwegischen Meere eingefangenen Häringen[13]) vorgefunden worden sein sollen, und wird von Zierotin auszugsweise mitgeteilt. Die in dem einen Fische entdeckten Buchstaben las der französische Wahrsager als: Vici Fiumini Nervum, die im anderen: Waineri Poculi, Poculi, Poculi und erklügelte aus diesem Abrakadabra nachstehendes Zukunftsbild.

Im Jahre 1592 werde in Frankreich allgemeiner Friede herrschen, der König im nächsten Jahre in Rom einziehen und diese Stadt einer Feuersbrunst von achtzehn Tagen Dauer verfallen. Der gegenwärtige Pabst werde erschlagen und nach 25 Monaten ein neuer Papst gewählt werden, nach langer Wanderung seinen Sitz in Babylon aufschlagen, den calvinischen Glauben annehmen und die Bekehrung der Juden anstreben. Der König im sizilischen Meere werde aus Übermut den Tod finden, das Baskenland von den Spaniern bedrängt werden, Spanien selbst dem Bürgerkrieg verfallen und schließlich dem Franzosenkönige gehorchen. All' dies werde sich vor dem Jahre 1597 ereignen. Um das Jahr 1598 werde der größte König in Frankreich regieren und nicht durch Erbfolge, sondern durch Wahl zur Herrschaft gelangen. Ihn würden nicht die Hugenotten, wohl aber die Katholiken eifrig verteidigen. So gewaltig werde die Zwietracht aufflammen, daß der Türke die Gelegenheit ergreifen und ganz Europa als offen liegende Beute bis zum Jahre 1604 oder höchstens bis 1608 verwüsten wird, um welche Zeit Venedig seine Zerstörung erlebt. Jener französische König werde 40 Jahre herrschen, das ganze Erdrund unterwerfen und schließlich die Türken in der Gegend von Köln besiegen. Er werde zu Jerusalem sein Leben beschließen und die Juden sich dann dem Christentum zuwenden. Kaisertum und Zivilrecht würden zu Grunde gehen, das Latein und die einheimische

[13]) Tagebuch S. 22: duabus halecibus captis. (halex, alexharengus, Häring u. z. Weibchen.)

Wissenschaft ihren Untergang finden; die ganze Welt sich verjüngen und alles neu werden.

„Mit solchen und ähnlichen Schwänken," schreibt Zierotin, „füllte er 25 Seiten aus. Ich konnte nicht genug die Keckheit eines solchen Menschen bewundern, der dies alles derart behauptet, als wenn es bereits geschehen wäre. Welche bis dahin leben, werden die Richtigkeit oder Wahrheit all' dessen erblicken." Bezeichnend ist eine Randglosse im Tagebuche aus späterer Zeit: „Wir, die wir seit Christi Geburt 1626 Jahre zählen, erfahren die Richtigkeit all' dieser Wahrsagereien." Ob diese Bemerkung von Zierotin selbst herrührt, der bekanntlich als Zweiundsiebenziger im Jahre 1636 starb, oder aus anderer Feder floß, läßt sich dem Abdruck seines Tagebuches nicht entnehmen. Jedenfalls lag im Jahre 1626 hinter ihm und den Zeitgenossen eine Welt von Ereignissen, die von all' jenen prophetischen Alfanzereien keine einzige verwirklicht erscheinen ließ.

Acht Tage nach dem Hinscheiden der Gattin (29. Juli) verzeichnet Zierotin in sein Tagebuch den fertigen Entschluß, die längst gehegten politischen Pläne auszuführen. Zunächst will er seinen jüngeren Bruder Dionys, dazumal in Italien mit seinem Hofmeister Niklas v. Eberbach[14]) verweilend, heimberufen und mit ihm die väterliche Erbschaft teilen. Die Reise nach Frankreich solle strengstes Geheimnis bleiben, wie er dies einem seiner vertrautesten Freunde einschärft.

Bei diesem Anlasse wirft er auch einen Rückblick auf sein Leben. Seit zehn Jahren sei er auf Reisen begriffen gewesen, und Gott habe ihm die seltene Wohlthat erwiesen, daß er nicht blos die Zuneigung der guten Menschen, mochten sie nun seinesgleichen oder von niederer Lebensstellung sein, — sondern auch der Fürsten und Könige sich erwarb. Besonders wäre dies bei der Königin von England (Elisabeth) und bei dem Könige von Navarra, gegenwärtig dem Herrscher Frankreichs, der Fall gewesen. Ob jene, als er England verlassen, seiner noch gedenken, wisse er nicht, König Heinrich habe ihn jedoch in Briefen, durch eigene Sendboten und seine Botschafter in Deutschland seiner Gnade und Freundschaft versichern lassen. Deshalb sei ihm auch Zierotin treu ergeben.

Als Zierotin vor sechs Jahren[15]) den Hofhalt des Bearners

---

[14]) Offenbar identisch mit dem oben erwähnten Korrespondenten Zierotins.

[15]) Das würde auf das Jahr 1585 hinweisen. Chlumeckys Werk und das, was aus dem Nachlasse Zierotins bekannt geworden, läßt nähere An=

verließ, weil es seine Vormünder so haben wollten, habe er ihm sein Wort verpfändet, so oft Heinrich seiner Dienste bedürfe, zur Rückkehr bereit zu sein, an den Hof oder in das Heer. Nach langer Abwesenheit im Spätjahre 1587 nach Mähren heimgekommen, beeilte er sich, seine Angelegenheiten zu ordnen und rüstete sich zur Reise nach Frankreich, unter dem Vorwande, Deutschland zu besuchen, in der That aber entschlossen, sich nach Belgien und von hier aus nach Frankreich zu wenden. „Gott aber lenkte es anders und veranlaßte seine Heirat, indem er ihn dahin brachte, von dem ewigen Wandern auszurasten und sich den eigenen Angelegenheiten zu widmen."

Nachdem er nun anderthalb Jahre als Ehemann gelebt und Vater einer Tochter geworden, schien es ihm angezeigt, sich für ein paar Monate beim Könige Heinrich einzufinden, da ihn dieser brieflich einlud, und sein Kämmerer, Manfred Balban von Lucca, im April des Jahres 1590 mit den Aufträgen und Zuschriften des Königs bei Zierotin vorsprach. Er sei denn auch mit Erlaubnis der Landesobersten Mährens mit seinem Gefolge im September des Jahres 1590 aufgebrochen und bis an die Grenze Frankreichs gekommen, um hier eine gelegene Zeit zum Überschreiten der Grenze abzuwarten. Die Vorsehung habe es aber anders gefügt, und so sei er auf Zureden der Freunde unverrichteter Sache nach Italien abgegangen, wohin er seinen Bruder brachte, und heimgekehrt, allerdings ungern und ärgerlich über die großen Kosten der Reise und die Schlappe, welche seine Ehre und sein Ruf dabei erlitten. Gott habe es so gewollt, da er den Tod der Gattin vorhersah und mit ihr und Zierotin Mitleid hatte; denn er wäre für immer freudlos geblieben, wenn sein Weib in seiner Abwesenheit verschiede. Ein zweiter Plan, mit dem deutschen Soldheere, das der Vicomte v. Turenne nach Frankreich abzuführen hatte, dahin aufzubrechen, wurde durch die Krankheit seines Weibes zu nichte. So habe er denn schon jede Hoffnung aufgegeben, Frankreich wieder zu sehen und den König zu besuchen.

Jetzt, da die Frau in ein besseres Leben abberufen sei, könne er die früheren Entwürfe verwirklichen. Weshalb sollte er denn müßig

---

haltspunkte für dieses Jahr nicht gewinnen. Es heißt aber im Tagebuch zum 29. Juli (S. 27) ausdrücklich „ante sexennium". Da er aber gleich w. u. schreibt: Itaque promissi memor, postquam domum ex tam diuturna peregrinatione rediissem tandem, quod fuit sub finem anni 87 m. — so ist es gleichwohl möglich, daß Zierotin an letzteres Jahr dachte und statt „sexennium" — richtiger es „quadriennium" heißen soll. Dennoch liegt kein entscheidender Grund gegen 1585 vor.

leben und nicht nach Frankreich den Weg nehmen, wo sich ihm das weiteste Feld erschließe, seine Tüchtigkeit zur Geltung zu bringen. Wenn nicht Gott dawider sei, wolle er dann im nächsten Oktober über Hamburg nach England und von hier in die Normandie. Zwei Schwierigkeiten stünden jedoch im Wege, die Miteigentümerschaft des Bruders, was den Erbbesitz betreffe, und die Notwendigkeit, ausgiebiges Bargeld aufzutreiben. Doch ließen sich auch diese überwinden.

Die Tagebucheinzeichnung zum 20. September 1591 zeigt uns Zierotin schon reisefertig und im Gespräche mit seinem Vertrauten, Curtinus. Der ganze Monat Oktober sei der Schifffahrt günstig, denn nichts hindere da am Stechen in die See, den Fall ausgenommen, daß die Elbe vereist sei, was jedoch vor dem Dezember und Januar nie eintrete. An Schiffen werde es nicht mangeln, besonders wenn die Reise in den Zeitpunkt falle, da die englische Flotte heimsegele. Curtinus riet ferner, nur ein geräumiges Schiff zu mieten, das Alle samt den Pferden beherbergen könne; letztere seien auf dem Meere weit ruhiger als die Menschen. Ein solches mit Waffen und Mannschaft versehenes Schiff koste mindestens 80 englische Pfund Sterling oder an 400 Thaler Miete. Von Seeräubern sei nichts zu besorgen, da England das Meer beherrsche. Was die Zeitdauer der Fahrt zur englischen oder französischen Küste anbelange, so sei sie schwer zu berechnen. Meist brauche man bei günstigem Winde 5 bis 6 Tage.

Curtinus übergab Zierotin auch einen Brief Heinrich Balbans aus Basel. Balban und Brulart [16]), Gesandter König Heinrichs in der Schweiz, seien übereinstimmend der Meinung, Zierotin thäte am besten, die Reise nach Frankreich über Basel und Burgund zu unternehmen, da von Burgund aus der König am leichtesten zu erreichen sei. Obschon ihm dieser Rat nicht mißfiel, blieb Zierotin dennoch bei dem ursprünglichen Plane, da der Weg übers Meer unter günstigen Umständen leichter und bequemer sei.

Den 24. September brach Zierotin von Namiest nach Rossitz auf; in seiner nächsten Umgebung befanden sich Cirkler, Curtinus und Andere.

Wir wollen uns etwas mit dem Erstgenannten beschäftigen. Das Tagebuch zum 27. Mai bietet uns hierfür willkommenen Stoff.

[16]) Tagebuch S. 30 heißt es: „Brularto Sillesio" (richt. Sillerio). Es ist dies Brulart, Herr von Sillery, Diplomat Heinrich IV und Parlamentsmitglied.

Laurenz Cirkler (Zirkler) aus Schlesisch-Goldberg war vormals Hofmeister Zierotins. Seit langen Jahren beschäftigte er sich mit Lehren und Erziehen, so daß Zierotin meint, es habe dazumal wohl niemanden gegeben, der so viele adelige Jünglinge teils öffentlich teils privat unterrichtet habe. Die eigenen Studien habe Cirkler unter Valentin Trotzendorfs und zu Wittenberg unter Melanchthons Leitung beendet. Als Jüngling unterrichtete er an der Heimatschule, dann schickte man ihn mit vielen schlesischen Junkern nach Frankfurt a. O., damit er sie an der dortigen Universität überwache. Das währte wohl ein Jahr oder etwas darüber. Nach einiger Zeit übergab ihm Herzog Georg von Brieg und Liegnitz seine beiden Söhne Joachim und Hans zur Erziehung und Lehre, in welcher Stellung Cirkler mehrere Jahre löblich wirkte. Dann bethätigte er sich als Erzieher und Lehrer bei den böhmischen Baronen Dionys v. Slawata und Georg v. Waldstein, deren Söhne Michael und Karl er dann durch mehrere Jahre zu Wittenberg unterrichtete. Als dann Karl v. Waldstein nach Frankreich, Michael v. Slawata nach Italien abgingen, und Cirkler die Begleitung der beiden Kavaliere ausschlug, wurden seiner Obsorge Albert v. Slawata, der Bruder Michaels, und Heinrich v. Waldstein, Karls Seitenverwandter, übergeben. Sie bedienten sich seiner später noch durch Jahre zuerst in Wittenberg, dann in Basel als „Präzeptor“. Von Basel brachte er sie in Gesellschaft des Grafen Philipp v. Hanau nach Italien und begab sich dann nach kurzem Aufenthalte hierzulande heimwärts.

Cirkler lebte hierauf einige Monate für sich und wurde später dem Vater Zierotins empfohlen und so „durch göttliche Fügung“ Lehrer Karls v. Zierotin. Cirkler besorgte durch vier Jahre teils in Brünn teils zu Eibenschütz den Unterricht des Genannten, und später geleitete er seinen Zögling an die ausländischen Hochschulen zu Straßburg und Basel. „Alles, was ich weiß“, schreibt Zierotin mit überströmendem Dankgefühle, „verdanke ich ihm“; so lautet das wohlthuende Geständnis Zierotins.

Cirkler gab unserem Gewährsmann auch nach Venedig das Geleite. Von dort kehrte er in die Heimat zurück und wurde Schulrektor zu Goldberg. Der Herzog von Brieg berief ihn dann in die genannte Stadt, und hier eröffnete Cirkler eine Schule, die von weither starken Zuspruch fand. Doch genoß er nicht lange diese Gunst des Geschickes, denn da er in seinem dem Herzoge eingereichten Glaubensbekenntnisse die Meinung Luthers von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahle bestritt und sich so den „Rechtgläubigen“

zugesellte, — hier spricht Zierotin als Genosse der Brüderunität, die in diesem wie in anderen Glaubenspunkten mit der Anschauung der Reformierten, der Zwinglianer und Calviner, zusammentraf, — so verlor Cirkler sein Amt und wurde des Landes verwiesen.

Mehrere Jahre brachte so Cirkler in der Verbannung zu und weilte bald da bald dort, bis er sich endlich zur Zeit der Rückkehr Zierotins vom Auslande, mit Beginn des Jahres 1588, zu dem Genannten begab. Doch weilte er bei Zierotin nicht lange. Denn schon zu Ende April d. J. brachte ihn dieser nach Zerbst, willens, Cirkler, wenn er es wünsche, heimwärts zu geleiten; dieser zog es jedoch vor, einige Zeit in Heidelberg zu verweilen. 1589 kehrte Cirkler — anläßlich der Hochzeitsfeier Zierotins — zu diesem zurück, verbrachte einige Monate bei ihm und sollte dann im Hause eines Verwandten Zierotins, Herrn Friedrich Theodor v. Kunowitz, als Lehrer eintreten. Da Cirkler jedoch zufolge der schlechten Sitten des Junkers daran wenig Gefallen fand, so begab er sich Anfang 1590 wieder zu Zierotin und sodann im Februar mit dessen Genehmigung zuerst nach Arnau, dann nach Zerbst, wo er bis zu dem in Rede stehenden Zeitpunkte als Privatmann lebte, bis er sich wieder entschloß, bei Zierotin vorzusprechen.

Nach dieser Abschweifung nehmen wir den Faden der Tagebucheinzeichnungen vom Ende September 1591 wieder auf. Curtinus und Marc-Antonius, die sich wieder bei Zierotin eingefunden, wurden angewiesen, den Weg über Brandeis und Prag nach Stade einzuschlagen und dahin die Pferde Zierotins zu schaffen. Dieser verwahrte dann die Kleinodien seiner dahingeschiedenen Gattin in einem zu Venedig angekauften Schränkchen und vertraute ihn der Frau Wanecky, der Hüterin seiner Kleinen, an, mit dem Auftrage, ihn, falls Zierotin auf der Reise verunglückte, für das Töchterchen zu verwahren, was sie unter Thränen zusagte.

Wir wissen, daß Zierotin das Ziel seiner Fahrt möglichst geheim zu halten entschlossen war. Nur wenige seiner Vertrauten weihte er in das Geheimnis ein; auch sein Vetter Friedrich v. Zierotin wußte darum, dessen Aufforderung, von den Ältesten des Herrenstandes die Erlaubnis zur Abreise einzuholen, Zierotin mit den Worten ablehnte, das sei nicht notwendig. Auch Zierotins (verwitwete) Stiefmutter erfuhr durch ihn davon. Beim Landmarschall gab es (23. Sept.) ein glänzendes Gelage, dem alle Barone und Karl Herzog von Münsterberg beiwohnten. Tags darauf hatte Zierotin Karl von Liechtenstein und den Arzt Simon Simoni v. Lucca zu Gästen.

Letzterer wird von Zierotin als ein vorzüglicher Fachmann, aber als Mensch von lockersten Sitten und als Zotenjäger geschildert; deshalb sei er beim Adel in Gunst, der sich meist an Spaßmachern zu ergötzen beliebe.

Am 27. September brachen Marc-Antonio, Nikolaus Curtinus, Joh. B. Lactes, Adam Metinger, Joh. Heinr. Stoll und Daniel Lavignius voraus nach Brandeis auf. Am 2. Oktober folgte ihnen Zierotin, nachdem er von seinem Töchterchen, ihrer Hüterin und vom Gesinde Abschied genommen hatte.

Die nächste Aufzeichnung fällt schon dem 12. Oktober zu. Wir treffen Zierotin bereits in einem Fahrzeuge, das ihn nach Tetschen in Böhmen befördert. Es gehöre den Edeln von Binau und böte einen freundlichen Anblick. Über dem Flußufer erhebe sich die große Burg. Dann führt ihn der Weg zu einer stattlichen „Kretschme" (Wirtshaus) und in das Engthal, an der Grenze Böhmens und Meißens. Vier Meilen weiter fuhren sie am Königstein vorbei, den der verstorbene Kurfürst von Sachsen[17]) mit wunderbarer Arbeit und großen Kosten aufführen ließ. Die Veste krönt den höchsten Felsen, ringsum von Mauern und Türmen umgeben. Zwei Meilen weiter begegnen sie dem Städtchen Pirna, und gleich weit davon entfernt landet die Reisegesellschaft vor Dresden. Schon war die Nacht eingebrochen, und so mußte man sich begnügen, in der Vorstadt Herberge zu nehmen und zwar „nicht zum Besten", mit welchem Stoßseufzer die Aufzeichnung vom 12. Oktober schließt.

Der 13. Oktober führt uns Dresden vor. Man betritt die Stadt und bezieht den Gasthof zum Ring, wo bereits einmal, und zwar im Juni 1588, Zierotin beherbergt war. Über Dresden habe Zierotin anderen Orten ausführlich gehandelt. Hier wolle er sich mit nachstehenden Andeutungen begnügen.

Er nennt die Stadt schön gelegen, stattlich gebaut und volkreich. Seit dem Kurfürsten Moritz, dem ersten der albrechtinischen Herrscher Sachsens, gewann Dresden an bewunderungswürdigen Befestigungen; sein Bruder August († 1586) vollendete sie, machte die Stadt uneinnehmbar und errichtete ein mit allen Waffen wohlversehenes Zeughaus. Auch damit war Augusts Sohn, Christian I, nicht zufrieden und ließ der Burg zur Seite einen großartigen Marstall erbauen. Am anderen Elbufer läge Alt-Dresden, mit Neu-Dresden durch eine schöne Steinbrücke von 630 Schritten verbunden.

[17]) Christian I, † 25. September 1591.

Die Vorstädte bezeichnet Zierotin als stellenweise geräumig, aus leichtem Material gebaut, sodaß man sie im Notfalle, bei Belagerungen, leicht zerstören könne.

Sobald Zierotin Dresden betrat, forschte er sogleich nach seinem gelehrten älteren Freunde, Johannes Leunclavius (Löwenklau)[18], dem bekannten Historiker, Philologen und Orientalisten. Letzterer hatte, wie die Notiz im Tagebuche zum 26. April besagt, unserem Zierotin seine lateinische Übersetzung der römischen Geschichte des Byzantiners Zosimus (v. J. 1576) verehrt und ihm mitgeteilt, daß er vom sächsischen Kurfürsten einen Jahresgehalt im Betrage von 300 Gulden bezöge. Zierotins Erkundigungen waren jedoch vergebliche, da die Höflinge Leunclavius zu kennen verneinten. Leunclavius hatte also Dresden verlassen, was wohl mit dem Ableben des Kurfürsten Christian I zusammenhing. Von Wolfgang Ziudelin, den Zierotin in Venedig kennen gelernt, erfuhr unser Gewährsmann das Nähere über den Tod dieses Machthabers.

Mit den Worten „Nu jetzt ist Zeit, jetzt wollen wir wandern" sei der Kurfürst verschieden. Zierotin rühmt alle seine Tugenden, kann jedoch nicht verschweigen, daß sie von seiner unseligen Trunksucht, der der kaum 31 jährige Regent erlegen war, in den Schatten gestellt wurden. Zierotin selbst habe den Kurfürsten von dem Augenblick an gering geschätzt, als dieser ihn 1588 zu einem Mahle einlud, dem der Kurfürst von Brandenburg und andere hohe Herren anwohnten, und absichtlich unter den Tisch trinken ließ. Später, als Zierotin durch den Vicomte v. Turenne und Ancel in Erfahrung brachte, der Kurfürst neige dem König Heinrich IV zu, und von Cirkler vernahm, Christian I befreunde sich mit dem „richtigen Lehrbegriffe von der Eucharistie" und sei entschlossen gewesen, der Trunksucht zu entsagen, — faßte Zierotin wieder eine Neigung zu dem Kurfürsten, dessen Tod ein großer Schmerz für seine Freunde und ein Triumph für die Feinde geworden sei.

Zierotin fuhr dann zu Wagen nach Meißen und stieg im Gasthof zum Hirschen ab. Sein Tagebuch wird der Vergangenheit der Stadt und ihren fürstlichen Grabdenkmalen gerecht.

---

[18]) Geb. zu Amelbeuern in Westfalen 1533. Zierotins Tagebuch bietet einen nicht uninteressanten Beitrag zur Lebensgeschichte dieses wanderlustigen Gelehrten, den 1593 Hugo Blotius in seinem Briefe an Reineccius einen „brüllenden Löwen", dessen „Klauen" auch Blotius zu fürchten habe, nennt. Zierotin, Sylburg, Freher, Melissus blieben ihm bestgesinnt. S. Horawitz in der Allg. deutsch. Biogr. XVIII. Bd., 1883, S. 492.

Über Strehla ging es den 15. Oktober weiter nach Torgau. Es war bereits tiefe Nacht und das Stadtthor geschlossen. Doch fand Zierotin alsbald Einlaß und eine stattliche Herberge zur Rast nach einer Fahrt von 6 Meilen. Drei Jahre vorher hatte Zierotin die stattliche Burg besichtigt und gedenkt des Spiegelzimmers, in welchem sich der Stammbaum der sächsischen Fürstenfamilie mit Widukind als Ahnherrn und die Bildnisse der Fürsten befänden. Das Konterfei des Kurfürsten Johann Friedrich habe den letzten Raum ausgefüllt, so daß man ahnte, er werde keinen Nachfolger in der Herrschaft haben. Und thatsächlich wurde er der letzte seiner Linie, da ihn Kaiser Karl V gefangen nahm und das Kurfürstentum in die Hände Moritz' von Sachsen, des Albrechtiners, überging. Das Gleiche habe man von den Valois prophezeit, als die Statue Karls IX den letzten Raum im Pallaste ausfüllte. Auch anderer Bildnisse im Torgauer Fürstenschlosse thut Zierotin Erwähnung, so eines riesigen Knappen und des in ganz Deutschland namhaften Lustigmachers „Klaus Narr [19])."

Den 16. Oktober gelangt Zierotin nach Wittenberg. Vor allem spricht er von der Hochschule, von Luther und Melanchthon, den beiden Männern, die die Welt von der „päpstlichen Tyrannei" erlösten und die zahllosen Irrtümer aufdeckten, die in jenen Finsternissen sich bargen.

Über Geßnitz, ein Dorf des Fürstentums Anhalt, führt die Straße der Fürstenresidenz Zerbst entgegen, berühmt durch ihr Gebräu. Zierotin bezog die Herberge zum Wolf. Er rühmt das Ansehen der Fürstenschule, wo es gelehrte Männer gebe, allen voran den Theologen Ameling und den Poëten Bersmann. Leider traf hier Zierotin mit Cirkler nicht zusammen, der zwei Tage vorher schon abgereist war.

Fünf „mittlere" Meilen von Zerbst entfernt sei Magdeburg gelegen. Die sonstige Beschaffenheit des Weges nötigte jedoch zur Mittagsrast in einer Ortschaft am Wege. In der vierten Nachmittagsstunde erreichte Zierotin die namhafteste Stadt am Mittellaufe der Elbe. Er kannte sie durch früheren Aufenthalt und verbrachte daher die meiste Zeit in seiner Herberge, die dem Ratsherrn Thomas Schulze gehörte, mit Briefschreiben. Er gedenkt kurz der Merkwürdigkeiten Magdeburgs, darunter der hölzeren Rolandsäule. Abends

[19]) Vgl. üb. diese Merkwürdigkeiten Torgaus den Art. in Zedlers Univ.-Lexikon, 44. Bd. 1318—19.

war Doktor Jakob Horatius, Arzt und Professor in Helmstädt, sein Gast.

Den 21. Oktober hatte Zierotin eine Strecke von 8 Meilen vor sich. Er brach deshalb früh auf und machte zunächst im Dorfe Burg Halt, wo er aber nach „sächsischer Bauernart" schlecht gehalten wurde.

Fünf Meilen weiter war Lüneburg erreicht, eine Stadt, die, „wenngleich fürstlich, doch mehr nach eigenen Satzungen und Einrichtungen ihr Leben führt". Zierotin stieg im Gasthof zum Stern ab und fand ihn bequem und wohlgebaut. In den Städten lebe sich's überhaupt gut, aber in den Dörfern begegne man einer großen Unkultur. Er wolle daher etwas über die Dorfherbergen in Niedersachsen aufzeichnen.

Man nenne sie in der Landessprache „Krug". Eher könnte man sie „Haras"[20]) oder „Ställe" nennen, denn diesen glichen sie am meisten. Das ganze Gebäude sei Rohbau, zu unterst Kot und Mist, oben ein Strohdach und im Innern alles voll Rauch. Der Ankömmling findet ein riesiges Thor, das für das größte Gebäude ausreichen würde. Durch dasselbe gelangt man in einen förmlichen Stall, allwo Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine und Schafe mit der Familie des Hauses die Wohnstätte teilen, und am gleichen Orte in der äußersten Ecke hocken die Gäste am Herde oder stehen mitten im Rauche, der auch durch die Thür oder die Fenster entweichen kann, und werden durch solche Pein für jedes Mühsal abgehärtet. Von der Decke herunter hängen Speck, Schweinskeulen, Fleisch und alle Arten von Selchwaren. Was da an Fett herunter auf die Darunterstehenden niedertropft, gilt als Zierde. Über den Estrich laufen mitten durch die Gäste Hennen, Gänse, Hühner, Frischlinge, Lämmer, Böcklein und ähnliche Tierchen, mit vielem Behagen; von Zeit zu Zeit finden sich auch Mutterschweine und Kälber ein; nichts zeigt sich dem Verkehr mit den Menschen entfremdet; ja alles ist im Gegenteil so zutraulich, daß den Unvorsichtigen die Speise von diesen unberufenen Gästen aus den Händen oder vom Tisch genommen zu werden pflegt.

Die Wände sind nicht getüncht, wohl aber vom Rauch geschwärzt, daß es nichts Schwärzeres geben kann. Nicht anders sehen die Fenster aus, da ja durch sie der Rauch entweicht, und nur spärliches Licht

[20]) Wahrscheinlich dasselbe, was im Magyarischen állás = Wagenschupfe, Unterstand für Wagen und Pferde, bedeutet.

eindringt. Schemel und Bänke sind mit Funken und Asche bedeckt. Die anderen Teile des Gebäudes gleichen in Hinsicht der Reinlichkeit dem Geschilderten. Meist befindet sich in der Nähe dieses „atrium", das wahrhaftig dem in Dantes Fegefeuer[21]) beschriebenen ähnle, die Küche oder Backstube[22]), nicht sehr verschieden von letzterem, aber ohne den lästigen Rauch, da die Thür gut verschlossen und das Fenster offen sei. Von den Gerichten, die den Gästen vorgesetzt werden, wolle Zierotin nichts weiter sagen, da man sich leicht selbst darüber einen Schluß bilden könne. „Die regelrechte Speise ist ein Brot, schwärzer als die Erde, roher Speck und Fleisch, nicht zweimal, sondern zehnmal gekocht; dazu kannst du noch höchstens eine gedörrte Wurst haben".

Der Besuch von Lüneburg mahnt unseren Gewährsmann an seine dortigen Erlebnisse am 13. Juli des Jahres 1588. Damals konnte er vor lauter Regen gar nicht vor die Schwelle treten, um die Stadt zu besichtigen. Um so mehr wollte er diesmal das Versäumte nachholen. Vor allem galt es die Besichtigung einer kostbaren goldenen Tafel in der St. Michaeliskirche. Er ging daher um 10 Uhr vormittags dahin in Begleitung eines Adeligen und verzeichnete in das Tagebuch eine genaue Beschreibung dieser Sehenswürdigkeit. Er fand die Tafel über dem Altare aufgerichtet, eingefaßt von wertvollen Edelsteinen, darunter zwei Smaragde im Schätzungswerte von 20000 Thalern. Es heißt, sie sei aus „arabischem" Golde angefertigt und ein Weihgeschenk Kaiser Ottos des Großen. Es gehe auch die Sage, daß daraus eine Goldplatte für irgend eine englische Königin verwendet und an deren Stelle eine andere Platte aus „ungarischem Golde" eingefügt worden sei, die sich noch jetzt vorfände, aber von weit blässerer Farbe zeige. Jene englische Königin habe sich aus der erwähnten Platte eine Krone anfertigen lassen; als sie letztere jedoch aufgesetzt, sei sie augenblicklich wahnsinnig geworden. Um ihrer Wiedergenesung willen wurde daher die Goldkrone eingeschmolzen und aus dem Metall ein Paar Kreuze, mit Edelsteinen und Perlen geziert, angefertigt und das Ganze der Kirche zu Osnabrück zum Ersatze gewidmet; alsbald genas denn auch jene

---

[21]) Tagebuch S. 37. Plerumque tamen huic atrio (quod sane Purgatorii a Dante descripti speciem habet) . . . .

[22]) Tageb. a. d. O. „atrium" hier wohl im Sinne von Schenkstube, während unten „hypocaustum" die Küche oder Backstube verstanden sein dürfte.

Königin. In diese Tafel seien auch die Bildnisse des Heilands und der Apostel gegraben[23]).

Von Lüneburg reiste Zierotin 22. Oktober weiter nach dem drei Meilen entfernten Orte Winsem (Winse an der Luhe) mit einer gut befestigten Burg, kam an die Elbe, fuhr dann über den Strom und gelangte in eine Stadt, die einst dem Herzog von Lauenburg gehörte, derzeit aber unter der Herrschaft der Hamburger und Lüneburger stünde. Offenbar ist Harburg gemeint. Hier stieg die Reisegesellschaft im zweiköpfigen Adler ab. Nachmittags ging es zwei Meilen weiter nach Hamburg. Hier bezog Zierotin den Gasthof zu den drei Königen, wie vor drei Jahren — und fand sein ganzes Gesinde samt den Pferden vor. Zuerst empfand er Ärger, sie hier zu treffen, dann aber ließ er sich durch die vorgebrachten Gründe beschwichtigen. Curtinus hatte inzwischen an Johann Calandrinus geschrieben, um zu erfahren, wie es mit der Verschiffung stünde. Bald nach der Ankunft Zierotins in Hamburg traf auch die Antwort ein.

Calandrinus riet, einen aus dem Gefolge nach Stade zu schicken, damit dieser im Namen Zierotins alles in Augenschein nehme und abschlöße. Da Zierotin meinte, dies selbst am besten erledigen zu können, beschloß er, am nächsten Tage nach Stade zu reisen.

Bei düsterm und regnerischem Wetter und widerwärtigem Winde brach Zierotin incognito, von Curtinus und Maximilian begleitet, 8 Uhr morgens von Hamburg auf, bestieg einen Bauernwagen, denn man pflege sich hier nur solcher zu bedienen, und erreichte den drei Meilen entfernten Ort Wedl (Weddl) in der Grafschaft Schaumburg am Elbufer. Nach kurzer Mahlzeit, um nicht die Überfuhr zu versäumen, schiffte Zierotin ans andere Elbufer, mietete einen zweiten Bauernwagen und traf in Stade ein. Er hieß dann Calandrinus herbeiholen, und kam mit ihm dahin überein, daß Calandrinus am nächsten Tage die Abmachung mit dem Schiffer treffe, und für die Beherbergung der Reisegesellschaft sorge. Calandrinus hätte gern sein eigenes Haus zur Verfügung gestellt, da ihm aber soeben eine Tochter geboren wurde, konnte er sich damit entschuldigen. Zierotin bezog die Herberge zur Stadt Antwerpen, deren Inhaber ein rechtschaffener, um des Glaubens willen heimatflüchtiger Mann war.

---

[23]) Vgl. über diese Tafel den Art. „Lüneburg" in Zedlers Univ.-Lexikon, XVIII Bd., S. 1098—99. Sie wird als Weihgeschenk nicht Otto d. Gr., sondern Otto II zugeschrieben. Welche Königin von England in diese Sage verflochten, läßt sich wohl kaum erraten.

Stade, schreibt Zierotin, liegt an der Zwinger, die in die nahe Elbe mündet, in einer Landschaft, welche die Hamburger an Fruchtbarkeit weit übertrifft. Die Stadt gleiche in allem und jedem den anderen Städten des Sachsenlandes. An Einwohnern wäre Stade arm, wenn nicht ein Teil der Engländer und Niederländer wegen Streitigkeiten mit den Hamburgern hierher übergesiedelt wäre. Diese Ansassen hätten die größten Geschäfte in Händen, und wenn das so fortginge, würde Stade mit Leichtigkeit wohlhabend und volkreich werden.

Die Witterung blieb vorzüglich, sodaß man sagen durfte, die Milde des Herbstes sei Meister der rauhen Jahreszeit geworden.

Zierotin schließt die Aufzeichnung zum 24. Oktober mit Betrachtungen über den Tod Gregors XVI, der sich den 15. Oktober 1591 ereignete.

Das Tagebuch setzt dann erst mit dem 12. November ein. Offenbar mußte Zierotin stille liegen, bis der Wind seine Launen aufgab. Willkommen war ihm daher in dieser Öde des Zuwartens das Eintreffen des englischen Geschwaders, welches acht Tage für die Überfahrt gebrauchte. Zierotin fuhr zu Wagen auf eine Anhöhe vor der Stadt, um das Einfahren in die Elbe beobachten zu können. Leider war es aber so düster, daß er kaum das eine oder andere Schiff wahrnehmen konnte.

Und so vergehen denn 18 Tage, bevor Zierotin zur Feder greift (30. November), um wieder mit leidigen Beobachtungen des Windes anzuheben. Fünf Wochen steckte er schon in Stade, voll ungeduldiger Sehnsucht, los zu kommen. Vormittags endlich, nach eingenommenem Frühmahl bricht er auf, um von Calandrinus und dem portugiesischen Arzte Bolio geleitet, den Kahn zu besteigen, und durch den Kanal, der die Stadt mit der Elbe verbindet, zu seinem Schiffe zu gelangen. Gegen 10 Uhr erreicht er es, und gelangt bei schwacher Brise zwei Meilen stromabwärts. Da es aber schon zu dunkeln begann, und nicht ratsam war, bei den zahlreichen Sandbänken und Furten der Elbe weiter zu schiffen, muß man halten und das Morgenlicht abwarten.

Zierotin bedauert seine unfreiwillige Muße in Stade, die ihm keine andere Beschäftigung darbot, als den Wechsel der Winde und die Zu- und Abnahme des Mondes zu studieren, und zwar nicht mit dem Interesse des Fachmannes, sondern der Sehnsucht, fortzukommen und dem Gefühle des Zeitverlustes. Seine Wartefrist wäre noch unerträglicher geworden, wenn nicht die Klarheit und Trockenheit des

Wetters seinen Verdruß gelindert hätte. War er nämlich des Lesens und Schreibens müde geworden, so konnte er, dank der Witterung, beinahe täglich spazieren gehen, reiten, fahren und andere Leibesübungen zur Erholung vornehmen. So konnte es geschehen, daß er den Aufenthalt in Stade minder schwer empfand, da diese Stadt sonst so gut wie gar nichts darbot, um ihn zu unterhalten, und ihm daher ganz antipathisch blieb.

Wenn auch den 1. Dezember der Wind etwas stärker ging und man um vier Uhr morgens die Anker lichten konnte, so trat mittags wieder Windstille ein; man gewann nicht die hohe See und mußte etwa sechzehn Meilen von Stade und zwei Meilen vor der Elbemündung Halt machen. Auf dieser Fahrt bewegte man sich im Kielwasser zahlreicher holländischer und Hamburger Schiffe, von denen jene heimwärts, diese nach Spanien segelten. Zierotin hatte Gelegenheit, mit voller Muße vom Verdecke aus die vor- und nachfahrenden Schiffe auf dem Strome, dessen Mündungsbreite ihn vom Meere gar nicht unterscheiden ließe, ins Auge zu fassen. Er und seine Begleiter wurden ganz heiter gestimmt, sangen, tanzten und spielten den ganzen Tag, „offenbar in der Vorahnung der Betrübnis der folgenden Tage."

Zierotin hat es unterlassen, über die Wechselfälle seiner Fahrt durch das Nordmeer gen England und weiterhin an die französische Küste in seinem Tagebuche zu berichten. Vielleicht nahm ihn die Seekrankheit hart mit und verleidete dem Reisenden die Führung des Tagebuches.

Denn die nächste und leider letzte Aufzeichnung in demselben trägt den 18. Dezember als Datum und zeigt uns Zierotin bereits im Heerlager Heinrichs IV. Beim Ankleiden besucht ihn der alte Frenois und dankt ihm für das seinem Sohne bewiesene Wohlwollen. Dann begiebt sich Zierotin in die königliche Behausung und sofort in das Schlafgemach, wo es von Vornehmen wimmelte. Der König lag im Bette und unterzeichnete die ihm von den Sekretären vorgelegten Schriftstücke. An seiner Seite befand sich der Kardinal von Bourbon [24]), reichte ihm nach Abgang der Sekretäre das Untergewand und legte ihm den Harnisch an. Dann traten die Kämmerlinge herzu und besorgten das weitere Ankleiden. Inzwischen unter-

[24]) Der Kardinal von Bourbon, sogen. der „jüngere", auch Kardinal von Vendôme genannt, Sohn Ludwigs von Bourbon-Condé, † 1594. Kardinal von Bourbon der „ältere", jüngerer Bruder K. Antons v. Navarra, 1589 von der kath. Liga zum „Könige" ausgerufen (Karl X), † schon 9. Nov. 1690.

hielt sich Zierotin mit Plessy[25]. Heinrich IV begab sich dann in das Geheime Gemach, das die Franzosen „Kabinett" nennen, und ihm folgten dahin der Kardinal, der Kanzler Chivernois[26], der Marschall Biron[27], der Markgraf von Pisa, der Oberststallmeister Bellegarde[28], der Herr v. Grillon[29], la Guiche, Präfekt der Artillerie[30], Plessy und andere aus dem vornehmsten Adel Frankreichs. Während man dort ratschlagte, traf Zierotin zufällig mit Boistaille zusammen, den er einst zu Venedig, bei dessen Ohm, Botschafter Frankreichs, kennen gelernt und zum Freunde gewonnen hatte. Man plauderte so eine halbe Stunde über Verschiedenes.

Dann wurde Zierotin vom König zu sich beschieden. Plessy führte ihn vor; Zierotin begrüßte den Herrscher in französischer Sprache und erbot sich ihm zu Diensten. Heinrich IV umarmte ihn wiederholt aufs freundschaftlichste, beteuernd, er kenne längst die Gesinnung Zierotins. Er meinte die Zeit, als Zierotin — vor dem Jahre 1587 — dem Hoflager Heinrichs in Aquitanien folgte und seine Ergebenheit durch mancherlei Dienste erwies. Zierotins Ankunft sei ihm überaus willkommen und gern würde er ihm nach Kräften seine Huld beweisen. Er fragte dann, wann Zierotin von Hause aufgebrochen sei und wie lange er zu Schiffe gewesen. Der König brachte auch die Sprache auf das ihm vom Viscomte von Turenne zugeführte Pferd, Zierotins Geschenk, und forschte nach seinen Vorzügen und seiner Herkunft. Dann nahm er die Briefschaften entgegen, welche für ihn Ancel unserem Gewährsmanne anvertraut hatte, belobte Zierotins Eifer und begab sich zum Frühstück.

Zierotin machte hierauf bei den versammelten Reichsgrößen die Runde, küßte ihnen die Hand und wurde aufs freundlichste bewillkommt. Nach dem Frühstück begab sich der König ins Lager der Engländer, Zierotin hinwieder in seine Herberge zum Essen, und nach dem Mahle in Geschäftsangelegenheiten zum Fürsten Christian von

---

[25]) Karl du Plessis, Herr von Liancourt, † 1620.

[26]) Hurault, Graf v. Chiverny, Kanzler Heinrichs IV, geb. 1528, † 1599.

[27]) Armand von Gontault, Herr von Biron († 1592), hatte einen Sohn Karl, erster „Herzog" von Biron, s. 1589 Maréchal du camp, 1592 Admiral, 1604 enthauptet.

[28]) Roger II v. Bellegarde, Pair, Großstallmeister Heinrichs III, IV und Ludwig XIII († 1646, 88 Jahre alt).

[29]) Grillon, richt. Crillon, Ludwig von —, Maltheser-Ritter, bei Heinrich IV in Ansehen, † 1615.

[30]) Philibert Herr von Guiche und Chaumont, 1578, an Stelle Armands von Biron, oberster Inspektor der Artillerie, † 1607.

Anhalt[31]), dem Oberanführer des deutschen Soldheeres. Er fand ihn zu Bette, noch nicht geheilt von der Wunde, die er vor zwölf bis dreizehn Tagen an der Seite des Königs davongetragen hatte. Eine Stunde wurde über viele Dinge, namentlich über die deutschen Angelegenheiten, verhandelt.

Die Muße und das schöne Wetter benutzte Zierotin, um eine Anhöhe gegenüber der Burg der heiligen Katharina zu besteigen, von welcher man die Stadt bequem überblicken kann. Als der König abends heimkehrte, begab sich Zierotin zu Hofe und wohnte dem Nachtmahle des Königs bei. Heinrich IV begrüßte ihn mit entblößtem Haupte, rief ihn zu sich und hielt ihn die Zeit über in Gesprächen fest. Er fragte ihn vieles über den Kaiser, die Fürsten von Österreich, über Glauben, Land und Leute. Nach dem Essen zog sich der König in sein Schlafgemach zurück; Zierotin aber begab sich in sein Quartier und aß sein Abendbrot.

Wir müssen lebhaft bedauern, daß mit diesen Worten das vorliegende Tagebuch Zierotins abbricht. Sein Biograph bietet uns aus den Briefen Zierotins[32]) an seine Freunde in Mähren, vor allen an seinen Vetter Friedrich v. Zierotin den Abschluß seiner Erlebnisse auf französischem Boden, aber auch den unentbehrlichen Kommentar zu seiner Reise an das Hoflager Heinrichs IV, ohne welchen die November- und Dezembereinzeichnung unseres Tagebuches dunkel und lückenhaft blieben.

So erfahren wir, daß das Schiff, auf welchem Zierotin nach langem Harren in die Nordsee stach, mit dem englischen Geschwader herbeikam, 160 Tonnen Gehalt und 30 Kanonen hatte und 1250 Frs. Miete kostete, daß Zierotin am 6. Dezember zu Dieppe in der Normandie landete und nach kurzem Aufenthalte daselbst, von der Seekrankheit genesen, den Weg in das Kriegslager von Rouen einschlug. König Heinrich IV hatte bereits von der Anwesenheit Zierotins in Dieppe erfahren und äußerte sich über ihn in der schmeichelhaftesten Weise. Die Vorstellung im Kriegslager von Rouen fand den 17. Dezember 1591 statt. In Rouen befehligte Villars, der Liguist, und es galt, den Hauptort der Normandie den Gegnern des Bourbonen zu entreißen, bevor der gefährlichste Feind, Alexander v. Parma, der spanische Oberfeldherr, den Kriegsplan Heinrichs IV zernichte. Ein englisches und deutsches Söldnerheer, letzteres von dem plan-

[31]) Der bekannte Sachwalter der Union, † 1630.

[32]) Chlumecky, K. v. Zierotin S. 160 ff.

reichen Herzoge von Anhalt-Bernburg befehligt, verstärkten die französische Kriegsmacht vor Rouen.

Dem Briefe Zierotins an den Botschafter Heinrichs IV am Prager Kaiserhofe, an seinen Freund Ancel, entnehmen wir aber auch, daß Zierotin so manche Enttäuschungen erlebte, für welche sich in seinem Tagebuche noch kein Raum fand, daß es keiner geringen Selbstverleugnung bedurfte, um nicht den Entschluß zu fassen, Frankreich den Rücken zu kehren. Unter seinen Begleitern räumt der Tod auf, die anderen „wollen lieber auf mährischem Stroh als auf französischen Federn liegen", denn während der fruchtlosen Belagerung Rouens fehlt es auch nicht an den härtesten Entbehrungen.

Aber schwerer als alles drückte unseren Gewährsmann die Ahnung, daß Heinrich IV um der Krone willen den Hugenotten verleugnen werde. An seinen vertrauten geistlichen Freund, den Priester Zacharias, schreibt Zierotin (13. April 1592): Mit der Glaubenssache stünde es schlecht; Heinrich IV könnte mehr dafür thun, wenn er ernstlich wollte, allein er kümmere sich wenig um die Religion und um die Freiheit des göttlichen Wortes, daher käme es wohl, daß ihn Gott nicht segne.

Zierotin blieb noch bis zum Herbste des Jahres 1592 im Lager Heinrichs IV; damals war die große Gefahr für letzteren, vom Parmesen überwältigt zu werden, geschwunden; leichteren Herzens konnte nun Zierotin Frankreich verlassen, denn noch immer war bei allen unmutigen Anwandlungen sein Herz der Sache Heinrichs IV ergeben. Wohl verbrachte er dann Monate auf der Rückreise, die ihn nach Italien, so nach Florenz, zu seinem Bruder Dionys, führte. Erst im Hochsommer 1593 gehörte Zierotin wieder Mähren an, dessen weiteres Geschichtsleben bald um ihn kreisen sollte.



Die Faustsage nach ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung.

Von Karl Biedermann.

Von den vielen Sagen, welche das Mittelalter als ein poetisches Vermächtnis späteren Zeiten hinterlassen hat, ist die Faustsage eine der bedeutsamsten. Und nicht bloß speziell für uns Deutsche, weil sie unserem größten Dichter Stoff und Anregung zu seiner gewaltigen Dichtung gegeben hat, sondern auch an sich wegen ihres Zusammenhanges mit einem der tiefsten und dunkelsten Rätsel der menschlichen Natur.

Denn was ist der Kern der Faustsage? Es ist die Vorstellung, daß der Mensch, seiner Anlage und Bestimmung nach ein endliches, in unübersteigliche Schranken eingeschlossenes Wesen, gleichwohl in sich einen unwiderstehlichen Drang birgt, diese Schranken zu durchbrechen und nach einem über alles Menschliche weit hinaus liegenden Ziele zu streben, daß aber, wenn er diesem Drange nachgiebt, er unrettbar einem finsteren Geschicke verfällt.

Ein Vorbild hat die Faustsage bereits in dem Mythus der alten klassischen Welt. Bei den Griechen namentlich spielt die Wechselbeziehung von ὕβρις und νέμεσις (Übermut und dessen Strafe) eine hervorragende Rolle. Der den Göttern trotzende und sie gleichsam herausfordernde Übermut verfällt unweigerlich dem sicher treffenden Strafgericht derselben Götter. Der griechische Mythus weist eine Menge warnender Beispiele von solchem Übermut und solchem Strafgericht auf. Dahin gehören jene Niobe, welche, stolz auf ihren Reichtum an Kindern, die Leto verhöhnte, weil diese nur zwei Kinder vom

Jupiter hatte, welche aber zur Strafe dafür eines ihrer Kinder nach dem andern, getroffen von den tötlichen Geschossen des Apollo und der Diana, vor ihren Augen hinsterben sehen mußte, jener Phaeton, der Sohn des Helios, der sich vermaß, an seines Vaters statt die feurigen Sonnenrosse zu lenken, der aber, weil ihm die Kraft dazu versagte und nun das ungestüme Gespann, bald auf-, bald abwärts stürmend, Himmel und Erde in Brand zu setzen drohte, durch Jupiters Blitz tot von seinem Sitze herabgeschleudert wurde, jener Ikarus, des Dädalus Sohn, welcher mit durch Wachs zusammengefügten Flügeln der Sonne zustrebte, aber, da in deren Strahlen seine Flügel schmolzen, herabfiel und am Boden zerschellte.

Am härtesten doch von allen traf der Zorn der Götter den Titaniden Prometheus, der freilich auch am hartnäckigsten den Olympiern zu trotzen gewagt hatte. Unser Goethe läßt in seinem groß angelegten, leider Fragment gebliebenen Drama seinen Prometheus als einen echten Abkömmling jenes Geschlechtes älterer Götter, welches die jüngeren Olympier verachtete, an Jupiter die trotzigen Worte richten:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leben, zu weinen,
Zu genießen und sich zu freuen,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!"

In der äschyleischen Tragödie dagegen „Der gefesselte Prometheus" hören wir diesen, der auf Jupiters Befehl vom Vulkan an einen rauhen Felsen des Kaukasus geschmiedet und dazu verdammt ist, daß von drei zu drei Tagen ein Geier seine, immer wieder nachwachsende Leber verzehrt, sein Leid den Winden und Wogen, der Sonne und der Erde in folgenden Versen klagen:

„O heil'ger Äther und Ihr Wind' im raschen Flug,
Der Ströme Wellen und des Meeres Wogen Ihr,
Dich, Mutter Erde, Dich, o Sonne, ruf' ich an,
Blick' her, was ich von Göttern leide, selbst ein Gott.

O schauet, von welch' unwürdiger Pein
Bis zum Marke gequält, unendliche Zeit
Ich dulden soll! Denn also ersann
Der Olympier neuobwaltendes Haupt
Mir schmähliche Fesselung!"

Auch jenes andere Geschlecht Übermütiger, die Giganten, welche Berge auf Berge türmten, um den Olymp zu stürmen, traf der alles zerschmetternde Blitz des Jupiter; niedergeworfen, lagen sie begraben unter vulkanischen Gebirgen und nur ihr feuriger Odem drang bisweilen in Gestalt von Lavaströmen an die Oberwelt.

Gefährlich für die Sterblichen war nach griechischem Mythus selbst die Gunst der Götter, sobald der dadurch Bevorzugte sich dieser Gunst irgendwie zu überheben schien. Auch das hat Goethe meisterhaft geschildert in jenem, seiner Iphigenie in den Mund gelegten Parzenlied von dem Geschick des Tantalus und seines Hauses:

„Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Sie halten die Herrschaft
In ewigen Händen,
Und können sie brauchen,
Wie's ihnen beliebt.
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erhöhen!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste
Geschmäht und geschändet
In nächtliche Tiefe,
Und harren vergebens
Gerechten Gerichts."

So unübersteigliche Schranken richtete selbst das heidnische Altertum zwischen Göttern und Menschen, Unsterblichen und Sterblichen auf. Und doch verkehrten nach damaliger Anschauung die unsterblichen Götter vielfach mit den sterblichen Bewohnern der Erde, mischten sich in deren Kämpfe, freiten Töchter der Menschen und zeugten mit ihnen Halbgötter.

Um wieviel größer und unübersteiglicher mußte im Lichte christlicher Weltanschauung die Kluft erscheinen, welche Göttliches von Menschlichem, Unerschaffenes von Geschaffenem scheidet. Weil er diese Kluft hatte überschreiten, weil er dem allein Unerschaffenen und Allmächtigen sich hatte gleichstellen wollen, deshalb war der vormals oberste der Engel, Lucifer, aus dem Himmel verstoßen und zu ewigen Qualen in der Hölle verdammt worden, mit ihm eine Schar anderer Engel, die sein frevelhaftes Beginnen geteilt.

Der englische Dichter Marlowe läßt in seinem „Faust“ einen dieser gefallenen Engel, den Mephistopheles, über ihren Fall und ihr nunmehriges Schicksal folgendermaßen berichten:

Faust: „War nicht der Lucifer ein Engel einst?
Mephistopheles: Ja, Faustus, und gar sehr von Gott geliebt.
Faust: Wie kommt's dann, daß er Fürst der Teufel ist?
Mephistopheles: Oh, um den frechsten Stolz und Übermut
Hat Gott ihn aus des Himmels Licht geworfen.
Faust: Und wo seid Ihr denn, die Ihr lebt mit ihm?
Mephistopheles: Unsel'ge Geister, die wir mit ihm leben,
Verschworen gegen unsern Gott mit ihm!
Faust: Wo seid denn Ihr Verdammte?
Mephistopheles: In der Hölle.
Faust: Wie kommt's, daß Du jetzt aus der Hölle bist?
Mephistopheles: Auch hier ist Hölle, ich bin nicht aus ihr.
Denkst Du, daß, wer das Antlitz Gottes sah
Und schmeckte von den ew'gen Himmelsfreuden,
Daß der nicht tausend Höllenqualen leidet,
Beraubt des ewig vollen Heils sich fühlend?“

Noch viel drastischer und in wahrhaft ergreifender Weise schildert das „Volksschauspiel vom D. Faust“ diese Pein der gefallenen Engel. Nicht so sehr wegen ihrer Qualen in der Hölle, als wegen der sie marternden Sehnsucht nach den verlorenen und auf immer verscherzten Himmelsfreuden leiden dieselben ewige Schmerzen. In einem dieser Spiele (vom Straßburger Puppentheater) heißt es:

Faust: „Sage mir, Mephistopheles, was wolltest Du wohl thun, wenn Du Hoffnung hättest, wieder zur Seligkeit zu gelangen?

Mephistopheles: Faust, Du willst es haben, so höre mich an! Wenn ich Hoffnung zur Seligkeit erlangen konnte, so wollte ich ganze Jahre lang die allergrausamsten Martern leiden; sollte auch die ganze Welt mit lauter glühenden Eisen belegt sein, so wollte ich sie tausend- und abertausend mal nicht geschwinder als eine Schnecke durchwandern; sollte vom höchsten Himmelsgewölbe bis in den tiefsten Abgrund der Hölle eine Leiter stehen, deren Sprossen mit lauter scharfschneidigen Scheermessern besetzt wären, so wollte ich sie gern hinaufklimmen, wenn ich nur dadurch die Hoffnung erlangen könnte, einen einzigen Grad der himmlischen Freuden genießen zu dürfen,“ (oder, wie in einem anderen, dem Augsburger Puppenspiel steht: „ein einziges Mal Gott anzuschauen), dann wollte ich gern wieder in alle Ewigkeit ein Geist der Verdammnis sein.“

Man kann sich denken, mit welchen frommen Schauern Stellen wie diese den Zuhörer erfüllen mochten!

Dieser elegische Zug im Charakter der gefallenen Engel (ein Überbleibsel ihrer himmlischen Abkunft) verhindert aber nicht, daß andere Male wieder eine Seite ihres Wesens hervortritt, die sie recht eigentlich als vollkommen eingeteufelt bezeichnet, nämlich die boshafte Freude, die sie empfinden, so oft es ihnen gelingt, einen Menschen dem Himmel abwendig und zu ihrem Genossen in der Hölle zu machen. Auch das findet sich im Puppenspiel Faust ausgedrückt. Die meisten dieser Spiele beginnen mit einem Vorspiel, in welchem der Fürst der Unterwelt (merkwürdiger Weise dort Pluto genannt, wie man denn damals öfters Heidnisches und Christliches durcheinander mengte) sich beklagt, daß seine Hölle so wenig bevölkert sei, und deshalb seine Unterteufel auf die Erde aussendet, um Seelen einzufangen.

Was jene gefallenen Engel einst des Himmels verlustig gemacht hatte, das war es auch, wodurch nach der mittelalterlichen Sage Menschen der Hölle verfielen, nämlich der Übermut, die Selbstüberhebung, die Mißachtung der den Sterblichen gezogenen Schranken. Indem ein Mensch dadurch sich mit dem Teufel verbrüderte, erhielt er durch diesen eine ungewöhnliche Macht über die Kräfte der Natur und zugleich die Mittel zu einem Leben voll der Genüsse; allein dafür gehörte er nach einer bestimmten Frist mit Leib und Seele dem Herrn der Unterwelt.

Dies ist der allgemeine Grundgedanke jenes Vorstellungskreises, von welchem die Faustsage nur gleichsam eine besondere Spezies bildet. Denn lange vor Faust waren viele andere Persönlichkeiten eines Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt, als Schwarzkünstler, Zauberer oder Magier verschrien worden. So jener Simon Magus, der angeblich zu der Apostel Zeiten lebte und sich vermaß, wie diese oder wie Christus selbst den Elementen gebieten zu können. Um dies zu beweisen, warf er sich von einem hohen Turme aus in die Luft, als könne er fliegen, lag aber bald zerschmettert am Boden. Aus dem 11. Jahrhundert wird von einem Herzog Robert von der Normandie berichtet, der durch ungewöhnliche Thaten das Staunen seiner Zeitgenossen erregte, aber auch im Vollgefühl seiner Kraft sich über Sitte und Gesetz hinwegsetzte und dadurch der Hölle verfiel. Als „Robert der Teufel" ist er der Gegenstand sowohl eines französischen Romans aus dem 15. Jahrhundert (La vie du terrible Robert le Diable) als auch der bekannten Oper von Meyerbeer geworden. Ein ähnlicher Abenteurer, Don Tenorio von Sevilla, bekannter unter dem Namen Don Juan, die Verkörperung der Un-

ersättlichkeit sinnlichen Genusses, hat noch weit mehr die Fantasie der Dichter und Musiker (Goldoni, Byron, Grabbe, Lenau, Gluck, Mozart u. a.) beschäftigt.

Wie schon aus diesen Anführungen erhellt, ist die Faustsage im weiteren Sinne keineswegs von spezifisch-germanischem Gepräge, zeigt vielmehr einen entschieden internationalen Charakter. So giebt es denn auch einen polnischen Faust mit Namen Twardowski. Seiner Geschichte hat der polnische Dichter Adam Mickiewicz folgende heitere Wendung gegeben. Als derselbe vom Teufel geholt werden sollte, bat er diesen um die Gunst, er möge in seiner Abwesenheit seiner Gattin, damit sie sich nicht zu einsam fühle, Gesellschaft leisten. Der Teufel versprach es, ward aber von der Dame so übel behandelt, daß er vorzog, den Mann wieder aus der Hölle zu entlassen.

Es wäre wunderbar, wenn in einer Zeit so heftiger Bewegungen für und wider die kirchlichen Gewalten, wie es das Mittelalter war, nicht auch eine Sage, die so tief in das Wesen des Menschen und seine geheimnisvollen Beziehungen zu höheren Mächten eingriff, zu einem Kampfesmittel kirchlicher Parteien geworden wäre. In der That ward sie dies. Auf der einen Seite suchte die katholische Geistlichkeit den Marien- und Heiligen-Dienst, sowie die Kraft ihrer eigenen Fürsprache bei der Mutter Gottes mit Hilfe jener Sage zu verherrlichen. So erzählte sie von einem Bischof Theophilus aus Adana in Cilicien (aus dem 9. Jahrhundert), er habe aus verletztem Ehrgeiz Gott und Christus abgeschworen und sich dem Teufel ergeben, dann aber bereut und im brünstigen Gebet die Fürsprache der Mutter Maria angefleht; diese habe denn auch bewirkt, daß der Teufel die Blutschrift, durch welche der Bischof sich ihm verpfändet, wieder herausgeben mußte. Auf der anderen Seite gefiel sich der Volksgeist, der je länger je mehr in scharfen Gegensatz zum Papsttum trat, darin, eine ganze Reihe von Päpsten des Bündnisses mit dem Teufel zu bezichtigen. Dies geschah dem Papste Sylvester II (dem früheren Bischof Gerbert), einem hochfahrenden und intriganten Mann, ferner dem siebenten Gregor als dem Urheber des Cölibates, das wegen seiner schlimmen sittlichen Folgen die ernsten Deutschen gegen ihn aufgebracht hatte, dem schwelgerischen Paul II, endlich einer ganzen Zahl von Päpsten mit dem Namen Johann. Zu derartigen Angriffen der öffentlichen Meinung auf die gesalbten Oberhäupter der Kirche bot nur zu reichlichen Anlaß der Hochmut so mancher derselben, die sich wie höhere Wesen geberdeten und ebenso in ihrem prunkhaften Auftreten die rührende Einfalt und Demut, wie in ihrem oft zügel-

losen Leben die sittliche Hoheit Christi, dessen Nachfolger zu sein sie vorgaben, auf das Schnödeste verleugneten.

Nach einer anderen Richtung hin erhielten die Vorstellungen von einem Teufels-Bündnis mancherlei Nahrung durch das im 13. Jahrhundert beginnende Erwachen eines regeren wissenschaftlichen Geistes, eine Folge teils der durch die Kreuzzüge vermittelten Beziehungen zum Orient, teils der Gründung von Universitäten in den Nachbarländern Deutschlands. Wenn dann einzelne höher begabte und eifrig forschende Männer sich eine nach den bisherigen Maßstäben ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, besonders naturwissenschaftlichen, aneigneten, vielleicht sogar überraschende Entdeckungen oder Erfindungen machten, so wußte die ungebildete Masse ihrer Zeitgenossen sich das nicht anders zu erklären, als durch ein geheimes Bündnis dieser Männer mit dem Teufel. So erging es einem der größten Gelehrten des 13. Jahrhunderts, dem Grafen Albert von Ballstädt (gewöhnlich Albertus Magnus, auch Doctor Universalis genannt), der seine Zeitgenossen durch Erfindungen, wie die von Automaten, in Erstaunen setzte, desgleichen dem englischen Franziskanermönch Roger Baco, dem Urheber einer Art von Fernröhren, durch welche er Dinge sah, welche andere nicht sahen, dem Halberstädter Domherrn Johannes Teutonicus u. a. m.

Das Gleiche wiederholte sich in Bezug auf hervorragende Gelehrte des 16. Jahrhunderts, z. B. den Polyhistor Tritheim oder Trithemius, den Arzt Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, den Arzt und Philosophen Cornelius Agrippa von Nettesheim u. a. Bemerkenswert ist dabei aber, daß von diesen Männern, obschon man ihnen ein Bündnis mit dem Teufel beimaß, dennoch das gewöhnliche Los solcher „Schwarzkünstler", nämlich, daß der Teufel sie geholt habe, nicht ausgesagt ward. Vielleicht hatte man doch inzwischen eine Ahnung davon erhalten, daß es sich in diesen Fällen nicht sowohl um Wirkungen der sogenannten „schwarzen" Magie, als vielmehr um natürliche Vorgänge handle, d. h. um die Ergebnisse eines tieferen Eindringens in die Kräfte der Natur durch den forschenden Menschengeist selbst ohne Beihilfe dämonischer Gewalten.

So hatte die Faustsage im weiteren Sinne, d. h. die Vorstellung von der Ueberhebung eines Menschen über die von der Vorsehung ihm angewiesene Sphäre, bereits eine ganze Reihe von Phasen durchlaufen, hatte sich an die verschiedensten Persönlichkeiten geheftet und die mannigfachsten Gestalten angenommen, als sie endlich im 16. Jahrhundert sich in einer bestimmten Person gleichsam konzentrierte und

fixierte, in der Person jenes D. Johannes Faust, der seitdem der eigentliche Träger und Vertreter dieser Sage ward.

Daß dies gerade im Zeitalter der Reformation geschah, war nicht zufällig. Die seit dem 14. Jahrhundert auch in Deutschland vollzogene Gründung von Universitäten hatte den Trieb gelehrter Studien in immer weitere Kreise getragen. Wissenschaftliche Entdeckungen und technische Erfindungen, zum Teil von der ungeheuersten Tragweite (man denke nur an die Erfindung des Buchdrucks und die Anwendung des Schießpulvers!), hatten den Gesichtskreis der Menschen erweitert, zugleich aber auch die Lust und die Hoffnung erweckt, noch tiefer in die Geheimnisse der Natur eindringen, in noch größerem Umfange über deren Kräfte gebieten zu können. Die Auffindung neuer Seewege und neuer Erdteile und die dadurch bedingte Ausdehnung der Schifffahrt über die großen Weltmeere hatte bei vielen einen ungestümen Drang in die Weite erzeugt. Die Wiederbelebung der klassischen Kunst und Litteratur durch den Humanismus hatte dem Geiste der Forschung einen ungeahnten Aufschwung verliehen, aber auch — in Anknüpfung an die sinnlich heitere Weltanschauung des heidnischen Altertums im Gegensatz zu der auf das Übersinnliche gerichteten Lehre des Christentums — manche irdische Neigungen und Leidenschaften entfesselt. Diese letztere Richtung erhielt einen typischen Ausdruck, ward gleichsam Fleisch und Blut in dem Bilde der griechischen Helena als der Verkörperung höchster sinnlicher Schönheit. Schon in der Faustsage selbst, dann in der dramatischen Behandlung derselben bei Marlowe und im Volksschauspiel sehen wir diese Helena eine hervorragende Rolle spielen.

So war in weiten Kreisen eine ungewöhnliche Erregung und eine große Empfänglichkeit für alles, was dieser Erregung Befriedigung versprach, vorhanden. Es zeigt sich dies nicht nur in der raschen und allgemeinen Verbreitung der gedruckten Erzählungen von D. Faust, der sog. „Faust-Bücher", welche alsbald eine Menge von Auflagen und Erweiterungen, ja auch von Übersetzungen in alle mögliche Sprachen erlebten (in kurzer Zeit erschienen 4 englische, 9 holländische und vlämische, 3 dänische, 2 französische, je 1 schwedische, polnische, böhmische und lettische), sondern auch darin, daß ähnliche Geschichten, wie die von D. Faust, aus älterer und neuerer Zeit wieder hervorgesucht und dem nach solcher Speise gierigen Publikum in den verschiedensten Formen, in Prosa und Versen, gedruckt und von der Bühne herab, geboten wurden. Dahin gehören z. B. das Volksschauspiel von Friar Baco, die Geschichte eines böhmischen Zauberers

Zito oder Zyto, eine ähnliche von einem Zauberer genannt Bruder Rausche u. dergl. m.

Der Protestantismus nahm es mit dem Abfall eines Menschen von Gott zum Teufel ungleich strenger als der Katholizismus. Dem Katholiken, auch wenn er sich gegen Gott vergangen hatte, bot seine Kirche mancherlei Gnadenmittel (geistliche Bußen, Ablaß, Fürsprache der Heiligen), um seine Seele noch zu retten. Wir sahen dies an der Sage vom Bischof Theophilus. Für den Protestanten gab es dergleichen nichts; einmal schuldig, mochte er leicht für unrettbar verloren gelten. Es ist bezeichnend, daß die Faustsage wesentlich von protestantischen Geistlichen und im streng protestantischen Sinne behandelt ward, so namentlich in der Bearbeitung des Spießschen Faustbuchs durch Widmann und noch mehr in der späteren durch den sog. „Christlich-Wohlmeinenden". Auch in dem Marloweschen Drama und dem von diesem beeinflußten Volksschauspiel ist dem Faust, nachdem er einmal von Gott abgefallen, jeder Rückweg zum Himmel verschlossen.

Das Widmannsche Faustbuch enthält eine Andeutung, als ob Faust auf der streng-katholischen Universität zu Ingolstadt durch das daselbst übliche „Exorciren, Teufelsbeschwören und anderes abergläubisches Thun" zur Beschäftigung mit der Magie verleitet worden sei. Ferner wird darin besonders betont, wie in dem Pakte des Teufels mit Faust diesem Letzteren ausdrücklich das Heiraten verboten worden sei, während gleichzeitig der Teufel (der dabei im Mönchsgewand erscheint) ihm die Befriedigung jeder unordentlichen Begierde verspricht, offenbar ein gegen Cölibat und Mönchstum mit ihren entsittlichenden Wirkungen geführter Streich und ein weiterer Beweis dafür, wie die Faustsage zu einem Kampfesmittel der Konfessionen benutzt ward.

Faßt man alles hier Gesagte zusammen, so wird es erklärlich, wie eine Persönlichkeit, die einigermaßen ungewöhnliche Gaben und Kenntnisse besaß, oder die sich auch nur solcher rühmte, die keck aufzutreten und durch ein abenteuerliches Leben die Blicke der Zeitgenossen auf sich zu ziehen verstand, nicht bloß der rohen Masse, sondern selbst einem Teile der Gebildeten dergestalt zu imponieren vermochte, daß sie als ein Wunderthäter oder Zauberer angesehen und daß auf sie vieles von dem übertragen wurde, was die Sage früher von anderen erzählt hatte.

Daß ein D. Faust gelebt hat, läßt sich kaum bezweifeln. Übereinstimmende Zeugnisse von Zeitgenossen, darunter sehr gewichtige, und sonstige Anzeichen sprechen dafür. Gelehrte von Ruf, wie

Mucianus Rufus, Tritheim, sogar Melanchthon, wissen von Begegnungen mit einem Manne dieses Namens zu erzählen und schildern denselben in annähernd gleicher Weise. Ihre Aussagen werden durch andere Personen bestätigt. Allerhand Örtlichkeiten bekunden noch heut durch ihre Benennungen, daß ein Mann des Namens Faust daselbst verkehrt hat, so ein „Faustgäßchen" und ein „Fausthaus" in Erfurt (damals Universitätsstadt), eine „Faustküche" in Maulbronn (angeblich ein Laboratorium Fausts), vor allem Auerbachs Keller in Leipzig mit den die unechte Jahreszahl 1525 tragenden, aber wohl aus dem 16. Jahrhundert stammenden und im 17. restaurierten beiden großen Bildern, von denen das eine Faust mit Studenten kommersierend, das andere den berühmten Faßritt Fausts darstellt. Das erstere trägt die Unterschrift:

Vive, bibe, obgraegare memor Fausti hujus et hujus
Poenae, aderat claudo haec, ast erat ampla gradu.

(Lebe, trinke, schwelge, gedenke aber auch des Faust und der Strafe, die ihn zwar spät, aber hart traf).

Auf dem zweiten Bilde ist zu lesen:

Doctor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Menschenkind.
Solches durch seine subtile Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen daran.

In dem Bergyschen Verzeichnis der Werke Rembrandts findet sich ein angebliches Porträt Fausts erwähnt „mit kahlem Haupt und umgeworfenem Mantel". Ebenso gab es von einem anderen holländischen Maler, namens Sichem, ein Bild, welches Faust und Mephistopheles darstellen sollte. Gleichviel, wessen diese Porträts sein mögen, der Umstand, daß man sie für solche des D. Faust gehalten und ausgegeben hat, bezeugt, daß man an die Existenz eines solchen Mannes glaubte. In der von Gödeke herausgegebenen Sammlung von Schwänken aus dem 16. Jahrhundert findet sich unter Nr. 150 ein Schwank mit der Überschrift „Faust", worin dessen Leben und Tod erzählt wird.

Als Geburtsort dieses historischen Faust wird ein kleiner Flecken namens Kundlingen (in der jetzigen badischen Pfalz), als die Zeit, wann er gelebt, ohngefähr die von 1480 oder 1490 bis 1540 oder 1550 bezeichnet. Sein eigentlicher Name sei, heißt es, Georgius

Sabellicus gewesen, er habe sich aber Faustus, auch wohl Faustus junior genannt. In der Matrikel der Universität Heidelberg findet sich unter dem Jahre 1509 ein Baccalaureus dieses Namens eingeschrieben. Daß der Teufel ihn, wie man es nannte, „geholt", d. h. ihm den Hals umgedreht und seinen Körper in Stücke gerissen habe, wird mehrfach als sicher berichtet; nur über das Wo gehen die Ansichten aus einander. Genug, nach allem scheint kaum zu bezweifeln, daß eine wirkliche, lebende Persönlichkeit von der Sage mit den ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen ausgeschmückt worden ist.

Die bisweilen vorkommende Verwechselung dieses Faust der Sage mit dem viel älteren Faust oder Fust, dem Gehilfen Guttenbergs bei seinem weltgeschichtlichen Werke, der Erfindung des Buchdrucks, mag vielleicht keine ganz unabsichtliche gewesen sein. Die damaligen Dunkelmänner liebten es, die neue Erfindung (als ein ihnen verhaßtes Mittel der Aufklärung) wie eine „schwarze" oder „Teufelskunst" zu verschreien, wozu die schwarzen Lettern eine Art von äußerem Anlaß boten.

Durch Goethes unsterbliches Drama sind wir daran gewöhnt, mit dem Namen Faust die Vorstellung von einem außerordentlichen, hochbegabten und hochstrebenden Menschen zu verbinden. Der Faust, welcher als der Träger der Faustsage bezeichnet wird, besaß von allen diesen Eigenschaften anscheinend wenig oder nichts. Zwar werden ihm von einigen, die ihn kennen lernten, nicht ganz gewöhnliche Kenntnisse zugestanden; andere wissen nur, daß er selbst sich übernatürlicher Gaben gerühmt habe, fügen aber hinzu, es seien viele von ihm betrogen worden; schärfer Urteilende, wie Mucianus Rufus, erklären ihn geradezu für einen Schwindler. Daß seine Lebensweise eine höchst abenteuerliche, ja zügellose gewesen sei, darin stimmen die Meisten überein.

Um so interessanter ist es, zu sehen, wie sich im Anschluß an eine solche, jedenfalls sehr zweifelhafte Person eine förmliche Mythenbildung vollzieht. Nicht genug, daß eine Menge von Zauberstücken, die früher anderen beigelegt worden waren, jetzt auf den D. Faust übertragen werden — so das Hervorzaubern von Blüten und Früchten mitten im Winter, der aus einem hölzernen Tische fließende Wein, die Trauben, welche lustige Gesellen zu schneiden glauben, während sie nur die eigenen Nasen in der Hand halten, der Faßritt, die Heraufbeschwörung berühmter Toter, wie Alexanders des Großen, die Enthauptung und Wiederbelebung eines Mannes u. s. w. —, sondern seine ganze Persönlichkeit wird nach dem Begriffe umgewandelt, den

man sich von einem mit dem Teufel im Bunde stehenden Menschen machen zu müssen glaubte. Dies tritt namentlich in der ersten gedruckten Aufzeichnung der Faustsage, dem Spießschen Faustbuche von 1587, in frappanter Weise hervor. Da wird zuerst Fausts Gelehrsamkeit gerühmt, vermöge deren er bei seiner Promotion als Doktor der Theologie den Sieg über 16 Mitbewerber davongetragen habe — was vielleicht Goethe im Auge hatte, wenn er seinen Faust sagen läßt:

„Zwar bin ich gescheiter als alle die Laffen,
Magister, Doktoren, Schreiber und Pfaffen.“

dann aber wird sein „dummer, unsinniger, hoffärtiger Kopf“ beklagt, der ihn der Theologie abwendig gemacht und der Hölle zugeführt habe. Der Faustbiograph entwirft mit schwungvoller Phantasie von seinem Helden ein Bild, welches auf den wirklichen Faust schwerlich paßte, wohl aber dem entsprach, wie man sich den Seelenzustand eines Menschen dachte, der durch seine Überschwänglichkeit und Unersättlichkeit vom rechten Wege abgezogen wird und einem dunklen Schicksale anheimfällt. „Ein Spekulierer“, heißt es da, „sei Faust genannt worden“. „Adlerflügel habe er genommen“. „Alle Gründe im Himmel und auf Erden habe er erforschen wollen“. „Seine Verwegenheit habe ihn den Riesen ähnlich gemacht, von denen die Poeten erzählen, sie hätten Berge zusammengetragen und gegen den Himmel Krieg führen wollen, oder auch dem bösen Engel (dem Lucifer)“. Neben diesen beiden Eigenschaften Fausts, dem Drange nach ungewöhnlichem Wissen (dem „Spekulieren“ und dem „Erforschen aller Gründ' im Himmel und auf Erden“) und dem Gelüste übermenschlicher Macht („ähnlich den Giganten oder dem Lucifer“) wird dann noch ein Drittes hervorgehoben, nämlich Fausts „epikurisch' Wesen“, d. h. sein unbändiger Trieb nach sinnlichem Lebensgenuß.

Einer poetischen Ausgestaltung der Faustsage war so durch den Volksgeist selbst der Boden bereitet. Eine unbändige Begierde nach Vollgenuß an Macht, an Wissen, an sinnlichen Freuden — das Eine wie das Andere mochte schon für sich allein einen Menschen leicht in die Fallstricke der Hölle locken. Je nach der eigentümlichen Beanlagung des Dichters, welcher sich des dankbaren Stoffes bemächtigen würde, stand zu erwarten, daß er das eine oder andere dieser Momente in den Vordergrund stellen werde.

Der Erste, der die Faustsage poetisch, und zwar in dramatischer Form, bearbeitete, war sonderbarer Weise kein Deutscher, sondern ein

Engländer, ein Zeitgenosse Shakespeares, Christopher Marlowe[1]). Ihm, dem Angehörigen einer Nation, welche ebendamals unter der Regierung ihrer großen Königin Elisabeth nach einer beherrschenden Stellung auf den Meeren und im Weltverkehr zu streben begonnen hatte, lag es am nächsten, als dasjenige, was den Faust am meisten verführte, die unklare Sehnsucht nach den weitesten Fernen und ihren Wunderschätzen, so wie den Trieb nach einer alles überragenden Macht und Herrschaft zu bezeichnen. In diesem Sinne läßt er seinen Helden jenen hochpoetischen Monolog halten, der in der deutschen Übersetzung so lautet:

Faust:

Die Metaphysika der Zauberei,
Die Negromantenbücher — die sind himmlisch!
Die Linien, Kreise, Lettern, Charaktere,
Die sind's, wonach am meisten mich verlangt.
O welche Welt der Wonne, des Genusses,
Der Macht, der Ehre und der Allgewalt
Ist hier verheißen einem treuen Jünger!
Was zwischen beiden Polen sich bewegt,
Ist mir gehorsam. Könige und Kaiser
Sind Herren jeder nur in seinen Landen,
Doch wer es *hier* zum Herrschen bringt, deß Reich
Wird geh'n, so weit der Geist des Menschen reicht.
Ein guter Zaub'rer ist ein *halber Gott* —
Hier gilt's zu grübeln um ein *Himmelreich*.

Guter Engel:

O Faust, leg' das verfluchte Buch bei Seite,
Lies in der Bibel: — *Dies* ist Gotteslästʼrung.

Böser Engel:

Geh' vorwärts, Faust, in dieser großen Kunst,
Darin der Schatz der ganzen Welt verschlossen.
Sei das auf Erden, was im Himmel Zeus:
Herr und Regierer aller Elemente!

Faust:

Wie der Gedanke mich so ganz erfüllt!
Soll'n mir die Geister holen, was mich lüstet,
Aus allen Zweifeln meine Seele lösend,
Vollbringen, was tollkühner Mut erdenkt,
Zum Indus sollen sie nach Golde fliegen,

[1]) Die Annahme, als sei die erste dramatische Bearbeitung der Faustsage aus einem Kreise Tübinger Studenten hervorgegangen, ist, als auf einem Mißverständnis beruhend, längst widerlegt.

Des Orients Perlen aus dem Meere wühlen,
Die Winkel all' der neuen Welt durchspäh'n
Nach edlen Früchten, leckern Fürstenbissen;
Ganz Deutschland sollen sie mit Erz umwallen,
Den schönen Rhein um Wittenberg mir leiten;
Soldaten werb' ich mit dem Gold der Geister,
Und herrsch' als einz'ger König aller Reiche.

(Nach der Beschwörung des Mephistopheles.)

Hätt' ich mehr Seelen, als dort Sterne leuchten,
Ich gäb' sie all' für Mephistopheles.
Durch ihn werd' ich der Erde großer Kaiser
Und baue Brücken durch die leichte Luft,
Um über's Meer mit meiner Schar zu ziehen.
Ich will der Afrikanerküste Berge
Zusammenbinden mit dem Spanierland,
Daß beide meiner Krone dienstbar werden,
Der Kaiser soll durch meine Gunst nur leben,
Wie alle Fürsten in dem deutschen Reich.

Das, nach dem Drama Marlowes bearbeitete, „Volksschauspiel", sowie das daraus abgekürzte „Puppenspiel vom D. Faust" folgen wesentlich den Spuren des Engländers. Doch tritt in beiden, namentlich aber im „Puppenspiel", ein neuer Zug hinzu, der ganz der bürgerlichen, volkstümlichen Dichtung, wie sie im 16. Jahrhundert in Deutschland blühte, angehört. Es ist das die Betonung des Vorzuges, welchen der einfache, gesunde Menschenverstand des Ungelehrten vor der sich erleuchtet dünkenden Weisheit des Hochgebildeten habe. Diesen Zug, der schon viel früher eine typische Ausprägung in dem Volksbuch „Salomon und Morolf oder Marcolf" erhielt, tritt hier darin hervor, daß der Diener Fausts, Casparle, sich nicht nur der Teufel, als diese ihn „holen" wollen, zu erwehren weiß, sondern daß er auch mit ihnen ein neckisches Spiel treibt, während sein Herr, der hochgelehrte D. Faust, ihnen zur Beute wird.

Mehr als anderthalb Jahrhunderte lang beschäftigte und beherrschte die Faustsage lediglich die Volksbühne. Der Erste, welcher dieselbe wieder der Kunstdichtung anzueignen unternahm, war Lessing. Leider besitzen wir von seinem „D. Faust" nur wenige Szenen, und auch diese nur aus zweiter, dritter Hand. Das Ganze war angeblich fertig; Lessing nahm das Manuskript auf eine Reise nach Wien mit, schickte es aber (vielleicht weil er fürchtete, es könne unterwegs etwas damit geschehen) nach Braunschweig zurück. Die Kiste, worin es mit mehreren Schriften zusammen sich befand, kam nicht an und ist spurlos verloren geblieben.

Nach den dürftigen Mitteilungen, welche wir über das Lessingsche Drama teils durch des Dichters Bruder, Karl Lessing, teils durch zwei ihn Befreundete, v. Blankenburg und Engel, erhalten haben, (die sich gegenseitig bestätigen und ergänzen), hätte dasselbe in ähnlicher Weise begonnen, wie das Volksschauspiel, nämlich mit einer Konferenz der Teufel unter dem Vorsitz des obersten der Teufel, der hier das eine Mal Satan, das andere Mal Beelzebub genannt wird. Die Versammlung findet in einem zerstörten Dome statt; die Teufel sitzen auf umgestürzten Altären. Die Szene erinnert aber auch an die bekannte Szene der Hekate und der Hexen im Macbeth Shakespeares, und es ist wahrscheinlicher, daß Lessing sie daher entnommen habe. Satan läßt sich von seinen Unterteufeln berichten, was ein jeder im Dienste der Hölle gethan und vollbracht habe. Er ist mit allen unzufrieden; nur als der letzte der Teufel davon spricht, „er habe einen denkenden, einsamen Jüngling gefunden, ganz der Weisheit ergeben, ganz nur für sie atmend, jeder Leidenschaft absagend außer der für die Wahrheit — der Hölle gefährlich, wenn er einst Lehrer würde" — da ruft Satan aus: „Trefflich, herrlich!" Als der Unterteufel bekennt, er sei vergebens von allen Seiten um die Seele dieses Jünglings herum geschlichen, habe aber keine Schwäche gefunden, fragt Satan: „Hat er nicht Wißbegierde?" Und auf die Bejahung dieser Frage fährt Satan fort: „So überlaß ihn nur mir! Das ist genug zum Verderben". Dann hebt er die Versammlung auf, um sich sofort an sein Werk, die Verführung Fausts, zu machen.

Es ist bezeichnend, wenn schon nicht überraschend, daß der Mann des scharfen Denkens, der Mann, welcher den charakteristischen Ausspruch that: „wenn Gott ihm die Wahl ließe zwischen dem Besitz der vollen Wahrheit und dem nie rastenden Streben nach Wahrheit, so würde er das Letztere wählen, denn die volle Wahrheit sei nur für Gott selbst!" — daß dieser Mann, Lessing, seinen Faust durch ein Übermaß von Wißbegierde, d. h. durch das vermessene Verlangen, die volle Wahrheit zu besitzen, dem Teufel eine verwundbare Stelle bieten lassen wollte. Was man über den weiteren Plan Lessings aus der oben genannten Quelle erfährt, klingt beinahe zu abenteuerlich, als daß man es einem so klaren Kopfe wie Lessing zutrauen möchte. Satan sollte wirklich den Faust bei seiner Wißbegierde gefaßt und ihn so weit gebracht haben, daß er, Satan, sich bereits seines Sieges sicher wähnt, da sollte von oben eine Stimme ertönen: „Triumphiere nicht! Wen du besiegt, ist nicht Faust, sondern ein demselben durch Gottes Veranstaltung untergeschobenes Phantom!" Faust selbst sollte

nun wieder erscheinen und sollte sich als durch das Schicksal, welches beinahe ihn ereilt hätte, von seinen übermäßigen und gefährlichen Wissensdrange geheilt bekennen.

Diese ganze Wendung erinnert stark an Calderons „Das Leben ein Traum", welches Lessing natürlich kannte. Aber es ist doch kaum zu glauben, daß ein Lessing sich hätte einbilden können, das Rätsel der Faustsage sei so leichten Kaufes zu lösen. Doch dem sei, wie ihm wolle, interessant ist es jedenfalls, zu sehen, wie von den beiden Dichtern, welche zuerst die Faustsage dramatisiert haben, der eine nach seiner nationalen, der andere nach seiner individuellen Eigentümlichkeit ihr ein besonderes Gepräge giebt.

Der Ruhm, alle drei Seiten des Faustschen Wesens — den Drang nach Wissen, nach Macht und nach sinnlichem Lebensgenuß — zu Momenten eines Dramas von weltgeschichtlicher Bedeutung verwertet und jede derselben zu höchster Anschaulichkeit herausgearbeitet zu haben, blieb dem universellen Dichtergenius eines Goethe vorbehalten.

Faust hat mit Hülfe der Magie die tiefsten Einblicke in das Innere der Natur gewonnen und ist dadurch für den Augenblick so ganz befriedigt, daß er entzückt ausruft:

„Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich seh' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen,
Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchdringen!"

Allein die Befriedigung ist keine volle und dauernde. „Welch' Schauspiel!" hören wir Faust alsbald sagen, „aber ach, ein Schauspiel nur!" Ihn drängt's, die Natur nicht blos zu erkennen, sondern auch zu beherrschen; ihn verlangt es nicht blos nach Wissen, sondern nach Thaten:

„Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh', der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen."

Jedoch der „Erdgeist", der „in Lebensfluten, im Thatensturm auf- und abwallt", und „der Gottheit lebendiges Kleid webt", verweist ihn an „den Geist, den er, Faust, begreift." Und so wirft sich Faust diesem dritten Geist in die Arme, dem Geiste sinnlichen Genusses, der ihm „ein epikuräisch' Leben" verspricht. Zu ihm, dem Mephistopheles, sagt Faust:

„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nde Leidenschaften stillen!"

Auf ein solches Programm schließt er mit ihm den Pakt.

Die Nachtreter Goethes auf dem von ihm vorgezeichneten Wege, deren Zahl Legion ist, haben insgesamt (wie Goethe dies vorausgesagt) nur Variationen zu dem von dem Meister angeschlagenen Thema geliefert, mehr oder minder gelungene oder mißlungene (häufiger das Letztere), aber nichts Neues der genialen Dichtung hinzuzufügen vermocht.

Bemerkenswert ist auch noch der Gegensatz der drei Faustdichter in Bezug auf das endliche Schicksal, welches sie ihren Helden angedeihen lassen. Marlowe, sich gänzlich an die Sage haltend, überliefert seinen Faust wirklich den Teufeln. Diese Scene gehört zu den großartigsten nicht nur in dem Marloweschen Drama, sondern vielleicht überhaupt im Bereich der tragischen Dichtung. Es sei mir vergönnt, sie hier wiederzugeben.

Zuerst spricht Faust, noch ganz des titanischen Trotzes voll, zum Mephistopheles:

„Geh', trag' zum großen Lucifer die Zeitung,
Sag', Faustus ist dem ew'gen Tod verfallen;
Sag', seine Seele übergiebt er ihm,
Wenn er ihn vierundzwanzig Jahre lang
In allen Erdenfreuden hin läßt leben."

Und dann zu sich selbst:

„Mein Herz ist Stein, ich kann nicht mehr bereu'n,
Kaum kann ich Glauben, Heil und Himmel nennen,
Ich bin entschlossen. Faust soll nicht bereu'n!"

Als aber die in dem Pakt mit der Hölle ihm gestellte Frist abgelaufen ist, da sinkt sein trotziger Mut und er giebt seiner Verzweiflung in den folgenden Worten Ausdruck:

(Es schlägt 11 Uhr.)

„Faust! o Faustus!
Jetzt hast du nur ein Stündlein noch zu leben,
Und dann bist du verdammt in Ewigkeit.
Steht still, ihr nimmermüden Himmelssphären,
Und hemmt den Lauf der Zeit eh' zwölf sie schlägt!
Natur, schlag auf dein schönes Aug' und gieb
Uns ew'gen Tag! Die Stunde werd' zum Jahr,
Zum Mond, zur Woche, nur zu einem Tag,
Daß Faust bereu' und seine Seele rette!
O, Berg' und Hügel, kommt und fallt auf mich,
Und deckt mich vor des Himmels schwerem Zorn!
Ihr Sterne, die mir die Geburt regiertet,
Zieht mich empor gleich einem Nebeldunst
In jener schwarzen Wolke schwangerem Schoß,
Daß mein Gebein aus ihres Schlundes Dampf
Sie speie, wenn die Stürme sie zerreißen,
Doch meine Seele laßt zum Himmel schweben!"

(Es schlägt 12 Uhr.)

„Es schlägt, es schlägt! Nun, Leib, zerfließ in Luft!
Sonst trägt dich flugs zur Hölle Lucifer.
O Seele, schmelz' in kleine Wassertropfen,
Fall' in den Ozean, daß dich keiner finde!

(Donner. Die Teufel kommen.)

O Gnade, Himmel! Schau' so stolz nicht nieder!
Ottern und Schlangen, laßt mich atmen noch!
Klaff', schwarze Hölle, nicht! Fort, Lucifer!
O Mephistopheles! Ins Feu'r die Bücher!"

(Die Teufel zerreißen ihn.)

Chor:

„Faust ist dahin! Betrachtet seinen Sturz,
So daß sein Mißgeschick den Klugen warne,
Verbot'ner Weisheit grübelnd nachzugeh'n,
Denn ihre Tiefe lockt vorschnellen Erdenwitz,
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nütz.[2])

[2]) Daß Goethe in seiner Jugend Marlowes Faust gekannt habe, ist nicht wahrscheinlich, da Marlowe überhaupt in Deutschland damals noch nicht bekannt war. Lessing erwähnt zwar in seiner „Theatralischen Bibliothek" vom Jahre 1754 diesen Dichter (er nennt ihn Marloe), und führt an: „unter seinen sechs Stücken ist auch ein Doktor Faust," allein der Umstand, daß er es bei dieser kurzen Notiz bewenden läßt, zeigt genugsam, daß er das Stück nicht kannte; wie hätte ein Lessing sonst so wortkarg an einem solchen Stück vorübergehen können? In der Dodsleyschen Sammlung, deren sich Lessing

Lessing und Goethe, beide suchen ihren Faust zu retten, Lessing freilich (wenn wir den Berichten über seinen Plan Glauben schenken müssen) auf eine sehr äußerliche Weise, Goethe dadurch, daß er denselben (im II. Teil) von seiner Unersättlichkeit zurückkommen und eine ganz neue Lebensrichtung einschlagen, sich einer praktisch-humanen Thätigkeit, der des Kolonisierens, der Ansiedlung einer Menge von Menschen auf einem dem Meere abgewonnenen Boden, hingeben läßt, was dann die himmlischen Geister zu dem Ausspruch ermächtigt:

> „Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen."

Doch ich kehre von dieser Abschweifung über die Faustdichtung noch einmal zur Faustsage zurück.

In dem Doktor Faust gipfelte, wie oben gesagt, jener Sagenkreis, der sich wie ein roter Faden durch das ganze Mittelalter hindurchzieht. Mit ihm schließt derselbe aber auch ab. Eine zweite Persönlichkeit nach Faust, an welche die gleiche Sage sich geheftet hätte, ist nicht bekannt. So viele Vorgänger der Doktor Faust gehabt hatte, so wenig hat er einen Nachfolger gefunden. Es ist, als ob der Triebkeim, aus welchem jene Sage früher immer von Neuem herauswuchs, seitdem erstorben wäre.

Nicht, als ob der Glaube an Zauberei, an den Teufel und Teufelsbündnisse mit der Reformation aufgehört hätte. Im Gegenteil, derselbe wucherte im 16. und 17. Jahrhundert nur immer lustiger fort. Das bekunden die massenhaften Hexenprozesse, die sich durch diese ganze Periode hindurch-, ja noch bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hereinziehen. Die protestantische Kirche unterschied sich darin nicht von der katholischen; der Teufelsglaube galt ihr recht eigentlich als das Wahrzeichen eines echten Lutheraners. Allein diesem greulichen Treiben mit dem Aufspüren und der Verfolgung angeblicher Hexen fehlt jede Spur jenes tieferen psychologischen Ele-

bei seinem Berichte über die „Geschichte der englischen Schaubühne" bediente, fand er nun ein anderes Drama Marlowes, „Eduard II". In seinem Alter war Goethe mit Marlowe bekannt, das ersehen wir aus Eckermann (3. Teil S. 26 f.). Als Eckermann der Zeitgenossen Shakespeares und darunter auch Marlowes Erwähnung thut, führt der Altmeister in einem prächtigen Bilde aus, wie Shakespeare gleich einem Montblanc inmitten anderer Bergesriesen stehe, ein Beweis, daß er auch Marlowe als einen nicht ganz unebenbürtigen Mitbewerber Shakespeares ansah. Das bezeugen wohl auch die angeführten Stellen aus Marlowes Faust.

mentes, welches der Faustsage und den ihr ähnlichen einen so poetischen Reiz verlieh.

Nicht anders verhält es sich mit jenen „Wunderthätern", die nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehrfach in Deutschland, namentlich an den Höfen, herumschwärmten, sich der Gabe der Weissagung und des Besitzes von Lebenselixieren, Goldtinkturen u. s. w. rühmten und damit Vornehm und Gering betrogen — jener St. Germains, Cagliostros, Gaßners, Schröpfers und wie sie alle hießen. Etwas Faustisches im höheren Sinne ist an keinem derselben zu bemerken, und von Faustischen Seelenkämpfen, die sie bestanden hätten, hat man niemals etwas gehört. Sie waren einfache Schwindler.

Wohl aber entstand im letzten Drittteil des vorigen Jahrhunderts eine tiefgehende Erregung der Geister, welche einigermaßen an die des 13. und des 16. Jahrhunderts erinnerte und welche einen ergiebigen Fruchtboden für neue Faustiaden bot. Es war die Zeit des „Sturmes und Dranges" oder der sogenannten „Kraftgenies" in der deutschen Litteratur. Die verschiedenartigsten Elemente — Klopstockscher Gefühlsdrang und Wielandscher Epikureismus, Ossiansche Überempfindsamkeit und Rousseauscher Kulturhaß, der „Ekel vor dem tintenkleckfenden Säkulum" und vor dem „philisterhaften Leben", in welchem eine feurige Jugend beim Mangel großer nationaler oder weltbürgerlicher Interessen „sich hinschleppen" sollte — dieses Alles wirkte zusammen, um einen Kreis höherstrebender und leidenschaftlich empfindender Jünglinge aus den geregelten Bahnen der bestehenden Ordnung hinauszudrängen und zu kühnen Ikarusflügen in ein Luftreich von Träumen und Wünschen zu verführen. Diese modernen Fauste wurden zwar nicht vom Teufel geholt, allein manche davon verfielen entweder dem Wahnsinn oder verzehrten sich in aufreibender Ungeduld, weil sie unfähig waren, jenes Höchste zu erreichen, wonach ihre Seele lechzte. Nur Einem, dem gottbegnadeten Dichterjüngling Goethe, war es gegeben, jenes tragische Rätsel der Menschennatur, das Ringen des Endlichen nach Erfassung eines Unendlichen, erst in sich selbst durchzukämpfen, dann in höchster Vollendung dichterisch zu gestalten und so der mittelalterlichen Faustsage den verklärenden Glanz poetischer Weihe zu verleihen.



Zur Geschichte der Uniform in Deutschland.

Von Georg Liebe.

Für unsere moderne Anschauung ist die Uniform soweit zum unterscheidenden Merkmal des Soldaten, zum Symbol der in der Gesamtheit aufgehenden Einzelpersönlichkeit geworden, daß es uns merkwürdig berührt, sie erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts allgemein eingeführt zu wissen. War sie doch noch 1800 bei der französischen Armee nur unvollständig; der Maler A. Adam, der damals als Knabe zu Nördlingen französische Grenadiere zeichnete, bemerkt, daß nur Rock und Hut das Regiment bezeichneten, die Hosen z. B. häufig quadrilliert waren, weil sie aus Bettüberzügen bestanden [1]). Umgekehrt aber finden sich in den vorhergehenden Zeiten bis in das frühere Mittelalter zahlreiche Ansätze zur Ausbildung einer Uniform, die nie über diese erste Stufe hinaus gelangten. Denn die Uniform ist der Ausdruck der Unterwerfung unter eine Autorität, wie sie weder die Selbstherrlichkeit des Rittertums noch das vaterlandslose Söldnerwesen kannten, die ihren Kriegsdienst nicht als Unterthanenpflicht, sondern kraft persönlicher Verpflichtung der Lehnstreue und des Dienstvertrages leisteten. Die Uniform knüpft sich an den Gedanken des miles perpetuus, sie entwickelt sich in Deutschland zur Zeit des Großen Kurfürsten parallel der Verstaatlichung der Regimenter und taucht vorher stets in Verbindung mit der allgemeinen Wehrpflicht

[1]) Autobiographie hrsg. v. Holland.

auf, am frühesten da, wo diese zuerst zum Ausdruck kam: in den Städten.

Ansätze zur Uniformierung bot der überall dem Typischen zugewendete Sinn des Mittelalters schon in der Sitte der Standestrachten, unter denen die mönchisch-kriegerische der Ordensritter dem Begriff der Uniform ganz nahe kommt. Es bestand eine wenigstens durch die Gewohnheit gestützte Anschauung, daß der ritterlichen Tracht die rote Farbe gebühre. Die Ritter im Rat von Basel trugen sie noch, als die allgemeine Sitte für die Ratstracht schwarz angenommen hatte [2]). Auch ist es wohl gestattet, hier eine Bedingung aus dem Vertrage über die Freilassung Königs Waldemars von Dänemark durch den Grafen von Schwerin anzuführen: Kleidung für 100 Ritter, für jeden zehn Ellen flandrischen Scharlach und $2^1/_2$ Zimmer Buntwerk [3]). Früh hatte man ein Gefühl für den Eindruck der Stattlichkeit, den Gleichförmigkeit der äußeren Erscheinung hervorbrachte, daher wird sie besonders bei Gelegenheiten der Repräsentation gepflegt, indem man wenigstens die Wappenröcke in Übereinstimmung brachte. Wie die Sage solches von Lanzelots 1000 Rittern berichtet [4]), so die geschichtliche Überlieferung von fürstlichem Gefolge freilich weit kleinerer Zahl. Zuerst erscheint nur die allgemeine Bezeichnung einheitlicher Kleidung, so bei den 40 Rittern, die Richard, Grafen von Gloster, an dem päpstlichen Hof begleiteten 1250, den 50 des Grafen von Henneberg 1266, den 300 Bischof Konrads von Straßburg bei König Albrechts Krönung 1298, den 400 Herzog Friedrichs von Österreich auf dem Reichstag zu Speier 1309 [5]). Im letzten Falle wird zum ersten Mal der Ausdruck vestitura uniformis gebraucht. 1486 wird an dem Gefolge des Herzogs Otto von Baiern beim Turnier in Nürnberg schwarze Kleidung erwähnt, 1489 an dem des Königs beim Einzug in Nürnberg rote — das erste mal betrug die Zahl 180, das zweite Mal 200 Pferde [6]). Den Fürsten ahmten die Städte nach. Bei dem berühmten Turnier der Magdeburger Konstabeln 1180 erschienen die Städte in sonderlichen Wappen und Farben, so die Braunschweiger in grünen, Augsburg sandte 1451 im Gefolge König Friedrichs nach Rom einen Bürgermeister, einen Doktor

[2]) Roth v. Schreckenstein, Ritterwürde u. Ritterstand S. 326.

[3]) Mecklenbg. Urk.-B. I S. 317.

[4]) A. Schulz, Höfisches Leben II S. 190.

[5]) Matthaeus Parisiensis; Roth v. Schr. l. c. S. 183; Chroniken deutscher Städte VIII S. 63; Böhmer Fontes I S. 361.

[6]) Chroniken d. St. XI S. 494, 503.

und 14 Gesellen, blau gekleidet [7]). Aber die angeführten Fälle einer Uniformität galten nur dem Prunk bei feierlichen Anlässen, ihrer dauernden Anwendung widersprach schon der Individualismus des Rittertums, dessen Wappen gerade den Zweck hatten den einzelnen kenntlich zu machen, wie seine Taktik nur in einer Reihe von Zweikämpfen bestand. Um unerkannt zu bleiben, legte Ludwig der Baier bei Mühldorf mit mehreren der Seinen denselben blauen Wappenrock mit weißen Kreuzen an. Nur ein ständiger Dienst veranlaßte ein Aufgeben der eigenen Persönlichkeit soweit, daß das Hofkleid dessen Ausdruck wurde. Schon 1293 erklärten die Magdeburger Ratmänner für ratsunfähig, wer des Fürsten Kleidung nehme d. i. Ministerial wäre; nachdem während des 15. Jahrhunderts im Erzbistum Trier das Hofkleid häufig als Teil der Besoldung erwähnt worden ist, befiehlt der Erzbischof 1496, 31. Juli, dem Grafen von Manderscheid mit 12 Pferden in überschickter Hofkleidung und Farben mit ihm zu reiten [8]). Nicht den Dienst des Staates, sondern des Fürsten bezeichnete das Hofkleid, es war weniger Uniform als Livree. Eine bestimmte Kleidung im öffentlichen Dienste und zwar vorzugsweise in kriegerischer Verwendung findet sich zuerst in den Städten, wenn auch erst vom 15. Jahrhundert häufiger nachweisbar; gingen sie ja doch in der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht den Territorien voraus, und auch taktisch trat hier der einzelne nicht hervor. Wie die Ratsdiener mit ihrem Sold auch Kleidung empfingen, so liebte man es, bei Auszügen der Bürger wie geworbener Mannschaft die Gemeinsamkeit des Zweckes äußerlich zum Ausdruck zu bringen, zuerst in den Wappenröcken, die schon 1351 die Limburger Chronik auch bei Bürgern erwähnt, dann in wirklichen Uniformen. Die Berner zogen 1365 1500 Mann stark aus in weißen Wappenröcken mit dem schwarzen Bären; den Straßburger Ausbürgern wird um dieselbe Zeit geboten, sich in Wappenröcken mit der Stadt Wappen vor den Hauptleuten zu stellen [9]). Die Uniformfarbe war auch beim städtischen Kriegsvolk mit Vorliebe rot, so in Ulm bei den 400 Knechten, die im 14. Jahrhundert gegen Albrecht von Baiern auszogen, bei den Nürnbergern im Schweizerkriege 1499 [10]), oder rot und weiß, wie

---

[7]) Chron. d. Städte VII S. 169; V S. 208.

[8]) Chron. d. Städte VII S. 172; Görz Regesten d. Erzbischöfe.

[9]) Barthold, Gesch. d. Kriegswesens d. Deutschen II S. 76; Stenzel, Kriegsverfassung Deutschlands S. 162.

[10]) Barthold l. c. II S. 83, 184.

1504 bei Nürnbergs Auszug gegen den Pfalzgrafen und in Worms, 1532 bei den 300 Landsknechten, die Görlitz zum Türkenkriege stellt [11]). Im letzten Falle werden die Farben als die der Stadt bezeichnet. In schwarz und weiß zieht das Frankfurter Messegeleit von 111 Mann 1464 die Limburger Kaufleute einzuholen aus, 1512 das 400 Mann starke Kontigent der altmärkischen Städte unter Protest gegen die Neuerung [12]). Die stärkste Schar, welche erwähnt wird, ist die von 1500 Mann, 1475 aus Köln dem Kaiser zuziehend, den letzten Fall bietet 1588 die Nürnberger Reichshilfe [13]). Auch in friedlichen Zeiten findet sich der Brauch. Bei dem Umritt, den 1547 auf S. Georgsabend Hermann von Weinsberg als Rittmeister der Stadt Köln hielt, trugen er und seine 58 Genossen über der Rüstung schwarze Panzerschurze mit rot und weißem Besatz [14]). 1605 kleidete die Stadt Erfurt 92 angeworbene Soldaten in blaue und weiße Röcke [15]).

Mit dem Auftreten der modernen Massenheere verschwand zwar der taktische Individualismus, aber nicht der der Erscheinung. In dem buntscheckigen Gewimmel der Landsknechtshaufen kam die Einheit der Partei nur in den Feldbinden zum Ausdruck. Ein hierbei leicht möglicher Irrtum hat vielleicht den Tod des Kurfürsten Moriz verschuldet. Denn da seine Leute rote und weiße Feldbinden trugen, die Markgräflichen rote, so ist die Vermutung aufgestellt worden, es könne ihn, durch die staubgeschwärzte Farbe getäuscht, einer von den eigenen Leuten getroffen haben [16]). Nur die straffe Organisation des Ordensstaates hatte im 15. Jahrhundert bei seinen Fußsöldnern, den damals allgemein so genannten Trabanten, die Anfänge einer Uniform, nämlich rote Hosen, eingeführt [17]). Trabanten werden auch fernerhin häufig als uniformiert genannt, aber der Begriff änderte sich; seit dem 16. Jahrhundert gehören sie zum Hofgesinde, zuerst zu Fuß, mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Pferde. So ist 1625 am brandenburgischen Hofe rote Tracht der Trabanten im Gegensatz zur blauen der Garde bezeugt [17]). 1616 wurden bei einer Taufe am mecklenburgischen Hofe 34 Trabanten von den Städten

[11]) Chron. d. St. XI S. 671; Monumenta Wormat. S. 486; Lausitzer Magazin Bd. 51 S. 162.

[12]) Janssen, Geschichte d. deutschen Volkes I S. 369; Stenzel l. c. S. 196.

[13]) Chron. d. Städte, Köln III S. 839; dgl. XI S. 716.

[14]) Buch Weinsberg I S. 262.

[15]) St.-A. Magdeburg.

[16]) Archiv f. sächs. Gesch. III S. 231.

[17]) v. Ledebur, Das Trabantenwesen i. Zeitschr. f. preuß. Gesch. u. Landeskunde VII.

gestellt, für welche eine Uniform vorgeschrieben war[17]. Wir sehen hier also wieder nur den Fall der längst üblichen Hofkleidung vor uns, ebenso wenn die nicht am Hofe lebende Ritterschaft aus Gründen der Repräsentation in gleicher Tracht erscheint, die regelmäßig sehr kostbar war. 1569, 9. August, forderte Herzog Julius von Braunschweig Domkapitel und Ritterschaft von Halberstadt auf, zehn Vertreter zu seiner Huldigung zu senden; dieselben sollten mit je vier Pferden in schwarzer Kleidung mit Sammetverbrämung und goldenen Ketten erscheinen[18]. Den Vasallen, die Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, postulierter Administrator von Halberstadt, 1610 zu einer Reise außer Landes aufbot, wurde roter Sammetrock mit goldenen Schnüren — die Farben des Hauses — vorgeschrieben[19]. Einzig das persönliche Verhältnis zum Fürsten bezeichnen diese Prunkkostüme; im Dienste des Staates dagegen erscheint die Uniform in Verbindung mit dem zuerst im 16. Jahrhundert in den Territorien auftauchenden Gedanken einer allgemeinen Wehrpflicht der Landesunterthanen. Die schon von Macchiavelli und um die Mitte des Jahrhunderts von Lazarus von Schwendi, Kriegskommissar Karls V, vertretene Idee nahm ein deutscher Fürst auf, dessen Thätigkeit auf organisatorischem Gebiet von der größten Bedeutung gewesen ist, Graf Johann von Nassau, ein Vetter des Prinzen Moriz von Oranien, Befehlshaber des von seinem Vater aus Anlaß der niederländischen Kriegsgefahr eingerichteten Ausschusses, einer Miliz, der alle Waffenfähigen angehörten, hat er diesen Standpunkt auch wissenschaftlich vertreten. Ein in den neunziger Jahren verfaßter „Diskurs" befürwortet den Nachteilen des Söldnerwesens gegenüber die Bewaffnung der Landeskinder und hebt dabei auch den Einfluß einer bestimmten Tracht auf die Stärkung des Selbstbewußtseins hervor. Die Fähnlein will er, wohl mit Rücksicht auf den Lederstoff der Wämser, durch die Farbe der wollenen Hosen unterschieden wissen[20]. Durch ihn beeinflußt wurden die Bestrebungen des Landgrafen Moriz von Hessen, deren Resultat eine 1600 erlassene „Instruktion", die erste gedruckte Wehrordnung nebst Übungsvorschriften war. Auch er schlägt vor, die Regimenter durch die Farbe der Beinkleider, die Kompagnien durch Abzeichen an den Röcken zu unterscheiden[21]. Denselben Ton

---

18) Zeitschr. d. Harzvereins VI S. 529.
19) ebd. I S. 360.
20) Jähns, Gesch. d. Kriegswissenschaften S. 574 f.
21) ebd. S. 887.

hat später Justus Möser in seinen patriotischen Phantasien angeschlagen, wenn er zur Hebung des Ehrgefühls der städtischen Bevölkerung für deren militärische Übung und Uniformierung eintritt[22]). Bei den im Anfang des 17. Jahrhunderts in den verschiedensten deutschen Territorien in Angriff genommenen Versuchen, die alten Lehndienste und Landfolgen zu militärischer Verwendung zu organisieren, kehrt die Vorstellung von der Notwendigkeit der Uniformierung immer wieder. Im Kurfürstentum Sachsen diente diesem Zwecke das Defensionswesen, Ritterpferde und Defensioner zu Fuß umfassend. Schon 1610, 1. April, erließ Kurfürst Christian der Andere ein Mandat an seine Lehnleute, „welche uns mit Ritterdienst verbunden", er sei, wie schon bei der Musterung 1608 zu Tage getreten, „bedacht, wie bei anderen Kur- und Fürsten bräuchlich, eine gewisse Liberey unseren Landen anzuordnen und dieselbe forthin zu gebrauchen", die sie bis zum 1. Juli fertig stellen sollten. Die kostbare Tracht des Ritters ist schwarz mit goldenen Verzierungen, die seines Knechtes entsprechend, aber einfacher. Dem Mandat liegt eine geschickt ausgeführte Federzeichnung bei[23]). Dieselbe Vorschrift wird in der ersten Defensionsordnung 1613 wiederholt und auch gelbe Farbe der Schärpe und des Federbusches angegeben, sodaß diese Paradeuniform die Hausfarben darstellt. Die achtzehn Fähnlein Fußvolk sollten grauen Tuchrock mit rotem Kragen, kurze Tuch- oder Lederhosen und rote Strümpfe tragen[24]). In Verbindung mit der 1618 erfolgten Zusammenziehung der zwölf Kornet Ritterpferde aus zwei Regimentern in eins, wurde eine mehr für den praktischen Gebrauch geeignete Uniform vorgeschrieben, nämlich außer Helm und Küraß ein Waffenrock (Casaque) aus Tuch, unten mit fünf Streifen besetzt. Die Farbe beider unterschied die Kornets, z. B. trug das erste schwarz mit gelben Streifen, das zweite weiß mit blauen u. s. f.[25]) Die 1615 verfaßte Denkschrift über Aufstellung eines Ausschusses für Brandenburg nach kurpfälzischem Muster setzt 2600 Thaler an für 2500 Kasacken des Fußvolkes[26]). Auch das Protokoll der Kriegskosten des Oberbarnim führt den Preis der Kasiake für einen Soldaten (drei

---

[22]) ebd. S. 2163.

[23]) Staatsarchiv Magdeburg.

[24]) v. Friesen, Defensionsverfassung in Archiv f. Sächs. Gesch. I.

[25]) ebd.

[26]) Meinecke, Reformpläne für die brandenburgische Wehrverfassung i. Koser, Forschungen I 2 S. 119.

Thaler) auf [27]), was gemeinschaftliche Lieferung voraussetzt. Die zahlreichen Milizversuche scheiterten sämtlich an der Unmöglichkeit, mit dem ungeschulten Material den Anforderungen der modernen Kriegführung zu genügen und im dreißigjährigen Kriege triumphierte noch einmal das Söldnertum in zügellosester Weise. Unter solchen Umständen verboten sich Uniformen von selbst, schon wegen des häufigen Parteiwechsels; ihre Stellen vertraten immer noch leicht zu ändernde Abzeichen, besonders Feldbinden. Das einzige Symbol der Zusammengehörigkeit war die Fahne, von deren Farbe man die Regimenter zu benennen pflegte, z. B. das berühmte gelbe Leibregiment Gustav Adolfs. Gleichförmige militärische Trachten sah erst die Zeit nach dem großen Kriege, zuerst in Frankreich, jedoch noch nicht bei den Generalen. Sein Vorbild hat wohl auf Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg gewirkt, der in den achtziger Jahren zuerst in Deutschland die neue Einrichtung durchführte; ihm folgte bald Österreich. In den beiden ersten Jahrzehnten seiner Regierung scheint der frühere Zustand obgewaltet zu haben, daß jeder sich von seinem Solde kleiden mußte; einen Übergang bildeten die Lieferungen des Materials, die der Oberst im Interesse des guten Aussehens und der billigen Beschaffung am besten selbst in die Hand nahm [28]). Noch 1683 wird in einem Musterungsbericht über starke Ungleichmäßigkeiten in der Uniform der kurfürstlichen Garde Klage geführt [29]). Die Hauptfarbe scheint nach den zerstreuten Nachrichten von jeher blau gewesen zu sein, wenigstens für die Gemeinen. Hauptquelle sind die Gobelins mit Darstellungen aus dem Schwedenkriege (im Hohenzollern-Museum zu Berlin); die Oberoffiziere tragen hier kriegerische Kavaliertracht [30]). Das einzige überlieferte Beispiel einer Regimentsuniform bieten die bis in's kleinste genauen Angaben der Mundierung des Regiments Anhalt zu Pferd und zu Fuß; das erstere trug graue Röcke, Hosen von Elensleder, schwarze Hüte, das zweite blaue Röcke, Hüte, bocklederne Hosen; Offiziere und Spielleute waren durch abweichende Tracht ausgezeichnet [31]).

---

[27]) Märkische Forschungen XVII.

[28]) v. Schroetter, Die brandenburgisch-preußische Heeresverfassung unter dem Großen Kurfürsten (Schmoller, Forschungen XI 5).

[29]) v. Ledebur a. a. O.

[30]) Brock, Brandenburgisch-Preußische Uniformen (Beilage zur Uniformenkunde von Knötel).

[31]) v. Mülverstedt, Die brandenburgische Kriegsmacht unter dem Großen Kurfürsten S. 606.

Es waren die Jahre, in denen das Genie eines Leibnitz mit den Fragen der Heeresorganisation beschäftigt, die Wichtigkeit der Uniform auch in taktischer Hinsicht erkannte [32]), in denen der Große Kurfürst an Stelle des Söldnerhandwerkes auf Zeit den Dienst des stehenden Heeres erzwang; sein Kennzeichen war die Uniform.

---

[32]) Jähns a. a. O. S. 1184.



Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt.

Von Otto Rieder.

Dem, der in gewissen Teilen Bayerns und Österreichs daheim ist oder sie eingehender bereist hat, sind Totenbretter eine alltägliche und kaum mehr beachtenswerte Erscheinung; für jeden Anderen etwas Fremdartiges und Eigentümliches. Nicht überall haben sie gleiche Aufnahme gefunden. In Oberbayern erscheint ihr Auftreten namentlich an das Flachland zwischen Lech und Isar, an das Gebiet der Ammer und Amper, des Würmsees, sowie der Alpen gebunden. Aber auch innerhalb dieser Beschränkung waltet manche Verschiedenheit ob. Während man z. B. im ganzen Bezirksamt Miesbach, also um die Märkte Holzkirchen und Miesbach, um den Tegern- und Schliersee, trotzdem diese bereits den Fuß des Gebirges berühren, nichts von Totenbrettern bemerkt, zeigen sie sich wohl vertreten in den östlichen Grenzämtern des Königreichs, Laufen, Traunstein und Berchtesgaden, auf der Stoisser Alm, um Teisendorf, Inzell, Reichenhall, Berchtesgaden u. s. w. Zahlreich trifft man sie ferner im anstoßenden Tirol, und von da erstrecken sie sich durch das Salzburgische — hier vorzüglich im Pinzgau verbreitet — und den ehemaligen Traungau bis Kärnthen und Steiermark, welche Länder noch in Sprache und Sitte mit Bayern zusammenhängen, nachdem sich Jahrhunderte lang auch bayerische Herrschaft darin behauptet hat; ja selbst bei den deutschen Bauern um Ödenburg in Ungarn sollen welche vorkommen. In

Niederbayern gar sieht man sie an ungemein vielen Orten und oft in großer Menge bei einander, nicht minder noch tief in der Oberpfalz [1]), z. B. um Oberviechtach, und im benachbarten Böhmen, woselbst an der Moldau, Elbe und Iser die ältesten bajuvarischen Wohnsitze angenommen werden [2]). Jedoch lokalisieren sich da die Bretter insbesondere auf den schmalen Grenzstreifen, welchen die ehemaligen Gerichtsbezirke von St. Katharina, Hammern, Eisenstraß und Haidl einnehmen, also auf das künische Gebirge, das Angelthal und Umgegend, reichen indessen von dem Orte Neumark (nordöstlich Eschelkam) — die Stadt Neuern allein ausgenommen — über Eisenstein und Stubenbach [3]) bis nach Rehberg und Philippshütte (nördlich vom Lusen) [4]). Auch im Braunauer Ländchen, an der Grenze von Preußisch-Schlesien, sind Totenbretter mit dem Namen des Verstorbenen herkömmlich [5]). Was aber Bayern anlangt, so schließen sie im Oberfränkischen und zwar in der Regnitz- und Aischgegend ab [6]).

Wegen ihrer starken Verbreitung konnte die neuere Land- und Volksbeschreibung nicht umhin, darauf Rücksicht zu nehmen, freilich in um so kursorischerer Art, ein je weiteres Terrain die einschlägigen

---

[1]) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, Bd. II (1863), S. 322 f. (Kapitel 8. Volkssitte von Eduard Fentsch).

[2]) Prof. Dr. Sepp, Ein Volk von zehn Millionen oder der Bayernstamm, Herkunft und Ausbreitung über Östreich, Kärnthen, Steyermark und Tyrol. München 1882, S. 22 ff. u. 58.

[3]) Josef Bendel, Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wien und Teschen 1885 (Die Völker Österreich-Ungarns. Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen, Bd. II), Seite 158 f. — Friedrich Lauseker, Skizzen aus dem Böhmerwalde. (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 7. Jahrg. Prag 1869), Seite 17.

[4]) Dr. Wilhelm Hein, Die Todtenbretter im Böhmerwalde. Mit 2 *Tafeln u. 6 Text-Illustrationen. In den Mitteilungen der Anthropologischen* Gesellschaft in Wien. 1891. XXI. (der neuen Folge XI.) Bd., Seite 85—100. Der Verfasser, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien, giebt hier die Resultate seiner im Juli und August 1890 mit einem Empfehlungsschreiben des Fürsten von Schwarzenberg ad hoc unternommenen Wanderungen, sowie einer namhaften brieflichen und mündlichen Korrespondenz bekannt.

[5]) Dr. Johannes Sepp, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod. Beweis für die Einheit des Menschengeschlechts und die Urheimat Asien (Umschlagtitel: Internationale Hochzeits-, Tauf- und Totengebräuche). München 1891, S. 140.

[6]) Haas, Dr. Nikolaus, Über die heidnischen Grabhügel bei Scheßlitz und andere im alten Regnitzgau. Bamberg und Aschaffenburg 1829, S. 31 f.

Werke zu durchstreifen haben.[7]) Selbst die den bayerischen Wald ausschließlich behandelnden Schriften gehen mit Ausnahme Reders und v. Reinhardstöttners meist in kurzen Worten über unser Thema hinweg[8]). Genannte Autoren geben zugleich etliche Beispiele aus der jenen Brettern eigentümlichen Volkspoesie, ähnlich wie es für Oberbayern weiland der kgl. Gerichtsschreiber in Bruck, Franz Xaver Hartmann, in seinem verdienstvollen Essay „Sitten und Gebräuche in den Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode"[9]) gethan hat. In jüngster Zeit ist gerade jene Poesie selbst Gegenstand monographischer Bearbeitung geworden, allerdings nicht in der Weise, daß die Totenbretter ausschließlich berücksichtigt wären, sondern in Verbindung mit verwandten Erscheinungen. So in Abschnitt V der „Deutschen Inschriften an Haus und Gerät. Zur epigrammatischen Volkspoesie"[10]), überschrieben „An und in Kirchen". In engeren Grenzen hält sich die höchst dankenswerte Sammlung des Vorstandes der k. k. Universitätsbibliothek zu Innsbruck, Dr. Ludwig v. Hörmann, betitelt

---

[7]) Vergl. u. a. die schon zitierte Bavaria, Bd. I (Ober- und Niederbayern), Abschnitt „Volkssitte" von Felix Dahn, S. 413 und 994 f, wo indessen den faktischen Verhältnissen etwas Zwang angethan wird. — W. H. Riehl, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozial-Politik, 1. Bd.: Land und Leute. 2. verm. Aufl., Stuttgart und Augsburg 1855, S. 205 f. — Dr. Heinrich Noë, In den Voralpen, Skizzen aus Oberbaiern von einem Süddeutschen. München 1865 und 1871, S. 179 f. (Abschnitt „An der Amper") und 418 f. („Der Starnberger See und seine Ufer"). S. 180 sagt er: „Wer solche Totenbretter vor den Thoren Münchens sehen will, der gehe den Fußpfad, der von Pasing die Würm entlang nach Pipping führt. Dort habe ich auf einem Krautacker deren mehrere bemerkt."

[8]) Der Bayerische Wald (Böhmerwald) illustriert und beschrieben von Bernhard Grueber und Adelbert Müller. Zweite, sehr vermehrte Ausgabe, Regensburg 1851, S. 63 f.; Jos. Mayenberg, Führer durch den Bayerischen Wald und den angrenzenden Böhmerwald, 8. Aufl., Passau 1893, S. 26. — Der Bayerwald, geschildert und illustr. von Heinrich Reder, Regensburg 1861, S. 104—106; Karl v. Reinhardstöttner, Land und Leute im bayerischen Walde mit Zeichnungen von Otto E. Lau. 17. Bd. der Bayerischen Bibliothek. Bamberg 1890, S. 75—77.

[9]) Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte, Bd. XXXV (München 1875/76), S. 230—233. Auch Prof. Sepp giebt in seinem „Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod", S. 138, ein paar Proben.

[10]) Die 4., sehr vermehrte Auflage derselben (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz) kam 1882, die 5. im Jahre 1888 heraus. Obiger Abschnitt nimmt in der mir vorliegenden und allein zitierten 4. Ausgabe die Seiten 185—217 ein.

„Grabschriften und Marterlen“ [11]), indem sie sich auf „Grabkreuze und Leichenbreter“, „Todtenkapellen und Armeseelenbilder“, „Votivtafeln, Bildstöckeln und Feldkreuze“, sowie „Marterlen“ beschränkt; in jedem Bändchen kehren diese vier Abschnitte in der gleichen Reihe wieder. Der fleißige Sammler, der uns vermutlich noch mit einer dritten „Folge“ beschenkt, teilt uns in seinem ersten Bändchen an zerstreuten Stellen Inschriften aus dem bayerischen Walde mit [12]), und zwar als Abdruck aus einem Artikel B. Köhlers über „Leichenbreter und Leichenbretpoesie im Baierischen Wald“ [13]). Nicht wenige der bei v. Hörmann herausgegebenen Verse finden sich indessen schon in den „Deutschen Inschriften“ vor. Eine reichere Blumenlese giebt für unsern Bezirk Hein [14]) — außer einigen sonst bekannten oder mit unseren Beispielen zusammenfallenden etwa ein Dutzend neuer, welche dem Grenzgebiet entnommen sind und sich auf die Punkte Bodenmais, See-, Moos- und Arberhütte, Lohberg, Lam, Lambach und Stierberg verteilen. Im Sommer 1892 besprach Johannes Müller aus Bremen in drei Nummern der „Allgemeinen Zeitung“ [15]) „Die Poesie des Todes in den Alpen“, wobei er „die von ihm selbst auf seinen Reisen in den Alpen gesammelten Grabschriften“ wiedergiebt, und hierzu bemerkt, daß ein großer Teil derselben bereits in den v. Hörmannschen, von ihm benützten Büchlein vertreten sei. — Mit der inschriftlichen Seite, so interessant sie auch sein mag, erschöpft sich übrigens unser Stoff keineswegs, und sollte er auch — von den genannten und Kaiblers noch hinzuzufügender trefflicher Abhandlung [16]) abgesehen — sonstwo in Büchern und Zeitschriften der letzten Dezennien eine allseitigere

---

[11]) Zwei Bändchen, beide erschienen 1891 bei A. G. Liebeskind in Leipzig. Elzevier-Ausgabe (neuestens besprochen von dem Grazer Universitätsprofessor Dr. Gustav Meyer in seinen interessanten „Essays und Studien“, 2. Bd., Straßburg 1893, S. 157—160).

[12]) Zusammen acht Stück (S. 8, 17—20, 33, 35 u. 39).

[13]) Leipziger Illustrierte Zeitung Nr. 1649 vom 6. Februar 1875 (Bd. 64, Januar bis Juni), S. 96 f. Köhler hat sich, wie er sagt, durch wiederholte und genaue Betrachtung mit der Sache „recht vertraut gemacht“, sowie auch eine Originalzeichnung dazu geliefert (worüber später).

[14]) A. a. O., S. 93—95.

[15]) Beilagen Nr. 178, 180 und 181 (vom 2., 4. und 5. August 1892; Zeitungsnummern 213, 215 und 216).

[16]) F. Kaibler, Die Leichenbretter, in „Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde“. 59. Bd. (1891), S. 184—187.

Würdigung gefunden haben[17]), immerhin dürfte es kein überflüssiges Beginnen sein, auf Grund eigener, ausgedehnter Beobachtungen die Totenbretter im bayerischen Walde eingehend zu schildern, wobei fleißige Vergleiche mit den Nachbargebieten nur nützlich sein können. Der Verfasser hat den bayerischen Wald nach verschiedenen Richtungen durchquert und gerade jener eigentümlichen Seite des Volkslebens besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Um so mehr fühlt er sich in der Lage, solchen, die mit der Sache noch nicht vertraut sind und eine Belehrung nicht verschmähen, Näheres hierüber mitzuteilen.

Der Name Totenbretter — im Idiom des Waldlers Toudnbröder — ist der in Schrift und Wort jetzt allgemein übliche, weit seltener hört man von „Leichenbrettern“[18]). Lediglich dem Volksmunde eigen sind die Ausdrücke Reebretter[19]) oder Rechbretter[20]), welche sich inhaltlich mit den beiden anderen decken; denn rê bedeutete im Mittelhochdeutschen in erster Linie den Leichnam, daneben das Leichenbegängnis und die Totenbahre, ja selbst Tod, Tötung, Mord

---

[17]) Es ist schwer, über einen Gegenstand, welcher der feuilletonistischen Bearbeitung so nahe liegt, die Litteratur vollständig zusammenzubringen. Der Verfasser hat sich zwar, wie seine Zitate bezeugen dürften, nach allen Seiten möglichst umgesehen — von za. 100 Büchern, die er benützt, lieferten etwa 70 mehr oder weniger Einschlägiges; nahezu ein Dutzend konnte er sich trotz aller Mühe nicht verschaffen —, gleichwohl wird ihm noch manches entgangen sein. Für jede bezügliche Mitteilung ist er auch künftig dankbar; hoffentlich sind ihm nicht wichtigere Quellen verschlossen geblieben. — Hierzu sei noch die Bemerkung gestattet, daß die von ihm verwertete Litteratur nicht über ein halbes Jahrhundert zurückreicht; ältere Notizen über die Leichenbretter vermochte er bisher weder in Druckschriften noch in Archivalien aufzuspüren, und fast scheint in dieser Hinsicht wenig oder nichts vorhanden zu sein, indem die ganze Erscheinung, früher mit naiver Selbstverständlichkeit oder Gleichgültigkeit betrachtet, erst in Folge der modernen Länder- und Völkerkunde, wie der riesigen Entfaltung der Touristik die allgemeinere Aufmerksamkeit erregt hat und ein Gegenstand wissenschaftlichen Interesses geworden ist.

[18]) Im Salzburgischen scheint diese Bezeichnung gang und gäbe zu sein. Vgl. Heimgarten, eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger, III. Jahrg., Graz 1879, S. 716: „Leichbretter. Eine Volkssitte aus dem Salzburgischen.“

[19]) Franz Xaver Hartmann, a. a. O. S. 229.

[20]) Ludw. v. Hörmann, Vorwort zum ersten Bändchen, p. XI, und dessen Artikel „Tod und Begräbnis in den Alpen“ (Landeszeitung für Elsaß und Lothringen, 1886, Nr. 256 u. 257).

und Mörder[21]). Im Nibelungenliede scheint das rê, worauf man den erschlagenen Siegfried gelegt, sogar auf ein Brett sich zu beziehen im Gegensatze zu der wenige Verse nachher ausdrücklich erwähnten Bahre[22]). Dem heutigen Sprachbewußtsein ist das Wort rê (rêch) längst entfremdet, weshalb es auch Schmellers Idiotikon der älteren Sprache zuweist[23]). Dagegen lebt das Rechbrett — nicht die Form Reebrett — noch heute in Tirol[24]) und Kärnthen, und wenn auch in ersterem Lande die Lagerung des Toten auf demselben nicht mehr statthat, sagt man dort noch gegenwärtig von einem in der großen Stube Aufgebahrten: er liegt auf dem Rechbrett. Die Volksetymologie, welche sich alles nach ihrer Weise zu erklären sucht, bringt die erste Silbe mit „recken" zusammen, weil sich der Sterbende bei seinem letzten Atemzuge reckt. Eine andere Zusammensetzung des Wortes rech ist aus dem unteren Innthal überliefert: rêchtuech, das Leichentuch. Außerdem giebt Schöpf sub voce „leich" (S. 382) noch eine ergänzende Redensart: leichweis oder auf dem leichbrett liegen. In allgemeinen Lexicis der deutschen Sprache, selbst in dem vielumfassenden Grimmschen Wörterbuch, vermißt man, vom Reebrett ganz zu geschweigen, sogar die Wörter Leichen- und Totenbrett. Auch die encyklopädische Litteratur hat sich, soviel ich gesehen, der Totenbretter noch nicht angenommen, obwohl dieselben zum Mindesten einen kurzen Hinweis verdienten. Zwar steht in einer nun bald 100 Jahre alten Encyklopädie[25]) ein Artikel über das „Leichenbrett". Was liest man aber darin? Etwas, was für unser Totenbrett

[21]) Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch II, S. 355 f.; Mittelhochdeutsches Wörterbuch, mit Benutzung des Nachlasses von Georg Friedrich Benecke, ausgearbeitet von Müller und Zarncke (gewöhnlich als Benecke-Müller zitiert), II, S. 585 f.; Graff, Sprachschatz IV, S. 1131 f.

[22]) Ludwig Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde. I. Teil: Die Altertümer der merovingischen Zeit, Braunschweig 1880—1889, S. 98 Anm.

[23]) Schmeller-Frommann, Bayerisches Wörterbuch, Bd. II, Spalte 1. Vgl. den Artikel Tôtenbret in Bd. I, Spalte 632.

[24]) Tirolisches Idiotikon von J. B. Schöpf, nach dessen Tode († Febr. 1863), vollendet von Anton J. Hofer. Innsbruck 1866, S. 541. Dr. Valentin Hintner (Prof. am akademischen Gymnasium in Wien), Beiträge zur Tirolischen Dialektforschung. Der Deferegger Dialekt (im Thale Defereggen an der Ostgrenze). Wien 1878, S. 182.

[25]) Dr. Johann Georg Krünitz, Ökonomisch-technologische Encyklopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft, wie auch der Erdbeschreibung, Kunst- und Naturgeschichte. Fortgesetzt von F. J. F. 73. Teil. 2. Auflage. Berlin 1798, S. 686.

absolut nicht von Belang ist. „Leichenbrett, Todtenbrett, ist dasjenige Brett, worauf man einen Todten legt, um ihn zu waschen, zu reinigen, darauf anzuziehen und ihm die gehörige gerade Lage zu geben, welche er im Sarge haben soll. An allen Orten hat man keine besondern Leichenbretter; man bedient sich statt deren langer Tische, oder man verrichtet dieses Geschäft auch auf Feldbettstellen, wo man die Bretter herausgenommen hat." — Eine vorzüglich in der Schweiz gang und gäbe Benennung ist „Laden" — in Bayern lediglich in der allgemeinen Bedeutung eines besonders starken Brettes, einer Bohle, gebraucht[26]), — für das Brett, worauf der Tote gelegen, das in der Züricher Landschaft beim Wohnhaus als Steg über den nächsten Wassergraben gelegt zu werden pflegt, während dafür die St. Gallener — auch in dem benachbarten Appenzeller Lande giebt es Totenbretter — eine hölzerne Gedenktafel an den Verstorbenen im Hausgarten aufrichten. Von den unsrigen unterscheidet sich dieses Brett jedoch wesentlich dadurch, daß es jeder poetischen Inschrift entbehrt[27]). Auch in Österreich sagt man „auf dem Laden liegen"[28]).

Wie in anderen Bezirken, so sind auch im Bayerwalde die Totenbretter nicht gleichmäßig verbreitet. In Waldkirchen z. B., jener reizend gelegenen Station der Zwiesel-Passauer Waldbahn, kennen die Einwohner nicht einmal ihren Namen! Einen merkwürdigen Gegensatz bilden in dieser Beziehung der obere und untere Wald, welche sich beide bekanntlich hydrographisch, nach dem Flußsystem des Regen und der Ilz, scheiden und durch das Rachelgebirge und den sich westlich anschließenden Rinchnacher Hochwald gegenseitig abgrenzen. Wie um Waldkirchen, so sucht man auch um den Dreisessel und in Passaus Umgebung umsonst nach jenen Denkmälern. In Passau selbst existiert nur eine Mustergruppe und zwar auf der ehemaligen Veste, jetzt der kgl. militärischen Strafanstalt Oberhaus; hier hat der Waldverein, dem die Touristen so unendlich viel verdanken, als Zugehör seines sehenswerten Turmmuseums am Ende der hinüberführenden Brücke ein mächtiges Holzkreuz mit drei Leichenbrettern aufstellen lassen, um auch diese Kulturseite dem Wanderer vor Augen zu führen. Einen Ersatz freilich für die unendliche Mannigfaltigkeit, welche dem Reisenden der bayerische Wald selbst bietet, können

[26]) Schmeller-Frommann loc. cit. I, 1436.

[27]) Prof. E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867. I. Bd.: Deutscher Unsterblichkeitsglaube, S. 193. Kaibler, a. a. O. S. 184.

[28]) Hein, l. c. S. 99.

und wollen die paar Bretter nicht gewähren. Wendet man sich von Passau dem Ilzthal entlang gegen Tittling zu und über die Fürstenschlösser nach Zenting, so stößt man erst hinter letzterer Ortschaft wieder auf die ersten Bretter. Von hier an gehen sie in westlicher und nördlicher Richtung nicht mehr aus und erfüllen das ganze Regengebiet, sodaß man sie beispielsweise, von der Mündung des Regens herkommend, in Brennberg, Falkenstein, Cham, Kötzting, Furth, Lam u. s. w., also vorzugsweise im oberen Walde, ziemlich in gleicher Menge vorfindet. Damit stimmt, daß auch Hein auf bayerischer Seite die Totenbretter nur von Eschelkam bis zur Wasserscheide zwischen Regen und Ilz antraf und ihre südliche Grenze in der Nähe von Althütte bestimmte [29]).

Was ist der Grund dieser auffallenden Thatsache? Da das Territorium des ehemaligen Hochstifts Passau mit den angedeuteten Grenzen so ziemlich zusammenfällt, könnte man im ersten Augenblicke geneigt sein, hierin einen historischen Fingerzeig zu erblicken. Allein wie ließe es sich erklären, daß die bei der katholischen Bevölkerung im Allgemeinen so beliebten Totenbretter gerade in dem uralten „Bistum", mit einziger Ausnahme des westlich der Ilz bis Vilshofen sich hinziehenden Donaugeländes, nicht vorkommen? Denn sicher ist die katholische Geistlichkeit dem seit Jahrhunderten eingewurzelten Volksgebrauche nirgends entgegengetreten, sondern hat ihn zum Mindesten ruhig sich bethätigen lassen [30]). Für das Fehlen der Leichenbretter kann somit das „Bistum" unmöglich verantwortlich gemacht werden.

Weit eher dürfte die Lösung des Rätsels in einer Ansicht liegen, die mir ein ausgezeichneter Kenner des bayerischen Waldes, welcher sich seit Jahren mit der Geschichte und Kultur desselben beschäftigt, der hochwürdige Herr Stadtpfarrer und Distriktsschulinspektor J. B. Stinglhamer in Grafenau, brieflich geäußert hat. Die Totenbretter seien von den ehemaligen Klöstern besonders begünstigt worden und demzufolge in jenen Pfarreien hauptsächlich zu treffen,

---

[29]) A. a. O., S. 85 und 91.

[30]) Aus Oberbayern erzählt Max Höfler, Arzt in Krankenheil (Tölz), ein durch viele wertvolle Arbeiten auf dem Gebiete der bayerischen Volkskunde bewährter Forscher, daß, als die Totenbretter da und dort am Verschwinden waren, „mancher Pfarrherr diesen Brauch noch lange erhalten habe". („Das Sterben in Oberbayern" in: Am Ur-Quell, Monatsschrift für Volkskunde, herausgegeben von Friedrich S. Krauß, Bd. II, 1891, S. 101.)

welche ihnen von Anfang an zugehört hätten; vor allen vindiziert er dem uralten Kloster Niederalteich (Altaha inferior) einen derartigen Einfluß. Schon in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts gegründet, war letzteres über tausend Jahre die hervorragendste Pflanzschule für Wissenschaft und geistige Bildung in Niederbayern, sowie der bedeutendste Träger materieller Kultur mittels ausgedehntester Waldrodung und Urbarmachung des Bodens. Auch nach außen hin besaß das Kloster eine dominierende Stellung; der Abt von Niederalteich nahm am Hofe der bayerischen Landesfürsten wie beim Landtage den ersten Rang unter seinen Standesgenossen ein[31]). Stadtpfarrer Stinglhamer versucht zugleich für die Niederalteich zugeschriebenen Totenbretter den näheren Nachweis. Klingenbrunn verdanke sie der Klosterpfarrei Kirchdorf im Wald, der Pfarrei Außernzell hingegen die Orte Zenting, Ranfels, Otterskirchen — letzterer rechts der Ilz noch auf ehemals passauischem Gebiete. Merkwürdiger Weise fänden sich die Bretter an Punkten, die erst im 13. und 14. Jahrhundert der Kultur erschlossen worden, während sie in viel älteren nicht üblich seien. In noch späterer Zeit aber scheine eine derartige Einwirkung des Klosters nicht mehr stattgefunden zu haben; in Grafenau selbst sucht man jene Bretter vergeblich, obwohl Mönche von Niederalteich im Jahre 1568 das Klösterlein St. Oswald und damit die Seelsorge über die Grafenauer Pfarrei übernahmen. — Der Gebrauch der Totenbretter könnte ferner mit den älteren Allerseelenbruderschaften zusammenhängen oder auf laienhafter Übertragung einer uralten klerikalen Vorschrift beruhen. Wenn die Synode zu Reisbach in Niederbayern v. J. 799, die in Salzburg fortgesetzt wurde, in Paragraph 16 verordnete, daß beim Tod eines Bischofs, Abtes oder Priesters, eines Mönches oder einer Nonne Totenbriefe an die benachbarten Bischöfe gesendet werden, damit man für die Verstorbenen allgemein bete, so verfolgte die Aufstellung der Totenbretter bei der bäuerlichen Bevölkerung in beschränkter Weise den nämlichen Zweck.

Forschen wir nach dem Ursprung des Totenbrettes, so dürfen wir wohl bis in die altgermanische Periode zurückgreifen. Warum, kann man zunächst fragen, nahm man ein Brett und kein Kreuz, auf welchem, wenn auch nicht so bequem, Name und Lebensgang des Verstorbenen gleichfalls vermerkt werden konnte und das als urchrist-

[31]) Bavaria I, 1126 f.

liches Symbol so nahe lag[32])? Sind doch Kreuze als Denkzeichen an die Dahingegangenen auf Friedhöfen und auf freiem Felde uralte Sitte, und suchte man auch bei den Totschlagssühnen des Mittelalters[33]) das Andenken des Getöteten durch ein Steinkreuz zu verewigen. Schon die Wahl eines Brettes läßt daher vermuten, daß es nicht erst durch das Christentum eingeführt worden. Vielmehr dürfte es von diesem bloß adoptiert und aus dem Heidentum herüber genommen sein[34]). Von jeher erscheinen die Bretter als das leibhaftigste Denkmal an den Toten insofern, als dieser mindestens bis zur Beerdigung regelmäßig darauf ruhte. Noch in der Gegenwart ist es altbayerische Gepflogenheit — und ähnlich verhält es sich in der Oberpfalz und anderswo —, etwa eine Stunde nach erfolgtem Tode den Leichnam aus dem Bette zu nehmen und ihn gewaschen und angekleidet auf ein zu diesem Behufe hergerichtetes, mit weißem Tuche bedecktes Brett zu legen[35]), das in der Haustenne oder bei Bauern in einer Nebenkammer auf eine Bank oder sonstige Erhöhung gebracht wird; das Brett und der mit den Füßen voran darauf gelegte Tote muß der Hausthür zugewendet sein, welche er, um der Wiederkehr vorzubeugen, in dieser Stellung zu verlassen hat[36]). Über

[32]) In dem böhmischen Dorfe Depoldowitz, ein paar Stunden von der bayerischen Grenze, kommt es ausnahmsweise vor, daß die Totenbretter in Kreuzesform ausgeschnitten werden (Hein, a. a. O., S. 92).

[33]) Siehe des Verfassers „Totschlagssühnen im Hochstift Eichstätt, nach Beispielen aus dem 15. und 16. Jahrhundert" (Sammelblatt des historischen Vereins Eichstätt, VI.–VIII. Jahrgang, 1891/94, 58, 37 u. 30 S.).

[34]) W. H. Riehl, l. c., nennt diese bäuerlichen „Monumenta" zugleich „einen der Uranfänge aller monumentalen Kunst, die in der vollen Naivetät des grauen Altertums hier in unsere zivilisierte Welt hereinragt."

[35]) In Franken dagegen scheint man die Verstorbenen sofort auf das Brett zu betten und nur bis zum völligen Erkalten darauf zu lassen (Haas, a. a. O.). Nach erzgebirgischem Gebrauche wurden die Toten ehemals häufig auf Laden gelegt, eigentlich darauf festgebunden. „In Joachimsthal ward dies schon vor einem Mannesalter behördlich verboten, da sich der Fall ereignete, daß ein Scheintoter, auf ein zu langes Brett geschnallt, beim Erwachen sich erschlug" (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXII, 1892, S. [98]). — Die Sitte der Brettlegung lebt auch in weitentfernten Gegenden. H. Carstens erzählt von den Dithmarschen (1890), daß die gewaschene und mit dem Totenhemd bekleidete Leiche auf ein Brett kommt, wozu dort gewöhnlich das Unterbrett eines Wagens genommen wird (!), nachdem man eine Lage Stroh darüber gebreitet (Am Ur-Quell, I, 10).

[36]) Siehe u. a. „Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Geöffnet, untersucht und beschrieben von Max v. Chlingensperg-Berg. Mit 1 Karte und 40 Fundtafeln. Reichenhall 1890", S. 66.

den Leichnam breitet man ein großes, weißleinenes Tuch, das die herbeikommenden Freunde und Verwandten zur Besichtigung nur lüpfen, nachdem sie ein Gebet gesprochen und den Weihbrunn gespendet haben; in dieser Verfassung bleibt der Verstorbene gewöhnlich drei Tage im Hause, falls er erst im Laufe des Nachmittags die Augen geschlossen, zwei, wenn er schon vormittags verschieden: eine Einrichtung, die im Sommer begreiflicherweise starke Schattenseiten aufweist [37]). Erst kurz vor der Bestattung nimmt man ihn vom Brette und legt ihn in die „Toudntrueh", den Sarg. Dabei gebraucht das alles mit feierlichen Formeln umkleidende Landvolk wohl überall gewisse Worte, wie sie uns unter anderen aus dem Salzburgischen überliefert werden [38]). „So werden wir halt jetzt den ehrsamen Mitbruder (die ehrsame Mitschwester) vom Brett heben und werden ihn einlegen in die Truhen und werden ihn in Gottes Namen auf den Freithof tragen. Wir schließen ihn ein in die fünf Wunden Christi; Gott erbarme sich seiner (ihrer) armen Seele! — Ruck auf!" — So lange es einen Sarg noch nicht gab, wurde die Leiche zu ihrem letzten Gange auf dem Brette fest gebunden; im Gottesacker angelangt, stellte man sie so in die Grube, daß die Füße den Boden berührten, band sie hierauf los und zog das geneigte Brett langsam zurück, wodurch der Tote der Länge nach ins Grab glitt. Daher umschreibt man in manchen Gegenden das Sterben noch heute mit „Brettelrutschen", und wer nach einem alten, inzwischen gestorbenen Bekannten sich erkundigt, kann die Antwort hören; „Der ist schon längst nunter grutscht" [39]). Aus dem Gelände nördlich vom hohen Peißenberg, um Weilheim, wird berichtet, daß die Leichen ehedem ohne alle Kleidung und Schmuck sofort in ein altes Leintuch gewickelt [40]) und eingenäht — wie das auch in alemannischen Ländern

---

[37]) Vgl. u. a. Josef Rank, Aus dem Böhmerwald. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben, Leipzig 1851, Bd. I, S. 134. Hein, l. c. S. 86. Karl Freiherr v. Leoprechting, Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde, München 1855, S. 250 f.

[38]) Heimgarten III, 716.

[39]) Fr. X. Hartmann, Sitten und Gebräuche in den Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck (l. c. S. 224 f.) — Vgl. auch Maximilian Schmidts Erzählungen „Birgitta, ein Lebensbild aus dem bayerischen Walde", S. 65 f., und dessen „Herrgottsmantel, Kulturbild aus dem bayerisch-böhmischen Waldgebirge", S. 203.

[40]) Verse auf einem Gemäldetäfelchen in der Totenkapelle (Beinhaus) des Betberges zu Weilheim v. J. 1623 sagen u. a., daß man dem Toten

üblich gewesen[41]) — und so auf ein Brett gelegt worden seien, von dem man sie in die Grube habe gleiten lassen. Särge seien in der Stadt Weilheim erst um 1800 allgemein in Aufnahme gekommen, hätten aber anfangs die Form einer oben offenen Truhe aus fünf nackten Brettern gehabt; statt eines Deckels bediente man sich eines aufgenagelten Brettchens, womit man den Kopf des Leichnams schützte, und zweier, ebenso befestigter Ellen („Stäbe") weißer Leinwand. Erst im Laufe des jetzigen Jahrhunderts sei ein flacher, einen besseren Verschluß herstellender Deckel hinzugekommen, bei Kindern, Jünglingen und Jungfrauen blau[42]), bei Verehelichten und Verwitweten bis auf ein weiß gelassenes Kreuz schwarz angestrichen. Aber noch immer habe man, dem alten Brauche folgend, die zwei „Stäbe" Leinwand darauf genagelt, diese jedoch vor der Einsenkung der Leiche dem ärmsten Manne, später dem Totengräber überlassen. Endlich sei, zuerst nur in wohlhabenderen Kreisen, der gewölbte Deckel und die heutige Sargform allerseits Mode geworden; die Bretter aber, auf denen der Tote gelegen, verwendete man nach wie vor als Totenbretter[43]). Im Berchtesgadener Lande diente vordem bei ganz armen Gemeinden eine einzige Totentruhe für alle; die eingenähte Leiche ward am Grabe herausgenommen und auf dem Brette hinuntergelassen[44]). Es war das früher selbst in bedeutenderen Städten der Fall, in der vormaligen Reichsstadt Ravensburg z. B. bis zum Jahre 1742[45]). In noch älterer Zeit beließ man den Leichnam überhaupt auf dem Brette und bettete ihn so in den Schoß der Erde, was vereinzelt sogar bis auf unsere Tage sich erhalten hat; in dem wohlhabenden Pfarrdorf Anger, zwischen Teisendorf und Reichenhall, soll die Beerdigung bis in die achtziger Jahre noch „in einem offenen Sarge, beziehungsweise auf einem Totenbrette stattgehabt" haben, an dessen Längsseiten man, um das Herabfallen der Leiche zu ver-

---

„nichts dann ein leines Tuech ins Grab" mitgebe (Carl August Böhaimb, Chronik der Stadt Weilheim (1865), S. 133 f.

[41]) Z. B. in der Züricher Gegend (Kaibler, l. c. S. 184).

[42]) Blau sind auch im böhmischen Depoldowitz Särge, Bahren und Totenbretter der Kinder, „da blau als die Farbe der Freude gilt" (Hein, a. a. O. S. 88).

[43]) Joh. Baptist Leuthenmayr, Forst oder St. Leonhard. Ein Kulturbild aus dem oberbayerischen Pfaffenwinkel. Neuburg a. D. 1881, S. 88 f.; Böhaimb, a. a. O. S. 146 Anm. 2.

[44]) Bavaria I, 412.

[45]) Rochholz, a. a. O. S. 193 (nach Steudels Chronik, S. 17).

hindern, zwei Schmalleisten anbrachte[46]). Wie Ausgrabungen beweisen, kam die Bestattung auf dem Brette bereits bei den alten Germanen vor[47]), mit der Einschränkung freilich, daß bei allen Stämmen die Beisetzung auf bloßem Boden weitaus als die vorherrschende galt. Das bestätigt auch die jüngste Bloßlegung germanischer Totenstätten bei Reichenhall, welche Max v. Chlingensperg-Berg 1884 entdeckt und in den nächsten vier Jahren — nicht weniger denn 525 noch erhaltene Gräber — vollständig geöffnet hat. Die Lagerung auf dem langen Reebrett traf man im älteren südöstlichen Teile jenes ausgedehnten Gräberfeldes lediglich bei Kindern, im nordöstlichen, wo sie succeffive zunahm, unter 200 Fällen nur bei 45 Skeletten, während alle übrigen auf dem gewachsenen Kiesboden ruhten. — Die im Vorbeigehen schon berührte Bedeckung des Antlitzes mit einem Brettchen müssen wir noch weiter verfolgen, da sie ebenfalls mit unserem Totenbrett in Verbindung gebracht worden ist. Franz Xaver Hartmann, auf dessen Abhandlung v. J. 1875 wir wiederholt hingewiesen, berichtet, daß zu Olching, einem Kirchdorf im vormaligen Landgericht Bruck, ja in dessen ganzem Bezirk, noch vor 20 bis 30 Jahren der Sarg keinen Deckel besaß, und das Gesicht des Toten beim Einscharren bloß mit einem Tuche oder einem Brettchen bedeckt wurde; gegen den Lech hin gebe es noch jetzt keinen Sargdeckel, sondern es werde ein in Kreuzform ausgeschnittenes Brett von der Länge und Breite des Sarges darüber genagelt[48]). Ähnlich äußert sich Höfler in dem erwähnten Aufsatz (a. a. O. II, 102): „Vor dem Einsegnen durch den Geistlichen wird noch in manchen Gegenden Oberbayerns das Gesicht der Leiche mit einem kleinen Brette bedeckt (Rudiment der früheren Sitte, die Leichen der Armen und Dienstleute mit einem Brette zu bedecken; die Reichen und Vor-

---

[46]) Max v. Chlingensperg-Berg, Das Gräberfeld von Reichenhall in Oberbayern. Reichenhall 1890, S. 68.

[47]) Merkbuch, (vor- und frühgeschichtliche) Altertümer aufzugraben und aufzubewahren. Berlin 1888, S. 21; dessen Bearbeitung für Bayern, Berlin 1889, S. 31. — Ein paar Belege aus Rheinhessen und Böhmen siehe bei Karl Weinhold, Die heidnische Todtenbestattung in Deutschland, Abteilung II (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. XXX, 1859, S. 188 und 193). Ausgebreiteter fand man jene Sitte im deutschen Norden, z. B. auf dem Innenstadter Karkhof in Norderdithmarschen, wo die Leichname auf einer Unterlage von Holz ruhten und überdies mit Holz bedeckt waren.

[48]) Vielleicht hängt mit demselben Gebrauche die Kreuzform der Totenbretter in Depoldowitz zusammen (siehe S. 68 Anm. 32).

nehmeren wurden in einem Baumsarge zur Erde bestattet)." Ganz dasselbe erzählt man speziell aus der Jachenau[49]). Ebenso erhielten bei Tegernsee die im offenen Sarge liegenden Kinder vor der Einsenkung das Brettchen über das Antlitz. Mit dieser so vielfältig bezeugten Übung stimmt merkwürdig eine in den alten bajuwarischen Volksgesetzen überlieferte Sitte, wonach, wenn man der zuverlässigsten der diametral sich widersprechenden Lesarten folgt, im 6. bis 8. Jahrhundert der in die Grube Gesenkte mit einem Brette belegt wurde, damit ihn die von den nächsten Angehörigen und Freunden hinabgeworfenen Erdschollen und Steine nicht treffen sollten; denn jede Schädigung des Leichnams war derart verpönt, daß selbst, wer ihn beim Wegschießen beutegieriger Geier oder Raben aus Versehen verletzte, zwölf Schillinge büßen mußte[50]). Jene Bedeckung aber sollte nicht bloß den Leib des Toten schirmen, sondern auch die wertvollen, oft leicht zerbrechlichen Beigaben, wie Perlen u. dergl. Spuren solcher Brettchen aus Tannenholz erstreckten sich über das ganze prähistorische Gräberfeld zu Reichenhall. Auch Holzreste in altgermanischen Gräbern des Chiemgaues, zu Gessenhausen und Preunersdorf, scheinen den gleichen Ursprung zu verraten. Überhaupt kommt das Belegen des Toten mit Holz, ferner mit Leder und anderen Stoffen, sehr häufig in vorgeschichtlichen Grabstätten vor. Als geschlossene Särge sich einbürgerten, soll bisweilen auch dieses, nunmehr überflüßig gewordene Brett zurückbehalten und als sprechendstes Memento mori, wie als unmittelbarstes Erinnerungszeichen an den Verstorbenen an einem öffentlichen Platze aufgestellt worden sein, um seine Seele dem Gebete jedes Christgläubigen zu empfehlen[51]).

Da indessen die meisten Quellen nur von aufgelegten Brettchen reden, erscheint deren Verwendung zu Totenbrettern im allgemeinen nicht plausibel. Eine solche ist allein jenen Brettern zuzuschreiben, welche als Unterlage des Toten gedient haben. Am wahrschein-

[49]) Bavaria I, 412.

[50]) Eine andere Auslegung siehe bei Riezler, Geschichte Baierns I, 142 f.

[51]) Graf Hundt, Der Fund von Reihengräbern bei Gauting in seiner Beziehung zu Tit. XIX cap. 8 der Leges Bajuvariorum. Mit einem Kärtchen. In den Sitzungsberichten der bayer. Akademie der Wissenschaften in München 1866, Bd. II, S. 409—416. Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde I, 98 f. und 126. v. Chlingensperg-Berg, l. c. Abschnitt III, Beerdigungsbräuche (S. 65—69: „Lignum insuper depositum und das Totenbrett"). Monatsschrift des historischen Vereins von Oberbayern III. Jahrgang (1894), S. 35 f.

lichsten dürfte sie da eingetreten sein, wo man die Leiche dem nackten Boden, also ohne Brett, anvertraut hat. Die primäre Aufstellung eines zweiten, als Surrogat für das mit in die Erde gesenkte, möchte ich nicht annehmen, da die ursprüngliche Sitte kaum einen derartigen Ersatz kannte. Das zurückbehaltene Leichenbrett aber entzog man auf diesem Wege am sichersten einem anderweitigen Gebrauche, der als höchst unpassend betrachtet worden wäre. Aus dem gleichen Grunde ist es allgemeine Sitte, von der es nur wenige Ausnahmen giebt — so zu Hurkenthal an der böhmischen Grenze und der mehrere Stunden östlich davon liegenden Stadt Berg-Reichenstein —, stets ein neues oder mindestens zu profanen Dingen noch nicht benütztes Brett zu wählen [52]). Im Mistelgau, dem protestantischen, südlich und westlich Bayreuth umlagernden Ländchen mit seinen originellen Bewohnern, erreicht man letztere Absicht dadurch, daß jedes Haus sein ständiges, für alle vorkommenden Fälle dienendes Totenbrett besitzt, das jedoch, zum weiteren Unterschied von allen übrigen, nicht öffentlich ausgestellt wird, sondern fortwährend im Hause bleibt [53]). Auf gleiche Weise werden die Bretter in der Umgegend Kremsmünsters in Oberösterreich aufbewahrt und von Fall zu Fall wieder verwendet [54]).

Die direkte Berührung mit dem Leichnam findet heutzutage durchaus nicht mehr bei allen Brettern statt (in Kötzting z. B. seit Menschengedenken nicht). Sicher vielleicht nur mehr bei denjenigen, auf welchen ausdrücklich geschrieben steht: „Hier auf diesem Brette hat bis zur Beerdigung geruht 2c.“ Was einst die Regel gewesen, ist im Laufe der Zeit vielfach zur Ausnahme geworden, woran die immer kunstvollere Formgebung die Schuld trägt. Man begegnet nur noch wenigen, die, oft weit über Manneshöhe und ohne jede Bearbeitung, sich von anderen lediglich durch eingeschnittene Kreuze unterscheiden, zwischen welchen etwa noch ein Name oder eine kurze, bisweilen bloß mit Bleistift vermerkte Sterbenotiz zu lesen. Derartige lassen keinen Zweifel, daß die Leiche wirklich darauf gelegen sei. Ein zu besserer Herrichtung geeignetes Brett aber ist im Augenblicke des Todes nicht immer zur Hand, und so wird die große Mehrzahl ex post angefertigt. In dem so konservativen Tirol ist das bereits regelmäßig der Fall, während in Kärnthen die Leiche noch

[52]) Hein, l. c. S. 87.

[53]) Bavaria, Bd. III (Oberfranken — Volkssitte von Eduard Fentsch), S. 365.

[54]) Hein, S. 99.

durchweg auf dem Rechbrett liegen soll. — Verschiedene Quellen drücken sich dahin aus, das dem Toten untergelegte Brett sei bereits „mit den Sinnbildern des Todes geschmückt und bunt bemalt", worauf es erst mit den betreffenden Inschriften versehen und aufgestellt wird [55]). Waltet in der Form dieser Mitteilung nicht ein Mißverständnis ob, so muß man annehmen, daß derartige Bretter im Vorrat gearbeitet werden.

Wir hatten bisher nur erwachsene Personen im Auge, deren Bretter, gewöhnlich nach der Länge des Leichnams zugeschnitten, selten die mittlere Mannesgröße überschreiten [56]). Es fragt sich, ob auch Kinder in derselben Weise aufgebahrt, und ihre Namen auf Brettern verewigt werden. Man kann mit Ja und mit Nein antworten, insofern es nicht nur auf das Lebensalter, sondern auch auf die lokale Gewohnheit ankommt. In Hohenwarth z. B., dem weithin sichtbaren Bergdörflein im malerischen Thale des weißen Regens, lagert man die abgeschiedenen Kleinen unter einem Jahre bis zu ihrer Einsargung gewöhnlich nur auf ein Kissen. Sie erhalten dann auch kein Totenbrettlein. Ausnahmsweise trifft man jedoch hier und anderwärts, obschon äußerst selten, Miniaturbretter, auf welchen Kinder unter jener Altersgrenze gelegen haben. So gleich in der Nähe von Hohenwarth selbst eines, gegen Unterzettling zu, an einer Wegkapelle. Auf demselben ist unter einer Rosenguirlande und dem Auge Gottes ein Engel zur Seite eines Wickelkindes gemalt mit der Inschrift: † † † Auf diesem Brettlein hat geruht das unschuldige Knäblein Joseph Geiger, Müllerssöhnlein von Lutzenmühle, † den 16. April 188. (die letzte Zahl nicht mehr lesbar), im Herrn entschlafen in einem Alter von 14 Tagen.

O wie glücklich, unschuldig sterben,
Und wie freudenreich, so engelrein,
Und wie trostvoll, auf ewig
Im Himmelslicht ein Zeuge sein [57]).

---

[55]) Moritz Willkomm, Der Böhmerwald und seine Umgebungen. Ein Handbuch für Reisende. Prag 1878, S. 86; Bendel, l. c S. 158 f.; Riehl, a. a. O. S. 205.

[56]) J. Bauers Aufsatz „Sitten und Gebräuche der Bewohner des Bayer- und Böhmerwaldes" im 11. Jahrgang der „Sonntagsfreude" (Freiburg i. B., Herders Verlagshandlung 1866) giebt als Maß „etwa 6 Schuh Länge und 14 Zoll Breite" an.

[57]) Als Probe ländlicher Orthographie geben wir diesen Vers ausnahmsweise in der Urschrift wieder:

Ferner eines für ein fünf Monate altes, im Juli 1883 heimgegangenes Büblein zwischen Böhmisch Luft und St. Katharina, zwei bereits in Böhmen gelegenen Ortschaften östlich von dem aus Maximilian Schmidts „Herrgottsmantel" bekannt gewordenen Kirchdorfe Rittsteig. Eine gute Stunde weiter östlich, in Chudiwa, an der Straße von Neuern nach Neumark, steht ein ganz originelles Brett für einen Knaben; am oberen, von einem Kreuzlein gekrönten Ende ist derselbe völlig unbekleidet abgemalt, wie er zum Himmel emporschwebt und in der erhobenen Rechten das Sterbekreuz, in der Linken eine Palme [58]) hält. In dem oben genannten Neumark dagegen schließt man die Kinder prinzipiell von dem Totenbrett aus, und selbst zu Hurkenthal, östlich von Eisenstein, wird die früher geübte gegenteilige Sitte bei den Kleinen nicht mehr so streng eingehalten [59]).

Von der vorhin erwähnten Wegkapelle zwischen Unterzettling und Hohenwarth sei im Vorbeigehen noch angemerkt, daß seitlich vom Eingang einige Denkmäler angebracht sind, die ihrer Form nach keine Totenbretter vorstellen und doch zu diesen gezählt werden müssen. Es sind förmliche Holzkästen, die, auf allen Seiten geschlossen, mindestens sechs Bretter erfordern; die Vorderseite schmücken Füllungen mit eingelegtem gothischen und sonstigem Maßwerk, wodurch sie, wie auch hinsichtlich ihrer geringen Tiefe, die modernen Steindenkmale der Friedhöfe nachahmen. Einige Ähnlichkeit in der Ausführung haben zwei Totenbretter in dem böhmischen Orte Starlitz, zu beiden Seiten eines Kreuzes am Wege nach Bistritz stehend und einem, binnen fünf Vierteljahren (1880/81) verstorbenen Ehepaare daselbst gewidmet. In die gothisch ausgearbeiteten Nischen unter dem Giebel ist je ein Kruzifix hineingestellt; im übrigen gewähren sie durch angefügte Vorder- und Seitenstreben, durch reiche Profilierung der Giebeldächlein und aufgesetzte schöngezackte Kreuzchen ein wahrhaft monumentales Ansehen [60]).

O wie Glücklich unschuldig sterben
Und wie Freuden reich, so Engel rein,
Und wie Trostfol auf ewig
Ihn Himmelslicht ein zeuge sei. (!)

[58]) So scheint es mir. Hein erblickt darin einen Lebensbaum (a. a. O. S. 90).

[59]) Ebenda S. 87.

[60]) Siehe die sorgfältigen Zeichnungen von dem k. k. Professor und akademischen Maler zu Wien, Alois Raimund Hein, in der Abhandlung seines Bruders Wilhelm (a. a. O. S. 91).

Von der schon angedeuteten ursprünglichsten Form — ein rohes langes Brett mit ein bis drei kunstlos eingeschnittenen, meist untereinander stehenden Kreuzen — giebt es fast unzählige Übergänge bis zu der reichst verzierten. Wo heutigen Tages jene Urform noch vorkommt, gehört sie sicher der niedrigsten und wenigst wohlhabenden Klasse der Bevölkerung an. Bisweilen ist sie nur in den Umrissen noch erhalten, die Oberfläche aber künstlich bearbeitet. Man bemerkt z. B. eine wie erhaben eingeschnittene Zeichnung und Schrift[61]), oben einen Totenschädel auf zwei gekreuzten Knochen, beiderseits einen Leuchter[62]), darunter ein schleifenförmiges Ornament und endlich die Inschrift (so am Ende des Marktes Kötzting auf dem Wege nach Reitenstein). Ein solches Brett steht, trotzdem es einfach mit der Säge abgeschnitten ist und an den Kanten noch die natürliche ungleichmäßige Ausbuchtung des Stammes zeigt, doch den übrigen äußerst nahe. Weitaus die Mehrzahl ist auf allen Seiten künstlich gestaltet, entweder in einfacher rechteckiger Form, mit geradem, giebeligem, abgerundetem oder ausgezacktem Ende, oder nach unten konisch zulaufend mit aufgesetztem Kopfe, ungefähr der Gestalt eines Menschen gleichend[63]) — gegenwärtig die weitaus seltenere[64]) — oder endlich unter Belassung eines mehr oder weniger hohen Sockels symmetrisch ausgeschweift und stilisiert, mit Zierleisten u. dergl. ausgestattet; nur wenige zeigen auch an ihrem Fuße eine besondere, künstlerische Behandlung, indem derselbe abgerundet, zugespitzt oder noch mit Ein-

---

[61]) Vielleicht auf Augentäuschung beruhend, da beim Verschwinden der weißen Grundfarbe die sich erhaltenden schwarzen Linien auf der verwitternden Oberfläche einen reliefartigen Eindruck hervorrufen (Hein, l. c. S. 88).

[62]) Ein Leuchter mit abgebrochener und verlöschter Kerze findet nach B. Köhler als Symbol der Vergänglichkeit die häufigste Anwendung. Unter Heins zahlreichen Abbildungen zeigen dasselbe 1 Totenbrett zu Millik und 6 zu Grün, zweien nahe beieinander liegenden böhmischen Ortschaften (Tafel II, Nr. 10 und 12—15, sowie S. 88 und 97), wo es fast durchweg mit Totenschädeln und Beinen vergesellschaftet ist. Er bemerkt dazu, daß die abgebrochene Kerze auf die Orte Neumark, Chudiwa, Millik, Depoldowitz, Hammern und Grün (also auf den Grenzstreifen bis südlich zum Ossa) beschränkt zu sein scheine. Die Kerze steckt überall in einem Leuchter und ist oben geknickt, die ersterbende Flamme raucht aber noch. — Eine abgebrochene Kerze mußten noch im 16. Jahrhundert die Totschläger als Zeichen des von ihnen gewaltsam ausgelöschten Lebens bei den kirchlichen Sühnungen tragen (siehe des Verfassers Totschlagssühnen I, 56).

[63]) Vgl. Lindenschmit, l. c. I, 97.

[64]) Hein hat keine einzige abgebildet.

buchtungen, Auszackungen rc. versehen erscheint. Zum Teil offenbart sich hierbei ein gesunder, guter Geschmack, zum Teil ein höchst barocker. Vornehmlich tragen die älteren, zwei oder mehrere Dezennien zählenden Bretter meist einen zopfartigen Charakter; wie durch auffallende Größe, so stören sie auch durch unschöne, groteske Formen das edlere Gleichmaß der moderneren. So sind auch die Totenbretter einem gewissen Stil- resp. Modewechsel unterworfen. Die äußerst mannigfaltigen Gestaltungen zu beschreiben, würde statt zu nützen nur ermüden, da selbst die genaueste Schilderung ohne Beigabe von Abbildungen mangelhaft bliebe[65]). Es genüge zu bemerken, daß die vielerlei Modalitäten den Eindruck einer reichbegabten Phantasie zu machen nicht verfehlen. Nur Hauptunterschiede seien hervorgehoben. Das obere Ende spitzt sich meist giebelförmig zu; selten läuft es noch in ein hölzernes Kreuzchen aus oder trägt ein solches aufgesteckt[66]). Um gegen Regen und Schnee einigermaßen geschützt zu sein, haben manche ein Giebeldächlein, bisweilen auch senkrechte Seitenwangen (letzteres namentlich zu Bodenmais, dann bei Kötzting und gegen den Keitersberg zu), wie viele Martertafeln und Feldkreuze. In Bodenmais und dem nahen Rabenstein beliebt man den Brettern bisweilen eine malerische Zinnenkrönung und eine damit verbundene eigentümliche Ausschweifung zu geben[67]). Bei derartiger Ausstattung ist alles

[65]) Mit Vergnügen verweise ich hier auf die wertvolle Arbeit Wilhelm Heins, welcher im Texte wie auf zwei vorausgeschickten Tafeln zahlreiche, größtenteils von ihm selbst gezeichnete Abbildungen bietet. Von den 48 auf den Tafeln skizzierten gehören 32 zu Bayern, deren Originale, von Süden nach Norden aufgezählt, sich also verteilen: je 1 steht zu Ochsenberg (Post Spiegelau) und Althütte (nördl. von Klingenbrunn), 3 zu Flanitz (südöstl. von Zwiesel), je 1 zu Klautzenbach und Rabenstein, 10 zu Bodenmais, je 1 zu Arberhütte und Sommerau, je 2 zu Lohberg und Eggersberg, 4 zu Silbersbach, 2 zu Thürnstein und 3 zu Lam. Die übrigen (16) fallen nach Böhmen, längs der bayerischen Grenze von Neumark bis Eisenstein. Während die beiden Tafeln blos die Mannigfaltigkeit von Form und Einteilung veranschaulichen sollen, führt der Text 3 Totenbretter aus dem Pfarrsprengel Neumark und 2 von Starlitz (vgl. S. 40) in genauer Wiedergabe des Details (S. 89 und 91) und schließlich eine Gruppe von 5 um ein Feldkreuz gescharten Brettern bei Grün vor (S. 97).

[66]) Von Heins 48 Tafelbildern nur bei 11.

[67]) A. a. O. Taf. II, Figur 23 und III, 8. Hierbei möchte ich noch auf ein paar ganz aparte hinweisen: ein ranken- und blattartig durchbrochenes Brett an der Kirchhofmauer zu Bodenmais v. J. 1864 (ebenda III, 9) und ein in Zackentürmchen auslaufendes, mit zwei aufgemalten, gedrehten Säulen geschmücktes zu Flanitz (II, 21).

übrige fast ausnahmslos Produkt des Pinsels; nur höchst vereinzelt sind plastische Gegenstände — worüber später — auf der Oberfläche befestigt.

Je nach der bloß graphischen oder auch malerischen Behandlung der Vorderseite, welch' letztere allein in Betracht kommt, lassen sich von vornherein zwei Hauptgruppen unterscheiden. Erstere ist zur Zeit noch die an Zahl weit überwiegende. Die Art der Ausführung hängt ebenso von lokalen Gepflogenheiten, wie von Wunsch und Vermögen der Besteller ab. Viele Bretter sind bloß mit einer einzigen Ölfarbe überstrichen, in der Regel weiß, wovon sich die schwarze Inschrift (äußerst selten mit Worten in roter Farbe gemischt) am deutlichsten abhebt. Andere zeigen die Inschrift auf weißem Grunde besonders eingerahmt mit Umfassungslinien von ovaler, rechteckiger, giebeliger oder geschweifter Gestalt, während die umgebende Fläche anders gefärbt ist — gewöhnlich grün und gelb, auch blau. Bei etlichen nimmt der Inschriftgrund die ganze Breite ein, sodaß nur ober- und unterhalb desselben, durch Leisten getrennt, eine andere Farbe auftritt, z. B. in der Nähe von Bayerisch-Eisenstein. Jenseits der nahen Grenze, nach Neuern zu, im Gebiete der künischen Freibauern, haben die Bretter im ganzen sehr einfache Ausstattung, meist nur ein aufgemaltes schwarzes Kreuz, und manche nicht einmal eine Inschrift[68]). Die in den südlich davon sich ausbreitenden Pfarrbezirken Seewiesen, Hurkenthal, Stubenbach, Rehberg und Außergefild entbehren überhaupt der Bemalung[69]).

Der Wortlaut der Inschrift hebt gewöhnlich also an: „Auf diesem Brett" oder „Hier auf diesem Brett hat geruht"; „Hier ruhte bis zur Beerdigung", „Auf diesem Brette ist gelegen", „Hier lag bis zur Beerdigung"; ausnahmsweise „Auf diesem Brett hat vom Hinscheiden bis zur Beerdigung geruht" oder „Hier ruhte nach seinem Hinscheiden bis zur Beerdigung". Nahe der anderthalb Stunden von Brennberg gelegenen Forstmühle steht ganz vereinzelt: „Hier ist selig geruht auf diesen (!) Brett (die achtbare Anna Maria Soleder Ausnahm Bauerin von der Forstmühle, † den 10. Dezember 1877 in einem Alter von 69 Jahren. Guter Freund, ich bitte Dich, Geh nicht vorbei und bet' für mich!)" Seltener er-

[68]) Friedrich Bernau, Der Böhmerwald. Mit 209 Original-Illustrationen von den hervorragendsten Künstlern. Prag, J. Otto (1891), S. 60 und 88 f.; Victor Langhans, Das Königreich Böhmen, Wien 1881 (Die Länder Oesterreich-Ungarns, Bd. VII), S. 52; Friedr. Lauseker, l. c. S. 17.

[69]) Hein, l. c. S. 87.

scheint auch die Formel: „Hier lag als Leichnam (der ehrsame Joh. Heibl, Austrägler von Lufling, † den 8. November 1886, im 94. Jahre seines Alters. O Herr, gib ihm und allen die ewige Ruhe" — hinter dem Friedhofe von Runding). Ungemein häufig dagegen trifft man die Wendung „Andenken an . . . ", „Andenken des oder der", „Zum Andenken an", „Zum Andenken des oder der", nicht minder „Denkmal des oder der". Vereinzelter hinwiederum „Erinnerung an" oder „des oder der", „Erinnerungs-Denkmal", sowie die Kombination „Andenken. Auf diesem Brette hat geruht rc.". Merkwürdigerweise wohnt den verschiedenen Ausdrucksformen für diese oder jene Gegend fast typische Bedeutung inne. Im Norden des Bayerwaldes bis einschließlich des Weißen-Regenthales fast bis zu dessen Ausmündung — bei Neukirchen, Böhmisch Luft, Rittsteig, Höllhöhe, Kolmstein, Lambach, Lohberg, Lam, Kleß, Hohenwarth, Haidstein, Rumding — herrscht die Formel „Auf diesem Brett rc.", südlich dieser Linie aber, mit Kötzting beginnend, — bei Arberhütte und Bodenmais, bei Kapfing, Lalling, Oberaign, Bradlberg und Zenting rc. — das „Denkmal" vor. Vielfach freilich vermengen und durchdringen sich beide Bezeichnungen, sodaß eine scharfe Grenzscheide nicht immer gezogen werden kann. Wie an den vorhin gegebenen, eingeklammerten Beispielen ersichtlich, folgt nach dem Eingang Name, Beruf und Wohnort der abgeschiedenen Person, ihr Sterbetag und zuweilen das Geburtsdatum, samt dem erreichten Lebensalter. Die Bretter bieten hierdurch eine Art Familienchronik, welche oft während eines halben Jahrhunderts Lebensgang und Schicksale der Einwohner ersehen läßt. Nahe Verwandte werden gern zusammengestellt. So liest man bei Kötzting, auf dem Wege nach Reitenstein, fünf Personen namens Stöberl nebeneinander: drei Manns- und zwei Frauenspersonen. Eheleute, zwischen deren Tod nur eine kurze Zeitspanne liegt, bekommen bisweilen ein gemeinsames Brett („Denkmal der ehrbaren Krämerseheleute in Zenting: Christoph Klessinger, † den 3. Januar 1889 im Alter von 74 Jahren; Franziska Kl., † den 5. Juni 1889 im Alter von 69 Jahren, versehen mit den heiligen Sterbsakramenten"). (Schluß folgt.)



Miscellen.

Von Karl Biedermann.

I.

Im großherzoglich sächsischen Staatsarchiv zu Weimar befindet sich ein Konvolut Akten mit der Bezeichnung: „Geleitsstraße und Zollsachen betreffend", Rg. Cc. (aus den Jahren 1513—1580). Dasselbe enthält u. a. eine Reihe von Berichten, Verordnungen, neuen Berichten und neuen Verordnungen mit Bezug auf eine Beschwerde von zur Leipziger Messe reisenden Nürnberger Kaufleuten über „einen großen Riß" auf der Erfurter Straße zwischen Nohra und Utzberg. In dem Berichte des Geleitsmannes zu Graffenthal (aus dem April 1578) wird gesagt: „Der Riß sei 3—4 Ellen tief, sodaß man über die Äcker fahren müsse". Eine Besserung der Straße, heißt es weiter, müsse entweder durch Ausfüllung mit Eichenholz oder durch ein Gewölbe erfolgen; das werde mit allem Zubehör, aber ohne die Fuhren, nicht unter 30 Gulden herzustellen sein. Wegen der Fuhren sei es schlimm, daß ringsum Erfurtische Dörfer lägen, die zur Leistung solcher schwer zu bewegen sein möchten. Die weimarische Regierung bittet nun in einem Schreiben an den Rat von Erfurt im Juni 1578 diesen um die Leistung von Fuhren. Dieser verspricht auch solche, aber „nur ein Schock". Im Juli wendet sich die Regierung auch an den Vorsteher der Commende Zwäzen (der zugleich Statthalter der Balley Thüringen war), den Grafen Burkhard zu Barby, mit dem Ersuchen, er möge doch seine Amtsunterthanen veranlassen, „bittweise" und mit dem Bemerken, daß es keine „Einführung" (sogen. „Gerechtigkeit") werden solle, Fuhren zu thun. Eine Fuhre wird dabei zu einem Thaler veranschlagt. Der Graf weigert sich aber trotz wiederholter Mahnung. Fürs erste unterstehe er nicht dem Herzog von Weimar, sondern dem Kurfürsten von

Sachsen. Fürs zweite, da der Herzog von Weimar Zoll und Geleit nehme, müsse er auch die Straße bauen. An ihn, den Grafen, sei ein solches Begehr zuvor noch nicht gestellt worden. Eine weitere Verfügung der herzoglichen Regierung an den Schösser von Jahna: „er möge den Grafen nochmals angehen“, scheint ebenso wenig Erfolg gehabt zu haben.

Nach einem weiteren Bericht vom August desselben Jahres war bis dahin die Besserung der Straße noch nicht vorgeschritten; die Fuhren waren nicht gethan, weshalb daran gemahnt wird; von Jena aus wird ein Baumeister „zur Besichtigung an Ort und Stelle“ dahin entsandt.

Inzwischen hatte, wie in einem weiteren Berichte gesagt, „das Gewässer das Loch weiter gerissen“, sodaß es „dem Loche zu Rockhausen zu vergleichen“. Ein Kostenanschlag, heißt es weiter, lasse sich für die Ausbesserung nicht wohl machen, denn „man wisse nicht, was in dem Loche stecke“.

Unterm 30. Oktober 1579 ging eine neue Beschwerde der Nürnberger Kaufleute ein. Darauf erließ die weimarische Regierung Verfügungen an die Schösser zu Saalfeld, Jahna, Dornburg, Camburg und auf der Leuchtenburg, desgleichen Schreiben an den Rat zu Saalfeld und den zu Kahla. Darin heißt es: „sie möchten doch ihre Landsassen, welche die Straße täglich mit benutzten, dazu anhalten, „die große Pfütze unter Zwäzen“ etwas zu bessern. Was von Handfrohnen, Holz u. dergl. dazu nötig sei, möchten sie nur melden, es solle dann erfolgen.

Darauf schreibt der Schösser von Jahna unterm 12. November: „Die Dorfsassen wollten nicht außerhalb ihrer Flur Fuhren thun, weil dies eine Neuerung und nie zuvor von ihnen begehrt worden“. Vor Frühjahr, meint er, werde schwerlich viel zu bessern sein. In einer neuen Verfügung vom 20. November wird gleichwohl derselbe angewiesen, „wegen der Kaufleute“ im Winter wenigstens notdürftig, im Frühjahre dann ordentlich die Straße ausbessern zu lassen.

Am 26. November berichtet der Schösser wieder: „Die Straße bei Zwäzen sei angefangen, sodaß sie bis zum nächsten Markt (d. h. bis zur Ostermesse 1580) wohl werde zu fahren sein; bei Dornburg müsse aber auch gebaut werden“. Das Aktenstück schließt mit dem Jahre 1580, ohne daß man jedoch erfährt, was aus „dem großen Riß“ und „der Pfütze bei Zwäzen“ geworden ist.

II.

Im großh. sächs. Staatsarchiv zu Weimar findet sich auf ein Aktenkonvolut mit Rechnungen, Quittungen u. dergl. aus dem 16. Jahrhundert, darin u. a. folgende Posten:

1. Spezifikation einer Sendung mehrerer Wagen vom Kaufmann Peter Lang in Nürnberg. Es sind da jedesmal Fracht, Gewicht, Wert, Wagenführer- und Frachtlohn genau angegeben. Die Fracht besteht aus spanischen Mandeln, Baumwollenwaren, Kupfer u. s. w.
2. Von demselben eine Mahnung wegen einer Schuld von 400 fl., „welche schon in der letzten Messe hätten bezahlt sein sollen", (aber es noch nicht waren). Er meldet zugleich, daß er für die gnädige Frau 2 Vogelhäuser für die Sittiche besorgt habe, ferner brabanter Leinwand, zusammen 500 Gulden, „die auch schon bezahlt sein sollten"; er bittet demütigst, daß es wenigstens bis zur nächsten Herbstmesse geschehe, denn er habe auch Zahlungen zu leisten.

Dergleichen Mahnschreiben finden sich noch mehrere, alle aber in de- und wehmütigstem Tone abgefaßt.

3. Neben solchen direkten Zusendungen von auswärts ließ sich der Hof auch durch besondere „Agenten", welche die größeren Handels- und Fabrikorte bereisten, allerhand besorgen. Ein solcher Agent schreibt: „Das gewünschte goldene Geschmeide habe er weder zu Frankfurt auf der Messe noch zu Köln erhalten können; er habe gehofft, es würden Goldschmiede aus Venedig nach Nürnberg kommen, aber auch vergebens."

Derselbe Agent hat „Hefteln" (Agraffen) mit Edelsteinen und Bildnissen, u. a. einem Fräulein mit einer Harfe, angekauft, ferner guten roten Damast, 26 Nürnberger Ellen (= 32 Erfurter) à 2 fl., macht 52 fl., 2 Krüge grünen Ingwers, in Zucker kantiert, 3 Ringe für die gnädige Frau, einen mit einem Amethyst, einen mit einem Türkis, einen mit einem Rubin, einen mit einem Diamanten, einen mit einem Krötenstein, zusammen 34 fl., die ganze Rechnung also 86 fl., „zur Ostermesse zu zahlen."

4. Eine Menge Quittungen über durch den Schösser zu Coburg bezahlte Arbeiten aus den Jahren 1514 und 1515 von Riemern, Sattlern, Schlossern, Seilern, Wagnern u. s. w.
5. Eine dergleichen über Druckerlohn aus dem Jahre 1566.

a) Für die Schrift Johann Friedrichs des Mittleren an die Reichsgesandten, 15 Bogen, 346 Exemplare = 5190 Bogen, macht 21 fl. 12 Gr. 6 Pfg.
b) Für die Schrift zwischen dem Kurfürsten und Herzog Johann dem Mittleren, 26 Bogen, 326 Exemplare = 9412 Bogen, macht 39 fl. 7 Gr., in Summa 61 fl. 19 Gr. 6 Pfg.

6. Aus einer Notiz über den Arbeitslohn fürs Weinabziehen ist ersichtlich, daß in einem Jahre abgezogen wurden 61 Faß oder 366 Eimer.
7. Eine Glaserrechnung über das Einsetzen von Fensterscheiben, das Stück zu 2 Pfg., „ein neu Fenster" zu 5 Pfg.

III.

Zur Bevölkerungsbewegung im 17. und 18. Jahrhundert.

In verschiedenen größeren Städten Deutschlands zeigt sich in Bezug auf ihre Bevölkerungsbewegung im 17. und 18. Jahrhundert eine eigentümliche Erscheinung. Während wir jetzt gewohnt sind, daß die Zahl der Geburten in einem Jahre die Zahl der Todesfälle übersteigt, findet damals nicht selten das Gegenteil statt. Und zwar nicht bloß in solchen Jahren, wo sich dies aus besonderen Ereignissen erklärt, z. B. während des 30jährigen Krieges, in Zeiten der Pest u. s. w., sondern auch in solchen, wo von derartigen außerordentlichen Ursachen größerer Sterblichkeit nichts bekannt ist. So z. B. starben in Leipzig mehr Menschen als geboren wurden in den Jahren 1684 bis 1686, 1689 bis 1691, 1693 bis 1698, sogar in ununterbrochener Folge 1711 bis 1733, 1736 bis 1783, in welche letztere Periode (aber doch nur in wenige Jahre) allerdings der siebenjährige Krieg fällt. Da diese Ziffern einem Extrakt aus den Tauf- und Sterberegistern der Stadt entnommen sind, so ist hier nicht, wie sonst wohl öfters bei statistischen Aufstellungen in jenen früheren Zeiten (selbst in Süßmilchs „Göttlicher Ordnung"), an eine bloße, mehr oder weniger unsichere, Kombination zu denken. Das Mehr der Todesfälle erklärt sich teils aus den damaligen mangelhaften Einrichtungen bei der Geburt und der Verpflegung der kleinen Kinder (bekannt ist, wie der Umstand, daß unser großer Dichter Goethe beinahe tot zur Welt gekommen wäre, seinem mütterlichen Großvater, dem Schultheiß von Frankfurt, Veranlassung zur Errichtung eines Hebammeninstituts gab), teils aus mancherlei gesundheitswidrigen Gewohnheiten jener

Zeit, teils endlich aus häufigen Pocken- und ähnlichen Epidemieen, die immer große Verheerungen anrichteten. Die geringere Zahl der Geburten hängt mit der größeren Seltenheit der Ehen und der geringeren Zahl von Kindern aus einer Ehe zusammen (in Leipzig zählte man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durchschnittlich nur 2,9, später sogar nur 2,6 Kinder auf eine Ehe), welche letzteren beiden Momente zeitgenössische Beobachter auf den übermäßigen Luxus zurückführen, der die Erhaltung eines Hausstandes und zumal einer größeren Familie erschwerte. Dazu kam, wie es scheint, noch ein besonderer Umstand, der ebenfalls in den damaligen Sitten wurzelte. Es gehörte nämlich im vorigen Jahrhundert zu dem standesmäßigen Luxus einer reichen (nicht bloß einer adeligen) Familie das Halten einer zahlreichen Dienerschaft. Dies allein schon (neben anderen Ursachen) zog eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts in die großen Städte, ohne daß jedoch dieser Bevölkerungsteil durch Gründung von Ehen zu einer regelmäßigen Vermehrung der Einwohnerzahl beigetragen hätte. Dies erklärt auch wenigstens zu einem großen Teile die noch auffallendere, scheinbar sich selbst widersprechende Erscheinung, daß trotz der ungünstigen Verhältnisse des inneren Wachstums der Bevölkerung gleichwohl die Einwohnerzahl dieser Städte öfters steigt, statt, wie man glauben sollte, abzunehmen. Ähnlich wie in Leipzig ging es auch in anderen größeren Städten, Dresden, Berlin, Wien u. s. w., wogegen in vielen sog. Mittelstädten, die damals noch eine geringe Bevölkerung hatten, wie Görlitz, Zittau, Chemnitz, sich ein, wenn auch mäßiges, aber stetiges Wachstum der Bevölkerung von innen heraus, ohne einen stärkeren Zufluß von außen, bemerkbar macht. Jedenfalls ist dies Letztere das Zeichen einer zwar langsamen, aber gesunden Entwicklung, während jene größeren Städte damals nicht selten (man denke z. B. an die lange nachwirkenden Folgen der polnischen und der Brühlschen Wirtschaft in Dresden), an mancherlei künstlichen Zuständen krankten.



Mitteilungen und Notizen.

Die Lehrer und die Kulturgeschichte. Unter dem Titel: „Lehrerschaft und Volkskunde" veröffentlicht C. Rademacher, Lehrer zu Köln, einen auf dem Rheinischen Lehrertage gehaltenen Vortrag (Sammlung pädagogischer Vorträge, Bd. VI, Heft 6). Er sucht darin die Lehrer für die Volkskunde zu erwärmen und sie für die Sammelthätigkeit auf diesem Gebiete zu gewinnen. Indem er den Begriff der „Volkskunde" richtig dahin definiert, daß es sich dabei in erster Linie um den Volksglauben — „wenn der Volksglaube praktisch sich bethätigt, nennen wir ihn Volksbrauch" — handelt, daß aber auch die kulturhistorisch nicht minder wichtigen „Volksgewohnheiten" (Wohnung, Wirtschaft, Verkehr u. s. w.) in Betracht kommen, giebt er eine kurze Zusammenstellung der Gebiete, auf welche sich die Beobachtungen der Lehrer erstrecken möchten. Auf diese löblichen Anregungen, die ja im weiteren Sinne gerade auch der Kulturgeschichte dienen, möchte ich auch an dieser Stelle hinweisen, allerdings auch raten, bei dieser Thätigkeit nicht nur Eifer, sondern auch recht große Vorsicht walten zu lassen. Um so eher wird die Thätigkeit, die doch nur Laienthätigkeit ist, auch wissenschaftlich wertvoll gemacht werden können. Herr Rademacher wendet sich wesentlich an die nichtakademisch gebildeten Lehrer. Vor allem wird ja auch der Lehrer auf dem Lande, wie übrigens auch der Geistliche, in dieser Beziehung nützlich wirken können. Ich bin überzeugt, daß die Anregung — auch andere haben solche schon gegeben — Erfolg haben und so davon zeugen wird, daß in diesem Teil der Lehrerschaft ein warmes Interesse für die Volkskunde, in letzter Linie also auch für die Kulturgeschichte, lebt. —

Ich möchte aber hier eine weitere Frage aufwerfen und habe dabei nicht nur die Volkskunde, sondern die Kulturgeschichte überhaupt im Auge. Wie steht es denn mit dem kulturgeschichtlichen Interesse der höheren, der akademisch gebildeten Lehrer? Ich glaube leider zu der Auffassung berechtigt zu sein, daß dies Interesse nicht so allgemein und nicht so rege ist, wie man es bei der Wichtigkeit des Gegenstandes erwarten könnte. Selbstverständlich giebt es eine Reihe von Lehrern, die dieses Interesse in hohem Maße haben, die auch selbst auf diesem Gebiete arbeiten und tüchtiges leisten. Namentlich in Mitteldeutschland, im Königreich Sachsen, Thüringen u. s. w. scheinen

diese Männer nicht selten zu sein. Andererseits giebt es aber auch gar manchen Geschichtslehrer, der das kulturgeschichtliche Element im Unterricht völlig unberücksichtigt läßt und der sich besonders wissenschaftlich vorkommt, wenn er seine häusliche Arbeit, in treuer Erinnerung an sein Universitätsseminar, irgendeinem mehr oder wenige zu Tode gehetzten mittelalterlichen Quellenschriftsteller widmet. Aber nicht nur der Lehrer, dessen Hauptfach die Geschichte ist, sondern auch der klassische und der Neuphilologe könnten stärker zur Hebung des Sinnes für Kulturgeschichte beitragen. — Charakteristisch sind die Neuanschaffungen für Lehrer- und Schülerbibliotheken. Es giebt noch heute Schulbibliotheken, die ein so gutes und dabei so edel-populär gehaltenes Werk, wie Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", nicht besitzen. Auf dem Gebiet der Kulturgeschichte sind ferner in den letzten Jahren eine Reihe echt wissenschaftlicher, tüchtiger und anregender Werke erschienen, wenn ihre Zahl auch keine allzu große ist. Man wird sie in den Schulbibliotheken meistens vergeblich suchen: dagegen liest man nicht selten, daß jene mittelmäßigen kompilatorischen und rein populären „Kulturgeschichten" oder „Bilder", die ich hier nicht näher bezeichnen will, angeschafft sind. Damit ist aber wenig oder nichts gethan. Ich will endlich noch anführen — ich brauche nicht zu versichern, daß ich hier nicht pro domo sprechen und nicht Abonnenten werben, sondern nur ein bezeichnendes Faktum erwähnen will — daß unsere „Zeitschrift für Kulturgeschichte" in Universitätslehrerkreisen weit mehr Leser hat, als in denen der Lehrer an höheren Schulen und daß es den Lehrerbibliotheken mit verschwindenden Ausnahmen gar nicht einfällt, auf sie zu abonnieren. Wenn meine hier ausgesprochene Ansicht auf Widerspruch stoßen sollte, so werde ich mich im Interesse der Sache nur freuen, wenn dieser Widerspruch berechtigt ist. St.

* * *

Über den Königsschatz von Dahschur, jenen neuerdings in der „Gallerie der Prinzessinnen" auf der nördlichen Seite der einen Ziegelpyramide von Dahschur gemachten interessanten Fund, hat der Entdecker de Morgan eine kleine Schrift herausgegeben unter dem Titel: Le trésor de Dahchour. Liste sommaire des bijoux de la XIIe dynastie découverts dans la pyramide de briques de Dahchour les 7 et 8 mars 1894.

* * *

Neue Zeitschriftenaufsätze:

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IV, 2: M. Rehsener, Arbeit und Brauch in Haus, Feld, Wald und Alm II; G. Sajaktzis, Gräcowalachische Sitten und Gebräuche; P. Sartori, Der Schuh im Volksglauben (Fortsetzung); J. Bolte, Das Kinderlied vom Herrn von Ninive; R. Wossidlo, Der Tod im Munde d. mecklenburgischen Volkes; F. Voigt, Beiträge zur deutschen Volkskunde aus älteren Quellen; A. Pichler, Tirolische Volksdichtung; S. Ivanoff, Die Sitten der Türken in Bulgarien.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1894, Nr. 1: A. Klemen, Die Familie der Meister von

Gmünd und ihre Zeichen; Nr. 4: Wolf, Der röm. Wall; Nr. 7: R. Wossidlo, Über die Sammlung mecklenburgischer Volksüberlieferungen.

Deutsche Rundschau, 20. Jahrgang, 11. Heft: O. Pfleiderer, Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Religion.

Westermanns Monatshefte, 38. Jahrgang, August: P. Schellhas, Die Etrusker. Ein kulturgeschichtliches Rätsel.

Brandenburgia II, 12: Elis. Lemke, Die ältesten Spinn- und Webegeräte; C. Bolle, Brummtopf und Schimmelreiter.

Neues Lausitzisches Magazin LXX, 1: H. Knothe, Die Hausmarken in der Oberlausitz; Eitner, Zehn Jahre aus Görlitzens Vergangenheit (1567—1577).

Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXXII, 4: F. Menčik, Die Prager Goldschmiedezunft.

Zeitschrift des hist. Vereins f. Schwaben und Neuburg XX: M. Radlkofer, Die humanistischen Bestrebungen der Augsburger Ärzte im 16. Jahrhundert; L. Werner, Augsburger Stammbücher aus dem 18. Jahrhundert.

21—25. Jahresbericht d. histor. Vereins zu Brandenburg: O. Tschirch, Tägliche Aufzeichnungen des Pfarrherrn Joachim Garcaeus in Sorau und Brandenburg aus den Jahren 1617—1632.

Forschungen zur brandenburg. u. preuß. Geschichte VII, 1: F. Hirsch, Die Erziehung der älteren Söhne des Großen Kurfürsten.

Annalen des Vereins f. nassauische Altertumskunde XXVI: C. Spielmann, Die Mennoniten und ihre Bedeutung für die Kultur in Nassau.

Verhandlungen d. gelehrten esthnischen Gesellschaft XVI, 3: A. Winter, Über Hochzeitsbräuche der Letten nach ihren Volksliedern.

Globus LXV, Nr. 15: R. Andree, Der Hexenglaube in Deutschland am Ende des 19. Jahrh.; Nr. 16: Der Selbstmord bei Naturvölkern.

Leipziger Zeitung, wissenschaftliche Beilage Nr. 58: M. Beck, Wie man einst Kalender schrieb; Nr. 87: H. Ludwig, Vom Kalender im Elsaß vor 100 Jahren.

Die Grenzboten, 53. Jahrg., Nr. 14: E. Müllenbach, Demoiselle — Fräulein — Gnädiges Fräulein. 1794—1894.

Monatsschrift f. das Turnwesen XIII, 3—6: Koch, Die Geschichte des Fußballes im Altertum und in der Neuzeit.

Zeitschrift der histor. Gesellschaft f. d. Prov. Posen VIII, 3 u. 4: F. Landsberger, Aus der Medizinalverwaltung Posens am Ende des vorigen Jahrh.; A. Warschauer, Geschichte des Grätzer Bieres; IX, 1: A. Warschauer, Die Posener Goldschmiedefamilie Kamyn; F. Schulz, Der erlöste Jüngling (Volkssage); F. Schulz, Der spukende Schäfer.

Nord und Süd, Juni: E. Schulz, Vom Schminken. Kulturhistorische Skizze.

Veröffentlichungen des Allgem. Deutschen Bäderverbandes, Offiz. Bericht über die 2. Verbandsversammlung: Hoefler, Balneomethodik im Mittelalter.

Das Wetter XI, 3: E. Veckenstedt, Zur Wolkenkunde in Mythologie, Volksanschauung und Meteorologie.

Mitteilungen der Geograph. Gesellschaft in Wien XLVII, 5: E. Gelcich, Zwei Auszüge aus einer Sammlung von Reisebeschreibungen aus dem 16. Jahrh. (1. Von Venedig nach Konstantinopel; 2. Projekt eines Suez-Kanals im 16. Jahrh.).

Zeitschrift für den deutschen Unterricht VIII, 5/6: A. Freybe, Altwestfälisches Volkstum in Werner Rovelincks: De laude Saxoniae nunc Westphaliae dictae.

Zeitschrift für christliche Kunst VII, 4: K. Thewalt, Flandrischer Schrank des 15. Jahrhunderts.

Bulletin of the American Geographical Society XXVI, 1: Courtenay de Kalb, The social and political development of the South American people.

Archiv für Österreichische Geschichte LXXXI, 1: Ad. Beer, Studien zur Geschichte der österreichischen Volkswirtschaft unter Maria Theresia. I. Die österreichische Industriepolitik; J. Loserth, Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zu ihrer Geschichte, Lehre und Verfassung.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft XI. 1: L. M. Hartmann, Zur Geschichte der antiken Sklaverei.

Société de l'histoire de Paris, Bulletin 1894, Livr. 2: Moranvillé, Note sur les prisons à la fin du XIVe siècle; Coyecque, Inventaire sommaire d'un minutier parisien pendant le cours du XVIe siècle (suite).

Zeitschrift d. Harzvereins XXVII, 1: E. Jacobs, Johann Lorenz Benzler; Buhlars, Zerstörte Hildesheimer Haussprüche; O. Snell, Die Pest zu Hildesheim im Jahre 1657; A. Brinckmann, Geschichte der Holzbaukunst in Quedlinburg; Zwei Briefe aus Kriegsnöten (1642); E. Jacobs, Die Beisetzung des 1626 verstorbenen Grafen Botho Ulrich zu Stolberg in Hildesheim; G. Liebe, Der Halberstädter Apothekereid aus dem 16. Jahrhundert.

Baltische Studien 1894: E. Lange, Greifswalder Professoren in der Sammlung der Vitae Pomeranorum (ich komme auf diese Arbeit zurück).

Mitteilungen des Vereins für hamburg. Geschichte VI, 1: R. Ehrenberg, Geschriebene Hamburger Zeitungen im 16. Jahrhundert; W. Stieda, Hamburger Avisen in Mecklenburg.

Jahrbuch des Vereins für Mecklenburg. Geschichte LVIII: W. Stieda, Rostocker Tonnen-Ausfuhr und Einfuhr-Verbote; Derselbe, Versuche zur Einführung der Seidenindustrie und des Seidenbaues in Mecklenburg.

Archiv zur Geschichte d. deutschen Buchhandels XVII: W. Stieda, Studien zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Mecklenburg (ich komme auf diese Arbeit zurück).



Besprechungen.

Georg Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters. I. Bd. Mit 28 Abbildungen. Stuttgart, J. Roth 1894. (VI u. 356 S.)

Es ist heute auf Grund der zahlreich vorhandenen Spezialforschungen nicht allzu schwer, eine Kultur- wie eine Litteraturgeschichte zu schreiben. Weit bedeutsamer als der jedem Bearbeiter zu Gebote stehende Stoff wird seine Behandlung sein. Wenn der Verfasser die Berechtigung zusammenfassender Arbeiten ohne Grundlage eigener Einzelstudien in der Thatsache sieht, daß Ranke trotz der letzteren nicht Meister sei in der Behandlung der Zusammenhänge, so ist bei der höheren Bedeutung dieser die Wertschätzung von Ranke und Grupp fixiert. Der Standpunkt des Werkes ist der von Janssen her bekannte; es gehört zu jenen geschickt geschriebenen, in wachsender Zahl auf ultramontaner Seite auftretenden Büchern, welche mit der ausdrücklichen Absicht, auf einen weiteren Leserkreis zu wirken erst in zweiter Linie der Wissenschaft dienen wollen, in erster der katholischen Kirche. Noch ist es wohl an der Zeit, eine derartige Tendenz festzunageln, auch auf die Gefahr hin, dem geschmackvollen Vorwurf des Konkurrenzneides zu verfallen, mit dem der Verfasser die ungünstige Beurteilung eines früheren Werkes pariert. Die Tendenz veranlaßt ihn, von der Begründung des Christentums und seinem Einfluß auf die antike Welt auszugehen, „deren irdische Bestrebungen in ästhetischer und politischer Kultur Gottes Finger als nichtig erwies." Es hat das zwar nichts mit der Geschichte des Mittelalters zu thun, aber es giebt Grupp Anlaß zur Darlegung seiner theologischen Anschauung und zu polternden Ausfällen gegen die „Baursche Schule" und die „Berliner Hegelei". Das konfessionelle Element tritt überall grell zu Tage, unter arianischer Form wollten die nichtfränkischen Germanen noch ein Stück Heidentum behalten (S. 144), als ein Beispiel des von Bonifazius bekämpften halb heidnischen Christentums wird Bischof Clemens, ein Ire, angeführt, der den Cölibat und die Ewigkeit der Höllenstrafen verwarf (S. 199), und den modernen Gymnasien wird zu allem noch die Einführung christlicher Dichter empfohlen (S. 185). Weit schlimmer ist, daß der Romanismus das Werk soweit beeinflußt, auch gegen die nationale Empfindung seine Angriffe zu richten. Es ist lehrreich, daß es Deutsche giebt, die den Triumph Leos I über Attila mit dem Gregors VII über Heinrich IV vergleichen (S. 131). Wenn es Grupp für angemessen hält, im

Hinblick auf die für Rom fechtenden Germanen eine hämische Bemerkung über die „vielgerühmte Treue" zu machen (S. 121), so hätte er sich erinnern sollen, daß das größte Epos der Deutschen die Mannentreue über die Blutstreue stellt. Kein Wunder, daß der einzig der Tendenz zugewandte Blick auch historisch verkehrte Anschauungen veranlaßt. Der geschichtsphilosophischen Bemerkung über die Sagen vom niederen Ursprung der nachkarolingischen Königsgeschlechter bedurfte es nicht (S. 272); für einen Vogelsteller hat auch die erst im 12. Jahrhundert auftretende Sage Heinrich I nie gehalten, und die kirchliche Krönung hat er nicht aus Scheu, sondern wohlbedacht zurückgewiesen. Daß Otto III, die Karrikatur seines großen Ahnherrn, hoch gepriesen wird (S. 319), ist leicht erklärlich. Von den „Träumereien des Minnedienstes, dessen ideale Verklärung des Weibes langjährigen Madonnendienst voraussetzt" (S. 156), sollte man doch endlich aufhören zu sprechen; die Ziele jenes konventionellen Getändels waren höchst realistische. Die Vorliebe für die klösterliche Kultur veranlaßt Grupp, den im 5. Jahrhundert zuerst erscheinenden Pfarrschulen nur die geringste Bedeutung beizumessen (S. 184). Aber hätten sie sich dann bis in das 13. Jahrhundert zu halten vermocht? Auch die Taktik des Verallgemeinerns ungünstiger Thatsachen wird geübt und aus der Sage von Wolfdietrich das Aussetzen von Kindern als etwas gewöhnliches geschlossen! (S. 162). Dagegen ist Grupp stets geneigt, in einem Aussprechen objektiver, aber ihm nicht günstiger Thatsachen eine feindliche Tendenz zu wittern. Mit Vorliebe gelten seine Angriffe dem „Deutschtümler" G. Freytag, aber wo hat denn dieser die Mönche des 10. Jahrhunderts als Wein- und Weiberfreunde dargestellt? Was er anführt (Ges. Werke, Leipzig 1888, Bd. XVII S. 369 f.), entstammt den Quellen der Zeit und wenn Grupp die Weltkenntnis der Roswitha und des Ruodliebdichters mit Staunen bemerkt, so braucht die Annahme, daß solche Kenntnis nicht immer theoretisch geblieben sei, nicht von „Behagen im Schmutz" zu zeugen. Von dem Parteicharakter des Werkes wird man mit um so größerem Bedauern Kenntnis nehmen, als es gewandt geschrieben, die Auswahl und Wiedergabe der Bilder vortrefflich ist. Wo sich zur Polemik keine Gelegenheit bietet, ist es höchst anziehend, so in Kap. V: Anfänge der Romantik in der griechischen Litteratur.

Georg Liebe.

* * *

Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. VI. Band. A. u. d. T.: Kulturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch. 13. und 14. verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von Ludwig Pastor. Freiburg i. Br., Herder, 1893. (XXXVI. 546 S.)[1].

Mein verehrter Mitarbeiter, Herr Dr. Liebe, erwähnt in der voranstehenden Besprechung auch Janssen; er schließt sich, wie es scheint, dem auf

[1]) Der inzwischen erschienene 7. Band ist uns noch nicht zugegangen.
Die Redaktion.

protestantischer Seite allgemein vorherrschenden Urteil an, das in Janssen in in erster Linie den streng katholischen Tendenzschriftsteller sieht. Es ist das ja völlig verständlich: aber es fragt sich, ob nicht dadurch leicht eine Mißachtung und Vernachlässigung des Gewinnes, den wir doch unzweifelhaft auch von dem Janssenschen Werke haben, herbeigeführt wird. Gerade die kulturhistorischen Partieen desselben bedeuten entschieden in vieler Beziehung einen Gewinn. Freilich liegt der Gewinn vorzugsweise in dem neuen und reichen Material, das Janssen heranzieht, weniger schon in der Auffassung, obgleich Janssen hier weit öfter das richtige trifft, als man zuzugeben pflegt, am allerwenigsten freilich in Verarbeitung und Darstellung. Für diese kulturhistorischen Partieen kann man auch den Vorwurf der kritiklosen Verwertung des Materials mit geringerem Recht erheben, als für die übrigen Teile des Werkes. Wo es sich um historisch richtige Darstellung politischer und religiöser Ereignisse und Thatsachen, wo es sich um Beurteilung einzelner Persönlichkeiten, wo es sich namentlich um Meinungskämpfe handelt: da kann allerdings die von Janssen befolgte Methode, aus allen möglichen historischen und litterarischen Quellen Notizen zu geben und Auszüge anzuführen, nicht das ungefärbte Bild der Vergangenheit geben; denn hier in erster Linie sind doch alle diese Quellen auf ihre Zuverlässigkeit, auf Tendenz u. s. w. auf das eingehendste zu prüfen. Wo es sich aber um die Darstellung des Zuständlichen, um die Sitten, die Lebens- und Bildungsverhältnisse der Gesamtheit handelt, da ist schon die bloße Materialsammlung etwas sehr verdienstliches. Man wird nicht alles, was die Sittenprediger der Zeit schreiben oder die Dichter sagen, als absolut richtig anzunehmen brauchen; man darf nicht jede litterarische Äußerung über diese oder jene Verhältnisse und Zustände sogleich verallgemeinern, man darf auch hier die etwaige Tendenz nicht vergessen, aber man darf dieses und ähnliches Material auch nicht vernachlässigen. Es ist ein unbestrittenes Verdienst Janssens, daß er in umfassender Weise nicht nur die hergebrachten historischen „Quellen", sondern die gesamte damalige litterarische Produktion für die Kulturgeschichte nutzbar zu machen versucht hat.

Die Kapitel: Unterhaltungslitteratur, Wunder- und Schauerlitteratur, Geheim-, Zauber- und Teufelslitteratur — „der Teufel selbst" sind in dieser Beziehung aus dem vorliegendem Band besonders hervorzuheben, sie bieten für die nähere Kenntnis des damaligen Volksgeistes und Volkscharakters, auch für Leben und Sitten viel Lehrreiches. Auf den Inhalt des Bandes will ich sonst nicht näher eingehen, da er nur in neuer Auflage vorgelegt wird. Ludwig Pastor, der bekannte Verfasser der „Geschichte der Päbste", der auch die weitere Herausgabe des Janssenschen Werkes übernommen hat, hat dieselbe besorgt und namentlich sein Augenmerk darauf gerichtet, die inzwischen erschienene Litteratur zu verwerten. Im übrigen lagen noch zahlreiche handschriftliche Notizen des Verfassers vor: auch mündliche Äußerungen desselben hat Pastor benutzt.

Nur auf eines will ich noch kurz eingehen. Unleugbar tritt auch in diesem Band, der Kunst und Volkslitteratur behandelt, die Tendenz des Verfassers in greller Einseitigkeit hervor. In seinem Bestreben, die Reformation als die Wurzel alles Übels hinzustellen, sucht er zu erweisen, daß seit ihr und durch sie auch in Kunst und Litteratur ein allgemeiner Verfall eingetreten sei. Wie er das fünfzehnte Jahrhundert früher erhoben hat, so sucht er jetzt

das sechzehnte Jahrhundert überall herunterzudrücken. Daß er dabei vieles ungebührlich lobt und heftig tadelt, was schon im fünfzehnten Jahrhundert ebenso sichtbar ist, daß er vieles nicht anerkennt, was früher Geleistetes übertrifft, ist ihm wiederholt nachgewiesen worden. Aber seine Gegner gehen wieder zu weit, wenn sie das sechzehnte Jahrhundert allzu sehr herausstreichen wollen. Wenigstens muß man die zweite Hälfte desselben doch in der That als ein Zeitalter langsamen Verfalls ansehen. Es ist ein Fehler zahlreicher Kulturdarstellungen, daß sie verkennen, daß der Niedergang, der im 17. Jahrhundert so kraß hervortritt, schon im 16. Jahrhundert vorbereitet und in seinen Hauptzügen sichtbar ist. Gegen Ausgang desselben tritt ein völliger Kulturwandel ein. In des Olorinus Ethographia, die Janssen wiederholt zitiert, übrigens falsch zitiert (Ethographia, nicht Ethnographia), hätte er z. B. auch die Bemerkung finden können, „wie es jetzundt in deutschen Landen an moribus vnd sitten, Religion, Kleidung vnd gantzem Leben eine grosse merckliche verenderung genommen". Anstatt für alle Schattenseiten, die überdies nicht alle für das 16. Jahrhundert besonders charakteristisch sind, die Reformation verantwortlich zu machen, hätte er den tieferen Gründen jenes Kulturwandels, der sich langsam vorbereitet und langsam vollzieht, schärfer nachspüren und sie klar entwickeln sollen. Einige wichtige Momente, den fremden Einfluß und das Überwiegen des Hofes, streift er ja: aber hier hätte es schärferen Nachweises bedurft. Es hatte dann auch eine ganz andere Einteilung des Stoffes eintreten müssen, es durften nicht, wie hier die verschiedenen Gebiete, Kunst, Volkslitteratur u. s. w., für das ganze Jahrhundert einheitlich behandelt werden. Luthers Zeit und seine und seiner Zeitgenossen Art ist mit der Art des 15. Jahrhunderts innig verwandt, nicht aber die Zeit und die Menschen am Ausgang des 16. Jahrhunderts. Damals ist auch das Gefühl des Niederganges ziemlich allgemein empfunden. Mit Unrecht wirft man Janssen vor, daß die Klagen über die Verderbtheit der Zeit u. s. w. überall vorkommen. Das ist insofern nicht richtig, als sie zu jener Zeit besonders häufig und eben charakteristisch sind. Ganz unabhängig von Janssen und auf ganz andere Quellen gestützt, habe ich dasselbe auch in meiner „Geschichte des deutschen Briefes" nachgewiesen.

Georg Steinhausen.

* * *

R. Papprit, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild. Marburg, Elwert 1893.

Diesem Schriftchen liegt ursprünglich ein Vortrag zu Grunde, den der Verfasser 1893 in Wiesbaden hielt. Er will für seinen Helden „in weiteren Kreisen Interesse wachrufen" und wendet sich, ohne sich auf die Erörterung von Streitfragen einzulassen, an das „gebildete Publikum im allgemeinen" und will es „bis zu einem gewissen Grade einführen in das geistige Leben der damaligen Zeit". Den Fachgenossen auf dem Gebiete der humanistischen Forschung kann und will das Büchlein also keine Belehrung bieten; aber es wird auch kaum das große Publikum befriedigen, nicht in der Charakterisierung des Helden, noch weniger in der der damaligen Zeit. Die Zeichnung ist matt

und leblos, hält sich nur an der Oberfläche. Es fehlt jede Gruppierung. Meist sind es nur ganz flüchtige Bemerkungen, die an einzelne Daten und Thaten aus Huttens Leben angeknüpft werden. Dabei ist die Sprache oft übertrieben geziert und gesucht. Geradezu wunderlich muten die häufigen Bezugnahmen an auf Verhältnisse und Bräuche der jetzigen Zeit (vgl. S. 11, 13, 19, 22, 27), sowie die Zitate aus Schiller und Goethe (S. 22, 38, 46). Die Drucklegung eines solchen Vortrages erscheint mir zweck- und nutzlos.

Münster i. W. H. Detmer.

* * *

Rudolf Eckart, Niedersächsische Sprachdenkmäler in übersichtlicher Darstellung mit genauen Quellenangaben. Ein bibliographisches Repertorium für Germanisten, niederdeutsche Sprachforscher und Freunde der niederdeutschen Sprache. Zickfeldt, Osterwieck a. H. (68 S. Lex.-8.)

Dies wilde Sammelsurium hat schon Steinmeyer (Anzeiger für deutsches Altertum 18, 288) mit wohl angebrachter Schärfe besprochen. Ein niederdeutscher Siebenschläfer scheint von 1826—1893 geschlummert zu haben, um alsdann in aller Eile sich aufs Oberflächlichste über die niederdeutsche Litteratur zu unterrichten. Was er eben gelernt, sucht der Herr von kurzem Gedärm gleich wiederzugeben und fordert dafür einen Thaler. Kulturhistorisch-interessant ist dabei höchstens die Thatsache, daß in demselben Jahre, in dem „Rembrandt als Erzieher" das Lob des Niederdeutschen in allen Tonarten singt, die niederdeutschen Sprachdenkmäler für weite Kreise noch genügend terra incognita sind, um diesen Versuch als lohnend erscheinen zu lassen.

Berlin. Richard M. Meyer.

* * *

Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von **Rudolf Eckart.** Braunschweig, Appelhaus & Pfennigstorff 1893. Lex.-8.

Lehrreich und lustig zu lesen ist eine Sprichwörtersammlung immer, vollends wenn sie aus dem Stammlande behaglich-germanischen Mutterwitzes kommt. Ein Satz wie „Dommeldich hödd den Huls gebröch, Lanksam lêfd nöch" (S. 82) enthält eine ganze Apologie norddeutscher Bauernweisheit. Daß etwas viel Derbes und Überderbes mitläuft, mag man wohl der Vollständigkeit zu Liebe übersehen; aber daß nur ein dürftiges Vorwort statt einer völkerpsychologischen Einleitung vorausgeschickt ist, bleibt zu bedauern.

Berlin. Richard M. Meyer.

* * *

Robert Crampe, Philopatris. Ein heidnisches Konventikel des siebenten Jahrhunderts zu Konstantinopel. Halle, Max Niemeyer 1894 (62 S.).

Der unter dem Namen des Lucian von Samosata überlieferte Dialog Philopatris ist schon vielfach Gegenstand theologischer und philologischer Erörterung geworden. Seit man erkannte, daß er nicht aus der Feder des berühmten Satyrikers stamme, hat man die verschiedensten Jahrhunderte von dem zweiten bis zu dem zehnten nach einer passenden Situation durchsucht. Dabei ist überhaupt streitig geworden, welches die Tendenz desselben sei, eine rein politische oder zugleich eine religiöse, ob der Verfasser für oder gegen das Christentum kämpfe, ob seine Gegner als Heiden anzusehen oder aber unter dem hohen Klerus der Hauptstadt des byzantinischen Reiches zu suchen seien. A. v. Gutschmid hat im Litt. Centralblatt 1868, Sp. 641 f. die Ansicht angedeutet, die Schrift sei unter Heraclius und zwar zur Zeit von dessen erstem Perserzuge 622/23 entstanden. E. Rohde hat ihm alsbald zugestimmt (über Lucians Schrift *Λούκιος ἢ Ὄνος* 1869, S. 7 A.). Der vorletzte Bearbeiter der Schrift, Aninger (in dem Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft XII, 1891, 464—491. 703—720) erklärte in einer eingehenden Erörterung dieses von Gutschmid nur angedeuteten Ansatzes (S. 484): „In demselben Maße also, wie die damalige äußere Lage des Reiches mit dem Dialog fast völlig übereinstimmt, stehen mit ihm in Widerspruch die damaligen inneren Verhältnisse desselben"; deswegen glaubte er an der Datierung ins 10. Jahrhundert festhalten zu müssen. Crampe zeigt nun in der vorliegenden Abhandlung, daß bei einer andersartigen Auffassung des Dialoges auch die inneren Reichsverhältnisse der Zeit des Heraclius sehr wohl passen. Die Schwierigkeit liegt darin, daß der Dialog zwei scheinbar miteinander nicht recht zusammenhängende Teile hat. Der erste, ein Zwiegespräch zwischen einem Heiden Kritias und einem Christen Triephon dient der Verspottung der antiken Götter — ganz in lucianischer Manier — und läuft aus in die Bekehrung des Heiden zu dem dreieinigen Gott, dem Unbekannten von Athen. In dem zweiten erzählt dann der Heide seinem Bekehrer, wie er in eine geheime Versammlung Unzufriedener geraten sei, die gegen das Wohl des Kaisers Ränke geschmiedet hätten. Crampe hat wohl recht, wenn er betont, daß man eine innere Einheit annehmen müsse, und daher in diesen Konspirierenden nicht christliche Kleriker, sondern einen heidnischen Geheimbund sieht, in den Kritias eben als Heide so leichten Einlaß fand, von dem ihn aber sein Patriotismus trennte. Crampe hat für den Nachweis, daß der erste Teil in ernstem Sinne gemeint ist und keine Verspottung des Christentumes sein will, insofern leichtes Spiel, als Aninger schon zugegeben hatte, daß der Spott nicht in den Worten, sondern nur in Ton und Vortrag gesucht werden könne, eine sehr unsichere Ausflucht. Trotzdem hätte er den Beweis für diese Grundthese wohl noch schlagender führen können, wenn er auf eine genaue Vergleichung des Philopatris mit einer ähnlich angelegten lucianischen Schrift, etwa Philopseudes, eingegangen wäre. Der späte Verfasser hat Lucian nicht nur im großen Schema (Zweiteilung, Verspottung der Götter in ganz gleicher Weise), sondern bis in die kleinsten Einzelheiten hinein nachgeahmt, aber gerade in dem Plus, was er hat,

und in den anderen Wendungen, die er allem entlehnten Gute giebt, zeigt sich der total verschiedene Standpunkt: statt satyrischer Negation positive Einführung zum Christenglauben. An einem Punkte aber hat sich der Verfasser seine Aufgabe in unbegreiflicher Weise erschwert. Es ist unglaublich zu sagen, aber ein interessanter Beitrag zu den Symptomen moderner Bibelunkenntnis, von denen „Die christliche Welt" 1894, Nr. 30 eine ganze Reihe anführt, daß keiner der neueren Erklärer — soviel ich sehe — bei dem „Galiläer mit kahlem Haupte und großer Nase, der, in den dritten Himmel verzückt, das höchste geschaut hat" (Kap. 12), sich durch das letzte Attribut an den Apostel Paulus hat erinnern und dann darauf hat bringen lassen, daß seit den Akten des Paulus und der Thecla (Kap. 2) der kahle Kopf und die große Nase zu dessen stehenden Kennzeichen gehören. Hilgenfeld hat längst in seiner Einleitung in das Neue Testament, Leipzig 1875, S. 216 A. 3, diese pseudolucianische Stelle mit der aus den Acta Pauli et Theclae und einer wohl daraus geflossenen Stelle bei Malalas Chronogr. X zur Charakteristik des Paulus zusammengestellt. Die Bezeichnung Galiläer mag gleichbedeutend mit Christ sein, wenn sie nicht jener von Hieronymus erwähnten Tradition entstammt, nach welcher Paulus in Giscala in Galiläa geboren war (s. Hilgenfeld a. a. O. A. 1). Wir können es dahin gestellt sein lassen, ob der Verfasser des Philopatris die ganze Begebenheit in die apostolische Zeit schieben wollte, um so etwa seine Arbeit von Anfang an sicherer unter Lucians Namen stellen zu können; wie unklar man später über die Ausdehnung des apostolischen Zeitalters war, zeigen genug Stellen, worin Irenäus u. a. als Apostelschüler bezeichnet wurde. Hierzu würde auch der unbekannte Gott in Athen, der bekanntlich einer Rede des Paulus seine Bedeutung für das christliche Denken verdankt, gut stimmen. Die wahren Zeitverhältnisse blieben immer noch deutlich genug, um den von Crampe wohl mit Recht angenommenen Zweck einer Denunziation möglich erscheinen zu lassen. Vielleicht hat der Verfasser auch nur die typischen Züge des Paulus entlehnt für den christlichen Lehrer, den er brauchte. Jedenfalls ist klar, daß sie keinen Hohn auf das Christentum bedeuten können. Gerade im Zusammenhange mit unserer Auffassung, daß der Verfasser vielleicht dem Dialog das Gewand einer längst vergangenen Zeit habe geben wollen, könnte man sagen, daß auch der ganze erste Teil vielleicht nur aus Lucian entlehnte Einkleidung sei, die an die alten Apologeten erinnern sollte. Dagegen aber spricht der Titel — auch etwas, was Crampe ganz außer Acht gelassen hat —, der in lucianischer Weise eigentlich aus zwei Titeln besteht *φιλόπατρις ἢ διδασκόμενος*, „der Patriot" oder „der Belehrte". Ganz wie in den vorbildlichen Dialogen „der Lügenfreund oder der Ungläubige" ist damit ein doppelter Inhalt des Stückes bezeichnet, als Patrioten zeigen sich Triephon und Kritias im zweiten Teile, belehrt aber wird Kritias im ersten Teil von Triephon, d. h. zum Christentum bekehrt. So interessant schon kultur- und litterargeschichtlich die Übernahme eines ganz lucianschen Schemas von christlicher Seite zur Bekämpfung des Heidentums ist, so ist doch wichtiger hier das Resultat Crampes, daß es im 7. Jahrhundert noch eine große „altgläubige" Gemeinde in der Hauptstadt selbst gegeben hat. Er schildert diese im 2. Kap. genau, nachdem er noch andere Zeugnisse für Auftreten des Heidentums in damaliger Zeit gesammelt hat. Das Konventikel war geleitet von Philosophen, hohe Staatsbeamte sogar nahmen daran

Teil, die Masse aber gehörte den unteren und mittleren Volksschichten an. Das gemeinsame Band war die treue Verehrung der Götter, verbunden mit einem in jener bedrängten Zeit ja leicht begreiflichen politischen Pessimismus. Die Hoffnungen waren auf den Perserkönig Chosroës II gerichtet, der nicht nur materiellen Wohlstand bis zu orientalischem Überfluß bringen, sondern vor allem auch dem alten Glauben Duldung, ja Vorrechte gewähren sollte. So ergeht sich dieser Geheimbund in dem Augenblicke, wo der Kaiser gegen die Perser zu Felde liegt, in Wünschen für den Erbfeind, und diese landesverräterische Gesinnung ist es, welche der Verfasser brandmarken und die er durch den am Schluß sehr geschickt angebrachten Hinweis auf den Sieg des Kaisers strafen will. Die Erscheinung solcher Schwärmer, welche, mit allem Bestehenden unzufrieden, eine goldene Zeit herbeisehnen, ist ja keiner Zeit fremd, auch daß sie die Verwirklichung ihrer Hoffnungen von einer staatsfeindlichen Macht erwarten, und wie sich im einzelnen ihre Träume ausgestalten, ist sehr lebenswahr für alle Zeiten dargestellt. Das eigenartige dieses Bildes aber ist die Verbindung des politischen, sozialen mit dem religiösen Element: daß wir hier zugleich ein letztes Lebenszeichen des ersterbenden, nur durch die Siege der Perser zeitweilig wieder belebten Heidentums in seiner ganzen Verkommenheit in magischer Superstition vor uns haben. Es ist ein entschiedenes Verdienst von Crampe, das deutlich ans Licht gestellt zu haben.

v. Dobschütz.

Zur Notiz.

Vom nächsten Hefte an werden wir neben der Übersicht über neue Aufsätze in Zeitschriften auch eine bibliographische Zusammenstellung von neuerschienenen, in unser Gebiet gehörigen Büchern bringen.

Die Redaktion.



Totenbretter im bayerischen Walde, mit Berücksichtigung der Totenbretter überhaupt.

Von Otto Rieder.

(Schluß.)

Neben den verschiedensten Lebensaltern bei Verheirateten wie Ledigen, letztere als „Jungfrauen“ und „Jünglinge“ [70]) bezeichnet, treten die durch Besitzstand und Rechte so scharf geschiedenen bäuerlichen Rangstufen hervor, vom Bauer und der Bäuerin bis zum Seldner und Häusler, die bloß eine Selde, ein dürftiges Häuslein mit Gärtchen und höchstens ein paar Tagwerken Feld ihr eigen nennen, und von diesen weiter bis zu den „Inwohnern“ oder „Logisleuten“, so genannt, weil sie lediglich in eines Anderen Hause wohnen, nämlich bei Bauern, denen sie dafür außer einem gering bemessenen Mietgeld (jährlich bis ca. 20 Mark) allerlei bäuerliche Hantierung verrichten müssen. Sie machen fast überall die zahlreichste Klasse der Bevölkerung aus. Auch das Gewerbe stellt auf den Brettern sein, wenn auch schwaches, Kontingent. Hierzu kommen, wie in der Beamtenwelt, eine Reihe pensionierter, zur Ruhe gesetzter

[70]) Das Wort Jüngling geht in der Volkssprache stets auf den unvermählten Mann, ist also gleich unserem Junggesellen und wird dementsprechend bis zur höchsten Altersstufe angewendet. Ebenso in den Alpen; vgl. Müllers oben zitierter Aufsatz in der Allgem. Zeitung, III. Schmeller-Frommanns Bayerisches Wörterbuch kennt jedoch blos das Wort Jungherr in jenem Sinne (I, 1208).

Leute; es sind diejenigen, welche in der „Ausnam" oder im „Austrag" leben: Bauern und Bäuerinnen, Häusler und Seldner (auch „Ausnahmsgastgeber" u. dergl.), nachdem sie wegen Alters oder anderer Anlässe Besitztum und Rechte an Kinder oder Verwandte abgetreten und sich für den Rest ihrer Tage nur die einfache Wohnung mit gewissen Nutznießungen, Kost, Kleidung ꝛc., vorbehalten haben [71]). Sämtliche Personen werden zugleich nicht ohne eigentümliche Prädikate eingeführt, wie sie auch auf Grabkreuzen vorzukommen pflegen. Erwachsene und Verheiratete heißen gewöhnlich ehrengeachtet, ehrsam oder ehrbar. Jungfrauen und „Jünglinge" tugendsam und tugendreich, ja ehrentugendreich, sehr ehr- und tugendsam [72]), oder auch achtbar, kleine Kinder meist unschuldig, seltener hoffnungsvoll; einmal wird ein erst anderthalbjähriges Knäblein schon „tugendreich" qualifiziert (in Simpering bei Hohenwarth). — Nach den Personal- und sonstigen Notizen (Empfang der Sterbesakramente, Angabe der Todesursache ꝛc. ꝛc.) folgt nicht selten ein Vers, womit wir uns noch besonders beschäftigen müssen. Den Schluß der Inschrift pflegt das bekannte, den römischen Grabschriften entnommene R. I. P. (requiescat in pace: er ruhe in Frieden!)

---

[71]) Vgl. Schmeller-Frommann I, 655 und 1742. In weithin gültiger Weise charakterisiert die Verhältnisse eine statistisch-topographische Beschreibung des Landgerichts Wolfstein von 1830, S. 27: „Jeder Bauernhof hat auch ein gesondertes Nahrungs- oder Austragshaus für die Zeit, wo die alternden Eltern einem Sohne oder einer Tochter das Anwesen übergeben." Bis dahin wird jenes Haus gewöhnlich einem „Inmann" zu billiger Miete überlassen (Joh. B. Regner, Der Waldler in Sitte und Sprache, im Unterhaltungsblatt zur Augsburger Postzeitung 1891, S. 619 f.). Georg Winkler zieht in seiner „Topographischen, historisch-statistischen Schilderung des Pfarr-Sprengels E h i n g (jetzt Eching geschrieben), Landgerichts Landshut" (Verhandlungen des histor. Vereins für Niederbayern, Bd. III, Heft 2, 1853, S. 85) folgende Parallele: „Im Gebirge findet sich bei jedem Hofe ein sogen. Zuhaus, bestimmt zur Aufnahme der Austragsleute; hier zu Lande ist das „Stübl" für diesen Zweck; dieses Stübl, in Schwaben Stüble, geht durch ganz Oberdeutschland." Und Aehnliches teilt Freiherr von Leoprechting aus dem Lechrain (1855, S. 226 f.) mit: „Hinten am Hause ist das Pfründstübl angebaut. Eine kleine Stube mit einem Kämmerl, manchmal auch einer Küche, dient dieser Anbau zur Wohnung der Eltern, welche dem Sohne oder der Tochter das Gut übergeben haben. Bei Bauern findet sich wohl auch ein eigenes Häusl für Austrägler; dieses ist dann auch zweigädig."

[72]) Einen e h r e n z ü c h t i g e n Junggesellen († 1884) nennt ein Marterl zu Dux in Tirol (v. Hörmann, Grabschriften und Marterlen II, 178). — Natürlich gehören die bemerkten Prädikate für bäuerliche Kreise einer ver-

zu machen. Daran reiht sich allenfalls das Zeichen des heiligen Kreuzes, das bei vielen Brettern auch an der Spitze steht. In letzterem Falle figuriert am häufigsten das lateinische oder Passionskreuz, dessen Enden bald in einfache Ecken, bald in Kleeblattformen auslaufen. Manchmal nimmt ein starkes, langgezogenes den größten Teil des verfügbaren Raumes ein, ja verdrängt sogar jede Inskription. Bei Eisenstein erscheint ein doppeltes, ein sogen. Patriarchen-, Kardinals- oder erzbischöfliches Kreuz typisch, das unter den beiden Querbalken merkwürdigerweise dreimal mit feinen S-förmigen Bogenlinien durchschnitten wird [73]). Ganz eigenartig ist die Darstellung eines Sockelkreuzes zwischen zwei Bäumen auf einem Brette zu Flanitz, zu beiden Seiten mit einem Vorhange drapiert [74]). Bei kleiner gehaltenen Kreuzen stehen oft mehrere zusammen, namentlich am Schlusse, besonders gern drei in Dreiecksstellung. Es sind aber dann meist gleicharmige Kreuzchen, auch sogenannte breitendige, zuweilen mit Kreisbogen konstruiert und von einer Peripherie eingefaßt. Die Farbe der Kreuze ist regelmäßig schwarz; bei Eisenstein sollen jedoch grün und blau angestrichene Bretter mit weißem Kreuze vorkommen [75]), und in Lambach traf Hein ein Brett mit drei rot aufgemalten, in einer vertikalen Linie stehenden Kreuzen. Sind letztere eingeschnitten, so reihen sie sich entweder in einer Geraden unter oder neben einander, oder im Dreieck, wobei auch die Form des Andreaskreuzes gewählt wird [76]). — Statt des Kreuzes trifft man vereinzelt und gewöhnlich oben die ersten drei Buchstaben des Namens Jesu mit griechisch geschriebenem Mittelzeichen, welche bekanntlich als Jesus Hominum Salvator, In Hoc Signo und anders gedeutet worden sind. Dieses Monogramm Christi aber findet sich auf den Totenbrettern stets mit einem dem H aufgesetzten Kreuzchen, also in einer Verbindung, welche seit 1541 das Siegel und Ordenszeichen

hältnismäßig späten Zeit an. Ließ ja in Brandenburg-Bayreuth erst das Titulatur-Reglement Georg Wilhelms von 1719 für die Bürger „wohlehrbar", für die Bauern „ehrbar" zu. „Viel tugendsam", „wohlehr- und tugendreich" gebrauchte man noch im 16., ja 17. Jahrhundert ausschließlich von adeligen Personen. (Vgl. dazu meine Gesch. d. D. Briefes II, S. 61. Der Herausgeber.)

[73]) Hein, a. a. O. S. 88 f.

[74]) Ebenda S. 89 und Tafel II, Figur 20.

[75]) Franz Höllrigl, Aus dem Böhmerwalde. Eine deutsch-böhmische Fahrt. Wien, Verlag der „Deutschen Zeitung" 1884.

[76]) Hein, l. c. S. 87, mit den Abbildungen zweier Bretter zu Eggers- und Ochsenberg.

der Jesuiten darstellt [77]. Zum erstenmal erblickte ich dasselbe bei Thenried, am Fuße des Hohenbogen, und von da des öfteren bis Furth; anderswo erinnere ich mich nicht, es gesehen zu haben [78]. — Das an Gebäuden nicht ungewöhnliche Maria-Monogramm bot sich mir nur ein einziges Mal unweit Kapfing auf einem von acht unter einem mächtigen Holzbirnbaum aufgestellten Brettern.

Neben den angegebenen Inskriptionen, der rein graphischen Seite, kommen auch Malereien von dem verschiedensten Umfange vor. Auf der niedersten Stufe stehen Verzierungen und Schnörkel aller Art, Blatt- und Blumenzweige oder Blumenguirlanden, meist eine oder mehrere blasse Rosen darstellend. Ein Leichenbrett zu Kleß bei Lam v. J. 1860 läuft in einen Blumenkorb mit überquellenden hochroten Rosen aus. Eine derartige Aussägung ist selten und nur dem älteren Stil eigen. Den Höhepunkt solch bäuerlicher Kunst bilden jene Gemälde, welche szenische Darstellungen wiedergeben. Viele derselben nehmen sich gar nicht übel aus, und doch steckt weit seltener ein geschulter Maler dahinter, als ein simpler Dorfschreiner oder allenfalls der Faßmaler [79], der neben dem Beschreiben der Grabkreuze auch jene Malereien übernimmt. An etlichen Orten, z. B. Lam, existieren eigene Maler dafür, und hier soll die vollständige Zurichtung eines Brettes einige Mark kosten [80]. Die schönsten Erzeugnisse dieser Art fielen mir zwischen dem Keitersberg

[77] August Demmin und Oskar Mothes, Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste, Band I: Encyklopädie der Schriften- und Bilderkunde etc. S. 176. — Theologisches Universallexikon zum Handgebrauche für Geistliche und gebildete Nichttheologen, Elberfeld 1874, I, 704.

[78] Hein bringt unter seinen Abbildungen eines zu Rabenstein und die übrigen Beispiele aus Böhmen: 1 zu Ratschin und 3 aus dem Pfarrsprengel Neumark (Tafel II, Nr. 8 und 23, Text S. 88 f), in welch letzterem das Monogramm in der untersten Abteilung aus einem Halbkreise von Wolken herausleuchtet, und erwähnt, daß die Buchstaben IHS auch im Salzburgischen oft auf den Totenbrettern eingeschnitten seien (S. 99).

[79] So genannt von dem Zeitwort fassen = hölzerne oder gypsene etc. Gegenstände, Heiligenfiguren etc. mit Farbe überziehen, bemalen, anstreichen (Schmeller-Frommann I, 765).

[80] Im Pfarrsprengel Neumark, der die prunkvollsten Totenbretter in Böhmen aufweist — am oberen Ende regelmäßig ein Kruzifix, darunter die Worte: Vater! Es ist vollbracht — zahlt man dafür 3 bis 4 österreichische Gulden, in Hammern und Grün bei viel ärmlicherer Ausstattung ½ bis 1 Gulden und im benachbarten Depoldowitz gar nur etliche Kreuzer (Hein, a. a. O. S. 88 f. und 97, und die Abbildungen auf Tafel II, Nr. 12—15).

und Hohenbogen ins Auge, um Unterzettling, Hohenwarth, Ottenzell und Haibühl im Thale des weißen Regen, insbesondere bei dem südlich davon gelegenen, wald- und wasserumrauschten Ottmannszell, wo die äußerst frischen und lebendigen, fast künstlerischen Arbeiten von einem Schreiner in Haibühl herrühren. — Der häufigste Vorwurf ist das Geleite der vom Leibe abgeschiedenen Seele durch einen Engel. Die gestorbene Person, Mann, Weib oder Kind, mit Ausnahme der stets weiß gekleideten Mädchen und Jungfrauen schwarz angezogen, kniet oder steht mit gefalteten Händen im Vordergrunde, als ob sie noch lebte; auf dem Haupte ein schwarzes Kreuzlein als Todeszeichen [81]). Dahinter oder zur Seite ein Engel, der sie in der Regel aus dem mit Vorhängen drapierten Sterbegemache heraus führt. Diese sinnige, christliche Auffassung hat schon im Heidentum eine Analogie von überraschender Aehnlichkeit. Jakob Grimm [82]) kleidet sie in die schönen Worte: „Dem Altertum war der Tod kein tötendes Wesen, bloß ein in die Unterwelt abholendes, geleitendes, Der Tod trat als Bote einer Gottheit auf, ihr die abgeschieden. Seele zuzuführen. Sterben wird durch seine Erscheinung angekündigte nicht verursacht. So hat in jenem Märchen der Todesengel dem Kinde die Blumenknospe gegeben; wenn sie erblüht sei, wolle er wiederkommen. — Hierzu stimmt die jüdische, vom Christentum beibehaltene Vorstellung: des armen Mannes Seele wird von Engeln Gottes abgeholt und in Abrahams Schoß getragen (Luc. 16,22).“ [83])

---

[81]) Dasselbe tragen die Verunglückten auf den Marteln im Alpenlande (K. Gruber, Marterl und Taferl, in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1888, S. 129). In den Beinhäusern der Freithöfe im Lechrain werden sämtliche Totenschädel mit schwarzen Kreuzen auf der Stirne, oft auch mit dem Namen des vormaligen Besitzers beschrieben (v. Leoprechting, l. c., S. 256).

[82]) Deutsche Mythologie, 2. Ausgabe, Göttingen 1844, Band II, Seite 799 (Kap. XXVII).

[83]) Die Führung durch einen Engel findet bisweilen poetischen Ausdruck. Hierfür zwei Beispiele aus der Tiroler Alpenwelt (Grabschrift und Marterlen II, 14 u. 175). In Dux die Inschrift: „Hier ruhet der unschuldige Knabe N. N., er war geboren 1871, und am 9. April 1875 wurde er von seinem Engel dem himmlischen Vaterlande zugeführt und zum Schäfer des göttlichen Lammes bestellt.“ Auf einem Marterl im Unterinnthal, „kurz vor dem Volderbad“, lautet die letzte Strophe eines längeren Gedichts

Drum denke oft an Tod und Grab,
Befleiß dich, fromm zu leben,
Dann holen dich einst Engel ab
Zu einem bessern Leben.

Ja noch heute faßt das gemeine Volk den Tod als bloßen Boten auf, der die Menschen nicht tötet, sondern sie nur abholt zur Unterwelt [84]). Sterben unschuldige Kindlein, so betrachtet man sie selbst wie kleine Engel — „denn ihrer ist das Himmelreich", sagt Christus so schön (Ev. Matth. 19,14). Bei ihrem Hinscheiden tritt in Steiermark das sonst übliche Sterbgeläute nicht ein, da es im Himmel besorgt wird; ihre Seelen „kommen ja vom Mund auf in den Himmel und werden sogleich Engel" [85]). Aehnlich in Tirol. Dort hört man über aufgebahrte, besonders freundlich herausgeputzte Kindesleichen, resp. die betreffenden Eltern sagen: Da und dort „haben sie einen Engel im Haus" oder „die haben ein Engele 'kriegt". Die Leute halten es deshalb für vorteilhaft, nach einem Kinde ihrer Verwandtschaft zu sterben, weil ein solches sicher den Weg zum Himmel bereite [86]). — Seltener als im Vordergrund eines Zimmers wird die verstorbene Person zwischen Bäumen auf grünen Matten abgebildet, in diesem Falle meist ohne Engelsgeleite. Gewerbliche Attribute fügt man nur ausnahmsweise bei: in der Nähe von Hohenwarth, auf einem schon ganz alt aussehenden, aber erst von 1876 datierenden Brette für einen „Schneidsag- (säg) meisterssohn", sieht man zwei Mühlräder; auf einem anderen für einen Wagnermeister ein Rad mit zwei gekreuzten Beilen. Zu Bodenmais deutet eine Brezel zwischen einem Auge Gottes und einer abgelaufenen Sanduhr auf eine Bäckerin [87]). Ueber der Szenerie blickt häufig das Auge Gottes in dem bekannten, die Dreieinigkeit symbolisierenden Dreieck hernieder (vgl. S. 74) [88]). Dieses Auge gesellt sich manchmal zu einer Blumenguirlande, ja es kommt in vergrößerter Form auch allein über der Inschrift vor [89]). — Außer der Personendarstellung mit oder ohne Schutzengel trifft man, jedoch weit spärlicher, das

---

[84]) Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. 3. Teil (Augsburg 1859), Seite 8.

[85]) Das Volksleben in Steiermark, in Charakter- und Sittenbildern dargestellt von P. K. Rosegger, Graz 1875: I. Band, Seite 178 f.

[86]) Ludwig v. Hörmann, Tod und Begräbnis in den Alpen, loc. cit. Nr. 256.

[87]) Abbildung bei Hein, Tafel III, Figur 3.

[88]) „Ein überall vorkommendes, gern gebrauchtes Motiv." Näheres darüber bei Hein a. a. O., S. 90.

[89]) Auch hier knüpft die Poesie an. Auf einem Bildstöckl im nördlichen Steiermark, bei dem Bauernhofe Raninger zu Hinterwildalpen am Fuße des

Bild des Schutzpatrons selbst. Der Heilige, auf dessen Namen der Tote getauft ist, wird gewöhnlich im Brustbilde mit den herkömmlichen Attributen gemalt, woraus der Kenner, auch ohne noch den Vornamen aus der Inschrift gelesen zu haben, diesen unschwer erraten kann. So sah ich den Nährvater Josef mit dem Christkind, die Heiligen Franz Xaver, Wolfgang, St. Georg mit dem Drachen (letzteren in ganzer Darstellung), Barbara, Franziska, Katharina und andere. Charakteristisch erscheint dies besonders für Bodenmais, wo, wie in Flanitz und um den Lamer Winkel, Bemalung und architektonische Ausstattung ihren Höhepunkt erreichen. Nur sehr vereinzelt sind Heiligenfiguren in Holz geschnitzt und bemalt (eine heilige Barbara unmittelbar vor Hohenwarth); ebenso selten [90]) dem Brette nicht aufgemalte, sondern aufgenagelte Bilder (die heilige Anna mit Maria an einem Stadel bei Kötzting), desgleichen Blechgegenstände, z. B. ein Crucifixus (ohne Kreuz) und ein kleiner Totenkopf auf etlichen Brettern vor Bayrisch-Eisenstein und ein Messingkruzifix auf einem Brett zu Arberhütte [91]).

Der abstoßendsten Repräsentation des Todes, dem hohläugigen, auf zwei mürben, gekreuzten Knochen ruhenden Schädel, begegnet man auch im Gemälde, aber glücklicherweise nicht gar oft. Das Volksgemüt nimmt die Sache gern von der schönsten Seite, liebt also weit mehr das herzerhebende Engelsgeleite und ähnliche trost-

---

Hochschwab, steht unter der Abbildung von Gottes Auge der Vers (Grabschriften u. Marterlen II, 112):

O Mensch, betracht' das Gottes Aug',
Das dich mit deiner Sünd' anschaut.

Eine merkwürdige Versinnbildlichung hat diese Idee in der Hauseinrichtnng im Drauthale erhalten. Die sogenannte Rauchstube oder Küche, der Mittelpunkt des ganzen Hauses, zeigt mitten über den zwei der Thüre zugewandten Fenstern ein ganz kleines drittes, das in der Regel so hoch angebracht ist, daß man nicht hinaussehen kann. An manchen Orten wird dasselbe noch heute beim Tode eines Menschen geöffnet, um der Seele als Ausgang zu dienen. Der hier aufgebahrte Leichnam kommt mit dem Kopfe stets unter jenes Fensterchen zu liegen (Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, begründet von J. W. Wolf, Band IV 1859, Seite 411 f.: Volksüberlieferungen aus Kärnthen).

[90]) Mit einziger Ausnahme, wie es scheint, von Bodenmais, wo namentlich bei den oben gerade abgeschnittenen Brettern mit Druckerschwärze hergestellte Bilder in einen viereckigen Rahmen eingeklebt werden. Hein, loc. cit. S. 90—92. Vgl. Köhler, a. a. O.

[91]) Abgebildet bei Hein l. c., Tafel III, Figur 10.

volle Veranschaulichungen. Einige Male findet sich beides zusammen: oben ein Engel als Bild der Hoffnung des ewigen, seligen Lebens, darunter jenes Symbol der irdischen Auflösung in Moder und Staub. Ganz einzigartig ist der mit grünem Kranz umwundene Totenkopf, wodurch die von der Auferstehungshoffnung umrankte Verwesung sinnvoll zur Erscheinung kommt. Ich traf die eigentümliche Form nur an einem alten Kapellchen vor Kleß, wo eines der anlehnenden Totenbretter vom Jahre 1842 — nebenbei bemerkt, das älteste, das ich zu Gesicht bekommen [92]) — zugleich in der angedeuteten Gestalt ausgesägt ist. Obwohl bereits über ein halbes Jahrhundert stehend, befindet sich dieses Brett noch in sehr befriedigendem Zustande. — Zu den vereinzelten gehören noch Malereien, die den Tod in mittelalterlicher Personifikation, den sogenannten rippenhaften Tod, oder in antiker Weise zur Darstellung bringen. Ein paar hundert Schritte westlich von der „Hofmark Bayerisch-Eisenstein", an der Straße nach Sommerau, wo links ein Sträßchen davon abzweigt, steht in Gesellschaft zweier anderer ein Leichenbrett, auf welchem eine Jungfrau in blauem Kleide vom Totengerippe an der Schulter gefaßt wird, mit der Inschrift: „Auf diesem Brette ruhte die tugendsame Jungfrau" ꝛc. Antikes Empfinden dagegen atmet ein Gemälde auf einem Brette kurz vor Reitenstein, das mit vielen anderen auf einem Hügel zur Linken am Wege sich erhebt: im Vordergrunde ein Todesgenius, das thränende linke Auge mit dem Mantel sich trocknend, mit der Rechten die brennende Fackel auf den Boden stoßend; im Mittelgrunde ein hohes, pyramidenartiges Steindenkmal mit einem Kreuze; dahinter eine Trauerweide.

Auch Sanduhren als Sinnbild der Vergänglichkeit, sowie gewöhnliche Uhren, deren Zeiger die Stunde des eingetretenen Todes angeben, werden, aber nur mehr selten, angetroffen [93]).

---

[92]) Das zweitälteste, von 1843, bemerkte Hein zu Bodenmais (abgebildet a. a. O., Tafel III, Figur 3).

[93]) Köhler und v. Reinhardstöttner a. a. O.; Hein, S. 88. Vgl. Hartmann, Sitten und Gebräuche, S. 229, und über die Sanduhr in den Alpen Müller, l. c. I. Darauf bezieht sich wohl der von Hartmann (S. 230) mitgeteilte Vers:

Sieh' an die Uhr und sag' mir an,
Zu welcher Stund' man nicht sterben kann!

Derselbe steht auch auf einem Kreuze mit abgemalter Uhr an dem Wege von Hadern nach Maria-Eich (Noë, In den Voralpen, S. 317). Im Böhmerwalde nach Hein, S. 96, nirgends vertreten.

Wir wollen nunmehr die dichterische Seite ins Auge fassen, die sich, wenn auch auf der Minderzahl der Bretter, immerhin auf vielen kundgiebt. Das poetisch angelegte Volk, das eine große Menge aus seinem Schoße hervorgegangener sangbarer Lieder besitzt und in den neckischen „Schnodahüpfln" selbst die Stegreifdichtung nicht ungeschickt pflegt [94]), liebt es, auch bei traurigen Anlässen seine Gefühle und Gedanken in gebundener Rede auszusprechen. Manche Reime sind von Angehörigen, Verwandten oder Freunden des Toten, ja von diesem selber noch vor seinem Hinscheiden angegeben, und wenn wir auch aus dem bayerischen Walde nicht direkte Belege haben, so spricht schon die Analogie aus dem verwandten Alpengebiete dafür [95]). Bei besseren Versen freilich steckt statt des gewöhnlichen Mannes aus dem Volke häufig der Geistliche oder Lehrer dahinter, dessen Aushilfe erbeten wird und der seine höhere Bildung in der Regel durch idealeren Schwung, edleren Ausdruck, gefeiltere Formen verrät. Nicht wenige, in der That treffliche Produkte lassen sich fast nur aus einem solchen Ursprung erklären, wofern sie nicht aus dem Gesangbuch und sonstigen Erbauungsbüchern oder aus einschlägigen Sammlungen entlehnt sind. Oft muß der Dorfschreiner zur Malerei und Inschrift auch noch den Vers besorgen [96]). Ist er etwas poetisch angehaucht, so macht er entweder einen neuen, oder er modelt auch den einen oder andern aus seinem Vorrat in die dem

[94]) Grueber und Müller, Der bayerische Wald (Böhmerwald). Zweite sehr vermehrte Ausgabe, S. 54—56. Vgl. Friedrich Hofmanns „Rundschau über die Schnaderhüpfl-Litteratur" in Frommann, Die deutschen Mundarten, Jahrgang IV (1857), S. 73—84, 369—378 und 513—528.

[95]) Ludwig v. Hörmanns „Grabschriften und Marterlen" enthalten u. a. mehrere von den Toten selbst herrührende Poesien, so I, 56 eine vom sogen. Umiger Schuster und Bauerndichter; II, 40 eine von einem Dechanten. Zu den originellsten gehört folgende Strophe, in deren Schlußreim der Dichter mit einem gewissen Stolze seine Autorschaft in jeder Beziehung dokumentiert (a. a. O. II, 18):

Hier liegt ein junges Oechselein,
Des Meister Ochsens Söhnelein;
Der liebe Gott hat nicht gewollt,
Daß er ein Ochse werden sollt.
Drum nahm er ihn aus dieser Welt
Zu sich ins frohe Himmels-Zelt.
Der alte Ochs hat mit Bedacht
Kind — Sarg — Vers — alles selbst gemacht.

[96]) Vgl. Grubers „Marterl und Taferl" a. a. O., Seite 130, und Hein, l. c. S. 93.

speziellen Fall angemessenste Form; denn wie ein Dekorationsmaler sein Modell- und Schablonenbuch, so hat er wohl mancherlei Reime für verschiedene Fälle bereit. Infolge der beständigen Tradition kommen auf den Brettern gar viele gleiche oder ähnliche Verse vor, so beispielsweise die S. 74 mitgeteilten „O wie glücklich, unschuldig sterben" 2c., welche für Kinder fast stereotyp geworden sind. Dabei giebt es kleinere oder größere Varianten, sei es, daß die Erinnerung den ursprünglichen Text nicht mehr ganz festhielt, oder aus purer Absicht und Lust zur Variation. Selbst Reminiscenzen aus dichterischen Meisterwerken werden bisweilen auf die seltsamste Art zurechtgestutzt [97]).

---

[97]) Die frappantesten Beispiele führt v. Hörmann in seinen „Grabschriften und Marterlen" aus Tirol und Salzburg an. Auf einem Marterl bei Ebne, außerhalb Oetz, ist das Chorlied der barmherzigen Brüder um den gefallenen Landvogt Geßler in Schillers Tell also umgewandelt (II, 166):

Schnell greift der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Zeit gegeben,
Er stürzt ihn mitten in der Bahn,
Er nimmt ihn fort vom vollen Leben,
Drum wache auf, bereite dich zum Tode,
Wenn du willst dort ewig selig leben.

Im Friedhof von Grödig (südwestlich von Salzburg) heißt es von einer 1872 auf dem Kirchgange vom Schlagfluß ereilten Mutter u. a. also (II, 21):

Hinfällt sie in des Waldes Gras
Leichen- und totenblaß!
Straße auf! Straße ab!
Alles rufet, rennet, betet,
In Reihen um sie gekettet.

Unverkennbar erscheint hier eine Stelle aus Schillers Glocke verwertet. Der von Hörmann aus Oetz, von Hein aus Bodenmais in neuer Variante mitgeteilte schöne Vers (l. c., S. 93) auf den Hingang eines Kindes lautet nach dem Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern (Anfang des dreistrophigen Kirchenliedes Nr. 232) also:

„Wenn kleine Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
So büßt man sie nicht ein;
Sie werden nur dort oben
Vom Vater aufgehoben,
Damit sie unverloren sein."

Er stammt von Johann Andreas Rothe (* 1688, † 1758) und ist auch in den Arkaden des nördlichen Friedhofs zu München, auf den zwei gegenüberliegenden Thürbogen, zu lesen, in zwei Hälften geteilt und durch tiefempfundene Fresken veranschaulicht.

Die Verse haben in der Regel vier — selten bloß zwei —, auch sechs oder acht Zeilen; über letzteren Umfang gehen sie nicht leicht hinaus. Etwas ganz Außergewöhnliches bietet ein Brett mit nicht weniger denn 21, welches in dem Pfarrdorfe Hohenwarth an dem Seitenwege steht, der oben von der Hauptstraße nach dem Hohenbogen zu hinabgeht, und sich auf eine Bäuerin bezieht [98]). Die ungerade Zahl selbst gehört zu den Ausnahmen, da sie sich mit dem volksmäßigen Reime nicht gut verträgt.

Die darin ausgesprochenen Gedanken erscheinen höchst mannigfaltig, obschon allen die gleiche Veranlassung zu Grunde liegt. Begreiflicherweise wiegt der rein religiöse Gehalt vor, doch sind auch philosophische, allgemein menschliche Betrachtungen nicht gar selten. Eigentümlich ist, daß der Tote oft selbst aus den Versen redet, sei es, daß er sich an seine Hinterbliebenen [99]) oder an alle Mitmenschen wendet: eine Sprache, die doppelt ernst und eindrucksvoll wirkt. Oft aber kommt nur der Schmerz, die Sehnsucht, die Hoffnung der Zurückgelassenen zum Ausdruck.

Auf meinen Kreuz- und Querfahrten durch den Bayerwald habe ich mir die anmutigsten Verse stenographisch notiert, die ich im folgenden als Proben im besten Sinne dem geneigten Leser unterbreite. Als ich nach meiner Rückkehr v. Hörmanns und andere Sammlungen durchblätterte, gewahrte ich zu meiner Freude, daß nur wenige bereits publiziert sind: ein Beweis für den unerschöpflichen Reichtum, den diese Art Sterbepoesie in sich schließt. Hätte ich mir Zeit nehmen können, alles aufzuschreiben, ohne Zweifel wäre ein stattliches Bändchen erwachsen, das noch viel Unbekanntes geboten haben würde. Hinsichtlich meiner Auswahl muß ich noch bemerken, daß ich dem auch auf den Inschriften der Waldbretter nicht ganz fehlenden lächerlichen oder humoristischen Element keinerlei Konzession gemacht habe, da dasselbe nach meiner eigenen Beobachtung gegen-

---

[98]) Eine Inschrift mit gleicher Beziehung von 23 Verszeilen siehe bei Hartmann, l. c. S. 231 f.

[99]) Sehr selten dürfte die Form des Dialogs sein, wie z. B ein Zwiegespräch zwischen der gestorbenen Gattin und dem überlebenden Manne zu Oetz in Tirol, welches mit den schönen Worten der ersteren schließt (Grabschriften und Marterlen I, 20):

Ach, es dauert nur kurze Zeit,
Du wirst auch dein Leben schließen,
Dann bin ich jede Stund' bereit,
Dich aufs neue zu begrüßen.

über der Unmasse der im Sinne des Gebildeten mehr ernst und würdevoll gestimmten durchaus verschwindet [100]). Die hochoriginellen, die durch Naturwüchsigkeit der Anschauung wie der Form oft einen unwillkürlichen Lachkrampf auslösen, gerade weil sie vollkommen ernst gemeint sind, stehen längst auf dem Aussterbeetat; infolge nachhaltigerer Berührung mit feinerer Kultur hat das Volk fast überall jene ursprüngliche, derbe Naivetät abgestreift [101]). — Nun zu den von mir gesammelten Versen.

Die Vergänglichkeit alles Menschlichen predigen in ergreifendem Hinweise zwei Inschriften zwischen Reitenstein und Reitenberg, die eine am Waldausgang auf der Höhe, die andere unten im Thale:

Gleich wie der Strom zum Meere eilet,
Auf seinem Wege nie verweilet,
So flieht von uns die goldne Zeit
Dahin ins Meer der Ewigkeit [102]).

O Mensch, bedenke was du bist,
Bedenke was dein Leben ist;
Ein Totengesang und Leichengleit [103])
Bleibt dir in alle Ewigkeit.

Die bange Frage des Sterbenden: Wohin? und deren beseligende Lösung durch den christkatholischen Glauben lesen wir aus den Worten eines Totenbrettes auf dem Haidstein:

Es ist eine harte Reis',
Wenn man keinen Weg nicht weiß.
Frag' Jesus, Maria und Josef, diese drei heiligen Leut',
Sie zeigen dir den Weg zur Seligkeit.

Dieser in mehreren Variationen vorkommende Spruch [104])

---

[100]) Ein paar Proben solch unfreiwilliger Tragikomik aus dem bayerischen Walde teilt v. Reinhardstöttner a. a. O. mit.

[101]) Eine hübsche Blumenlese in dieser Beziehung bieten die „Deutschen Inschriften an Haus und Gerät", noch mehr aber die v. Hörmannschen Büchlein. Vgl. auch Hartmann, l. c. S. 230—232.

[102]) Hein traf diesen Vers „im Lamerwinkel häufig" und nennt ihn „wohl den schönsten und geistreichsten von allen" dort vertretenen (S. 95).

[103]) Leichengeleite, Leichenbegleitung; könnte auch, da die ländliche Orthographie nicht maßgebend, als Leichenkleid aufgefaßt werden.

[104]) Z. B.:

Das ist eine harte Reis',
Wenn man den rechten Weg nicht weiß;
Frag' die drei heiligen Leut',
Die zeigen den Weg in d' Ewigkeit.

(Deutsche Inschriften, S. 215; vgl. Grabschr. u. Mart. I, 31.)

erscheint gegenwärtig auf niederbayerischen Totenbrettern ziemlich selten [105]), umso häufiger aber, meist mit dem letzten Worte „Glückseligkeit", auf Tafeln, an Bäumen oder Pfählen, regelmäßig durch ein Gemälde von der Flucht nach Ägypten illustriert.

Dem Gegensatze zwischen dem leidenvollen Diesseits und dem freudenreichen Jenseits leiht ein Vers gegenüber dem Bahnhof zu Lam tiefe Empfindung:

Jetzt hab' ich überwunden,
Jetzt bin ich sorgenfrei,
Die langen Trauerstunden
Sind Gott sei Dank vorbei.
Jetzt fang' ich an zu leben,
Da ich gestorben bin,
Und werde wie die Reben
Im Frühling wieder grün [106]).

Die Hoffnung der Auferstehung und des köstlichen himmlischen Lohnes spricht auf einem Brett unterhalb des Kapellchens bei Mariahilf ob Lam, sowie zu Sommerau und an anderen Orten der Tote selbst aus:

Ich liege gegen Morgen
Und schlafe ohne Sorgen
In einer kühlen Gruft,
Bis mich mein Jesus ruft [107]).

Von einem „Inwohner" zu Simpering, der 1876 im Alter von 66 Jahren das Zeitliche segnete, sagen seine Hinterbliebenen:

Er ging hinauf ins Land der Wonne,
Wo ihn ein Strom der Freude tränkt,
Ihn schmückt die schönste Himmelskrone,
Die Gott den Tugendhaften schenkt.

---

[105]) Früher soll er sehr verbreitet gewesen sein (Bavaria 1, 995). Als Friedhofvers begegnet ihm der Wanderer auch in den Alpen oft, namentlich im Unterinnthal.

[106]) Das schöne Gleichnis mit der Rebe findet sich, nach den „Grabschriften und Marterlen", I, 42, auch an zwei Stellen in den Alpen, im Dorfe Rinn bei Innsbruck und zu Mühlbach im Pusterthale, wo die Inschrift mit der zweiten Hälfte obiger Strophe beginnt, und der Vergleich folgendermaßen weitergesponnen wird:

Der Herr hat mich geschnitten,
Als er mich heimgesucht;
Ich habe Qual gelitten,
Itzt bringt sie süße Frucht.

[107]) Vgl. Hein, S. 95. Der Vers läßt zugleich den altüberlieferten Brauch ersehen, die Leichen mit dem Antlitze gegen Osten zu bestatten.

Der Lieblosigkeit und dem Pharisäerdünkel, mit welchem Überlebende oft über Dahingeschiedene sich äußern, tritt ein einfacher Zweizeiler bei der verfallenen Wegkapelle zwischen Zenting und Bradlberg entgegen:

O lieber Christ, urteile nicht über mich,
Denn Gott spricht das Urteil über dich!

eine poetische Version der goldenen Mahnung in Christi Bergpredigt (Matth. 7, 1 u. 2): „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!"

Ein rührender Ausdruck liegt namentlich in den auf den Hingang von Kindern bezüglichen Versen. Bei Lambach klagt ein „Glasschleifermeisters Töchterlein", das der unerbittliche Tod mit elf Jahren seinen Eltern geraubt:

In meinen jungen Jahren
Muß ich von der Erde fahren.
Ach, in meiner schönsten Zeit
Ruft mich Gott in die Ewigkeit [108]).

Dabei trifft man öfters den lieblichen Vergleich des Kindes mit einer Rose: so bei einem „Inwohnerssöhnlein" von Lam, das nicht ganz zwei Jahre alt wurde:

Gott gefiel die schöne Rose
Und er pflückte sie für sich,
Daß sie dort in seinem Schoße
Blühe, blühe ewiglich [109]).

Viele Inschriften drücken noch fortdauernde Beziehungen zu den Angehörigen aus, oft von der ergreifendsten Innigkeit. So gleich ein Vers von einem „unschuldigen Mägdlein, Inwohnerstöchterlein von Denhof bei Hohenwarth", das mit drei Jahren zwei Monaten von der Erde Abschied nahm:

Jetzt bin ich noch so jung
Und hab' schon den Tod erfahren.
Jetzt lieg' ich in dem schönen Rosengarten [110])
Und muß auf meine Eltern warten.

---

[108]) Eine kleine Variante giebt Hein aus Lam (S. 94).

[109]) Von Köhler wird eine ähnliche Inschrift mitgeteilt, die wegen der Verbindung mit dem personifizierten Tod weniger anmutig klingt:

Mein Kind das war ein Rosenknopf,
Wollt' eine Rose werden,
Da kam der Tod und roch daran,
Da wars nicht mehr auf Erden.

[110]) Den sinnigen Vergleich des Gottesackers mit einem Rosengarten — nach Hartmann, l. c. S. 234, nur diejenige Abteilung, worin die kleinen

Gedenket mein,
Ich will auch jetzt noch euer Töchterl sein!

In manchen Strophen ist der Schmerz über den erlittenen Verlust die vorherrschende Empfindung. Einer Seldnerin („Selnerin") von Runding, welche schon mit 29 Jahren das Todeslos traf, tönen die gepreßten Worte nach:

Du ruhst so friedlich nun im Grabe,
Das für eine Zeit dich uns entrückt,
Ahnst nicht die kummervollen Tage,
Die uns dein Scheiden hat geschickt.

Kinder ruhen — weisen auch zahlreiche Kinderkreuze in den Alpen auf. Z. B. in Tirol eins zu Oetz:

Im Rosengarten
Will ich auf meine Eltern warten,
Für sie beten allezeit,
Wie der Kinder Schuldigkeit.

Ein anderes zu Sterzing (von einem noch am Tage der Geburt verschiedenen Kinde):

Hier in diesem Rosengarten
Muß ich auf Vater und Mutter warten.
Bin noch so jung und klein
Und muß doch gestorben sein.

(Grabschr. u. Mart. I, 5 und II, 16.)

Im Amperthale lautet ein Vers (Hartmann, S. 230):

Hier in diesem Rosengarten
Thu' ich auf meine Eltern warten.
Meine Eltern liebt' ich so sehr,
Aber Gott im Himmel noch viel mehr!

Doch nicht nur auf Kinder, auch auf Erwachsene wird jener Vergleich angewendet. Im Friedhof zu Nenzing, zwischen Feldkirch und Bludenz, liest man (Grabschr. u. Mart. II, 22):

Hier ruht
Andreas Wohlgemuth,
Der auf sein Weib und Kinder thut warten
Hier in diesem Rosengarten.

Und in Kempten auf einer Grabschrift (Deutsche Inschriften, S. 206):

Hier lieg' ich begraben;
Wo ich bin, kann niemand sagen.
Der hintritt auf mein Grab,
Schlag mir kein Vaterunser ab.
Hier lieg' ich im Rosengarten
Und thu' auf meine Kinder warten.

Einer Schuhmachermeisterin von Kötzting aber, die um vierzig Jahre älter geworden:

> Sie war sanft und christlich mild,
> Jeder Tugend frommes Bild,
> Die beste Mutter treu und gut
> Und Tag für Tag voll Arbeitsmuth.
> Daß wir verloren dieses edle Herz,
> Ist unseres Lebens größter Schmerz.

In anderen Versen wird die Trauer um den Toten durch die fröhliche Hoffnung des Wiedersehens gemildert. Gegenüber dem Lamer Pfarrhause zeigt ein alleinstehendes Brett links am Gehwege nach Lohberg, unter einem von blassen Rosen umgebenen Topfe in Wolken und einem über einer Stadt schwebenden Engel mit Palme und Grabposaune [111]), die Inschrift: „Andenken des ehrengeachteten Herrn Alois Franz Geschirrhauermeister [112]) von Lam, welcher nach Empfang aller heiligen Sterbsakramente den 23. März 1889 in einem Alter von 67 Jahren und ein Vater von fünf Kindern selig im Herrn verschieden ist. R. I. P.

> So ruhe nun im stillen Frieden,
> Der du noch zu früh von uns geschieden,
> O möchten wir uns einst wiederseh'n
> In des Himmels Strahlenhöh'n."

> Liebe Kinder, weinet nicht!
> Ich bin bei Gottes Angesicht.

Ein im Lechrain gesungenes „Müllerlied" (v. Leoprechting, S. 266 f.) schließt mit den von der ertrunkenen einzigen Tochter ausgehenden Versen:

> Eltern, eins muß ich euch noch sagen,
> Sechs Jungfrauen müssen mich tragen!
> Sie müssen mich tragen dem Freithof zu,
> Sie müssen mich begleiten zur ewigen Ruh.
> Dort draußen in dem Rosengarten,
> Wo der Bräutigam auf mich that warten,
> Da kamen wir selbander zugleich
> Zusammen in das Himmelreich.

Ueber Entstehung und Bedeutung des Wortes vergleiche das Kapitel „Der Rosengarten" — in der deutschen Schweiz tragen älteste wie neueste Kirchhöfe und ebenso altheidnische Gräberfelder (!) diesen Namen — bei Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit I, 200—203, sowie dessen Aufsatz „Warum heißen Kirchhöfe Rosengärten?" in der Schweizerischen Illustrierten Zeitschrift des literarischen Vereins in Bern V. Siehe auch Johannes Sepp, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod, S. 144.

[111]) Abbildung bei Hein, Tafel III, Figur 24.

[112]) Der *Geschirrhauer* verfertigt Gefäße zum Glasschmelzen.

Hinter dem Friedhofe von Runding hat eine 1892 verstorbene Musikers- und Schneidermeistersgattin die Widmung erhalten:

> Dort wo die Leiden ganz verschwinden,
> Wo keine Wehmutsthräne fließt,
> Dort wird das Aug' dich wiederfinden,
> Das Thränen hier um dich vergießt.
> Genieße dort vor Gottes Thron
> Den herrlich großen Himmelslohn.

Ein Häusler und Drechslermeister zu Haibühl tröstet seine Relikten selbst mit jener christlichen Aussicht:

> Gattin und Kinder, weinet nicht!
> Ich hab' nun ausgelitten,
> Sterben ist ja Menschenpflicht,
> Da nutzt gar kein Bitten.
> Lebet wohl! Beim Auferstehn
> Dort werden wir uns wiederseh'n [113]).

Bisweilen richtet der Tote noch Ermahnungen an die Seinigen. Auf einem Brette am Ende des Marktes Kötzting, gegen Reitenstein zu, sagt ein Familienvater:

> Liebe Gattin, thu' dich bemühen,
> Die Kinder christlich auferziehen,
> Lebet wohl [114]) und vergeßt nicht mein,
> Ich will auch dort noch euer Vater sein.
> Denkt an mich an jedem Ort,
> Das ist an euch mein letztes Wort.

Treue Angehörige flechten indessen den Kranz der Erinnerung ganz von selbst, wie es z. B. vor dem Dorfe Völling von einer dahingegangenen Mutter heißt:

> Ihr ist wohl, sie ist nun drüben
> In dem selig-frohen Ort,
> Doch im Herzen ihrer Lieben
> Lebt noch stets die Gute fort.

Natürlich gehören die Leichenbretter, ihrer Verbindung mit dem platten Lande entsprechend, im ganzen und großen lediglich der

[113]) Vgl. Grabschriften u. Marterlen I, 17.

[114]) Dieser nicht seltene Abschiedsgruß erinnert an das feierliche Lebewohl, das im Sechsämterbezirke (Oberfranken) der Vorsänger im Leichenzug namens des Verstorbenen dessen Angehörigen, Verwandten und Freunden darbringt, beginnend mit „Herzliebster Vater (Mutter, Bruder ꝛc.), lebet wohl!“ —, was die Leidtragenden im Chor mit einer Gegenstrophe erwidern (Bavaria III, 366).

bäuerlichen Bevölkerung an, einschließlich der ländlichen Gewerbetreibenden. Die Ausnahmen hiervon sind wohl nur scheinbar. In dem Pfarrdorfe Lam ist eines einem Priesterkandidaten, ein zweites einem Kooperator gewidmet. Hier darf man annehmen, daß beide bäuerlicher Abkunft waren [115]), und ihnen vielleicht nach eigenem Wunsche solche Leichenbretter aufgestellt wurden. Das erste, mit vielen anderen an einem Stadel gegenüber dem Pfarrhofe, zeichnet sich vor seinen Genossen durch reichere malerische Ausstattung aus. Unter drei Rosen und dem Auge Gottes kniet ein priesterlich gekleideter junger Mann, über dessen Haupte zwei Engel einen Kranz halten. Weiter unten ein Totenkopf auf einem Buche mit dem Spruch: Heute an mir, morgen an dir! [116]) Dann auf einem Blatte der Vers:

Die Blume welkt, es flieht die Zeit,
O Mensch, gedenk' der Ewigkeit.

Endlich die Sterbenotiz: „Hier ruhte bis zur Beerdigung die irdische Hülle des ehrwürdigen Herrn Franz Brandl, Kandidatens der Theologie und Alumnus des bischöflichen Klerikalseminars in Regensburg, † zu Lam am 6. Juni 1870, 23 Jahre alt," und darunter der Hauptvers:

Das Leben blühte freundlich mir entgegen,
Das Priesterthum war meiner Wünsche Ziel,
In Gottes Dienste hofft' ich Freuden viel,
Da wollt' ich wirken, stiften Heil und Segen.
Doch Gott rief mich in meiner Jugend Blüte
Hinauf zu sich in seines Himmels Licht.
Ihr Lieben, weinet nicht um mich; ich bitte,
In eurem Gebete vergeßt mich nicht.

Westlich davon, neben dem Friedhof und wieder in zahlreicher Gesellschaft, steht das andere Totenbrett, ein „Denkmal für den hochwürdigen Herrn Jakob Janker, Kooperator in Lam, * am 23. Oktober 1839, † am 1. April 1875". Das Gemälde zeigt auf einem Meßbuche mit Kelch den von einem Priesterbarett bedeckten Totenschädel über gekreuzten Beinen.

---

[115]) Nach Georg Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen, München 1889, S. 169, stammen ungefähr achtzig Prozent der katholischen Geistlichen vom Lande.

[116]) Das in der Form „Heute mir, morgen dir" so geflügelte Wort ist auch Motto von Totenkapellen geworden. „Heindt an Mier, morgen an Dier" liest man an einer solchen zu Lengmoos (nordöstlich von Bozen) unter einem

Die fremde Widmung lautet:

Du Herz, das treu für Lam geschlagen,
Im Dienste Gottes nie geruht,
Nun ruhe nach des Lebens Plagen
Sanft aus in deines Gottes Hut.
Still weinend, dankend beten wir,
Der Friede Gottes sei mit dir!

R. I. P.

Bei den bisher mitgeteilten Proben mag einem mit den Sitten der Alpenbevölkerung vertrauten Leser aufgefallen sein, daß sie nur selten eine Bitte um Gebet für den Toten einschließen. Es fehlt indessen auch im bayerischen Walde nicht an solchen, — ein Beispiel haben wir schon Seite 78 gebracht und wir werden noch mehrere vorführen —; aber immerhin bildet unser Terrain in dieser Hinsicht einen gewissen Gegensatz zum Alpenlande, wo nach glaubwürdigen Mitteilungen [117]) „zahllos die Verse sind, in denen die Leser aufgefordert werden zu fleißigem Beten zum Heil der Entschlafenen, wo namentlich die Totenrasten (Totenkapellen, bei denen jeder Leichenzug ein Vaterunser lang anhält, oder die weiter hergebrachte Leiche solange verbleibt, bis der nächste Ortsgeistliche sie abholt) und Armeseelenbilder mit solchen flehenden Bitten bedeckt sind;" ja, wo sie „überall für ein Paternoster 300 Tage, für ein Ave Maria 100 Tage Ablaß versprechen, und, um die praktische Ausführung möglichst zu sichern, unter den Bildern häufig hölzerne Rosenkranzkorallen und Paternosterperlen an einem Drahte angebracht sind, die, zur Seite geschoben, im Gewissen zu einer gleichen Zahl Vaterunser

alten Gemälde: „Sei bereit Jederzeit, Heute mir, Morgen dir" zu Matrei bei Sterzing (Grabschriften u. Marterlen I, 72; II, 75). In einem alten Volksliede, das die Steiermärker bei der dreinächtigen Totenwache mit Vorliebe singen, heißt es:

„Heut' ist's in mir,
Morgen ist's in dir;
Es ist halt kein Kräutlein
Gewachsen dafür!"

(Rosegger, Das Volksleben in Steiermark I, 180.) — Lateinisch steht der Spruch u. a. in der Betbergkirche zu Weilheim auf einem zwei Fuß breiten und ein Fuß hohen Ziegelstein mit der Abbildung eines Kindes samt Totenkopf: „Hodie mihi, cras tibi: O Mensch, Lern' sterben. 1582." (Karl August Böhaimb, Chronik der Stadt Weilheim, S. 89.)

[117]) Johannes Müller, I und II.

für den Gestorbenen verpflichten[118]). In der That stößt man in den Verssammlungen auf nicht wenige Sprüche, welche direkt um ein Gebet anhalten, um Verschaffung von Ablaß flehen und, was besonders zu beachten, behufs möglichster Erhörung auf die Nützlichkeit solchen Thuns für das eigene Seelenheil des Beters hinweisen oder zugleich die Gegenseitigkeit versichern; vornehmlich ist dies bei Totenkapellen, Armeseelenbildern und Martertafeln der Fall[119]). Wo man dagegen im bayerischen Walde dem Anruf um eine Fürbitte begegnet, was überhaupt nicht so häufig ist, wird er in weniger aufdringlicher Weise

[118]) Bavaria I (1860), 995; Noë, In den Voralpen (1865), S. 375; Hundt l. c. (1866), S. 416; Hartmann, Sitten und Gebräuche in den Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck (1875/6), S. 232; Gruber, Marterl und Taferl, l. c. (1888), S. 129.

[119]) Einige Beispiele aus den „Grabschriften und Marterlen", zum Teil aus älterer Zeit, mögen das veranschaulichen. Auf einem Grabstein in Hall von 1698 steht zu lesen (I, 39):

Gehe nicht vorüber, bet' für mich,
Thue meiner doch gedenken,
Mit Weihwasser spreng' auch mich und dich,
Den Ablaß thue mir schenken.

Auf einer Kapelle zu Alberschwende im Bregenzer Wald (II, 87):

Geh' nicht für und bet' bei mir,
Wenn ich wiederkomm' aus der Pein,
Ist das Gebet wieder dein (1796).

In der Kapelle zu Großdorf, ebenda, bittet ein Armeseelenbild zum Schlusse (II, 89):

Bete ein Vaterunser mir,
Ich ersetz' es dir (1676 renoviert).

Bei Stampfanger lautet das Ende einer Marterlinschrift an einem Baum, unweit der Kapelle (II, 133):

Um einen Vaterunser bitt' ich euch,
Komm' ich zu Gott, so bitt' ich auch für euch.

Am eindringlichsten läßt sich ein Armeseelenbild in Außerbarthelmäberg (Montavoner Thal) vernehmen (II, 86):

Ach mein lieber Christ!
Wer du immer bist,
Es ist deine Schuldigkeit und Pflicht,
Vergiß doch die armen Seelen nicht.
Es ist auch vorteilhaft für dich,
Sie bitten vor Gottes Angesicht,
Und wann du deine Reis' hast vollendet hier in diesem Zährenthal,
So kannst du bälder (zu) ihnen in den Himmelssaal.

vorgebracht, und von Ablaß oder Gegenleistung ist, soviel ich gesehen, nirgends die Rede. Bisweilen wird nicht einmal ausdrücklich gebeten, sondern die an sich schon pflichtmäßige Fürbitte gewissermaßen vorausgesetzt:

Wer immer hier vorbeigeht, wird unser noch gedenken
Und uns zu Hilf' und Trost ein Vaterunser schenken.
(„Denkmal" für zwei Eheleute zu Kötzting.)

Manche Inschriften wenden sich bloß an die Angehörigen. Joh. B. Regner teilt eine derartige in seinem Aufsatz: „Der Waldler in Sitte und Sprache" mit, welche das Totenbrett seines eigenen Vaters ziert, in der Nähe der böhmischen Grenze, südöstlich von Rittsteig [120]):

O Gattin und Kinder, nun ruhe ich.
Seid recht fleißig im Gebete für mich!
Denn der Tod ist nur wie ein Traum [121]),
Wir kommen im Ewigen wiederzusamm';
Denn der Herr hat mich nur befreit
Von meinem großen Schmerzenleid;
Weil er alles gut hat gemacht,
Hat er mich zu ihm in die Ruh' gebracht [122]).

Auf einem anderen niederbayerischen Brett werden die Kinder also ermahnt (B. Köhler, a. a. O.):

Denket meiner im Gebet,
Sprecht an meiner Grabesstätt':

---

[120]) Unterhaltungsblatt zur Augsburger Postzeitung 1891, S. 628.

[121]) Der folgende Reim läßt ein „Tram" erwarten, was die Volkssprache wirklich hat. Vgl. Die deutschen Mundarten, Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik, herausgegeben von G. Karl Frommann IV, 448. Hierbei mag überhaupt bemerkt sein, daß nicht selten Silben, die im Hochdeutschen verschieden endigen, im Dialekt einen guten oder mindestens erträglichen Reim geben.

[122]) Noch nachdrücklicher spricht auf einem Grabe in Schwaben ein Vater zu seinen Kindern (Deutsche Inschriften an Haus und Gerät, S. 207):

Ich war ein Mann mit 58 Jahr
Und lieg' jetzt in der Totenbahr'.
Auch ihr Kinder könnt es lesen,
Daß ich bin euer Vater gewesen;
Und wenn ihr kommet an mein Grab,
So schlagt mir diese Bitt' nicht ab:
Geht nicht an diesem Grab vorbei,
Betet Vaterunser eins oder zwei
Und setzet auch das Wort hinzu:
O Herr, gieb ihm die ewige Ruh'!

Mutter, ruh' in Frieden hier,
Und der Himmel leuchte dir!

Die letzte Zeile ist nur eine poetische Variante für den christkatholischen Wunsch: Und das ewige Licht leuchte ihm! (Et lux perpetua luceat ei.)

Erwähnt sei noch eine Inschrift, worin bloß alle Bekannten um christliche Fürbitte ersucht werden — auf einem „Denkmall" für eine achtzehnjährige, 1873 verschiedene Jungfrau bei Eisenstein[123]):

In meiner schönsten Jugendblüth'
Hätte ich es nicht gedacht,
Daß der Tod, der Sensenmann,
An meiner Thür klopfet an.
Bin ich bekannt gewesen dir,
So bitte ein Vaterunser mir;
So bitte ihn mit heller Stimm',
Weil ich so jung gestorben bin.

Meist jedoch ist die Aufforderung ganz allgemein gefaßt, und wird dabei den Vorübergehenden gewöhnlich ein Spiegel ihres eigenen Loses vorgehalten:

Ich lieg' im Grab und muß verwesen;
Was du jetzt bist, bin ich gewesen!
Was ich jetzt bin, das wirst auch du —
Drum steh' und bet' für meine Ruh!

(Köhler, a. a. O.)

An der mehrerwähnten Kapelle zwischen Unterzettling und Hohenwarth trägt ein kästchenartiges (s. S. 75) Totenmonument die Inschrift: „Ruhestätte des ehrengeachteten Josef Geiger, Müllermeisters von der Lutzenmühle, welcher nach Empfang aller heiligen Sterbsakramente in seinem 65. Lebensjahr den 11. November 1879 gottselig verschieden ist. Ruhe in Frieden!

Hier liege ich und wart' auf dich.
Gehst du vorbei, so bet' für mich;
Besonders in der heiligen Meß
Mein' arme Seele nicht vergeß.
Du stehst allhier und thust es lesen,
Wer du bist, war auch ich gewesen,
Und wer ich bin, wirst du werden:
Staub und Aschen in der Erden."

---

[123]) Josef Bendel, Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, Seite 159 (nach Fr. Höllrigl, Aus dem Böhmerwalde). Ebenso bei Hein (loc. cit., S. 94), v. Hörmann und Kaibler.

Hierher gehört noch eine vereinzelt stehende Art von Leichenbrettern, deren Eingang bereits eine bezügliche Paränese in sich begreift. „Gedenket der Maria Stadler, Postbotensgattin, und dessen (!) vier Kinder (folgen die Namen) von Lalling," und „Wanderer! Gedenke im frommen Gebete der achtbaren Frau ꝛc.". Beide vor dem Pfarrdorfe Lalling.

Eigentlich schließen alle als „Denkmal" bezeichneten und noch mehr diejenigen, welche „Zum Andenken" ꝛc. lauten, indirekt die gleiche bescheidene Bitte ein. Ja es liegt überhaupt im Wesen der Totenbretter, jedem des Weges Kommenden das Seelenheil der Gestorbenen ans Herz zu legen. Dieser Zweck wird überdies durch die ganze Umgebung, in der sich die Monumente meist befinden, lebendig vor Augen gestellt. Sehr häufig lehnen sie reihenweise an Friedhofmauern oder in deren Nähe, dann namentlich an Wegkapellen — manche sind davon nahezu umringt —, an welchen der Christ nicht ohne stille Einkehr und Gebet vorüberwandeln soll. Ferner gruppieren sie sich gerne um ein Feldkreuz, von dem das Bild des sterbenden Erlösers, oft auch die Gottesmutter mit dem Schwert im Herzen, herniederschaut. Die Kreuze bestehen vielfach noch aus Holz, rot angestrichen, und nicht selten von riesiger Größe; die daran befestigten Bilder aber sind gewöhnlich aus Eisenblech geschnitten und entsprechend übermalt, wofern nicht bereits dicker Rost jede Spur davon verwischt hat. Nur ganz vereinzelt trifft man nackte Kreuze, aus rohen Baumprügeln zusammengefügt. Die Mehrzahl indes bilden heutzutage gußeiserne Kruzifixe, die, von der fortgeschrittenen Industrie der Neuzeit in den Handel gebracht, mit verhältnismäßiger Billigkeit den Vorteil größerer Dauerhaftigkeit, wie Zierlichkeit verbinden und infolgedessen die alten mehr und mehr verdrängt haben. Bald einfach schwarz lackiert, bald ganz oder teilweise vergoldet, erheben sie sich regelmäßig auf rechteckig behauenen Steinsockeln (ausnahmsweise auf einem unbehauenen Blocke oder einem bloßen Holzstamm). Diese Kruzifixe rühren meist, dem religiösen Sinne des Volkes gemäß, von Privatstiftern her, worauf in vielen Fällen schon der eingegrabene Name des Wohlthäters (manchmal bloß mit den Anfangsbuchstaben) nebst Jahrzahl, oder eine vollständigere Inschrift hindeutet. Ein besonders hübsches, mit der Mutter Gottes in einer Nische des Grundsteins vor dem Dorfe Bölling ist: „errichtet zur Missionszeit 1869 von Josef und Anna Maria Niklas, Oekonom in B.". Um den Christen recht vernehmlich an seine Pflicht zu erinnern, trägt zuweilen der Kreuzesstamm (in der

Regel nur beim Holzkruzifix), eine Armeseelentafel mit der Unterschrift: „Erbarmt euch unser.“ Man erblickt darauf in primitivster Malweise drei oder zwei nackte Gestalten, Arme und Füße oft mit Ketten belastet, von lodernden Flammen umzüngelt, die Hände um Befreiung aus ihrer Pein flehend erhoben [124]). Hier und da ragt zwischen ihnen das Kreuz des Erlösers empor, was die schauerliche Szene mit milderndem Troste erfüllt.

So unmittelbar mit Kruzifixen verbunden, gehören indes die Armeseelenbilder [125]) im bayerischen Walde zu den Ausnahmen; weit öfter stehen sie gesondert in der Nähe der Feldkreuze. Am häufigsten freilich findet man sie nicht bei den Totenbrettern, sondern in Gesellschaft von Stationen und Bildstöckeln oder ganz vereinzelt an Waldbäumen befestigt. Außer dem stereotypen „Erbarmt euch unser“ enthalten manche die Bitte: „Wer vorbeigeht, möcht' zum Trost der armen Seelen ein Vaterunser beten.“ Auf dem Wege zum Brennes, gegenüber der Mooshütte, sieht man ein paar Totenbretter einsam bei einer Fichte; davor eine verblaßte Martertafel, oben die Himmelskönigin mit dem Jesuskind in der Glorie, unten die brennenden armen Seelen mit dem Verse:

Stehe still du Wandersmann
Und schau' die armen Seelen an
Und erbarmt euch unser
Mit einem Vaterunser [126]).

An der vielbesprochenen Wegkapelle zwischen Unterzettling und Hohenwarth wird sogar zum Opfern eingeladen: „Hier ist der Opferkasten für die armen Seelen im Fegfeuer.“

Nur höchst selten ist den Leichenbrettern ein Bildstöckl beigesellt; so eins hinter dem Wirtshaus zu Höllhöhe vor dem Anstieg auf den Hohenbogen mit sitzendem, leidendem Christus, darunter die armen Seelen in der traditionellen Darstellung.

---

[124]) Vgl. Noë, In den Voralpen, S. 126. Es ist das bekanntlich auch der Gegenstand, welcher dem Sterbenden, bevor sich sein letzter Seufzer losgerungen, in den abschreckendsten Farben vorgestellt wird (Bavaria III, 364 f.).

[125]) Im Amperthale „die stetigen Begleiter von Totenbrettern“ (Hartmann, l. c., S. 232).

[126]) Aehnlich der Vers eines Armeseelenbildes am Starnberger See (Noë. S. 375):

Geh' nicht vorbei, o Wandersmann,
Und sieh die armen Seelen an,
Im Fegfeuer sind die Peinen groß,
Durch dein Gebet mach' selbe los.

Natürlich kommen die Bretter auch ganz allein vor, ohne die geschilderten Begleiter. Auch so sprechen sie zu dem noch nicht abgestumpften Sinne ihre eigene, beredte Sprache. Und doch wirkt die tägliche Gewohnheit ihres Anblicks, daß sie von der Bevölkerung ziemlich gleichgiltig betrachtet werden, daß Handel und Wandel achtlos an ihnen vorüberrauscht[127]). Zu jeder Tageszeit, am frühen Morgen wie vor einbrechender Nacht, bin ich vor solchen Zeugen des Todes gestanden, und nie habe ich die Verrichtung einer Andacht oder auch nur ein Stehenbleiben anderer dabei bemerkt. Oder sollte das purer Zufall gewesen sein[128])?

Ihr Standort ist ein sehr mannigfaltiger. Daß sie inner- wie außerhalb der Ortschaften an Kirchhöfen, an Zäunen, Städeln und Gehöften, an Feld- und Wegkapellen, bei Martersäulen und Feldkreuzen vorkommen, haben wir bereits berührt. Selbst an Häusern hat man sie aufgehängt gesehen[129]). Auch an Hecken, an Feld- und Wiesenranken finden sie sich, ja selbst vor und auf den Grundstücken einzelner Familien, „oder auch an dem Lieblingsplatz des Verstorbenen, wo er sich

[127]) Eine Beobachtung, die Hein bestätigt (l. c. S. 98); desgleichen der Heimgarten (loc. cit.): „Gedankenlos geht der Landmann an den Ruheläden seiner Vorfahren vorüber; der Fremde aber bleibt sinnend davor stehen“ ꝛc. Dagegen sagt C. Klostermann in seinen „Böhmerwald-Skizzen“ (Pilsen 1890), S. 25: „Die Leute wissen zumeist, wer auf ihnen gelegen; schweigend bekreuzen sie sich und gehen vorüber.“

[128]) Wo den Menschen auf Schritt und Tritt Gefahren bedrohen, wie an vielen Punkten des Hochgebirges, wird er weit eher zur Einkehr in sich und zu frommen Uebungen veranlaßt. K. Gruber erzählt in seinen „Marterln und Taferln“: „An der Dürrachklamm bei Fall (zwischen Tölz und Mittenwald), durch deren Tiefen die Holztrift geht, sind auf die kurze Strecke bei zwanzig Tafeln an den Bäumen verteilt, und auf dem felsigen Vorsprung steht ein Kreuz. Schreiten dann am Morgen die Holzknechte heran mit Axt und Eisen, so nehmen sie die Hüte ab, der Meister betet ein paar Vaterunser, durch das Beten aber klingt der Vogelruf im Walde und das zornige Brausen der Klamm. Hernach knüpfen sie die Seile und klettern hinab, den verkeilten Holzstoß zu lösen.“ Ferner von einem Bild am Königssee, „wo ein junges, schönes Dirndl vom wilden Stier getötet worden; die Sennerinnen beten davor am Abend den Rosenkranz“ (Zeitschrift des deutschen und österrkichischen Alpenvereins 1888, S. 131).

[129]) Köhler a. a. O.; Heimgarten III, 716. In sinniger Weise erzählt P. K. Rosegger in seinem „Volksleben in Steiermark“ (I, 173 f.), wie ein das Gut übergebender, seinen Sohn ausheiratender Bauer diesem nach dem Umgang um die Feldungen und Marksteine noch die an der Außenseite des Wohnhauses über Thüren und Fenstern angenagelten Totentafeln seiner Vorfahren — die Bahrbretter aller derer, die in dem Hause gestorben sind

in Wald oder Feld auszuruhen pflegte"[130]). Scharenweise stehen sie längs der Straßen und Steige, an Wegscheiden sowie bei Flußübergängen. Stark betretene Wege werden, dem Zwecke gemäß, bevorzugt[131]), vor allem die zur Kirche führenden. Manche mögen uralte Totenwege sein, welche lediglich dazu dienten, von einem entlegenen Gehöfte die Verstorbenen dem Gottesacker des nächsten Pfarrdorfs zuzuführen[132]); von gewissen Gegenden Oberbayerns, namentlich am rechten Innufer, ist das urkundlich nachgewiesen. Auf solchen Wegen standen von jeher bestimmte Totenrasten bei alten Bäumen, in specie den mit einem Heiligenbild ausgestatteten „Bildbäumen", bei Feldkreuzen und Kapellen, wo der Zug stets ein Vaterunser anzuhalten pflegte[133]). Auch heidnische Reminiscenzen mögen mitwirken. In der Vorzeit legte man die Begräbnisplätze gerne an offenen Wegen an, neben Flußufern und Waldsäumen, um einzelne Bäume auf freiem Felde rc.[134]). Die letzteren sind noch heute ein beliebter Standpunkt für Totenbretter; desgleichen der Saum von Waldungen, wo sie zumeist nicht freistehen, sondern an Bäumen lehnen.

Das germanische Heidentum hat nicht nur den Wald, sondern auch den einzelnen Baum mit einem weihevollen Kultus umgeben. Noch liegen in Oberbayern und Tirol die geliebtesten Stätten der

---

und jeweils drei Tage darauf geruht haben — zeigt, jedes erklärend, zuletzt aber den leeren Raum unter dem Dachvorsprung als künftige Stelle für seine eigene und seines Sohnes „Merktafel" bezeichnet. Hein (S. 100) bemerkt jedoch dazu, daß solche Leichenbretter nicht in Steiermark, sondern bei Saalfelden und Lofer zu suchen seien — also im Salzburgischen, und zwar an der Saalach, unfern der bayerischen Grenze. Vgl. H. Kerner, Ein Kapitel vom Reisen in den Alpen: Deutscher Hausschatz 1893, S. 759.

[130]) W. H. Riehl, S. 206.

[131]) Es kann deshalb bei sich kreuzenden Pfaden die Anwesenheit solcher Todeszeichen bisweilen als Richtungsmarke dienen (Gruber, l. c., S. 132; vgl. Willkomm, S. 87).

[132]) Besondere Totenwege trifft man auch in weit entfernten Gebieten. Bei den Dithmarschen und Nordfriesen z. B. hat jedes Haus im Dorf und wiederum jedes Dorf seinen eigenen Kirchweg, dem der Leichenzug folgen muß, auch wenn er einen Umweg machen sollte. Dem Toten würde sein Recht nicht geschehen, wenn man mit ihm eine andere Straße zöge (Am Ur-Quell I, 31 und 189). Vgl. Ludwig v. Hörmanns „Tod und Begräbnis in den Alpen", Schluß (loc. cit., Nr. 257).

[133]) Bavaria I, 412.

[134]) Karl Weinhold, Die heidnische Totenbestattung in Deutschland, Abteilung II (loc. cit., S. 215 f.); Lindenschmit, S. 96.

allgemeinen Andacht, die berühmtesten Wallfahrtsorte nicht in den Thälern und an den Straßen, sondern im stillen Walde oder auf buschgrünen Hügeln, vorzugsweise der Gottesmutter geweiht, die am liebsten dort erschienen ist; oft empfing der Gnadenort seinen Beinamen sogar von einem Waldbaum, wie Maria von der Linde auf dem Georgenberg bei Schwaz, Maria-Larch (von einem Marienbilde an einer Lärche), Maria-Tax (an einer Tanne) u. s. w.[135]). Eine halbe Stunde südlich von Nauders, links der Poststraße, ist bis zum Winter 1855, wo der Besitzer den aus dem Sturme der Jahrhunderte übrig gebliebenen Stumpf umhauen ließ, der „heilige Baum" gestanden, dem das Volk tiefe religiöse Scheu und große Ehrfurcht entgegenbrachte: ehemals eine zwieselige Lärche mit schöner, runder Krone in einer Wiese, die Wald gewesen. Nicht mit Unrecht erblickt der Forscher darin einen der seltenen Ueberreste des untergegangenen altheidnischen Baumkultus und vermutet in ihrer Nähe eine ehemalige Opferstätte. Denn lange noch nach Einführung des Christentums verehrte man die Stätten, wo einst den alten Göttern geopfert worden, und hielt den Baum heilig, der einer Gottheit geweiht war. Das Fällen „heiliger Bäume" in früheren heidnischen Opferwäldern wurde noch im elften Jahrhundert als Vergehen betrachtet und entsprechend bestraft[136]). Ja in der Kuratie Vals hat bis 1658 eine alljährliche Prozession zu einem gewissen Baume stattgefunden, welche erst in genanntem Jahre ein bischöfliches Verbot beseitigte[137]). Daß noch jetzt viele Feld- und Wegkapellen von uralten Bäumen beschattet sind, dürfte sicher mit jenem Kultus zusammenhängen. Und so gesellen sich noch heute zu einzelstehenden Bäumen der verschiedensten Art einzelne Bretter wie ganze Gruppen derselben. — Etwas ganz Originelles sieht man auf einem Spaziergange von dem schön gelegenen Bade Jägershof an der böhmischen Grenze nach Warzenried: unmittelbar am Wege, die aussichtsreiche Höhe krönend, eine

[135]) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, Band I (1853), S. 323—335; Ignaz Vincenz Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol (Innsbruck 1859), S. 381: Erzählung von der „Mutter Gottes (Marienbild) im finstern Walde"; M. Höfler, Wald- und Baumkult in Beziehung zur Volksmedizin Oberbayerns (München 1892), S. 11 f.

[136]) M. Höfler, l. c., S. 5.

[137]) Zeitschrift für deutsche Mythologie 2c., Band IV (1859), S. 33 bis 37; Ignaz Vincenz Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche, S. 109 bis 111; desgl. Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes (Innsbruck 1857), S. 61.

„uralte, starkstämmige Linde, deren Stamm ringsum bis in die obersten Aeste mit Leichenbrettern förmlich gepanzert ist“ [138]). Es erinnert das an die sogenannte Kreuzbirke zwischen Wiborg und Fredrikshamm am finnischen Meerbusen, die zahlreiche mit Kreuzen, Namen und Todesjahren beschriebene Brettchen trug [139]).

Wie wiederholt bemerkt, stehen die Bretter mit Vorliebe in kleinerem oder größerem Vereine; sie werden dann oft gemeinsam durch einen rückwärts angebrachten Balken festgehalten, während man einzelne mittels des zugespitzten Endes in den Boden steckt und etwa noch durch herumgelegte Steine vor dem Umfallen sichert oder auch an einem eingerammten Pfosten befestigt. Lagern sie um ein Kreuz, so erscheint in ihrer Verteilung die Symmetrie nicht immer gewahrt, ja es herrscht oft große Ungleichmäßigkeit. Zahlreicheren Gruppen begegnet man besonders um Lam, Hohenwarth und Kötzting. In erstgenanntem Orte lehnen allein neben dem Friedhofe, von anderen Ansammlungen abgesehen, 25 an einer Gartenmauer; bei Kötzting, auf dem Sträßchen nach Reitenstein, an einer Scheuer 27 und ein paar Schritte weiter noch 19 [140]).

Die ununterbrochene Aneinanderreihung in langer, gerader Linie ist es, welche bei den meisten Gruppen allein die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Nur eine einzige kann ich namhaft machen, die zugleich durch ihr Arrangement auffällt und im ganzen Walde vielleicht ihres Gleichen sucht. Sie befindet sich in nächster Nähe von Lambach, rechts neben der Straße, die von Lam aus um den dazwischen geschobenen Bergrücken sich herwindet. Die Bretter nehmen drei Seiten eines nach der Straße offenen Rechteckes ein. Mitten in der hinteren Reihe erhebt sich ein ungemein hohes, schwarz gebeiztes Kreuz, dessen Endpunkte ein hübsch ausgeschweiftes Dach verbindet, *unten die Gottesmutter mit dem Schwert im Herzen*. Hart davor ein freistehendes Totenbrett von gleicher Farbe wie das Kreuz und wohl gleichzeitig mit letzterem aufgerichtet. Die Inschrift lautet: „Zur frommen Erinnerung im Gebete an Herrn Ferdinand Winterhalder, Privatier, welcher am 3. November 1889 im Alter von 74 Jahren selig im Herrn verschied. R. I. P. Gebet: Wir bitten dich, o Herr, erbarme dich nach deiner großen Barmherzigkeit

---

[138]) Willkomm, Seite 87 Anm.

[139]) Siehe den Aufsatz „Karsikot (Mehrzahl von Karsikko), die entästeten Bäume in Finnland“: Globus 1891, Seite 313 f.

[140]) Nach K. Gruber, a. a. O., S. 132 f., sollen sie „im bayerischen Vorwalde zwischen Straubing und Cham zu Hunderten beisammen stehen“. (?)

der Seele deines Dieners Ferdinand und verleihe ihr, nachdem du sie von den Mühsalen dieses Lebens befreit hast, die Teilnahme an deiner ewigen Herrlichkeit durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen." Alle übrigen Bretter gruppieren sich zu beiden Seiten des Kreuzes, sowie an den rechtwinklig vorspringenden Flanken. Außer dem isolierten betragen sie nicht weniger denn 48. — Etwa ein Viertelstündchen davon, wenn man auf der Straße nach Lam zurückgeht, gewahrt man ein einzelnes Brett, das durch seine malerische Umgebung eine ungemein hübsche Wirkung erzielt und einen schönen Vignetten-Schmuck abgeben würde [141]). Neben einer die Aeste weit ausbreitenden Pappel eine Gruppe von Felsen, auf deren stattlichstem ein zierliches, vergoldetes Bronze-Kruzifix. Davor ein „Denkmal" für einen Zündholzfabrikanten von Oberschmelz.

Merkwürdig ist, daß die Leichenbretter auch die Kirchhöfe bevölkern — nicht bloß neben dem Thore an der Innenmauer lehnend, wie im böhmischen Pfarrdorf Hurkenthal [142]) —, soweit nicht, was heutzutage immer mehr der Fall, steinerne Grabmäler dafür eintreten. Die geräumigen Friedhöfe von Lam und Hohenwarth mögen als Beispiel dienen. In Form und Ausstattung gleichen die an den Gräbern aufgestellten Bretter auf den ersten Blick durchaus den übrigen. Ein durchgreifender Unterschied besteht jedoch zunächst darin, daß sie hier sämtlich in Holzkreuzchen auslaufen, was außen fast zu den Ausnahmen gehört (vgl. S. 77), ferner im Eingange der Inskription. Nur selten heißt es hier: „Auf diesem Brette ruhte", oder „Andenken des ꝛc.", vielmehr gewöhnlich, der Situation entsprechender: „Hier ruhet ꝛc.," „Hier in diesem Grabe ruhet" (auch „Hier ruhen die Gebeine ꝛc."), oder „Grabstätte" des oder der —

---

[141]) Von Abbildungen, die ich gelegentlich in Büchern und Zeitschriften getroffen, erwähne ich außer Köhlers in ein Rechteck gefaßter, stimmungsvoller Originalzeichnung (s. S. 62 Anm 13.) — Bretter zu beiden Seiten eines hohen Holzkruzifixes, davor eine sitzende Bauersfrau mit gefalteten Händen — noch eine andere kreisförmige — ein mächtiger Baum im Mittelgrunde, woran ein paar Bretter lehnen, während die übrigen, zum Teil schon schief, seitwärts stehen; auf der andern Seite ein Bronze-Kruzifix auf hohem Stein (Eisensteiner Gegend) — bei Bernau, Der Böhmerwald, Seite 9. Erstere hat in den Illustrationen zu Kaiblers Aufsatz (l. c., S. 184), sowie in Höflers Wald- und Baumkult, S. 33, eine relativ verkleinerte Reproduktion gefunden. Die von Hein mitgeteilte Gruppe bei Grün in Böhmen (zwischen Neuern und Eisenstraß) haben wir schon erwähnt.

[142]) Hein, S. 97.

letzteres, aber höchst selten, sogar auf außenstehenden Totenbrettern! — und „Ruhestätte“.

Wie der Inhalt der Leichenbretter, so ist auch ihr allmählicher Verfall eine beständige Predigt der Vergänglichkeit alles Irdischen. Markant spiegelt sich auch die Verschiedenheit der menschlichen Lebensdauer in ihnen wieder. Manches Brett, das vor zwei, ja drei Dezennien gesetzt worden, zeigt noch eine verhältnismäßig frische, wenig gebleichte Oberfläche, während oft ganz junge kaum mehr lesbar sind. Wie beim Menschen die Art und Intensität seines Lebenskampfes, so ist hier die mehr oder weniger exponierte Lage für die längere oder kürzere Haltbarkeit außerordentlich maßgebend. Wo Wind und Wetter ungehinderten Zutritt haben, wo keine Mauer, kein Baumstamm Schutz gewährt, werden die Bretter schon nach wenigen Jahren ganz verwaschen, sodaß von Schrift oder Gemälde schließlich nichts mehr kenntlich bleibt, oder der Sturm drückt sie schief, ja knickt oder zersplittert die morsch gewordenen. Und so bietet manche Gruppe zum Teile selbst den Anblick eines Leichenfeldes. Aber wie im Leben der Menschen stets neue Keime und Kräfte sich erheben, so gesellt sich neben die alten Bretter wieder und wieder ein neues und schaut mit frischen, leuchtenden Farben auf die zum Sturze sich neigenden oder schon zu Boden gesunkenen Brüder. Noch fehlt es im bayerischen Walde, der im Vergleich zu anderen Gebieten wohl das stärkste Kontingent stellen dürfte, nicht an Nachwuchs[143]), und Köhlers Prophezeiung am Schlusse seines mehrerwähnten, 1875 geschriebenen Aufsatzes: „Ueber kurz oder lang wird vermutlich die alte Sitte der Leichenbretter auch im bayerischen Walde verschwunden sein“ hat vorläufig noch wenig Aussicht auf Erfüllung.

Wir hatten es bisher durchaus mit länglichen Brettern zu thun, der *von Alters her* bestimmten, überall herrschenden Form. Hein sah jedoch in Zwiesel auch an Bäumen oder Scheunen angenagelte kleine ovale Tafeln mit der in dieser Gegend für Totenbretter üblichen Aufschrift: Denkmal des N. N. 2c., gerade als ob sie aus solchen herausgeschnitten worden wären, konnte aber absolut nichts Näheres darüber erfahren[144]).

---

[143]) In Oberbayern sollen sich nach M. Höfler in Tölz (1891) die Totenbretter schon nahezu verloren haben.

[144]) A. a. O., Seite 96.

Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß manche Holzbretter, auf denen ein Toter gelegen, von vornherein nicht aufgestellt, sondern, wie wir es (S. 65) gelegentlich von der Schweiz bemerkten, auf den Boden gelegt werden. Dann haben sie aber regelmäßig einen praktischen Nebenzweck, nämlich den, gewisse Wege gangbarer zu machen. Bald verwendet man sie als Brücken über kleine Bäche und Gräben, bald aneinandergereiht als Gangsteige über feuchte Wiesen und Sümpfe oder auf Kirchen- und Feldwegen über nasse und schmutzige Stellen. Ihr eigentlicher Zweck geht dabei nicht verloren; im Gegenteil, er wird insofern noch befördert, als sie jeden Passanten aufs Unmittelbarste an den Toten und seine abgeschiedene Seele gemahnen. Und in der That scheint dieser Pflicht früher allgemein genügt worden zu sein, ja es gab sogar eigene Gebetreime, die man beim Ueberschreiten hersagte und mit einem Vaterunser beschloß. Glücklicherweise — denn leider gehen solche Altertümer immer mehr verloren — ist uns aus dem Böhmerwalde noch einer[145]) erhalten, den wir seiner Merkwürdigkeit wegen in der ursprünglichen Mundart hierhersetzen:

Gruiß enk Gott, ös Todtboan,
Hat's[146]) groß oder kloan,
Hat's jung oder alt,
Ös Todtg'ripp
Bitt's allzamm für mi
Und i für enk,
Daß enk Gott enkere Sünden schenk!

Im größten Maßstabe kann man den Brauch, die Bretter zu legen, im Österreichischen wahrnehmen, zunächst im benachbarten Böhmerwalde, wo sie namentlich als Brücken über die vielen Sumpfwiesen dienen[147]).

Als Alexander Petzholdt seine geognostische Reise durch Deutschland und Österreich ausführte, fiel ihm östlich von Reichenhall, in der Umgebung des Salzburger Dörfleins Großgmain, dieselbe Erscheinung auf, die er, „obwohl nicht geognostischer Art, doch als einen guten Beitrag zur Kenntnis der tiefen Gemütlichkeit des dortigen Volkes"

[145]) Hein, loc. cit. S. 98, nach der Mitteilung eines Gutsbesitzers zu Seewiesen, der ihn von einem Weibe gehört hatte.

[146]) Ös hâts = ihr seid (vgl. Klostermann, Böhmerwald-Skizzen, S. 143 f.); im bayerischen Dialekt: és heits (Schmeller-Frommann I, 1028).

[147]) Vgl. Hein, S. 97.

in seinem Buche[148]) verewigte. „Die Totenbretter, mit dem Namen des Verstorbenen beschrieben, werden hinausgetragen und hingelegt, wo sie gerade notwendig sind. Hier dient ein solches Brett zur Ueberbrückung eines Grabens, dort schützt es den Fuß des Wanderers vor dem Versinken im Moraste, wieder anderswo schafft es irgend einen andern Nutzen u. s. w., kurz überall trifft man sie zum Dienste der Lebenden ausgelegt. So wird die Erinnerung an die Geschiedenen lange wach erhalten, und wenn längst schon der Name des Verstorbenen durch Abnutzung verschwunden ist, so mag man immer noch an der Länge des Brettes erkennen, ob es dem Andenken eines Kindes oder Erwachsenen gilt, bis dann endlich mit dem völligen Zerstören des Holzes auch dieses Kennzeichen vergeht."

Uebereinstimmend damit sagt Georg Winkler in seiner „Topographischen, historisch-statistischen Schilderung des Pfarr-Sprengels Ehing (Eching), Landgericht Landshut[149])", daß der Brauch, die Namen Verstorbener auf Bretter zu schreiben und die Wege damit zu belegen, sich an der Salzach finde, gegen Bayern herein bald aufhöre und erst am Lech wieder auftrete, was Professor Sepp bestätigt[150]). In bedeutendstem Umfang wohl zeigt die Sache das sogenannte Ehrwaldermoos zwischen Lermoos und Ehrwald in Tirol; die durch den Moosgrund führenden Pfade sind mit Leichenbrettern förmlich übersäet, um auf der grünen, trügerischen Filzdecke den Dahingehenden vor dem Einsinken zu bewahren[151]). Die Erscheinung ist auch dem bayerischen Walde nicht fremd[152]), und unterscheiden sich die so verwendeten Bretter von anderen meist nur durch drei eingeschnittene Kreuze, allenfalls mit Jahreszahl und Namen des Gestorbenen. Aehnliches wird ferner aus der Oberpfalz[153]), ja noch aus Oberfranken[154]) berichtet, und ich habe selbst in der Bamberger Gegend wiederholt solche liegen sehen.

---

[148]) Beiträge zur Geognosie von Tyrol. Skizzen auf einer Reise durch Sachsen, Bayern, Salzkammergut, Salzburg, Tirol, Oesterreich. Leipzig 1843, S. 60 f. Vgl. Bavaria I, 413 und Schmeller-Frommann, Bayerisches Wörterbuch I, 632.

[149]) Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern. Band III, Heft 2 (1853), S. 85 f.

[150]) Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod (1891), S. 139.

[151]) K. Gruber, Marterl u. Taferl, a. a. O., S. 133.

[152]) Reder, S. 105; Bavaria I, 995; Köhler, a. a. O. — Sonntagsfreude, loc. cit., S. 359.

[153]) Bavaria II, 323.

[154]) Haas l. c.; Lindenschmit, S. 98.

Die eigentümliche Sitte mag mit einem Gebrauche zusammenhängen, dessen Spuren noch heute viele Kirchen aufzeigen. In den Fußboden derselben sind nämlich steinerne Totenmale liegend eingemauert — gerade an Stellen, wo der Strom der Andächtigen darüber weggehen muß; insbesondere am Portal, das man nur durch Berührung derselben zu überschreiten vermag.

Etwas ganz Apartes kommt in der Oberpfalz neben dem häufigeren Legen der Bretter auf Gangsteigen vor. Während der Tote hinausgetragen wird, nimmt man, damit die Seele ihre Ruhe finde, das seinem Haupte untergelegt gewesene Stroh und zündet es im Hause an einem in einem alten Hafen (!) bereit gehaltenen Feuer an. Mit dem Brande eilt die Seelnonne auf das nächste Feld, wo sie das Stroh ganz verbrennen läßt, und auf diese Stelle wird bisweilen das Leichenbrett hingelegt. An manchen Orten aber verbrennt man es samt dem Strohbunde [155]).

Der alles durchsetzende Aberglaube hat sich auch in anderer mannigfacher Weise an die Totenbretter geheftet. Speziell aus Oberbayern erzählt uns Höfler [156]), daß die Leute besonders des Nachts ihre Nähe sehr gemieden hätten, aus Furcht, daß „der Beinlkramer", der Tod, daselbst umgehe. Andererseits sollen die gelegten Totenbretter noch Nutzen für die Landwirtschaft bringen; in Krautbeete gesteckt [157]), vertreiben sie die Raupen, wie die Sargnägel die Diebe. [158]). — Ferner glaubt man, daß die Seelen der Verstorbenen mit Gottes Erlaubnis zu bestimmten Zeiten auf die Erde zurückkehren, um durch die fromme That gläubiger Menschen Erlösung zu erlangen; stundenlang begleiten sie dann, gewöhnlich in der Gestalt eines Lichtleins, den nächtlichen Wanderer, um plötzlich hinter einem Kreuze oder einem Totenbrette zu verschwinden [159]). Diese dienen

[155]) Fr. Schönwerth, l. c., 1. Teil (1857), S. 251—253. Aehnlich wird das Totenbrett zu Winterberg (Böhmen) in den seltenen Fällen, wo es noch in Verwendung kommt, durch Feuer vernichtet (Hein, a. a. O., S. 87).

[156]) Am Ur-Quell, Band II, S. 101.

[157]) Vgl. S. 61, Anm. 7 Schluß.

[158]) In der gleichen Absicht verbrennt man im nördlichen Böhmen (Münchengrätz) auf drei Ecken des Feldes ein Stück von einem schon gebrauchten Sarge, sowie alte Bettfedern, so daß der Rauch über das ganze Feld zieht ꝛc. (Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Gesammelt und herausgegeben von Joseph Virgil Grohmann, Band I: Beiträge zur Geschichte Böhmens, Abteilung II, Band 2, Prag und Leipzig 1864, S. 86, Nr. 620.)

[159]) Joh. B. Regner, Der Waldler in Sitte und Sprache, a. a. O., S. 587.

nämlich den armen Seelen bei ihrem qualvollen Umherirren zu Rastplätzen und Zufluchtsstätten; die eigentlichen Gespenster und bösen Geister aber halten sie als unüberschreitbare Marksteine ab [160]).

Im Salzburgischen geht die Sage, daß „Leichläden von Toten, welche in der andern Welt noch keine Ruhe gefunden haben, selbst in windstillen Nächten an der Wand (des Hauses, wo sie aufgehängt sind) klappern und knarren und die Schlafenden beunruhigen. Daher sieht man die Leichenbretter weniger häufig an Wohnhäusern, als an Ställen und Scheunen" [161]). Das Volk „in der Höll" (Oberpfalz) meint, indem es die Martertafeln für die eines gewaltsamen Todes Verschiedenen an Bäumen anbringt, die armen Seelen hausten bei Tage in diesen, seien aber des Nachts entbunden und dürften in einem gewissen Umkreise frei schalten: eine Anschauung, die von Oberdeutschland bis nach Island ihre Parallelen hat [162]).

In den zuckenden Flammen, welche oft hoch über den Wipfeln der Bäume aufflackern, sehen Holzhauer und Hirten des Böhmerwaldes die Seelen armer Verzweifelter, die hier ein schauerliches Ende gefunden; bei ihrem Anblick schlagen sie sofort ein Kreuz und sprechen ein Requiescat [163]).

Seltsamerweise vermeidet man es an einigen Orten der Oberpfalz, ein Totenbrett zu betreten, aus Furcht, dadurch Fußweh zu bekommen (so in Falkenstein, Fronau, Oberviechtach). Um die weit verbreitete Angst zu benehmen, der Tote möchte wiederkommen, setzt man sich im oberfränkischen Markte Gefrees mit dem bloßen Hintern auf das Brett, von dem eben der Tote genommen worden [164]). In manchen altbayerischen Gegenden ließ man über dem Reebrett sogar den Nudelteig zum Leichenmahl aufgehen [165]). Im östlichen Böhmen (Landskron) herrscht der Glaube, die Totenbretter fallen am heiligen Abend um, und in welcher Richtung dies geschieht, da sterbe jemand [166]). — Ueberall genießen dieselben eine besondere Verehrung

---

[160]) K. Gruber, loc. cit., S. 136.

[161]) Heimgarten III, 716.

[162]) Schönwerth, a. a. O. I, 291. Höfler, Wald- und Baumkult, Seite 32--34.

[163]) C. Klostermann, Böhmerwald-Skizzen, S. 82.

[164]) Schönwerth I, 252. Bavaria II, 323. In Böhmen aber sagt man: „Auf welcher Bank die Leiche gelegen ist, die drückt den Sitzenden" (Grohmann, loc. cit., S. 188, Nr. 1327).

[165]) Johannes Sepp, Völkerbrauch bei Hochzeit, Geburt und Tod, S. 153.

[166]) Grohmann, a. a. O., S. 187 Nr. 1310.

und kommen geweihten Gegenständen gleich, deren ruchlose Verletzung nicht ungestraft bleibt. Ein Jäger, der einmal sein Gewehr gegen ein solches Brett entladen, soll mit Entsetzen den Kopf des Verstorbenen drohend dahinter hervornicken gesehen haben [167]). Und ein Holzhauer, der am Allerseelentag im Wirtshaus zu Rehberg (Böhmen) gewettet, er werde eines der Leichenbretter draußen im Waldmoor heimtragen und darauf schlafen, und wirklich in finsterer Novembernacht eines ergriffen und sich damit beladen hatte, fühlte es auf einmal schwer wie Centnerlast und als wäre es auf seinem Rücken festgewachsen; dabei erhob sich hinter ihm ein mächtiges Rauschen, sodaß er, von Angst und Grauen erfaßt, dahinrannte und erst bei einer Marienkapelle, wo er die Heilige flehentlich um Erlösung bat, davon befreit wurde. Am andern Tage aber soll das Brett wieder dort gelegen haben, wo er es genommen hatte. Noch eine Geschichte, welche zeigt, daß die Totenbretter nicht mit sich spaßen lassen. Ein junger Mann, so erzählt man in Bodenmais, habe sich immer darüber lustig gemacht; als er aber einmal in Gesellschaft an einigen Brettern vorbeifuhr und, neue Spottreden loslassend, anhalten ließ, um auszusteigen, fiel er alsbald tot nieder „und ward nun selber auf das Brett gelegt" [168]). — Die Angehörigen der Verstorbenen lassen sich um keinen Preis zur Hergabe von Totenbrettern bestimmen, was Hein, der für die ethnographische Sammlung des Wiener Hofmuseums ein paar Exemplare zu erhalten wünschte, selbst erfahren hat, sodaß er schließlich mit photographischen Kopien sich begnügen mußte [169]).

Im Vorbeigehen ist bemerkt worden (S. 125), daß die Steindenkmale auf den Friedhöfen in der Gegenwart schon starke Verbreitung gewonnen haben. Nur ausnahmsweise findet ein derartiger Ersatz auch für die Totenbretter im Freien statt. Die Monumente gleichen dann ganz den Steinsockeln mit Eisenkruzifixen. Eine Viertelstunde südlich von Lalling sieht man ein solches an der Distriktsstraße gegenüber sieben gewöhnlichen Leichenbrettern, welche auf der anderen Seite der Straße an einem anstoßenden Waldsaum stehen. Es trägt die Inschrift: „Gedenkt im frommen Gebete der tugendsamen Franziska ꝛc." Ein sehr schönes erhebt sich im Weiler Datting neben dem durchführenden Hauptweg. An dem Fuße des stattlichen

[167]) Bavaria I, 995.

[168]) Hein (nach mündlichen Mitteilungen), a. a. O. S. 98 f.; C. Klostermann, Böhmerwald-Skizzen, Pilsen (1890), S. 25 f.

[169]) Hein, S. 86 und 98.

Kruzifixes eine Pieta mit Johannes, alles von Gußeisen; auf dem Kreuzesstamm eine kranzumwundene Inschrift: „Gekreuzigter Herr Jesu Christi (!) erbarme dich meiner und den (!) armen Seelen im Fegfeuer." Am Steinsockel die Worte: „Denkmal des tugendreichen Jünglings Xaver Wandinger, Bauerssohn von Datting. Er starb im 36. Lebensjahre am 2. Mai 1879. In der Blüte seiner Jahre ereilte ihn der Tod, da er unter die Räder seines Wagens geriet und davon erdrückt wurde. Nur ein Schritt ist zwischen mir und dem Tode. I. Reg. 20. Bete für die Seele des Verstorbenen. R. I. P." Hierzu sei bemerkt, daß das Unglück an einer entfernten Stelle geschehen war, und der also Dahingeraffte in Lalling begraben liegt. Die Aufstellung zu Datting erfolgte, weil er ein Ortsangehöriger gewesen. Seit Alters plazierte man Marterl- oder Denksäulen nicht immer an die Unglücksstätte, sondern gar oft an offene Verkehrslinien, um den Zweck der öffentlichen Fürbitte sicher zu erreichen. Bisweilen sind solche Monumente durch Einzäunung vor näherer Berührung geschützt. Außerhalb des Städtchens Furth i. W., auf dem Wege nach dem hübschen Bergschlosse Voithenburg, kommt man an einem quadratisch eingefaßten Platze vorüber, worin eine hohe Steinsäule mit vergoldetem Kruzifix folgende Inschrift zeigt: „Einem frommen Andenken im Gebete empfiehlt seinen am 16. Oktober 1813 geborenen, am 22. Mai 1874 im Herrn entschlafenen Vater Herrn Franz Wild, Furth i. W., ehemaligen Gasthofbesitzer, dessen dankbarer Sohn Franz Wild." Auch Ermordete erhalten in neuerer Zeit Kreuze auf Steinsockeln. Ein paar hundert Schritte von Schloß Au, an der Straße nach Regen, steht ein „Denkmal zur Erinnerung an den verunglückten Joseph Loibl, Bauerssohn in Fahrnbach, welcher unweit dieser Stelle am 20. Dezember 1864 in einem Alter von 44 Jahren von einer ruchlosen Hand meuchelmörderisch erschlagen wurde. Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe". So hat die alte Sitte, bei unvorhergesehenen Todesfällen sogenannte „Martersauln" oder Marterln zu Andenken und Fürbitte aufzurichten — eine Sitte, welcher selbst Adelige folgten[170]) — ein modernes Gewand angelegt. Selten befinden

[170]) Man denke an die in den Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern, Band 16 (1871), S. 329 f. beschriebene Steinsäule am Wege von Landshut nach Obergolding, errichtet für den, wahrscheinlich bei einer Herbstjagd 1486 vom Pferde gestürzten niederbayerischen Oberstfeldhauptmann Sensime von Horoschawitz. Vergl. auch August Hartmann,

sich Marterl-Aufschriften auf **Totenbrettern**, wovon Hein ein eigenartiges Beispiel aus dem Böhmischen anführt [171]).

Die große Dauerhaftigkeit der Steinmonumente ist unzweifelhaft ihr Hauptvorzug. Während Bretter, wenn auch aus Eichenholz [172]) gefertigt, im allergünstigsten Falle kaum hundert Jahre erreichen — ich selbst habe nur ein paar fünfzigjährige, noch ziemlich erhalten, angetroffen —, kann der Stein gleich länger und besser sich konservieren. Unter Beiziehung solcher Denkmale war v. Hörmann in der Lage, bis zum Jahre 1490 zurück Grabverse aus Bayern, Tirol, Salzburg und Steiermark mitteilen zu können [173]). Dieselben befinden sich noch dazu in Kirchen und Friedhöfen, also an besonders geschützten Orten, wogegen die im Freien kampierenden Monumente den Einflüssen der Witterung ungleich stärker ausgesetzt sind. Selbst die gußeisernen Kreuze bleiben gegen die Zerstörung nicht gefeit, und manches derselben sah ich zu meinem Erstaunen bereits geknickt und zerbrochen.

* * *

Als eben der Druck dieser Ende Januar 1894 vollendeten Abhandlung im Gange war, kam mir eine eben damals veröffentlichte wichtige Arbeit zu Gesicht, die ich zwar nicht mehr verwerten konnte, auf welche jedoch hinzuweisen mir noch gestattet sein dürfte. Sie stammt von dem auf unserem Gebiete bereits bewährten, in Vorstehendem viel genannten Forscher **Wilhelm Hein** und erschien in der „Festschrift zur Begrüßung der Teilnehmer an der gemeinsamen Versammlung der deutschen und Wiener anthropologischen Gesellschaft in Innsbruck, 24. bis 28. August 1894, herausgegeben von der anthropologischen Gesellschaft in Wien, redigiert von Franz Heger“. Die hierin Seite 56—71 abgedruckte „**Geographische Verbreitung der Totenbretter.** Mit zwei Tafeln in Lichtdruck“ ist hauptsächlich dadurch wertvoll, daß sie zahlreiche, aus mannigfachen Mitteilungen Dritter geschöpfte Beobachtungen, sowie die neuerdings

---

Hans Hesselohers Lieder, Erlangen 1890, S. 61, und dessen Volksschauspiele in Bayern und Österreich-Ungarn, Leipzig 1880, S. 179.

[171]) Von einem ertrunkenen vierjährigen Knaben — loc. cit., S. 96.

[172]) Höfler, Baum- und Waldkult, S. 102. — Im Böhmerwalde dagegen sollen sie durchweg aus weichem Holze bestehen (Hein, l. c., S. 87), gleich wie im bayerischen Walde.

[173]) Die ältesten aus dem 15. und 16. Säkulum siehe „Grabschriften und Marterlen“ I, 27, 36, 49—52; II, 20 (von 1490), 64 und 66 f.

erschienene Litteratur (auf der letzten Seite der übersichtliche „Quellen-Nachweis") zusammenstellt und insbesondere vom Herzogtum Salzburg eine genaue Topographie der Totenbretter entwirft (unter Angabe von nicht weniger denn 105 Fundstellen). Derartige Konkurrenz-arbeiten sind um so dankenswerter, als es dem Einzelnen schon aus finanziellen Gründen kaum möglich ist, eine in jeder Hinsicht er-schöpfende Statistik von einem ausgedehnteren Gebiete zu liefern.



Die Anfänge der deutschen Volkskunde.

Von Richard M. Meyer.

(Vortrag, gehalten im Berliner Verein für Volkskunde, 27. Oktober 1893.)

„Wenn der Wanderer am Abend Rast macht, schickt er die Gedanken den Weg zurück, um zu holen, was er bei steilem Aufstieg und unter dem Gebüsch verlor."

Mit diesen Worten beginnt Karl Weinhold die Rückblicke, die sein größtes der Volkskunde gewidmetes Werk, „Die deutschen Frauen im Mittelalter", abschließen. Auch wir wenden dieses Gleichnis auf uns an. Uebersehen wir nur die Titel der bedeutendsten Arbeiten, die die deutsche Volkskunde Karl Weinhold verdankt, so werden wir gewahr, wie lange es dauern mußte, ehe für alle diese Gegenstände ein wissenschaftliches Interesse erwachte. Wann hat man angefangen, für die Art und Stellung der deutschen Frauen, für das Leben in altnordischer Zeit, für Leichenbestattung und geographische Vorstellungen einerseits, für die Mundarten der deutschen Stämme andererseits, eine über gelegentliches Sammeln von Kuriositäten herausgehende Teilnahme, ja auch nur eine an diesen Kuriositäten haftende zu empfinden?

Wenn wir diese Frage in einem kurzen Ueberblick der Vorgeschichte unserer Sonderwissenschaft zu beantworten suchen, so haben wir zu den Arbeiten über ältere deutsche Volkskunde selbst in ein eigentümliches Verhältnis zu treten. Was dort zusammengestellt ist, haben wir auseinanderzunehmen Der Synthese, die ein möglichst vollständiges Bild von den beobachtenden Volksstämmen entwerfen will, müssen wir eine Analyse gegenübersetzen, die die Beobachter charakterisieren soll. Welches Interesse und welche Beobachtungsgabe fremde und einheimische Beurteiler deutschen Wesens an den

Tag legen, das haben wir aus den Sammlungen zur deutschen Altertums- und Volkskunde, aus den Werken von Jakob Grimm, Müllenhoff, Zeuß, Weinhold, Alwin Schultz, Jakob v. Falke u. a. herauszuholen.

Wir müssen uns aber dabei erst noch die Vorfrage vorlegen: welche Mittel besaßen jene älteren Beobachter, um ihre Volkskunde auf unsere Zeit zu bringen? Das wichtigste Mittel sind natürlich eigentliche Beschreibungen von Volk und Leuten. Dazu kommen in verhältnismäßig geringem Maße Denkmäler der bildenden Kunst. Belangreicher tritt zu diesen beiden Wegen direkter Charakteristik die indirekte, wie sie durch die Sprache in Völkernamen und Fremdworten, durch die Poesie in charakteristischen Typen und in analoger Weise sonst geliefert wird. Eine Schiffsladung von bunten Perlen, kleinen Spiegeln, alten Fracks und Cylinderhüten giebt uns von dem Negervolk, für das sie bestimmt sind, vielleicht ein deutlicheres Bild, als die in Allgemeinheiten sich bewegende Erzählung eines Missionärs.

Prüfen wir die vorhandenen Belege, so ergiebt sich jedenfalls, daß bei den alten Griechen und Römern von vornherein für die Volkskunde sowohl Interesse als Talent in reichem Maße vorhanden war. Es genügt, den einen Namen Herodots zu nennen, um beides zu beweisen. Wo indes der Vater der Volkskunde aus rein wissenschaftlichen Gründen seine Reisen unternahm, da war besonders für die Römer den Germanen gegenüber zu früh eine praktische Stellungnahme Ausschlag gebend, als daß wir gleichmäßige Berücksichtigung aller Gesichtspunkte erwarten dürften. —

Zweierlei haben wir durchweg auseinanderzuhalten: erstens was galt als bezeichnend für das ganze germanische Volk? zweitens was charakterisierte die einzelnen Stämme?

Als „Germanen“ galten bei den anderen Völkern eine Anzahl ein geschlossenes Gebiet bewohnender Stämme von wesentlich gleicher Sprache, von übereinstimmendem Körperbau und etwa gleichartigem Volkscharakter. Es gab Stämme, deren Angehörigkeit zweifelhaft war, so für Tacitus (Germ. 46) die Peuciner, Veneter, Fenner. Von den nördlicher wohnenden Völkern werden die Germanen nicht immer scharf geschieden; sie fallen zuweilen unter die Gesamtvorstellung der „Scythen“, der Nomadenvölker des Nordens. Doch gehört die ausdrückliche Gleichstellung der scythischen Geten mit den germanischen Goten erst der Gelehrsamkeit späterer Zeit, von Cassiodor und Jordanes bis auf Jakob Grimms Geschichte der deutschen

Sprache. — Das Volk, an dem die Germanen vor allem gemessen, mit dem sie beständig verglichen werden, ist das ihrer südwestlichen Nachbarn, der Kelten. Gerade die ältesten Beobachter betonen die Verschiedenheit, indem sie an den weniger bekannten Germanen Merkmale hervorheben, die den besser bekannten Kelten fehlen. Die älteste derartige Unterscheidungsformel, die uns erhalten ist, stammt aus der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Christus, wo der Grammatiker Sisenna sagt: „Die Gallier werfen eine Art Geschosse, welche Materis heißen, die Sueven Lanzen" (die Sueven vertreten hier die Germanen, deren Gesamtname damals noch nicht existiert). Ausdrücklich sucht Cäsar beide auseinanderzuhalten. In der Rede des Divitiacus (B. G. I, 31 — ich citiere immer die „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit") heißt es: „weder könne mit dem gallischen Ackerland das germanische, noch mit der diesseitigen Lebensweise die jenseitige den Vergleich aushalten." Ausführlich handelt Cäsar selbst über „Galliens und Germaniens Sitten, und worin diese Völkerschaften sich von einander unterscheiden" (B. G. VI, 11 f.); doch beschreibt er thatsächlich beider Zustände einzeln, und bloß im Kapitel 24 vergleicht er sie wirklich in Bezug auf kriegerische Tüchtigkeit, Lebensart und Tracht. Knapp faßt Strabo die Merkmale zusammen: „die Germanen, wenig von dem keltischen Stamme unterschieden: durch größere Wildheit, größeren Wuchs und größere Blondheit; sonst an Gestalt, an Sitte, an Lebensart ihnen ähnlich". Ihm also sind die Germanen sozusagen der Comparativ der Kelten, weshalb er denn auch die bekannte Etymologie festhält, nach der „Germanen" soviel bedeute wie „echte Gallier". Gerade durch eine solche Auffassung waren denn aber natürlich auch Vermischungen von Kelten und Germanen nahegelegt (Müllenhoff, D. Alt. II, 154 f.), die in unsern Tagen ja durch Holtzmann wieder aufgenommen wurden. Auch fehlt es nicht an wirklichen Berührungen: die keltischen Volcae hatten nach Cäsar (B. G. IV, 24) germanische Art angenommen, die germanischen Ubier (Tac. Hist. IV, 27) hatten sich zu den Römern gestellt wie sonst die Kelten. —

Was schien nun den ältesten Beobachtern an diesem germanischen Gesamtvolk charakteristisch?

Als erstes Mittel, die Anschauungen der Nachbarn über dies Volk kennen zu lernen, bietet sein Name sich an. Aber wenn sogar von den zahllosen Erklärungen des Germanennamens eine sicher richtig wäre, würde uns das doch nicht eben viel helfen. Denn soviel geht doch mindestens aus der vielumstrittenen Stelle des

zweiten Kapitels der Germania hervor, daß es nur ein verallgemeinerter Stammesname ist: so hießen erst nur die Tungern, dann alle — gerade wie später das ganze Volk bei Franzosen und Italienern „Allemannen“, bei den Magyaren „Schwaben“, im Orient „Franken“ hieß, oder wie in ganz analoger Weise der Name jener Volcae später auf alle „Welschen“ angewandt wurde. Aus dem Namen „Germanen“ also, bedeute er nun „Schreier“ oder „Speermänner“ oder was sonst, ist für die Charakteristik des Gesamtvolks nichts zu entnehmen, denn nichts berechtigt uns zu der Annahme, das für die Tungern im Unterschied von anderen germanischen Stämmen bezeichnende Merkmal sei auch für die Germanen im Unterschied von anderen Völkern bezeichnend gewesen.

Wenn man aber einen beliebigen Namen auf jene Gesamtheit von Stämmen übertrug, so beweist dies jedenfalls eins: daß nämlich diese Gesamtheit als eine einheitliche nud sich selbst gleiche Masse (wie Tacitus es ausdrücklich hervorhebt) angesehen wurde. Was war nun das Band, das die Germanen für ihr eigenes Urteil und das der Fremden zu einem Körper zusammenband? Auch für ihr eigenes; denn trotz der frühen Bruderfehden fehlt es nicht an Zeugnissen uralten germanischen Gemeingefühls: wir erinnern hier nur an die Abstammungssagen, an die Meinung von der Herkunft aller Germanen aus Skandinavien.

Die Sprache ist es jedenfalls gewesen, die am mutigsten die Germanen den Fremden gegenüber als Einheit charakterisierte. Denn in der körperlichen Erscheinung standen die Kelten nahe, und durchgreifende ethnologische Kriterien fehlten auch sonst. Es gab nie eine gemeingermanische Mythologie, die an den Grenzen jäh abschnitt, sondern nur Kultuskreise, in denen das Germanische mit Altvererbtem und Lokalem sich vermischte. Betreffs der Staatsformen und der Lebensweise geht aus dem Bericht des Tacitus selbst hervor, daß sie auf germanischem Boden durchaus nicht gleichartig waren. Aber die Sprache beherrscht das ganze Gebiet und schneidet an den Grenzen verhältnismäßig deutlich ab. Sie ist für Tacitus überhaupt Hauptkriterium in ethnologischen Fragen (Müllenhoff, Alt. 2, 33). Ihre Charakteristik in römischem oder griechischem Munde geht freilich über eine Kennzeichnung des barbarischen Klanges nicht heraus. Freilich hat schon J. Grimm bemerkt, daß fast jedem Volk die Sprache anderer Nationen rauh oder lächerlich klingt; Kluge hat aber (Grundriß der germanischen Philologie I, 315 § 5) gezeigt, daß jene Kennzeichnung nicht lediglich dem Vorurteil entspringt.

Außer den Konsonantenhäufungen, besonders des Anlauts, die er anführt (thwacha, thlauhts, fañcha) möchte ich noch auf die Schwierigkeit der germanischen Accentverhältnisse verweisen. Aber nirgends finden wir eine genauere Angabe über die Mühsal, die diese barbarische Sprache verursacht, und von einer genaueren Charakteristik derselben ist natürlich überhaupt nicht die Rede: ist doch dergleichen erst in unserem Jahrhundert durch W. v. Humboldt und Steinthal versucht worden.

Die Sprache also ist es allein, was die Germanen als Ganzes in den Augen ihrer frühesten Schilderer kennzeichnet. In allem übrigen erscheinen sie, wir wiederholen es, nur als gesteigerte Kelten. Und zwar gesteigert nach der Seite des Barbarischen hin.

Nichts frappierte die Römer mehr als die Körpergröße der Germanen. Ausnahmslos heben die ältesten Berichterstatter das Riesenmaß des Leibes hervor, Plutarch, Florus, Cassius Dio, Appian, Tacitus, Pomponius Mela, besonders oft Cäsar. Er läßt auch die Germanen über die winzige Statur der römischen Soldaten (B. G. II, 30) spotten. — Damit geht die Betonung ihrer Stärke Hand in Hand; aber sowohl Tacitus (Ann. 2, 14) als Josephus (Altert. 19, K. 1, § 15; Horkel in den „Geschichtschr. d. d. Vorz." S. 505) heben hervor, daß ihrem stürmischen ersten Andrang ein rasches Ermatten zu folgen pflegt.

Größe, Stärke — das sind mehr allgemeine Urteile, als volkskundlich wertvolle Angaben. Eine genauere Körperbeschreibung tritt aber erst langsam auf; gerade wie etwa im Minnesang lange von der Schönheit der Frau gesprochen wird, ehe wir über Haarfarbe und Augen Näheres erfahren. Zwar fiel den Römern das Auge des Germanen auf: hell nennt sie Plutarch, blau Horaz; Tacitus bringt nach seiner Art ein psychologisches Element heraus, wenn er von den „trotzigen blauen Augen" der Germanen redet, wo Cäsar nur von ihrem scharfen Blick gesprochen hatte.

Als zweites Merkmal wird das Haar genannt. Langes rötliches Haar erwähnt schon Tacitus. Das langherabfallende Haar der germanischen Frauen dient auch auf römischen Skulpturen zum besonderen Kennzeichen (Falke, Kostümgeschichte der Kulturvölker S. 130 f.). Aber auch die Gallier haben rotes Haar (Holtzmann, Altertumskunde S. 121). Deshalb erhalten die Germanen auch hier den Komparativ: „so sagt Galenus ausdrücklich, nicht blond, feuerrot müsse man das Haar der Germanen nennen; deshalb müssen Gallier, die im Triumph Caligulas gefangene Germanen vorstellen

sollen, ihre Haare erst rot färben“ (Dahn, Urgeschichte der germ. und rom. Völker 1, 32). Das Haarfärbemittel war freilich von den Galliern erfunden (Plin. 28, 191), aber bei den Germanen beliebt: im Jahr 366 schweiften allemannische Scharen in Gallien und wurden von einem römischen Befehlshaber überfallen, während sie badeten, tranken, „quosdam comas rutilantes ex more“ (Holtzmann a. a. O., 122).

Diese drei Punkte bleiben die typischen Merkmale des Germanen bei den römischen Autoren. Apollonais Sidonius (Carm. 12, 10) läßt Thalia die Hexameter verachten, seit sie siebenfüßige Helden gesehen:

sprernit senipedem stylum Thalia,
ex quo septipedes videt patronos.

Ausonius schildert seine Bissula:

sic Latiis mutata bonis, Germana maneret.
ut facies, oculo caerula, flava comas.

Seltener werden andere Einzelheiten hervorgehoben. Procop (de reb. Vand. III) rühmt die weiße Haut der Vandalen und Goten; von den Galliern wird auch das noch öfter gerühmt (Holtzmann a. a. O.).

Es sind also die auch heute noch meistverwandten Körpermerkmale ausgesucht: Größe, Augen, Haare, allenfalls noch die Hautfarbe. Nichts finden wir aber über Schädelbildung, während Herodot schon die Schädel der Perser und Ägypter verglich (Herodot S. 12; vgl. Holtzmann S. 95), nichts über die starken Zähne der Germanen (Klemm, Handbuch der germanischen Altertumskunde S. 31), nichts über die Proportionen, auf die doch schon Homer ein Auge hatte, als er Menelaus und Odysseus verglich.

Die germanischen Frauen werden durch ihre Tracht charakterisiert: leinene lange Gewänder, ein überfallender Mantel, Ober- und Unterarm der oberen Brust sind nackt (Weinhold, Deutsche Frauen 2, 219). Auch die Haartracht wird mit Aufmerksamkeit behandelt: ein reifenartiges Band um das langherabwallende Haar, das Haar selbst unbedeckt (ebd. 315). Kleidung und Haartracht charakterisieren Männer und Frauen auf den römischen Denkmälern (Falke, Kostümgeschichte der Kulturvölker S. 129 f.); eine eigenartige Darstellung ihres Wuchses oder Ausdruckes wird hier nicht versucht, so oft sie auch bei den Schriftstellern zu finden ist.

Aber neben den körperlichen (anthropologischen) Kennzeichen begegnen wir den folkloristischen. Schon bei Sisenna fanden wir die

Waffe als Charakteristikum, und die lange Lanze galt bis zu den Landsknechten des Mittelalters hin als deutsche Eigenheit. „Bei ihrem ungeheueren Körperbau und der Länge ihrer Lanzen durchbohrten sie aus der Ferne unsere Soldaten" (Tac. Hist. V, 18). Sie ist für den Germanen bezeichnend wie der Bogen für den Parther: „Wenn er in Parthien geboren wäre, würde er gleich als Kind den Bogen spannen; wenn in Germanien, würde er sofort als Knabe den dünnen Speer schwingen" (Seneca Briefe 36 bei Horkel S. 694; vgl. noch Hist. II, 21 und 88).

Die Lanzen allein sind für die germanische Bewaffnung typisch. In allem anderen weichen die Angaben beträchtlich ab. Plutarch schildert (Marius c. 25) die Cimbern mit Helmen wie Tierköpfe geformt, mit ehernen Panzern, weißen Schilden, langen Schwertern, während Germanicus (Ann. II, 14) sagt, der Germane habe keinen Panzer, keinen Helm; selbst ihre Schilde wären nur aus Weidengeflecht oder schwachen Brettern, mit Farbe aufgeputzt; und nur die erste Reihe führe ordentliche Lanzen, die übrigen nur hart gebrannte Stangen oder kurze Speere. Welche Angabe richtig, oder wie weit sie es alle beide sind, das berührt uns hier nicht; hier kommt es nur darauf an, festzustellen, daß von der Bewaffnung der germanischen Krieger sich in jener Zeit ein deutliches Bild noch nicht gefestigt hatten. Ausführlich handelt hierüber Tacitus (Germ. 6). Doch siegte schließlich die Vorstellung von der barbarischen Nacktheit: die Trajanssäule (vgl. Holtzmann S. 133 f.) zeigt die Germanen etwa der Schilderung des Germanicus entsprechend.

Wenn nun aber den kriegserfahrenen Römern die Germanen den Eindruck von „nackten Knaben" machen konnten, so hinderte das nicht, daß sie ihrerseits den Slaven schon mit ihrer Waffenkunst *imponierten. Die waren in der „Wildheit" ihr Komparativ, wie* die Germanen der der Kelten. Deshalb entlehnten sie von den Germanen die Worte für Schwert, Helm, Brünne (Kluge bei Paul I, 321 § 7, 1).

Ihre Handhabung der Waffen schien den Römern kunstlos, und die eigentümliche Taktik (die Eberkopf-Schlachtreihe) ist wohl auch erst entlehnt. Cäsar erwähnt (V 43) heiße Wurfgeschosse, aus Thon geformt, und glühende Speere, die sie auf die Strohdächer schleudern; Brandlegung war ja noch spät in den isländischen Sagas eine Form der Fehde. Vor großen Kriegsmaschinen (Cäs. III, 30 bis 31) haben sie dagegen Furcht.

Von den Waffen, die fehlen, sind Pfeil und Bogen charakteristisch. Tacitus (Germ. 46) erwähnt sie nur bei den Finnen, andererseits aber auch bei den Galliern (Holtzmann S. 145); es wird das aber nicht als besonderes Merkmal hervorgehoben. Doch spricht auch die Verwendung des Pfeils in der Mythologie (Balders Tod, womit vielleicht der Pfeil als Runenname zusammenhängt) dafür, daß Pfeil und Bogen nicht alltägliche Waffen der Germanen waren. Andererseits scheint die später (besonders bei den Franken) so charakteristische Streitaxt damals noch nicht für die Germanen Merkmal gewesen zu sein (vgl. Holtzm. 145).

Mit diesem Mangel an Uebung hängt anderes zusammen. Das römische Heer hieß „exercitus", worüber du Bois Reymond hübsch gesprochen hat (Ueber die Uebung S. 5): das deutsche hätte nicht so heißen können. Den Römern fiel auf, wie wenig die starken Germanen aushielten: keine Wunden (Ann. II, 4), keine Hitze (Plutarch, Orosius), keinen Durst (wohl aber Kälte und Hunger, Germ. 3), keine längere Seefahrt (Hist. I, 31). Es sind eben Naturmenschen von starkem impetus, leicht gebrochen, wo der nicht siegt; ihr Gott ist Wodan, der Herr der Aufregung, des Sturms.

Damit kommen wir zur Psychologie. Im ganzen ist natürlich der Bericht der Fremden hier oberflächlicher, mehr durch die schablonenhafte Auffassung der „Barbaren" als durch wirkliche Beobachtung gegeben. Dazu ist bei den gern rhetorisierenden Autoren ein gewisser Parallelismus des Körpers und der Seele nicht zu verkennen.

Fast alle psychologischen Notizen zeigen von verschiedenen Seiten nur eine Eigenschaft: die Unbändigkeit. Diese wird oft direkt hervorgehoben. „Die Germanen kennen keinen Befehl, keine Leitung, sondern thun alles nach Willkür," sagt der Gallier Tutor bei Tacitus (Hist. 4, 76), und nachdrücklich hebt Tacitus selbst diesen Unterschied von römischer Art hervor, wenn er (Germ. 30) von den Chatten sagt: „sie räumen den Vorrang Männern ihrer Wahl ein, hören auf ihre Vorgesetzten und legen — was sehr selten und sonst nur durch römische Manneszucht erreicht wird — mehr Bedeutsamkeit dem Anführer bei als dem Heere." Diese selbe Unbändigkeit erscheint am häufigsten als Wildheit im Kampfe (bei fast allen Berichterstattern: Plutarch, Flaccus, Tacitus, Horaz, Sueton, Josephus, Pomp. Mela), als Maßlosigkeit im Genuß (Tac. Ann. XI, 16) und besonders im Trinken (Plutarch, Marius 19, Appian 2, 64 Germ. 22), aber auch im Essen (Plutarch a. a. O.), als

Unpünktlichkeit in der Versammlung (Germ. X), als Plumpheit im Benehmen (Hist. 2, 88). Gelegentlich wird dies dichterisch bis zum Vorwurf der Grausamkeit übertrieben (Dio Cassius 54, 22); auch Horaz spricht von den mordlustigen Sugambern. Dasselbe Bild der ungebändigten Leidenschaftlichkeit, des furor teutonicus, wird durch anekdotische Züge illustriert: die Ubier kämpfen gegen das Feuer mit Waffen (Ann. 13, 57), die Cimbern (Strabo VII, Horkel S. 377) gegen das Wasser. Tacitus contrastiert auch hier wieder ausdrücklich: „bei den Germanen Wut ohne Ueberlegung," heißt es (Hist. 4, 29): „der römische Soldat, kundig der Gefahren, warf seine Waffen nicht auf das Ungefähr."

Diese Eigenschaft der Disziplinlosigkeit wird sehr oft in einem Zug hervorgehoben, der zu den ältesten ethnologischen Kriterien gehört. Schon Homer läßt die Troer in Lärm, die Griechen in Ruhe in den Krieg marschieren (worüber Lessing im Laokoon); dem entsprechen die zahllosen Berichte über den Lärm der Germanen in der Schlacht und im Lager (Plutarch, Strabo, Tacitus). Der Bericht des Tacitus über den Barditus zeigt, daß auch hier Uebertreibung mitspielt; und Lieder werden ja auch gemeldet (Tac. Ann. 2, 88 Germ. 2—3), deren von späteren Beobachtern getadelter Klang wohl auch auf dem mangelnden concentus, der Unpünktlichkeit beim Einsetzen (wie noch heute beim Studentengesang), beruht. — Auch ihr Beifall in den Versammlungen ist lärmend, von Waffenklang und Fußstampfen begleitet (auch hierin wahren die Studenten altgermanische Sitte: Hist. 5, 17, Germ. 11).

Ein Mangel an Selbstzucht liegt auch zu grunde, wenn Tacitus über ihre seltsame Zeiteinteilung staunt: „wunderbarer Zwiespalt der Natur (die Germanen sind problematische Charaktere ab initio: Parcival), daß dieselben Menschen so die Trägheit lieben und die Ruhe hassen" (Germ. 14—15) oder wenn Frontin berichtet, wie die Germanen, durch ihr Schlafbedürfnis überwältigt, sich von den Römern überfallen lassen. — Und doch haben die Finnen das Wort „Zeit" von den Germanen entlehnt!

Einen klassischen Ausdruck findet der Gegensatz der strenggezogenen Römer zu den individualistischen Germanen in der Formel: „Ihr Recht besteht in der Gewalt." So sagt Pomp. Mela (III 3), ebenso Tacitus: „ihre Sucht, alles mit den Waffen zu entscheiden" (Ann. 13, 157) und so läßt Vellejus (2, 118) die Germanen dem Varus vorreden: „daß er alles in römischer Gerechtigkeit entschiede, daß ihre Wildheit jetzt durch die neue, unbekannte Zucht und Ordnung

schon nachzulassen anfinge, und das, was sonst mit den Waffen ausgemacht zu werden pflegte, nunmehr nach Recht und Billigkeit auseinandergesetzt würde.“ Hier dürfte ein charakteristischer Punkt getroffen sein: Ordalien, Duelle — Faustrecht als Atavismus.

Neben dieser in so vielen Schattierungen auftretenden Zuchtlosigkeit wird eigentlich nur eine Eigenschaft noch hervorgehoben: die Geradheit und Treuherzigkeit (Suetonius Claudius 25, Tac. Ann. 13, 54). Doch auch hier hat ein feinerer Psycholog einen inneren Gegensatz hervorzuheben: Vellejus sagt von den Germanen, sie seien bei der höchsten Wildheit durch und durch verschlagene Köpfe und ein Geschlecht, wie geschaffen zum Lügen (2, 118).

Gewissermaßen faßt Tacitus diese beiden Eigenschaften zusammen, wenn er (Germ. 24) die Treue als eine grenzenlose Beharrlichkeit in schlechter Sache ansieht, also die Geradheit unter dem Sehwinkel der Maßlosigkeit. Zahlreiche andere Züge gehören diesem gründlichsten und ausführlichsten Beobachter allein an, bilden also keinen Teil in dem folkloristischen Gesamtbild, das jene Zeit sich von den Germanen machte: die Spielwut, die Gastlichkeit, die eheliche Treue und die Gefolgstreue, die Ehrfurcht vor der Frau. Den antiken Ethnologen und Historikern insgemein galten sie nur als zügellos, aber ehrlich, keiner Selbstherrschaft fähig, es sei denn ausnahmsweise aus Verstellung. Sie erscheinen bei den Römern, außer Tacitus, etwa wie sie noch in unserer Zeit Kingsley (in der „Hypatia“), auch Grabbe (in der „Herrmannsschlacht“) gemalt hat; die idealen Züge der Kleist und gar der Dahn findet man lediglich bei Tacitus. Diesen machte ja gerade der beständige Blick auf Rom aufmerksam auf vieles, was sonst übersehen wurde: in der Mündigkeitserklärung (Germ. 13), im Dorfbau (15), in der Tracht (17), in der Ehe (17—19), der Erziehung (20), der Trinkfreude (22), der Sklavenbehandlung (25), dem Fehlen des Zinsleihens (26), der Bestattung (27) hebt er fortwährend expressis verbis oder durch bloße Negation hervor, wie diese Germanen in allem sich von den Römern scheiden. Er also, der möglichst vollständige Belege hierfür sammelte, scheidet aus der Reihe der anderen Beobachter (mit seiner Germania) wenigstens aus: er will alles geben, und die Schilderung ist also für die Geschichte der Volkskunde um so weniger lehrreich, je mehr sie es für die Volkskunde selbst ist. Immerhin verdient hervorgehoben zu werden, was etwa Tacitus nicht erwähnt. Von Seeleneigenschaften der Germanen treten bei ihm zurück: die allgemeine Freude am Schatzsammeln, die Freude an kluger Rede (Rätselspiele, Sprüche; Odin), wie denn auch die

Witzkämpfe nur vor der Schlacht (von Plut.) erwähnt werden. Wenn Tacitus (Germ. 22) sagt: „Zwistigkeiten verlaufen selten in Schimpfreden," so widerspricht das allen alten Zeugnissen (Edda; Strafen für Schelten; der Name der „Skalden"). Unrichtig ist wohl auch nach alten Berichten der vielcitierte Satz (Germ. 27): „Den Wehklagen machen sie bald, dem Schmerz und der Trauer spät ein Ende"; nicht bloß von dem Skalden Egil Skallagrimsson wird gemeldet, wie er über den Tod seines Sohnes in dumpfes Brüten versank, auch die angelsächsische Klage um einen toten Herrn, der längst verstorben, und anderes wäre zu erwähnen. Es fehlt ferner die altgermanische Denk- und Grübelsucht, die so merkwürdig früh hervortritt (Odin; alte Gottesleugner; „der Mann soll mäßig weise sein") und es fehlt besonders auch die eigentümliche Färbung des altgermanischen Verhältnisses zu Göttern und höheren Wesen, die in ihrer vertraulich-humoristischen Ehrfurcht (wie sie in Scherzlegenden, ja noch in Reden Luthers fortlebt) von der römischen ganz verschieden ist. Von all diesen Eigenschaften können wir nach dem Einklang späterer Nachrichten zuversichtlich behaupten, daß sie urgermanisch waren. Aber sie waren zu intim, um von Tacitus gesehen zu werden: er bemerkte doch nur die Außenseite, das rauhe Tierfell, nichts von dem weichen Pelz. Dies sollte uns zur Warnung bei unserer Beurteilung fremder Völker dienen (Macdonald über Religiosität der Neger).

Merkwürdig ist nun auch hier wieder, wie anders die Germanen mit römischen Augen gesehen, sich ausnehmen, wie anders mit slavischen oder finnischen. Dem Römer fiel die Freiheit und Ungebundenheit auf; Slaven und Finnen nahmen gerade von den Germanen Worte für „König" und „Fürst" auf. Er sah in ihrer Heerschar nur einen ungeordneten Haufen; sie entlehnten die Bezeichnungen für „Kriegsschar". *Die alten Russen schickten Botschaft zum germanischen Führer.* Ja das älteste germanische Wort, das wir kennen, das Wort „Amt", ist sogar durch die Kelten entlehnt. Dem entspricht es, wenn die ethnologische Charakteristik altgermanischer Dichter den dortigen „Barbaren" die Züge als Charakteristika giebt, die ihnen selbst die Römer liehen: Jörmunrek ist wild und grausam, Attila (im Walth.) trunksüchtig und unüberlegt, dabei gutmütig. —

Und ganz dasselbe wiederholt sich, wenn wir drittens überschauen, was die ersten Beobachter über Gebräuche und Sitten, über Folklore im engsten Sinn (nach Anthropologie, Ethnologie und Völkerpsychologie) anmerken.

Vor allem wird hier ihre Abhärtung betont, die als Ursache und wieder als Folge ihrer körperlichen Stärke aufgefaßt wird. Was dem Geist an Zucht fehlt, wird dem Körper an Schulung zugerechnet. Sie leben in Hütten (Strabo) oder rühmen sich gar, seit 14 Jahren unter kein Dach gekommen zu sein (Cäs. 1, 36) und dies scheint so sehr Bedingung ihres Wohlseins, daß die Cimbern (n. Cass. Dio, Horkel S. 101) verderben, weil sie, sonst unter freiem Himmel zu leben gewohnt, sich in Häusern aufhalten. Uebertreibt hier die römische Rhetorik (denn zu Häusern oder Hütten zwang sie das Klima; Städte freilich hatten sie nicht; Germ. 16), so ist gewiß die vielfache Betonung ihrer kalten Bäder (bei Plut., Cäsar, Vergil, vgl. Horkel S. 721) richtig. Auch daß sie rohes Fleisch aßen, kam gewiß vor; aber was Pomp. Mela als Ausnahme anführt, wird bei Dio Cassius Regel (ebd. S. 722). Charakteristisch soll ferner für die Anspruchslosigkeit ihres Geschmackes das Bier sein, welches zu trinken von ihnen erst die Romanen lernten (Holtzmann S. 219) und später noch andere gelernt haben; auch dem Wein giebt Dio Cassius an jener Stelle die Schuld an der Erschlaffung der Cimbern in Italien (Hannibal in Capua; Sage von den Larydiern). Ihre starke Neigung zum Wein betonen alle Zeugen (Cäs., Appian, Strabo; die Trunksucht bei Tacitus) und sie ist dann im Mittelalter (Montaigne) Haupt-Kennzeichen der Deutschen geworden: hier aber sprechen alte Fabeln (Odinsbeispiel) dafür, daß die Germanen nur im Getränk, nicht in der Neigung zum Rausch Neues lernten. Wieder auf Abhärtung gehen dagegen die Nachrichten der sparsamen Bekleidung (Tac., Pomp. Mela), von der geringen, auf Wagen mitzuführenden Habe (Tacitus, Strabo) zurück.

Nicht bloß aus ihrer Abhärtung, sondern zugleich aus ihrem an Strömen reichen Klima leitet man ihre Schwimmkunst (Jos., Pomp. Mela) ab. Und mit diesen wenigen Dingen, fast nur Ableitungen aus der Vorstellung der ungebändigten, aber starken Naturmenschen, ist fast erschöpft, was außerhalb Cäsar und Tacitus in ihren Sitten gemeldet wird. Nur zweierlei fiel noch den Römern allgemein auf: das starke Vertrauen der Germanen auf Weissagungen (Cäsar, Strabo, Sueton, Tacitus) und der symbolische Gebrauch der Schilde, mit denen sie (im barditus) ebenfalls Orakel erzielten, die sie, in die Schlacht ziehend, zusammenschlugen (Hist. 2, 22), auf die sie die Erwählten hoben (Hist. 4, 15). Die germanischen Schilde haben überhaupt den Römern besonders gefallen (D. Alt. 2, 158) und sogar vielleicht auf die Sprache eingewirkt (allg. vgl. Holtzmann S. 134 f.).

Noch hebt Strabo als eine Merkwürdigkeit ihre heiligen Kessel hervor (VII, 2: Horkel S. 376), womit er Recht haben wird (Sage von Entstehung des Dichtermeths; Oegisdrecka; Ketil in alten Namen). Dazu noch die Erwähnung von der Teilnahme der Frauen an Staatsangelegenheiten und Kampf (Tacitus), und wir sind fertig. All dies hängt mit der Weissagung zusammen: die Schilde, die Kessel, die heiligen Frauen; es war die Neigung der Germanen zur Mystik, zur Symboldeutung, zur poetischen Ahnung statt trockener Berechnung, die in all dem den Römern auffiel (vgl. J. Grimm, Rechtsaltertümer). Bei Cäsar und Tacitus findet man natürlich mehr: Nachrichten über Mythologie und Kultus, über die Gliederung der Stände, des Ackerbaues und Handels, über Rechtswesen und Strafe, über Ehegebräuche und Bestattung. Cäsar, der auf die Psychologie der Germanen gar nicht einging, nähert sich hier fast dem gründlichen Studium des Tacitus. Und doch wie viel fehlt auch hier an charakteristischen Sitten! Das feierliche Ceremoniell, das die alten Germanen mit anderen Naturvölkern (Indianer) teilten, fehlt; es paßte zu wenig zu der allgemeinen Vorstellung. Die eigentümliche Art des Bannes, der Friedenserklärung (wodurch der einzelne aus dem Kosmos der gottgeglaubten Ordnung entwurzelt wird) wird übersehen, bei der fast sentimentalen Schilderung der Ehe, die so früh beliebten Heiraten aus Staatsraison (Kudrun) u. s. w. — Immerhin ist die volkskundliche Schilderung erheblich vollständiger als die psychologische.

Die Slaven und Finnen verehren auch hier die Germanen als Muster. Bei den Römern erscheint der germanische Ackerbau roh, etwa wie Lenau über ungarischen Ackerbau spricht. Dagegen entlehnen die Slaven die Worte für Vieh, Rind, Pflug, Herde, Stall, die Finnen die für Lamm und Roggen, für opferbares Vieh. Wo Tacitus den Handel als kindlich schildert, entlehnen die Slaven Worte für Münze, kaufen, die Finnen für Gold, arm und leihen; wo er ihnen keinerlei Kunst nachsagt, nicht einmal die der Schmiede oder Töpfer, da entlehnen die Slaven die Worte für Arzt, tanzen, die Finnen die für Ring, Sattel, Spiegel, Schiffskiel, Umzäunung, Gewand, Fußboden, Schrank, Gefäß. Ihr Recht scheint den Römern Willkür: die Finnen entlehnen das Wort „Erbe". Gewiß sind diese Entlehnungen etwas (nicht eben viel) später als die ältesten römischen Berichte; sie zeigen aber schlagend, wie stark man bei solchen Nachrichten den Standpunkt des Gewährsmannes beachten muß. Dem Griechen und Römer ist der Germane der klassische Barbar,

dem Slaven und Finnen der typische Kulturmensch; daraus lassen sich die Nachrichten über Körper, Kleidung, Haus, über Ordnung, Kriegszucht, Lebensart fast a priori herleiten.

Dem entspricht es, wenn Tacitus (Germ. 46) die Veneter noch zu den Germanen rechnet, weil sie (im Gegensatz zu den Finnen) Häuser bauen, Schilde tragen und Wert legen auf Uebungen und Gewandtheit im Kampf zu Fuß.

Ebenso steht es nun auch mit den Nachrichten über das Klima. Die Römer urteilen von den gesegneten Ländern am Mittelmeer aus (Horkel S. 692). Als bezeichnend erscheint ihnen deshalb vor allem der Wald (Plutarch, Cäsar, Livius), dann auch die starken Ströme (Ovid, Persius; die Rhein-Figur), in deren Durchwaten die Germanen (Hist. 5, 15) so geübt sind. Oft wird auch der Sumpf genannt (Horaz, Tacitus), und aus all dem entsteht dann das Bild eines dumpfen, häßlichen Landes (Germ. 2), sehr rauh (Florus), dunkel (Tag wie Nacht, Plutarch), mit merkwürdigen Tieren des Waldes (Cäsar, Horkel S. 714) und der Ströme (Ausonius; Ruodlieb). Ein „häßliches Land" ohne guten Ackerboden (Cäsar, Germ. 25, Pomp. Mela), etwa wie die Schweiz den für Holland schwärmenden Zeiten vor Rousseau und Haller erschien. Wald und Strom sind ja heute noch Charakteristika des deutschen Landes, aber deutscher Landesschönheit; Wiesen freilich waren nicht gepflegt und kleine Flüßchen nicht wie bei den Römern praktisch ausgenutzt. Hier war die Schilderung wesentlich zutreffend. Fast ganz wird aber der hügelige Charakter weiter Strecken Deutschlands übersehen, wogegen die Slaven das Wort für Hügel entlehnen; und Slaven wie Finnen das für Brunnen, das auf die wasserarmen Gegenden deutet. — Die Produkte dieses Bodens nennen die ausführlicheren römischen Berichte in kurzer Uebersicht: wieviel sie übersahen, zeigen zahlreiche Einzelnotizen bei Plinius. —

Ueberall also, um es zusammenzufassen, wo die Alten von den Germanen im ganzen berichten, von Körper, Geist, Sitten, Klima, überall wird fast nur „appercipiert", was zu der herrschenden Vorstellung der (vor Tacitus wilden, dann tugendhaften) Barbaren, Naturmenschen paßt; ging es doch ähnlich noch mit den Berichten über Otaheiti; wogegen die Kulturärmeren fast nur den Kulturüberschuß zu bemerken scheinen. Beachtenswert zur Kritik und zu beherzigen bei eigener Beurteilung fremder Völker!

Man kann daraus die allgemeine Lehre ziehen, daß zuverlässige volkskundliche Berichte fast nur bei Gewährsmännern gleicher Kultur-

stufe zu finden sind. Noch um die Wende des vorigen Jahrhunderts fand Karamsin alles in deutschen Städten und deutscher Sitte großartig, fand Madame de Staël das äußere Leben ärmlich, beide übertreibend. Als Gegenstück zu den Schilderungen des Tacitus führe ich deshalb (aus viel späterer Zeit) Berichte eines arabischen Reisenden des 10.—11. Jahrhunderts an: etwa gleiche Kulturstufe, daher scharfe Beobachtung, Einzelbeobachtung, freilich auch nicht ohne Phantasmen: „Utrecht ist eine große Stadt im Lande der Franken mit weitem Territorium; ihr Land ist Salzmoor, auf dem keine Saaten und Pflanzungen gedeihen. Den Lebensunterhalt der Bewohner liefert das Vieh, seine Milch und seine Wolle. In ihrem Lande giebt es kein Holz zum Heizen, sondern nur einen Lehm, welcher die Stelle des Holzes vertritt. Und zwar gehen sie im Sommer, wenn die Wasser sich verlaufen haben, auf ihre Wiesen und schneiden dort den Lehm mit Beilen in Ziegelform. Ein jeder schneidet sich von ihm so viel er braucht und breitet ihn an der Sonne zum Trocknen aus. Infolge davon wird er sehr leicht. Bringt man ihn ans Feuer, so entzündet er sich und das Feuer erfaßt ihn, wie es das Holz erfaßt, und er macht ein großes Feuer mit mächtiger Glut, wie das Feuer eines Glaserofens. Ist ein Stück verbrannt, so hinterläßt er keine Kohle, sondern Asche. Schleswig ist eine sehr große Stadt am äußersten Ende des Weltmeers. In ihrem Innern giebt es Quellen süßen Wassers. Ihre Bewohner beten den Sirius an, außer einer kleinen Anzahl, welche Christen sind und dort eine Kirche besitzen. Tartûsî erzählt: Sie feiern ein Fest, an dem sie alle zusammenkommen, um den Gott zu ehren und um zu essen und zu trinken. Wer ein Opfertier schlachtet, befestigt an der Thür seines Hauses ein Holz und thut das Opfertier daran, sei es ein Rind oder ein Widder, Ziegenbock oder Schwein, damit die Leute wissen, daß er es opfert zur Ehre seines Gottes. Die Stadt ist arm an Gütern uud Segen. Die Hauptnahrung ihrer Bewohner besteht aus Fischen, von denen sie eine Menge haben. Werden einem von ihnen Kinder geboren, so wirft er sie ins Meer, um sich die Ausgaben zu sparen. Auch erzählt er, daß das Recht der Scheidung bei den Frauen ist: das Weib scheidet sich selbst, wenn es will. Auch giebt es dort eine künstlich hergestellte Augenschminke, bei deren Gebrauch die Schönheit niemals abnimmt, sondern noch zunimmt bei Männern und Frauen. Auch sagte er: Nie hörte ich häßlicheren Gesang als den der Schleswiger, und er ist ein Gebrumm, das herauskommt aus ihren Kehlen gleich

dem Gebell der Hunde, nur noch viehischer als dies.“ (Jacob, Ein arabischer Berichterstatter über deutsche Städte S. 12—13.) —

Wenn es so um die Unterscheidung der Germanen von anderen Völkern steht, wie ist es mit der Scheidung unter ihnen selbst?

Die meisten fremden Berichterstatter setzen die Scheidung der Stämme als gegeben voraus und unterscheiden übrigens eigentlich gar nicht zwischen den verschiedenen Völkerschaften; sie sind ihnen eine gleichartige Masse wie etwa unserer Vorstellung die Neger oder die Indianer. Ausführlich handelt aber Tacitus über die Verschiedenheit der Stämme (Germ. 28 f.). Als Hauptkriterium der Scheidung finden wir bei ihm Sprache und soziale Verhältnisse (besonders Königstum). Als einen durchgehenden Unterschied hebt er (Germ. 17) die Kleidung hervor: „Auch Tierfelle tragen sie: die, welche hart am Rhein wohnen, ohne Achtsamkeit, die weiter Entfernten mit mehr Wahl. Sie wählen sich die Tiere aus (Totem) und besetzen die abgezogenen Felle mit anderen buntgefleckten von Tieren, die der äußere Ocean und das unbekannte Meer hervorbringt“ (Zobel, Hermelin, Sealskin; zur Differenzierung vgl. schottische Plaids, Haarschmuck bei Negerstämmen).

Daß die Sprache bei Tacitus Hauptkriterium der Völkerscheidung sei, hat, wie erwähnt, Müllenhoff, D. Altertum 2, 33, ausgesprochen, aber gleichzeitig eingeschränkt. Tacitus hält die Aestier für Germanen, obwohl ihre Sprache der der Briten näher steht; die wichtigste Stelle aber ist (Germ. 43): „Die Marsigner und Burer sind nach Sprache und Sitte ein Abbild der Sueven; bei den Gothinern liegt in der gallischen, bei den Osen in der pannonischen Sprache der Beweis, daß sie keine Germanen sind; vielleicht auch darin, daß sie sich Steuern gefallen lassen.“ Indem Tacitus wie von den Sitten, so von der Sprache der Sueven spricht, unterscheidet er also nicht nur Nationalsprachen, sondern auch Stammdialekte. Alle Kriterien zählt er Kapitel 46 auf: „die Peuciner, welche einige Bastarner nennen, leben, was Sprache und Lebensweise, auch was Wohnsitze und Behausungen betrifft, wie Germanen.“ Mehrmals bringt er speziellere folkloristische Merkmale: die Haartracht der Chatten (Germ. 31) und der Sueven (Germ. 38), die runden Schilder und kurzen Schwerter der Gothonen (ebenda 43) und die schwarzen Schilde der Harier (ebenda), die eigentümliche Form der Schiffe bei den Sueven (Kapitel 44). Besonders ist noch die Sitte des ehernen Ringes bei den Chatten (Germ. 21) zu beachten.

Außerdem versucht Tacitus, was sehr wichtig ist, religiöse Amphiktyonien zu scheiden: die Sueven verehren die Nerthus (Germ. 40), die Naharnavalen die Alces (ebenda 43), ebenso führt er von den nicht germanischen Aestiern an, daß sie die Mater Deum verehren und Eber-Amulete führen. Dagegen erwähnt er in der Germania nicht die (nach Ann. 1, 51) von den Marsen (Germ. nur Kap. 2, vgl. Holtzmann S. 104, Zeuß S. 87) verehrte Tanfana. Systematisch hat er also diesen Gesichtspunkt nicht durchgeführt.

Nahezu systematisch dagegen verwendet er zur Scheidung der Stämme ihre soziale Ordnung und namentlich die Stellung des einzelnen zum Oberhaupt: den Grad der Freiheit, die Stufen von wildrepublikanischer Ungebundenheit zur Autokratie nach Analogie des kaiserlichen Rom. Ich citierte schon die Stelle (Kap. 30), daß bei den Chatten der Anführer mehr gelte als das Heer. Bei den Marsern und Gepiden giebt es (42) Könige, die ihren Nachbarn sogar Steuern zahlen (42), und noch straffer werden die Gothonen regiert: für sie, die Rugier und Lemovier, ist der Gehorsam gegen die Könige bezeichnend. Den Gipfel erreicht dessen Steigerung bei den Suionen: „Es hat bei diesen auch das Vermögen die Ehre, und deshalb ist einer Herr ohne weitere Beschränkung und berechtigt unbedingten Gehorsam zu fordern" (44). Die Sitonen aber sind der Würde nicht allein des freien Mannes, sondern selbst des Sklaven untreu geworden: sie regiert eine Frau (45).

Zu dieser gerade bei den römischen Optimaten sehr erklärlichen Einteilung der Germanen nach Verfassungsformen kommt ergänzend eine rein psychologische Charakteristik. Die Chatten sind die Muster-Germanen: größere Abhärtung, gedrungener Gliederbau, lebhafter Mut, oder auch Gewandtheit, Disziplin, Mut und Ueberlegung (30). Frischer Mut soll auch die Mattiacer (26) auszeichnen; die Chauken sind das edelste Volk der Germanen, gerecht, ohne Herrschbegier, ohne Wildheit; die Cherusker, brav und rechtlich, gelten als träg, die Harier sind wild und teuflisch (43). — Auch diese Angaben, die sich der im vorigen Jahrhundert beliebten Adjektivcharakteristik der Völker (der stolze Spanier, der schlaue Armenier) bedenklich nähern, stehen zu der Staatseinrichtung in Beziehung: die Gerechtigkeit, in der ein freies Volk sich selbst regiert, die gesuchte Wildheit eines angeblich unterdrückten Volkes.

Weitere Scheidungen holt Tacitus aus der Größe: größere und kleinere Friesen; die Namen nimmt er nur auf; vgl. Groß- und Kleinrußland. Die Semmonen sind zahlreich, die Longobarden gering

an Zahl. Ebenso entlehnen die Römer von den Germanen die eigentümliche geographische Scheidung: Ost- und Westgoten, Ost- und Westfalen u. s. w. (vgl. J. Grimm, Geschichte der Sprache 2, 310). Oder er nimmt Kennzeichen aus dem Völkerverkehr, friedlich: Handel der Hermunduren; kriegerisch: Reitkunst der Teukerer, Ruhm der Cherusker und Marcomannen.

Im ganzen also stellen sich die germanischen Stämme dem römischen Beobachter dar als eine wesentlich gleichartige Masse, die gewisse Grundzüge in verschiedenen Graden der Ausprägung zeigt: Freiheit, Wildheit. Er weiß, daß die Stämme durch ihre Größe, ihre Stellung zu Rom, auch durch Stammgottheiten und Gebräuche sich unterscheiden, und scheint auch sprachliche Verschiedenheiten vorauszusetzen. Politische und psychologische Kennzeichen sind es, deren er fast ausschließlich sich bedient. Von im eigentlichen Sinne folkloristischen Merkmalen bemerkt er die Haartracht und die Form der Schilde, ausnahmsweise auch Sitten (der eherne Ring der Chatten) und anderes (Schiffe der Suionen). Nicht versucht wird z. B. eine Scheidung in Bezug auf den Hausbau, auf die Form der Waffen, auf die Rechtsgewohnheiten außerhalb der sozialen Gliederung, und nur ganz lose hingedeutet wird auf Verschiedenheiten der Tracht. Natürlich: man stellt sich roheste Hütten, kunstlose Waffen, umgeworfene Felle vor und kann sich da keine Unterschiede mehr denken.

Wie stellen sich nun in diesem Punkt die alten Germanen selbst?

Das Hauptmittel und für die älteste Zeit das einzige der gegenseitigen Beurteilung, die Stämme kennen zu lernen, sind ihre Namen. Hier hat nun neuerdings Much in geistreicher Weise versucht, eine systematische Durchtaufung nachzuweisen. Nach ihm waren die Stammesnamen fast ausnahmslos psychologische Charakteristika, und zwar meist in antithetischen Paaren. Zwei große Stämme, die Sueben uud die Gepiden, sollen die Schläfrigen sein (Ztschr. f. d. A. 32, 409); von den Sueben nennen sich dann, gleichsam zum Trotz, zwei Unter-Clan die Semmonen, d. h. die Verständigen, und die Thuringi, d. h. die Kühnen (ebenda 36, 43): die einen schlafen nicht, sondern denken, die andern wagen. Die Manimi wären die Treuen (P. B. 17, 27), wie sie sich wieder nennen, weil sie zu den als Vandalen, d. h. Wandelbare, benannten Stämmen zählen; die Harii wären (ebenda 28) die Freunde, die Didunen die Stürmischen (ebenda 29), die Victovali die Kampftüchtigen (30), die Vandalen auch noch Lugier, d. h. Unzuverlässige (32), die Ubier die Bösen, die Goten (180) die Zeugungskräftigsten. Nur

wenige Namen fielen aus dieseu System heraus; die Helveconen als die „Gelblichen“ (25), die Bastarner als Bastarde (37), die Rugier aber — als Körnchen (184).

Bedenklich ist hierbei außer manchen Etymologien im einzelnen zweierlei: erstens daß die Benennungen so systematisch durchgeführt und zweitens daß sie dennoch so nichtssagend sind. Beides wäre erklärlich, wenn es sich um stehende Epitheta handelte (die tumben Baiern, die blinden Hessen), welche die eigentlichen Stammesnamen verdrängt hätten, wie in der Mythologie und in Familiennamen der Beiname (Langbein, Kurzrock) oft eigentlich Kennname wird. Aber wieder: sollte das ausnahmslos geschehen sein?

Stammesnamen pflegen sonst bezeichnender zu sein; man denke an die der Indianerstämme. Sie sind meist entweder patronymisch (schotl. Clans) oder volkskundlich (auf Totem, Tracht, Sitte bezüglich). Und an solchen folkloristischen Stammesnamen fehlt es nicht bei den scharf beobachtenden Germanen. Gern benennen sie die Stämme nach deren Lieblingswaffe: die Franken, die Sachsen, die Cherusker. Hebt doch sogar die notitia dignitatum etwa um 400 die charakeristischen Waffen der Stämme hervor (Freytag, Bilder 1, 3): Wurfkeule der Goten, niederdeutsches Messer, istväonische Doppelaxt. (Holtzmann S. 134). — Oder nach dem Heerzeichen, wie Hartmut (Kudr. XXVII) bei der Heerschau der Scharen erklärt, wie sie im Parc. Fahnen führen. Hier gelten wieder zumeist die Schilde. Die Harier haben schwarze, die Cimbern weiße, die Schildungen gelbe, die Sachsen rote, die Friesen braune; Helr. Bynh. 9, 3 rote und weiße (Holtzmann S. 137). Darauf konnte sich jenes „Gelbliche“ für die Helveconen beziehen. Indes ist jedenfalls das Thatsache, daß unter den Stämmen sehr früh die psychologische Charakteristik nachzuweisen ist. G. Freytag hat (Bilder 1, 130) bereits aus der älteren Zeit solche Urteile gesammelt: die Gepiden gelten für langsam, träge, unbehilflich, die Taifalen für roh, die Heruler für treulos und unzuverlässig. Späterhin haben solche meist neckende Urteile gewuchert: die Schwaben werden nicht vor dem 40. Jahre klug; aber auch die Baiern gelten schon in Wolframs Zeit für dumm; die Hessen sollen Hungerleider sein; Holsatia non cantat (vgl. jenes Arabers Urteil, und Wackernagel Ztschr. f. d. A. 6, 254). Allerlei Sprüche, meist in Priamelform, sammeln charakteristische Erzeugnisse oder setzen in der Art der Zeuris eine ideale Jungfrau aus schwäbischen, bayerischen u. s. w. Bestandteilen zusammen. Mancherlei Anekdoten und Volksscherze (M. Busch, Deutscher

Volkshumor) hängen daran. Sie knüpfen gern an Volksgewohnheiten, eigentümliche Trachten, auch an lokal verbreitete Krankheiten (Kropf) an. Am liebsten aber benutzen sie Eigenheiten der Sprache. Wie schon in der Bibel das „Schiboleth" benutzt wird, um die Philister herauszuerkennen, wie ein durch die Lautform charakteristisches Stichwort die Franzosen in der sizilianischen Vesper verraten sollte, so benutzt der Volkswitz die Idiotismen (Langue d'oc et langue d'oil. Die „vier Sinne" der Schwaben, weil sie das Riechen auch „Schmecken" nennen, u. a.).

Doch diese nationale Volkskunde würde ein Kapitel für sich bilden. Alles spielt darin eine Rolle: Tracht und Namen, Gebäck und Feste, historische Vorkommnisse, vorzugsweise aber eben die (meist tadelnde) psychologische Charakteristik („Berliner Kind, Charlottenburger Wind, Potsdamer Pferd — alle keinen Heller wert"). Volksnamen werden gerade zu Scheltworten (cagotcanis Goticus; unsere „Nassauer").

Blicken wir auf all diese Zeugnisse zurück, so sehen wir, daß es um die deutsche Volkskunde in Rom nicht gar so arg bestellt war. Wohl war die Vorstellung der Alten von den Germanen ganz von dem Begriff „Barbaren" beherrscht; da aber die Kulturstufe der Germanen in jener Epoche wirklich die war, welche mit jenem Wort ausgedrückt wird, so führte diese Anschauung eher zu Uebertreibungen als zu wirklich falschen Bildern. Und wenn etwa ein an die Grenze versetzter Offizier sich über deutsche Kriegsgewohnheiten, ein auf Hebung seines Exports bedachter Kaufmann sich über den Geschmack und die Liebhabereien dieser Barbaren unterrichten wollte, so fehlte es nicht an Gelegenheit, darüber ganz zuverlässige Auskunft nachzulesen.

Aber all diese Notizen über germanisches Wesen, germanische Tracht und germanischen Hausbau waren durch das Interesse hervorgerufen, welches ein Volk von auffallender Eigenart bei seinen Nachbarn erweckte. Je mehr die Germanen sich dem neuen Gesamttypus der abendländischen Christenheit anglichen, destomehr nahm ganz natürlich die Teilnahme auch für die ihnen verbleibenden Eigenheiten ab. Eine Volkskunde setzt immer ein deutlich umgrenztes Volksbild voraus; durch die immer intimeren Berührungen mit der römischen Kulturwelt wurde die Sonderstellung der Germanen aber immer mehr verlöscht. Wir finden daher seit Eintritt der Germanen in den christlichen Völkerverband eine rasche Abnahme der deutschen Volkskunde.

Die römischen Dichter auf deutschem Boden führen die alten Prädikate „groß", „stark", „wild" als stehende Epitheta für die Germanen fort und behalten ebenso (wie schon erwähnt) das helle Haar und die blauen Augen als typische Züge bei. Was sie neues bringen, das sind Kleinigkeiten von antiquarisch-anekdotischem Interesse, und zwar fast stets solche, die auf Reste des Barbarentums in Germanien hindeuten. Dem römischen Dichter sind die Lieder, die Instrumente, die Schreibart der Deutschen befremdlich, wie einst dem Tacitus ihre Waffen und ihre Lebensweise. Dazu kommt ihre Liebhaberei für fremdartigen Aufputz. So singt etwa Venantius Fortunatus (IX 1, 27 f. ad Chilpericum regem):

Romanusque lyra, plaudat tibi barbarus harpa,
Graecus Achilliaca, chrotta Britanna canat . . .
Nos tibi versiculos, dent barbara carmina leudos

oder:

Barbara fraxineis pingatur runa tabellis

(VII 18, 19 f.; andere Stellen bei Müllenhoff de antiquiss. Germ. poesi chorica S. 24). Aber über solche bunte Einzelstückchen, die sie wie Reise-Erinnerungen an der Wand ihrer glatten Gedichte aufhängen, kommen sie nicht heraus. Viel eher zeigen die Nachfahren der Griechen, die Byzantiner, in ihren Berichten ein wirklich folkloristisches Interesse: Priscus, Prokop geben uns so ausführliche Schilderungen über Tracht, Sitte, tägliches Leben, wie wir vorher kaum und nachher Jahrhunderte lang sie nicht wieder gehabt haben. Auch sie verleugnen dabei nicht ihre eigene Art: alles Formenwesen interessiert sie besonders, der Verkehr zwischen Fürst und Volk, die Ordnung des Mahls, Verhandlungen, Hochzeit und Bestattung. Jeder schildert eben, wenn er andere schildert, zugleich sich selbst.

Bald darauf aber taucht zum erstenmal und nur für kurze Zeit das Phänomen einheimischer Pflege der Volkskunde auf. Wie die Luft und das Wasser uns allen so einfach und selbstverständlich erscheinen, daß man erst spät darauf kam, sie zu analysieren, so bedurfte es auch besonderer Verhältnisse, um die Deutschen auf ihr Volkstum aufmerksam zu machen. Der große Gegensatz römischen und deutschen Wesens wirkte fort in diesen Bemühungen: Otfried hat es ja ausdrücklich bezeugt, wie an dieser Vergleichung der deutsche Nationalstolz seinen eigenem Besitz zu schätzen lernte:

Ziu sculun Frankon, so ih quàd, zi thiu einen wesan ungimah,
thie liutes wiht ni dualtun, thie wir hiar oba zaltun?

Sie sint so sama chuani, selb so thie Romani;
ni tharf man thaz ouh redinon, thaz Kriachi in thes giuidaron.

Indes wäre die selbstbewußte Vergleichung mit den Römern und Griechen, die später bei den Humanisten so mächtig das Studium unserer eigenen Altertümer förderte, allein wohl nicht imstande gewesen, in jener Zeit eine so zu sagen wissenschaftliche Volkskunde zu erwecken. Zu den patriotischen Motiven mußten politische hinzukommen. Für Karl den Großen war seine Akademie so gut wie die französische Akademie für Richelieu zugleich ein politisches Werkzeug, ein Mittel der Centralisierung. Seine Sorge für deutsche Grammatik, seine Aufzeichnung deutscher Ortsnamen hatte ein praktisches Interesse: sie sollte der einheitlichen Urkunden-sprache dienen; auch hier darf an den „Dictionnaire de l'Académie" erinnert werden. Selbst wenn er alte Heldenlieder sammelte und aufzeichnen ließ, waren politische Rücksichten dem vielleicht nicht ganz fern: die uralte Sagengemeinschaft der germanischen Stämme konnte wohl als Bindemittel zwischen entfremdeten Brüdern dienen. Gleich-zeitig aber beweist allerdings all dies ein starkes Interesse am deutschen Wesen als solchem. Und dies selbe Interesse beweisen andere Vertreter der „Protorenaissance", um diesen nicht sehr geschmackvollen Namen anzuwenden. Hrabanus zeichnet das Runen-alphabet auf, Walahfried Strabo handelt nicht nur sehr gescheut über die deutsche Sprache, sondern interessiert sich auch für die Sagengestalt Dietrichs von Bern. Man beginnt „Volkslieder" aufzu-zeichnen: das unschätzbare kleine „Muspilli" sollen wir Ludwig dem Deutschen selbst verdanken, das Hildebrandslied hat wohl ein Mönch niedergeschrieben. Systematische Sammlungen freilich lagen fern; die Angelsachsen haben um 1000 das Exeterbuch, die Nordländer um 1250 ihre Edda fertig gestellt, während bei uns der kostbare Moment unwiederbringlich versäumt wurde, indem die noch in Fluß befindlichen Einzellieder zur Nibelungensage hätten gerettet werden können.

Praktische Rücksichten zeitigen auch außerhalb der direkten Zeugnisse von volkskundlichem Interesse allerlei für Folklore wichtige Denkmale. Das bedeutendste ist der Indiculus superstitionum, ein Vorläufer der Grimmschen Mythologie durch Sammlung aber-gläubischer Gebräuche. Auch in Kapitularen und Gesetzen fehlt es nicht an solchen Hinweisen.

Die deutsche Geschichtsschreibung hat sich dagegen lange sehr spröde gegen diese Fragen gezeigt. Zwar Jordanes hatte auf

die Tracht der alten Goten ein förmliches Studium gewandt; aber er stand noch unter dem Einfluß der römischen Historiker, bei denen solche Notizen zur Tradition gehörten. Dann aber ist überhaupt die Kleidung derjenige Teil der Volkskunde, für den die Teilnahme am längsten lebendig bleibt. Wie wir aus Siegeln, Miniaturen und anderen Kunstwerken über das Kostüm reiche Belehrung schöpfen können, so fehlt es auch bei dem Mönch von St. Gallen, bei Burkard von Worms und anderen nicht an dahingehenden Nachrichten. Aber ein breiteres Interesse für Sitten, für Häuserbau, für physische Eigenheiten finden wir nur ganz vereinzelt. Adam von Bremen verdankt es wohl dem Norden, aber ein Gegenstück zu Saxos Beschreibung der nordischen Eigenart hat er nicht geliefert. —

Mit den Kreuzzügen erwacht ein starkes ethnologisches Interesse, das in den abenteuerlichen Erzählungen von Herzog Ernst und anderen Meldungen von Wundern des Orients sich kund giebt; für die einheimische Art aber schlief die Teilnahme. Und als sie wieder erwachte, geschah es in charakteristischer Aenderung. Die Völker hatten gerade damals unter dem Druck gemeinsamer politischer und sozialer Zeitfragen, unter dem Einfluß der Kreuzzüge und des Rittergeistes sich mehr als je genähert; nie hat Europa so überwiegend Einen Anblick gezeigt, wie auf der Höhe des Mittelalters. Aber die Stände begannen immer schärfer auseinanderzugehen. Wie verschiedene Völker fingen Adel und Bauern an, einander gegenüberzustehen, für den Augenblick noch kaum durch den Bürgerstand vermittelt. Und dem entsprechend trägt nun die Volkskunde der mittelalterlichen Zeit fast durchweg einen sozialen Charakter. Nur der Goethe des Mittelalters, Wolfram, teilt mit dem Dichter des Faust auch die Universalität des Interesses. Er erwähnt mit Behagen die Trühendinger Krapfen und die Marktfrauen von Tolnstein, achtet auf abweichende Rechtsgewohnheiten der Franzosen, bezieht sich auf das Volksepos. Aber von dieser großen Ausnahme abgesehen, treffen wir nur Schilderungen entweder adeliger oder bäuerlicher Sitte. Neidhart studiert und schildert Tracht, Feste, Sitten, Art und Namen der Bauern und findet Nachahmung im Meier Helmbrecht, in dem sogenannten Seifried Helbling, in Metzen Hochzeit und manchen anderen Gedichten; die höfischen Dichter dagegen schildern mit Anteil und Behagen die Kleidung, das Leben, das Ceremoniell der vornehmen Kreise. Ueber dieser großen Scheidung vergißt die kosmopolitische Poesie der Minnesingerzeit fast ganz die nationalen. Ich habe mir aus Weinholds Deutschen Frauen und Alwin Schultz'

Höfischem Leben eine ganze Anzahl von Fällen notiert, wo die heutige Forschung nationale Verschiedenheiten besonders im adeligen Leben entdeckt hat, ohne daß jemals ein Zeitgenosse diese als einem Volk eigentümliche hervorgehoben hätte. Nur deutsch scheint die Sitte des Schlaftrunks (Alwin Schultz 1, 341); deutsch ist von altersher die Vorliebe für Armringe (Weinhold, 2, 302); zu den deutschen Eigenheiten der Rechtsbildung gehören namentlich Punkte des Erbrechts (ebd. 1, 208) und Eherechts (ebd. 2, 102). Die Franzosen tafeln in bunter Reihe, die Deutschen nach Geschlechtern getrennt (ebenda 2, 189). Französische Eigenheiten zeigen sich bei der Ritterweihe (Alwin Schultz 1, 142), bei der Tafelordnung (ebenda 325 f., 329, 333, 338, Weinhold 2, 189), im Jagdwesen (Schultz 1, 358), in der für die Trauung am liebsten gewählten Zeit (ebenda 490), in der strengen Durchführung der heraldischen Gesetze (ebenda 2, 79). Der Sessel scheint ein den Franzosen eigentümliches Möbel (Schultz 1, 68), die Aermelschenkung ist französische Sitte (ebenda 470). Als spanische Liebhaberei hebt Alwin Schultz (2, 3) das Scheibenschießen für eine Zeit hervor, wo es in Deutschland noch kaum geübt ward. Besonders charakteristisch ist endlich Weinholds Bemerkung, daß die Engländerinnen des 12. Jahrhunderts Bläße für schön hielten und deshalb hungerten, sich zur Ader ließen, im Notfall sogar weiße und graue Farbe ins Gesicht strichen, die Französinnen des 12. und 13. Jahrhunderts im Gegenteil frische Röte für schön hielten und sie durch ein gutes Frühstück zu erhalten suchten (2, 334). Jetzt ist es eher umgekehrt. Solche bezeichnende Züge sucht man aber in der gleichzeitigen Dichtung vergebens. So gut wie ausschließlich nur bei der Kleidung wird von ihnen nationale Eigenart hervorgehoben: das lange Haar der Französinnen (Alwin Schultz 1, 179, 4), der Kopfputz (1, 182, 9) und oft der französische Kleiderschnitt (ebenda 194, 1; 195, 5, Weinhold 2, 227, 230, 278). Daneben werden französische Speisen (Schultz 1, 288) und Weinsorten (1, 296) mit Angabe des Ursprungs hervorgehoben und dem Turnier (Schultz 2, 91) französischer Ursprung zuerkannt. Als englisch wird eine bestimmte Art, das Hemd zu verzieren (1, 189, Weinhold 2, 261, 4), genannt, und unter den Musikinstrumenten findet sich eine englische uud eine deutsche Harfe (Schultz 1, 430). Bei den Italienern fiel der Fahnenwagen, das Caroccio, auf (ebenda 2, 196), bei den Niederländern und Dänen eigentümliche Waffen (ebenda 2, 180, 3 und 182, 10), bei jenen auch noch eine merkwürdig urzeitliche Gastsitte (Weinhold 2, 200). Nur ganz selten

begegnet eine ausdrückliche Vergleichung, wie die der langen deutschen mit den kürzeren französischen Schwertern (Schultz 2, 12). Was uns aber als charakteristisch deutsch genannt wird, ist fast durchweg zufällig, kein Zeichen aufmerksamer Beobachtung. Nur deutsche Waffen werden wieder bei französischen Dichtern mit besonderem Accent genannt (Schultz 2, 7—8). Lokale Eigenheiten aber werden von deutschen Dichtern kaum je bemerkt: die Stellen Wolframs über die Trühendinger Krapfen, die Thüringer Tänze, Hadlaubs bekannte Klage über die großen Hüte der österreichischen Frauen (Schultz I, 211, 4) sind fast alles, was wir von folkloristischen Beobachtungen bei deutschen Dichtern haben.

Nur in Einem Punkt hat die Volkskunde der mittelhochdeutschen Zeit Fortschritte zu verzeichnen: auf dem der Dialektforschung. Das praktische Problem der gemeinverständlichen Schriftsprache veranlaßte die Dichter, auf dialektische Eigenarten zu achten, und so finden wir in den bekannten Stellen bei Albrecht von Halberstadt (1210), Ebernand von Erfurt und besonders Hugo von Trimberg (1300) ganz gute Charakteristiken deutscher Mundarten.

Bei den Nachbarn haben die Deutschen selbst in dieser Glanzzeit ein günstiges Urteil nicht errungen. Die welsche Hochmut schilt aus Peire Vidals thörichtem Mund auf die Deutschen (Weinhold 1, 161), und ihre Sprache kommt bei ihm nicht besser fort als in der Meinung Kaiser Julians (ebenda 1, 150). Andererseits sind sie für die Slaven immer noch das Muster guter Sitte und leihen ihnen z. B. das Wort für „tanzen" (ebd. 1, 158, 2). Nicht minder trägt freilich die deutsche Sprache jener Tage in zahlreichen Fremdworten das Gepräge fremder Einführungen in Sitte und Gebrauch: besonders wieder ist die Garderobe international, und neben dem französischen surcot und dem italienischen garnatsch (Schultz 1, 197, 3) hängt die polnische suckenie (ebenda 196, 4, Weinhold 2, 288) und die slavonische sclavinia (Schultz 1, 228, 3).

Auffallend ist es, wie so ganz es den Deutschen selbst in jener Zeit an Erkenntnis ihrer Eigenart zu fehlen scheint. Ein Wort, das germanisches Wesen bündig kennzeichnete, ist mir in dieser Litteratur nicht begegnet; gewisse stehende Epitheta kann man nicht dahin rechnen. Um 1188 charakterisiert Aimon de Varenne seine Landsleute mit den treffenden Versen:

Chançon ne estoire ne plait
as Français se il ne l'ont fait

(G. Paris, Litt. française au Moyen Age S. 83) — Worte, die noch

Shakespeare gegenüber ihre Richtigkeit behalten haben. Dante hat zwar kaum die Italiener, wohl aber z. B. die Florentiner, die Bolognesen mii scharfer Charakteristik bedacht. In Deutschland aber schlummert die Volkspsychologie noch, und auch in den Typen der Dichtung würde man vergebens nach Ansätzen ethnologischer Charakteristik suchen. Sie wird von der Mode sogar da verwischt, wo sie einst versucht war: wie viel „echter" ist der Attila des Waltharius als der Etzel des Nibelungenliedes! —

Je mehr mit dem Verfall des Reichs seine Glieder sich zur Selbständigkeit auswachsen, destomehr werden sie naturgemäß Gegenstand gegenseitiger Beobachtung. Seit dem Jahre 1300 ist daher wieder ein Aufsteigen der deutschen Volkskunde zu bemerken. Wir nannten schon die Namen Hadlaubs und Hugs von Trimberg. Mit welchem Behagen schildert Ottokar in seiner Reimchronik die ungarische Tracht! Jene Freude an der Ausmalung kleiner Züge am realistischen Detail, die die Litteratur des ausgehenden Mittelalters charakterisiert, kommt auch der Volkskunde zu gute. Die Limburger Chronik berichtet über litterarische und andere Moden; in ähnlicher Weise beschreibt eine thüringische Chronik (Ztschr. f. d. A. 8, 468 f.) Kleidertrachten seit 1430. Auch auswärtige Beobachter finden sich ein; es sei nur an die Reisebeschreibungen des Poggio und des Arneas Sylvins erinnert. Die Hauptquelle der Volkskunde wird aber seit dieser Zeit die Malerei. Wohl hat Riehl (Geschichte des deutschen Sittenbildes) die Anfänge der genrebildlichen Darstellung in Deutschland bis in die Zeit Kaiser Ottos III zurück verfolgt und besonders auch in der mittelhochdeutschen Zeit eine Fülle derartiger Bilder nachgewiesen. Aber was damals den Stempel des Zufälligen trug, das beruht jetzt auf fast systematischer Beobachtung des Volkslebens und Volkscharakters. Die Kostümstudien Dürers und Cranachs arbeiten einer selbständigen Kostümmalerei vor, wie sie durch Aldegrever, Scheuffelein und vor allem durch Jost Amman (1539—91) vertreten wird. Um 1500 läßt sogar der ostfriesische Häuptling Unico Manninga die Volks- und Rittertrachten seiner Heimat systematisch aufzeichnen (vgl. diese Zeitschrift, Bd. I, S. 144). Luther achtet auf die Sprache des Volks; Agricola erzählt in seiner Sprichwortsammlung von auffallenden Haartrachten (Weinhold 2, 321); Fischart kann sich nicht genug thun in dem Anhäufen volkstümlicher Einzelheiten, in der Benennung und Beschreibung von Festen, Kleidungsstücken, Trinkgeräten, in der Verwendung von Sprichwörtern und was sonst in diese Art gehört. Und während

mit Musculus Hosenteufel (1556) die Volkskunde und Trachtenbeschreibung von neuem die Kanzel besteigt, beginnt auch die ernsthafte wissenschaftliche Beschreibung von Land und Leuten, mit Sebastian Franks Weltbuch (1534) ihren Lauf. Freilich wird sie gefährdet durch jene romantisch-unhistorische Auffassung der Vorzeit, als deren berüchtigtes Erzeugnis Rüxners Turnierbuch (1530) soviel Märchen über die Volkskunde des Mittelalters in die Welt gesetzt hat. Aber von dieser Zeit ab erlischt doch nie mehr das Interesse an diesen Dingen völlig, und das Ende des sechzehnten Jahrhunderts sieht bereits in Montaigne den Propheten der vergleichenden Volkskunde. Im Jahre 1606 vergleicht bereits ein spanischer Beobachter die heimischen Tänze mit denen der Indianer, was Böckel (Deutsche Volkslieder aus Oberhessen S. CIX) die erste Ahnung einer vergleichenden Ethnographie nennt. Und selbst das entsetzliche Unheil des dreißigjährigen Kriegs samt der ihn beerbenden Ausländerei vermag nun die Teilnahme für heimisches Wesen nicht mehr auszuroden; ja der Gegensatz gegen die Fremden stärkt dies Interesse. Moscherosch und Grimmelshausen zeigen für volkstümliche Sitten und Charaktere kaum geringeres Interesse als Fischart; Mathäus Merian und Wenzel Hollar setzen die Darstellungen von Franck und Münster, Amman und Aldegrever fort. In der Heimat der alten Cimbern, der einst der Verfasser der deutschen Altertumskunde entstammen sollte, erzählt Neocorus (1598—1616) von den alten Tänzen der Dithmarschen, und Cadovius-Müller zeichnet (1691) die Grundrisse alter friesischer Bauernhäuser auf. Und wenn für Trachten und Feste das Interesse nie ganz ausgegangen war, so ist es noch bezeichnender, daß man sogar den Volksüberlieferungen wieder Aufmerksamkeit schenkt. Auf die Werke des alten Prätorius folgt 1706 die Rockenphilosophie — ein Indiculus superstitionum vom aufklärerischen Standpunkt aus, aber wie jener unschätzbar durch Bergung sonst verlorenen Strandgutes. Ich nenne dann noch das 1715 erschienene Frauenzimmer-Lexikon von Amaranthes, weil es für Alwin Schultz' „Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des 18. Jahrhunderts" die Hauptquelle abgeben konnte. Mancherlei andere Arbeiten, die direkt oder indirekt der deutschen Volkskunde dienten, wären noch aufzuzählen.

Noch einmal aber ging die Flut zurück; fremde Einflüsse, zunehmende Entfremdung der höheren und gelehrten Kreise vom Volke und mancherlei andere Umstände schadeten den guten Ansätzen. Da kamen denn jene drei Erwecker und Befreier, die die Flugschrift von deutscher Art und Kunst symbolisch vereint: Justus Möser, Herder

und Goethe. Goethe zwar hat direkt nur wenig für Folklore gewirkt, wenn er auch Volkslieder sammelte und noch im Alter das Leben der Spinner in der Schweiz mit Anteil beschrieb. Aber indem er allem geistigen Leben Deutschlands einen neuen Gehalt gab, hob er die ganze Pflege deutschen Volkstums auf eine höhere Stufe. Der Götz und die Hans Sachs-Gedichte haben doch auch der Romantik vorgearbeitet, die nun Mösers Hinweise auf das Volksleben und Herders Aufrufe für das Volkslied aufnahm. Während J. Grimm und Uhland wissenschaftlich fortführten, was Arnim, Brentano, Görres dilettantisch angeregt hatten, setzte der begeisterte Dilettantismus in Jahn, dem Schöpfer des Wortes „Volkstum", sich selbst die Krone aufs Haupt. Aber Folklore bedarf breiter Teilnehmerkreise; Sammler und Liebhaber sind hier mehr als in anderen Bereichen philologischen Wirkens willkommen. Deshalb haben wir auch denen zu danken, die der Volkskunde Herzen gewannen; wahrlich es war Not!

Das neuerwachte volkskundliche Interesse zeigt sich in oft auffälliger Weise in der deutschen Litteratur. Hier hatte Walter Scott gezündet. Ihn und Washington Irving gedachte Annette von Droste in einem Roman nachzuahmen, der die Zustände „bei uns im Lande und auf dem Lande" schildern sollte, was dann Immermann mit dem Oberhof erfüllte. Wie viel stärker ist das folkloristische Detail bei Wilibald Alexis als bei Fouqué! Großen Einfluß übte dann weiterhin die Dorfgeschichte. Auerbach war ja selbst von Immermann beeinflußt; aber wie viel näher stand der Sohn des Schwarzwälderdorfes dem Volksleben als der Magdeburger Beamtensohn! Bei Asmus Claudius und Voß, selbst im Werther hat der Bauer noch immer nur soziale Merkmale, keine lokalen; die stellen sich jetzt erst ein: Trachten, Gewohnheiten wie die Handäxte der alemannischen Bauern, Schnadahüpferl und anderes. Auch die Malerei nahm in der Düsseldorfer Schule denselben Ton an, und es folgten nun in großer Fülle Erzählungen und Bilder, bei denen oft die Volkskunde mehr gewann als die Kunst. Doch wußten Auerbach, Rosegger, Anzengruber auch den Volkscharakter aufzuschließen und ins Innerste der wahren Volkskunde einzudringen.

Die Wissenschaft stand lange fremd zur Seite. Neben den Philologen, die mit reicher Ernte für die Volkskunde arbeiteten, verdient der Kulturhistoriker Riehl Erwähnung; das bayerische Nationalmuseum, das jetzt seiner Pflege untersteht, aber freilich nicht ihm seine Entstehung verdankt, war das erste große Beispiel eines

Museums für deutsche Volkskunde. Die „Bavaria", die er geleitet hat, und die württembergische Beschreibung der Oberämter näherten endlich dem wissenschaftlichen Betrieb auch eine alte, lange vernachlässigte Form dilettantischer Volkskunde: die Reisebeschreibungen. Hatte doch selbst Nicolai, sonst all solchen Bemühungen abhold, dieser Liebhaberei gehuldigt — in einer Weise freilich, deren geschmacklose Vermischung von Wichtigem oder Unwichtigem ihm das Xenion eintrug:

> A propos Tübingen! Dort sind Mädchen, die tragen die Zöpfe
> Lang geflochten, auch dort giebt man die Horen heraus.

„Nun kam eine Zeit," sagt C. J. Weber im Vorwort zu seinem „Deutschland", „wo das Reisen zur wahren Reisewut wurde, Reisebeschreibungen einander jagten und Reisenleserei so epidemisch ward, als Roman- oder Schauspielle sereien." Doch blieben sie fast alle, wo es sich um Folklore handelte, an Kuriositäten hangen, während wieder der Klassiker der Reisebeschreibung, Forster, über Einzelheiten leicht zu vornehm hinweggeht.

Aber auch auf Seite der Schriftsteller standen diesen Bemühungen die Vertreter alter Klassizität so feindlich gegenüber wie manche Gelehrte. Platen spottete im „Schatz des Rhampsinit":

> Sieh, wie die Leute sich um uns versammeln
> Und sich einander auf die Füße treten!
> Das zeichn' ich in die Tafel ein, es scheint
> Ein altägyptischer Charakterzug

(wozu Kaspar bemerkt: „Ein uralter!"),

> Auch durch das Fenster stecken sie das Haupt,
> Du weißt, das thun die Nubier auch; es ist
> Durch Tradition vielleicht auf uns gekommen.

Grillparzer hat es Uhland nie verziehen, daß er so viel Zeit und Kraft an das Volkslied setzte, und sogar Gutzkow will sich noch totlachen, wenn er Schottky mit Eifer österreichische Volksliedchen sammeln sieht. —

Indes — die Blüte der Volkskunde hängt so wenig wie die anderer Wissenschaften von der Gunst der Umstehenden allein ab und am wenigsten von der Ungunst einzelner Uebelwollender. Ueberblicken wir ihre Geschichte, so finden wir, daß auch sie zu den Exponenten eines starken Nationalgefühls gehört. Als zuerst die Germanen als Eine große Macht sich erhoben und an die Thore Roms pochten, da schrieben Cäsar und Tacitus. Als die neue Einigung unter Karl dem Großen das Nationalbewußtsein mit stolzer Kraft füllte,

da entstand zuerst auf deutschem Boden der Anfang einer deutschen Volkskunde. Als mit Luther und dem Kampf deutschen Geistes gegen fremden Mißbrauch abermals das Selbstbewußtsein unseres Volkes aufstand, da erwachte auch von neuem in weiten Kreisen dies Interesse. Und als endlich die durch Friedrich den Großen und Josef II, Goethe und Schiller mit neuem Inhalt erfüllte Idee einer deutschen Nation im Kampf mit Frankreich ihre Feuerprobe zu bestehen hatte, da wurde der Grundstein zu einer wissenschaftlichen Volkskunde gelegt. So bedeutet jeder dieser Höhepunkte zugleich einen Fortschritt: erst sammeln nur die Fremden Nachrichten, dann auch die Einheimischen; dann dringt aus dem engen Bereich der geistigen und weltlichen Aristokratie dies Interesse in das ganze Volk — und endlich wird ein Heer geschaffen, in dem sachkundige, waffengeübte Führer große Massen williger Ankämpfer leiten. —

Und einen Fortschritt bedeutet jede neue Phase nicht nur hinsichtlich des Umfanges der Teilnehmerkreise, sondern auch hinsichtlich des Umfanges der behandelten Fragen. Wir warfen im Eingang die Frage auf, wann man angefangen habe, für Art und Stellung der deutschen Frauen, für das Leben in alter Zeit, für Leichenbestattung und geographische Vorstellungen, für Mundarten sich zu interessieren. Wir können jetzt antworten. Am ältesten und allgemeinsten ist das Interesse für die Tracht; denn die antiken Beobachtungen über Körpergröße, Stärke, Augen und Haare wird die Anthropologie und Ethnologie leicht der Volkskunde absprechen können, wenn auch wir sie hier der Vollständigkeit wegen mitnehmen. Aber die Mitteilungen über Kleidung, Haartracht und Verwandtes, oft zufällig, keineswegs selten mit bewußter Absicht gegeben, sind die einzigen, die in ununterbrochener Reihe durch die Jahrhunderte gehen. Beobachtungen über den Volkscharakter setzen schon im römischen Altertum an, verschwinden aber dann auf lange und werden durch Versuche einer Charakteristik einzelner Stämme nur unvollkommen ersetzt; erst mit Forster und seinen Schülern, den beiden Humboldts, ist man hier über das Allgemeinste hinausgekommen. Aufzeichnungen über Gebräuche, Aberglauben, Namen beginnen in der karolingischen Epoche und erleiden ebenfalls eine Unterbrechung, die aber viel kürzer ist und schon mit den Vorbereitungen der Reformation ihr Ende findet. Die mittelhochdeutsche Zeit bringt die Aufmerksamkeit auf soziale Verschiedenheiten und dialektische Eigenart; beides ist dann wieder in lückenloser Folge von der Nachwelt fortgeführt worden, aber erst sehr spät wissenschaftlich vertieft worden.

Die ganze Fülle der Realien, die „Privataltertümer“, Gegenstände des täglichen Lebens, auch Sprichwörter und Alltagsgewohnheiten zog erst die lebensfreudige Zeit der Dürer und Fischart in den Bereich ihres Sammeleifers. Von hier datieren denn auch die Ansätze einer wissenschaftlichen Aufzeichnung. Langsam und vereinzelt dauern sie fort, bis 1774 zum Sammeln geblasen wird. Nun thut sich der Eifer überall kund. „Wir wollen allen alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt, nicht abgestumpft, nur fast spielend geglättet, alle Fugen und Ausschnitte hat zu dem allgemeinen Denkmal des größten neueren Volkes, der Deutschen.“ So rief 1805 Arnim; mit diesen wunderschönen, mit Recht immer wieder angeführten Worten, die auch auf die Fahne unseres Vereins gestickt sind, gratuliert der Verein für Volkskunde nochmals dem Manne, der mehr als ein anderer Lebender dafür gearbeitet hat, die Volkskunde in dem gesamten Umfang ihres Begriffs zu wahrhafter und gesicherter Kenntnis zu machen.



Die Kolonialpolitik des deutschen Ritterordens.[1])

Von Friedrich Bienemann.

Von der Kapelle des Mutterhauses der Barmherzigen Schwestern zu Freiburg — von 1263 bis zur Franzosenzeit 1677 eben die Stätte der hiesigen alten Deutschordens-Comturei — leitet seit fünf Jahren die Deutschorden-Straße geradenwegs, einstweilen durch den Friedhof unterbrochen, an den Fuß des Schloßbergs. In ihrem Zuge auf und nieder zeichnet sie — wenn denn einem flüchtigen Spiel der Gedanken geringer Raum vergönnt wird — den Gang der Ordensgeschichte: vom Hospitaldienst durch Tod und Gräber zum jetzt geborstenen Sitze ritterlicher Herrlichkeit und von kaum sichtbaren Trümmern irdischer Größe zurück durch Gräber und verwitternde Denksteine zum Werke christlicher Liebesthätigkeit. Angesichts des immer noch geübten Samariterdienstes der Deutschherren darf den Epigonen der Brüder des Deutschen Hauses von St. Marien zu Jerusalem in ihrer heutigen Organisation die Achtung nicht versagt werden, die dem würdigen Verhalten der Erben einer großen Vergangenheit gebührt.

Freilich — in die großartige Wirksamkeit der machtvollen Körperschaft mochte die Betrachtung des Lebens und Treibens im einzelnen Ordenshause der Provinz ebensowenig Einblick gewähren, als uns heute ein solcher aus den urkundlichen Zeugnissen des Getriebes nur einer oder der anderen Comturei sich ermöglicht. Im Gegenteil, die Städte, in deren Weichbild ein Deutschordens-Haus sich befand, pflegten in der Regel dieser eigenartigen Mitbürger wenig froh zu sein. Die glaubensinnige Zeit der Stiftung und Begabung der Deutschordens-

---

[1]) Vortrag in der Akademischen Gesellschaft zu Freiburg i. Br. am 4. Dec. 1893.

Häuser war bald entschwunden; und wo nicht, wie namentlich in Nürnberg, Sachsenhausen und Marburg, die Krankenpflege immer aufs neue ein Band zwischen den Rittern und der Außenwelt knüpfte, wurden die mannigfachen Vorrechte der stolzen Genossenschaft für die Einheitlichkeit der Gemeinde- wie der Sprengelsverwaltung nur störend empfunden. Auch reizten wohl hie und da die Privilegien ihre zeitweiligen Träger zu Übergriff und Gewaltthat. Der langverhaltene Groll der Städter machte sich dann in einem Sturm auf das Ordenshaus Luft. Solche Selbsthilfe schoß gewöhnlich weit über das Ziel hinaus — ein Beispiel bietet die Zerstörung des Freiburger Deutschherrenhauses im Jahre 1292 —; ihr folgte jedesmal der Sühnevertrag, bei dem der Orden nicht zu kurz zu kommen pflegte. Von solchen Zwisten und Einigungen, im übrigen aber vom Wirtschaftsleben der Comtureien zeugen die aus ihnen erhaltenen Urkunden. Sie sprechen von der Umsicht und Sorgfalt, mit der die Besitzungen des Ordens verwaltet und verwertet wurden, wie sie teils in eigener Bestellung blieben, teils in Zeit- oder Erbpacht vergeben wurden, wie Ödungen besiedelt, wie Tauschgeschäfte geschlossen, Verpfändungen eingegangen wurden und der Erlös gesammelt und nutzbringend angewandt ward.

Unter der vortrefflichen Verwaltungspraxis, in der die Deutschordensbrüder bei den Johannitern in die Schule gegangen und die sie vom heiligen Lande in ihre Provinzen verpflanzt, standen in Deutschland etwa 110 Comtureien, in 12 Gruppen (Balleien) unter je einen Landcomtur verteilt. Ueber drei von ihnen, Österreich, Tirol und Coblenz, hatte der Hochmeister selbst die Aufsicht, während die anderen dem Deutschmeister unterstanden. Erst zu Ausgang des 14. Jahrhunderts ward die Ballei Elsaß, zu der auch Freiburg und die Comtureien der Schweiz gehörten, dem Hochmeister verpfändet und nicht wieder eingelöst. Die Zahl der Ritter auf des Ordens Häusern in Deutschland kann nur annähernd durch eine Angabe aus dem Jahre 1379 vorstellbar werden, als Elsaß noch vom Deutschmeister verwaltet wurde. Damals befanden sich in seinem Gebiete 701 Ritterbrüder, zu denen 123 Ordenspriester und Halbbrüder zu rechnen sind. Das würde im Durchschnitt noch nicht 10 Brüder auf jedes Haus geben; aber der Durchschnitt dürfte auch keine richtige Ansicht gewähren, denn es gab große und kleine Häuser, je nach der Lage und dem Besitzstande des einzelnen Hauses.

Hatten in der guten Zeit der Blüte des Ordens die Balleien und Comtureien sich doch nicht als Selbstzweck vor Augen, sondern

betrachteten sich nur als Pflegstätten mönchisch-ritterlicher Tugend, in der die Novizen sich zu bewähren hatten, ehe sie zur Teilnahme an der Lösung der großen Aufgabe des Ordens zugelassen wurden, und ferner als Produktionsstätten der finanziellen Mittel, die den Orden befähigten, den auf ihn gestellten Erwartungen zu entsprechen. Wenn im Johanniterorden auf Ausrüstung und Unterhalt eines Ritters 200 Byzantiner jährlich gerechnet wurde, d. i. nach heutigem Geldwerte 15200 Franken[2]), und wir keinen Grund haben, den Deutschordensritter billiger zu schätzen, so mag man sich vorstellen, welche Summen der Jahresanschlag der Brüder des deutschen Hauses erforderte, als eine hohe Gunst des Geschicks ihnen in Hermann von Salza den genialen Staatsmann von weltumspannender Bedeutung zum Haupte verlieh.

Daß Hermann von Salza in 29jähriger Wirksamkeit Ansehen und Einfluß seines Ordens weit über die um drei Geschlechter älteren Genossenschaften St. Johannes des Täufers und des Tempels erhob, ist von geschwundenem Belange; daß er aber frühzeitig die Hohlheit des Bodens der Frankenherrschaft in Syrien erkannte und im Moment der Erkenntnis trotz aller Gründe, die einer Teilung der Kräfte seines Ordens zu widersprechen schienen, ihn, treu seiner Pflicht, einstehen ließ für die doch hoffnungslose Verteidigung des heiligen Landes, zugleich aber entschlossen auf die Bahn der Kolonialpolitik führte und ostwärts deutschem Wesen die Marken steckte, deren die abendländische, die germanische Kultur nicht entraten kann, soll sie ungestört sich entfalten — das macht ihn zum Pfadfinder der Nation, zum geistigen Bannerträger ihrer Kämpfe der Zukunft.

Nicht 18 Monate im Amt, that er den ersten Schritt auf diesem Wege, ergriff er die Gelegenheit, wie sie sich ihm bot, operierte er mit vielem Erfolg: gleichwohl war es ein Versuch nicht ohne Fehlgreifen und blieb ein halbes Ergebnis. Immerhin sind die Siedlungen der wackeren Landsleute in Siebenbürgen auf die 14jährige Arbeit der Brüder des Deutschen Hauses im Burzenlande zurückzuführen. — In reiflicher Erwägung, nach sorgsamster Vorbereitung folgte er dem zweiten Rufe, der an ihn ergangen, der Aufforderung eines polnischen Teilfürsten, des Herzogs Konrad von Masovien und Cujavien, ihn zu schützen gegen die heidnischen Preußen. In vierjähriger Verhandlung hatte er den schier Verzweifelnden dahingebracht, daß, um des Schutzes willen, dieser sein Culmerland und das zu erobernde

[2]) Nach H. Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge (1883), S. 253.

Preußen dem Orden als volles, freies Eigentum überließ. Den Anstrengungen des Ordens winkte der Lohn, das zu Erobernde als Landesfürst zu besitzen, bestätigt als solcher vom Oberherrn der Christenheit, vom Hohenstaufen Friedrich II.

Nach der Ordnung der rechtlichen Fragen begann der Angriff, zuerst von acht Rittern, mit ihren Reisigen unternommen. Es sind Thaten verzeichnet, den kühnsten Wagestücken der Konquistadoren vergleichbar. Doch höher als Mut und Tapferkeit ist die strategische Einsicht des Führers, Hermann Balkes, zu schätzen; seine Beherrschung des Geländes, seine Benutzung der wechselnden Umstände und der Ebbe oder Flut, der ihm zur Verfügung stehenden Kämpfer, seine Sicherung des jeweilig gewonnenen Gebietes durch Anlage von Burgen und Städten. Fast sieben Jahre hatte er in Preußen gekriegt und verwaltet, der Lauf der Weichsel und Nogat war sein; Thorn, Culm, Marienwerder, Rheden, eben noch Elbing waren gegründet, stets zuerst die Burg, dann die Stadt in ihrem Schutze — da ward er von seinem Meister entsandt, die Erbschaft der livländischen Schwertbrüder mit all ihren Rechten und Pflichten zu übernehmen.

Sechs Jahre hatte Hermann v. Salza die Sache erwogen, alle Verhältnisse erkundet, sie dem Kapitel vorgelegt. Der Orden wollte sich nicht an die neue Aufgabe machen. Doch der Meister entschied dafür in letzter Beratung. Wohl konnte der schöne Besitz ihn locken: über 700 □ Meilen hatten die Schwertbrüder zu eigen, freilich erfreuten sie sich nicht durchweg der unabhängigen Stellung der Deutschen Herren in Preußen; für den größten Teil schuldeten sie den Landesbischöfen geistlichen Gehorsam, und zudem waren sie im Streit mit dem Dänen Waldemar II wegen Estlands, der Provinz gerade, die sie thatsächlich in voller Freiheit besaßen. Doch den Meister bewog *zum Entschluß das mächtige* Vordringen Littauens gegen Livland. Wenn die Eroberung Preußens vollendet wurde, war Littauen auch sein Nachbar, und sollte die Schöpfung eines Ordensstaates in Preußen gelingen, so mußte schon die Keimbildung einer littauischen Großmacht zerstört werden. Darum drang er in den Papst, die Vereinigung beider Orden zu gestatten, und Gregor IX, voll Teilnahme für die baltische Mission, weigerte sich auch nicht der Einwilligung, als die Kunde kam, die Schwertbrüder seien vernichtet in der furchtbaren Schlacht an der Saule am 22. September 1236. Im nächsten Mai ward zu Viterbo die Verschmelzung vollzogen, aber Estland mußte Dänemark überantwortet werden. Nach

110 Jahren hat der Orden es dennoch gewonnen als ein Land, nicht weniger deutsch als es vor der Auslieferung gewesen.

Noch hat Hermann von Salza selbst auf einem Kapitel zu Marburg das in Livland einzuschlagende Verhalten beraten, die Wege geprüft und gewiesen, die der Orden dort zu gehen habe, in Hermann Balke und Dietrich von Gröningen die ersten Führer der dort zu übenden Politik bestimmt, dann ist er nach Italien in den unseligen Kampf zwischen Kaiser und Papst gezogen, die er, der Freund beider, zum ersten Male nicht zu versöhnen vermochte. Zu Salerno starb er 1239 am Palmsonntage, dem Tage, da Gregor gegen Friedrich den Bannfluch geschleudert.

Der große Meister hinterließ seinen Brüdern den vielverheißenden Anfang einer glücklichen Staatsbildung. Sie sind in den von ihm gelegten Geleisen weiter geschritten. Ein Jahrhundert und etwas mehr — und ihr Staat umfaßte rund 3000 □ Meilen; noch fast 100 Jahre desselben Strebens — und dem Orden war keine Wahl geblieben als die der Pflicht, zu verteidigen, was von ihm und unter seinem Schutze geschaffen worden.

Versuchen wir einige Gesichtspunkte zu gewinnen aus den zwei Jahrhunderten äußerer und innerer Kolonialpolitik des Deutschordens am baltischen Gestade! Suchen wir ihre Prinzipien zu erfassen! Denn ihr Wirken ist so grundlegend gewesen, daß es Fundamente politischer und nationaler Existenz bis in unsere Tage abgegeben hat; nicht nur für lange Perioden staatlicher Verwaltung ist es zum Vorbild geworden: noch jetzt, in der kolonialen Bewegung, in der wir heute schwankend stehen, und im Blick auf die Reibungslinien, die wir mit anderen Völkern in unseren Grenzen haben, lohnt sich das Eindringen in die Staatsweisheit der Deutschen Herren, nicht nur wo der Erfolg sie krönte, nein, auch wo sie fehlgriff. Und sie hat öfter fehlgegriffen, als gemeinhin geglaubt wird, und sie hat Erfolge errungen, an die man nicht immer denkt. Aber ob diese Staatsweisheit irrte oder richtig ging — ihre Irrtümer flossen aus der Überspannung ihrer richtigen Grundsätze, und ihre Wege, so verschiedene Bahnen sie unter verschiedenen Verhältnissen einschlug, waren die einer gesunden Realpolitik; sie galt der Lösung der jedesmal und an jedem Orte ihr gestellten Aufgabe.

Mit dem Eintritt Livlands in den Waltungsbereich des Deutschordens trat die Notwendigkeit an ihn heran, in anderer Weise, als er bisher in Preußen gethan, seines kolonisatorischen Berufes zu warten. Wir gewinnen das Schauspiel, wie eine und dieselbe

Institution, häufig dieselbe Persönlichkeit, hüben und drüben der Memel ein abweichendes Verfahren einschlägt, ein anderes Ziel zu fördern scheint und doch nur je nach den Umständen verschiedene Mittel zur Erreichung des einen Endzwecks, der Begründung und Festigung ihres Staates zum Schutze der deutschen Christenheit, verwendet. Der Grund des abweichenden Verhaltens lag aber einzig darin: in Preußen konnte der Orden sein und war er Schöpfer von allem, was dort erwuchs; vom Vorhandenen blieb ohne seine Billigung nichts bestehen; ja selbst das Land schuf er sich nach seinem Ermessen. Denn nur im Norden setzte ihm die süße und salzige See feste Grenzen, aber nach Ost und Süd waren sie flüssig, und der Weichselstrom lockte mehr zum Ueberschreiten als er den Fuß bannte. In Livland trat der Orden in Verhältnisse ein, die in knapp über einem Menschenalter in jenem stürmischen Wachstum, das so manchmal an Kolonialgebilden wahrgenommen ist, sich entwickelt und bereits Festigkeit gewonnen hatten. Weitaus mächtiger als jeder der vier Bischöfe und als alle zusammen, sonst in aller Welt und zumal in Preußen unabhängig von jeder geistlichen Autorität, außer der des Papstes, ward er hier eben durch des Papstes Willen dem Gesetz des Landes unterworfen, das ihn unter die Bischöfe stellte. Er fand Klöster der Cistercienser, die er nicht liebte. Seine Freundschaft galt den Predigermönchen. Er fand Städte und Bürgerschaften ohne sein Zuthun gegründet und entfaltet, ohne die Spur eines Rechtstitels auf Herrschaft über sie, aber mit dem Bürgerrecht für sich in Riga und damit einen Hebel zur Gewinnung von Einfluß. Er fand eine zahlreiche Vasallenschaft in den Stiftern und auf einigen der Gebiete, die er von den Schwertbrüdern erbte, unter einem Lehnrecht, das nicht zu den Grundsätzen stimmte, die er in Preußen handhabte. Er fand eine Landbevölkerung anderen Volkes, ja anderer Rasse vor, bereits dem Christentum gewonnen, zum Teil in ihm herangewachsen, unter festen Rechtsformen in Besitz und Freiheit lebend. Endlich, Livland hatte seine festen natürlichen Grenzen: im Norden und Westen das Meer, im Osten den Narvastrom und den riesigen Peipus und dann die Wasserscheide des Dünagebiets und der zum Peipus strömenden Welikaja, deren welliger Kamm das Lettenvolk von den Russen trennte. Diese Grenzen waren im wesentlichen schon erreicht, wenn auch noch nicht gesichert. Nur im Süden war die Landesmark gegen die Littauer erst festzusetzen. Hier und gegen das russische Pskow im Osten stand

dem kriegerischen Thatendurste der Ritter die Befriedigung offen. Man sieht, die Selbstherrschaft des Deutschordens erlitt durch die Verhältnisse wie durch Satzung starke Beschränkung. Nicht Herrschaft, Schutz erwartete und verlangte man von ihm; Schutz vor dem Untergang durch den wilden Feind, wie Schutz der eigenen, auf selbstgewähltem Wege verheißungsvoll begonnenen Entwickelung. Schöpferisch konnte der Orden in Livland nicht auftreten — seine Aufgabe war die des Mundwalts, des Pflegers aller dem Lande dienlichen Interessen. Handelte er ihnen entgegen, war er allen Feind; mit ihnen im Bunde, gewann er die Aussicht, auch in Livland das höchste Ziel, die Herrschaft, zu erreichen.

Mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen, in die vorhandene Lage sich zu schicken, hatte der Orden schon in Syrien gelernt. In das Wirtschaftsleben der fränkischen Grundherren war er erst eingetreten, als der Bodenbesitz bereits fester Regelung unterworfen worden, die ökonomische Ordnung mit eiserner Wucht einen jeden Betrieb in die allgemeine Bahn zwängte; nichtsdestoweniger hatten die Brüder des Deutschen Hauses ihr Gedeihen dabei gefunden und sich zur bedeutenden Kapitalmacht aufgeschwungen. Als jüngster der politischen Faktoren in der morgenländischen Welt war der Deutschorden unter die christlichen Machthaber aufgenommen, und bald trat sein Einfluß hinter dem keines anderen zurück. Seine maßvolle, ehrliche Politik, sein Halten an den Verträgen hatten ihm das Ansehen gebracht. Die treffliche Schule bewährte sich in Livland. Hier erprobte sich der Orden in der schweren Kunst, sein Schiff durch Klippen und Untiefen richtig zu steuern. In Preußen erscheint er als der geniale Staatsbaumeister, der auf der tabula rasa, die er sich bereitet, seine Entwürfe nach dem Gegenbild des im Feudalismus zerfallenden paläſtinensischen Königtums und in Anlehnung an die sizilische Reichsordnung Friedrichs II zur Wirklichkeit gestaltet.

Blicken wir auf des Ordens Schalten in beiden Ländern und prüfen wir die Wirkung.

Zunächst in der äußeren Politik. Preußen war dem Orden zuerkannt als volles Eigentum unter der Oberhoheit des heiligen römischen Reichs, dann auch des Stuhles Petri. Der Herzog von Masovien, der den Orden gerufen, hatte sich jeder Ansprüche an das erst zu erobernde Land begeben. Aber wo hörte Preußen auf? Im Süden, scheint es, wo Polen anfing. Aber gewohnt, die Grenzen des schwach geschützten Nachbarlandes plünderungsweise zu über-

schreiten, machten die Preußen an ihnen nicht Halt, wenn Roß und Schwert der Ritter ihre Wildnis durchdrangen und sie ihr Heil in der Flucht suchten. Der Sieger folgte und oftmals befestigte er einen Platz, den Polen als sein Eigentum zurückforderte. In gutem Verhältnis zum Nachbar ward die Streitfrage gütlich gelöst, bei gespannter Lage die Forderung abgelehnt. Dazu kamen Verleihungen polnischen Landes, die eine spätere Zeit nicht anerkannte; Verpfändungen, die eingelöst werden sollten, und immer wieder entschied darüber einzig die Lage des Augenblicks. Im Westen führte die Feindschaft des Fürsten von Pommerellen und die Freundschaft seiner Verwandten gegen den Orden früh dazu, beim Aussterben des Herrscherhauses den Erwerb des linken Weichsellandes umsomehr ins Auge zu fassen, als der Besitz den Zuzug der Kreuzfahrer, die Verbindung mit Deutschland außerordentlich erleichterte. Das Ziel ward erreicht, aber um den Preis der unversöhnlichen Feindschaft Polens, das sich als Oberherrn und Erben jener Landstrecken betrachtet hatte. Im Osten endlich ging das Volk der Preußen unmerklich in das der stammverwandten Littauer über und den Memelstrom, wo er von Grodno bis Kowno von Süd nach Nord fließt, hat der Orden wohl als Grenze angenommen, aber erst das Königreich Preußen bei der dritten polnischen Teilung erlangt und nur bis zum Tilsiter Frieden besessen. Als die untere Memel erreicht worden, ist unaufhörlich um ihren Besitz gestritten. Für den Orden war es eine Notwendigkeit, den littauischen Keil, der sich zwischen Preußen und Kurland hineinschob, hinauszutreiben, Shamaitens, des Verbindungslandes seiner Besitzungen, Herr zu werden. Doch an dieser Aufgabe ist er gescheitert. Er hat das Land nicht bezwingen können; die mehrmals erfolgte Abtretung ist immer nur Spiel gewesen. Als unter Jagiello Littauen und Polen sich vereinigten und Preußen im Osten und Süden umfaßten und ihre Macht in der Tannenberger Schlacht zur Geltung gelangte, stellte sich nach und nach die Unmöglichkeit heraus, den so begründeten Gedanken je zu verwirklichen. Doch erst mit dem feierlichen Verzicht auf ihn im Frieden zu Brescz 1435 liegt das Verlassen der vorwärtsstrebenden Kolonialpolitik des Deutschordens zutage.

Nun ist damals und wird heute noch zum Überdruß betont, daß der Orden seit der Taufe der Littauer jeden Grund und Vorwand zu ihrer Bekämpfung, mit dem Kampf aber auch jede Berechtigung seiner ferneren Existenz und Herrschaft verloren habe. Als ob vom staatlichen, vom nationalen und vom Gesichtspunkte all-

gemeiner Gesittung nicht die entscheidende Antwort auf der Hand läge? Doch da die Phrase stets geherrscht hat und auch auf dem Kostnitzer Konzil so geredet wurde, war es für den Orden in Livland immerhin besser, daß ihn die Shamaitensche Frage viel weniger anging. So viele Kriegsfahrten gegen die Littauer auch von ihm unternommen wurden, unbedingt notwendig zur Erfüllung seiner Stiftungsaufgabe waren sie ihm nicht. Dem ihm gesetzten Zweck konnte er immer nachkommen im gleichgewerteten Kampf gegen die schismatischen Russen. Auch politisch war ihm die Austreibung des littauischen Keiles, obschon er hinderlich genug für den Verkehr mit Preußen sich erwiesen, damals nicht mehr eine Lebensfrage. Livland stand — ich muß hier vorgreifen — zu der Zeit eben in sich weit gefestigter da als Preußen und bedurfte seines Beistandes und erhielt ihn weniger, als es solchen Preußen dargebracht hatte. Seine Verbindung mit Deutschland hatte sich doch immer wesentlich über See bewegt; das hatte es wohl mehr isoliert, aber auch auf sich selbst sich zu stützen gelehrt.

Man darf wohl sagen, Preußens geographische Lage und seine buntgemischte Bevölkerung bedingten die Neigung zur Ausweitung, riefen jedoch auch alle Gefahren, die aus der Verletzung der Nachbarinteressen sich ergaben, mit innerer Zwangsgewalt auf den Plan. Livlands Grenzen waren bestimmt durch das Siedlungsgebiet der Esten und Letten, soweit diese nicht, wie es mit einigen Tausenden beider Völker sich verhielt, vor Alters bereits im Norden und Süden des Peipus unter die Russen gegangen. Daß hier Landes- und Völkergrenzen sich deckten, hat der Orden durch seine Beschränkung auf die Verteidigung des ihm anvertrauten Landes anerkannt.

In der inneren Politik kommt vor allem sein Verfahren gegenüber den Unterworfenen in Betracht. Es ist der Satz aufgestellt, in Preußen habe der Orden das Kolonisierungssystem Englands, in Livland das der Spanier antezipiert; in Preußen wären Eingeborene und Einwanderer zu Einem deutschen Volke verschmolzen, in Livland sei die autochthone Bevölkerung zu Sklaven herabgedrückt, in ihrem schwächlichen Volkstum zurückgehalten unter der lastenden Herrschaft der deutschen Klassen. Nicht die eine, nicht die andere Behauptung kann den Thatsachen Stand halten. Nur die Preußen, so viele ihrer aus den Kämpfen des 13. Jahrhunderts nachgeblieben, wurden, dank der starken deutschen Einwanderung, allmählich zu Deutschen und blos das Samland weist die eigenartige Erscheinung auf, daß es ohne deutsche Ansiedler, nur wissen wir nicht um welche Zeit, deutsch ge-

worden ist. Doch die Preußen waren nicht das einzige Volk, das den Ordensstaat bewohnte. Nach der Eroberung des Culmerlandes waren die zuvor dort seßhaft gewesenen, aber vor den Preußen geflüchteten polnischen Ritter und Bauern auf ihre Heimstätten zurückgekehrt und empfingen sie aus der Hand des Ordens nach polnischem Rechte, wurden in diesem nach 1273 bestätigt, und die engen Beziehungen des Culmerlandes zu Polen durch die ganze Ordenszeit hin weisen auf einen in ihm verbliebenen Grundstock polnischer Bevölkerung hin. Auf das linke Weichselufer ist die slavische Bevölkerung, namentlich im Hügellande der Kassuben, nicht erst während der 320jährigen Herrschaft Polens gelangt; durch diese Herrschaft hat die eingeborene slavische Bevölkerung nur an Haltbarkeit gewonnen. In Masuren, der Johannisburger Wildnis, ist das Polentum, trotzdem es seit der Reformation evangelisch ist, noch heute ebenso wenig überwunden wie das Littauertum am rechten Memelufer. Überdies sind die Fortschritte des Deutschtums hier im äußersten Osten erst unter dem hohenzollernschen Königtum erreicht worden.

So groß die Sorgfalt des Ordens für die Bodenbesetzung und den Anbau Preußens war, so hat er eben auch nicht über die Möglichkeit hinausgehen können. Die Möglichkeit lag, von der noch rätselhaften Erscheinung Samlands abgesehen, aber nur so weit vor, als der Zug der Einwanderung reichte.

Wenn der Ausweitungsdrang des deutschen Landmanns auf eine gewisse Zeit gestillt war, so ließen die der Kolonisierung noch harrenden Gebiete sich schlechterdings nicht mehr besetzen, wie große Vorteile man auch dem Einzögling bieten mochte. Man mußte eben warten, bis der Kolonisierung günstigere Zeiten wiederkehrten. Daß Preußen um die Mitte des 13. Jahrhunderts und im 14. sich mit einer so großen Zahl ackerbürgerlicher Städte und Dörfer füllen konnte, hing außer der Mühwaltung seiner trefflichen Regenten hierfür eng mit den wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen des deutschen Volks in jener Zeit zusammen. Umgekehrt war der Beginn der livländischen Staatsgründung zu Anfang des 13. Jahrhunderts in eine für ländliche Kolonisation ungünstige Zeit gefallen. Die Niederlassung an der Düna war ein Ausfluß niedersächsischer Handelspolitik und kirchlichen Missionseifers, entsprach aber keinem Bedürfnis des deutschen Landmanns. Bischof Albert, der mit beispielloser Aufopferung dem Bau seines Fürstentums sich gewidmet, kannte als Bremer Domherr die blühenden Holländerkolonien, die vor Dezennien schon die Bruchflächen des unteren Weserstroms in

fruchtbares Ackerland verwandelt und dem Erzbistum wie der Stadt durch Zins und Zufuhr eine ergiebige Einnahmequelle geworden. Daß er solchen Versuch nicht gemacht oder nicht durchgeführt hat, erklärt sich daraus, daß jener Notstand des deutschen Bauern, der seit den dreißiger Jahren ihn bewog, seine Scholle zu verlassen, noch nicht eingetreten war: die Vernichtung der letzten Reste kleiner freier Leute durch die unaufhaltsame Ausdehnung der Herrschaft des Lehnrechts, zudem die Beschränkung städtischer Freiheiten und das Auftreten der Inquisition. Als aber der Ruf, nach Preußen zu ziehen, mit dem Wunsche, die Heimat zu wechseln, zusammentraf, war es schwer möglich, einen Teil der Auswanderer für die weite Fahrt übers Meer nach Livland zu gewinnen. Wer zu Lande zog, blieb in Preußen sitzen, und wir sehen, daß die erforderliche Zahl nimmer hingekommen ist. Für Livland war kein Mann übrig. Wie sollte auch der Orden, dessen Kolonisationsarbeit die gewichtigste Seite seiner Verwaltungsthätigkeit in Preußen ausmacht, sie in Livland ohne die triftigsten Gründe unterlassen haben? Zumal, wie erwähnt, so sehr häufig dieselbe Person hier und dort in zeitlicher Folge das Heft in der Hand hatte.

Konnte Livland demnach nicht wie Preußen ein Land von überwiegend deutschsprechender Bevölkerung werden, so blieb dem livländischen Ordenszweige, wie mit ihm seinen Mitständen und ihren geschichtlichen Erben, nur übrig, das Volkstum der von ihnen in Pflegschaft genommenen Eingeborenen doppelten grundverschiedenen Stammes zu erhalten, mit ihnen in ihren Zungen zu verkehren und sie zwar langsam, doch erfolgreich germanischer Gesittung, sozialer Selbständigkeit, wirtschaftlichem Wohlstande, dem Gewinne eines eigenen, aus dem Deutschen genährten Geisteslebens zuzuführen. — Das Kennzeichen der vollzogenen Assimilation ist schließlich nicht allein die gemeinsame Sprache. Die Geschichte beider Ordensländer erweist das in auseinandergehenden Richtungen. —

Daß der römische Stuhl Preußen der Oberherrschaft des heiligen Petrus vorbehalten hatte, zeigte sich recht bedeutungsvoll in einer der ersten Bullen Innocenz' IV. durch welche gelegentlich der kirchlichen Einteilung Preußens in vier Bistümer verfügt ward, ein Drittel jeder Diözese der weltlichen Herrschaft des Bischofs zuzuweisen. Da jeder Bischof wieder ein Drittel seines Anteils seinem Kapitel mit völlig gleichen landesherrlichen Rechten einräumen mußte, sah der Orden acht für ihre Anteile gleichberechtigte Landesherrschaften sich zur Seite. In Wirklichkeit gestaltete die Sache sich freilich

anders, da Bischöfe und Kapitel, deren Gebiete ganz vom Ordenslande umschlossen waren, sich in Wesen und Form der inneren Einrichtung und Verwaltung dem Vorbilde der Ordenslande anbequemten und dem vom Orden gegebenen Beispiele folgen mußten, wollten sie eine gedeihliche Entwickelung ihrer Lande nicht vollständig hindern. In einem Punkt aber waren Bischöfe und Kapitel dem Orden nicht gleichgestellt, in der äußeren Politik und dem Recht über Krieg und Frieden. Der Orden bestimmte über die Kriegführung, befahl die Heerfolge, und die bischöflichen Unterthanen waren eben so gut wie seine eigenen verpflichtet, auf seinen Ruf zur Landesverteidigung wie zum Angriff aufzustehen. Bundesverträge und Friedensschlüsse des Ordens galten für das ganze Land, entschädigten oder verpflichteten in gleicher Weise alle Teile. Noch durch ein zweites Band wußte der Orden die Landesherren der geistlichen Gebiete eng an das Ganze zu fesseln. Er wußte es dahin zu bringen, daß drei von den vier Domkapiteln stiftungsgemäß aus der Mitte der Ordenspriester entnommen und somit drei Bischofsstühle stets mit Ordensbrüdern besetzt wurden. Diese Inkorporierung der Domstifte in den Deutschorden vollzog sich in einer Zeit, wo der Orden noch durchaus als des Landes Schild und Schirm anerkannt war; und das ermländische Kapitel, das einzige, welches nie in den Verband des Ordens getreten ist, war nur deshalb außerhalb geblieben, weil zur Zeit seiner Begründung noch niemand an die Maßregel dachte und der Stifter selbst ein Deutschordens-Bruder war. Später freilich hat das Kapitel seine unabhängige Stellung mit allem Erfolg sich zu wahren verstanden[3]).

In den Landen jenseits der Memel nahm der Orden nur in Kurland die gleiche Stellung ein. Denn Kurland war nach der Niederlage der Schwertbrüder 1236 aufgestanden und durch den Deutschorden wieder bezwungen; dieser hatte Kurland also nicht ererbt, sondern erobert, und dem wurde Rechnung getragen bei der Teilung des Landes und der Feststellung der Rechte zwischen Bischof und Orden. Den anderen Bischöfen aber, denen von Riga, Dorpat und Oesel, war er rechtlich untergeben; eine Fiction, die an Gehalt und Ernst gewann, als seit 1253 Riga der Metropolitansitz für ganz Preußen und Livland wurde und die Erzbischöfe mehr als einmal ihren Schein zur Geltung zu bringen suchten. Diese Gelüste äußerten

[3]) Dieser Absatz in Uebereinstimmung mit K. Lohmeyers Geschichte von Ost- und Westpreußen (2. Aufl. 1881) I, 143.

sich zu einer Zeit, da jene Inkorporierung der preußischen Stifter sich vollzog, in beiden Ländern aber der Orden durch 30jährigen Heldenkampf zum Wiedergewinn der durch den Aufstand von 1260 an den Rand des Unterganges gebrachten Kolonie den höchsten Anspruch auf ihre Dankbarkeit sich erworben hatte, während die Prälaten die unruhige Zeit zum Teil außerhalb ihrer Sprengel verbrachten. Als dann unter dem Streben des Ordens, die Oberhoheit über das mächtige Riga mit dem Erzbischof zu teilen, zu Ausgang des 13. Jahrhunderts die langverhaltene Spannung im blutigen Bürgerkrieg sich löste, haben Kirche und Handel, die den Staat ins Leben gerufen, sich nicht gescheut, die heidnischen Littauer zu seinem Verderben herbeizuziehen. Ihnen war der Orden allein nicht gewachsen. „Rettung durch Aussöhnung und Vereinigung der Parteien konnte nur eine innere Macht bringen, stark genug, um sich den Einfluß auf beide zu wahren, nicht zu stark, um den Verdacht beider auf sich zu lenken.“ Das war die Gesamtheit der deutschen Vasallen in Liv- und Estland.

Von den letzteren ging die Anregung aus. Sie forderten den Orden und die Bischöfe von Dorpat und Oesel samt deren Kapitel und Lehnsmannen zum Bündnis auf, das 1304 zu Dorpat besiegelt ward: wer dem Bunde sich entzieht oder entgegentritt oder einen fremden Herrn gegen ihn aufruft, wird von allen bekriegt, bis er sich dem Bündnis angeschlossen. Jeder Streit zwischen den Gliedern soll von Schiedsrichtern aus den Verbündeten geschlichtet werden. Das war die Gründung der livländischen Konföderation. — Nach elf Jahren traten trotz Verbot und Banndrohung die meisten Vasallen auch des Erzstifts dem Bündnisse bei. Nach weiteren 13 Jahren hielt selbst der Erzbischof nicht mehr Stand. Nur Riga gegenüber bedurfte es langwährender Belagerung, um die ausgehungerte Stadt dem zürnenden Meister unter schweren Bedingungen zu unterwerfen. Der Einfluß der Konföderation hat denn bald den Umschwung zur Milde bewirkt. „Jetzt hob sich wieder der gedemütigte Sinn der Stadt, von nun an ward sie ein reges Glied der neuen Gemeinschaft. Die in innerem Hader verschleuderte Kraft wurde jetzt für das Land selbst aufgewandt.“ Freiwillig gestanden die stiftischen Ritterschaften dem Orden die Befugnis zu, sie selbst und ihre Untersassen, wann er es für nötig fände, zur Kriegsfahrt wie zum Landesschutz aufzubieten. Bald schwand auch die Schattenherrschaft Dänemarks über die estländische Landschaft. Den Estenaufstand von 1343 hatte der Orden niedergeworfen, Schlösser und Städte besetzt; König

Waldemar IV verkaufte, frühere Unterhandlungen darüber wieder aufnehmend, dem Orden das Gebiet, das innerlich längst zu den Volksgenossen gehörte.

Der Orden hütete sich wohl, die mächtige selbstbewußte Genossenschaft der Vasallen von Harrien und Wirland ebenso wie das im Bunde der Hansa aufstrebende Reval unter dieselbe Strenge zu beugen, die er sonst in seinem Gebiete walten zu lassen gewohnt war. Er hat beide vielmehr in ihrer autonomen Selbstverwaltung belassen und deren Entwicklung auf landrechtlicher Grundlage gefördert; Land und Stadt haben ihm dieses Verhalten mit unverbrüchlicher Treue gelohnt. Selbst der eine Machtfaktor der Konföderation, in enger Gemeinschaft mit dem anderen und in rücksichtsvoller Achtung vor ihm, der Gesamtheit der Vasallen und der größeren Städte, sah er sich den geistlichen Herren mit ihren kleinlichen, aber nörgelnden Waffen gegenüber zu einer Rechtsstellung verurteilt, der er entwachsen war. Sein Kampf gegen diese Fessel erscheint — ich darf wohl hier ein früheres Wort von mir wiederholen — als das Ringen des politischen Genius gegen die hemmende, zähe Impotenz kleinstaatlicher Gebilde.

Von all solchen Reibungen, Rücksichten und Hemmungen nicht aufgehalten, ging die innere Thätigkeit des Deutschordens in Preußen ihren nach selbstgesetzten Regeln geordneten Gang, stark an moderne Verwaltungspraxis erinnernd [4]). Hier hatten Städte und Landbesitzer nur die Rechte, die der Orden selbst ihnen reichlich und zweckmäßig verliehen, die bei allem gegönnten Spielraum den Betreffenden auch jederzeit und in allen Stücken das landesherrliche Recht des Ordens ins Bewußtsein riefen. Weil hier nichts aus alter Gewohnheit sich allmählich gestaltet hatte, sondern alles vertragsmäßig und zu Menschen Gedenken festgesetzt und meist schriftlich verzeichnet war, konnten Zweifel und Streit über beiderseitige Rechte und Pflichten nicht leicht entstehen, waren aber, wo sie hervorbrachen, an der Hand der Urkunden nicht schwer zu lösen und zu schlichten. Dazu kam die gute Schulung der noch an strenge Befolgung ihrer eigenen Gesetze, Regeln und Gewohnheiten gebundenen Ordensbrüder, die sichere und feste Handhabung einer wohlgeordneten Gerichtsbarkeit unter Aufsicht der Comture als Statthalter der einzelnen Bezirke der Landesverwaltung. Was aber die Verwaltung besonders auszeichnete, war die unterstützende Förderung der Unterthanen durch

[4]) Vgl. Lohmeyer a. a. O. S. 167 ff.

die regierende Gewalt, das bewußte und planmäßige Streben, die Nutzbarkeit des Bodens, den Handel der Städte, die Freiheit des Verkehrs der liegenden Gründe, mit einem Wort die Leistungsfähigkeit der Unterthanen mit ihrem eigenen Zuthun zu erhalten und zu erhöhen. Dabei hat der Orden keineswegs die ständische Mitwirkung bei der Ausarbeitung der Gesetzentwürfe, bei der Festsetzung und Umlage von Steuern verschmäht; er hat die Beteiligten früh zu Rate gezogen, mit ihnen die auf sie bezüglichen Bestimmungen vereinbart; auch den Städten ein weites, jedoch scharf begrenztes Maß freier Selbstbestimmung in örtlichen Angelegenheiten wie auf den Wegen hansischer Politik eingeräumt.

Nichtsdestoweniger hat die preußische Bevölkerung sich nicht frei, sondern wie unter einem Banne stehend gefühlt. Wie sehr die kluge und wohlthätige, aber strenge und gesetzliche Herrschaft des Ordens auf das Geistesleben der ihr Unterworfenen gedrückt hat, dürfte für denjenigen, der im Charakter der Bauschöpfungen einer Landschaft mehr als ein zufällig bedingtes Walten nebensächlicher Umstände sieht, durch die ausschließliche Geltung der sogenannten Baukunst des Deutschordens in Preußen einigermaßen belegt werden. So zweckmäßig den Verhältnissen angepaßt, so großartig in ihrem Hallenbau, so zierlich in ihren Sterngewölben, so phantastisch im Giebelschmuck, so anmutig im Ornamentenwerk aus gebranntem Thon die Backstein-Architektur des Deutschordens sich giebt — es muß doch auffallen, daß nie und nirgends in den Städten oder auf dem flachen Lande einmal dazwischen die heimatliche Bauweise der mannigfachen Einwanderer zur Erscheinung gelangt ist. Wie anders und für den armen Norden verhältnismäßig reich belebt stellt sich die Summe der künstlerischen Einflüsse zwischen der Düna und dem finländischen Golf dar! Und doch ist von den größeren Kirchen des Landes nur der Dom zu Riga vor dem Eintreffen des Deutschordens erbaut.

Aus der Einförmigkeit der preußischen Bauten ließe sich allerdings auch eine andere Folgerung ziehen. Die staatlichen Schöpfungen des Deutschordens hätten die Nachkommen der aus verschiedenen Gauen Deutschlands entsprossenen Einwohner zu einem eigenen Volk umgebildet, das bereits Träger eines bewußten Heimatgefühls für das nunmehr als Vaterland betrachtetete Preußen geworden sei; diesem Gefühl habe er durch die ausschließliche Anwendung des preußischen Baustils Ausdruck gegeben. Das mag zugestanden werden. Aber dann ist auch hinzuzufügen, daß es der landesväterlichen

Fürsorge und der straffen Staatsgewalt des Deutschordens nicht gelungen ist, Preußen zugleich mit staatlicher Gesinnung zu erfüllen, nicht einmal, ungeachtet des Gegensatzes zu den fremden Völkern an seinen Grenzen, es bei deutsch-nationaler Gesinnung zu erhalten. Was der Orden auch gefehlt hat durch Ausbeutung seiner Herrschermacht zu eigenem Gewinn, durch Ungerechtigkeit und Lasterhaftigkeit einzelner seiner Glieder, durch schwächliche Nachsicht gegen solche — es waren schließlich Fehler, die vielen Herrschern mehr oder weniger anhafteten; sie reichen nicht aus, die völlige Abwendung des Landes von seiner Herrschaft zu erklären, sobald das große Unglück der Tannenberger Schlacht hereingebrochen war: die Niederlage mit dem Tod fast aller Gebürtiger am 15. Juli 1410. Fürchtend, jubelnd und, nicht zum mindesten, heischend, warf das deutsche Land sich dem Landesfeind, Polen-Littauen, in die Arme und zu Füßen. — Grauser Schreck, aber nicht Scham, nicht Reue kehrte ein, als der totgeglaubte Löwe noch Leben erwies. Und nach 44 Jahren das gleiche schmähliche Schauspiel, nur noch überboten durch die planmäßige Verbreitung des unerhörten Landesverrats.

Wodurch hatte der Orden solchen Frevel gegen sich und das gemeinsame Volkstum heraufbeschworen? Wirksamer als jede sonstige Verschuldung wird den Haß gegen ihn erregt haben die Überspannung seiner Staatshoheit, das starre Geltendmachen seiner stolzen, fürstlichen Herrscherstellung, die ihn fern hielt einer befriedeten Stätte, wie sie dem Ausgleich widerstreitender Interessen der allgemeine Landtag der livländischen Konföderation gewährte. Als ihr Glied hat er, nur ein Stand unter anderen, mit ihnen zusammen und mit ihnen allein dem Schicksal getrotzt, so lange es möglich war, und als er unterging, nicht in Unehren, hatte er seine Aufgabe erfüllt. Livland, mündig geworden unter dem eisernen Drucke der Not, war imstande, des Ordens Pflicht auf sich selbst zu nehmen und hat sie geleistet genau so viele Jahre, als der Orden seiner Mundwaltschaft gewartet hatte: jeder Teil drei Jahrhunderte und ein Viertel. Das ist kein schlechter Erfolg der Kolonialpolitik jenseits der Memel.

Als die preußischen Stände selbst anfingen, sich mit den allgemeinen Landesangelegenheiten zu beschäftigen, hatte Haß und Mißtrauen gegen die Landesherrschaft sie dazu bewogen, und indem sie nach ihrer Weise sich ihres Vaterlandes annahmen, hörte dieses Vaterland auf, nach äußerem Recht und innerem Wesen ein deutsches Land zu sein. — Mit gewaltiger Kraft und blendendem Glanze hatte

der Deutschorden hier — es ist bitter genug! — doch ins Leere gearbeitet. Er hat wahrlich nicht die Wiege der preußischen Monarchie gebaut: die Wiege bleibt die brandenburgische Mark, und nur kraft der Tapferkeit und Diplomatie des Großen Kurfürsten gewann Preußen die Ehre, als Pate der Monarchie den Namen zu geben. Die preußischen Könige haben dann erst, Friedrich Wilhelm I durch seine Verwaltung, Friedrich II durch sein Beispiel, das einstige Ordensland und spätere Herzogtum zu der Pflichttreue und der Staatsgesinnung erzogen, die in Immanuel Kant und in Christian Kraus ihre wissenschaftliche Ausprägung fanden und im ostpreußischen Provinziallandtag vom Februar 1813 unsterblichen Ruhm und weltgeschichtliche Folgen gewonnen haben.



Zur Geschichte der Volksgebräuche und des Volksaberglaubens im Rheingau während des 17. Jahrhunderts.

Von F. W. E. Roth.

Jede Zusammenstellung der Gepflogenheiten eines Volkes in Sitte, Gebrauch und Aberglauben für einen begrenzten Landstrich und Zeitraum liefert interessante Details für Beurteilung des Volkscharakters eines solchen Landstrichs, die Wanderung der Sitten aus angrenzenden oder entfernteren Landstrichen und die Verbindung untereinander. Ein solcher abgeschlossener Landstrich war der früher kurfürstlich Mainzische Rheingau. Begrenzt von den Gewässern Rhein, Walluf und Wisper, im Norden von dem pfälzer und hessischen Gebiet durch den Taunus geschieden, bewahrte dieser gesegnete Landstrich manche Volksgebräuche lange Zeit und zeigt sich hierin noch im 17. Jahrhundert als ein spezifisch katholisches Land. — Pfarrer Konrad Noll zu Rüdesheim a. Rh. machte als Dekan des Rheingauer Landkapitels auf Geheiß des Mainzer Vikariats im Jahr 1601 einen Bericht über den religiösen Zustand des Rheingaues. Es war die Zeit der Gegenreformation. Man wollte in Mainz wissen, inwieweit das Volk von gegnerischen Gepflogenheiten durchsetzt sei. Der Bericht ist in lateinischer Sprache ausschweifend breit in der Fassung, enthält aber verschiedene Angaben über Volksgebräuche und Volkssitten im Rheingau, die kulturhistorisch wie ethnographisch-vergleichend hohen Wert besitzen. Wie die meisten Gegenden Deutschlands, hatte sich der Rheingau 1601 noch einen Rest der Volksfeste und Lustbarkeiten zu wahren gewußt, um daran den Geist zu erfrischen und Abwechselung in die Einförmigkeit der Arbeit zu

bringen. Wie der Rheingau ein durchaus katholisches Land war, so haben die meisten Gebräuche auch eine derartige religiöse Grundlage. Das bürgerliche Jahr fiel mit dem Beginn des kirchlichen Jahres auf Weihnachten oder Geburt Christi in seinem Anfang zusammen.

Kurz vor Weihnachten sangen die Lehrer mit den Schülern vor den Thüren im Rheingau das alte Lied: Quem pastores laudavere etc. Zum Singen dienten die sogenannten Quempastoresbücher, welche die Glöckner schrieben und an die Schüler verkauften. Vielfach besaßen diese Bücher ein zierlich in Arabesken und Blumen gemaltes Titelblatt und stets Musiknoten. Für das Singen gaben die Leute ein Geldgeschenk den Schulmeistern und Schülern, je nach ihren Mitteln. Von diesem Geld wurden die Christfackeln gekauft. Es waren dieses Wachskerzen, welche die Schüler am Weihnachtsabend brennend in Laternen auf Stöcken trugen und dafür als Entgelt das Quempastoreslied sangen. Um neun Uhr abends ward im ganzen Rheingau auf Weihnachtsvorabend zum Gottesdienst geläutet. Der Gottesdienst bestand in einer Betstunde und dauerte bis zwölf Uhr nachts. Bei dem Gottesdienst erhielten die Jungfrauen von ihren Verehrern ebenfalls Christfackeln vor ihre Stühle gestellt. Im Hochamt zu Weihnachten sang der Schulmeister mit den Schülern das alte Lied: Puer natus in Bethlehem nach einer überaus fröhlichen Weise. Diese Weise diente auch auf Weihnachten als Tanzweise zum Reigentanz des jungen Volkes in Scheuern. Das Weihnachtsfest selbst dauerte drei Tage. Am Tage Johannes Evangelist erhielt jeder Kirchenbesucher morgens nach der Messe einen Schluck Wein an der Kommunionbank, den sogenannten Johannessegen, oder des heiligen Johannes Minne genannt. Auf Neujahr oder Beschneidung Christi gingen die Kinder zu ihren Paten und Gothen und wünschten das neue Jahr an. Für den Gruß: „Glückselig's neues Jahr" erhielten sie ein Geschenk an Geld oder Brezeln.

Am Tag der heiligen drei Könige zogen die größeren Knaben mit einem drehbaren Stern auf einer Stange, wobei ein Licht brannte, von Haus zu Haus und drehten den aus Blech und Glas gemachten Stern. Dabei wurde gesungen:

„Die heyligen drey König mit ihrem stern,
Sie essen und trincken, bezahlen nit gern."

Auch hier gab es Geschenke an Geld und anderm, häufig auch Wein. Die drei Könige trugen Kronen auf den Köpfen, welche von Blech und Flittergold gefertigt waren, und waren nach kirchlicher Art ganz in lange Gewänder gekleidet. Stern, Kronen und Kleider

wurden von dem gesammelten Geld angeschafft und vom Glöckner das Jahr über aufbewahrt. — Auf Gründonnerstag begaben sich die Schulkinder zu ihren Paten und Goten und erhielten gefärbte Eier und Brezeln. Auf Ostern bekamen die Kinder von den Lehrern in der Schule gefärbte und gemalte Eier. Vielfach wurden die Eier gemalt und dann die Farbe durch Scheidewasser weggeätzt, worauf vielerlei Figuren auf dem Ei entstanden. Vielfacher Luxus herrschte hierin.

Auf Kreuzerhöhung strömten die Andächtigen in der Kirche zu Geisenheim und an der Kreuzkapelle bei Lorch „im Pfaffenthal" zusammen. In beiden Gotteshäusern waren ansehnliche Kreuzpartikeln bewahrt. Es war dann Predigt und Gottesdienst. Die Schüler trugen Kränze von frischem Laub auf den Köpfen und waren auf diese Zierde sehr stolz. — Allgemein bei den Weinbergsleuten war die Verehrung des heiligen Urban als Patron derselben. Das Fest desselben hieß die „Urbanstracht". Das Bild des Heiligen ward von den sogenannten Urbanusmännern auf dessen Tag umhergetragen, bei schönem Wetter in einem gut gebauten Weinberg niedergesetzt und mit Reblaub bekränzt. Dann erfolgte ein Umzug im Orte und zum Schlusse ein „Imbs" [1]) als feierliches Essen mit Wein in einem Wirtshause. Wehe aber dem Heiligen, wenn es auf diesen Tag regnete und infolge davon nach Ansicht der Winzer schlechter Wein in Aussicht war. Dann wurde dessen Bild in den Rhein, einen Bach oder Brunnentrog als Bestrafung gesetzt nnd nicht bekränzt. Auch das „Imbs" unterblieb in diesem Falle. An manchen Orten hatten die Weinschröter das Recht, den Umzug sowie „Imbs" abhalten zu dürfen. Zu Hattenheim wurde in der Nacht vom Urbanustag (25. Mai) das Bild des Heiligen in einen wohlgebauten Weinberg gesetzt, bekränzt und dabei Verse abgesungen. Morgens 4 Uhr brachte man das Bild wieder weg. Der Besitzer des also ausgezeichneten Weinbergs war gehalten, den Schrötern Essen und Wein in einem Wirtshause zu geben. Mit dieser Auszeichnung ward unter den Besitzern abgewechselt. Zu Eltville sammelten die Schröter bei den Herrschaften Wein in einem bestimmten großen Krug und verzechten denselben zusammen. — Auf Bartholomäitag begannen die Schulferien, da die Weinlese im Rheingau im allgemeinen früher als jetzt stattfand. Bei dieser Gelegenheit erfolgte auch die Entlassung der Buben und Mädchen

[1]) Das jetzige „Imbiß".

aus der Schule nach Beendigung ihrer Schulpflichtzeit. Ein Schüler hielt dann im Namen der Entlassenen eine eingelernte deutsche Ansprache an die andern und nahm so Abschied, wobei er sich gegen Schulmeister und Mitschüler bedankte. Einer der Jungen, welche noch in der Schule verblieben, antwortete und wünschte den Weggehenden Glück auf deren Lebensweg.

Hatte im Herbst dann die Schule wieder begonnen, Anfang Oktober, so gingen Schüler und Mädchen mit ihren Lehrern „in die Ruten". Der Lehrer wies die Jungen, von denen jeder ein Messer „einen Schnittes" hatte, an, Ruten von den Bäumen, meist den Birken, im Wald zu schneiden. Jeder Schüler mußte abends ein Bündel Ruten aufweisen. Unterdessen spielte der Lehrer zur Unterhaltung der Mädchen mit diesen in der Nähe Versteckens oder Reihentanz. Mitgebrachtes Essen ward verzehrt. Abends rief der Lehrer die Schuljugend zusammen und zog mit derselben heim. Die Ruten wurden, um solche frisch zu erhalten, in den Schulkeller gelegt.

Auf Gallustag (16. Oktober) war nach dem alten Spruch: „Gallus hat alles den Dallus" als Beendigung der Ernte des Jahres allgemeines Erntefest. Die Schüler bekamen die sogenannten „Galluswerke" und Schneller, d. h. aus Marmor gedrehte Kugeln, unsere heutigen Glücker oder Klücker, als Geschenk zum Spielen. Hierauf folgten acht Tage Ferien, worauf die Schule für den Winter begann. Gewöhnlich wanderten um diese Zeit die Lehrer von einer Stelle auf die andere.

Waren wohlhabende Leute krank und nahten sich dem Tode, dann wurde ein Korb voll Wecke in die Schule gebracht. Die Jungen knieten mit dem Lehrer auf den Boden und beteten für den Kranken den sechsten Psalm und drei Vaterunser mit englischem Gruß laut ab. War das Gebet vorüber, dann wurden die Wecke verteilt.

Bei Hochzeiten kam der sogenannte Brauthahn auf den Tisch, welcher am Ende des Hochzeitsessens verzehrt ward. Anwesende Junggesellen erhielten auch einen Brauthahn vorgesetzt. Derselbe war mit Eicheln und Blumen geziert. Dabei ward großer Luxus angewendet. Das sollte die spröden Junggesellen ans Heiraten erinnern. Diese Brauthähne besorgten die Glöckner und hatten mit den Bäckern hierbei reichlichen Verdienst.

Diese Gebräuche enthält Pfarrer Rolls Bericht von 1601; den meisten dieser Gepflogenheiten dürfte die vom Kurfürsten Johann

Schweikard 1615 herausgegebene erneuerte Reformation ein Ende bereitet haben.

Zu dem Thema des Volksaberglaubens übergehend, berichtet eine der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts angehörige Handschrift meiner Bibliothek hierüber in ausführlicher Weise. Es war die Zeit vor oder der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Aus den Mitteilungen blickt das Bestreben durch, sich gegen Krankheit, Unglück und angebliche böse Geister auf religiös-mythologische Weise zu helfen. Ich drucke den Inhalt der Handschrift zum größten Teil unter graphischer Moderation ab:

„Wann man nach dem Neujahrstag zum ersten Mal backt, soll man so viele kleine Brote machen, als Leute im Haus sindt, und jedem Brot einen Namen eindrücken. Wer im Jahr sterben soll, dessen Loch backt sich im Brot zu. Wann man auf Neujahrstag den Waschlappen ans Gelender hängt, und dann die Gäul mit putzt, werden sie fett. Wer den Vers: Caspar fert myrrhum, Milchior thus, Balthasar aurum, haec tria qui secum portabit nomina regum, solvitur a morbo christi pietate caduco auf einen Zettel schreibt, und anhenckt, bekommt dies Jahr nit die fallendt Sucht.

Wer an der heiligen drey könig Abendt seine Wünsche gegen den Mond rufft, dem werden sie erfüllt. — Wer an St. Valtinstag eine Henne setzt, deren Jungen werden blind oder lahm.

Auf Faßnacht beschneide die Bäume, dann thun ihnen selbiges Jahr die Raupen nit Noth. Wer junge Ochsen auf Faßnacht austreibt, die lernen das Ziehen baldt.

Wer im Frühjahr den Gucuck zum ersten Mal schreien hört, soll zählen, wie oft er ruft und sagen:

Gucuck Beckerknecht
Sag mir in Wahrheyt recht,
Wie viel Jahr es werd,
Biß mir ein Mann beschert.

So viel Jahr wirds zur Hochzeit sein, als der Gucuck rufet.

Wer am grünen Donnerstag fastet, bekommt das ganze Jahr kein Fieber nit. Ebenso wer neunerlei Kraut ißt.

Wer am Charfreitag vor Sonnenaufgang Hefe ißt, kann selbiges Jahr saufen, so viel er will.

Wenn ein schwarzes Hinckel auf Charfreitag legt, das Haus trifft das Jahr aus keyn Unglück. — Am Ostersonntag schöpf vor Sonnenaufgang Wasser im Rhein oder in der Bach, dann wirst du

schön im Jahr und bekommst das Fieber nit. Auf Ostern iß hart gesotene Eyer, dann bist du das gantze Jahr gesundt.

Im April im Neumond behaue die Weiden, was damit gebunden wirdt, hält fest. — Baut dir ein Storch aufs Haus, dann hast du Glück im Jahr, bauen dir die Schwalben darin, dann giebt es dir viel Ungeziefer; den Rübsamen säe selbst, nicht die Weibsleut, sonst bekommen die Rüben Risse.

Wer auf Walpurg einen Kranz von Gundermann aufhat, kann alle Hexen erkennen.

Am Himmelfahrtstag sollst du nichts nähen, sonst schlägt dirs Gewitter ins Haus.

Steckt man Reis von Mayen, worüber der Segen dreimal gesprochen, auf Pfingsten ins Kappesland, dann kommen keine Erdflöh daran.

Wer auf Dreifaltigkeitssonntag etwas näht oder Geflicktes am Leib hat, den schlägt selbiges Jahr ein Donnerwetter. Wer sich an diesem Tag vor den Flachs stellt und die drei höchsten Namen anrufft, dem geräth der Flachs selbiges Jahr wohl.

Wer am Fronleichnamstag eine blaue Kornblume mit der Wurzel ausraufft, und in der Hand warm werden läßt, bekommt selbiges Jahr kein Nasenbluten. — Wer im Mai Kalbsgehirn ißt, wird die tobende Sucht selbiges Jahr bekommen.

Wer sich im Maienthau wäscht, verliert den Grind. — In der Nacht vor Johanni sammle Teufelsabbiß und Johanniskraut und werfe es ins Feuer, dann schaden Dir die † † † Geister nicht.

Auf Peter und Pauli Tag mache den Hinkeln neue Nester, dann legen sie wohl.

Bei der Erndt leg die zwey ersten Garben kreuzweis in die Scheuer, dann holt Dirs kein Drach. Wenn Du die letzte Garbe größer machst, dann vortheilt das Dreschen.

In den Hundstagen sollst Du Eisenkraut vor Sonnenaufgang suchen, dann hast Du selbiges Jahr kein Kopfweh und die Läus sterben ab. — Um Kiliani säe Rüben im letzten Viertel, die kochen sich weicher.

Wer auf Johannis Enthauptung in einen Baum haut, der stirbt ab.

Wer Korn säht, soll von drei Äckern Erndt holen und unter den Samen mischen, dann geräth es wohl.

Den 3. 6. und 22. October sind verworfene Tög, wer an ihnen geboren, lebt nicht lang oder geräth in Armuth.

Wer am Mertinstag dessen Namen an die Thür schreibt, hat selbiges Jahr keine Mäuse.

Wer am heiligen Weihnachtstag ein Düppchen zerbricht, der stirbt bald darauf.

Am Sylvestertag die Maulwurfhaufen verrecht, bauen die Maulwürff nit mehr auf."

Der zweite Teil der Handschrift enthält medizinische Rezepte in lateinischer und deutscher Sprache und folgende, hier ebenfalls wörtlich mitgeteilte allgemeine Regeln des Aberglaubens:

„Gegen die böse Geistersprüch:

Trotkopp! ich verbiete dir mein Haus und mein Hof, ich verbiete dir mein Hof, ich verbiete dir mein Vieh, daß du nicht über mich kommst, steig über alle Berg und Wasser fern hinaus, komm mir nicht mehr in mein Haus. Im Namen des Vatters und des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes. Amen.

Gegen böse Geist nimm Wermuth, Kümmel, Fünffingerkraut, Teufelsabbiß und Saubohnenstroh und hänge es über die Stallthür ꝛc. dann thun dem Vieh die † † † Geister kein Schaden.

Wenn du morgens in den Stall gehst, sprich auf der Schwelle: Ito, alo Massa Dandi Bando Amen, und mache drei Kreuz und sage:

Unser Herr Jesus trat in den Saal,
Da fochten in an die Judden überall.
Er aber thät gegen sie streiten,
Die Juden mußten groß Noth erleiden
Also helfe mir armen Mann,
Daß ich kein Noth erleiden kann,
Amen.

Vor das Fieber.

Kehr' morgens dein Hemd am linken Ermel um und sprich: *Kehr' um Hemd und Fieber wende dich. Im Namen des Vaters* ꝛc.

Vor den kalten Brand.

Sprich: Unser Herr Jesus Christ ging über Land, da sah er brennen eynen Brand, St. Lorenz lag auf dem Rost, unser Herr bracht ihm Trost. Er hub auf eine Hand und gesegnethe den Brand, also sei der Brand gebannt an meinem Fuß und Hand, daß er laß das Brennen sein und bewahr mein Fleisch und Bein. Im Namen des Vaters ꝛc.

Vor die Würmer.

Sprich diese Wort dreymal: Petrus und Jesus führen aus den Acker, hin und zurück drey furchen, sie gruben hervor drey

Würm, der eyne war weiß, der andere schwarz, der dritte war roth. Also seien alle Würmer todt. Im Namen des Vaters &c.

Gegen das böse Aug der Hexen sprich:

Jesus deine Wundmal roth stehen mir bei in aller Noth und helfen mir vor Hexerei und bösen Gesichtes Dreu.

Gegen Schnittwunden.

Nimm dreierlei Kraut und lege es auf die Wunde und sprich: Dreyerley Kräutche still mir mein Häutche, still mir mein Blut, daß nicht mehr bluten thut.

Vor den Husten.

Nimm Wachhekbeeren [2]), Zuckerbrot und Wermuth, koch es durcheinander und leg es warm uff den Magen; das hilft.

Vor das Zahnweh.

St. Peter stund zu eyner Stund und hette Weh im Mund an den Zehnen sein mit großer Peyn. Da sprach herre Jesus Christ: St. Peter du traurig bist. Von deiner Zähne Ungemach wird dir gar gach. Geh hin in Grund, nymm Wasser in den Mund, Und spey es aus dem Mund wieder in den Grund. Also thue auch.

Gegen Beinbruch der Schweine.

Beinbruch ich segne dich auf diesen Tag, daß dir der Herr gehelfen mag am siebten, achten, neunten Tag. Heilsam ist diese Wund, heilsam ist diese Stund. Heilsam ist der Tag, da Gott die Höll zerbrach. Also nicht die Wund geschwell, sondern heile schnell. Nimm dazu ein Pflaster von einem Schuß Pulver klein gemacht, eine gute Weinhefe, ein halbes Ey und schlage es über das Bein in den drey höchsten Namen.

Gegen das Hauptweh.

Thun dir im abnehmenden Mond die Zähn, Ohren oder der Kopf weh, dann stelle dich gegen den Mond und sag: Gleich wie der Mond abnimmt, also nehmen auch meine Schmerzen ab. Im zunehmenden Mond kehre dem Mond den Rücken zu. Das hölfft. —

Gegen Unfruchtbarkeit des Viehs.

Nimm Mastix ein gut Loth und Barbarawurzel und stoße das zusammen und gieb es dem Vieh ins Fressen, dann wird es schön kalben.

Gegen Blitzfeuer.

Schreibe Folgendes auf einen Teller und wirf ihn in das Feuer, dann wird es verlöschen.

---

[2]) Wachholderbeeren.

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

Oder wirf eine Hand voll Blumen, die auf Mariä Wirzweih[3]) dreimal gesegnet, ins Feuer."

Es folgen in der Handschrift Gebete in lateinischer und deutscher Sprache und am Ende noch folgende Regeln für die Wochentage:

„Wer Sonntags früh nießt, erzürnt sich denselben Tag. —

Montags soll man nicht waschen, es kommen sonst Läus in die Wasch.

Was Dienstag begonnen wird, geräth nicht.

Mittwochs ist ein verworfener Tag, aber alles im Handel gedeiht wohl.

Wer Donnerstag nüchtern sein Geld zählt, hat das ganze Jahr Geld.

Freitags soll man die Kinder nicht baden, sie bekommen das Grimmen. Wer Freitags die Haare und Nägel schneidet, hat Gluck und kein Kopfweh mehr zu befürchten. Wer sich um drei Uhr, als der Herr starb, die Haare flicht und kämmt, bekommt Ungeziefer.

Samstag soll man keine Leinwand bleichen, sie wird sonst grau."

Diese einzelnen Gebräuche des Aberglaubens kommen meistenteils auch in anderen Gegenden vor und finden sich mit Abweichungen im einzelnen in dem Buche: Die gestriegelte Rocken-Philosophie. Erstes bis sechstes Hundert. Chemnitz 1722—1729 Octavo wieder. Leider fehlt dort nur zu häufig die Angabe, in welcher Gegend die einzelnen Gepflogenheiten üblich waren.

[3]) 15. August, Mariä Himmelfahrt.



Professoren der Kulturgeschichte?

Von Georg Steinhausen.

Vor einigen Jahren habe ich in der „Gegenwart" in einem Aufsatz über „Die Kulturgeschichte und die deutschen Universitäten" den Mangel besonderer Lehrstühle für Kulturgeschichte beklagt. In dem einleitenden Aufsatz zu dieser Zeitschrift habe ich vor einem Jahr dieselbe Klage erhoben und dabei überhaupt auf die äußeren ungünstigen Verhältnisse hingewiesen, die daran Schuld sind, daß so wenige Männer von Fach auf diesem Gebiete arbeiten und so viele Dilettanten.

Die Redaktion der „Historischen Zeitschrift" ist jetzt auf dieses Thema zurückgekommen. Indem sie versichert, daß sie dem von mir in dieser Zeitschrift ausgesprochenen Wunsch nach einem freundlichen Verhältnis zwischen der politischen und der Kulturgeschichte durchaus teile und meiner Zeitschrift „nichts weniger als abgünstig" gegenüberstehe, fährt sie so fort: „Trotzdem aber glauben wir, eine falsche Tendenz in den Wünschen und Bestrebungen des Herausgebers wahrzunehmen. Er beklagt, daß auf deutschen Hochschulen noch immer keine besondere Professur für Kulturgeschichte existiere. Wir würden es für den denkbar größten Mißgriff halten, wenn eine solche Professur je geschaffen würde. Jeder Lehrer der allgemeinen Geschichte, der seine Aufgabe tiefer auffaßt, widmet schon ganz von selbst den kulturhistorischen Problemen die gebührende Aufmerksamkeit. Welch ein Unding wäre dagegen die Verpflichtung, nur speziell Kulturgeschichte mit Ausschluß der politischen Geschichte vorzutragen. Denn gehört nicht auch die politische Geschichte in Wahrheit wieder als ein höchst wichtiger Teil zur Kulturgeschichte, ja kann man die Kulturentwickelung der eigentlichen Kulturvölker ohne diesen Faktor überhaupt wirklich verstehen? Wenn man von kulturhistorischer Seite

den politischen Historikern mit Vorliebe, und auch zuweilen nicht ohne Grund, Einseitigkeit vorwirft, so scheint uns doch in jener Forderung eine noch viel bedenklichere Einseitigkeit hervorzutreten, die es uns nützlich schien, bei Zeiten als solche zu kennzeichnen."

Ich glaube es ist von allgemeinem Interesse, wenn ich die Frage ein wenig eingehender behandle.

Ein politischer Historiker, Professor Bernheim in Greifswald, schreibt in seinem „Lehrbuch der historischen Methode" in Bezug auf die Kulturgeschichte u. a. folgendes: „Die Kulturgeschichte ist von der politischen grundsätzlich nicht irgend verschieden, aber doch an Thema und vorwiegenden Gesichtspunkten so abweichend, daß sie besondere Behandlungsart und Vorkenntnisse zu ihrem Studium erfordert." Ferner: „Bei sachgemäßer Begrenzung der beiderseitigen Arbeitsgebiete wird sich das natürliche Verhältnis gegenseitiger Anerkennung und Ergänzung zwischen Kulturgeschichte und politischer Geschichte notwendig herstellen müssen, und das wird beiden Teilen zur größten Förderung gereichen." Und speziell in Bezug auf mich meint er (S. 599): „Der Herausgeber betont in einem Vorwort die selbständige Bedeutung der Kulturgeschichte neben der politischen Geschichte; darin stimme ich, wie der Leser meines Buches weiß, ganz mit ihm überein."

Ich weiß nun nicht, ob die Redaktion der „Historischen Zeitschrift" diese Sätze Bernheims unterschreibt. Thut sie es nicht, so ist eine weitere Erörterung eigentlich überflüssig. Denn wenn die Kulturgeschichte keine selbständige Bedeutung hat, so braucht sie natürlich auch keinen Lehrstuhl. Thut sie es aber, so weiß ich schlechterdings nicht, warum es „ein Unding" sein soll, „nur speziell Kulturgeschichte mit Ausschluß der politischen Geschichte vorzutragen"! Unter „Ausschluß der politischen Geschichte" kann man selbstverständlich nur verstehen, daß von politischen Ereignissen und Personen nur die Rede sein soll, soweit es zum Verständnis der Kulturentwickelung notwendig ist, und politische Vorgänge auch kulturhistorisch verwertbar sind.

Wenn weiter „nur Kulturgeschichte vortragen" ein Unding ist, dann ist „nur Kulturgeschichte schreiben" nicht minder ein Unding. Dann ist eben die Kulturgeschichte überhaupt ein Unding. Doch — ich will ernsthaft sprechen. Die „Historische Zeitschrift" bestreitet nicht einen gewissen Wert und eine gewisse Bedeutung der Kulturgeschichte an sich: sie glaubt aber, daß die Mehrzahl der politischen Historiker dieses Gebiet genügend behandelt. „Jeder Lehrer der

allgemeinen Geschichte, der seine Aufgabe tiefer auffaßt, widmet schon ganz von selbst den kulturhistorischen Problemen die gebührende Aufmerksamkeit." Mit anderen Worten: sie unterschreibt die Bernheimschen Sätze eben nicht: sie erkennt keine selbständige Bedeutung der Kulturgeschichte an. Darum versteht sie auch nicht, wie man „nur" Kulturhistoriker sein kann und „nur" Kulturgeschichte vortragen könnte.

Die selbständige Bedeutung der Kulturgeschichte wäre also der Kern der Frage. Diese eingehend zu erweisen, halte ich um so weniger für nötig, als eben eine Anzahl politischer Historiker sie zugestehen. Ich will auch nicht das wiederholen, was ich darüber ebenfalls in einem Artikel der „Gegenwart": „Der Streit um die Kulturgeschichte" in Beziehung auf die Polemik zwischen Schäfer und Gothein schon gesagt habe. Ich will diesen ganzen Streit nicht wieder aufwärmen.

Nur das will ich fragen: Ist das Gebiet der Kulturgeschichte so klein, daß man sie nur als Nebensache betreiben, daß man ihr nicht seine ganze Kraft ausschließlich widmen kann? Und weiter: ist die Bedeutung der Kulturgeschichte so gering, daß sie dem heranwachsenden Geschlecht nicht als ein besonderes Gebiet gelehrt werden kann?

Bei beiden Fragen wird es sich zunächst wieder um den Begriff der „Kulturgeschichte" handeln. Und da will ich mich, wie ich es wiederholt gethan habe, vor allen Dingen dagegen verwahren, daß man den Begriff zu allgemein faßt. Danach hätte der Kulturhistoriker die Ergebnisse der Forschungen über das, was die Völker auf dem Gebiet der Philosophie, der Kunst, der Litteratur, des Rechts, auch auf dem des Staatslebens geleistet, und über das, was sie in religiöser Beziehung geglaubt haben, zusammenzufassen, ein allgemeines Geschwefele darüber zu erheben und stolz zu sagen: „Sehen Sie, meine Herrschaften, da haben Sie die menschliche Kulturentwickelung!" Die Ansicht, die Kulturgeschichte sei vielfach so eine allgemeine Phrasenmacherei, ist namentlich bei den Leuten verbreitet, die nie ein gutes kulturhistorisches Buch — und einige haben wir ja Gott sei Dank noch — gelesen haben.

Nein, es handelt sich gar nicht um Allgemeinheiten oder Schönrednerei oder öde Spekulation: es handelt sich um sehr bestimmte spezielle Aufgaben. Wenn die Litteraturgeschichte und die Kunstgeschichte in dem Rahmen der großen Geschichtswissenschaft ihr eigenes Gebiet haben und als Fachwissenschaften anerkannt werden, so hat auch die Kulturgeschichte ihr eigenes und zwar noch recht

wenig gepflegtes und dabei recht großes Gebiet und darf mit noch größerem Recht jene Anerkennung verlangen.

Ich begnüge mich, wie ich es auch bereits wiederholt gethan habe, eine Reihe der Aufgaben, die niemand einer anderen Wissenschaft, als eben der Kulturgeschichte zuschreiben wird, kurz aufzuzählen. Es gehören in ihr Gebiet: die Erforschung der äußeren Lebensverhältnisse, also des Einflusses der natürlichen Umgebung, der Wohnung, der Nahrung, der Tracht, der Wirtschaft — bekanntlich hat gerade die Wirtschaftsgeschichte besondere Pflege und Anerkennung in neuester Zeit gefunden —, des Verkehrs, der Technik u. s. w., weiter die Erforschung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, also der Familie, der Gesellschaftskreise (z. B. des Adels, der Höfe, der Gelehrten) u. s. w. und der gesellschaftlichen Lebensformen und Sitten (geselliger Verkehr, Benehmen, Spiele, Feste u. s. w.), weiter die Erforschung der Sitten überhaupt; diese letztere führt schon zum Teil, insofern Sitten und Bräuche auf bestimmte Anschauungen zurückgehen, zu der schönsten Aufgabe des Kulturhistorikers, der Erforschung des inneren Lebens der Vergangenheit. Hier liegen so reizvolle Aufgaben, wie die Geschichte des Gemüts, die Geschichte des Volkscharakters, die Geschichte der geistigen Bildung, die Geschichte der Erziehung, die Geschichte des Aberglaubens, die Geschichte der Sittlichkeit und so fort.

Sind das nun alles Quisquilien? Ist das gleichgiltiger Trödel? Oder sind das Hirngespinste?

Nein, es sind greifbare und große Aufgaben, und sie sind niemandem anders gestellt, als eben dem Kulturhistoriker!

Die Einheit aber dieses Stoffgebietes liegt in dem letzten Endzweck der Kulturgeschichte. Die bekannte Frage: „wie ist es eigentlich gewesen?" ist für sie die Frage: „wie sind die Menschen eigentlich gewesen und wie haben sie gelebt?"

Diese Frage richtig zu lösen, kann sie sich nicht mit der bloßen Eruierung und Anhäufung des Stoffes begnügen. Es kommt darauf an, in der Masse der Einzelheiten das Typische zu erkennen und festzustellen. Hier wird das wahrhaft bedeutende, das künstlerische Moment in der Kulturgeschichte klar. Die Beobachtungsgabe, die für den Naturforscher wie den Dichter notwendig ist, muß auch der Kulturhistoriker in höchstem Maße besitzen, will er die Fülle der Einzelheiten verwerten, will er das Typische herausschälen. Die Massenerscheinungen zu beherrschen und zu gestalten, indem man ihren Zusammenhang erfaßt und die wesentlichen Entwickelungsmomente

begreift, und die Einzelerscheinung wieder aus dem Ganzen zu erklären, das ist wahre Wissenschaft und wahre Kunst zugleich. Hier versagt z. B. die Kraft Janssens und hier glänzt Gustav Freytag. Erst so wird man den Gang der Kulturentwickelung eines bestimmten Volkes, das Charakteristische einer bestimmten Periode, einer bestimmten Generation richtig darstellen, erst so die Wichtigkeit von Kultureinflüssen eines Volkes auf das andere, einer Zeit auf die andere richtig würdigen können.

So erhält auch erst jene allgemeine Kulturgeschichte, die ich oben nur nicht falsch verstanden wissen wollte, ihren wahren Wert. Mit den Ergebnissen der engeren Kulturgeschichte verbindet sie die Ergebnisse der Litteratur-, der Kunst-, der Religions-, der Rechtsgeschichte u. s. w. Ja, die „Historische Zeitschrift" hat völlig Recht, wenn sie meint, daß „auch die politische Geschichte in Wahrheit wieder als ein höchst wichtiger Teil zur Kulturgeschichte gehört". Freilich betrachtet dann und verwertet die Kulturgeschichte diese Einzelwissenschaften in anderer Weise als der betreffende Fachmann. Sie darf nicht compilatorisch sein. Auch hier fragt sie, was folgt aus dem und dem für den damaligen Zustand der Menschen? Sie geht also über das Ziel der Einzelwissenschaften hinaus. „Die allgemeine Kultur einer Epoche", sagt Gothein, „ist noch etwas anderes, als die Gesamtsumme aller wirtschaftlichen Leistungen, Rechtsbildungen, religiösen Meinungen, wissenschaftlichen Entdeckungen und künstlerischen Gestaltungen, sie besteht in nicht mehr und nicht weniger als in den gemeinsamen, unter sich wieder zwiespältigen und ringenden Richtungen des Geisteslebens. Kulturgeschichte in ihrer reinsten Form ist Ideengeschichte."

So gewinnt man in letzter Linie eine allgemeine Kulturgeschichte als eine allgemeine Menschheitsgeschichte, die für die ersten Zeiten des Menschengeschlechts notwendigerweise auch mit anthropologischen, ethnologischen und namentlich linguistischen Forschungen operieren muß.

Aber ich wiederhole: diese allgemeine Kulturgeschichte wird kaum als Fachwissenschaft gelten können. Sie kann freilich geschrieben, gelesen und gelehrt werden, so gut wie die allgemeine Geschichte, und soll es auch. Die wissenschaftliche Aufgabe dabei ist, die Einheit und den Zusammenhang der Entwickelung festzustellen. Aber als spezielles Arbeitsgebiet kann sie nicht gelten: dazu ist der Begriff zu ausgedehnt.

Als ein selbständiges in ihren Zielen, in ihrer Methode und in ihrem Stoff bestimmtes Arbeitsgebiet muß eben die Kulturgeschichte

im engeren Sinne gelten, und das wird sich im Laufe der weiteren Entwickelung immer klarer herausstellen.

Und immer klarer wird sich auch herausstellen, daß dieses Arbeitsgebiet besser organisiert werden muß als bisher, daß diese Wissenschaft öffentlich gelehrt werden muß. Der berufsmäßige Unterricht in der Kulturgeschichte ist nicht nur deshalb von großer Wichtigkeit, weil diese Wissenschaft der Lehre wert ist, weil zum richtigen Verständnis der Vergangenheit die Kenntnis dieses Gebietes notwendig ist, sondern auch deshalb, weil mit dem Eintritt der Kulturgeschichte in die Lehrfächer für sie selbst die größte innere Förderung gegeben ist. Dann wird die planmäßige Arbeit auf diesem Gebiet, die Organisation des Arbeitsgebietes von selbst erfolgen; sie wird andererseits dann überhaupt erst möglich sein.

Die „Historische Zeitschrift“ scheint zu fürchten, daß es eigentlich so kommen könnte. Denn es scheint ihr „nützlich“, „bei Zeiten“ zu warnen.

Ich hoffe und wünsche von Herzen, daß jene stille Befürchtung recht bald zur Wahrheit werden möge.

Zunächst ist sogar schon einiges erreicht. Ältere Vorkämpfer der Kulturgeschichte, wie Riehl und Biedermann, sind lange Professoren und lesen Kulturgeschichte, freilich nicht als „Professoren der Kulturgeschichte“. Auch aus neuerer Zeit sind manche Namen zu nennen, so der Gotheins, der freilich Professor der Nationalökonomie, so der Alwin Schultz', der Professor der Kunstgeschichte ist. Lamprecht aber, der das kulturgeschichtliche, namentlich das wirtschaftsgeschichtliche Element stets betont, ist ordentlicher Professor der Geschichte in Leipzig. Freilich — und das ist charakteristisch — er vertritt zugleich auch die politische Geschichte.

Aber ich meine, man kann nicht dabei stehen bleiben. *Entweder* muß man auf diesem Wege weiter gehen, und *Männern, die sich auf kulturhistorischem Gebiet ausgezeichnet haben,* dasselbe Zutrauen schenken wie denen, die sich auf politisch-historischem Gebiet ihre Sporen verdient haben, und sie *in die bestehenden Professuren für Geschichte berufen. Oder* man muß, namentlich an den großen Universitäten, als Gegengewicht gegen vorzugsweise oder ausschließlich politische Geschichte vortragende Lehrer, *eigene Professuren der Kulturgeschichte* gründen.

Der erste Weg wäre der *in letzter Linie* wirksamste. Er würde überhaupt dem Wandel entsprechen, der sich heute in der Geschichtswissenschaft vollzieht. „Es ist undenkbar,“ hat Lamprecht

neuerdings gesagt, „daß die Geschichtsschreibung unserer Zeit einen anderen als kulturgeschichtlichen, wirtschaftsgeschichtlichen, rechtsgeschichtlichen, geistesgeschichtlichen Stempel trage."

Der zweite Weg wäre der schneller wirkende und darum vorzuziehende. Denn zunächst sind die politischen Historiker doch die beati possidentes, und werden wohl gesonnen sein, es auch zu bleiben. Aber sie sind sich doch zum Teil bewußt, daß ihre Thätigkeit so eine notwendige Ergänzung findet. Gothein sagt völlig richtig: „es bedarf die politische Geschichtschreibung zur Lösung ihrer Aufgaben neben sich einer selbständigen Kulturgeschichte." Andererseits ist es aber meiner Überzeugung nach wirklich notwendig, daß es besondere Lehrstühle für Kulturgeschichte giebt, wie gesagt, im Interesse der Ausbildung und der Förderung dieses noch jungen Studiums. So gut sich die Litteraturgeschichte und noch später die Kunstgeschichte ihre Professuren erobert haben, so gut wird sich auch die Kulturgeschichte bestreben müssen, in den Kreis der an den Universitäten gelehrten Wissenschaften einzutreten. Gerade heute, wo eine solche Spezialisierung der wissenschaftlichen Arbeit eingetreten ist, sollte man sich an diesem doch gewiß noch genug umfassenden „Spezialgebiet" nicht stoßen. Man wird es nächstens natürlich finden, daß, wie sich ein Herr neulich nur für die Geschichte der Reformation habilitiert hat, einer sich womöglich nur für den siebenjährigen Krieg oder ähnliche Gebiete habilitiere. Und dann will man die Kulturgeschichte allein nicht gelten lassen? Es giebt ordentliche Professuren nur für Geschichte der Medizin, da ist die Professur „nur" für Kulturgeschichte in der That kein „Unding", sondern eine berechtigte Forderung. Man verschone uns also mit dem Vorwurf der Einseitigkeit. Früher klagten die Gegner über die zu große Vielseitigkeit der Kulturhistoriker, die keine ernste Wissenschaft aufkommen lasse, und nun — sind wir „einseitig". Der Kulturhistoriker wird am wenigsten in die Lage kommen, zu einseitig zu werden.

Auf dem Leipziger Historikertage sagte ein sehr angesehener politischer Historiker zu mir in Bezug auf die Kulturgeschichte: „Ihnen gehört die Zukunft!"

Wenn dem so ist, dann haben der Staat sowohl als die Universitäten die Pflicht und das große Interesse, die Kulturgeschichte zu fördern.



Ueber die historischen Volkslieder des 30jährigen Krieges.

Von Richard Müller.

Von den historischen Volksliedern des dreißigjährigen Krieges liegt uns eine erhebliche Anzahl, in mehreren umfassenden Werken gesammelt, vor, und obgleich damit der Schatz des ungedruckten Materials noch nicht erschöpft ist, so mag doch im Folgenden versucht werden, über diesen bemerkenswerten Zweig deutscher Volksdichtung einen Überblick zu gewinnen, ein Versuch, der um so gerechtfertigter erscheinen muß, als die Herausgeber durch Auswahl des besonders Charakteristischen, teilweise sogar durch zahlreiche vortreffliche Anmerkungen, eine wertvolle Vorarbeit geleistet haben.

An diese Volkslieder lassen sich drei verschiedene Maßstäbe legen: der historische, der kulturhistorische und der litterarische. Ihr historischer Wert ist im Vergleich zu den gleichzeitigen Prosaquellen gering, doch darf man ihn auch nicht allzusehr unterschätzen. Einzelne Ereignisse sind mit einer Breite und Genauigkeit geschildert, welche den wirklich historischen Darstellungen nur wenig nachsteht. *So wird uns z. B. die Schlacht am weißen Berge recht zutreffend* erzählt (Opel[1]) u. Cohn Nr. 17), desgleichen erfahren wir viele Einzelheiten der Belagerung Heidelbergs (Ditfurth[2]) Nr. 35), und ähnliche Fälle gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Waren doch die Verfasser jener Lieder vielfach Augenzeugen der großen Begebnisse und zur genauen Beobachtung der Vorgänge einer

[1]) Julius Opel und Adolf Cohn, Der dreißigjährige Krieg. Eine Sammlung von historischen Gedichten und Prosadarstellungen. Halle, 1862.

[2]) Franz Wilhelm Freiherr von Ditfurth, Die historisch-politischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges. Herausgegeben von Karl Bartsch. Heidelberg, 1882.

Schlacht oder eines Feldzuges durch ihre militärische Erfahrung manchmal recht wohl geeignet. Die Belagerung von Breisach z. B. besingt ein Kanonier (Ditfurth Nr. 112); als Verfasser des Liedes, „in welchem vmbstendiglich vermeldet wird, wie es am Tage Margrethen bey Eroberung der Stadt Halberstadt 1643 zugegangen", nennen sich am Schlusse zwei Soldaten, welche „gerne guten Breihahn" trinken. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß die Aussagen dieser Personen durch ihre Parteistellung stets getrübt wurden; allein wo blieb auch bei den damaligen zünftigen Historikern die Objektivität? In der Motivierung der Ereignisse möge den letzteren allerdings größere Wahrheitsliebe zuerkannt werden, in der detaillierten Schilderung eines bestimmten Ereignisses aber, namentlich einer militärischen Operation, sind die Volkslieder oft zuverlässiger als man zuerst meinen sollte.

In weit stärkerem Grade ist der litterarische Wert dieser Lieder unterschätzt worden. Allerdings besteht zwischen ihnen und den Erzeugnissen des älteren historischen Volksgesangs, mit denen man sie stets vergleicht, ein bemerkbarer Abstand, allein so auffallend, wie man es mehrfach dargestellt hat, ist derselbe keineswegs. Auch im 16., ja sogar im 14. und 15. Jahrhundert gehören die wirklich guten Lieder zweifellos zu den Ausnahmen, und es ist einseitig, die Fehler nur bei den Liedern des 17. Jahrhunderts zu betonen. Allein, selbst zugestanden, daß im großen und ganzen gegen frühere Zeiten ein Sinken der poetischen Kraft unverkennbar ist, so fügt man diesen Kriegsliedern durch einen derartigen Vergleich entschieden Unrecht zu. Sie dürfen nicht ohne weiteres mit jenen älteren lyrisch-epischen Dichtungen in Parallele gestellt werden, weil sie — wie aus dem folgenden ersichtlich werden möge — ganz anderen Zwecken dienten und demgemäß auch ganz anderer Natur sind als jene.

Zwei Eigentümlichkeiten treten uns bei ihnen besonders auffällig entgegen und geben ihnen ihre Signatur: einerseits die Neigung zur Parodie, andererseits zum Dramatischen. Das ist auch sehr begreiflich, denn — worauf es ja hier ankam — gerade diese beiden Formen der Dichtung sind vornehmlich geeignet, auf die Masse agitierend zu wirken. Die populäre Wirkung des Dramatischen leuchtet von selbst ein. Die Parodie wird dadurch volkstümlich, daß sie uns auf eine geheime Beziehung, einen verstellten Sinn irgend eines Wortes oder Liedes aufmerksam macht, der uns bisher entgangen war, oder, allgemeiner ausgedrückt, daß sie uns etwas Fertiges

künstlich in einer ganz unerwarteten Beleuchtung zeigt. Für derartige Enthüllungen und Coups ist namentlich das große Publikum stets sehr dankbar. Wenn also etwa in unseren Liedern die Jesuiten als die Jesu=wider bezeichnet wurden, so war der — natürlich meist unbewußt — verlaufende psychologische Effekt, daß der gemeine Mann aus dem Volke überrascht war zu entdecken, wie sich ja hier bereits durch den Namen der antichristliche Geist dieser Genossenschaft verrate. Auch heute noch wird ja das volkstümliche Denken durch derartige unberechtigte Associationen beeinflußt; man darf sich nur des Beifalls erinnern, den der zufällige Gleichklang des Namens Napoleon mit dem in der Apokalypse prophezeiten Antichristen Apollyon gefunden hat. Selbst der Gebildete mit seiner Vorliebe oder Abneigung gegen manche Namen unterliegt dieser allgemein menschlichen Schwäche: bewußt oder unbewußt hat sich mit einem derartigen Worte eine ausgeprägte Empfindung associiert und tritt beim Klange desselben hervor, um ihn sympathisch oder antipathisch zu beeinflussen. Dieser Vorgang muß in jenen naiveren Zeiten ungleich stärker gewesen sein, denn man bedient sich seiner in ausgedehntestem Maße, um die öffentliche Stimmung zu beeinflussen. Spinola wurde als die Spinne bezeichnet, der „Sued" mit Umkehrung der Buchstaben als Deus, Adolf etwas sehr erkünstelt als Adelhülf, Prag als die Plag, Wallenstein als Allen ein Stein, ein Bischof als ein Bis Aff, die Liga leitete man von lügen ab, die böhmischen Direktoren hießen die Destruktoren, den Namen des verhaßten Kanzlers Clesel schrieb man C. L. esel (= 150 Esel), klagend rief man aus, daß durch den fortwährenden Ruf Alarm = à l'armes schließlich „alle arm" geworden seien, und ganz treffend wurde die Konföderation der Böhmen als Konfusion bezeichnet. Es wäre nicht denkbar, daß man sich in derartigen Wendungen, die uns heute nur als leeres Spiel erscheinen, immer und immer wieder gefallen hätte, wenn dieselben auch damals ganz erfolglos gewesen wären. Auch lehren die mannigfachen Beschwerden der getroffenen Personen, daß man sich der diskreditierenden Wirkung dieser stachlichen Wortverdrehungen recht gut bewußt war. Noch tiefer verletzten natürlich die ausgeführten Parodieen, die in geistliche und weltliche geteilt werden können. Für die ersteren waren die Bibel, der Katechismus und das Kirchenlied die beliebtesten Vorlagen. So lautet z. B. ein „päpstliches Vaterunser" (Opel S. 32): „Unser Vater, der Papst, verunheiliget werde dein Name, umkomme dein Reich, dein Will vergehe wie im Himmel also auch auf Erden,

unser täglich Brod stielst uns armen Leuten und vergibst uns unsere Schuld, und bist doch selbst des Teufels Schuldiger, und führe uns nicht in Verfluchung, sondern ergib dich dem Bösen, denn dein ist sein Reich und die Kraft seiner Greulichkeit, der Teufel holet (hole) den Papst in Ewigkeit. Amen.“ Man hat häufig über die in solchen Parodieen liegende Profanation geklagt. Doch wird dabei gewöhnlich übersehen, daß die Verfasser den geheiligten Text keineswegs direkt in den Staub ziehen, sondern ihn stets durch andere Parteien oder Personen — hier durch den Papst — entwürdigen lassen. Die Verfasser selbst sind im Gegenteil gerade von der Schändlichkeit einer derartigen Entheiligung durchdrungen, machen den Leser darauf aufmerksam und fordern ihn gleichsam zur Mitentrüstung auf. Freilich wäre jenen Autoren vorzuwerfen, daß sie selbst ja erst die Profanation schufen, indem — um von unserem Falle zu reden — es ihnen ja recht gut bekannt war, daß der Papst nicht in dieser Art das Vaterunser bete. Allein mit demselben Rechte könnte man dann schließlich auch einen Dramatiker für eventuelle gotteslästerliche Reden seiner Figuren verantwortlich machen. Der Zweck eines litterarischen Erzeugnisses darf eben nie außer acht gelassen werden: hier sollte durch eine fingierte Profanation gegen die angeblichen Lästerer des Heiligen Stimmung gemacht werden. Es versteht sich von selbst, daß hiermit die seichte, ja widerwärtige Art einzelner Parodisten nicht entschuldigt werden soll, von denen z. B. einer den schönen sechsten Psalm folgendermaßen verzerrt: „Ich bin so müde von Streichen, ich schwitze vor Angst in meine Hosen durch und durch, und netze(t) meine Unflat mein Lager. Meine Gestalt ist verfallen von Püffen und ist braun und blau geworden, denn ich allenthalben gekeilt werde“ (Opel S. 3 Vers 6). Meist wirkt jedoch der plumpe Ernst des Vortrags mehr harmlos als abstoßend. „Warum toben die Spanier und die Papisten reden so vergeblich? Der König von Spanien lehnet sich auf, er und der Spinola rathschlagen mit einander wider die Staaten und ihre Gesalbten“ ruft (Opel S. 30) einer jener Sänger aus und fügt warnend hinzu: „Wol dem, der nicht wandelt im Rath der Spanier, noch tritt auf den Weg des Spinola, noch sitzet wo die Papisten sitzen. Sondern hat Lust zu der Union und redet von ihren Artikeln Tag und Nacht.“ Manchmal wird im Anschluß an die biblische Erzählung eine gefälligere Wirkung erzielt, wie etwa in der folgenden Parodie des Evangeliums Matthäi (4—11): „In der Zeit ward der Pfalzgraf geführt in die calvinische Wüste von dem

hoffärtigen Geist, auf daß er von seinem Weib versucht würde. Und da er alles das Sein verzehrt und verthan hätte, darnach hungerte ihn. Und die Versucherin trat zu ihm und sprach: „Bistu eins Churfürsten Sohn, so sprich, daß die böhmische Stain zu Brot werden, daß unsere Kinder zu leben haben und zu essen haben.“ Und er antwort und sprach: „Nit allein im Brot können sie leben, sondern sie müssen die Klostersuppen, Stift und Gotteshäuser darzu haben.“ Da nahm ihn der Scultetus, sein Hofprädicant, mit ihm in die große Stadt Prag und führte ihn in den Tempel hinauf in die Schloßkirchen und sprach zu ihm: „Bistu ein böhmischer König, so stürz diese Bilder und Heilthum hinab; denn es ist geschrieben, der von Thurn hab seinen Dienern befohlen, sie werden die silberne und guldene Bilder auf den Händen darvon tragen, auf daß sie nit etwan an die Stein verletzt werden.“ Da sprach der Pfalzgraf widerum: „Es stehe bei Calvino geschrieben: Wir solltens versuchen.“ Und er ließ sie hinabstürzen. Abermal nahm ihn der Graf von Thurn mit ihm auf den weißen Berg und zeiget ihm alle Reich der Welt samt ihrer Herrlichkeit und sprach: „Das Alles will ich dir geben, wo du niderfielest und Calvinum anbetest.“ Da fiel er nider und ließ sein Hosenband dahinten. Da verliefen sich die Teufel, und siehe: die Engländer wollten ihm nit mehr dienen. Darum trat er zu den Holländern und wohnet bei den wilden Thieren, sonst hätt er nicht zu essen“ (Opel S. 99).

Viel zahlreicher indessen als die geistlichen Parodieen sind die Parodieen auf weltliche Texte. Hier spekulierte man weniger auf die sittliche Entrüstung, als auf die Macht der Musik und volkstümlichen Poesie, denn durch den Anschluß an beliebte Volkslieder war der Parodie von vornherein eine gewisse Popularität sicher. Im allgemeinen parodierte man weltliche Lieder freier als geistliche Texte, bei denen man sich möglichst genau an die Vorlage halten mußte, weil nur so der Unwillen des Lesers erregt werden konnte. Weltlichen Liedern folgte man dagegen häufig nur in einigen Strophen, um dann selbständig fortzufahren. Ein gutes Beispiel dafür liefert die auf den Kardinal Clesel zugespitzte Parodie, deren Vorbild wir zur Vergleichung darunter setzen:

Ein schönes Büßerlied von Kardinal Clesel (Ditfurth Nr. 5).

Es ist kein Schnee gefallen,
Ist noch in Sommerszeit,
Doch wirft man mich mit Ballen
Als ob der Weg verschneit.

Viel Gut hab ich erworben,
Das Rauben war mein Freud,
Ist nun mit eins verdorben
All Pracht und Herrlichkeit!

Mein Haus — gefallt mir übel —
Hat einen andern Herrn,
Trug einen stolzen Giebel,
Darauf ein gülden Stern.

Hatt' mir auch auserwählet
Viel Damas werth und jung;
Damit ist nun gefehlet,
Fort sinds mit einem Sprung.

Mein Hetzen, Pressen, Morden,
So mir groß Freud gemacht,
Ist nun zur Höllen worden,
Darin der Teufel lacht.

So ist all mein Gespunnste,
Wie Spinneweb verstört;
All Praktik, Witz und Kunste,
Sind wider mich gekehrt.

Und solches bös Geschicke,
Den Winterschnee und Sturm,
Bracht mir im Augenblicke
Der ketzerisch Grafe Thurn.

Ach Pabst, laß dich erbarmen,
Weil gar so elend bin,
Nimm mich in deine Arme,
Sanft fahr in Sünd dahin! —

Verschneiter Weg.[3])

Es ist ein schne gefallen
und ist es doch nit zeit,
man wirft mich mit den pallen,
der Weg ist nur verschneit.

Mein haus hat keinen gibel,
es ist mir worden alt,
zerbrochen sind die rigel,
mein stüblein ist mir kalt.

Ach lieb, daß dichs erparmen
daß ich so elend pin,
und schleuß mich in dein arme!
so vert der winter hin.

Wie man sieht, sind Str. 2 und 4—7 der Parodie freier Zusatz. In einigen Fällen sind die Beziehungen zwischen Original und Parodie noch lockerer. In der Parodie des sogenannten „Lindenschmidts" (Ditfurth Nr. 28) fehlt jeder direkte Anschluß an den weitverbreiteten Gesang, dagegen schwebte dem Parodisten ohne Zweifel die Grundidee des Originalliedes vor. Dort handelt es sich nämlich um die auf Befehl eines Markgrafen von Baden erfolgte Gefangennahme des berüchtigten Räubers Lindenschmidt, in unserem Falle wird der vergebliche Versuch des Markgrafen Georg Friedrich von Baden geschildert, Tilly in der Schlacht von Wimpfen zu besiegen. Gerade weil dieser Vergleich wegen des ganz verschiedenartigen Ausganges so unzutreffend ist, mag der Parodist auf den wörtlichen Anschluß verzichtet haben, dagegen versagt er es sich nicht, Tilly mit dem genannten Mordgesellen in Parallele zu stellen.

---

[3]) Abgedruckt bei v. Liliencron: Deutsches Leben im Volkslied um 1530 (Deutsche Nationallitteratur von Kürschner, Bd. 13).

Parodieen, welche in gar keiner textlichen Beziehung zum Volksliede stehen, sondern nur die Melodie desselben benutzen, sind selten, auch verdienen derartige Stücke nicht mehr als Parodieen betrachtet zu werden.

Schon in der Wahl des „Tons" lag in den meisten Fällen eine sinnige Andeutung oder manchmal auch eine scharfe Spitze. Kardinal Clesel und der Winterkönig mußten z. B. im Tone des „armen Judas" ihre Armesünderlieder vortragen:

Ditfurth Nr. 4.

O ich armer Clesel,
Was hab ich gethan,
Daß itzt auf ein Esel
Reiten muß darvon?
War des Bapsts Geselle,
Und des Kaysers Rath,
Saß dick an der Quelle
Arger Missethat.
Kyrie eleison.

Ditfurth Nr. 14.

O du armer Winterkönig.
Was hastu gethan,
Daß du gar so widerspännig
Dem Kaiser nimmst die Kron?
Drum mußt du billig meiden
Die Chur und Böhmer-Land,
Und mußt Noth darzu leiden,
Großen Spott und Schand.

Originallied (Liliencron a. a. O. S. 227).

O du armer Judas,
was hastu gethan,
Daß du deinen Herren
also verrathen hast!
Darum mustu leiden
in der helle pein
Lucifers Geselle
mustu ewig sein.
Kyrie eleison.

Seine freudigen Empfindungen über die Schlacht am weißen Berge läßt ein Katholik nach dem bekannten Liede folgendermaßen ausklingen:

In dulci jubilo Nun singet und seid froh!
Unsers Herzen Wonne
Liegt im Collegio,
Und leuchtet als die Sonne
In Pragae gremio.
Alpha es et o! O Alpha es et o.

O virgo regia, O Jungfrau Maria!
Laß uns nit von dir weichen!
Tibi laus inclyta!
Wir können nit vergleichen,
Jam in Bohemia
Seind wir und bleiben da, Seind wir und bleiben da.

A. M. E. N.

Auf protestantischer Seite dagegen klagte man über die „schweren Zeiten“ im Tone: „An Wasserflüssen Babylon“ (Ditf. Nr. 52):

Aus hochbetrübtem Muth und Herz
Ejn kläglich Lied zu singen,
Von Jammer, Elend, Angst und Schmerz,
Die Liebe mich thut zwingen,
Für mein betriebtes Vaterland:
Teutschland, an's End der Welt bekannt
Warstu in alten Tagen,
Wan ich bedenk wie Deine Freud
Sich hat verkehrt in Traurigkeit,
Ich möcht für Leid verzagen.

Übrigens ist dieses Lied, wie manche andere von ähnlicher Länge niemals wirklich gesungen worden, denn welcher Sänger hätte wohl die Begeisterung gehabt, 28 zehnzeilige Strophen im langsamen Tempo vorzutragen. Bei diesen Gedichten, welche eine Mittelstellung zwischen den gesungenen und den chronikartigen Liedern einnehmen, diente der Hinweis auf den „Ton“ also nur zur Bezeichnung der Stimmung, in der sie aufzufassen waren.

Nicht minder stark wie die Neigung zur Parodie war der Hang zum Dramatischen. Auffällig unterscheiden sich hierdurch die Lieder des ausgehenden 16. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 17. von den übrigen historischen Liedern unserer Nation, ohne daß man bisher immer genügend auf den Zusammenhang dieser Erscheinung mit der allgemein dramatischen Richtung jener Zeit hingewiesen hätte. Der dramatische Trieb war damals so stark, daß er sich auch auf lyrischem und epischem Gebiete geltend machte, wo er natürlich meistens Schaden anrichtete. Wo sich nur irgendeine Gelegenheit findet, Personen einander redend gegenüberzustellen, da wird sie auch benutzt; kleinere Ansätze zum Dialog finden sich allenthalben, und gewiß an 20 Prozent der erhaltenen Lieder haben stellenweise geradezu dramatische Form, — die ja auch einer so mit Handlung erfüllten Zeit die angemessenste war.

Wie gern man selbst in ein rein deskriptives Gedicht kleine dramatische Intermezzi einzuflechten geneigt war, beweist z. B. Nr. 29 bei Ditfurth, betitelt: „Wahrhafte Beschreibung der großen Schlacht, so geschehen zwischen dem Grafen von Mansfeld und Herzogen von Braunschweig eines Theils und Don Cordova auf der anderen Seiten den 29. August dieses 1622 Jahres zwischen Gembeloers und Flery vorgangen.“ Die ersten drei Strophen behalten den

erzählenden Ton bei, aber in der vierten Strophe entwickelt sich ein kleiner Dialog:

4. Ein Trommeter kam geritten gar allein
Und sprach: „Cordova, edler Herre mein!
Der Mansfelder läßt fragen,
Ob man ihn lassen passieren will,
Oder ob er muß schlagen."

5. Cordova hätt viel Baurn in seinem Heer,
Sprach: „Ich will streiten nach ritterlicher Ehr
Mit den mansfeldischen Knechten."
Der Mansfelder wieder zur Antwort gab:
„Mit Bauren ist nicht gut fechten".

Doch möchte dergleichen noch wenig besagen, da wir auch in Balladen an dramatisch belebte Einschiebsel gewöhnt sind; viele andere unserer Lieder stehen aber geradezu auf dramatischem Boden. Die Mehrzahl derselben sind Dialoge, in welchen die redenden Personen oder Parteien ganz wie im Drama mit Namen eingeführt werden, sodaß die Bezeichnung derartiger Werke als „Lieder" — wie dies dennoch gewöhnlich in der Überschrift geschieht, recht unzutreffend ist. In solchen Dialogen begegnen uns u. a. Gustav Adolf und Tilly (Ditf. Nr. 65), der Papst und Tilly (Ditf. Nr. 91), Petrus und Karl der Große (Ditf. Nr. 90), Wallenstein und Tod (Ditf. Nr. 108). Typisch sind die Zwiegespräche zwischen einer belagerten Stadt und dem davor befindlichen Feinde, wobei Letzterer die Rolle des Freiers, die Stadt die Rolle der umworbenen Jungfrau übernehmen. In dieser Weise bemühen sich Wallenstein um Nürnberg, Arnheim und Wallenstein um Stralsund, Tilly um Minden und namentlich um Magdeburg. Gelang es der „Braut" den Ansturm des Freiers zurückzuweisen, so rief sie ihm wohl eine spöttische Bemerkung zu; wie z. B. Nürnberg dem abziehenden Wallenstein den höhnischen Rath giebt (Ditf. Nr. 100):

Gelt, Wallenstein, du hast die Braut?
Geh, putz Dein Goschen drauß! —

Im andern Falle aber klagte die „Jungfrau" um ihre „verlorene Ehre", wie namentlich Magdeburg, deren Eroberung durch Tilly vielfach als eine „Schändung" gebrandmarkt wurde. Überaus dramatisch wird uns die Tillysche Brautwerbung bei Ditfurth Nr. 60 vor Augen geführt; hier haben wir eine regelrecht ausgeführte Scene vor uns. Nur äußerlich ist durch Beibehaltung der achtzeiligen Strophe die Liedform angedeutet, — der Dialog durchbricht diese Form an vielen Stellen, und echt dramatisch prasseln Zeile um Zeile,

Rede und Gegenrede schlagfertig auf einander. Auch die Individualisierung verrät entschiedenes dramatisches Talent, sie wird außerdem sehr durch den sprachlichen Kontrast beider Figuren unterstützt, indem „Magdeburg" ein höchst originelles „Sächsisch", Tilly ein etwas geziertes Hochdeutsch redet. Nachdem Letzterer der „graf Madam" viele Komplimente gemacht und sich auf ihr Befragen als „großer Kriegsheld" vorgestellt hat, bringt er in „Züchten und in Ehre" seine Werbung an. Sie aber weist ihn mit der drastischen Motivierung ab, daß er ja ein Verschnittener sei:

Tilly.
Str. 14: Ihr sagt von einem Manne?
Ich bin ein Junggesell.
Magdeburg.
Ick ene jung Madane (Madame).
Tilly.
Drum bin ich hier zur Stell.
Magdeburg.
Oh nein! Juw ick nicht nehme.
Tilly.
Was ist's denn, daß Ihr launt.
Magdeburg.
Och, die Rede ick mi schäme:
Man sagt, Gi sind kapunt.

Jetzt hat sie seine Gunst verscherzt; wütend schimpft er auf die von ihm soeben noch als „ehrbar und tugendsame Jungfrau" Bezeichnete los:

Tilly.
Str. 15: Ei, schäme Dich, Du Metze,
Schäm Dich, bei meinem Eid!
Da ich dies höret jetze,
War mir's von Herzen leid,
Daß eine Jungfrau wisse
Hiervon zu discurirn.
Wollt, daß Ihr thätet Buße,
Wollt euch selbst absolvirn.

Nichts weniger als zerknirscht fragt sie ihn erstaunt:

Str. 16: Sind Gi denn nicht castriret?

und giebt ihm, obwohl er dies heftig in Abrede stellt, dennoch einen Korb, da ihr ein Mönch nicht behage:

Str. 18: Mönrkfleisch kömmt mi nich eben,
He mot sin hoher gebor'n.

Als Tilly sie nun voller Eifersucht des Umgangs mit dem Schweden beschuldigt, erwidert sie schnippisch:

Str. 20: Beter si ja ein Könige —
Holt ick, wo ick nicht toll —
Als ein verschoren Mönnigk,
Wennt einer ja sin soll.

Diese Worte sind durch fetten Druck hervorgehoben, offenbar sollte in ihnen ein politisches Glaubensbekenntnis zum Ausdruck gelangen. Tilly droht mit Gewalt und zählt stolz die lange Reihe seiner Heldenthaten auf, Magdeburg aber zieht alle seine Prahlereien ins Lächerliche und fordert ihn schließlich auf, nur näher heranzukommen wenn er sich getraue:

Str. 42: Und wollt löfflen mit mi;
Töft, hier find Ji Juw's Gliken,
Kümmt mi nun neger bi!

Derartig gereizt, fordert Tilly in heftiger Wut und mit großem Wortschwall seine „Reuter und Knechte, Captain und Colonell" zum Sturme auf:

Str. 44: Pflanzet bald die Kartaunen,
Grabt, werft die Schanzen auf!
Wir woll'n zu Ihr einraunen,
Seyd fertig zum Anlauf!
Laßt das Gespiel erschallen,
Laßt ihr kein Rast noch Ruh,
Flankiert, daß es thut knallen,
Stürmt auf die Hure zu!

Magdeburg, nachdem sie Gott um Beistand gebeten, erläßt einen ebenso wortreichen Armeebefehl, der mit der blutdürstigen Aufforderung schließt:

Str. 47: Schetet, hawet und stecket,
Nu, nu ist's hohe Tied!
De Schwaden ehm torbreket
Tor recht'n und linken Siet.

Es gelingt der resoluten „Madame" auch wirklich, den ersten Sturm abzuschlagen, und mit ihrer Bitte um ferneren Beistand des Himmels schließt der erste „Theil". Das zweite Stück dagegen, in Form und Geist dem ersten ähnlich „begreifft den andern Storm vnd Eröberung". Beide Gedichte sind kulturgeschichtlich sehr wertvoll, und wir werden weiter unten noch mehrfach darauf zurückzukommen haben. Hier ist das große dramatische Geschick hervorzuheben, welches sich in ihnen offenbart. Mit wie sicherer Hand ist der Gegensatz zwischen der robusten, derben, einer Bauerndirne ähnlichen „Jungfraw" und dem feinen intriguanten „Cavallyr", dem „Monsieur Tilly", durchgeführt, welcher fortwährend zwischen Liebe und Zorn hin und hergeworfen wird.

Doch begnügte man sich keineswegs immer damit, nur zwei Personen auftreten zu lassen. In dem bei Ditfurth Nr. 47 abgedruckten „Liedt“ werden wir in das Lager der Kaiserlichen vor Stralsund versetzt, und es entrollen sich vor uns Scenen, die zwar nicht ihrem Werte, wohl aber ihrem Wesen nach mit Schillers „Wallensteins Lager“ verglichen werden können. Es handelt sich hier nicht mehr um bloße Gespräche, sondern um wirkliches Geschehen, ja der Dichter giebt sogar, ganz wie im Drama, Bühnenanweisungen. Eine große Zahl Personen werden uns vorgeführt: kaiserliche Soldaten, welche bezeichnende Namen führen, wie Sprichgroß, Röckloß, Suputh (Saufaus), Fludderug, Rumbsack, Dirumdei, Stutzwald, Ganzweiß, Halbtoll —, ein Mönch, ein Trompeter und endlich Marschall Arnheim. Einige „Reutter“ unterhalten sich über die bevorstehende Belagerung, ein anderer singt dazwischen ein Lied, unterdessen kommt ein Rittmeister hinzu und läßt zum Aufbruch blasen. Dann werden wir in den Kriegsrat eingeführt; die betreffende Anweisung lautet: „Weil'n sie den Feind in der Ordnung gleichsam sehen, fodert der Marschall Arnheim die vornehmsten Officieren zu sich und spricht.“ Nach der Ansprache des Marschalls verändert sich die Scenerie wieder; wir stehen bei den Vorposten, die sich auf die in der Stadt zu erhoffende Beute freuen, bis ein Ausfall der Stralsunder diese Gespräche unterbricht. Mehrere heitere Scenen schieben sich in die Haupthandlung ein; u. a. tritt ein Mönch auf und predigt, ähnlich wie der Schillersche Kapuciner den entmutigten Kaiserlichen ein sonderbares Ave Maria vor, das in der Bitte gipfelt:

Str. 34: Vorerst, o Gottes Mutter,
Maria, gieb uns Futter,
Gold, Geld und allzumal.

Schließlich werden die Kaiserlichen von den Stralsundern dauernd zurückgeschlagen, und der Dichter selbst spricht eine Art Epilog, worin er für die Stadt um Frieden bittet. Das Ganze steht in künstlerischer Hinsicht weit hinter dem oben besprochenen Dialoge zurück, allein es nähert sich formell noch mehr als dieses dem wirklichen Drama. Der Verfasser, ein „Peregrinant auß fernen Landen“, nennt sein Werk ein „Colloquium“; wir müssen es als einen Übergang von Ballade zum Drama bezeichnen.

In verwandter Manier finden wir bei Ditfurth Nr. 66 die Schlacht bei Leipzig behandelt; der Umstand, daß hier in der Überschrift auf den „Ton“ verwiesen wird, in welchem das Gedicht

vorzutragen sei, kann uns über seinen ganz dramatischen Charakter nicht täuschen.

Man hat deshalb diesen Dichtungen vielfach Unrecht gethan, wenn man dieselben mit den historischen Liedern früherer Epochen verglich und dann natürlich zu einem für die ersteren ungünstigen Resultate kam. Wir haben hier vielfach keine lyrischen oder epischen Produkte vor uns, sondern sozusagen mißlungene dramatische Fragmente. Als solche müssen sie beurteilt werden; man darf sie nicht ohne weiteres mit dem aus älteren Perioden entlehnten Maßstabe messen, sondern muß ihnen ihren oft seltsam verschleierten, aber wohl zu erkennenden dramatischen Kern als Entschuldigungsgrund anrechnen. Freilich, weil es meist total verunglückte Experimente sind, weil sie im besten Falle Zwittergeschöpfe zwischen Epos und Drama repräsentieren, stehen sie an Kunstwert den älteren historischen Liedern, welche den epischen Stil viel reiner innehalten, nicht gleich. Aber die Erkenntnis ihrer dramatischen Natur ermöglicht es wenigstens, auch ihren Vorzügen gerechter zu werden, als dies bisher meist zu geschehen pflegte. Es stecken in ihnen eine ganze Menge wertvoller dramatischer Keime, welche in der fremdartigen Umhüllung allerdings nicht zur Entwickelung gelangten, die aber, auf den rechten Boden — die Bühne — verpflanzt, erhebliche Wirkung gemacht hätten. Belege dafür, daß es trotz der im ganzen verfehlten Entwickelung nicht an einigen sehr glücklichen Entwürfen mangelt, werden wir im Laufe unserer Darstellung noch mehrfach geben. Vor allem entnehmen wir dieselben der Ditfurthschen Sammlung, auf deren hohen poetischen Wert schon Bartsch in der Vorrede zu derselben hingewiesen hat.

Allein auch die litterarische Bedeutung dieser Lieder wird durch deren **kulturgeschichtlichen Wert** völlig in Schatten gestellt. Gerade für eine Zeit, in welcher die ganze Welt sich scharf in zwei Teile sonderte, wo sich diese beiden Massen mit vollem Bewußtsein ihrer verschiedenartigen Weltanschauung gegenüberstanden, ist eine rein politische Geschichtsschreibung nicht imstande, ein erschöpfendes Bild der herrschenden Zustände zu entwerfen. Denn in solchen Epochen, mehr als bei dem normalen Verlauf der Dinge, ist das Individuum nur ein Werkzeug jener großen, einander feindseligen Kräfte — es glaubt zu schieben und es wird geschoben. Lehrt doch gerade das Beispiel Wallensteins, daß auch der geniale Mensch nicht imstande war, damals einen selbständigen, vermittelnden Weg einzuschlagen, sondern daß er von den beiden Parteien wie von zwei

Mühlsteinen zerrieben wurde. Wenn es in ruhigeren Epochen möglich ist, daß eine hervorragende Persönlichkeit eine von den Sympathien der Menge fast unabhängige Bedeutung zu erringen vermag, so wird dies sehr schwierig, ja oft unmöglich, sobald sich die im Volke latente Kraft erst einmal offenbart und sich zu gewissen Anschauungen oder einem festen Programm verdichtet hat. Dann verschwindet der absolute Wert eines Individuums gegenüber dem Werte, welcher ihm von der Masse beigelegt wurde. Wenn es uns demnach gelingt, den letzteren festzustellen, so haben wir damit zugleich auch die Bedeutung klargelegt, welche der betreffenden Person oder Richtung für die betreffende Zeit zukam. In höherem Maße als sonst muß also in solchen Epochen die kulturgeschichtliche Untersuchung die rein historische Betrachtung ergänzen.

Für die Erkenntnis der Denkungsart der damaligen großen Masse sind nun diese Lieder eine unersetzliche Quelle. Der Einblick, den sie uns in das Empfinden des deutschen Volkes gestatten, ist demjenigen vergleichbar, den uns ein aufrichtig geführtes Tagebuch in die Zustände einer einzelnen Person gewährt. Alles, was in ästhetischer, ja in rein historischer Hinsicht ihren Wert vermindert, steigert ihre kulturgeschichtliche Bedeutung, denn gerade die Formlosigkeit und der Mangel an kritischer Betrachtung der Dinge ist ja ein Zeichen der Wahrhaftigkeit dieser Tagebuchblätter des deutschen Volkes. Unter dem Drängen der ungeheueren Ereignisse fand man nicht die Zeit, ein prunkvolles Gewand zurechtzuschneidern, sondern schrieb nieder, was gerade aus der Feder floß. Auch nicht einmal so viel Zeit blieb übrig, das schnell Entstandene zu „zersingen“, wie das in früheren Tagen geschehen war. Kaum hatte sich für ein Ereignis eine gewisse typische Auffassung herausgebildet, so trieben auch schon neue Begebenheiten zu neuer Produktion, und das Alte blieb in seinem unfertigen Zustande liegen. Man könnte hieraus vielleicht einen Einwand gegen die Bezeichnung dieser Gedichte als „Volks“-Lieder herleiten, ein Einwand, der noch durch den Umstand verstärkt würde, daß sich vielfach Soldaten, Studenten, Pastoren u. s. w. ausdrücklich als Verfasser nennen. Sind das noch Volkslieder, bei deren Entstehung das einzelne Individuum eben alles leistete, während das „Volk“ auch nicht einmal nachformend mitwirkte? Zweifellos sind die Lieder des dreißigjährigen Krieges nicht Volkslieder wie die aus dem 15. Jahrhundert, an denen jedermann seine umbildende Kraft versucht hatte, aber es sind Volkslieder in dem Sinne, daß hinter ihnen die ganze Masse des Volkes oder wenigstens der Partei

stand, deren Empfindung sie zum Sprachrohr dienten. Die Massenhaftigkeit der Produktion, sowie die große Verbreitung und Anerkennung, deren sich einzelne dieser Lieder erfreuten, beweist diese Thatsache zur Genüge. Immer wieder treten uns die gleichen Grundanschauungen in neuen Einkleidungen entgegen, so daß hier der Einzelne lediglich als Vertreter der Masse, welcher er angehört, zu uns spricht. Zugleich verrät uns die große Anzahl der Lieder im Vergleich zu anderen Epochen die heftige Erregung jener Tage. Kaum die Freiheitskriege lassen sich hinsichtlich ihrer Produktivität mit den Tagen des beginnenden dreißigjährigen Krieges in Parallele stellen. Wolkan[4]) hebt hervor, daß 1619 allein über den „Winterkönig" an 200 Lieder verfaßt wurden, und man wird wohl annehmen dürfen, daß sich der Volksgesang um die übrigen entscheidenden Personen und Ereignisse in annähernd ähnlicher Fülle gerankt hat. Die Gesamtmasse der damals entstandenen Lieder zu bestimmen, fehlt es an genügenden Anhaltspunkten, doch ist es sicher, daß sich ihre Zahl auf Tausende belief. Das bleibt erstaunlich, selbst wenn man erwägt, daß viele dieser Lieder die Rolle der heutigen Zeitungen übernahmen.

An der Produktion sind alle drei Parteien, Katholiken, Lutheraner und Calvinisten, beteiligt; in den bisher veröffentlichten Sammelwerken überwiegen entschieden die evangelischen Lieder, und unter ihnen wieder, der Größe der Partei entsprechend, die von lutherischer Seite verfaßten. Da man voraussetzen darf, daß die Herausgeber nicht einseitig die protestantischen Lieder bevorzugt haben, und andererseits nicht einzusehen ist, wie etwa über den Erzeugnissen der katholischen Partei ein besonderer Unstern gewaltet haben könne, so entsprechen diese Verhältnisse der thatsächlichen Produktivität. Ob man diese Erscheinung mit Wackernagel[5]) lediglich dadurch zu erklären hat, daß die katholische Welt im 16. und 17. Jahrhundert so gut wie keine Poesie besessen habe, erscheint aber doch nicht völlig ausreichend. Sicherlich ist daneben auch der bei beiden Hauptparteien verschieden starke Antrieb zur Produktion in Betracht zu ziehen. Mochten die Katholiken auch noch so erbittert sein und stellenweise die empfindlichsten Niederlagen erleiden, so hatten sie doch im

[4]) R. Wolkan, der Winterkönig im Liede seiner Zeit. Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde 2 (1889), 390—409.

[5]) In der Vorrede zu Emil Wellner: Die Lieder des 30jährigen Krieges. Nach den Originalen. Basel 1855. 2. Auflage 1858.

allgemeinen bei weitem nicht so viel aufs Spiel zu setzen als die Protestanten, deren Religion im Falle des Unterliegens unwiederbringlich verloren war. Unzweifelhaft mußten sie sich daher weit intensiver und auch weit häufiger zum Aussprechen ihrer Besorgnisse bewogen fühlen als die Gegenpartei. Dementsprechend umfassen auch die protestantischen Lieder einen größeren Kreis von Stimmungen: Klage, Wut, Spott, Hoffnung, Resignation, Jubel sind die häufigsten, — während auf katholischer Seite vornehmlich die spöttischen und triumphierenden Lieder eine große Rolle spielen und der ganzen Masse ihr Gepräge verleihen.

Vortreffliche Beispiele von Ironie gaben die Katholiken in ihren Liedern auf den unglücklichen Friedrich von der Pfalz, dessen Stellung im Volksliede Wolkan a. a. O. eingehend geschildert hat. Auch sonst mangelt es nicht an Belegen dafür, während die protestantischen Lieder meist zu erbittert sind, um den feinen satirischen Ton richtig zu treffen. Das gab den katholischen Gedichten manchmal eine gewisse Überlegenheit, die von der Gegenseite wohl empfunden und mit maßlosem Ingrimme erwidert wurde. In einem sehr interessanten Gedicht werden die aus Kärnthen, Krain und Steiermark vertriebenen Protestanten ironisch als „liebe Gesellen“ im deutschen Reiche willkommen geheißen. Es beginnt (Ditfurth Nr. 30):

Str. 1: Gott willkomm, du verlorner Hauf,
Aus Kärnthen, Krain und Steier herauf!
Wie schlägt der Puls, wie secht ihr auf;
Wer matt und müd ist, der verschnauf —
Liebe Gesellen!

Str. 2: Was bringt's mit euch für Lumpengesind!
Ihr lauft daher mit Weib und Kind;
Wie die Zügeuner ziehet herum,
Mit eurem armen Luthertum —
Liebe Gesellen!

Str. 3: Ein kräftig Wort euer schöne Lehr,
Ist euch fürwahr ein schlechte Ehr;
Dan ihr mit all eurem Bericht,
Hin und wieder in d' Winkel kriecht —
Liebe Gesellen.

Str. 18: Was seyd's für lose Lumpenleut,
Untäuglich zu eim solchen Streit;
Euer Liecht hat gar ein dunkeln Schein,
Dabei keiner will Martyrer sein,
Liebe Gesellen.

Str. 19: Vor Jahren thäten 's Christen nit,
Aus Forcht weichen sie nit ein Tritt;
Der Glaub nahm mit Verfolgung auf;
Jetzt heiß's: Wer laufen kan, der lauf! —
Liebe Gesellen.

Zum Schlusse bemerkt der anonyme Verfasser:

Str. 23: Wer ist's, der euch dies Liedlein sang?
Zu Lohn wünscht ihr ihm g'wiß den Strang;
Sein Vornam ist: Frag mich nur nicht,
Sein Zunam ist: Ich sag's euch nicht —
Liebe Gesellen.

Auf diese Herausforderung schreibt ein Protestant in tobendem Zorne eine Beantwortung (Ditfurth Str. 31):

Str. 1: Wie grüßt du uns aus falschem Mund
Nach Art und Weis der bösen Hund;
Darfst uns darzu auch Gesellen nennen,
So wir doch keineswegs bekennen;
Dan darum müßen wir entlaufen,
Daß wir nit seyn aus euerm Haufen —
Verräter!

Str. 2: Wer uns verjagt, das weißt du wol,
Sonsten ich dir ihn nennen soll:
Es ist der Teufel und sein Hauf,
Die leinen sich gegen Christo auf,
Bereden die liebe Obrigkeit,
Daß sie Gott's Wort im Land nit leid —
Anhetzer!

In den folgenden Schlußrufen der einzelnen Strophen läßt er dann ein ganzes Bataillon von Schimpfworten aufmarschieren: Aufrührer, Antichristen, Geizhälse, Mörder, Verführer, Verfälscher, Hurensöhne, Henkersgesellen, Zuschürer, Mammonsknecht, Betrüger, Verplauderer, Peiniger, Spitzbuben, Esauiter, Bluthunde u. s. w. u. s. w. Auf die oben citierte Schlußstrophe giebt er die Antwort:

Str. 21: Dein Nam begehr ich von Dir nicht,
Ich kenn ihn wol an Deim Gedicht,
Schadenfroh heißet Dein Zunam,
Dein Handwerk ist Lügen ohne Scham;
So sind auch Deine Brüder und Kind
Alle des Teufels Hofgesind —
Jesuwider!

Derartige Gegenlieder, wie man sie wohl nennen könnte, sind mehrere vorhanden. Deutlich sieht man aus ihnen, wer damals Hammer und wer Ambos war: jede Partei schlug eben diejenigen Töne an, die ihren Schicksalen im großen und ganzen entsprachen. Die

zahlreichen protestantischen Klagelieder beginnen gewöhnlich mit dem Jammern über das erlittene Unheil, geraten dann in große Erbitterung und schließen mit der Ergebung in das Schicksal oder der Hoffnung auf bessere Zeiten. Manche jedoch knüpfen nicht an ein bestimmtes Ereignis, an eine verlorene Schlacht oder dergleichen an, sondern erheben sich sogleich zu einer allgemeinen Betrachtung der traurigen Schicksale der Zeit. Ein „ganz newes Klaglied des Heiligen Teutschen Reiches über seine verstöhrte Herrlichkeit durch die erzbösewichtige Jesuwider" schiebt alle Schuld auf die „Schwarz Jesuiter Schar", die „blutgierigen Keier", und schließt mit der als Zeichen des noch immer nicht erloschenen Nationalgefühls bemerkenswerten Klage:

O armes teutsches Lande,
Sonst gabst der Welt Gebot,
Wie stehst Du itzt in Schande,
Zerrissen und in Brande,
Eilst Du in Deinen Tod! —

(Schluß folgt.)



Miscellen.

Die Wünschelruten und Schatzgräber in Böhmen.

Von Theodor Hutter.

Im 16., 17. und 18. Jahrhunderte glaubte man allgemein an die geheime Kraft der Wünschelrute, mitunter auch Weissagungsrute oder Heroldstab genannt. Gelehrte und Ungelehrte waren fest davon überzeugt, daß man mit einer Haselstaude vergrabene Schätze, Gold- und Silbererze, Brunnen- und Wasserquellen, selbst Diebe und Mörder, sowie gestohlene Sachen auffinden könne. In den Gebirgsgegenden, so z. B. im Erzgebirge, bedienten sich die Bergverständigen mit Vorliebe der Wünschelruten, um Bergwerke zu entdecken. Sehr häufig finden wir sie auch in den Händen von Schatzgräbern, welche nach vergrabenen Schätzen in der Erde suchten. Man war nämlich der Meinung, daß die Dünste von Metallen, Erzen, Wassern, toten Körpern und dergleichen auf die Wünschelrute einwirken und dieselbe zum Schlagen brächten. Als besonders günstige Monate für die Wünschelrute galten der Juli, August und September.

Es gab mehrere Arten von Wünschelruten; es wurde auch fast alles Holz — mit Ausnahme des gar zu lockeren — dazu verwendet. So war die Haselstaude hauptsächlich bestimmt auf Silberadern, Eschenholz auf Kupfererze, Fichtenholz auf Bleigänge zu schlagen. Um Gold zu entdecken, ward die Spitze der Wünschelrute gewöhnlich mit einem Eisendraht umflochten.

Beim Schneiden der Wünschelrute mußten gewisse Regeln beachtet werden. Gewöhnlich schnitt man sie im Vollmond, an einem Tage und zur Stunde, wo der Merkurius regierte, dabei wurden verschiedene, oft recht alberne Segenssprüche gemurmelt, sowie in die Rinde Buchstaben, Zeichen oder Runen eingeritzt.

Die gebräuchlichste Rute war der gezwiefelte $1\frac{1}{2}$ Schuh lange Haselzweig, welcher die Gestalt einer Gabel hatte. Die beiden Ästchen wurden in die Hände genommen, während die Spitze gegen die Erde gesenkt wurde. So näherte man sich dem Orte, wo die verborgenen Schätze vermutet wurden. Andere hielten die Wünschelrute auch mit umgekehrten Händen, wieder andere, z. B. der Jesuit P. Kicherus, benützten glatte, ausgehöhlte Haselzweige, die sie in einander steckten, und zwischen den Zeigefingern trugen, und eine vierte Kategorie von Schatzgräbern hielt die Wünschelrute so, daß die Spitzen derselben zwischen den Zeigefingern und Daumen zu liegen kamen. Die Welschen (Franzosen und Italiener) hatten fünf, nach anderen sogar sechs Gattungen von Wünschelruten.

Jederman war fest überzeugt, daß die Wünschelrute, richtig angewandt, niemals trüge; denn nach dem Volksglauben schlug sie eben auf alles, was Dünste von sich gab. Erfahrene Schatzgräber nahmen auch, wenn sie Gold suchten, zwei Goldstücke, und, wenn sie Silber suchten, zwei Silberstücke in die Hände, indem sie behaupteten, dadurch die magnetische Kraft der Rute zu steigern. Geraume Zeit stritten sich die Gelehrten ernsthaft über die Ursachen und Wirkungen der Wünschelrute; die einen schrieben sie einer magnetischen Kraft zu, andere holten sie aus der Sympathie und Antipathie her und die Aristoteliker erblickten darin eine neuen Beweis von der Richtigkeit ihrer Lehre von den Atomen.

Wie leicht erklärlich, wurde die Wünschelrute von geriebenen Schwindlern zu Betrügereien benutzt. Es trieben sich allenthalben Wundermänner herum, welche vorgaben, mit der Wünschelrute das Hexengift vertreiben und Krankheiten erkennen zu können. Um teueres Geld verkauften diese Schwindler den Kranken ihre Kräuter und Wundersalben. Auch die Wahrsager bedienten sich häufig der Wünschelrute. Wie stark dieser Aberglaube im Volke verbreitet war, geht schon daraus hervor, daß Ärzte, Theologen, Naturforscher u. a. ihm das Wort redeten. Der berühmte Georgius Agricola spricht in seinem Buche „De re metallica“ von der Wünschelrute als etwas sehr Gebräuchlichem. Auch Theophrastus Paracelsus, Franziscus Baconus, Helmontius, Goclerius und andere hochgelehrte Männer rechtfertigen und verteidigen diesen Aberglauben. Nach Ansicht dieser Männer rühre die Wünschelrute keineswegs vom Teufel her, sondern lasse sich mit den religiösen Anschauungen von Gott und der Natur der Dinge ganz gut vereinbaren.

Der deutsche Benediktinermönch Basilius Valentin machte im Jahre 1490 in seinem Testamente Aufsehen erregende Angaben über den Gebrauch der Wünschelrute. Wollen wir einem französischen Büchlein, „La restitution de Pluton de son Eminence“, Glauben schenken, so war der berühmte Staatsmann Frankreichs Kardinal Richelieu ein ganz besonderer Verehrer der Wünschelrute, denn er soll, diesem Büchlein nach, einen deutschen Schatzgräber eigens nach Frankreich berufen haben, wo der letztere angeblich 150 Bergwerke mit der Wünschelrute entdeckte. Eines großen Rufes erfreute sich im Jahre 1692 die Wünschelrute des Bauern Jakob Aymann, welcher im Delphinat mittels derselben drei Mörder, die 45 Meilen vom Thatorte geflohen waren, verfolgt und ausfindig machte. In Böhmen kam die Wünschelrute besonders im 30jährigen Kriege in Gebrauch. Im Jahre 1630 trugen die schwedischen Soldaten Wünschelruten mit sich, um die vergrabenen Schätze in Burgen und Schlössern zu entdecken. Auch nach dem 30jährigen Kriege, ja selbst im 7jährigen Kriege war die Zahl der Schatzgräber, die sich der Wünschelrute bedienten, eine große. Auf verfallenen, ausgebrannten Burgen und Bergschlössern konnte man solche Abenteurer in Herbst- und Sommernächten antreffen, wo sie, die bösen Geister beschwörend, Gott und die guten Geister lobend, mit der Wünschelrute herumwanderten. Die Ruinen auf dem Bösig, Dewin, Roll, Falkenberg bei Gabel, Tollenstein, Oybin, Roynungen, Hammerstein bei Reichenberg, Hasenburg, Geiersburg, Schreckenstein u. a. waren damals vielbesuchte Orte. Hie und da findet man noch alte Wünschelrutenbüchlein, welche Anweisungen über den Gebrauch der wunderbaren Ruten enthalten. Ein solches in der Gemeinde Quitkau aufgefundenes Buch weiß von Goldadern im Meisengrunde, unweit von St. Georgenthal, zu berichten. Eine Volkssage in der Gabler Gegend erzählt sogar, daß zwei Schatzgräber eine preußische Kriegskasse, welche die Preußen im 7jährigen Kriege nach dem unglücklichen Treffen bei Gabel im Hochwalde nahe an der sächsischen Grenze vergraben hatten, mittels der Wünschelrute aufgefunden haben.

Auch zu Anfang dieses Jahrhunderts versuchten noch hier und da abergläubische Leute ihr Glück mit der Wünschelrute, was uns nicht wundern kann, wenn wir erfahren, daß noch 1788 gelehrte Männer die Kugeln aus Hollunder-Mark als „beste und untrüglichste Wünschelrute“ dem Volke anpriesen.



Mitteilungen und Notizen.

Noch einmal Politische und Kulturgeschichte. Auf unsern hier geäußerten Wunsch, daß zwischen der politischen und der Kulturgeschichte ein freundliches Verhältnis bestehen möge und beide einander gegenseitig ergänzen mögen, antwortet die „Historische Zeitschrift" erfreulicherweise in entgegenkommender Weise (Bd. 73, S. 537 f.) und vermehrt somit die Anzahl von gewichtigen Stimmen politischer Historiker, die in dem bloßen Betrieb der politischen Geschichte eine Einseitigkeit erblicken. Freilich ergreift die Redaktion die Gelegenheit, dabei den Wunsch des Herausgebers dieser Zeitschrift, daß Lehrstühle für Kulturgeschichte geschaffen werden, zu bekämpfen und sieht darin eine Einseitigkeit unserseits. Wir haben oben diese Frage behandelt. —

* * *

In Band III der „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" ist vor einiger Zeit der Bericht über die im Jahre 1892 erschienenen Litteratur der neueren deutschen Kulturgeschichte aus der Feder des Herausgebers unserer Zeitschrift erschienen. Wegen seiner dienstlichen Ueberbürdung wird derselbe diesen Bericht nicht weiter übernehmen.

* * *

Neue Bücher:

Vorbemerkung: Die nachfolgende Bibliographie setzt mit dem 1. Aug. 1894 ein und berücksichtigt nur die Kulturgeschichte in engerem Sinne. Bei dem Bestehen genügender bibliographischer Hilfsmittel sind die Teile der allgemeinen Kulturgeschichte, die bereits Fachwissenschaften sind, also Kunstgeschichte, Litteraturgeschichte, Geschichte der Philosophie u. s. w., auch die Geschichte der exakten Wissenschaften, im allgemeinen ausgeschlossen.

C. H. Scharling, Menneskehed og Christendom i deres historiske Udvikling. 2 Udgave, 6. Hefte. Köbenhavn (72 S.). — Fiedler, Übersicht und Wiederholung der allgemeinen und österreichischen Geschichte m. besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte. Reichenberg (VII u. 86 S.). — H. Ritter, Wellenschläge der menschlichen Kulturentwicklung und unser Kulturideal. Kulturgeschichtl. und ethische Betrachtungen. Bamberg (X u. 37 S.). — A. Nicaise, L'archéologie, son domaine et son influence sur les progrès matériaux et moraux du XIXe siècle. Nancy (10 S.). — W. Röhrich, Das Buch von Staat und Gesellschaft. Eine allgemeine Dar-

stellung des gesamten sozialen Lebens der Gegenwart. 26. 27. (Schluß-) Lfg. Leipzig. — R. Grodtczinsky, Moderner Kastengeist in unsern Kultureinrichtungen. Kulturgesch.-philos. Skizzen. Berlin (72 S.).

A. Erman, Life in ancient Egypt described. Translated by H. M. Tirard. London (574 S.). — O. Moe, Den antike Stat, Synagogen og Kirken. Christiania (IV u. 154 S.). — W. Warde Fowler, The city-state of the Greeks and Romans. New York (332 S.). — P. Guiraud Lectures historiques. La Vie privée et la Vie publique des Grecs. Paris (XII u. 571 S.). — A. J. Church, Pictures from Greek life and story. London (316 S.). — E. Lange, Athen im Spiegel aristophanischer Komödie (Samml. gemeinverst. Vortr. 206). Hamburg (50 S.). — P. Allard, Le paganisme au milieu du IVe siècle: situation matérielle et légale. Paris (51 S.).

Kleinpaul, Das Mittelalter, Bd. I. Leipzig (IX u. 412 S.). — O. Henne am Rhyn, Kulturgeschichte der Kreuzzüge (Illustr. Bibliothek der Kunst- u. Kulturgeschichte, Bd. V). Leipzig (302 u. 20 S.).

K. Lamprecht, Deutsche Geschichte, Bd. IV, Berlin (XV u. 488 S.); Bd. I, 2. Aufl., Berlin (XXIII u. 364 S.). — F. Dreyer, Deutsche Kulturgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Als Grundlage f. d. Unterricht in der deutschen Gesch. bearb.; 1. Teil, 2. Aufl. Langensalza (X u. 166 S.). — E. B. Bax, German Society at the Close of the Middle Ages. London (263 S.). — H. v. Schweinichen, Merkbuch. Zum ersten Mal herausgeg. von Konr. Wutke. Berlin (XXXVIII u. 273 S.). — Chr. Gruber, Die landeskundl. Erforschung Altbayerns im 16., 17. u. 18. Jahrh. (Forschungen f. d. Landes- u. Volkskunde VIII, 4). Stuttgart (77 S.). — El. H. Meyer, Badische Volkskunde (aus „Alemannia"). Bonn (23 S.). — A. Gloy, Der Gang der Germanisation in Ost-Holstein mit einer Uebersichtskarte über die ehemaligen Slavendörfer. Kiel (44 S.). — O. Tschirch, Tägliche Aufzeichnungen des Pfarrherrn Joachim Garcaeus in Sorau und Brandenburg aus d. Jahren 1617—1632. Brandenburg (98 S.). — Halle und die Halloren. Mit Hallorenbildern sowie Abbild. d. St. Halle und der Burg Giebichenstein aus dem Jahre 1601. Leipzig (24 S.). — G. Hertzberg, Die Stadt und Universität Halle a. d. S. im Jahre 1794. Halle (65 S.). — F. X. Lommer, Geschichte der oberpfälzischen Grenzstadt Waldmünchen. II. Teil: Innere Geschichte, 2. Hälfte A. Amberg (83 S.). — *Beiträge zur Anthropol., Ethnologie u. Urgeschichte von Tirol.* Festschrift. Innsbruck. Darin: K. W. v. Dalla Torre, Die volkstümlichen Tiernamen in Tirol und Vorarlberg; A. Zingerle, Über Berührung tirolischer Sagen mit antiken; L. v. Hörmann, Das Sautreiben. Ein Erklärungsversuch dieses Kinderspiels.

G. Ducoudray, Histoire et Civilisation de la France moderne et contemporaine. Cours moyen. Depuis la fin de la guerre de Cent Ans. Paris (144 S.), (Lehrbuch). — G. Ducoudray, Histoire et Civilisation de la France. Cours élémentaire. Nouvelle édition. Paris (96 S.). — J. Soyer, Étude sur la communauté des habitants de Blois jusqu'au commencement du XVIe siècle. Paris (145 S.). — L. Favatier, La vie municipale à Narbonne au XVIIe siècle. (Une élection en 1667; une fête publique en 1645; les pestes et le bureau de la santé.) Narbonne (LXXX

u. 198 S.). — V. Uzel, Kulturni stav francie ve stredoveku a jeho vliv na ostatni Evropu. Königgrätz, Progr. (18 S.).

La vita italiana nel Cinquecento, I. Arte. Milano.

H. D. Traill, Social England: a record of the progress of the people in religion, laws, learning, arts, industry, commerce, science, litterature and manners from the earliest times to the present day, Vol. II. New York (VI u. 585 S.).

S. Müller, Vor Oldtid. En populær Fremstilling af Danmarks Arkæologi. 1. Levering. Kjobenhavn (48 S., 1. T).

E. W. Lane, An account of the manners and customs of the modern Egyptians. Written 1833—1835. London (582 S.).

T. de Lacouperie, Western Origin of the Earl Chinese Civilisation from 2300 B. C. to. 200 A. D. London.

T. de Lacouperie, Beginnings of writing in Central and Eastern Asia. London.

C. Bernard, De l'enseignement élementaire en France aux XIe, XIIe siècles. Paris (XII u. 463 S.). — K. H. Schaible, Die höhere Frauenbildung in Großbritannien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit einer histor. Skizze der britischen Erziehung im allgemeinen, von der Reformation bis zu unserer Zeit. Karlsruhe (XIII u. 205 S.). — Pägogisches Magazin, Heft 35: A. Richter, Geschichtsunterricht im 17. Jahrh. (27 S.); Heft 42: Erziehung und Unterricht im 18. Jahrh. nach Salzmanns Roman „Karl v. Karlsberg" (42 S.).

P. Stettiner, Aus der Geschichte der Albertina (1544—1894). Königsberg (82 S.). — F. Honsel, Studenten-Poesie im Mittelalter. Bielefeld (67 S.). — John Meier, Hall. Studentensprache. Halle (IV u. 97 S.). — Studentensprache u. Studentenlied in Halle vor 100 Jahren. Neudruck des „Idiotikon der Burschensprache" von 1795 und der „Studentenlieder" von 1781. Halle (XLIII, 118 u. VIII, 127 S.).

E. Spreitzenhofer O. S. B., Die Entwicklung des alten Mönchtums in Italien von seinen ersten Anfängen bis zum Auftreten des hl. Benedikt. Wien (139 S.). — L. Weniger, Die Dominikaner in Eisenach. Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters (Samml. gemeinverst. Vortr. Nr. 199). Hamburg (44 S.). — F. Scheichl, Glaubensflüchtlinge aus Spanien u. d. Niederlanden, Italien u. Frankreich seit d. Jahre 1500. Eine kulturgeschichtl. Abhandlung. Linz (59 S.).

Arnold E. Berger, D. Kulturaufgaben d. Reformation. Berlin (VIII u. 300 S.). — C. Sutter, Aus Leben u. Schriften d. Mag. Boncompagno. Ein Beitrag zur italien. Kulturgesch. d. 13. Jahrh. Freiburg (V u. 128 S.).

H. Boos, Geschichte der Freimaurerei. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Aarau (VIII u. 308 S.). — Kiesewetter, Geschichte des Occultismus II. Die Geheimwissenschaften. Leipzig (XXVII u. 749 S.).

L. Anzoletti, La fede nel soprannaturale e la sua efficacia sul progresso della società umana. Milano. (437 S.) — P. Sébillot, Les travaux publics et les mines dans les traditions et les superstitions de tous les pays. Paris (XVI u. 623 S.). — Le Braz, Note sur quelques superstitions bretonnes. Paris (8 S.). — K. Gander, Niederlausitzer Volkssagen. Berlin (XVII u. 197 S.).

L. Herzfeld, Handelsgeschichte der Juden des Altertums, 2.(Tit.-)Ausg. Braunschweig (L u. 344 S.). — D. Philipson, Old European Jewries. Philadelphia (IV u. 281 S.). — M. Grünwald, Sitten u. Bräuche der Juden im Orient. Wien (61 S.). — L'antisemitisme: son histoire et ses causes. Paris (VII u. 420).

H. M. Luckock, The history of Marriage. London (332 S.). — E. Westermarck, The history of human marriage. New cheaper ed. New York. — E. A. Pigeon, De l'embaumement des morts à l'époque mérovingienne. Paris (8 S.). Extr. du Bulletin archéologique. — W. Hein, Die geogr. Verbreitung d. Totenbretter. Wien (17 S., 2 T.). — E. Trapp u. H. Pinzke, Das Bewegungsspiel. Seine geschichtl. Entwickl. u. s. w. 5. Aufl. Langensalza (XI u. 200 S.).

A. Arnoux, Les Maisons-types dans les cantons de Patay, de Meung-sur-Loire, de Beaugency et de Cléry. Angers (24 S.). — P. Eudel, L'habitation et le mobilier à travers les âges. Angers (16 S.). — E. Folestié, Quelques inventaires du XIVe siècle pour servir à l'histoire de la vie privée de nos pères. Paris. — M. Raimbault, Inventari dou castèu d'Jèro en 1431. Montpellier. (Estra de la Revue des langues Romanes.)

F. Hottenroth, Deutsche Tracht, 9. 10. Lfg. Stuttgart. — Alice Morse Earle, Costume of colonial times. New York (X u. 264 S.).

H. Vogelstein, Die Landwirtschaft in Palästina zur Zeit der Misnâh. I. Der Getreidebau. Berlin (VII u. 78 S., 1. T.). — W. Alexander, Notes and sketches of northern rural life in the eighteenth century. Edinburgh (222 S.). — L. Schilling, Geschichte des Bunzlauer Stadtforstes 1594—1894. Bunzlau (41 S.).

E. K., Das Bier, Geschichtliches, Statistisches, Wirtschaftliches. Hannover (32 S.). — V. Loret, Études de droguerie égyptienne (Nr. 1—11). Paris (35 S.) — A. Weber, Annales verviétoises. Un apothicaire verviétois au XVIIe siècle et le fameux Chat-Volant (Extr. du Jour). Verviers (43 S.).

E. T. Worthington, Medical History, from the Earliest Times: A popular history of the Healing Art. London. — O. Marquez, Un serment professionnel à Colmar au XVIe siècle. Coup d'oeil dans le passé. Paris (7 S.).

K. A. Leimbach, Die Arbeiter-Einigungen des Mittelalters. Nach dem Französ. des Prof. G. Kurth bearb. Fulda (25 S.). — A. del Vecchio e E. Casanova, Le rappresaglie nei comuni medievali e specialmente in Firenze. Bologna (461 S.). — Kämmereirechnungen der Stadt Hamburg. Herausgeg. v. Verein f. Hamb. Gesch. 7. Bd. 1555—1562 von K. Koppmann. Hamburg (CCLXXVII, 393 S.). — E. Mollwo, Die ältesten Lübecker Zollrollen. Lübeck (III, 97 S.)

O. Yoshida, Entwickelung des Seidenhandels und der Seidenindustrie vom Altertum bis zum Ausgang des Mittelalters. Heidelberg (VIII, 108 S., 2 Tab.). — W. Stieda, Hansisch-Venetianische Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert. Festschrift. Rostock (IX, 191 S.). — G. Küntzel, Ueber die Verwaltung des Maß- u. Gewichtswesens in Deutschland während des Mittelalters (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen 13, 2). Leipzig (VIII, 102 S.). — E. Marabini, Bayerische Papiergeschichte. I. Nürnberg (147 S., 6 Taf.). — Peterson, Zur Geschichte der Glasfarben-Erzeugung

in Joachimsthal (Monographien d. Museums f. Gesch. d. österr. Arbeit. V) Wien (21 S.). — R. S. Burn, The Steam Engine: its History and Mechanism. 8 ed. London (180 S.). — L. Maxe-Werly, Étude sur les carrelages au moyen âge (16 S.). Noyent-le-Rotrou. — H. Barbier de Montault, Une matrice de plaque de cheminée au XVIIe siècle (Extr. du Bulletin archéol. de Tarn-et-Garonne. (22 S). — A. Dobson, Eighteenth Century Vignettes. 2 Series. London (300 S.).

* * *

Zeitschriftenaufsätze:

Rheinisches Museum für Philologie 49, 4: K. Dziatzko, Autor- und Verlagsrecht im Altertum.

Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1894 Bogen 8 ff.: H. Bösch, Zwei Weintafeln des 17. Jahrh.; H. Bösch, Inhalt eines Balsambüchleins; H. Bösch, Ein rheinisches Wandschränkchen des 16. Jhd.; H. Bösch, Ein märkischer Familienschmuck; H. Bösch, Fundstücke aus dem 6.—8. Jahrh. vom Reihengräberfelde bei Pfahlheim; R. Schmidt, De conjuratione Judaeorum.

Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte III, 1: v. Inama-Sternegg, Die Goldwährung im deutschen Reiche während des Mittelalters; J. Loserth, Der Kommunismus der Huterischen Brüder in Mähren im 16. u. 17. Jahrh.; K. v. Rohrscheidt, Die Aufnahme der Gewerbefreiheit in Preußen I.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IV, 3: F. Lukas, Das Ei als kosmogonische Vorstellung; H. F. Feilberg, Die Zahlen im dänischen Brauch und Glauben; K. Maurer, Die Hölle auf Island; S. Ivanoff, Die Sitten der Türken in Bulgarien (Schluß); F. Ilwof, Haus- und Hofmarken; P. Sartori, Der Schuh im Volksglauben (Forts.); A. Herrmann, Der volkstümliche Kalenderglaube in Ungarn.

Neues Archiv für sächsische Geschichte IV, 3/4: M. v. Ehrenthal, Eine sächsische Plattnerwerkstatt in Wittenberg.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg IV: J. Wildenhahn, Das Testament des Markus Röling in Annaberg vom 21. April 1581.

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte IX, 2: C. Binder, Das ehemalige Amt Lichtenberg vor der Rhön, 1) Geschichte (Schluß), 2) Verwaltung und Rechtspflege.

Sitzungsberichte der böhmischen Gesellschaft d. Wiss. 1894: S. Günther, Adam von Bremen, der erste deutsche Geograph.

Volkswohl XVIII, 34: Was wir aus einer Geschichte der Bäder lernen können.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft III, 8: Kawerau, Die Anfänge der Universität Halle.

Berichte des freien deutschen Hochstifts. X 3/4: Reinhardt, Eine historische Skizze über Maßsysteme.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins IX, 4: A. Schulte, Ueber den ländlichen Hausbau in Baden.

Deutsche Rundschau XXI, 1: O. Seeck, Das römische Heer.

Zeitschrift f. d. ges. Staatswissensch. 50, 4: K. Bücher, Die diokletianische Taxordnung v. J. 301.

Zeitschrift f. Kirchengeschichte XV, 2: E. Nöldechen, Tertullian und das Theater.

Burschenschaftl. Blätter IX, 1: F. Katt, Wallenstein als Student.

Rheinische Geschichtsblätter I, 1/6: F. Görres, Die Einführung des Christentums in den Rheinlanden; R. Pick, Aachener Sitten und Gebräuche in älterer Zeit; K. Hummel, Die Erhebung des Hausgeldes von den Kölner Kaufleuten in der Frankfurter Messe; F. Schmitz, Heisterbacher gründtt-zinsenn zue Bonne uunnd inne der burgerschafft 1625—1639; J. Franck, Mundart und Volksüberlieferung.

Das zwanzigste Jahrhundert IV, 8: Littmann, Einiges über Geschichtsunterricht (betr. auch Kulturgeschichte).

Oesterr.-ungar. Revue 16, 3: P. Piger, Geburt und Taufe, Tod und Begräbnis in Oberösterreich.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, III, 2: Wolf, Das Meißner Gewerbegericht; Leicht, Meißner Inschriften und Abzeichen; Loose, Die älteren Meißner Zunftordnungen: 1. die Bäcker. III, 3: Loose, Ein Meißner Hausstand vor dem dreißigjährigen Kriege; Leicht, Eine Pestrechnung aus dem 16. Jhdt.

Jahrbücher d. Vereins f. mecklenburg. Geschichte u. Altertumskunde, Jahrg. 59: W. Stieda, Die Schiffergesellschaft in Rostock; F. v. Meyenn, Ein Rechnungsbuch des Klosters Dobbertin.

32. Jahresbericht des Vorarlberger Museum-Vereins: S. Jenny, Bauliche Ueberreste von Brigantium; J. Bär, Das Vorarlberger Haus: III. das Tanzhaus; S. Jenny, Die Martins-Kapelle bei Ludesch: J. Längle, Handwerksbräuche der Schön- und Schwarzfärber.

Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern XIV, 2: Hans von der Grubens Reise- und Pilgerbuch 1435—1467, herausgegeben von Max v. Diesbach.

Zeitschrift des Ferdinandeums Heft 38: C. Fischnaler, Die Volksschauspiele zu Sterzing im 15. und 16. Jhdt.; M. Mayr, Schmähbilder des 16. Jhdts. auf Pabst und Kardinäle; K. von Dalla Torre, Ein Herbarium aus d. J. 1681; Franz v. Wieser, Ein Zauberspruch.

Globus 67, Nr. 9; E. Hawelka, *Haus und Hof im braunauer Ländchen*; Nr. 11: F. Guntram Schultheiß, Korbs Diarium itineris in Moscoviam 1698; Nr. 12: Die Entdeckung der mykenischen Kultur auf Creta; Nr. 14: W. v. Metzsch-Schillbach, Zur Volkskunde der Liven.

Neuphilologisches Centralblatt Nr. 9: Rademacher, Das deutsche Volkslied.

Gegenwart 46, Nr. 37: A. Drews, Die soziale Frage im Lichte der Kulturentwicklung.

Leipziger Zeitung, Wiss. Beilage Nr. 110: Elsässische Inschriften; Nr. 112: A. Tille, Der Zweikampf im ausgehenden Mittelalter.

Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 95: H. Nissen, Der Verkehr zwischen China und dem römischen Reiche; H. Dressel, Aus dem Bonner Provinzialmuseum (Beschlag einer römischen Schwertscheide, eine Amphora aus Spanien mit lateinischen In-

schriften, ein Kassenschlüssel a. d. Römerlager bei Neuß, Gewandnadeln mit Fabrikmarke).

Annalen d. histor. Vereins f. d. Niederrhein 58: E. v. Oidtmann, Schutz den Grabsteinen.

Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen XVIII, 2, 2; G. Hertzberg, Stadt und Universität Halle im Jahre 1794; H. v. Sauerland, Eine Vision des 12. Jhdts. im Magdeburger Domkloster; G. Liebe, Eine Reiserechnung aus dem Jahre 1518.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg, 29. Jahrgang, 1. Heft: Tollin, Hugenottischer Hausbesitz (Schluß); G. Hertel, Das Brüderschaftsbuch zu Staßfurt.

Archiv f. hessische Gesch., N. F. I: Fr. Grein, Die Entwicklung der Zustände in Kirche und Schule zu Friedberg i. d. W. während der Reformationszeit; G. Christ, Das Weistum des Cent Affolterbach und die dortigen Gerichtsstätten; Windhaus, Kirche und Schule zu Friedberg während der Reformationszeit; Otto, Aus dem Volksleben der Stadt Butzbach im Mittelalter; Otto, Zur Geschichte des Gewerbes in Butzbach während des Mittelalters u. d. Reformationszeit; Heidenheimer, Die Verlobung und Vermählung der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt mit dem Herzoge Carl August von Sachsen-Weimar.

1. Jahresbericht des Vereins f. Greizer Geschichte: Innungsbriefe: 1. Privilegium der Tuchscheerer und Tuchscheerenschleifer vom 20. Okt. 1627; 2. Gesellen-Ordnung der Lein- und Wollenweber vom 11. Nov. 1654; 3. Innungsartikel der Zeugwirker und Wollkämmer vom 21. Juni 1673.

Bibliotheca mathematica, N. F. VIII, 1: S. Günther, Das gläserlose Sehrohr im Altertum und Mittelalter.

Die Familie, III, 1. 2: Zur Geschichte der Mädchenerziehung im 18. Jahrhundert.

Westdeutsche Zeitschrift XIII, 2: G. v. Rößler, Das Römerbad von Eining an der Donau. Ein Rekonstruktionsversuch; H. Haupt, Zur Geschichte der Juden im Erzstift Trier.

Blätter f. d. Gymnasialschulwesen 30, 6/7: J. Stöcklein, Beobachtungen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Volkscharakter.

Altpreußische Monatsschrift 31, 3/4: P. Kalweit, Ein fürstliches Leichenbegängnis im 17. Jahrhundert zu Königsberg in Pr.; A. Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreußen 9.

Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins IX, 3: Ein Steckbrief aus dem 15. Jhdt.

Mitteilungen des Vereins für anhaltische Geschichte VII, 1: H. Wäschke, Zur Wirtschaftsgeschichte der anhaltischen Lande II.

Mansfelder Blätter VIII: G. Poppe, Die tolle Gräfin. Ein Kulturbild aus dem 18. Jhdt.; E. Strümpfel, Denkwürdigkeiten des Pfarrers Heinrich Schmalwasser (16. Jhdt.); M. Trippenbach, Pansfelder Glockeninschriften; Kulckmann, Volkstümliches aus Eisleben.

Beiträge zur Gesch. d. Niederrheins VIII: A. Koernicke, Ordnung des Rather Oberhofs; H. Ferber, Die drei Höfe des adl. Stifts zu Vilich in Wittlaer, Himmelgeist und Verlo; H. Ferber, Die Grevenhühner im Amte Angermund; O. Redlich, Die Schätze der herzogl. Silberkammer

zu Düsseldorf im 17. Jhdt.; J. Th. de Raadt, Bestellung von Brüsseler Kunstwirkereien f. d. Düsseld. Schloß (1701); F. Wachter, Errichtung einer regelmäßigen direkten Dampfschifffahrt zwischen Köln, Düsseldorf und London 1838; H. Forst, Zur Geschichte des Handels mit Andernacher Steinen nach Holland im 17. Jhdt.; Miscellen (mehrfach kulturhistorisch).

Unser Vogtland I, 6: C. v. Geldern-Crispendorf, Volkslieder aus der Herrschaft Burgk. — I, 7: R. Alberti, Was bedeuten die sogen. Schwedensteine?

Der Sammler XVI, Nr. 1: H. Brendicke, Einige Stammbücher aus dem 18. Jhdt.; Fr. X. Kraus, Inschriften aus dem Ober-Elsaß (deutsche, vorzugsweise Hausinschriften).

Hansische Geschichtsblätter 1893: K. Koppmann, Zur Geschichte der Universität Rostock; Hasse, Die älteste Lübecker Zollrolle; K. Koppmann, Scheveniſſen und Troiniſſen; F. Frensdorff, Die Hanse zu Ausgang des Mittelalters.

Der Sammler (Beil. z. Augsb. Abendzeitung) 62, 10: F. Weber, Aus dem Haushaltungsbuche eines Augsburger Bürgers von 1798—1805.

Mitteilungen der k. k. Zentralkommission z. Erforsch. d. Kunst- u. histor. Denkmale 1894, Heft 2: A. Mell, Ein steirischer Bauernhof im Beginn des 17. Jhdts. — Heft 3/4: A. Luschin von Ebengreuth, Das Admonter Hüttenbuch und die Regensburger Steinmetzordnung v. J. 1459.

Anzeiger für schweizerische Altertumskunde 1894, 2: E. A. Stückelberg, Mittelalterliche Textilüberreste.

Allgemeine Kunstchronik 1894, 4/5: G. Ebers, Kulturgeschichtliche Bilder. Ein Blick in die Grüfte von Beni Hassan.

Zeitschrift f. vergleich. Litteraturgeschichte VII, 5/6: G. Steinhausen, Die Anfänge des franz. Litteratur- u. Kultureinflusses in neuerer Zeit.

Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht IX, 1: G. Steinhausen, Galant, curiös und politisch. Drei Schlag- und Modeworte des Perrücken-Zeitalters; G. Stehle, Vornamenstudien.

Altvater XII, 2: G. Mikusch, Von der freien Beutelschneiderzunft in Schildberg.

Deutsche Zeitschrift f. Kirchenrecht IV, 2: G. v. Below, Zur Geschichte der geistlichen Gerichtsbarkeit am Ausgange des Mittelalters.

Monatsschrift f. d. Turnwesen XIII, 7: Koch, Die Geschichte des Fußballes im Altertum und in der Neuzeit (Schluß).

Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 192/193: F. G. Schultheiß, Zur Gesch. d. Deutschtums in der Union 1. 2. — Nr. 202/4: A. Wünsche, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel als Baumeister.

Veröffentlichungen des Altertums-Vereins Torgau VII: 1. Trinkstuben-Ordnung vom 30. Jan. 1579; 2. Bericht über e. „Gasterey auf der Trinkstuben" vom 29. bis 31. Mai 1599; 3. Grabstein d. Baumeisters Konrad Krebs († 1540).

Revue de Paris I, 14: R. Allier, Les anarchistes au Moyen âge.

L'Art Nr. 721/2: E. de Bricqueville, Les instruments de musique champêtres au XVII. et XVIII. siècle.

Bibliothèque de l'école des chartes 1894, janvier — avril: Bruel, La chambre des comptes de Paris, notice et état sommaire de

3, 363 registres de comptabilité des XVIIe et XVIIIe siècles versés aux Archives nationales en 1889; Portal, Essai d'étude démographique sur Cordes, Tarn.

Mélusine VII, 1—6: H. Gaidoz, Le grand diable d'argent; H. Gaidoz, La chanson de Petit-Jean; Th. Volkov, La fraternisation; F. Cadic, P. Laurent, E. Ernault, Chansons populaires de la Basse Bretagne; E. de Schoultz-Adaïevsky, Airs de danse du Morbihan; J. Tuchmann, La Fascination; H. Gaidoz, L'opération d'Esculape; S. Berger, Les noms des Rois Mages; G. Doncieux, La pénitence de St. Madeleine; H. Gaidoz, Les pieds ou les genoux à rebours; H. Gaidoz, L'Anthropophagie: J. Couraye du Parc, La procédure du jeûne; H. Gaidoz, Oblations à la mer et présages; H. Gaidoz, L'enfant qui parle avant d'être né; H. Gaidoz, L'etymologie populaire et le Folk-Lore; H. Gaidoz, Saint Eloi; G. Doncieux, La blanche biche; H. Gaidoz, Le mariage en mai; P. le Blanc, Un chant de quête du Brivadais; L'Arc-en-ciel; H. Gaidoz, La voie lactée; P. Boyer, Sorciers et sorcières Tchouktches.

Annales de l'école libre des sciences politiques 1894, 15 juillet: D. Zolla, Les variations du revenu et du prix des terres en France au XVIIe et au XVIIIe siècle (suite et fin).

Revue maritime et coloniale 1894, juin: Mahan, Influence de la puissance maritime sur l'histoire 1660—1783.

Revue des deux mondes, 15 juin 1894: Vicomte d'Avenel, Le prix et le loyer des maisons en France; suite: les temps modernes. — 1 oct. 1894: E. M. de Vogüé, La civilisation et les grandes fleuves historiques.

Annales de Bretagne 1894, juillet: H. Sée, Les comptes de recettes et de dépenses pour la Bretagne en 1495 et 1496.

Annales de la Société d'émulation de l'Ain 1894: Truchelut, Étude sur les usages ruraux de la Bresse et de la Dombes.

Travaux de l'académie de Rheims 1891/2 II (1894): P. Thirion, Les frais du sacre sous les derniers Capétiens.

L'Union historique et littéraire du Maine II, 1—7: A. Ledru, Les armoiries de la ville du Mans; Froger, Les comptes de fabrique de la paroisse de Courgains au XVe siècle; Angot, Querelle des négociants et des fabricants de toiles à Lavale, 1732; Abeille, Une exécution à Sablé en 1396; Coutard, Une autopsie au XVIe siècle: meurtre d'Olivier de Feumusson.

Revue de Gascogne 1894, juillet — août: Ph. Lanzun, Châteaux gascons de la fin du XIIIe siècle: le château de Busca; Camoreyt, Objets gallo-romains avec inscriptions trouvés à Lectoure; supplément.

Revue internationale de sociologie II, 7/8: H. Decugis, De l'influence du progrès des communications sur l'évolution des sociétés.

Bulletin de l'institut national Genevois, Tome 32: L. Dufour-Vernes, Un procès de presse en 1603 à propos d'une chanson savoyarde sur l'Escalade; Ch. Du Bois-Melly, Les ordonnances royales et les mœurs sous le règne des derniers Valois; Ch. Du Bois-Melly, Mœurs soldatesques et coutumes de Mars de Louis XII à Henri II.

Nouvelle Revue, 1 juillet: F. Engerand, Les Amusements des villes d'eau au XVIIIe siècle.

Journal de la Soc. de statistique de Paris, 35. année, No. 7: A. Nicaise, L'archéologie, son domaine et son influence sur les progrès matériels et moraux du XIXe siècle.

Annales du cercle archéologique de la ville et de l'ancien pays de Termonde V, 1: P. de Croos, Des biens et de la propriété à Termonde d'après le droit coutumier et féodal; A. Pinchart, Inventaire des pièces d'artillerie existant à Termonde en 1686.

Annales du cercle hutois des sciences et des lettres IX, 3: J. Freson, Les manuscrits du couvent de Sainte-Aldegonde de Huy (Klosterordnungen des 17. Jhdts.).

Annales de la société d'archéologie de Bruxelles 1894, 1: A. de la Grange, L'album de musique du XVe siécle du musée de Tournai; De Raadt, Notes sur des crimes et délits commis au XIVe et au XVe siècle dans le pays de Malines.

Handelingen van het Provinciaal Genootschap in Noord-Brabant 1891/3: J. van der Hammen en Aug. Sassen, Telling der huizen en haardsteden in den Stad en de Meiërij van's Hertogenbosch 1526.

The Nineteenth Century No. 210: Krapotkin, Mutual aid in the mediaeval city.

Economic Review IV, 3: A. Law, Town life in the XVth century.

Quarterly Journal of Economics 1894, Juny: W. J. Ashley, The anglo-saxon township.

Bulletin of American Geographical Society, Vol. XXVI, No. 2: Kinza Riuge M. Hirai, The Japanese life and customs as contrasted with those of the Western World; Fr. Parry, The sacred symbols and numbers of aboriginal America in ancient and modern times.



Besprechungen.

Ernst v. Destouches, Geschichte des historischen Museums und der Maillinger Sammlung der Stadt München. München, J. Lindauer, 1894. (127 S.)

Nachdem das königl. bayerische Nationalmuseum zu München und das Germanische Museum zu Nürnberg vor nicht langem erst ihre geschichtliche Darstellung gefunden haben, liegt nunmehr eine solche auch über das historische Museum der Stadt München und die damit verbundene Maillinger Sammlung vor. Es ist eine recht anziehende und (da sie eine Art skizzenhaften Katalogs der im Museum befindlichen Gegenstände enthält) für den Besucher Münchens praktisch verwertbare Schrift. Ihr Verfasser weist nach, daß die Uranfänge des erst vor sechs Jahren eröffneten Münchener Stadtmuseums, sowohl was das Gebäude als auch seine Bestände und die Verwertung der letzteren zu Museumszwecken betrifft, viele Jahrhunderte zurückreichen und mit der Errichtung eines Stadtzeughauses (Beginn des 15. Jahrhunderts) zusammenfallen. Obwohl dasselbe, wie sein alter Name „Büchsen- und Kornhaus" noch verrät, ursprünglich zum Waffen- und Getreidedepot bestimmt gewesen, war es doch frühzeitig zu einer Art Waffen- und Antiquitäten-Museum geworden und wurde als solches sogar vom Feinde mehr respektiert als von den Münchener Bürgern selbst, die es noch in den Märztagen von 1848 einmal vorübergehend plünderten, damit allerdings gleichzeitig den Anstoß gebend, daß den historischen Beständen des Zeughauses ein größeres Interesse zugewandt wurde. Wie dieses Interesse durch die 700jährige Feier des Münchener Stadtjubiläums gehoben, wie namentlich auf das rege Betreiben des bekannten Kaspar Braun aus dem Stadtzeughause ein „historisches Waffenmuseum" gebildet ward, wie sich dieses bereits 1874 wieder in das königl. Nationalmuseum verlor, wie dann der Gedanke zur Gründung eines neuen historischen Stadtmuseums erst 1888 glücklich realisiert wurde und mit dem Erwerb der kostbaren Maillinger Sammlung (einer großartigen Stadtgeschichte Münchens in Bildern) zusammentraf: alles dies führt Destouches in trefflicher und sachkundiger Weise auf Grund genauen Aktenmaterials in seinem Buche dem Leser vor Augen. — Es wäre übrigens zu wünschen, daß die Maillinger

Sammlung, die gegenwärtig aus Platzmangel nur nach und nach in Serien zur Ausstellung gelangt, für die Fremden wie die Münchener selbst noch mehr als bisher geschehen konnte, nutzbar gemacht würde. E. Döhler.

* * *

Ottocar Weber, Die Entstehung der Porzellan- und Steingut-Industrie in Böhmen. Prag, Verlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1894. (128 S.)

Diese, als III. Heft der „Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie in Böhmen" erschienene Arbeit ist eine treffliche und aus gewissenhaften archivalischen Forschungen hervorgegangene historische Darstellung eines Industriezweiges, der zu Beginn der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Böhmen seine ersten Anfänge nahm und sich bekanntlich noch heute dort in großer Blüte befindet. Kulturhistorisch lehrreich ist das Studium der Entwicklung dieses Industriezweiges in vielfacher Hinsicht; insbesondere läßt es einen guten Einblick thun in die teilweise geradezu verschrobenen volkswirtschaftlichen Ansichten der einstigen kaiserlichen Regierungsbehörden Oesterreichs, gegen die, wie wir wissen, selbst der Geist eines Joseph II häufig umsonst ankämpfte. Daß heutzutage die wirtschaftlichen Grundsätze und Anschauungen vielfach in schnurgeradem Gegensatz zu denen des vorigen Jahrhunderts stehen, ist bekannt und erklärlich, auch dürfen gewisse, heute nicht mehr zutreffende wirtschaftliche Maßnahmen der früheren Zeit für diese letztere gar wohl als berechtigt anerkannt werden, daß aber z. B. noch im Jahre 1793 die Wiener Behörden von Staatswegen geradezu verboten, besseres Porzellan in österreichischen Landen zu erzeugen, als man es in der kaiserlichen Manufaktur der Hauptstadt herzustellen vermochte, müßte wirklich unglaublich erscheinen, wenn es Weber in seiner Schrift nicht aktenmäßig belegt hätte. Jenes Verbot wurde thatsächlich von den Porzellanfabrikanten Böhmens ehrlich beachtet; sie sandten ihre Waren aus gewissenhafter Rücksicht, der Wiener Staatsfabrik nur ja keine Konkurrenz zu machen, unter dem bescheidenen Namen „Erdengut" in die Welt. Zum Dank für dieses gutmütige Verhalten kam die Leitung der kaiserlichen Fabrik in Wien mit dem Ersuchen an die Staatsbehörde, die böhmischen Porzellanfabriken ganz zu inhibieren, „da sie doch minderwertige Erzeugnisse lieferten", eine Begründung, auf welche die Behörden kein Wort der Entrüstung entgegneten. Solche und ähnliche Leistungen der Regierungsweisheit früherer Tage wird derjenige mit Nutzen lesen, der sich ein Bild von der Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftspolitik vergangener Zeiten machen will. Die Schrift Webers liefert dazu bemerkenswerte Beiträge. E. Döhler.

* * *

A. v. Geyso, Feldhauptmann Seyfried Schweppermann. Berlin, Mittler & Sohn, 1894. (16 S.)

In dieser kleinen Monographie, einem Separat-Abdruck aus der Deutschen Armee-Zeitung, trägt der Verfasser zusammen, was er über die volks-

tümliche Figur des „frommen" Feldhauptmanns hat finden können. Viel ist dies nicht. Eine Reihe von Umständen wird es immer erschweren, über die Jugendgeschichte und den Werdegang Schweppermanns genauen Aufschluß zu geben, ist ja selbst sein Geburtsjahr nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Erst von 1280 an ist der Name des Ritters urkundlich belegt. Obgleich sich seine Berühmtheit vornehmlich auf die Teilnahme an der Schlacht bei Mühldorf gründet, scheint doch sicher, daß er durch sein Feldherrntalent schon weit früher Ludwig dem Bayern als eine schätzbare Kraft gegolten und insbesondere seit dem Treffen bei Gamelsdorf (1313) immer unter Ludwigs Fahnen gestanden habe. Darüber, ob der in neuerer Zeit vielfach angezweifelte, bekannte Ausspruch Ludwigs bei der Verteilung der Eier wirklich gefallen sei, hat Geyso nichts Entscheidendes beigebracht.

E. Döhler.

* * *

König, Landgerichtsrat, **Aus zwei Jahrhunderten. Geschichte der Studentenschaft und des studentischen Korporationswesens auf der Universität Halle.** Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Halle a. S. 1894.

Es war ein glücklicher Gedanke zu der zweihundertjährigen Jubelfeier der Universität Halle eine Geschichte ihrer Studenten zu schreiben, und der Verfasser konnte von vornherein eines lebhaften Interesses, das auch die Feststimmung überdauerte, sicher sein: haben wir doch so wenig historische Darstellungen des studentischen Lebens und Treibens an den einzelnen Universitäten, daß jeder neue Beitrag hier willkommen ist.

Der Verfasser, wenn auch kein Historiker vom Fach, hat sich mit großer Liebe und anerkennenswertem Fleiß in die Materie einzuarbeiten versucht, und wir können in vielen Punkten seine Studie als gelungen bezeichnen. In der Schilderung der neueren Verhältnisse findet der frühere Corpsstudent wohl nicht immer die nötige Objektivität. Schade nur, daß das Verbindungswesen und seine Erscheinungsformen fast ausschließlich den Inhalt des vorliegenden Buches bilden und andere, wichtige Fragen nicht berührt oder nur flüchtig gestreift werden. So hören wir kaum etwas von dem sittlichen Standpunkte der Studierenden, von der gefährlichen Neigung zum Spiel, von dem Verhältnis zum weiblichen Geschlecht, von den Beziehungen zu den Bürgern und deren Familien, wie zu den Angehörigen der höheren Gesellschaft, nur wenig über den Ton innerhalb der Studentenschaft. Lauchstädt, das doch eine wichtige Rolle im Hallischen Studentenleben spielt, wird kaum einmal genannt, vom „Comment" nur die auf Fechten und Ehrenhändel bezüglichen Punkte erwähnt: über Kommerse, Maskenzüge, über Studentenlied und Studentensprache schweigt der Verfasser.

Vielleicht lag dies in seinem Plane, aber dann hätte das Fehlen richtiger wohl auf dem Titel markiert werden sollen. Zu einer Geschichte der Studentenschaft gehörte eine Behandlung der angeführten und anderer Gegenstände gewiß. Doch stören wir uns nicht den Genuß des Gebotenen durch Hinweise auf das Fehlende und nehmen wir dankbar die Geschichte des Kor-

porationswesens hin. Hier wird uns sehr viel sorgfältige Forschung vorgetragen und wir erhalten manchen interessanten Aufschluß. Wir können diese Partien mit großer Anerkennung nennen, und in ihnen liegt der Schwerpunkt des Buches.

Eine stärkere Hervorhebung des Bedeutenden vor dem Unbedeutenden, die Weglassung von einigen Quisquilien, etwas weniger Aufgehen in Einzelheiten, so schätzenswert sie an und für sich sein mögen, würde sicherlich die Uebersichtlichkeit der verschiedenen Abschnitte erhöht haben. Auch die ausdrückliche Schilderung einiger allgemeiner Entwicklungsgänge hätte dem Buche zum Vorteil gereicht: so z. B., wenn betont wäre, daß die Orden aus den Landsmannschaften hervorgegangen sind und ursprünglich einen engeren Kreis innerhalb derselben gebildet haben, eine Erkenntnis, die wir W. Fabricius verdanken.

Im Einzelnen hindert manchmal seine nicht weit über die Hallischen studentischen Verhältnisse hinausgehende Belesenheit den Verfasser, das Richtige zu erkennen, wozu an ein paar Punkten auch kleine Flüchtigkeiten beitragen. So heißt (S. 10) der Renommist nicht Schulck, sondern Schluck und ist trotz Laukhard, dessen Eulerkapper übrigens zu Halle 1804 erschienen ist, keine historische Persönlichkeit. Laukhards Bemerkung ist reine Erfindung. Verfasser der Dissertation des Martialis Schluck soll ein Erlanger, namens Gleiß, gewesen sein. Schon Kindleben erwähnt in seinem Studenten-Lexikon (1781) diese Schrift, deren erster Druck aus dem Jahre 1778 stammen soll. Es ist mir indeß nicht gelungen, seiner habhaft zu werden, und die älteste mir erreichbare Ausgabe ist die von 1780 (München, Hof- und Staatsbibliothek).

Eine eigentümliche Kette von Zufälligkeiten knüpft sich an die Publikation der Chronik vom Auszuge der Studenten nach der Broyhanschenke, die König S. 39 ff. abdruckt. Von ihr mögen im Privatbesitze wohl noch manche handschriftliche Texte existieren, so besitzt z. B. die Bibliothek der Marienkirche hier einen etwas abweichenden. Aber die Chronik ist auch schon seit beinahe 50 Jahren gedruckt und zwar von L. Köppel, in den „Burschenfahrten, Beiträgen zur Geschichte des deutschen Studentenwesens" (Jena 1845, S. 81 ff.). Endlich, — und das ist das Wesentlichste: das Ganze ist keineswegs Hallisches Original, sondern von Jena übertragen und kopiert. Ursprünglich ist es gemacht auf den Jenaischen Auszug nach Nora vom Jahre 1792, und ist im Jahre 1832 von Marianus in seinen „Komischen Scenen aus der akademischen Welt" S. 44 ff. veröffentlicht.

Hinsichtlich des schlesischen Kränzchens scheinen mir sich die Bemerkungen auf S. 141 und 143 zu widersprechen. Es ist wohl wie die anderen Kränzchen rekonstituiert worden. Auch S. 121 bin ich über die Richtigkeit der Angaben in Betreff des Magdeburger und Halberstädter Kränzchens im Zweifel, besonders wenn ich Augustins „Bemerkungen eines Akademikers über Halle" (1795) S. 246 vergleiche.

Zum Schluß noch zwei Ergänzungen: Ueber die Hetzpeitschenaffaire der Teutonia, die in ihrer Tendenz sehr stark burschenschaftlich gefärbt war (S. 157), berichtet auch der Dr. phil. Heinrich Netto (handschriftl. in der Univ.-Bibl. Jena, Mspta. Nettoniana Nr. 26, S. 469 f.), welcher von Seiten der Jenenser zur Berichterstattung über den Fall nach Halle geschickt war.

Gegen Joachim Lange (S. 28 f.) eifert ein Studentenlied, das handschriftlich in einem der hiesigen Universitätsbibliothek gehörigen Liederbuche aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts enthalten ist [1]):

Falsches Halle, gute Nacht!
schenckst du deinen Musen Söhne (lies Sohne)
eine Flinte nur zum Lohne?
hat der Teuffel dich gemacht?
Falsches Halle, gute Nacht!

Halle, bilde dir nichts ein,
Daß der Bursch von seinen Gülden (l. Gulden)
schimpff und schande soll erdulden
Darauf spricht der Bursche: Nein!
Halle, bilde dir nichts ein!

Bey den Professoribus
soll der Bursche Hülffe suchen
und die fangen an zu fluchen:
Alles geth uns zum verdruß
bey den Professoribus.

Kommpt man vor's Consilium
spricht der Joachimus Lange:
Adam [2]) mit seiner Stange
Unsere Bursche holen mum (sic!)
Kompt nur vors Concilium.

Ey, du alter Schul Major,
Denckst du, wie vor wenig Jahren
Hand und Arsch sich Konten Paren,
Und auch itzt so wie zu vor!
Pfuy, du alter Schul Major.

Drum, ihr Bursche, packet ein
und zeigt, daß es euch in Halle
auf die Weise nicht gefalle
Und das ihr ohne (l. ohn) sie könt seyn:
Drüm (l. Drum), ihr Bursche, packet ein!

Denn mag ein Professor hier
Statt der Bursche Bancken lehren
samt der Frau das Geld verzehren
Ohne Toback, Brodt und Bier
miserabel leben hier.

[1]) Herr Geh. Rath Dr. Hartwig machte mich freundlichst seiner Zeit auf das Liederbuch aufmerksam.

[2]) Adam war der Name des Hauptes der Häscher in Halle zu jener Zeit, den auch Reinwald in seinem Akademien- u. Studenten-Spiegel (1720) S. 125 nennt.

Halle, wie will's dir ergehn
wen die Bursche von dir scheiden
wirstu nicht mit den Gebäuden
In den letzsten Zügen stehn,
Halle, wie wils dir ergehn?

Denn mag dieser Plagen Schaar
Dich und deine Weiber nehren:
Ja, sie wird dich beten lehren,
wen die noht schon offenbahr;
Halts nur mit der Plagen schaar.

Magdgens (l. Mägdgens), was sagt ihr darzu
wen hinfort in tafft und seiden
Euch die Bursche nicht mehr kleiden
Und die — — haben Ruh,
Magdgens (l. Mägdgens), was sagt ihr dartzu?

Unangenehm wirkt oftmals eine Stilunart, die Inversion nach „und", auch wenn ein neues, selbständiges Moment in die Erzählung eingeführt wird, und das Fortlassen des formalen Subjekts (so z. B. S. 15, 29, 124, 153, 218). Das „Leben in unbekannter Abwesenheit" (S. 130) hätte füglich dem nicht nachahmenswerten Kanzleistil überlassen bleiben sollen.

Halle a. S. im August 1894. John Meier.

* * *

E. Heyck, Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen und Akten. 2. Ausgabe. Heidelberg, Carl Winter. (94 S.).

„Was in diesen Blättern erzählt wurde", sagt der Verfasser, „liegt trotz der Spanne weniger Jahrzehnte unendlich weit hinter der Gegenwart". Diesen Eindruck wird in der That ein jeder haben, der sich in die hier dargestellten studentischen Zustände vertieft. Die Periode studentischen Lebens, die Heyck uns höchst anschaulich und interessant schildert, umfaßt die Zeit von der Erneuerung der Universität Heidelberg (1805), mit der wieder Leben in die still gewordene Stadt kam, bis zum Jahre 1819, das für Heidelberg einen scharfen Abschnitt bildet. „Niemals", meint Heyck, „sind sie wieder in die Oeffentlichkeit mit der Eigenart getreten, die beide für unsere Periode charakterisiert, weder das landsmannschaftlich-pennalistische, jedoch vollkräftige Korpswesen, noch die träumende Burschenschaft, die kein Sonderbund sein wollte". Das klingt fast wie ein Ausdruck des Bedauerns! Ich muß gestehen, ich teile die bei den gebildeten und ungebildeten Deutschen hergebrachte Begeisterung für alles sogen. studentische in keiner Weise: ich kann als Historiker in den meisten der hier geschilderten Episoden und Zustände — abgesehen von dem nationalen Aufschwung — nur sehr unerquickliche und unerfreuliche Sittenbilder erblicken, die ich aber als charakteristische Erscheinungen der deutschen Kulturgeschichte gewiß für darstellenswert erachte. In diesem Sinne begrüße ich das hübsch geschriebene Büchlein und wünsche ihm viele Leser. Georg Steinhausen.

* * *

E. Einert, Ein Thüringer Landpfarrer im 30 jährigen Kriege. Mitteilungen aus einer Kirchen-Chronik. Arnstadt, E. Frotscher. (IV u. 95 S.)

Nach den Einzeichnungen des Pfarrers zu Dornheim, Magisters Schmidt, in die Kirchenchronik schildert Einert unter Heranziehung der Akten des Arnstädter Archivs die Schrecken und Leiden, die der 30jährige Krieg über das Ländchen dort verhängte. Ein gelehrtes Buch wollte der Verfasser nicht vorlegen: er giebt eine erzählende, oft novellistisch angehauchte Darstellung, die durch die Frische der Originalmitteilungen aus des Pfarrers Chronik besonderen Reiz erhält. Für weitere Kreise sind solche Schilderungen, die auf zuverlässiger Sachkenntnis beruhen, viel mehr und wärmer zu empfehlen, als jene oberflächlich zusammengestoppelten „Kulturgeschichten", die meistenteils Spekulationen von Autoren oder Verlegern sind.

Der Pfarrherr selbst ist typisch für die Bewahrung der humorvollen naiven „alten Art" (s. meine Geschichte des deutschen Briefes II) in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die später von dem neuen französischen Bildungsideal untergekriegt wird.

Unnötig erscheint mir der an manchen Stellen übertrieben archaisierende Ton in der Darstellung des Verfassers selbst. Warum sagt er z. B. „zwo" und nicht zwei? Georg Steinhausen.

* * *

Wilh. Stieda, Hansisch-venetianische Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert. Festschrift der Landes-Universität Rostock zur zweiten Säkularfeier der Universität Halle a. d. S. Rostock, Adlers Erben, 1894. (IX u. 191 S.)

Die vorliegende ausgezeichnete Arbeit sucht zwei Lücken, die sich in den bisherigen Forschungen über den deutsch-venetianischen Verkehr im Mittelalter zeigen, auszufüllen. Der erste Teil behandelt den Versuch des Kaisers Sigismund, jenen Handel zeitweilig durch Sperren zu unterdrücken, der zweite untersucht im Zusammenhang die Beziehungen zwischen Venedig und der Hanse. Ist jener Teil, obgleich er vielerlei zur Geschichte des deutsch-venetianischen Handels bringt, doch wesentlich für die politische Geschichte interessant — denn der Gedanke der Handelssperren entsprang bei Sigismund nur politischen Motiven, dem Wunsche, das verhaßte Venedig zu schädigen —, so ist der zweite von sehr großem kulturhistorischen, insbesondere handels- und wirtschaftsgeschichtlichen Interesse. Wie Stieda in dem Vorwort mitteilt, ist seine Darstellung gewissermaßen ein Teil einer größeren Arbeit, die sich mit dem Großkaufmann Hildebrand Veckinchusen beschäftigt und auf den reichlichen brieflichen und andern handschriftlichen Schätzen des Revaler Ratsarchivs beruht. Was Stieda aus diesem Stoff hier bietet, ist überaus lehrreich und auch von großem allgemeinen Interesse.

Er sucht nach jenem Material ein Bild von den Geschäften zu entwerfen, die damals wirklich abgewickelt wurden, und behandelt im einzelnen die Handelsgesellschaften, ihre Schicksale und ihre Mitglieder, die Handelsbriefe,

die Handelsmarken, den Geld- und Wechselverkehr, den Warenverkehr, die Maße und Gewichte. Die im ersten Abschnitt urkundlich geschilderte Geschichte einer bestimmten Handelsgesellschaft, die etwa um 1409 ihre Geschäfte begann, zeigt uns, wie großartig bereits im Anfang des 15. Jahrhunderts die Organisation des Handels gewesen sein muß. Der direkte Verkehr zwischen Lübeck und Venedig muß danach auch ein viel regerer gewesen sein, als man bisher annahm, und muß aller Wahrscheinlichkeit nach schon im 15. Jahrhundert bestanden haben. Der Abschnitt über die Handelsbriefe ist von größerer Bedeutung für die Entwickelung des kaufmännischen Privatverkehrs, nicht minder aber auch für die Geschichte des deutschen Briefes. In dieser letzteren Beziehung begrüße ich auf das wärmste auch den urkundlichen Anhang, in dem u. a. eine große Reihe von Handelsbriefen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, also aus einer Zeit, in der weder private Handelsbriefe noch überhaupt reine Privatbriefe zahlreich erhalten sind, nach den Originalen im Revaler Archiv abgedruckt werden.

Von Wert ist weiter, was Stieda von seinem Material für die Handelsmarken, den Geld-, namentlich Wechselverkehr beibringt, wichtig der Abschnitt über den Warenverkehr, insbesondere die ausführliche Besprechung der einzelnen Waren, die in zwei großen Gruppen (Rohstoffe und Fabrikate) gegeben wird. Georg Steinhausen.

* * *

Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. 1. Band, 2. Hälfte. Berlin, Gebr. Paetel, 1893 (XVIII, S. 295—709).

Die zweite umfangreiche Partie des Geigerschen Werkes, über das ich mich ausführlich schon im ersten Bande dieser Zeitschrift (S. 259 ff.) geäußert habe, behandelt das Zeitalter Friedrichs des Großen, das „Zeitalter der Aufklärung". „Mit Friedrichs des Großen Namen", betont Geiger, „ist die Aufklärung eng verknüpft. Unter ihm und durch ihn wurde Berlin die Stadt der Aufklärung. Wie so oft, wurde auch in diesem Falle Ansicht und Verhalten des Königs typisch für seine Residenz". Was ich über die Einteilung des von Geiger behandelten Stoffes nach den Regierungsabschnitten der Könige denke, habe ich schon bei Besprechung der ersten Hälfte gesagt; immerhin meine ich, die Begrenzung ist in diesem Falle im großen und ganzen zutreffend. Die Fridericianische Zeit begreift in der That eine ziemlich einheitliche, übrigens sehr wichtige Epoche des geistigen Lebens der Residenz in sich. Die einzelnen Abschnitte des Buches sind die folgenden: Die Stadt und der Kriegsherr; Der Damenhof. Die Aufklärung. Mendelssohn und die Juden. Zeitungen und Zeitschriften. Lessing und die deutschen Schriftsteller. Die Franzosen. Entwickelung der Wissenschaft. Schule und Erziehung. Sittliche und ökonomische Zustände. Bildende Kunst. Tod Friedrichs d. Großen.

Wieder bietet das Buch einen reichen, höchst fleißig zusammen getragenen Stoff und schildert uns eine große Menge von einzelnen Persönlichkeiten. Hier liegt meines Erachtens ein gewisser Mangel der Darstellung. Die Schilderung breiter Strömungen des geistigen Lebens, die die verschie-

denen Einzelheiten gleichsam koncentriert wiedergiebt, tritt bei Geiger vor der ausführlichen Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Wirksamkeit vielfach sehr zurück. Einer dieser Persönlichkeiten, die in der That einen großen Einfluß ausübte, wird Geiger, um das hier nebenbei zu erwähnen, durchaus gerecht: es ist der vielgeschmähte Nicolai.

Dem Leser der ersten Hälfte des Buches ist bekannt, daß Geiger sein Thema in bestimmter Weise beschränkt hat. Aber auch wenn nur das geistige Leben im Vordergrund stehen soll, so halte ich doch auch eine stärkere Hervorhebung der Stimmungen und Strömungen, der Erscheinungen in dem geistigen Leben der breiten Masse gewünscht. Auf das Privatleben der Berliner wirft das Kapitel: Sittliche und ökonomische Zustände, Streiflichter, aber eben nur Streiflichter. Doch lag eine eingehendere Schilderung nicht in der Absicht des Verfassers. Der 1777 gezeigte Elefant ist wohl kaum der erste, der in Berlin gezeigt wurde. Elefanten wurden schon im 17. Jahrhundert vielfach gezeigt. Georg Steinhausen.

* * *

Kleinere Referate.

Aus den „Historischen Untersuchungen Ernst Förstemann zum 50jährigen Doktorjubiläum gewidmet von der historischen Gesellschaft zu Dresden" (Leipzig, Teubner) heben wir als für unser Gebiet interessant folgende Aufsätze hervor: Oeffentliche Bibliotheken in Griechenland und Kleinasien von Franz Poland; Der Kriegshafen in Karthago von Otto Meltzer; Das 11. Problem des mathematischen Papyrus von Akhmin, ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte der Provinz Aegypten von Friedrich Hultsch; Zur Entwickelungsgeschichte der weltlichen Grundherrschaften in den deutschen Südostmarken während des 10. und 11. Jahrhunderts von Otto Kaemmel; Ueber das Geschützwesen der Wettiner im 14. Jahrhundert von Woldemar Lippert; Joh. Erhard Kapp als Professor an der Universität Leipzig von Georg Müller. —

Zu dem 1892 erschienenen „Quellenbüchlein zur Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters" von Theodor Schauffler sind nunmehr — etwas spät — „Erläuterungen" (Leipzig, Teubner) erschienen. Das Quellenbüchlein soll dem Unterricht dienen und die Erläuterungen nur das Verständnis der Texte erleichtern, nicht etwa einen Abriß der deutschen mittelalterlichen Kulturgeschichte geben. Sie sind deshalb kurz gehalten, m. E. zu kurz. —

Aus einer Reihe von Separatabdrücken aus Zeitschriften erwähne ich Stiedas höchst umfangreiche und gründliche Arbeit: „Studien zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Mecklenburg" (aus dem „Archiv für Gesch. d. d. Buchhandels"). Für die Geschichte des Buchwesens wie des geistigen Lebens überhaupt bietet dieselbe mit ihrem reichen Anhang urkundlicher Beilagen viel neues und interessantes Material. Daß ähnliche Spezialarbeiten auf diesem Gebiet häufiger als bisher in Angriff genommen werden, ist sehr zu wünschen. —

Eine kleine Arbeit „Zur Entwickelung des Verlagsrechts" hat R. Voigtländer aus dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" 1892

gesondert abdrucken lassen. Er will dem Privilegienwesen und der Nachdruckerei, überhaupt der Geschichte des Verlagsrechts früherer Zeiten, andere Seiten abgewinnen, als die hergebrachte Meinung — zu Ungunsten des Buchhandels — ihnen beizulegen pflegt. —

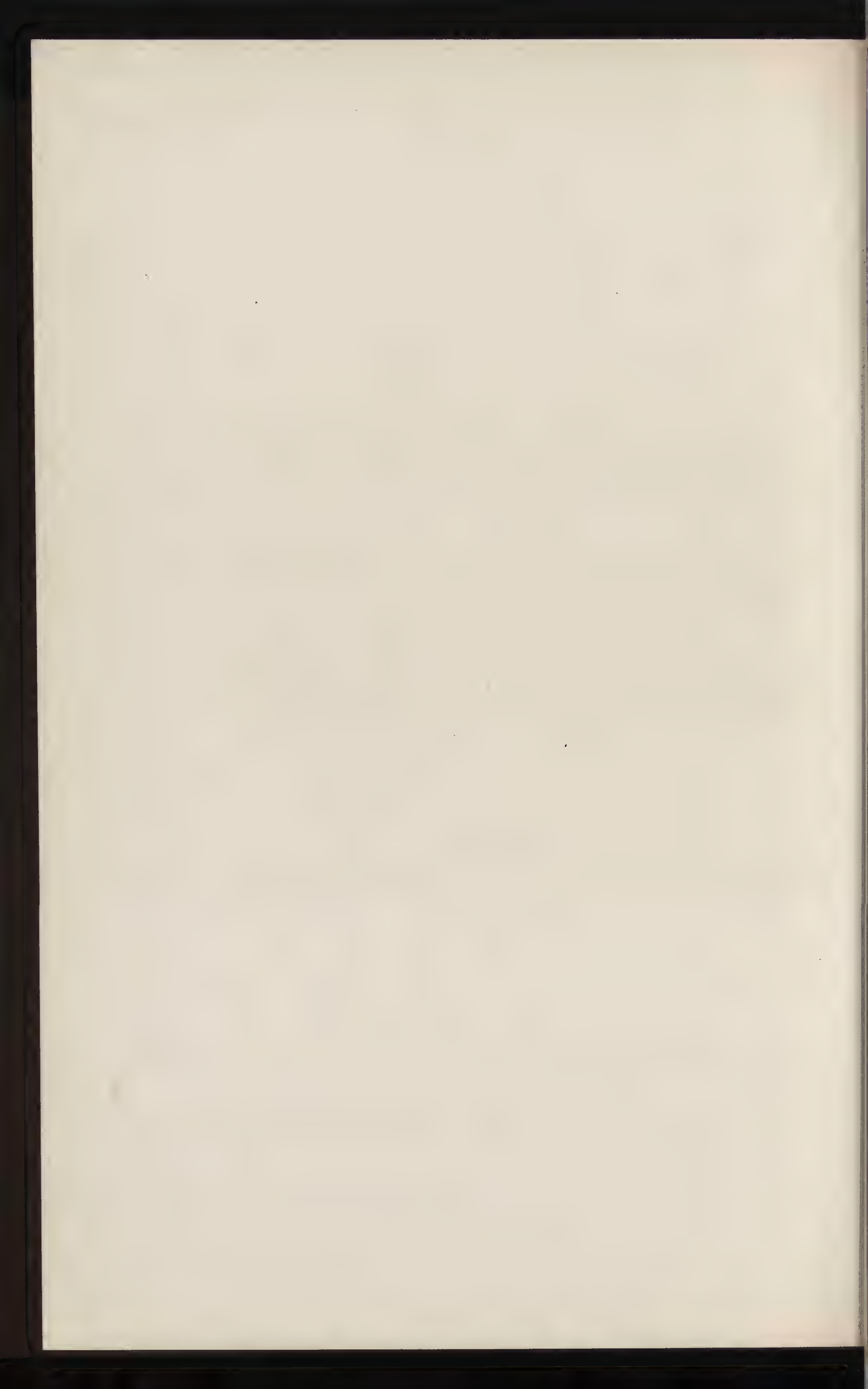
Auf einen Aufsatz von E. Lange: „Greifswalder Professoren in der Sammlung der Vitae Pomeranorum" (aus den „Baltischen Studien") möchte ich um deswillen besonders aufmerksam machen, weil hier — worauf der Titel nicht schließen läßt — eine sehr interessante Beleuchtung der kulturhistorisch wichtigen Gelegenheitsdichtung des 16. bis 18. Jahrhunderts, und damit ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Geschmacks, wie des Gefühlsausdrucks gegeben wird. —

Zur Geschichte der Namengebung trägt eine ursprünglich in einer Zeitschrift erschienene Arbeit von Jonas Babad, „Etwas über jüdische und christliche Vor- und Zunamen" mancherlei bei (Wien 1894). Christliche Namen, die man zunächst für jüdisch hält, wie Schmuhl, Israel, Isaak, Jud, Jakob, weiter germanische und romanische Namen bei polnischen Juden, deutsche Namen jüdischer Frauen des Mittelalters, überhaupt die Annahme fremder Namen seitens der Juden, endlich die Bildung heutiger jüdischer Familiennamen werden interessant und mit großer Belesenheit, aber in einem wenig lobenswerten Stil besprochen, dabei auch mancherlei andere Dinge, Antisemitismus u. s. w. berührt. —

Der bekannte Kultur- und Kunsthistoriker, Prof. Alwin Schultz, arbeitet an einer umfassenden Allgemeinen Kunstgeschichte. Die Grotesche Verlagshandlung giebt eben die erste Lieferung aus, die eine vortreffliche Probe von dem Inhalt des Werkes, namentlich auch seinem illustrativen Teil, gewährt.

Georg Steinhausen.





Ein venetianischer Reisebericht über Süddeutschland, die Ostschweiz und Oberitalien aus dem Jahre 1492.

Von Henry Simonsfeld.

Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ich gerade in jenen Tagen des Jahres 1892, wo man die Erinnerung an die epochemachende Entdeckung Amerikas vor vier Jahrhunderten in Italien und anderwärts festlich beging, durch einen Zufall auf den Bericht über eine — im gleichen Jahre 1492 unternommene — Reise zweier venetianischer Gesandten nach Süddeutschland 2c. aufmerksam wurde, welcher wenigstens abschriftlich in einer Handschrift der Markusbibliothek zu Venedig (Klasse VII ital., Nr. 1795, S. 25—104, saec. XVIII) überliefert ist. Obwohl von dem gelehrten früheren Vorstande dieser Bibliothek, Valentinelli, in seinen „Regesten zur deutschen Geschichte aus den Handschriften der Markusbibliothek“ [1]) aufgeführt, ist der Bericht bei uns doch unbeachtet geblieben und in Vergessenheit geraten.

Zu der nämlichen Zeit, wo der kühne Genuese Columbus in Furcht und Hoffnung auf dem Meere trieb, um endlich das heißersehnte Ziel zu erreichen, haben zwei venetianische Edelleute im Auftrage der Republik sich zu Kaiser Friedrich III und seinem Sohne, König Maximilian, begeben, um ihnen offiziell die Glückwünsche der Republik zu der Wiederherstellung des Friedens (nach Unterdrückung der Kriegshändel in Bayern [2]) zu überbringen. Einer der Begleiter

[1]) In den „Abhandlungen der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften“, Kl. III, Bd. IX, S. 552.

[2]) S. darüber Riezler, Gesch. Bayerns, Bd. III, S. 552; Ulmann, Kaiser Maximilian I, Bd. I, S. 154 2c.

hat über diese von Anfang Juni bis Ende September 1492 dauernde Reise in Tagebuchform Aufzeichnungen gemacht, aus denen ich hier in Übersetzung teils wörtlich, teils im Auszug das Wichtigste mitteile, während der Text später anderwärts veröffentlicht werden soll.

Es wäre freilich sehr hübsch und mir sehr erwünscht gewesen, wenn dieser Säkularbericht auch im Säkularjahre selbst noch hätte erscheinen können. Verschiedene widrige Umstände haben dies leider verhindert; und auch inzwischen ist mir, mit anderen Arbeiten überhäuft, eine frühere Publikation unmöglich gewesen. Vielleicht hat jedoch auch dies sein Gutes. Unter der großen Menge von Gelegenheitsschriften zu jener denkwürdigen Jubelfeier wäre die vorliegende vielleicht unbeachtet geblieben, und mich dünkt, daß dieser Bericht nicht blos ein vorübergehendes Interesse beanspruchen darf, sondern auch einen dauernden Wert besitzt.

Es giebt ja aus jener Zeit nur wenige Beschreibungen und Schilderungen unseres deutschen Vaterlandes, insbesondere nicht viele mit so detaillierten Angaben, wie wir sie hier finden. Wenn wir z. B., was ja am nächsten liegt, die Pilgerreisen der damaligen Zeit in dem bekannten Werke von Röhricht-Meißner durchgehen, so begegnen uns auffallend wenige Details. Der Graf Johann zu Solms, der 1483 seine Wallfahrt unternahm, bemerkt sogar ausdrücklich, daß er deshalb nichts über die Reise von zu Hause bis nach Venedig schreibe, weil dieselbe bekannt sei. Die Sehenswürdigkeiten und Wunder des heiligen Landes und des Orients erschienen diesen Männern — man muß sagen, nicht unbegreiflicher Weise — eben als mitteilenswerter.

Wie dürftig ist auch des Aeneas Sylvius „Germania“? Einzig die Weltchronik des Hartmann Schedel wäre hier wohl zu nennen, in welcher öfters bei den einzelnen Städten kleinere oder größere Abschnitte beigefügt sind, die allerdings mehr rein historische Notizen enthalten.

Vollends fremde Berichte über unsere deutsche Heimat sind mir fast gar keine bekannt, während umgekehrt ja z. B. die Reiseberichte deutscher Palästinafahrer über Italien sehr zahlreich sind.

Von wem ist nun aber unser Reisebericht verfaßt? Die Träger der Gesandtschaft waren die beiden Edelleute Giorgio Contarini, Graf von Zaffo, und Polo Pisani; sie begleitete als Sekretär Giorgio de Federicis, und dessen Coadjutor Andrea de Franceschi ist es, welchem wir die interessanten Aufzeichnungen verdanken. Er war damals ein noch junger Mann von etwa 20 Jahren, der seit mehreren Jahren in der Kanzlei des Dogen verwendet war und

später (1529) es bis zum Großkanzler, einem der höchsten Aemter der Republik, bringen sollte.

Vollständig in der Form eines Tagebuches verzeichnet nun Franceschi, an welchen Orten die Gesandtschaft Tag für Tag sich aufgehalten, was sie getrieben, was sie gesehen und erlebt hat. Er giebt genau die Entfernungen der einzelnen Orte von einander an, er registriert gewissenhaft die auf der jeweiligen Route liegenden Plätze samt den Gasthäusern, wo Rast gemacht oder Aufenthalt genommen wurde, skizziert wiederholt die Landschaft und beschreibt ausführlicher die größeren und kleineren Städte, indem er deren Charakter im allgemeinen schildert und daneben spezielle Eigentümlichkeiten hervorhebt. Besondere Beachtung finden Sitten und Gebräuche; über Mahlzeiten, Trachten, musikalische Aufführungen wird mit sichtlicher Vorliebe berichtet. Daß dies alles „kulturgeschichtlich" von größtem Werte ist, braucht nicht erst betont zu werden; die Angaben gewinnen aber noch an Bedeutung, weil sie aus der Feder eines Venetianers herrühren. Denn für ihre Verlässigkeit bürgt der Weltruf der venetianischen Diplomaten, deren durch Veranlagung und Übung geschärfter Blick zur Schilderung von Land und Leuten vorzüglich geeignet war. Daß der Bericht auch sonst manche sehr beachtenswerte Angaben enthält, dafür mag auf die Stellen über die „freien" und die „Reichsstädte", über Kaiser Friedrich III und König Maximilian u. s. w. hingewiesen werden.

* * *

Die Reise wurde am 7. Juni angetreten und ging über Padua (Absteigequartier: „Gasthof zur Sonne"), Vicenza, Verona („Drei Türme"), Ala, Roveredo, Trient den Brenner hinauf. Wenn die Reisenden auch erst in S. Michele das eigentliche Deutschland nach damaligem Begriffe betraten — „hier endigt die Lombardei und beginnt Deutschland" heißt es im Bericht — Trient zeigte ihnen doch schon ein entschieden deutsches Gepräge.

„Am 17. Juni", so lautet die Erzählung, „kamen die Gesandten nach Trient, eine bischöfliche Stadt, 12 Meilen von Roveredo entfernt ... Beim Eintritt in die Stadt kam ihnen der Kapitän und Podestà von Trient entgegen und es wären noch mehrere gekommen, aber sie dachten, die Gesandten würden wegen des Regens nicht vormittags eintreffen, weshalb sie sich nun wegen ihres Ausbleibens entschuldigen ließen. Der Podestà begleitete die Gesandten bis zum

Gasthaus „Zur Rose". Während des Essens erschien ein Possenreißer, der auf sonderbaren Instrumenten spielte, und mit ihm eine Frau, welche gleichfalls zu einer „Ribeba" [3]) viele deutsche Lieder sang. Dann spielten auch beide zusammen mit bewundernswerter Übereinstimmung auf verschiedenen, sehr fantastischen Pfeifen. Der Possenreißer hatte Ärmel wie in der Komödie und nach dem Brauch seines Standes auf dem Kopf Ohren von Tuch, von denen er bald das eine, bald das andere, bald beide zusammen bewegte, was viel zu lachen gab. Dann wurden sie reich beschenkt."

An demselben Tage waren die Gesandten beim Bischof zum Abendessen eingeladen. Sie wurden abgeholt vom Podestà von Trient und einem Mailänder Nobile, Zuanpiero di Visconti, und vielen anderen deutschen Edelleuten und zum Kastell, der Residenz des Bischofs, geleitet. Derselbe [4]) empfing sie an dem Thore und führte sie dann nach oben zu einer Halle. Der Sekretär überreichte hier die Beglaubigungsschreiben und Pisani hielt eine kurze, treffliche, elegante lateinische Ansprache an den Bischof, worin er die Grüße der Regierung ausrichtete, für die Einladung dankte u. dergl. m., „was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt". Dann wurde den Gesandten, dem Bischof u. s. w. Wasser zum Waschen der Hände gereicht, worauf man sich zu Tische setzte.

„Es waren in der Halle drei viereckige Tische (nach deutscher Art) und ein mit Silber und Gold geschmücktes Büffet aufgestellt; die Gesandten erhielten ihre Plätze am Kopf der Tafel. Der Graf (von Zaffo, Contarini) saß, weil er „Cavaliere" (Ritter) war, auf einem golddurchwirkten Sessel und speiste auch mit goldenem Besteck. Zuerst wurden allerlei verschiedene Gerichte auf den Tisch gesetzt, teils delikate Braten, teils gekochtes Fleisch und nach deutscher Sitte auch Fische aller Art, von den angenehmsten, die man nur haben kann. Auch Salat gab es zu Anfang; dann Weichsel und Kirschen. Hierauf kam ein Kapaun in einer gelben Sauce mit Brot darinnen; derselbe wurde in Teile geteilt oder vielmehr zerrissen und Stücke davon auf Brotschnitten gelegt." Es folgte (wie es scheint) eine Art gefüllte Omelette: „wundervoll"; damit war das Menu aber noch keineswegs erschöpft; vielmehr folgte nun weiter ein Gang von Hasen

[3]) Nach A. Schultz, Das höfische Leben in der Zeit der Minnesänger, S. 432, (Rubèbe) eine Art Fiedel mit zwei (oder drei?) Saiten; oder eine Mundharmonika?

[4]) Es war Albrecht von Bayern (1478—1506).

und gebackenem Wildschwein in schwarzer Sauce; dann eine Art Bretzel in Öl gekocht und Weichselkompott (?); hierauf wieder Fische, gekochtes Fleisch und trockener Braten (ohne Sauce); hiernach eine Mehlspeise aus Milch und Eier, endlich Konfekt. Dazu trank man aus großen Bechern und aß gelbes Brot aus Getreide. Bei dem Schein großer Wachskerzen wurde hierauf das Kastell besichtigt und endlich die Gesandtschaft, welcher der Bischof wieder das Geleite bis zum Thore gab, von dessen Dienern und den anderen Gästen nach Hause begleitet."

Am Morgen des 18. nach Besuch der Messe und des Leichnams des heiligen Simonetus verließ die Gesandtschaft Trient und erreichte Mittag S. Michele an der Grenze zwischen der Lombardei und Deutschland. Im Gasthof „Zum Adler" wurde das Mahl eingenommen, wobei der Berichterstatter als einen Deutschland eigentümlichen Brauch das Speisen in geschlossenen Räumen hervorhebt. Nachtquartier: Egna (Neumarkt).

Am 19. mittags in Branzoll, abends in Bozen: „ein prächtiger Ort, voll von Menschen, durch einen Stellvertreter regiert. Es ist da auch ein (Kapitän) Hauptmann, der aber nur die Einkünfte erhebt. Es hat Straßen, ähnlich wie eine Stadt, gerade und alle mit Kies gepflastert, auch große und prächtige Kirchen: kurz, es gleicht ganz einer wirklichen Stadt. Durch die Hauptstraßen läuft fortwährend sehr klares Wasser, wie in Trient, so daß daran Überfluß ist. In der Nähe fließt die Etsch. Dreimal im Jahre, Mitfasten, am St. Andreas- und St. Bartholomäustag findet Markt statt. — Abends kam ein Deutscher, der mit den Händen auf dem Boden spazieren ging u. dergl. m. und von den Gesandten ein Geldstück erhielt."

Am 20. Frühstück zu Bozen, abends in Klausen. „Während des Abendessens kamen zwei Musikmeister mit fünf Jungens, die verschiedene Gesänge vortrugen und darunter namentlich einen, der wie Schlachtgesang mit Trompeten klang. Besonders einer der Jungens, kleiner als die übrigen, zeichnete sich dabei durch die außerordentliche Feinheit und den bewundernswerten Gleichklang seiner Stimme aus. Besonderes Erstaunen erregte es ferner bei den ganz entzückten Zuhörern, daß die Jungens mit ihren Musikmeistern zusammen sangen, ohne irgend in ein Buch zu sehen. Die Gesandten schenkten jedem von ihnen einen ‚Sechser', den Meistern noch viel mehr, sie ermunternd, mit dieser Pflege des Gesanges fortzufahren." — Ein besonderes Lob wird dann von dem Berichterstatter dem Wirt

des dortigen Gasthofes „Zum Lamm“, namens Gosper, gespendet, und dessen Leutseligkeit, Rechtschaffenheit und Bildung gerühmt mit dem Zusatz, daß er das Aussehen eines Barons hatte.

Der darauffolgende Tag (21. Juni) war der Fronleichnamsfesttag, der festlich begangen wurde. Nach der Messe ergingen sich die Gesandten in dem Orte. „Überall waren die Straßen mit Bäumen geschmückt und Gras auf den Boden gestreut. Auf den Balkonen waren Teppiche wie Decken ausgebreitet, und Frauenkleider, und brannten Talgkerzen.“ Dann ritten die Gesandten fort und machten Mittag in der „schönen“ Bischofsstadt Brixen, ebenfalls im Gasthof „Zum Lamm“, wo aber der Wirt sehr hochmütig und roh war, auch kein Italienisch kannte, sondern sich eines Dolmetschers bedienen mußte. „Hier verbrachten sie den Rest des Feiertages und nahmen wahr, daß die Einwohner sich in ihren Häusern sehr vergnügten, indem sie, das Haupt mit Eichen- oder Epheu-Guirlanden geschmückt, mit den Frauen zum Klange der Querpfeife tanzten. Darnach führte jeder seine Dame zu einem Sitz, wobei er sie mit sehr großer Ausgelassenheit umarmte und herzte. Auch einige junge Venetianer Edelleute aus der Begleitung der Gesandten wurden genötigt, mit den hübschesten Damen zum Zeichen ihres Wohlgefallens an dem Balle zu tanzen. In Brixen herrscht überhaupt ein ausgelassener Ton, denn auch auf den Straßen ist es — und zwar nicht bloß den Einheimischen, sondern noch vielmehr den Fremden — erlaubt, junge Damen anzufassen und zu berühren und ihnen Liebenswürdigkeiten zu sagen.

Die Stadt wird von einem Stellvertreter und einem Hauptmann, zu deutsch „Bürgermeister“, regiert, die beide vom Bischof von Brixen ernannt werden und ganz den Rektoren von Bozen analog sind. Die Stadt hat keine Mauern und keine großen und starken Thore, dagegen giebt es Quellwasser, wie in Bozen. Auf der einen Seite fließt ein Fluß.“

Am 22. wurde die Reise nach Tisch fortgesetzt, die Gesandten ritten bis Sterzing, wo Nachtquartier gehalten wurde. „Sterzing ist ein außerordentlich lieblicher Ort in einem Thale von vier Meilen Umfang mit einer geraden Straße, wie ein Marktflecken, und vielen Brunnen; es ist auch reich an Palästen und Menschen; es wohnen da viele deutsche Edelleute. Leiter desselben ist ein deutscher Statthalter.“ Abgestiegen wurde hier im Gasthaus „Zur Krone“, dem größten und geräumigsten, das die Gesandtschaft bisher angetroffen hatte.

Während des Abendessens kamen wieder acht Sänger, fünf junge und drei Meister, welche recht gut sangen, aber „nicht mit jener Lieblichkeit, wie die früheren". —

Der nächste Tag war ein anstrengender. Denn nun ging es über den Brenner. Aber eigentümlich genug, daß wir von demselben nicht ein Sterbenswörtlein erfahren, daß nicht einmal sein Name genannt wird. Nichts auch von der Erhabenheit der Natur, der Großartigkeit der Landschaft! Ganz einfach heißt es nur: „Am 23. brachen die Gesandten in früher Stunde auf, kamen nach dem fünfzehn Meilen entfernten Steinach und speisten hier nach der Messe im Gasthof „Zum Löwen". Dann ritten sie weiter und gelangten noch nach Innsbruck, „eine Stadt ohne Bischof in einem Thal gelegen, bei welcher ein ziemlich großer Fluß vorbeifließt, der Inn. In derselben giebt es sehr schöne Frauen von sehr großer Anmut, auch eine große Menge Hunde, Hasen und Jagdhunde. Die Stadt wird durch 24 Räte regiert, von denen die eine Hälfte vom Herzog von Österreich, die andere von des römischen Kaisers Majestät eingesetzt ist. Der Herzog wohnt hier mit seiner Gemahlin und hält einen prächtigen, glänzenden Hof und namentlich vortreffliche Pferde. Aber in dem Augenblick befand er sich nicht dort, sondern in Hall."

„Fast jeden Tag geht die Herzogin auf die Jagd oder anderen Vergnügungen nach, und es ist ein wirklicher Genuß sie mit ihren Frauen auf ihren Rossen davonsprengen zu sehen. Hier in Innsbruck wird das Blei und Silber aus den Bergwerken geschmolzen."

Absteigequartier war das Gasthaus „Zum Löwen" für zwei Tage. „Hier fanden die Gesandten einen Landsmann, einen Arzt aus Ravenna, namens Emiliano, der in Innsbruck wohnte und ihnen dann in mancherlei Beziehung behilflich war — namentlich als sie am 25. Juni bei jenen Räten der Stadt ihre Aufwartung machten, nachdem dies Tags zuvor wegen des Johannisfestes nicht möglich gewesen, da die Räte da und dort sich vergnügten. Die Gesandten wurden in ein Zimmer geführt, das mit keinerlei Tapeten oder Tapisserien geschmückt war und wo sich nur zwei Räte und jener Arzt befanden." Der Sekretär überreichte die Beglaubigungsschreiben, dann begrüßte Pisani den Rat im Namen der venetianischen Regierung mit lateinischen Worten. Die (beiden) Räte zogen sich — wohl in einiger Verlegenheit — mit dem Arzt in ein Gemach zurück und berieten sich über die Antwort. Der Arzt sprach dann — ebenfalls lateinisch — im Namen des Rates den Dank aus und versprach den Gesandten für alles ihnen Nötige zu sorgen.

Gegen Abend ritten sie dann nach Hall, „einem Ort ohne Bischof, aber den Namen einer Stadt verdienend, auf einem Bergabhang gelegen, unter welchem der nämliche Inn dahinfließt. Hier ist der Hafen für die Schiffe, welche nach Linz, Wien und anderen Orten fahren; hier bereitet man auch das schneeweiße Salz aus einem Wasser, das von einem Berg herabläuft und ursprünglich ganz süß ist, dann aber während des Laufes ganz salzig wird. Daraus wird dann mit vier ungeheuer großen Kesseln und beständig arbeitenden Leuten das Salz in Hall gemacht, mit dem man ganz Deutschland versieht. Beim Eingang in das Thor, welches neben dem Fluß sich befindet, liegt eine ungeheuere Menge dicken Holzes, das für die Salzbereitung nötig ist. Auch hier hat man die Annehmlichkeit süßen Quellwassers."

Am 26. kamen zu den Gesandten zwei der Räte des Herzogs von Österreich mit seinem Kanzler, einem gelehrten Mann, der „unsere Vulgärsprache" und Lateinisch kannte. Er entschuldigte den Herzog, daß er sich nicht sprechen lassen könne, da er, eben erst von der Jagd heimgekehrt, der Ruhe pflegte; derselbe lasse aber seine guten Dienste anbieten. Auf all dies erwiderte Contarini in eleganter Weise, auch in der Vulgärsprache, wie der Kanzler, und überreichte das Schreiben für den Herzog. Alles dies ging vor sich in einem Gasthaus (ohne weitere Bezeichnung) bei dem Hauptplatz, dessen Besitzer Plofues hieß. Dann reisten die Räte wieder ab . . .

Am 27. „bestiegen sie zu Hall eine Barke mit einem Diener des Kapitäns von Rattenberg, den sie an Stelle eines Geleitbriefes mitnahmen, und ließen auch ihre Pferde und Kleider hineinbringen, um auf dem Inn nach Linz zur Kaiserlichen Majestät zu gelangen. Sie speisten auf der Barke und passierten vier prächtige hölzerne Brücken über den Inn, ehe sie nach Schwaz gelangten, einer sehr schönen und sehr reichen Stadt am Inn, reicher als Hall und Innsbruck zusammen — dank der großen Anzahl von Silberbergwerken in der Nähe, in denen fortwährend von gegen 4000 Menschen gegraben wird. Jede Woche einmal wird Markt gehalten."

Dann kamen sie nach Rattenberg, nachdem sie drei andere große Holzbrücken passiert hatten, einem prächtigen Kastell am Inn. „Hier beginnt das Land des Herzogs von Bayern. Abends gelangten sie nach Kufstein, wo sie im Gasthaus eines Herrn Georg übernachteten. Kufstein ist ein Kastell mit einer Burg auf der Höhe eines felsigen Hügels über dem Inn und hat eine Holzbrücke, welche auf die andere Seite führt. Der Hauptmann ist ein braver Mann

und gab zum Geleit einen seiner Junker mit, der sie mit seinen Fahrzeugen bis zur Grenze des Gebietes und eventuell weiter begleiten sollte.

Am 28. passierten sie Rosenheim mit einer sehr großen Brücke über den Inn, während sie auf ihrer Barke speisten, und gelangten um 18 Uhr (also abends) nach Wasserburg, einem Ort, groß wie eine Stadt, voll von Menschen und sehr ansehnlichen Palästen mit Brunnen, vom Inn umflossen und über dem Wasser gebaut, mit einer großen Holzbrücke. Es liegt in der Ebene und ringsum sind keine Berge. Es giebt da sehr schöne Frauen und dagegen Männer, welche Gesichter haben wie Torten und Flaschen[5]). Beim Eintritt in die Stadt kamen junge Possenreißer entgegen, welche schrieen und Almosen verlangten. Die Straßen sind breit und mit Kies gegepflastert. Auch dies Kastell liegt in Bayern; es wird regiert von einem Podestà und einem Kapitän, der in deutscher Sprache „Protmaister" genannt wird. In den Kirchen sind, wie in allen Orten Deutschlands, die Stühle für Männer und Frauen getrennt.

Sie kamen auch an einem kleinen Ort vorbei, der am Flusse selbst liegt und wo jede Woche Markt gehalten wird. In der Nähe ist ein Kastell, welches Krayburg heißt und auf einem reizenden Hügel liegt. Dort ist eine Holzbrücke über den Inn. Sie speisten in der Barke und stiegen dann bei Oetting aus, einem großen Kastell, etwas vom Wasser entfernt. Außerhalb des Kastells, etwa eine Meile davon, steht eine kleine Kirche der heiligen Maria, die wunderthätig ist und schon außerordentlich viele Wunder verschiedenster Art bewirkt hat. Es findet da auch ein sehr starker Zusammenlauf von Personen statt." In Oetting wurde übernachtet und zwar im Gasthof „Zur Tanne".

Am folgenden Tage (29. Juni) hörten sie in früher Morgenstunde die Messe in jener Kirche S. Maria, wo viel Leute sich eingefunden. In der Nähe ist eine andere größere, den Aposteln Philipp und Jakob geweiht. In dieser Kirche fanden sie auf einer Mauer bei einem Altar auch eine Grabschrift auf den im März 880 verstorbenen und hier bestatteten Stifter der Kirche Karlmann, den Sohn Kaiser Ludwigs.

Nach der Messe wurde die Fahrt fortgesetzt, welche an den Kastellen von Braunau, Obernberg, Reichenberg mit einem

[5]) Jedenfalls ein sehr eigentümlicher Vergleich, der wohl so viel bedeutet als „flach und aufgedunsen".

sehr schönen Minoritenkloster, und Schärding vorbeiführte, dem letzten Ort im Herzogtum Bayern, in dessen Nähe ein kleines Kastell des Kaisers, namens Neuberg. Abends erreichten sie Passau, wo im Gasthof „Zur Rose" abgestiegen wurde: „eine sehr vornehme Stadt mit einem Bischof und wert zu den hervorragenden gezählt zu werden. Sie zerfällt in drei Teile, denn in derselben fließen zwei Ströme und außerhalb noch einer. Der erste Teil hat vor sich den Inn; vor dem mittleren Teile, der größer ist als die anderen, fließt auch der Inn, dahinter dann die Donau. Der dritte Teil — ein Kastell über einer kleinen Brücke — wird vorn von der Donau bespült, hinten fließt ein Fluß namens Ilz, der von Böhmen kommt und kleiner ist als die übrigen. Die Donau kommt von Ulm, der Inn entspringt in den Bergen des Gotthard in der Schweiz. Diese drei Flüsse vereinigen sich in Passau zu einem einzigen und heißen dann Donau, die bis zum schwarzen Meer fließt und ein sehr großer berühmter Fluß ist, mit beträchtlicher Tiefe von hier ab, denn weiter oben ist sie nicht so groß. Die Stadt ist reich an aller Art Handwerk und voll von Menschen. Der Bischof ist Leiter derselben und maßgebend in allen Dingen, obwohl sie zum Reich gehört."

Nach einem Ritt durch die Stadt am 30. wurde wieder das Schiff bestiegen, das donauabwärts die Gesandtschaft an Engelszell, Randerril (Ranaridl, Kastell des Bischofs von Passau) und anderen kleinen Kastellen vorbeibrachte, worunter das sehr starke Neuhaus die Gesandtschaft mit Flintenschüssen und Trompetenstößen begrüßte. Nachtquartier in Hassen (Aschach), wo zum erstenmale die Pässe (Geleitschreiben) verlangt wurden, da die Garderobe der Gesandten Verdacht erweckte.

Am 1. Juli wurde Adlzan und dann die Abtei S. Ilario erreicht, der ein dreistündiger Aufenthalt gewidmet wurde. Hier — in der Nähe von Linz — kamen ihnen viele deutsche Edelleute auf der Donau entgegen. Einer der Räte begrüßte sie mit lateinischen Worten, worauf sie entsprechend erwiderten. Die Edelleute begleiteten die Gesanden bis zu ihrem Quartier, das sich oberhalb des Hauptplatzes befand. — „Linz ist eine kleine Stadt und wenig mit Palästen geschmückt und ohne Bischof; sie nimmt soviel Raum ein, als der Hauptplatz umfaßt [6]). Es giebt sehr wenig oder fast gar kein Gewerbe. Die Residenz des Kaisers befindet sich in einem Kastell auf einer Bergwand, welche auf die Donau sieht. Innen ist sie ganz von

[6]) Dies ist nicht ganz verständlich.

Holz und auch die Giebel sind mit Täfelchen bedeckt, wie dies auch innerhalb der Stadt der Fall ist. Brunnen giebt es nicht, auch sonst kein Wasser als die Donau."

Am dritten Tag kamen die Trompeter des Kaisers (Friedrich III), um zu Tisch zu laden, welche reich beschenkt wurden.

Am 5. Juli fand die erste Audienz der Gesandten beim Kaiser statt. „Es kamen drei Edelleute, darunter ein Neffe des Kaisers, zu Pferd mit anderen Knappen zu Fuß und meldeten den Gesandten, daß es nun Zeit sei zur Audienz, worauf dieselben mit dem Kanzler zu Pferd stiegen. Der Graf trug einen goldenen, mit Hermelin gefütterten Mantel — ein prächtiges Stück — und darunter ein Gewand von rotem Damast; er ritt zur Rechten vom Neffen des Kaisers. Herr Polo trug ein Gewand aus rotem Sammet mit weiten Ärmeln, wie das Dogenkleid, gefüttert mit Taffet; er wurde von dem einen der beiden Edelleute geleitet.

Im Kastell wurden sie in ein bemaltes und in seiner Art schönes Gemach geleitet, wo Se. Majestät der Kaiser auf einem mit Gold überzogenen Lederpolster saß. Über den Füßen hatte er ein Stück goldenen Tuches, daß seine Beine bedecken sollte, an denen er seit vielen Jahren leidend war.

Auf der einen Seite des Gemaches war auf dem Fußboden neben dem Kaiser ein großes goldenes Tuch ausgebreitet nach Art eines Teppichs. Zu seiner Rechten auf der anderen Seite stand ein Gesandter des römischen Königs (seines Sohnes) und dann Herr Sigismund Prüschenk, der das größte Ansehen in der Umgebung des Kaisers genießt[7]). Unter den Übrigen befand sich ein Mann von kleiner Statur, der einen Stab von Silber mit einem Adler auf der Spitze in der Hand hielt und von niemand außer dem Kaiser bemerkt wurde (?). Das Gewand des Kaisers war aus gemischtem Tuch, nach griechischer Art gemacht mit Goldknöpfen vorne; auf dem Kopf hatte er eine schwarze, golddurchwirkte Mütze. Sein Antlitz verrät einen sehr frommen Mann und er verdient die Kaiserwürde durchaus. Er ist sehr alt und spricht nicht allzuviel, denn das Alter scheint ihm das Sprechen zu erschweren. Nachdem die Gesandten ihm die Hand gereicht und der Sekretär das Beglaubigungsschreiben übergeben, begann Pisani seine Rede, indem er den Kaiser zum Frieden mit den Bayern und dem König von Böhmen vonseiten des vene-

[7]) Vgl. V. Kraus, Maximilians venetianischer Briefwechsel mit Sigismund Prüschenk, Freiherr von Stettenberg, 1875.

tianischen Senates beglückwünschte und sich in Lobsprüchen auf Se. Majestät erging — in so eleganter Weise, daß er dann allgemeines Lob erntete. Der Kaiser beriet sich hernach ein wenig mit seinen Edelen; dann erwiderte einer von ihnen, namens Juan Frusmago [8]) — derselbe, der die Gesandten am ersten Tag begrüßt hatte —, auf die einzelnen Punkte kurz und wie er selbst bemerkte „ex tempore“ (aus dem Stegreif). Hierauf verabschiedeten sich die Gesandten und wurden von denselben Personen nach Hause geleitet, welche sie zur Audienz beim Kaiser abgeholt hatten.“

Der 6. und 7. Juli wurde mit Spaziergängen in der Stadt und Umgebung verbracht; am 8. beim Speisen kamen die Pfeifer des Kaisers und spielten, und einige Frauen mit Dudelsäcken und sangen, die alle zusammen belohnt wurden. Nach Tisch wurden die Gesandten in derselben Weise wie früher zu einer Audienz beim Kaiser abgeholt, die aber ganz intim war, indem alle Begleiter auf beiden Seiten hinausgeschickt wurden mit Ausnahme des Sekretärs der Gesandten und der drei kaiserlichen Edelleute.

Am 11. konnten die Gesandten einem Turnier zweier Hofleute anwohnen, „das nach deutscher Sitte ohne Schranken stattfand. Die Pferde hatten am Hals einen großen Sack von grobem Zeug (Canavas), der mit Baumwolle u. dergl. gefüllt war, damit sie nicht schulterlahm würden. Sie waren ganz mit Leinwand verbunden, damit sie sich nicht fürchteten gegen einander loszurennen. Die Reiter saßen auf sehr kleinen Sätteln, so daß, wenn sie sich trafen, jeder von ihnen vom Pferde fiel. Denn wofern sie mit voller Wucht aufeinanderprallten und zusammen mit den Pferden zu Boden fielen, würden sie sich töten. Aber sie gingen nur in (kurzem) Galopp und nahmen auch nur kurzen Anlauf [9]). Etwa zwölfmal sprengten sie gegen-

[8]) Dies ist, wie ich der gütigen Auskunft des Herrn Dr. P. Joachimsohn verdanke, der k. k. Rat und Humanist Dr. Johannes Fuchsmagen aus Hall in Tirol, über welchen man vergleiche den Aufsatz von Seb. Ruf in der „Zeitschrift des Ferdinandeums“, Jahrg. 1877, S. 95 ff.

[9]) Die Übersetzung der obigen Stelle verdanke ich zum Teil der Liebenswürdigkeit des Kustos der Waffensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses, Herrn Wendelin Boeheim in Wien, der zur näheren Erläuterung mir noch folgendes mitzuteilen die Güte hatte. „Der Schreiber sah zu Linz ein sogen. deutsches Gestech auf silla rasa, spanisch: flacher Sattel. Diese winzigen Sättel finden sich noch in der Wiener Waffensammlung, Saal XXXVI (18 Stück). Der ‚Sack‘ ist ein sogen. Stechpolster von einer Art Leinwandstoff und mit Baumwolle, auch mit Stroh gefüllt. Siehe Hefner, (Hans Burgkmaiers) Turnierbuch Max V von Bayern; Leitners Ausgabe von Maximilians I Freydal

einander los, da an jenem Tage durch Linz eine Dame in einer Kutsche kam, begleitet von anderen Frauen, im ganzen za. sechs Wagen und mit einer Menge von Pferden."

Am 12. langte ein Gesandter des Herzogs Philipp von Burgund an, des Sohnes des römischen Königs, mit za. 16—20 Rossen, welchen Herr Johann Frusmago und andere vom Hofe entgegen geschickt wurden. Derselbe kam (wie es hieß) um der Kaiserlichen Majestät eine goldene Kette zu überbringen, die das „Goldene Vließ", „das Zeichen des Atheners Jason", angethan hatte; damit sollte der Kaiser in denselben Orden wie der Herzog von Burgund aufgenommen werden [10]).

Am 14. „gegen 22 Uhr traf ein Kurier von Venedig ein, der sowohl Briefe brachte, die fast allen in gleicher Weise großen Schmerz bereiteten, als auch mündliche Nachrichten ebenso unerfreulichen Inhaltes. Denn er teilte mit, daß der Kurier, welcher vor ihm abgesandt worden war, in einen Fluß, der durch Salzburg strömt, gestürzt und ertrunken sei. Sein Gewand und sein Roß wurden an Ort und Stelle gefunden, aber nicht sein Leichnam und auch nicht die Briefe, die er aus Venedig für die Gesandten hatte. Derselbe fügte auch hinzu, daß er von einer Wirtin gehört habe, jener andere Kurier habe ziemlich viel Geld bei sich gehabt, so daß man argwöhnte, er sei ermordet worden.

und Boeheim, Album hervorragender Gegenstände aus der Waffensammlung des Allerhöchsten Kaiserhauses (Wien 1893), Tafel I, wo das in der Wiener Waffensammlung, Saal XXXVI, Nr 910 aufbewahrte ‚Unikum' eines solchen Stechpolsters abgebildet ist. Damit die Pferde beim Aneinanderrennen nicht scheuten und nicht nach der Seite ausbrachen, erhielten sie Roßstirnen von Eisen, in denen keine Augenlöcher geschnitten waren. Dieselben waren daher geblendet. Über das Ganze, Kopf und Kruppe wurde eine Leinwanddecke gebreitet, auf welcher Devisen, Sinnbilder 2c. gemalt waren. Zu dem Ausdruck ‚ohne Schranken' bemerkt noch Boeheim: die Planke za. 4' hoch, welche ‚alla maniera italiana' die Turnierenden trennte; auch Pallia genannt." Es folgt im Original (nach senza sbarre) noch der Ausdruck „tra 3 manine", welchen auch Herr Boeheim nicht zu erklären vermag; vielleicht liegt ein Irrtum des Abschreibers vor.

[10]) Über die Wahl des Kaisers Friedrich zum Ordensritter des (1629 gestifteten) Goldenen Vließes vgl. Reiffenberg, Hist. de l'ordre de la toison d'or (Brüssel 1830), S. 211 ff. Wie aus Chmel, Regesta Friderici III, p. 793, No. 8819, dd. 16. Juli 1492 zu ersehen, hat sich Friedrich III gerade in jenen Tagen (nach längerem Zögern) entschlossen, den ihm bereits früher angebotenen Orden anzunehmen und die Artikel desselben zu approbieren.

Durch die Briefe aus Venedig erfuhr man, daß der Prokurator Giovanni Contarini gestorben und an seine Stelle Leonardo Loredan gewählt sei; ferner daß der ehemalige Podestà von Brescia, Vinciguerra Dandolo aus Venedig, war verbannt worden. In Capodistria wurden einige Männer und Frauen gefangen genommen und nach Venedig geschickt, welche eine Frau als Schwester der Jungfrau Maria anbeten ließen; und „anderes, was hier nicht erwähnt zu werden braucht". —

Die folgenden Tage verliefen sehr ruhig und mehr als einmal verzeichnet der Berichterstatter, daß „nichts" vorgekommen oder geschehen sei.

Am 17. Juli „reiste der Gesandte des Herzogs von Burgund wieder ab mit nur einem einzigen Wagen, der lediglich das Gepäck und sonst nichts hatte.

Am 18. kam zur Mahlzeit ein kleiner natürlicher Sohn des Kaisers, dem große Ehre erwiesen und der sogar oberhalb der Gesandten placiert wurde.

Am 20. wurde ein gewisser Herr Delius zum Dichter gekrönt, der Verse auf den Kaiser rezitiert hatte.

Am 22. speiste mit den Gesandten ein Mann, der Georg, „König von Portugall" genannt ward und eine Art Possenreißer war; er machte auch da viele lächerliche Späße und verlieh die Ritterwürde".

Am 24., 26., 29., 31. fanden Turniere statt; ebenso am 2. August mit „ungleichen Waffen und Lanzen nach deutscher Art".

Am 7. August reiste die Gesandtschaft von Linz wieder ab, mit einem Geleitsbrief versehen und begleitet von 32 Edelleuten des kaiserlichen Hofes zum Zeichen der kaiserlichen Ehrerbietung. Alle diese Edelleute bestritten die Ausgaben aus eigner Tasche. Abendessen und Nachtquartier wurden in Wels genommen.

Am 8. Ritt bis Wals (15 Meilen von Wels entfernt),[11]) abends und Nachtquartier in (Vöckla-)Bruck.

Am 9. Mittag in Frankenmarkt, abends und Nachtquartier in Straswalchen, das bereits dem Erzbischof von Salzburg gehört, woselbst die Gesandten auch bis zum folgenden Mittag blieben. Nach Tisch setzten sie den Ritt fort, kamen an dem „schönen, von Bergen umgebenen See von etwa 4 Meilen im Umfang vorbei, namens

[11]) Wohl entweder Falspach oder Wolfsegg, da ein „Wals" dort sonst nicht vorkommt.

Holdè (Waller-See?), und erreichten abends Salzburg. Bis hierher begleitete sie die kaiserliche Eskorte, die dann hier verblieb, da die Stadt nicht dem Kaiser, sondern dem Erzbischof unterthan ist". — „Salzburg ist eine sehr vornehme Handelsstadt, in einem Thale gelegen und zum Teil an einen Berg angelehnt, mit zwei Kastellen, deren jedes auf dem einen Ufer des Flusses liegt, der mitten durch die Stadt fließt und sie in zwei Hälften teilt. In der Mitte der Stadt wohnt der Erzbischof, der sehr prächtig Hof hält.

Abends kamen seine Trompeter und andere Sänger in das Gasthaus „Zur Krone",[12]) dem Absteigequartier der Gesandtschaft, und spielten; am folgenden Tag (11. August) wurden die Gesandten vom Erzbischof zur Tafel geladen, was mit großem Dank angenommen ward.

Am nächsten Tag (12. August) hörten sie zuerst die Messe im Dom, eine große und schöne Kirche, und hier stellte sich ihnen ein Suffragan des Erzbischofes, nämlich der Bischof von Chiemsee vor, eine ungemein liebenswürdige Persönlichkeit, sehr unterhaltend und gewandt, der in eigner Person den Gesandten die Pala[13]) am Hochaltar zeigte, die ganz von Silber ist; dann zeigte er ihnen auch viele herrliche Reliquien von Heiligen, geschmückt mit kostbaren Steinen jeder Art, auch Karneole (roter Achat) und sehr wertvolle Kameen, darunter sehr große Tabernakel, ganz von Silber, und ein Kreuz, ganz von massivem Gold, und andere Gegenstände, beladen mit Edelsteinen, Ballasrubinen, Saphiren, Rubinen und Perlen in großer Menge. Dann geleitete der genannte Bischof mit anderen Vornehmen und Rittern die Gesandten in den Palast des Erzbischofs, wo in einem großen, mit vielen Teppichen und Tapeten geschmückten Saal das Gastmahl bereitet war.

Nach Überreichung des Beglaubigungsschreibens durch den Kanzler begrüßte Herr Pisani den Erzbischof im Namen der Venetianischen Regierung und besprach sich dann mit jenem Bischof von Chiemsee, der Georg Altdorfer hieß und gewandt erwiderte; denn der Erzbischof selbst ist ungebildet.

Hierauf ließ der Marschall des Erzbischofs Wasser für die Hände der Reihe nach herumreichen und dann setzte man sich zu Tisch. Im Saale waren zwei große, prächtige Anrichtetische aufgestellt; auf dem

[12]) Siehe unten „Zur Rose".

[13]) Damit kann (nach Boerio, Dizionario del dialetto Veneziano) die Altartafel oder das Antipennium vor dem Altar gemeint sein.

einen derselben waren die Gerätschaften alle von vergoldetem Silber, auf dem anderen befanden sich solche nur von weißem Silber.

Zuerst wurden vorgesetzt junge Tauben und Fleisch in Brühe (Suppe) und zwar in einer silbernen Schüssel, aus welcher — nach deutscher Sitte — alle speisten. Dann kamen in einer anderen silbernen Schüssel Krebse; zu jeder Schüssel wurden immer neue Schnitten Brot gereicht. Drittens eine schwarze gewürzte Sauce mit Hirschfleisch. Vierter Gang: gesottene Fische „ausgezeichnet". Fünftens eine gelbe Sauce ohne Fleisch. Sechstens Kraut mit Schweinefleisch. Siebentens Fische in gelber, vorzüglicher Gelatine. Achtens eine Art Mehlspeise aus Mandeln und Milch, „delikat, wie es nichts Besseres geben kann". Neuntens Rehbraten. Zehntens eine schwarze Sauce. Elftens — und dies war der letzte Gang — Backwerk in Form von Törtchen. Dann wurde wieder Wasser für die Hände herumgereicht und man erhob sich von der Tafel.

Der Suffraganbischof führte die Gesandten durch den erzbischöflichen Palast und zeigte ihnen alles in zuvorkommender, freundlicher Weise. Hierauf verabschiedeten sie sich vom Erzbischof; bevor sie aber gingen, wurde nochmals jedem in reizenden, vergoldeten Gefäßen zu trinken gebracht. Bei dem Mahl war auch ein ausgezeichneter Lautenspieler, der dazu sang. Endlich entfernten sich die Gesandten mit dem Suffraganbischof, der bei seiner Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit es nicht unterließ, auch seine Wohnung den Gesandten zu zeigen. Dieselbe ist nicht weniger geschmückt als jene des Erzbischofs. Eigenhändig zeigte derselbe hier eine Menge feiner Sachen, Gemälde, äußerst feine deutsche Holzschnitzereien und einige Goldmedaillen, darunter zwei kleine: einen Domitian und Diocletian, der auf dem Avers einen Jupiter mit dem Blitz in der Hand aufwies.

Dann wurden Weine in vergoldeten, silbernen Gefäßen gebracht und jeder trank davon. Schließlich ließ er es sich nicht nehmen, die Gesandten nach Hause bis zum Gasthof „Zur Rose" [14]) zu bringen. Ja, er kam sogar auch des Abends wieder, um mit ihnen spazieren zu gehen und sie wieder nach Hause zu begleiten."

Am 13. August erfolgte die Weiterreise von Salzburg, wobei der Suffraganbischof die Gesandten noch zwei Meilen darüber hinaus begleitete, um sich dann zu verabschieden. Der Erzbischof hatte ihnen sechs bewaffnete Mann mitgegeben, welche sie über sein Gebiet hinaus

[14]) Oben „Zur Krone!"

bis fünf Meilen über Waging geleiteten, — „ein sehr öder Platz“ — wo gespeist und übernachtet wurde.

Am folgenden Tag (14. August) mittags Ritt bis Altenmarkt im Gebiet des Herzogs von Bayern, abends und Nachtquartier in Wasserburg, von dem der Berichterstatter wieder (siehe oben) sehr eingenommen ist. Er lobt das Gasthaus, in dem abgestiegen wurde, als ein sehr gutes und den Wirt, namens Humel, als einen biederen, sehr leutseligen Mann. Er rühmt das ganz vom See umflossene Kastell, das dreimal so groß wie Linz und viel reicher an Waren und Kunstgewerbe sei.

Bis zum folgenden Mittag blieben sie hier; abends kamen sie zum Nachtquartier nach Ebersberg, wo sich „ein sehr schönes, großes Benediktinerkloster und eine große Kirche befindet, in welcher das Haupt des heiligen Sebastian, ein Stück vom Schweißtuch und von der Dornenkrone Christi und andere sehr wertvolle und hochverehrte Reliquien, wie auch silberne Tabernakel und viele kostbare Sachen aufbewahrt werden“.

Am folgenden Mittag waren sie in Zorneding (?) und trafen hier einige Jäger des Herzogs Albrecht von Bayern mit einer großen Menge von Hunden aller Art, die eine große Masse Hirsche gefangen hatten. Abends gelangten sie nach München und stiegen im Gasthaus „Zum Hirschen“ ab. „München ist eine sehr vornehme Stadt ohne Bischof, bei welcher ein Fluß, genannt die Isar, sich befindet. Es ist hier der Hof des Herzogs Albrecht von Bayern, und er hält einen sehr vornehmen und glänzenden Hof. In dieser Stadt giebt es viele Gewerbe und Handwerker aller Art. Sie hat prächtige Straßen, alle mit Kieselsteinen gepflastert und breit mit Brunnen in der Mitte. Da sind Paläste, nach deutscher Art reich verziert, große Kirchen, besonders die der heiligen Maria, die Pfarrkirche, die 170 (Venetianer) Schritt lang und 54 breit und schön und hell und sehr hoch ist und zwei große Türme hat. Außerhalb der Mauer ist ein Fischteich aus Guß, in welchem es eine große Menge Fische aller Art giebt. Innerhalb der Stadt liegt ein sehr festes Schloß, in welchem die Herzogin wohnt. Der Herzog aber wohnt gesondert für sich mitten in der Stadt und hält, wie gesagt, sehr glänzend Hof. Neben dem Thor des (alten) Hofes sind in zwei Verließen drei Löwen — ein schönes Schaustück. Ferner befinden sich im Hofe zwei Löwen, die viel größer sind als die eingeschlossenen. Dieselben spazieren unter den Leuten umher, lassen sich von jedermann anrühren und sind ganz zahm; allerdings ist der eine von ihnen, der größere, kastriert und hat keine Krallen mehr, der andere aber ist unversehrt.

Auf dem Wege zwischen Salzburg und München dehnt sich eine sehr große Ebene aus, deren Ende man gar nicht erblicken kann; sie ist ganz flach und hat sehr schöne Ortschaften; sie erstreckt sich auch noch einige Meilen über München hinaus. In derselben giebt es Gebüsche, in denen immer eine große Menge von Hirschen und anderem Wild sich befindet; es sind deren so viele, daß man sie immer zu 50—60 beisammen sieht. Von einigen Mitgliedern der Gesandtschaft wurde große Jagd auf diese Hirsche gemacht.

Am 17. August nach dem Essen gegen Abend machten die Gesandten einen Spaziergang durch die Stadt und sahen Saiten zu Lauten machen, die man auf einer Mühle spinnt wie Draht.

Am 18. verließen sie München, ohne weiter Abschied vom Herzog genommen zu haben; denn derselbe war anderweitig beschäftigt und konnte ihnen keine Audienz gewähren, wie sie ihm auch ihre Beglaubigungsschreiben nicht überreichen konnten. Sie erhielten von ihm an Stelle eines Geleitbriefes einen Führer, der sie bis über die Grenzen des Landes ihres Gebieters hinaus begleitete. Zum Abendessen und Nachtquartier gelangten sie nach Bruck mit einem sehr klaren Fluß, die Amper, 15 Meilen von München entfernt." Auch hier dehnt sich eine sehr ansehnliche Ebene bis vor Bruck aus, auf welcher die Gesandtschaft dann einen beinahe verhängnisvollen Zwischenfall erlebte. „Es befanden sich dort an einem Karren zwei Stuten, bei deren Anblick zwei unserer Rosse auf dieselben losgingen und dabei so fürchterlich mit einander in Streit gerieten, daß die beiden daraufsitzenden Reiter beinahe ums Leben gekommen wären." Der Schaden, den die Rosse an jenem Karren anrichteten, mußte von den Gesandten ersetzt werden.

Dann ritten sie weiter nach einem ziemlich großen Ort, namens Landsberg, wo sie im Gasthaus „Zur Glocke" abstiegen. „Dieser Ort ist fast so groß wie Salzburg, und hat ein Kastell inmitten, das auf einer Anhöhe liegt und unter einem Kastellan des Herzogs Albrecht von Bayern steht. Es liegt so tief, daß man von außen nichts sieht als die Mauern. Innen sind sehr ansehnliche Brunnen und darunter einer auf dem Hauptplatz, welcher das Wasser aus acht oder zehn Röhren gerade in die Höhe schleudert. Auf dem Hochaltar ist eine geschnitzte Tafel mit Figuren, welche sehr natürlich scheinen. Auf den (Flügel-)Thüren ist die Passion Jesu Christi gemalt; einer, der Christus an einem Strick zieht[15]), hat

[15]) d. h. wohl herabzieht.

eine frappante Ähnlichkeit mit dem Patrizier Giacomo Bembo in Venedig."

Bis hierher begleitete sie der Führer des Herzogs Albrecht von Bayern, der dann verabschiedet wurde. Ein Fluß, der Lech genannt, fließt bei Landsberg.

Am 20. blieben sie bis zum Essen hier in Landsberg und kamen dann nach Mindelheim, wo sie übernachteten. „Fünf Meilen hinter Landsberg, wo die Grenze des Herzogtums Bayern ist, wurde gemeldet, daß der Papst [16]) gestorben und an seiner Stelle der Kardinal von Lissabon [17]) gewählt sei. Mindelheim, ein Platz mit vielen Kastellen, gehört einem reichen Edelmann, namens Ulrich Frundsberg, dem Vater des Bischofs von Trient [18]). Mitten in der Stadt fließt ein Fluß, die Mindel." Zum Geleit erhielten die Gesandten hier vier Männer, welche sie bis Memmingen geleiteten, wohin sie am 21. August gelangten.

„Memmingen gehört zu den freien Reichsstädten. Das sind gewisse Städte, die keine Herren über sich haben, sondern für sich unabhängig leben als freie Gemeinwesen. Sie halten alle zusammen und wenn sie gegen ihre Feinde Krieg führen wollen, verbinden sie sich und bringen ein sehr großes Heer auf. Im ganzen sind es über 100.

Dies ist nun eine davon: eine sehr schöne und große Stadt ohne Bischof mit einer Menge Kunst- und anderen Gewerbetreibenden. Ein kleiner Fluß, genannt die Iller, durchfließt sie zu ihrem größten Vorteil. Absteigequartier war das Gasthaus „Zum Bock".

„Dahin kamen abends Räte der Stadt mit dem Bürgermeister und überreichten ein sehr ansehnliches Präsent, nämlich vier Eimer ausgezeichneter Fische und zwanzig große Krüge sehr guten roten und weißen Weins, die nach dortigem Brauch von Zinn waren. Einer der Räte — und zwar der Geistliche — hielt dazu eine lateinische Rede im Namen der Stadt, indem er dieselbe und die Einwohner mitsamt ihrer Habe den Gesandten empfahl. Er bat auch, nicht auf die Kleinheit des Geschenkes zu achten, sondern daß es aus freudigem freigebigem Herzen komme. Herr Pisani unterhielt sich ein wenig mit seinem Kollegen, dem Grafen, und antwortete dann, daß sie das Geschenk gerne annähmen und es ihnen sehr willkommen

[16]) Innocenz VIII.
[17]) Alexander VI am 12. August.
[18]) Udalrich III von Frundsberg 1486—1493.

sei, da es von Personen komme, welche dem Staate Venedig günstig gesinnt seien. Er bemerkte auch, daß sie von dieser Freigebigkeit im Senat von Venedig berichten würden, dankte verbindlichst und bot für ihre Angelegenheiten insbesondere auch in Venedig seine guten Dienste an. Abends kamen während der Mahlzeit Trompeter, Pfeifer und Sänger, die alle (wie früher) reichlich bedacht wurden, wie auch jene, welche das Geschenk und die Weinkrüge brachten, bei den Gesandten freundliche Aufnahme und reiche Belohnung fanden."

Nach Tisch am folgenden Tage (22. August) ritten sie in Begleitung eines Mannes nach Oich (Illeraichheim) und übernachteten hier.

Am 23. August erreichten sie Ulm und speisten dort. „Ulm ist eine vornehme und sehr bedeutende freie Reichsstadt, in der es viele Kaufleute aus Venedig und anderen Ländern giebt; sie ist sehr reich, hat breite Straßen, alle mit Kies gepflastert, Gewerbe aller Art, schöne Brunnen. Die Häuser sind recht vornehm und nach deutscher Art gebaut d. h. mit Balken und Hölzern, die zwischen dem Mauerwerk liegen und mit Holz-, nicht Eisennägeln befestigt sind.

Bei Ulm fließt der obgenannte Fluß, die Donau, die hier sehr klein ist und eine Holzbrücke hat, auf welcher man in die Stadt kommt.

In dieser Gegend (in diesem oberen Teil des Flußlaufes) giebt es Brücken, die über die Donau führen, aber von Passau an hinunter nicht, denn da ist sie so tief, daß man keine Brücken darüber errichten kann.

Es giebt da auch noch ein anderes kleines Flüßchen, das mitten durch fließt, in die Donau sich ergießt und Mühlen treibt, namens Bloo d. i. blau, worin alle die Baumwolle gewaschen wird, aus welcher man Tücher macht; und dies Wasser ist so geeignet für dies Handwerk, nämlich Tücher zu bleichen, daß man in ganz Deutschland keine besseren ‚Pignolati'[19]) findet als wie hier und zwar wegen der Weichheit dieses Flusses Bloo. In dieser Stadt giebt es, obwohl sie keinen Bischof hat, eine große prächtige Kirche der heiligen Maria, welche die Pfarrkirche ist, in ungewöhnlicher Größe, nämlich 227 Schritt lang und 80 breit und von einer immensen Höhe. Darin sind sehr viele Altäre und ein Turm, der ganz aus durchbrochener Schnitzarbeit besteht und kolossal hoch, aber noch nicht fertig ist; wenn er vollendet sein wird, dürfte er bis an den Himmel reichen.

---

[19]) Eine Art Leinenzeug.

In dieser Kirche ist ein Chor, auch aus Schnitzwerk mit vielen geschnitzten Stühlen, die doppelter Art sind, teils groß, teils klein. Ferner zwei sehr gute Orgeln, eine große und eine kleine: kurz dieser ‚Tempel‘ ist eine Merkwürdigkeit und verdient in der ganzen Welt genannt zu werden.

15 deutsche oder 70 italienische Meilen von Ulm entfernt sind einige Berge, von denen der eine St. Gotthard heißt uud in der Schweiz liegt. Auf diesem Berge entspringen vier berühmte Flüsse: der Po, die Donau [20]), der Rhein und die Rhone, und da, wo die Donau entspringt, ist ein, wie es heißt, ganz kleines Loch. Dieser Fluß fließt also an Ulm vorüber und ist viel kleiner als von Passau abwärts.

Nach Tisch kam der Bürgermeister mit einer Anzahl von Edelleuten und bot den Gesandten ein sehr ansehnliches Geschenk an, nämlich einen Wagen von Lebensmitteln und ein Fuder delikaten Weines. Der Bürgermeister sagte in deutscher Sprache, sie müßten das Geschenk im Namen der Stadt annehmen, worauf ein Dolmetscher diese Worte übersetzte, dessen sich auch der Graf Contarini bei der Antwort bediente. Dieselbe lautete ähnlich wie in Memmingen, daß sie die Gabe annähmen, dafür ewig dankbar seien, überall die Freigebigkeit und Munificenz der Stadt verkünden würden, und dagegen ihre guten Dienste überall und in Venedig anboten.

Abends kamen Pfeifer der Stadt und spielten vortrefflich, auch Flöte. Der Wirt, namens Georg (der französisch spricht), hat eine sehr schöne Tochter, die dann auch anfing, mit den Pfeifern Flöte zu blasen, und hernach mit anderen Sängern, die hinzukamen, sang. Dieselbe ist tugendsam und hübsch, spielt Flöte und Laute, tanzt auch und ist sehr ausgelassen.

Wie Memmingen, ist Ulm eine Reichsstadt, das heißt soviel, daß diese Städte, obwohl frei, doch verpflichtet sind, dem Kaiser eine gewisse Steuer zu zahlen und auch Bewaffnete zu stellen, wenn er Krieg gegen die Feinde führen will. Ulm hat dem jetzigen römischen König Maximilian 40 Mann mit ihren Pferden gestellt, die auf Kosten der Stadt ins Feld ziehen. Auch Memmingen hat Hilfe mit 10 Pferden geleistet, und deshalb heißen diese freien Städte Reichsstädte. Daneben giebt es noch andere freie Städte, die auch Reichsstädte heißen, die aber nicht verpflichtet sind, irgend eine Steuer zu zahlen, aber wohl gehalten Mannschaft zu stellen, wenn der Kaiser

[20]) sic! vgl. unten S. 271.

Krieg führen will, und je nach ihren Einkünften mehr oder weniger bewaffnete Macht besitzen. [21])

Ulm liegt an einem sehr anmutigen und lieblichen Platze in einer ansehnlichen Ebene mit sehr freundlichen Hügeln. Rings herum sind zahlreiche Ortschaften und Kastelle; es fehlt nichts weiter, als daß es hier, wie in fast ganz Deutschland, keine Weinberge giebt."

Der Führer von Memmingen entfernte sich hier, nachdem er gebührend belohnt worden war.

Am 24. August speisten die Gesandten zuerst in Ulm, wobei wieder verschiedene Musikanten sich einfanden. „Dann wurde die Reise fortgesetzt nach Geislingen, einem Kastell unter der Oberhoheit von Ulm. In diesem Kastell findet sich Getreide, das in der Umgebung wächst und hundert Jahre alt sein soll — unglaublich, aber alle behaupten es so. Das Kastell mit einer Burg auf einer Höhe ist stark und schön; sie speisten hier zu Abend und übernachteten im Gasthaus „Zur Sonne". Das Kastell liegt in einer Ebene mit Hügeln ringsum.

Am 25. kamen sie dann nach Göppingen, wo sie im Gasthaus „Zum Adler" abstiegen und Mittag machten. Unterwegs trafen sie sehr ansehnliche Ortschaften und schöne Dörfer, darunter eines namens Hohenstein in einer Ebene mit sehr anmutigen Höhen ringsum; ein kleines reizendes Flüßchen durchfließt die Gegend. Bevor sie Göppingen erreichten, kamen ihnen vier bewaffnete Krieger zu Pferd entgegen, welche erklärten, im Namen ihres Grafen zu kommen, welcher der Herr von Göppingen ist. Nachdem sie sich angeboten hatten, verlangten sie schließlich kurz vor der Ankunft im Kastell eine Erkenntlichkeit, die jedem von ihnen erstattet wurde. Der Herr aber, dem Göppingen gehört, heißt Eberhard Graf von Württemberg [22]) und wohnt nicht hier in Göppingen.

Göppingen ist ein sehr hübsches Kastell, hat Brunnen, einen kleinen Fluß in der Nähe und ist stark, da es mit Mauern recht

---

[21]) Diese Unterscheidung zwischen den beiden Arten von „Reichsstädten" und „freien Städten" (oder „freien Reichsstädten") erscheint recht beachtenswert. Denn sie trifft, soviel ich aus W. Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte zc. (1854), II, 415 u. ff. und H. Siegel, Deutsche Rechtsgeschichte, 2. Aufl. (1889), S. 261 entnehme, den Nagel auf den Kopf. Die „Reichsstädte" waren ja nach Arnold „trotz ihrer Unabhängigkeit dem Kaiser zu mancherlei Diensten und Abgaben und besonders zu einer jährlichen Steuer verpflichtet, was bei den Freistädten nicht der Fall war"..

[22]) „Im Bart" (1457—1496).

wohl umschlossen ist. Innerhalb des Kastells ist eine Quelle, aus welcher fortwährend ein sehr klares Wasser strömt, das aber etwas herb und säuerlich ist. Es heißt, daß viele von dem Wasser wegen der Gesundheit zur Reinigung trinken.

Auf dem Weg zwischen Göppingen und Eßlingen giebt es überall Weinberge, und die Berge sind voll davon, so daß dies wirklich ein sehr schönes Land ist. Und so geht es fort bis Straßburg."

Dann kam die Gesandtschaft also nach der „freien Reichsstadt Eßlingen, von mäßiger Größe, die zum Teil auf einer kleinen Anhöhe, zum Teil in der Ebene liegt und ziemlich stark ist. Auch hier sind sehr ansehnliche Quellen (wie oben), die für die ganze Bevölkerung von sehr großem Vorteil sind. Hier fließt ein Fluß namens Neckar. Das Abendessen wurde im Gasthaus „Zur Sonne" eingenommen, das Nachtquartier erhielten die Gesandten im Franziskanerkloster neben dem Gasthaus.

Am folgenden Tag (26. August) ritten sie nach einem einsamen Kastell, namens Cannstadt, und stiegen im Gasthaus „Zur Krone" ab bei einer Holzbrücke, die in das Kastell führt; das Gasthaus liegt außerhalb desselben. Ein Fluß fließt bei dem Kastell, der oben genannte Neckar. Auch dieses Kastell gehört dem Grafen von Württemberg".

Nach kurzer Zeit kamen die Gesandten an einem anderen sehr ansehnlichen Kastell vorbei, das Stuttgart heißt, betraten dasselbe jedoch nicht, weshalb der Berichterstatter erklärt, nichts darüber mitteilen zu wollen; es heiße aber, daß es sehr schön sei.

Nach Tisch erreichten sie Messo Villa (Magstadt oder Weil die Stadt?), wo sie im Gasthaus „Zum Ochsen" übernachteten. „Sie kamen dabei durch sehr viele Ortschaften und Dörfer von großer Lieblichkeit und sahen auch Hügel, die mit Weinbergen reich besetzt waren."

Am 27. gelangten sie nach einer Stadt ohne Bischof, namens Pforzheim, die einem Markgrafen von Baden gehört, welcher Christoph heißt[23]) und viele Orte und Kastelle besitzt. „Es ist dies eine recht vornehme Stadt, gleichfalls mit Brunnen. Zwei kleine Flüßchen fließen unter ihren Mauern, wovon das eine Tuiro, das andere Inapel heißt.[24]) Es giebt hier verschiedene Gewerbe, besonders Uhrmacher, und sehr schöne Paläste." Absteigequartier: Gast-

[23]) † 1527.

[24]) Wohl die „Würm" und „Nagold".

haus „Zur Sonne“ auf dem Hauptplatz. „Die Stadt liegt in einem Thal und an einer Bergwand; auf der letzteren ist ein kleines Kastell, in welchem der Hauptmann der Stadt wohnt. Der Markgraf selbst wohnt nicht hier, sondern in Baden, einer anderen ähnlichen Stadt, und hält dort Hof. Inmitten der Stadt fließt ein anderer kleiner Fluß, die Enz genannt, der sich in jene beiden anderen Flüßchen außerhalb der Mauern ergießt, so daß alle drei dann sich zu einem vereinigen. Sie heißen dann Enz und diese fließt in den Neckar, der schließlich in den Rhein mündet.

Nach Tisch ritten sie nach einer anderen Stadt ohne Bischof, namens Ettlingen, einer sehr schönen Stadt mit einem mittendurch fließenden Fluß, der viele Mühlen treibt, die All heißt und in den Rhein mündet. Mit seinem Wasser kann man die ganzen Mauern umgeben, die doppelt sind. Herr der Stadt ist der oben erwähnte Markgraf von Baden. Es giebt viele Gewerbe, köstliche Brunnen, sehr ansehnliche Straßen und Paläste nach deutscher Art. Sie übernachteten im Gasthaus „Zum Ziegenbock“, dessen Wirt als ein sehr freundlicher und unterrichteter Mann gerühmt wird.

Am folgenden Tag (28. August) gelangten sie nach einer anderen großen Stadt des erwähnten Markgrafen, namens Rastatt, wo sie zu Abend speisten und von vielen verschiedene Ansichten über den Römischen König vernahmen.

Am folgenden Tag (29. August) brachen sie schon zwei Stunden vor Tagesanbruch auf und ritten nach einer anderen großen Stadt, namens Bussem[25]), die Straßburg untergeben ist; sie stiegen im Gasthaus „Zur Gazelle“ ab, wo sie zwei Gesandte des Königs von England trafen, die ebenfalls von Seiner Majestät dem Römischen König kamen und nach Hause zurückkehrten, mit denen sich die venetianischen Herren lateinisch unterhielten. Die Engländer hatten keinen Troß und kein anderes Gepäck, sondern nur 4—6 Felleisen und zwei Kästen auf einem Pferde; im ganzen waren es gegen 15 Pferde. Nach dem Essen reisten sie in großer Ordnung ab.“ — In der Nähe der Stadt fließt ein kleiner Fluß, die Olch[25]).

Mittags ritten sie nach Straßburg: „am Ufer des Rheins gelegen, eine sehr ansehnliche, große, freie, bischöfliche und Reichsstadt.

[25]) D. i. Bischofsheim, das auch sonst „Bischen“ heißt (siehe Wilh. Hoffmann, Enzyklopädie der Erd-, Völker- und Staatenkunde I, 317). Nach der „Karte vom Großherzogtum Baden“ (bearbeitet auf dem Kartenbüreau des Großen General-Quartiermeister-Stabes 1843) durchfließt es der Holchenbach, worunter wohl die später genannte Olch zu verstehen ist.

Hier befand sich jetzt Seine Majestät der Römische König. Beim Eintritt in die Stadt kam den Gesandten ein Kämmerer des Römischen Königs entgegen und ein Herr Ludwig von Montferrat, Sekretär und Kanzler (?) jenes Gesandten des Herzogs Philipp von Burgund, der, wie oben erwähnt, in Linz gewesen war. Sie waren begleitet von etwa 25 Pferden, und der genannte Herr Ludwig, ein sehr gelehrter und im Lateinischen äußerst gewandter Mann, empfing die Gesandten im Namen des Königs und geleitete sie (samt den übrigen) nach ihrer Herberge, dem Gasthaus „Zum Fisch". Hier stiegen die Gesandten vom Pferd, unterhielten sich noch freundlich mit Herrn Ludwig, der sich da verabschiedete, und gingen dann zu Tische.

Am 30. wurde ihnen im Namen der Stadt Straßburg ein Geschenk von 8 großen zinnernen Gefäßen gebracht, die voll von Wein waren. Es kam da aber weder der Bürgermeister noch einer der Räte, sondern eine Privatperson als Dolmetsch ohne Bildung. In der üblichen Weise dankte der Graf. Nach Tisch kamen verschiedene Musikanten und Possenreißer und einige, welche in wunderbarer Weise die Geberden von Personen nachmachten. Darunter war einer, der auf einer Violetta (kleine Fidel?) spielte und in einer Weise dazu sang, daß man, auch ohne es zu wollen, lachen mußte. Bewundernswert in seiner Kunst war auch einer, der, ähnlich wie jener in Trient, Ohren hatte, von denen er bald das eine, bald das andere bewegte; eine äußerst komische Sache. Es waren auch Flöten-, Ribeben- und Tamburinspieler dabei. Alle wurden ehrenvoll aufgenommen und belohnt.

Nach Tisch kam jener Sekretär Herr Ludwig mit zwei anderen der vornehmsten Edelleute des Königs zu Pferd nach der Herberge der Gesandten und lud dieselben im Namen des Königs zur Audienz ein. Daraufhin stiegen diese mit ihrem Sekretär zu Pferde. Der Graf trug wieder seinen goldenen Mantel (siehe oben) und darunter ein rotes Gewand, Herr Pisani ein Gewand von rotem Damast. Beide erhielten ihren Platz zur Rechten der Edelleute des Königs. Als sie an den Ort kamen, wo der König saß, berührten beide seine Hand und küßten auch Seine Majestät, die auf einem Sessel saß, der bedeckt war mit einem bunten goldenen Tuch mit grünen Papageien. Der König erhob sich und begrüßte sie auf das ehrenvollste. Er saß — in einem trockenen (?) Gemach — unter einem viereckigen Banner, das ganz mit jenen Papageien verziert war; über dem Sitze war eine goldne Decke. Er trug ein Gewand aus rotem Sammet, oben und unten mit sehr kostbarem Zobelpelz gefüttert, und ein Wams

von Atlas, Löwenfell und weiße Stiefel mit Absätzen. Auf dem Kopfe hatte er ein Barett von schwarzem Tuch nach französischer Art mit gekreuzten Krämpen; am Hals trug er die prächtige goldne Kette mit dem Goldenen Vließ. Es umgaben ihn eine Menge Herren und Barone und Ritter, alle geschmückt mit seidenen Gewändern, darunter der Markgraf von Baden und andere Edelleute und große Herren, darunter auch jener, der mit Antonio Maria im Schweizerkrieg handgemein wurde und ihn glänzend besiegte,[26]) und außerdem mehrere andere, deren Namen ich nicht mehr weiß. Ferner der Kanzler und sehr gelehrte Sekretäre und darunter einer, genannt Dr. Konrad, Großkanzler (?), ein gelehrter und sehr begabter Mann.[27])

Zunächst legte dann unser Kanzler die Beglaubigungsschreiben in die Hände des Königs nieder. Dieser übergab sie hierauf seinem Groß-Sekretär (!) Konrad, der sie öffnete und sie, nachdem er eine große Anzahl der Räte um sich versammelte, insgeheim ganz vorlas. Dann antwortete er lateinisch im Namen Seiner Majestät des Königs, der alles vortrefflich verstand, betonte, daß die Gesandten willkommen seien und erteilte ihnen das Wort. Daraufhin begann Herr Pisani seine Rede, die den gleichen Inhalt hatte, wie jene frühere vor dem Kaiser, aber ganz verschieden war hinsichtlich der Einleitung und der Ausdrücke, voll von Beredtsamkeit und bewundernswert durch ihre Gedanken, so daß alle sie hernach schriftlich haben wollten, weil sie ihnen so wohl gefallen. — Nach dem Schluß der Rede beriet sich Seine Majestät ein Weilchen und ließ dann durch den nämlichen Herrn Konrad erwidern: daß Seine Majestät dem Venetianischen Senat und der ganzen Republik vielmals dafür danke, daß sie zwei solche Männer als Gesandte zur Beglückwünschung zu diesem Frieden habe schicken wollen. „Es war nicht nötig", fuhr er fort, „daß Eure Herrlichkeiten in Person hieher kamen; Eure Regierung hätte, wenn sie sich schon das Vergnügen erlauben wollte, dies auch mit einem ganz kleinen Briefchen thun können, das ebenfalls genügt hätte." Außerdem aber dankte er den Gesandten, daß sie die Mühe und die Ausgabe übernommen hätten, und setzte hinzu, sie möchten jedenfalls ihrer Regierung berichten, daß der König jederzeit der Republik zur Verfügung stehe. Auch hier sprach der Dr. Konrad lateinisch und elegant und ganz nach dem Sinn des Königs. Nach diesem Beweis

[26]) Es ist mir nicht bekannt, auf wen und auf welchen der Schweizerkriege (wohl mit Karl dem Kühnen) hier angespielt wird.

[27]) Vielleicht der Hofkanzler Konrad Stürtzel.

von Liebenswürdigkeit und Güte von Seite eines so großen Fürsten, antwortete Herr Pisani mit nicht geringerer Gelehrsamkeit, indem er ausführte, daß die Signoria sie gesandt habe, um Seine Majestät zu ehren, obwohl sie unwürdig seien, einer solchen Majestät sich zu nahen, und daß sie für dieselbe noch weit größere Mühen auf sich nehmen würden, die stets so gerne bereit sei, ihnen entgegenzukommen. Nach längerer gemeinsamer Unterhaltung beschloß Seine Königliche Majestät aus eigenem Willen, ohne daß jemand es verlangt hätte, den Herrn Polo Pisani wegen seiner trefflichen Eigenschaften und weil die kurz zuvor gehaltene Rede ihm sehr gefallen hatte, zum Ritter zu schlagen. Er ließ denselben auf dem Boden niederknieen, gab ihm mit entblößtem Schwert drei Schläge auf die Schultern, und so wurde er zum Ritter gemacht. Pisani dankte hierauf dem König und sagte, er nehme diese Ehre an, obwohl er ihrer unwürdig sei. Er bat zugleich den Allmächtigen Gott, daß er in seiner Gnade den König lange Zeit gesund und wohl erhalten möge. — Der König erhob sich alsdann, nahm die Gesandten bei der Hand und sprach mit ihnen in einer Ecke des Zimmers lateinisch etwa eine halbe Stunde allein und im Geheimen, so daß kein anderer etwas davon hörte.

Unter anderem sagte er, er wünsche, daß sie am folgenden Tag kämen, um ihn in vollem Waffenschmuck zu sehen, und dann werde er ihnen die Erlaubnis zur Abreise geben. Sie berührten die Hand des Königs, stiegen zu Pferd und kehrten, begleitet von den drei Edelleuten, die sie abgeholt, in ihr Quartier zurück.

Dorthin kamen dann Musikanten des Königs, zuerst vierzehn Trompeter mit großen Pauken; außerdem Tambours, Lautenspieler, besonders Flöten- und Geigenspieler u. s. w.

Ferner drei Brüder, zwei jüngere und einer von etwa sechzehn Jahren, mit ihrem alten Vater, welche eine Orgel mit Pfeifen ganz von Holz brachten[28]), die aber einige Stahlsaiten hatte, welche gleicher Weise durch die Tasten zum Tönen gebracht wurden. Der alte Vater zog den Blasbalg und spielte die Orgel, und die Saiten erklangen durch Anschlag ein und derselben Taste (wie für die Pfeifen). Dann zogen sie seitab bei der Orgel ein bestimmtes Register und dann ertönten nur die Pfeifen. Es war durchaus eingelegte Arbeit mit sehr feinen Rosetten. Der jüngste Bruder spielte die Orgel, der mittlere eine Laute mit in blauer und anderen Farben eingelegter, sehr kost-

[28]) Bei der Uebersetzung dieser Stelle war mein Kollege Herr Dr. Sandberger so gütig, mir an die Hand zu gehen.

barer Schalldecke. Der älteste spielte eine kleine Fidel und so spielten alle drei zusammen mit solcher Lieblichkeit und Anmut, daß es in der Natur keine größere Harmonie geben kann. Die Laute, die Fidel, die Orgel sind von der Hand des Vaters, und der Vater hatte die Söhne unterrichtet, was auch eine sehr schöne Sache ist. Während der Vater spielte, zogen die Jungen die Blasbälge und er ließ die Pfeifen zugleich mit den Saiten erklingen. Bisweilen spielte er blos die Pfeifen, indem er eine Taste herauszog. Dann setzte er aus und es erklangen allein die Saiten, so daß er mit diesem süßen Wechsel Aller Sinne gefangen nahm und Alle vor Vergnügen starr und außer sich waren.

Diese und eine Menge andere Musikanten und Possenreißer, sowohl der Königlichen Majestät als der Stadt Straßburg, die dahin kamen, wurden mit Wein bewirtet und erhielten Geld und Gold (Dukaten) genug. Viele andere, die gekommen waren, das Fest mit anzusehen, gingen insgesamt zufrieden von dannen, nachdem sie gut getrunken. Jene drei Brüder und ihr Vater gehören zum Hofstaat des Königs und sind bei ihm wegen ihrer trefflichen Fähigkeiten wohl gelitten. So ging dieser Tag drauf in Fest und Spiel und großem Vergnügen.

Am 31. August nach Tisch ritten die Gesandten an den Hof des Königs und warteten ein wenig am Thore. Da waren alle die Männer, Kanzler, Trompeter, Pauker, welche zu Pferd Sr. Majestät harrten. Endlich trat dieselbe aus dem Hof heraus, von Kopf bis zu Fuß geharnischt — ein überaus glänzender Anblick[29]). Sie ritt auf einem Schimmel mit ‚capo de leanza'[30]), welcher ganz mit lichtem Stahl bedeckt war. Auf der Kruppe hatte der Pferdeharnisch eine sich erhebende Schlange mit geringeltem Schweife[31]), welche bis an den Sattel reichte. Auf der Brust[32]) hatte er zwei Greifen, die sich umarmten; auf der Stirne war ein Horn von Stahl, so daß es aussah wie von einem Einhorn. Auf den Schenkeln[33]) hatte er zwei Wappen mit dem kaiserlichen Adler: all dies war in erhöhter Arbeit (Relief) auf der Stahldecke ausgeführt. Der König aber war ganz geharnischt,

[29]) Auch bei dieser Stelle durfte ich mich der kenntnisreichen Unterstützung des Kustos Boeheim erfreuen.

[30]) Nach Herrn Boeheim ein unübersetzbarer Fachausdruck für eine Racenform in Italien.

[31]) „zur Aufnahme des durchgezogenen Pferdeschwanzes".

[32]) „dem sogen. Fürbug".

[33]) Eigentlich auf den „Beintaschen".

ausgenommen das Haupt, auf dem er eine rote Pelzhaube mit ganz weißen Federn trug; auch die Kapuze um den Hals war von rotem Tuch; Steigbügel und Sporen waren von Gold [34]). Vor ihm kamen sechs Pferde mit Knappen darauf; drei davon waren ganz geschirrt, eines hatte den Brustharnisch ganz von schwarzem Sammet und mit goldenen Glocken, — ein wunderbarer Anblick; die anderen zwei hatten Harnische von nicht minderer Schönheit; die anderen drei hatten keine Brustharnische, waren aber reich geschmückt mit Zügeln und herrlichen Sätteln. Es waren Rosse von absoluter Vollkommenheit, die zum persönlichen Gebrauch des Königs bestimmt waren.

Neben sich hatte der König zwei vornehme Herren, die ebenfalls ganz gewappnet waren, aber nicht so prunkvoll. Vor denselben ritten die venetianischen Gesandten, und vorausgegangen waren viele Wagen und vielleicht 600 Mann zu Pferd oder mehr, die mit denen zu Fuß an die tausend betragen mochten. Dazwischen befanden sich Armbrustschützen und Leute mit Lanzen auf der Schulter und alle gingen in größter Ordnung. Hinter dem König kamen viele andere, seine Kanzler und Edelleute. Hinter diesen alle vom Gefolge der Gesandten, außerdem viele Bewaffnete mit Lanzen und Armbrust, die in bewundernswerter Ordnung einherschritten, so daß keiner je über den anderen hinausging, sondern sie immer gleichmäßig in Reih und Glied blieben. Es waren ihrer etwa 600. In dieser Weise und Ordnung zog Se. Majestät der König und die anderen alle hinaus aus Straßburg mit vierzehn Trompeten, Pauken und Trommeln, die fortwährend ertönten.

Bis etwa eine Meile außerhalb der Stadt kamen die Gesandten mit; hier wollte der König durchaus nicht dulden, daß sie noch weiter

[34]) Herr Boeheim bemerkt dazu: „Der Passus ist sehr interessant" und verweist mich auf folgende Abbildungen des oben geschilderten Harnisches resp. des in denselben gekleideten Königs Maximilian: a) Gemälde 349 und 350 in den Wiener kunsthistorischen Sammlungen; b) Leber, Wiens kaiserliches Zeughaus, Bd. II (Reproduktion von a); c) Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen, Bd. VII (Urkunden-Regest Nr. 4582), wo auch eine Handzeichnung des gleichen Gegenstandes aus der Gräflich Thunschen Fideikommißbibliothek in Schloß Tetschen in Böhmen zu finden. Wenn hier überall das Jahr 1480 angegeben ist, in welchem Maximilian also erschien, so ist entweder anzunehmen, daß derselbe die prunkvolle Rüstung auch später noch bei gewissen Gelegenheiten, wie eben hier 1492, anlegte — oder, wie Herr Boeheim meint, daß hier (an unserer Stelle) zwar derselbe Roßharnisch, als Mannesharnisch aber ein anderer (als der von 1480 abgebildete) beschrieben ist, der, wenn noch vorhanden, in Paris oder Schloß Erbach zu finden sein dürfte.

zögen. Daraufhin stiegen dieselben vom Pferd, reichten ihm die Hand und wurden freundlichst von Sr. Majestät verabschiedet. Der König setzte seinen Weg fort, die Gesandten kehrten in ihr Quartier nach Straßburg zurück.

Die Stadt liegt, wie gesagt, in der Nähe des Rheins, etwa eine Meile davon entfernt. Dieser Fluß teilt sich hier in Straßburg in viele Zweige und hat sechs Brücken darüber, jeder Zweig seine eigene. Eine derselben ist groß und hat in der Mitte ihren Schlagbaum mit Leuten, die fortwährend Wache halten. Alle sechs Brücken sind von Holz ohne jeden Schmuck. In Straßburg selbst sind drei kleine Flüßchen oder mehr, die sich in den Rhein ergießen; über jedem von ihnen sind schöne Holzbrücken in genügender Zahl; von ihrem Wasser macht die ganze Stadt Gebrauch.

Die Stadt liegt in einer Ebene, hat sehr starke Mauern, ist sehr groß und innen von höchster Schönheit. Sie hat eine Hauptkirche von ziemlicher, jedoch nicht so beträchtlicher Größe, wie die in Ulm, die dagegen mehr Arbeit und mehr Geld gekostet hat. Der Glockenturm ist ganz durchbrochene Arbeit, so daß man von der einen Seite nach der anderen durchsehen kann; die Kirche selbst ist innen ebenfalls ganz Schnitzwerk[35]). Ebenso ist der Eingang ganz Schnitzwerk mit unzähligen Figuren und Kapitälen in durchbrochener Arbeit, alle von Tuffstein und ebenso die ganze Kirche: ein Prachtstück in ganz Deutschland! Ferner giebt es in der Stadt Kaufläden jeder Art für Tücher und Leinewand und eine Menge anderer Dinge. Die Stadt ist sehr reich und eine freie Reichsstadt; die Straßen sind alle mit Kies gepflastert und sehr breit und schön mit pompösen Palästen: kurz es ist eine der schönsten Städte Deutschlands."

Auch am 1. September blieben die Gesandten in Straßburg. „Am 2. ritten sie morgens nach einem Kastell mit Namen Offenburg, von Straßburg zwei Legas entfernt oder zehn italienische Meilen; denn eine Lega ist gleich fünf lombardischen Meilen. Dies Kastell gehört dem römischen König und ist stark, mit Mauern auf drei Seiten und Gräben und Zugbrücken. Ein Fluß, genannt Kinzig, läuft in der Nähe, der in den Rhein fließt. Hier speisten sie und gelangten abends zum Speisen und Schlafen nach einem Kastell, namens Haslach, von Offenburg zwei große Legas gleich

[35]) Der italienische Ausdruck „intaglio" wird für jedes Herausarbeiten aus einer Fläche gebraucht, sowohl für das Schneiden als Stechen und Meißeln.

fünfzehn Meilen entfernt. Es fließt hier der nämliche Fluß Kinzig. Dies Kastell Haslach gehört dem oben erwähnten Grafen von Württemberg, der Eberhard heißt."

Am 3. September gelangten sie nach Tisch „nach einem Kastell mit Namen Hornberg, das in der Ebene in einem Thal liegt und ein sehr festes Schloß an Stelle einer Festung auf einem sehr hohen Berg besitzt; es gehört ebenfalls dem genannten Grafen; auch hier fließt die Kinzig.

Abends ritten sie nach einem festen Platz Villingen, von Hornberg 3 Legas gleich 15 Meilen entfernt. Es gehört dem Römischen König und liegt an einem sehr schönen Ort, mit vielen lieblichen Hügeln. Auf zwei Seiten ist es von Mauern umgeben, es hat Brunnen in den Straßen, die alle nach deutscher Sitte mit Kies gepflastert und ziemlich groß sind, und auch ein kleines Flüßchen, namens Briegach, das in der Nähe fließt und in die Donau sich ergießt. Sie stiegen im Gasthaus „Zum Waidmann" ab. Auf dem Wege hieher fanden sie viele Höhen und Wälder und sehr schlechte Wege. Während des Abendessens kamen zwei Männer im Namen des Bürgermeisters und schenkten den Gesandten 4 Gefäße mit Wein, die gerne angenommen wurden. Es kamen auch Pfeifer, die, wie jene, mit Geld beschenkt wurden.

Am 4. morgens reisten sie wieder ab, passierten große Ebenen und kamen zu Mittag nach Geisingen, einem sehr öden Platz, ohne Mauern, der einem Grafen von Fürstenberg gehört, namens Heinrich.[36]) Die Stadt, wo der Graf wohnt, liegt in der Nähe, etwa 5 italienische Meilen entfernt, auf einer Höhe und heißt Fürstenberg. In der Nähe fließt die Donau, die hier sehr klein ist und sehr wenig Wasser hat. Die Donau entspringt, wie man sagt, eine Lega von hier entfernt bei einem Ort, namens Eschingen, und zwar, wie es heißt, in der Ebene und ihre Quelle soll ganz klein sein. Wenn dem so ist, so entspringt sie nicht, wie oben[37]) erwähnt, auf dem St. Gotthard, denn dieser ist von Eschingen weit entfernt; man sagt, daß auf dem Gotthard folgende vier Flüsse entspringen: die Aar, der Po, die Rhone und der Rhein und nicht die Donau.

Nach Tisch überschritten sie die Donau auf einer Furt und ritten nach einem Kastell, namens Engen, von Geisingen eine große Lega

[36]) Heinrich VII, vgl. Riezler, Gesch. des fürstlichen Hauses und seiner Ahnen bis 1509, S. 389 ff.

[37]) Vgl. S. 261.

entfernt, an einem sehr schönen Platz auf einer Höhe; rings herum auf den Höhen sind sehr schöne Kastelle von verschiedenen Herren. Der Herr dieses Kastells heißt Graf Sigmund von Lupfen. Sie speisten hier und übernachteten im Gasthaus (de la Coppa) „Zum Becher".

Am 5. September ritten sie bis Mittag nach einem Kastell am See von Konstanz, genannt Chel (Rudolfszell?), das dem Römischen König gehört und sehr schön ist, sowohl wegen seiner Lage, als auch wegen der großen Menge Fische, die auch von größter Güte sind. Eine Brücke von Holz führt über den Rhein und teilt die Stadt[38]) in zwei Hälften.

Am folgenden Tag wurden den Gesandten im Namen der Gemeinde zwölf Krüge Wein und zwei Kufen Fische überreicht. Es erschien der Bürgermeister persönlich und andere Vornehme, denen, wie früher, gedankt wurde.

Am 7. September blieben sie in Konstanz.

Am 8. nach Tisch stiegen sie in eine Barke und kamen abends über den großen See fahrend nach einer schönen Stadt des römischen Königs, namens Bregenz, von Konstanz fünf Legas entfernt, die am Ufer des Konstanzer Sees liegt. Die Pferde aber und einige vom Gefolge reisten zu Land und erreichten abends eine sehr schöne freie Reichsstadt ohne Bischof, die auf einer Insel im See liegt und Lindau heißt. Da die Pferde spät eintrafen, waren die Thore geschlossen, wurden aber sogleich geöffnet, sobald man von dem Gefolge der venetianischen Gesandten hörte.

Lindau ist von Konstanz zu Land fünf Legas entfernt; Absteigequartier war hier das Gasthaus „Zur Krone".

Am 9. vormittags ritt das Gefolge weiter und kam nach Bregenz, das von Lindau zu Land eine Lega entfernt ist. Die Gesandten waren hier ebenfalls im Gasthaus „Zur Krone" abgestiegen, wohin ihnen auch wieder zwei Krüge Wein als Geschenk im Namen des Bürgermeisters gebracht wurden. Die Stadt liegt im Thale und hat Berge in der Nähe und ein Kastell auf dem Gipfel eines Berges, das eine recht gute Festung ist.

Nach Tisch ritten sie auf einem sehr beschwerlichen und sehr steinigen Weg und über Höhen und durch viele kleine Plätze, setzten auch über den Rhein auf einer Furt und kamen abends zu einem Kastell des römischen Königs, namens Feldkirch, von Bregenz drei große

[38]) Konstanz?

Legas entfernt, wo sie im Gasthof „Zum Schwert" abstiegen. Es ist ein sehr schönes Kastell, in einer Ebene gelegen, auf jeder Seite von reizenden Höhen umgeben, die mit Wein bedeckt sind. Inmitten dieses Kastells fließen fünf Flüsse, die sich dann zu einem vereinigen, der die Ill heißt und in den Rhein fließt. Diese Wasser treiben sehr viele Mühlen und verteilen sich in der Stadt und auch außerhalb der Mauern in verschiedene Zweige. Die Straßen sind reinlich und gepflastert, und es giebt daselbst ziemlich viele Läden und Gewerbe; es ist ein sauberes, ansehnliches und starkes Kastell.

Die Burg liegt auf einem Hügel außerhalb in der Nähe des Kastells und ist sehr stark. Auch mit Kirchen ist die Stadt wohl geschmückt: kurz, es ist eine schöne Stadt.

Am 10. speisten sie hier in Feldkirch und ritten dann nach einem ziemlich öden, in der Nähe des Rheins gelegenen Kastell, drei Legas von Feldkirch entfernt, namens Mayenfeld, das gewissen Herren von Brandis gehört. Ehe sie dorthin kamen, wurde ihnen zum Geleit ein Mann entgegengeschickt. Hier blieben sie über Nacht.

Am 11. brachen sie in früher Morgenstunde auf und gelangten nach einer schönen Stadt von mäßiger Größe mit einem Bischof, welche Chur heißt, wobei ihnen auch hier das Geleite entgegengesandt ward. Die Stadt ist von Mayenfeld zwei Legas entfernt und liegt teils auf der Höhe, teils in der Ebene; die Straßen sind alle gepflastert; Gewerbe und Handwerker giebt es nicht gerade viele. Inmitten fließt ein kleines Flüßchen, namens Pleßur, das auch an den Mauern vorbeiläuft und viele Mühlen treibt. Der Rhein ist eine italienische Meile weit entfernt. Ringsum sind sehr hohe und schöne Berge.

Abends gegen 2 Uhr (8 Uhr) kamen zum Gasthaus die Räte des Bischofs und teilten mit, daß der Bischof [39]) von der Jagd zurückgekehrt sei, da die Gesandten ihren Sekretär abgeschickt hatten, um zu hören, ob der Bischof zu sprechen sei. Darauf machten sie sich in der gehörigen Ordnung mit Fackeln auf den Weg und kamen zur Residenz des Bischofs, der ihnen die Treppe hinab entgegen kam, auch von Fackeln umgeben. Die Gesandten wurden nach oben in ein Gemach geleitet und unterwegs schenkte der Bischof ihnen eine Gemse, die er am nämlichen Tage auf der Jagd erbeutet hatte.

Hernach begrüßte Herr Pisani Seine Hochwürden lateinisch im Namen des Fürsten und der Republik Venedig, bot ihm im Namen

[39]) Heinrich 1491—1509.

des Senats die guten Dienste der Republik an und dankte ihm verbindlichst.

Der Bischof beriet sich ein wenig mit den Seinigen, und einer von seinen Räten in vorgerückterem Alter antwortete lateinisch, dankend und zu allen Gegendiensten sich bereit erklärend.

Dann sprachen der Bischof und die Gesandten miteinander eine halbe Stunde lang, so daß niemand etwas hören konnte. Der Bischof reichte schließlich jedem die Hand, worauf die Gesandten sich empfahlen und, von den nämlichen Räten mit Fackeln begleitet, in ihr Quartier zurückkehrten. Einer, der die Gemse dahin brachte, wurde reichlich mit Geld belohnt.

Am 12. speisten sie hier und erhielten dann außer einem Geleitsbrief auch noch zwei Führer zur Begleitung. Sie passierten dann ein großes steiniges Gebirge und kamen abends nach einem Ort auf der Höhe eines Berges, námens Parpan, von Chur eine Lega entfernt. Dieser Platz ist ganz verlassen und es giebt da keine Unterkunft; er gehört dem Bischof von Chur. Sie speisten hier zu Abend und zwar frische Bohnen. Auch Veilchen fand man da, für diese Zeit eine Merkwürdigkeit.

Am 13. brachen sie frühmorgens auf und gelangten über rauhe Bergeshöhen nach einem Ort des genannten Bischofs, namens Lansch (Lenz), dann nach einem anderen, mit Namen Chastè (Tiefenkasten), ebenfalls dem Bischof von Chur gehörig, bei welchem ein Fluß, die Albula genannt, fließt. An diesen Plätzen sprechen alle italienisch und deutsch. Dann kamen sie nach einem Ort, namens Tinizun (Tinzen), wo sie beim Kuraten speisten. Er liegt ebenfalls auf der Höhe und ist umgeben von vielen schönen kleinen Ortschaften und Bergen von sehr großer Fruchtbarkeit. Auf denselben liegt Schnee zu jeder Jahreszeit; hier wächst weder Getreide noch Wein irgendwelcher Art.

Nach Tisch ritten sie nach einem andern einsamen Orte des Bischofs von Chur, namens Bivio (Stalla), von Tinizun zwei Legas entfernt, bei einem Ort, genannt Sorsan (Sur?). Auf den Bergen liegt fortwährend Schnee, und es ist sehr kalt. In dieser Stadt sprechen alle gleichfalls italienisch (lombardisch), obwohl ihre Sprache eigentlich die deutsche ist. Hier wächst weder Brot noch Wein noch andere Lebensmittel, noch giebt es irgendein gutes Gasthaus; alle leben wie die Wilden ohne eine Bequemlichkeit zwischen steinigen und rauhen Bergen. Die Gesandten stiegen im Gasthaus „Zum Stern" ab, der Rest des Gefolges in anderen einsamen Häusern.

Am 14. nach Tisch reisten sie weiter und passierten ein hohes rauhes Gebirge, mit Namen Septimer. Beim Herabsteigen konnte man nicht zu Pferd bleiben, sondern jeder stieg ab. Dies Gebirge steigt eine Lega an und ebenso viel beträgt der Abstieg, es ist ganz steinig und sehr rauh. Da giebt es keinen Baum droben, es ist ganz kahl; der Abstieg ist so steinig und beschwerlich, daß man absolut nicht reiten kann. Nur Herr Pisani ritt auch bergabwärts auf einem Maultier, worüber alle sich nicht wenig erstaunten.

Am Fuß dieses Berges liegt ein schöner Ort, namens Casatsch, in einem Thal, welches Val Bregaglia (Bergeller Thal) heißt. Zwei Flüsse entspringen auf dem Berg, die an dem Ort vorbeifließen und vereinigt dann Maira heißen. Abends kamen sie nach einem Ort des genannten Bischofs von Chur, welcher 13 italienische Meilen von Bivio entfernt ist, Vespran (Vicosoprano) heißt und in dem nämlichen Bergeller Thal liegt. Hier fließt jene Maira. Auf den Bergen liegt immer und zu jeder Jahreszeit Schnee. An diesem Orte sprechen ebenfalls alle italienisch, obgleich die Sprache die deutsche ist. Hier wurde zu Abend gespeist.

Am 15. morgens nach der Messe ritten sie weiter und kamen durch das ganze Land des Bischofs von Chur und über einen kleinen Fluß, namens Orso, der das Gebiet des Bischofs von jenem des Herzogs von Mailand scheidet. Sie hatten dabei einen sehr beschwerlichen, sehr steinigen und rauhen Weg, sodaß es nötig war, wegen der Härte der Steine vom Pferd zu steigen. Als sie jenen Fluß überschritten hatten, befanden sie sich mit einemmale — Gott sei Dank! — in der Lombardei. Sie kamen dann durch einen großen, schönen Ort, namens Piuro, der dem Herzog von Mailand gehört und in zwei Hälften geteilt ist. Der obengenannte Fluß Maira fließt mitten durch; darüber führt eine sehr schöne Steinbrücke. Hier an diesem Ort macht man die Steintöpfe, und es befinden sich da vielleicht 30 Drehbänke, die fortwährend arbeiten; sehr schön ist der Anblick der Berge, welche die Steine dazu liefern. Die Gesandten besichtigten alles und gelangten dann zum Speisen nach einem festen Platz des Herzogs von Mailand, der von Vespran zwölf Meilen entfernt ist und in einem Thal liegt. Die Burg befindet sich innerhalb der Mauern auf einer Anhöhe und ist sehr stark. Dieser Platz heißt Chiavenna. Hier sind auf den Höhen eine unendliche Menge Kastanienbäume und Weinberge und Früchte aller Art. Auch bei Tisch hatten die Gesandten Früchte und besonders Feigen, die es bis jetzt in Deutschland noch nicht giebt.

Am anderen Morgen (16. September) kamen sie mittags nach einem ganz kleinen festen Platz am Comer See, dem Herzog von Mailand gehörig, mit Namen Castel di Mezzola, in einem Thal gelegen, welches Val Chiavenna heißt. Nach Tisch ließen sie die Kisten in ein Schiff bringen und die Pferde in zwei andere; die Gesandten mit einigen bestiegen ein anderes und fuhren auf dem Comer See weiter. Eine Meile von Mezzola entfernt fließt ein anderer Fluß in den See, die Adda, die dann bei Lecco wieder heraustritt und nach einem festen Platz, namens Trezzo, fließt. Abends kamen sie nach einem großen und schönen Platz am Ufer des Sees, genannt Sorico, von Mezzola acht Meilen entfernt, der gegenüber vom Valtellin liegt, welches gleichfalls dem Herzog von Mailand gehört und eines der schönsten Thäler Italiens ist, von über 60 Meilen Umfang.

Am 17. reisten sie weiter und passierten zuerst einen sehr schönen Platz am Gestade des Sees, namens Domaso; dann einen anderen sehr reichen, Gravedona; bei letzterem ist ein Berg, der steil ins Wasser abfällt, namens Mondon [40]), der zu den schönsten an diesem See gehört. Auf der Seite von Lecco, welches ein fester Platz am See ist, befindet sich ein anderer großer Ort von höchster Schönheit, namens Bellano, und wieder ein anderer, Varenna, beide am Gestade; an diesen beiden Plätzen kamen sie vorbei.

Auf der anderen Seite, nämlich der von Como, kamen sie vorüber an Nobiallo und Menaggio, das in der Nähe des ersteren liegt auf einem sehr ansehnlichen Hügel. Dann kommt ein anderer Ort, namens Bellagio, wo sich der See in zwei Teile scheidet: der eine geht nach dem festen Platz Lecco, der andere nach der Stadt Como. Bellagio ist gerade an diesem Punkte erbaut. Hier wohnt ein Kapitän, den der Herzog von Mailand über den See gesetzt hat. Zu Mittag kamen sie nach einem Platz namens Tremezzo auf der Comer Seite des Sees, von Sorico vierundzwanzig Meilen entfernt. Von Castel Mezzola bis Como sind vierundfünfzig Meilen; an der breitesten Stelle hat der See vier Meilen. Dieser See ist von großer Schönheit und Lieblichkeit und die Ufer sind umrahmt von Höhen, die alle voll sind von köstlichsten Weingärten und fruchttragenden Bäumen und besonders einer großen Menge von Kastanienbäumen. Auch sind da unzählige Orte und Plätze, die alle aufzuführen, allzu ermüdend wäre.

---

[40]) Einen Berg dieses Namens kann ich in dieser Gegend nicht finden.

Nachdem sie so an vielen sehr schönen und ansehnlichen Plätzen am Ufer: Isola, Salca, Argegno, Nesso (auf einer Anhöhe), Brienno, Carate, Turno (sehr großer Platz), Gernobbio (ein Ort von außerordentlicher Schönheit) vorbeigekommen waren, langten sie abends in der Stadt Como an, zwanzig Meilen von Tremezzo entfernt, die dem Herzog von Mailand gehört. „Die Stadt liegt am Ende des Sees in einem Thale; es ist da eine recht schöne Kirche — der Dom — mit einer Marmorfacade und Statuen. Man fertigt hier Tücher jeder Art und sehr feine von großer Güte. Die Paläste sind nicht von allzugroßer Schönheit, die Straßen sehr häßlich, die Stadt überhaupt nicht großartig. Sie ist eng eingeschlossen in Mauern mit Gräben." Absteigequartier war das Gasthaus „Zum Engel".

„Kaum waren die Gesandten dort angelangt, als der Podestà von Como kam und ihnen im Namen des Herzogs wegen des Friedens und des Bundes zwischen ihm und der Republik seine guten Dienste anbot, worauf der Graf Contarini seinen Dank aussprach.

Am 18. frühmorgens kamen die Trompeter und Pfeifer des Podestà zum Quartier, um zu spielen und wurden reichlich belohnt. Nach der Messe bestiegen die Gesandten die Pferde und ritten davon, bis außerhalb der Stadt von dem Podestà und seinen Leuten, wie auch den Trompetern begleitet. Zu Tisch kamen sie an einen Ort, namens Barlassino, von Como zwölf Meilen entfernt, in einer Ebene, und ringsum ist kein Berg. Sie stiegen in einem guten Gasthaus ab „Zum Schwert"; der Wirt hieß Giacomo Porro, ein braver Mann. Es ist ein recht schöner, großer Ort. Nach Tisch langten sie in Mailand an, einer Bischofsstadt, von Barlassino dreizehn Meilen entfernt. Vor dem Thor kam ihnen Herr Zuan Francesco Pasqualigo, Doktor und Kavalier, der Gesandte der venetianischen Republik, zu Pferd mit seinem Gefolge entgegen und empfing sie. Drinnen am Anfang der Vorstadt befand sich der Großkanzler des Herzogs und andere Edelleute und Räte, welche den Gesandten alle die Hand reichten und sie dann zu Pferde unter fortwährendem Trompeten- und Pfeifenspiel in die Stadt bis zum Quartier geleiteten. Beim Eintritt in die Stadt kam ihnen der Kapitän und Podestà von Mailand entgegen. Ferner warteten ihrer da eine Menge anderer vornehmer und adeliger Herren, alle geschmückt mit verschiedenen seidenen Tüchern, herrlich anzusehen, auf Maultieren von höchster Schönheit und Vollkommenheit, die bis zur Erde mit Scharlach bedeckt waren;

andere ritten zu Pferd, so daß es im ganzen etwa 100 Pferde waren oder darüber.

Auf diese Weise zogen sie in Mailand ein und wurden dann bis in ihr Quartier geleitet, das Gasthaus „Zu den drei Königen“, welches das ansehnlichste in der Stadt ist, groß und sehr geräumig. Beim Eintritt in dasselbe empfingen sie am Thore eine Anzahl Diener mit weißen Wachskerzen — denn es war ein wenig spät geworden — und erwiesen ihnen große Ehre. Da waren die Gemächer für die beiden Gesandten mit Teppichen und Prachtbetten und anderen Gegenständen geschmückt. Nicht blos die Gesandten, sondern auch ihr Gefolge speisten auf das splendideste auf Kosten des Herzogs.

Am 19. morgens kamen die Trompeter des Herzogs, sechzehn an der Zahl, und bliesen im Gasthaus; ebenso die Pfeifer des Herzogs und die Tambours der Markgräfin von Mantua, die damals in Mailand war; alle spielten vortrefflich und wurden belohnt.

Nach Tisch kam ins Quartier der venetianische Gesandte und einige andere Edelleute vom Hofe des Herzogs; nach längerer Besprechung stiegen alle zu Pferd und kamen zum Kastell des Herzogs, um Audienz zu erhalten. Dieses Kastell ist von höchster Schönheit und Größe und sehr stark, mit Zinnen aus Marmor so spitz wie Diamant versehen. Auf zwei Seiten hat es sehr dicke Mauern mit Wasser außen und Zugbrücken: kurz ein treffliches, ausgezeichnetes Ding. Hier hält der Herzog Hof und hier wohnt er; sein Hof gehört zu den schönsten in Italien. Beim Eintritt in denselben kommt man zu einem großen Platz, der immer voll ist von Höflingen und Edelleuten.

Alle ritten dann hinauf bis zu einem Saal; dann stiegen sie von ihren Pferden und traten in einen anderen kleinen Saal, wo sich Se. Exzellenz der Herzog befand, ein junger Herr von sehr sanftem Äußern[41]), und Herr Lodovico[42]), ein sehr schöner Mann, mit anderen seiner Räte. Der Herzog ließ zuerst die Gesandten, dann auch den Herrn Pasqualigo in ein geheimeres Zimmer eintreten und trat dann selbst hinein. Hier hielt dann Herr Pisani seine Ansprache an ihn in heimischer Sprache; auf alles antwortete in vortrefflicher Weise Herr Lodovico, der Oheim des Herzogs[42]). Nach längerem Gespräch über verschiedene Dinge verabschiedeten sie sich

[41]) Gian Galeazzo Sforza.

[42]) Lodovico il Moro.

und wurden nun von einer Anzahl Edelleute bei Besichtigung des Kastells begleitet. Da wurden ihnen gegen sechzig sehr große Gefäße von Silber gezeigt, von größter Schönheit, alle mit Email und sehr fein gearbeitet. Sie sahen auch eine Menge Heiligenfiguren ganz von Silber, und dann wurde ihnen ein kleines Gemach gezeigt, voll von Edelsteinen und Gold in größter Menge. Zunächst waren da zwölf Medaillen ganz von massivem Gold mit den Bildern der früheren Herrscher, von denen einige 10000, einige 12000 und einige 15000 Dukaten wert sind: etwas Staunenswertes. Ringsherum befanden sich im Gemach Kästen, alle angefüllt mit irgend einem schönen Gegenstand. Da war auch ein großes Kreuz von massivem Gold mit sehr vielen Perlen, ferner Gefäße aus Jaspis und Porzellan und Karneol und tausend andere Dinge. Zuletzt wurde ihnen noch eine Truhe geöffnet und ihnen Edelsteine aller Art gezeigt, worunter sich Perlen von ungewöhnlicher Größe befanden und ein Ring ganz von Ballasrubin aus einem Stück; ferner einige Diamanten im Werte von mehreren tausend Dukaten; außerdem noch eine unendliche Menge anderer Dinge, die alle nicht zu vergleichen mit den Schätzen des Erzbischofs von Salzburg oder anderen, sondern einen viel höheren Wert besitzen.

Darnach verließen sie das Kastell und wurden nach dem Palast des Herrn Lodovico zur Besichtigung desselben geleitet, welcher ebenfalls groß und prunkhaft ist. Dann wurden sie von denselben Personen nach Hause begleitet, welche sie von dort abgeholt hatten.

Am 20. morgens kam der Herr Lodovico nach dem Gasthaus und der venetianische Gesandte; mit ihnen waren die Brüder Herr Galeazzo von S. Severino und Herr Antonio und viele andere Herren, alle zu Pferd. Sie traten in das Gemach und sprachen eine lange Weile mit den Gesandten; dann stiegen sie wieder zu Pferd und ritten davon.

Einige Zeit hernach bestiegen auch die Gesandten ihre Pferde und gingen zur Messe in Begleitung zweier mailändischer Edelleute. Nach der Messe besichtigten sie die Kirche des heiligen Ambrosius, den Dom, der von einer außerordentlichen Größe und Breite ist. Es ist eine sehr ansehnliche Kirche, aber sie ist nicht vollendet und immer arbeiten 200 Menschen fortwährend an Marmor und anderen Dingen für die Kirche. Gegenwärtig ist sie 230 Schritt lang, aber wenn sie den Plan einhalten, wird sie weit über 200, ja vielleicht 300, und 77 Schritt breit und 127 hoch werden, mit Säulen und anderen Marmorstücken reich verziert.

Über dem Hochaltar befinden sich die Grabmäler der früheren Herzöge. Unter dem Giebel der Mauer soll einer der Nägel Christi sein, vor welchem immer ein Lämpchen brennt, und dem große Verehrung gezollt wird.

Darnach besichtigten unsere Gesandten den Hof, wo der verstorbene Herzog wohnte, der sehr schön und groß ist. Nach Hause zurückbegleitet speisten sie. Nach Tisch wurden sie von den beiden Edelleuten wieder abgeholt und besuchten das Hospital, das wunderschön ist. Sie besichtigten so die ganze Stadt, von der ich nichts weiter schreibe, da sie jedermann ganz bekannt ist. Da giebt es so viele Gewerbe, so viele Läden aller Art; da findet man fast alle erdenklichen Sachen, denn es giebt nichts, was man hier nicht fertigt. Alle Straßen sind gepflastert und fortwährend arbeiten in denselben viele Arbeiter.

Eine zahllose Bevölkerung findet sich hier und besonders in den Vororten außerhalb der Stadt, von denen einige zwei Meilen lang sind, und diese sind es auch, welche die Stadt viel schöner machen; denn die Stadt ohne die Vororte hat nur fünf Meilen und mit ihnen mehr als sieben im Umfang. Es gäbe noch viel über dieselbe zu sagen, aber ich unterlasse es, weil sie, wie erwähnt, allen sehr bekannt, und es nicht meine Absicht ist, von den Städten Italiens zu reden."

„Bei dem Thore, welches noch Como führt, fließt ein Arm der Adda, der sehr klein ist und Navilio heißt. Er ist jedoch nicht schiffbar; nur Holz fährt man auf demselben mit kleinen Barken. Außer diesem giebt es nur Brunnen und Cisternen, welche von allen benutzt werden.

Sie besuchten dann auch das Haus eines Waffenschmiedes, mit Namen Antonio Messaja[43]), der ein reicher Mann ist und fortwährend

[43]) d. i. Missaglia, über welchen Wendelin Boeheim im „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses", Bd. IX, S. 391 („Werke mailändischer Waffenschmiede in den kaiserlichen Sammlungen") gehandelt hat. Aus dieser Stelle erfahre ich — im letzten Augenblicke! — daß unser Reisebericht auch in einer Handschrift der Biblioteca Trivulziana in Mailand überliefert ist, und zwar, wie ich dann weiter aus dem „Catalogo" dieser Bibliothek von G. Porro (Biblioteca Storica Italiana, tom. II) pag. 259 entnehme, in einer Miscellanhandschrift Nr. 161, welche verschiedene Stücke saec. XVII, XVIII und XIX enthält. Demnach und nach dem von Boeheim a. a. O. aus einem (mir nicht zugänglichen) Aufsatz von Casati (in der „Perseveranza", 1871, 1. und 3. November) mitgeteilten Passus darf man schließen, daß auch hier nicht der Bericht im Original, sondern nur in einer Abschrift erhalten ist.

viele Arbeiter hält, die in seinem Hause Waffen herstellen mit sehr großen Kosten. Sein Haus ist voll von Waffen aller Art, die viele Tausende von Dukaten wert sind. Er liefert fast jedermann solche Waffen. Dann sahen sie noch den Palast des Herrn Markgrafen Stanga, eines der ersten in der Umgebung des Herzogs. Sein Palast ist nicht vollendet, wird aber einst zu den Schönheiten Mailands gehören. Dann speisten sie zu Abend.

Am 21. wurden sie von den genannten Edelleuten zu Pferd abgeholt und ritten zur Messe nach dem Dom, hierauf speisten sie. Hernach erhielten sie nochmals den Besuch jener Edelleute und des venetianischen Gesandten, stiegen zu Pferd und reisten ab. Herr Antonio Maria von S. Severino, viele Edelleute und eine große Menge — es waren etwa 150 Berittene im ganzen — begleiteten sie mit klingendem Spiel bis vor die Vorstädte Mailands, dann verabschiedeten sie sich und ritten davon.

Abends gelangten sie nach einem festen Platz des Herzogs von Mailand, namens Trezzo, zwanzig Meilen von Mailand entfernt, woselbst sie in den Vororten in verschiedenen Häusern abstiegen. Hier ist die Grenze zwischen den Gebieten des Herzogs und der Republik Venedig. Das Kastell liegt über der Adda, welche dasselbe fast ganz umfließt, und ist sehr stark. Ohne Schreiben des Herzogs darf niemand eintreten."

Am 22. setzten sie mit einer Fähre über die Adda und gelangten in das Gebiet von Bergamo, dann kamen sie nach Ponte San Pietro bei Bergamo, einem Ort, der durch eine Steinbrücke über den in die Adda fließenden Brembo in zwei Teile geteilt ist.

„Zu Mittag langten sie dann in Bergamo an, einer Stadt mit einem Bischof, von Trezzo zehn Meilen entfernt. Es kam ihnen der Podestà entgegen mit Truppen zu Fuß und Armbrustschützen, Trompetern und Tambours und begleitete sie bis zu einem Hause des Grafen Trusardo, Doktors und Ritters, eines sehr reichen, liebenswürdigen Herrn, eines der vornehmsten von Bergamo.

Bergamo liegt ganz auf einem Berg und hat eine längliche Gestalt; es ist stark, mit einer Burg im Innern, die ganz wie eine Festung gebaut ist. Hier befindet sich auch eine Citadelle mit Mauern für sich, die sehr schön ist und gleichfalls von einem Kapitän befehligt wird. Die Stadt ist nicht allzu groß, aber die Vororte vergrößern sie um vieles und zwar namentlich zwei: der Vorort S. Leonardo, der sehr groß ist, und der Vorort S. Antonio, die rechts (?) von Mauern eingeschlossen sind. Dann giebt es noch zwei

andere kleinere Vororte: der eine S. Caterina, der andere S. Lorenzo In dem Vorort S. Leonardo ist ein Kloster der Dominikanermönche, das auf einer Höhe wie eine Festung liegt; die dem heiligen Dominikus geweihte Kirche ist recht schön. Im Vorort S. Antonio befindet sich eine Kirche des heiligen Augustinus mit Mönchen; es ist dies ebenfalls ein recht schöner Ort. In der Stadt selbst ist eine Kirche der heiligen Maria, der Dom von mäßiger Schönheit. Doch befindet sich daselbst eine sehr schöne Kapelle, ganz von Marmor, und auch ein sehr pompöses Grabmal des Bartolomeo Colleoni[44]). Die Straßen der Stadt sind nicht sehr rein, auch giebt es nicht allzu viele geschmückte Paläste, aber doch einige wenige schöne. Die Brunnen geben das nötige Wasser, dessen sich alle bedienen, da sonst kein Fluß vorhanden ist. Die Lage der Stadt ist unaussprechlich schön. Auf der einen Seite außerhalb der Stadt sind die Berge, auf der anderen erstreckt sich eine Ebene, soweit das Auge reicht — ein entzückend schöner Anblick, so daß Bergamo als Bergstadt für die vorzüglichste gilt.

Am 23. gingen sie zur Messe in den Dom und die Rettori begleiteten sie mit einer großen Zahl von Edelleuten und Doktoren. Nach Tisch kamen der Herr Graf Trusardo und der venetianische Hauptmann der Citadelle nach der Behausung der Gesandten; alle zusammen stiegen dann zu Pferd und besuchten die Burg, die sehr stark und für die Stadt von großer Wichtigkeit ist. Dann besuchten sie die sogen. „Kapelle“ außerhalb der Stadt, die auf einem hohen Berg liegt und ebenfalls eine starke Festung ist. Sie ist von Bergamo etwas weniger als eine Meile entfernt und der Weg dahin sehr schlecht. Der Kastellan zeigte alles in zuvorkommender Weise; es ist einer der stärksten Plätze unter den Besitzungen der Republik mit gemauerten Gräben ringsum und massiven Türmen. Die Leute sind fortwährend verproviantiert und Munition aller Art ist vorhanden. Wenn man da oben steht, sieht man, wie schön Bergamo von außen ist und in einer wie herrlichen Lage es sich befindet.

Dieses Kastell heißt „Kapelle“, weil, wie die Dominikanermönche behaupten, der heilige Dominikus hier wohnte und in diesem Kloster seinen Aufenthalt hatte und nach seinem Tode daraus eine Kapelle des heiligen Dominikus gemacht wurde; und obwohl dieselbe zerstört und dann diese Burg darauf erbaut ward, ist doch der frühere Name geblieben und sie heißt noch „Kapelle“.

---

[44]) Des bekannten venetianischen Reitergenerals.

In der Stadt besahen sie dann die Citadelle, hernach kamen sie zu dem erwähnten Kloster des heiligen Dominikus, wo ihnen alles gezeigt ward, darunter auch ein Buch in Pergament, geschrieben von der Hand des heiligen Thomas von Aquino, wovon man kein Wort lesen kann, nicht wegen des hohen Alters, sondern weil es eine sehr schlechte, sehr feine Schrift ist. Viele haben es versucht und haben nichts herausgebracht. Man sieht Ausstreichungen und Zusätze in Menge, aber man versteht sie nicht; man glaubt daher, daß es sein Konzept sei. Die Brüder halten es hoch in Ehren. Dann kehrten die Gesandten nach Hause zurück.

Am 24. gingen sie zur Messe, wobei auch die Rettori anwesend waren. Nachdem sie das ganze Kloster gesehen hatten, wurde ihnen der Kopf der heiligen Ursula gezeigt, eine schöne Reliquie. Nach Tisch wurden sie vom Kapitän und vielen Edelleuten Bergamos, worunter auch Herr Trusardo, fortbegleitet bis zwei Meilen außerhalb Bergamos. Dann verabschiedeten sie sich und reisten weiter. Sie kamen durch mehrere Plätze und auch durch ein Kastell, namens Pelaciol (Palazzolo), das im Gebiet von Brescia liegt und durch einen Fluß in zwei Teile geteilt wird, welcher Oglio heißt, ziemlich breit ist, aus dem Lago D'Iseo kommt und in die Adda sich ergießt. Abends kamen sie nach einem Platz namens Cocali (Coccaglio), von Bergamo zwanzig Meilen entfernt, wo sie im Gasthaus „Zum Ochsen" übernachteten.

Am 25. gelangten sie mittags nach Brescia, von Cocali zwölf Meilen entfernt; zwei Meilen vor der Stadt kamen ihnen ebenfalls der Podestà zu Pferd und viele Doktoren von Brescia entgegen, ebenso Herr Bernardin Martinengo, einer der angesehensten Bürger der Stadt, mit Dienern und Leuten zu Fuß und begleitete sie zu ihrem Quartier, dem Gasthaus „Zum Krebs". Dann setzten sie ihren Weg fort über Verona, Vicenza, Padua und langten endlich mit Gottes Hilfe wieder in Venedig an."



Ueber die historischen Volkslieder des 30jährigen Krieges.

Von Richard Müller.

(Schluß.)

Der protestantische Pessimismus sieht in dem gewaltigen Kriege sogar den von Paulus „vor etlich hundert Jahr" prophezeihten Vorboten des Weltendes (vgl. Ditf. Nr. 41). Ein andermal wird das große Elend auf die Erbsünde zurückgeführt; jeder solle betrachten:

Ditf. Nr. 33: Wie der Sündfluß d' ganze Welte,
Als sie kein Buß thun wölten,
Hat in's Verderben gebracht. —

Daß man selbst durch innere Uneinigkeit sehr viel zu den Erfolgen des Katholizismus beitrug, wird auf protestantischer Seite nicht eingesehen oder wenigstens nicht eingestanden. Vielmehr stehen sich Lutheraner und Calvinisten auch im Liede manchmal schroff gegenüber, namentlich wenn — wie häufig — Geistliche den Pegasus besteigen. Der pseudonyme „Friedlieb von Hoffstadt, Theo. Stud." singt in Str. 18 seines „Triumphus Suevo-Saxonicus" (Ditf. Nr. 70):

Es streit vor sie (nämlich die Lutheraner) der starke Mann,
Herr Zebaoth sein Name.
Der Pabstes und Calvini Lehr
Leid't nicht des Rautenkränzleins Ehr
Im hohen Sachsen Stamme.

Die auf sächsischem Boden entstandenen Lieder machen sich auch sonst oft durch kleinliche Gesinnung und philisterhaften Ton unangenehm bemerkbar. Nur bei den großen Schicksalsschlägen verschwindet dieser partikularistische Gegensatz eine Zeit lang; alsdann kommt die grenzenlose Erbitterung gegen den gemeinsamen Feind wieder zum Ausbruch. Am meisten waren entschieden die Jesuiten verhaßt, ihnen traute man

ohne Bedenken das Ärgste zu. In dem „schön Gespräch so zwischen Kardinal Clesel, den Jesuwitern und Lucifern statt gehabt“ (Ditf. Nr. 4), tröstet der Jesuit den über sein Schicksal betrübten Kardinal Clesel: sie würden schon alles wieder in's rechte Geleis bringen, denn ihre Mittel seien unerschöpflich:

Str. 9: Gift und Dolch zum Morde,
Meineid, Trug und List,
Falsche Lehr und Worte,
Unser Werkzeug ist;
Damit wird verlappet
All der große Hauf,
Und das Reich erdappet,
So wir suchen auf.

Das wird selbst dem Teufel zu stark, so daß er sich in einer energischen Absage für ihre Gesellschaft bedankt:

Lucifer.

Str 11: Ei, ihr Erzbanditen
Schlechter noch, als schlecht,
Euch in Höllenmitten
Möcht ich nicht als Knecht!
Brächt't mich selbst um's
Leben,
Daß mein Höllenreich
Euch würd übergeben
Durch ein Mörderstreich.
Kyrie eleison!

Str. 12: Hab nicht können glauben —
Sag's euch ohne Spott —
Daß mit Lügen, Rauben,
Man mich überbot;
Doch, ihr Jesuiten
Seyd mir weit zu schwer,
Will nicht euch inmitten —
Halt doch was auf Ehr. —
Kyrie eleison!

Man beschuldigte die Gesellschaft Jesu auch ohne weiteres der ärgsten fleischlichen Gelüste; ein seltsamer Vorwurf dieser Art wird ihnen bei Ditf. Nr. 117, 10 gemacht:

Sauiter (=Jesuiten) halten es auch mit (nämlich mit den lüsternen Kapuzinern)
Halten Huren in ihrem Habit;
Wan sie sollten nackend baden,
Würd man sechen ihren Schaden.

Es mangelt überhaupt auf beiden Seiten an jedem Gerechtigkeitssinn, selbst Züge von wahrhafter Verrohung finden sich nicht selten. Der Verfasser eines Liedes über die böhmischen Unruhen verhehlt z. B. seine Freude über den Prager Fenstersturz keineswegs, doch sucht er diese That wenigstens noch zu entschuldigen:

Ditf. Nr. 1, 14: Solch Thun hat zwar kein Loben,
Doch Zorn hält übel Haus.

Das hält jedoch der Dichter der „Wahrhaftigen Zeitung und Geschichte“ auch nicht einmal mehr für notwendig. Vielmehr findet er

diese Handlungsweise völlig in der Ordnung und frohlockt über die angeblich lahmen Arme und Beine der Hinausgestürzten:

Ditf. Nr. 2, 19: Drauf die Ständ frisch zur selben Stund
Solch meineidige falsche Hund,
Recht nach altem Gebrauche,
Stürzten herab vom Prager Schloß,
Aus den Fenstern von ihrem Gemache.

21: Dies war nun ihr Verräther-Lohn:
Aus'm Graben thäten sie aufſton,
Mit lahmen Arm und Beinen.
Zum Wahrzeichen sie's tragen nun,
Daß sie's nicht können verneinen.

Dafür entblödeten sich aber ihrerseits die Katholiken nicht, über die Zerstörung Magdeburgs in lauten Jubel auszubrechen oder nach dem Tode Gustav Adolfs der „Evangelischen Bürgerschaft" in Augsburg brutal zuzurufen:

Ditf. 98, 22: Also jetzt heißt(s): gieb Geld heraus
Oder mit dir zum Thor hinaus.

Derartige kleine Züge führen uns die heftige Spannung zwischen beiden Teilen recht deutlich vor Augen. Kein Wunder, daß es in diesen Liedern an eigentlichem Humor mangelt, denn dieser setzt ein gewisses Erhabensein über den Stoff voraus, was damals nur selten der Fall war. Heitere Episoden, witzige Bemerkungen fehlen ja keineswegs, aber sie haben fast immer einen Anflug von Bitterkeit, der dem echten Humor fremd sein sollte. Oder der Humor streift ein wenig an's Unflätige. Die Belagerten von Hohentwiel rufen z. B. den abziehenden Feinden folgenden Abschiedsgruß zu:

Ditf. 111, 27: Allein, wan ihr kommt wieder her,
Wollt noch mehr Bossen reißen,
So thuen den Berg nit hin her,
Mit Gunst! so gar voll sch....:
Die einig Klag wider euch ich hab,
Kan sonst nichts anders klagen;
Dann ohne dies, kan ich vor gwiß
Für beste Freund euch haben.

Das ist gut, aber etwas derb. Ähnlich wird das recht gelungene Lied vom „Babst zu Rom" (B. 25), in welchem sich die „Pfaffen" beim „Vater Babst" bitterlich über den Rückgang ihres Wohlstandes beklagen und ihn wehmütig um Abhilfe bitten, gegen Schluß durch eine obscöne Wendung entstellt. —

Aus den angeführten Proben ist schon ersichtlich, eine wie reiche Fundgrube diese Lieder für die Charakteristik der verschiedenen

Parteien bilden. Aber auch für die Kenntnis des Verhältnisses der beiden Stände, die damals besonders hervortraten, des Nähr- und des Wehrstandes, erhalten wir interessante Aufschlüsse. In einer Art von Genrescene treten sich (Ditf. Nr. 37) ein Landsknecht und ein Bauer gegenüber und verfechten in heftiger Wechselrede die Vorzüge des Krieges einerseits, der Friedens andrerseits. Der Landsknecht freut sich, daß er bald wieder die „Pfeifen und die Trummen“ werde „brummen“ hören, der Bauer hört lieber „wenn seine Flegel wacker singen“. Während der Soldat mit dem Bettelsacke umherlaufen und sich mit grünen Rüben und Kraut mästen müsse, um am Ende doch erschossen zu werden, werde er, der Bauer, im Wirtshause gemächlich seinen „kühlen Wein“ trinken. Der Landsknecht weiß aber stets eine treffende Antwort: er werde schon nicht verhungern, solange noch Hennen auf des Bauers Hofe umherliefen und Korn in dessen Scheune läge. Über die traurige Zeit werde er sich mit der Bäuerin zu trösten wissen; käme man ihm aber mit „Mistgäten“, Dreschflegeln und Korngabeln auf den Hals, dann werde er einfach dem „Gütlein“ den roten Hahn auf's Dach setzen. Da ist der Bauer geschlagen; käme es so, dann werde er lieber selbst ein Landsknecht:

16: Und wenn ich hab kein Geld noch Gut,
So zeuch (ich) in das Feld
Zum Mansfelder, dem frischen Blut,
Der kriegt all Tag Geld, 2c.

Das gefällt dem Soldaten wohl:

17: So recht, mein liebes Bäuerlein!
Es thut dieweil kein gut
Bis daß all Bauern Landsknecht sein;
Desgleichen auch mit Muth
Die Bettler werden Edelleut .....

Worauf der andere mit wahrem Galgenhumor erwidert:

18: Also hat dieses Lied ein End
Jetzund ihr lieben Leut.
Und wenn geboren wird kein Kind,
Da wird es gute Zeit.
Wenn man nichts mehr um's Geld thut kaufen,
So wöllen wir bis Neunen schlafen.
Lustig.

Kann es für das ganze Elend jener Zeit etwas Charakteristischeres geben als diese verzweifelte Lustigkeit des armen Bäuerleins!

Aus dem Jahre 1628 stammt ein diesem sehr ähnlicher Dialog: „Inter Ulmenses vnnd einquarttirten Militem“. Auch hier zieht der Zivilist den Kürzeren, der Soldat giebt ihm, dem alten „Grotvatter“,

den ironischen Ratschlag, ein „alt's Trostpsälmlein abzunagen" und verabschiedet sich von ihm mit den Worten:

28: G'mach an, Grotvatter! Täucht in's Münster!
Ein gute Nacht, das Wölflein ist finster. —

Auffallend ist es, mit welcher Klarheit das Volkslied vielfach die Ursachen erkennt, welche zu dem unheilvollen Streite geführt haben und wie scharf es die handelnden Personen durchschaut. Opel und Cohn machen mehrfach darauf aufmerksam, so namentlich in der Anmerkung zu Nr. 77, in welchem „in kurzen prägnanten Aussprüchen" die „politische und religiöse Stellung hervorragender Persönlichkeiten" zusammengefaßt werde. Alle Großen der Zeit haben sich hier zu dem „Allamodisch Picketspiel" vereinigt und enthüllen uns nun ihre Spielregeln.

Der Kaiser beginnt:

Ich will die Charta mischen, mir einen König geben und darauf halten.

König in Frankreich:

Ich habe auf Alles gehalten und habe schon viel erhalten, hoffe es Alles zu erhalten.

König in Hispanien:

Wenn ich noch einen König hätte, so könnte ich ein Repicke geben.

Königreich Schweden:

Wenn ich nicht meinen König verworfen hätte, wollte ich das Spiel gewonnen haben.

Papst in Rom:

Ich mag so gerne Andere sehn spielen und viel lieber, als wenn ich selbst mit spielte.

Holländer:

Wir spielen, und andere müssen für uns aufsetzen u. s. w.

Noch größere politische Einsicht verrät das traktatähnliche Gebilde „Nova nova antiqua continuationis der neuen Zeitungen von unterschiedlichen Orten" (Opel und Cohn Nr. 83), über dessen hervorragende Bedeutung sich die Herausgeber in der Anmerkung (S. 476) ausführlich verbreiten. Der Verfasser der seltsamen Abhandlung giebt nämlich in Form von Sentenzen, welche unter kurze Überschriften wie z. B.: „Aus der Welt", „Aus der Kirchen", „Aus Deutschland", „Aus Böhmen" u. s. w. gruppiert sind, die treffendsten Bemerkungen über die verschiedensten sozialen Zustände und Institutionen der damaligen Zeit. Mit Recht bemerkt Opel S. 477: „Die einzelnen Kurzreden unter den Überschriften: vom Hof aus, vom Land, aus dem Gericht, aus der Universität, von daheim her, können geradezu als Überschriften über eben so viele kulturhistorische Kapitel gelten, so kurz und prägnant sind sie."

Manche dieser Aussprüche scheinen nicht aus dem 17., sondern aus dem 18. Jahrhundert zu stammen. Wer wird z. B. durch die Bemerkung: „daß viel Religionen, aber wenig Gottesfurcht und Lieb des Nächsten untern Leuten sei", nicht an Schillers allerdings geistvoller pointiertes Distichon erinnert! Glaubt man nicht einen ganz Modernen zu hören, wenn der unbekannte Autor dieses Traktats, — hinter welchem Opel S. 485 den Straßburger Gottfried Dachtler vermutet — den Ausspruch thut: „daß den zu viel Civilisierten jederweil ein kleiner Barbarismus, und den zu viel Schamhaften eine kleine Impudenz nützer wäre!" Indessen nötigt uns gerade dieser Umstand, von einem genaueren Eingehen auf dieses für die Litteraturgeschichte höchst wertvolle Dokument Abstand zu nehmen. Denn wir vernehmen hier die Stimme eines hochbegabten Einzelnen, der seiner Zeit weit vorausgeeilt ist, — nicht aber den breiten Accord der öffentlichen Meinung, auf den es uns vornehmlich ankommt. Für diesen Zweck erscheint z. B. der prächtige Dialog „zwischen St. Petro vnd Carolo Magno im Himmel vber die itzigen Zeitlauffte anni Christi 1631" (Ditf. Nr. 90) dienlicher. Freilich ist hier von einer objektiven Auffassung keine Rede mehr, vielmehr tritt der Parteistandpunkt — der protestantische — stark hervor, allein gerade das kennzeichnete ja das damalige volkstümliche Denken, das sich ohne Vermittelungsversuche in einer der beiden feindlichen Weltanschauungen bewegte. Karl d. Gr. fragt St. Peter nach der Ursache der herrschenden Unordnung. Schon diese Einleitung ist von scharfer Charakteristik: ein gewaltiger Greis mit ungebrochener Herrscherkraft steht in Entrüstung vor uns und spricht:

Carolus Magnus.

1. Als jüngst zur Erden schau darnieder
Auf mein so liebes deutsches Land,
Ging fast ein Schreck durch alle Glieder,
Dieweil sich All's so umgewand't.
Wo ich streng Ordinanz gehalten,
Gesatz und Recht sie hab gelehrt,
Ersahe arge Willkür schalten,
Und Land und Leut verstört, verheert.

2. Wie hat sich Solchs nur mögen fügen,
Was ist die Ursach dann dazu,
Daß unten muß zu oberst liegen,
Und oben niedertritt der Schuh?
Hör, Petre, könntest du's erklären —
Erfährst ja täglich von der Erd —
So bitte rund es zu gewähren,
Die Sach erscheint der Rede werth.

St. Petrus, im Gegensatz zu dem stürmischen Karl milde und freundlich, erteilt bereitwilligst Auskunft:

3. Ja leider sind es ander Zeiten,
Als da du führtest Regiment!
Gar Arges sie da drunt bereiten,
Und nimmt des Übels noch kein End.
Jtzt heißt's einander todt zu schlagen
Aus Liebe zur Religion;
So will den Himmel man erjagen,
Ob Nächstenlieb auch weit davon.

4. Ist aber Alles Stank und Dunste,
Religion geht nebenbei,
Auf Weltherrschaft geht all Gespunste ....

Er klagt dann die Geistlichkeit, die „Klerisei" und seinen „Nachfolger", den Papst, an, dieses Elend über Karls „heilig deutsches Land" gebracht zu haben. Grimmig fährt dieser empor:

13. Da möcht doch gleich der Blitz dreinschlagen!
Lebt denn kein Kaiser mehr im Reich,
Die Teufelswirthschaft zu verjagen,
Und wieder alles machen gleich?

Die nun folgende Charakteristik Ferdinands ist, da sie uns auch sonst begegnet, für das Volkslied typisch. Petrus entgegnet nämlich:

Ein Kaiser? Ei wie kannst du denken,
Daß der die Noth abstellen möcht,
Der könnte wohl die Zügel lenken,
Ist aber bäbstlich Kammerknecht.

12. Thut nur was Jesuiter wöllen,
Und ist in derer Hand ein Spiel,
Meint sich den Himmel sicher stellen,
Wenn ihren Wünschen wolgefiel, ...

15. Zerreißet alt verbriefte Rechte
Mit eigner Hand, wirft sie mit Koth,
Kurz Alles gern verderben möchte,
Was jesuitisch Macht bedroht.
Ein Irrer, der sein Eingeweide
Zerwühlet sich mit eigner Hand,
Hinschlachtet seine Freund als Feinde:
Also ist Kaiser Ferdinand.

Die Tendenz, den Kaiser zu entlasten, ihn nur als ein Werkzeug fremder Gewalten hinzustellen, ist unverkennbar und erscheint um so auffallender, als das Gedicht aus dem Jahre 1631 stammt, also aus einer Zeit, wo der Kaiser der protestantischen Sache doch bereits so vielen Schaden zugefügt hatte, daß man sich wundern muß, wie sich

damals noch Protestanten als seine „Freunde" bezeichnen konnten. Auch in dem schon erwähnten Gespräche zwischen Tilly und Magdeburg (Ditf. Nr. 60), das aus dem Jahre 1632 stammt, wird der „löflich Kaiser, dat edel frame Bloet" (Str. 41) entschuldigt; er sei nur nicht von den Schandthaten Tillys und der Jesuiten gehörig unterrichtet, wenn er aber erwache, dann werde es anders gehen:

Str. 32: Ick segg: werd he upwaken
Weh, weh juw Papenknecht!
Verdarben sind all juw Saken,
Werd her 's berichtet recht!

An derselben Stelle wird zwischen den Interessen des Kaisers und der jesuitischen Liga scharf unterschieden; ja man spielt ihn geradezu gegen die Liga aus, als ob er eigentlich auf Seiten der Protestanten stünde oder ihnen zum mindesten nicht feindlich gesinnt sei! So appelliert auch in Nr. 62, 17 ff. (bei Ditf.) Magdeburg dem stürmenden Tilly gegenüber an „ihren Kaiser", welcher sie „recht wohl kenne", da sie ihm zu „jeder Frist traw pareret" habe, er werde sie schützen, denn sein sei das „Höff im Rieke" (Heft im Reiche). Auch in dem dramatischen Liede von der Schlacht bei Leipzig (Ditf. Nr. 86) wird der Kaiser stets von seinen jesuitischen Ratgebern in einer Art und Weise zu seinen Entschlüssen gedrängt, die ihn fast willenlos und jedenfalls unmännlich erscheinen läßt. Einmal scheint er sich dessen sogar bewußt zu werden, denn er bemerkt ärgerlich:

Str. 17: Mein Räth cunctieren lange,
Ist ihnen g'wiß auch bange,
Kein Pater kommt jetzt her.
Wenn's fällt, thut man ausbleiben,
Vor that man mich antreiben,
Z'werden der Welt ein Heer.

Wie ist es zu erklären, daß das Volkslied, welches wir so häufig als scharfblickend erkannten, hier so schief urteilt und namentlich, daß die Protestanten einer für sie so bedrohlichen Person gegenüber zur Schönfärberei neigen? Oder sollte man annehmen dürfen, daß das Volk trotz des entgegengesetzten Scheines die geheime Unselbständigkeit Ferdinands durchschaut habe, von welcher Gindely bemerkt, daß sie ihm erst nach längerem Forschen aufgegangen sei? Vielleicht liegt doch die Vermutung näher, daß wir es hier mit den letzten Resten der unwillkürlichen Verehrung des Kaisertums zu thun haben, welche trotz aller Gegnerschaft immer wieder zu Tage kam. Es mußte dem Volke unfaßbar erscheinen, sich in einem wirklichen, unversöhnbaren Gegensatze zu der obersten Gewalt zu befinden, die immer noch als

die Quelle allen Rechtes angesehen wurde. Deshalb appellierte man immer wieder von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Kaiser, ein Beweis dafür, daß, wenn man in Wien einlenken wollte, der Krieg jederzeit hätte beigelegt werden können. Allein wie die Dinge sich nun einmal zuspitzten, war es nicht zu verwundern, daß die kaiserliche Idee im Volksbewußtsein immer mehr verblaßte, und daß man schließlich einem Ausländer diejenigen Sympathieen entgegenbrachte, deren der Kaiser nicht würdig erschienen war.

Diese Wendung tritt auch in unserem Dialoge hervor. Auf Karls d. Gr. Klage:

> 16. Bei Christi Wunden! Dahin kommen
> Ist es mit meiner Kaiserkron,
> Daß sie zum Herrn sich angenommen
> Dem ich geschenkt sein Patrimon?

weist Petrus auf Gustav Adolf als den Retter hin. Dazu sagt „Carolus Magnus" sein „Amen" und schließt den als Kunstwerk wie als kulturgeschichtliches Denkmal gleich hoch dastehenden Dialog mit der humoristisch-grimmigen Bemerkung:

> 20. Petre, das kann wol aber sagen:
> Wann nochmals drunt auf Erden wär,
> Nicht Babst noch Bäbstlein dürst das wagen,
> Käm ihm gar übel in die Quer!

Man war sich also recht wohl des schmählichen Niederganges der deutschen Nation bewußt und schaute sehnsüchtig in die Zeiten der alten Kaiserherrlichkeit zurück.

Die Stellung, welche der Gegner des Kaisers, der vielverspottete „Winterkönig", im Volksliede einnimmt, hat Wolkan in seinem bereits citierten, sehr lesenswerten Aufsatze eingehend geschildert. Auch dem Winterkönige gegenüber ist man geneigt, Entschuldigungsgründe gelten zu lassen, namentlich wird oft hervorgehoben, daß er von seiner ehrgeizigen Gemahlin verführt worden sei (Wolkan, S. 405). Allein es will doch scheinen, als ob hier vielfach Ironie mit unterläuft. Jedenfalls entlastete man ihn aus ganz anderen Motiven als den Kaiser: Friedrich wurde entschuldigt, weil er jung, unerfahren, leichtsinnig wäre, Ferdinand, weil er Kaiser war, und ein Kaiser doch unmöglich das Unrechte thun könne.

Ganz anders als diesen beiden stellt sich das Volkslied den übrigen Helden des Krieges gegenüber. Diese werden durchaus für voll angesehen und im ganzen Umfange für ihre Thaten verantwortlich gemacht.

Daß Tilly ebenfalls an vielen Stellen als „Pfaffenknecht“ aufgefaßt wird, daß einmal, als nach der Schlacht von Leipzig seine Thatkraft erlahmt, der Papst ihn zu neuer Energie anzustacheln versucht (Ditf. Nr. 91), daß er als der getreueste, fanatischste Diener der Liga erscheint, widerspricht dem Obengesagten keineswegs. Denn stets wird er als ein Katholik dargestellt, der diese Konfession deshalb bekenne, weil sie seinem Denken völlig entspreche, der sie also aus innerer Überzeugung und Initiative für wahr halte, nicht weil man sie ihm — wie dem Kaiser — durch Überredungskünste aufgeschwatzt habe. Tilly verliert also niemals seine geistige Selbstständigkeit und gilt dem Volksliede völlig als der Thäter seiner Thaten. Den Jesuiten wurde er an Bosheit und Fähigkeit zu schaden gleichgesetzt; ja, er sollte, wie wir schon erwähnten, selbst ein verkappter Geistlicher sein. Vielleicht mag Tillys bekannte Mäßigkeit und Keuschheit dazu beigetragen haben, diese Meinung zu bestärken. Die volle Schale des Zorns wurde von protestantischer Seite nach der Zerstörung Magdeburgs über ihn ausgegossen, seine Grausamkeit wäre schon immer derjenigen eines Nero, Caligula und „duc d'Alba“ gleich gewesen, jetzt aber habe er alles übertroffen, denn er, der verruchte „Nonnenbruder“, habe die „edelste Jungfrau“ geschändet (Ditf. S. 329). Demgegenüber stehen die Lobeserhebungen, welche Tilly von den Katholiken zuteil wurden, doch muß man gestehen, daß der Tadel das Lob an Massenhaftigkeit weit überwiegt. Wie ungleich lebhafter wird z. B. in ganz entsprechendem Falle Gustav Adolf von seiner Partei erhoben! Dieses Mindermaß des Enthusiasmus erklärt sich einmal durch die Spaltung der Katholiken in Kaiserliche und Ligisten, die sich ja stets etwas rivalisierend gegenüberstanden, andrerseits auch durch die etwas in sich gekehrte, reservierte Natur Tillys. Er war vorsichtig, verstandeskühl und daher nicht sehr geeignet, als Gegenstand begeisterter Ovationen zu dienen; denn der Volksenthusiasmus verlangt für gewöhnlich ein gewisses Entgegenkommen vonseiten des Gefeierten. Wie ganz anders noch als Moltke wäre „Papa Wrangel“ im Volksliede erhoben worden, wenn er dessen Thaten aufzuweisen hätte.

List und Verschlagenheit erscheinen in unseren Liedern als Tillys hervorstechendste Eigenschaften. Wenn man Wallenstein mit einer ungestümen Wildsau, Gustav Adolf mit einem Löwen verglich, so hieß Tilly „der Fuchs“. Auf einem Kupferstiche im germanischen Museum (cf. Ditf. Nr. 91) sieht man ihn, dieser Auffassung entsprechend, auf einem Hasen reitend und mit einem Fuchsfelle bekleidet.

Er war übrigens eine sehr volkstümliche Figur, wenn er auch die Massen nicht zum Enthusiasmus hinzureißen wußte. Ihm gegenüber — wie früher, aber viel seltener beim Winterkönig — schlägt man am ehesten einen wirklichen, von Bitterkeit nicht allzu getrübten echt humoristischen Ton an, wie wir ihn dann in unseren späteren Volksliedern so voll erklingen hören. Das geschieht namentlich nach der Schlacht bei Leipzig; sehr erklärlich, weil man damals diesen Mann zum erstenmale ohne Besorgnis betrachten konnte. Damals jubelte man, jetzt sei doch endlich einmal dem „Monsieur“ — wie Tilly oft heißt — die „Platte geschoren“ worden (Ditf. Nr. 68, 1) und ein Trompeter wurde ausgeschickt, welcher nachsehen sollte, in „was Winkel der Tilly sticht“ (Ditf. Nr. 78). Dieser Bote reitet im ganzen deutschen Lande umher, ohne den Gesuchten anzutreffen; endlich aber rufen ihm die Geister aus der Hölle zu, daß „der Vogel“ hier sei und mit Götz und Pappenheim nun ewiglich braten müsse.

Allein die heitere Auffassung überwiegt; man sprach von dem „alten Greyse“ (Ditf. Nr. 76), dem das „Leipziger Confect“ so schlecht bekommen sei und der auf der Flucht „sein Gestiefel“ bald verloren habe, zwar mit unverhohlener Schadenfreude, aber dennoch mit einer gewissen Gutmütigkeit, die etwa an die Behandlungsart erinnert, welche dem „Napolium“ im preußischen Volksliede zuteil wurde. Ganz in diesem Geiste wurde z. B. die Scene zwischen „dem armen Tillylein“ (B. 74) und dem „langen Peter“ ausgemalt.

Auch von seinen eigenen Soldaten wurde er manchmal mit einem leisen Anflug von Humor betrachtet, ganz anders als Wallenstein oder Gustav Adolf, welche beide im Bewußtsein der Soldateska stets nur die großen erhabenen Feldherren waren. Tilly entbehrte dieses Ansehens natürlich auch nicht; hundertmal heißt er „der Held“, der „theuer werthe Rittersmann“ u. s. w., aber daneben doch wieder „der Alte“ oder gar — wie ihn Gustav Adolf getauft haben soll — der „alte Corporal“, — Bezeichnungen, die an ähnliche scherzhafte Beinamen der modernen Zeit, an den „alten Fritz“, den „petit corporal“ oder „Vater Blücher“ erinnern.

Das ist kulturgeschichtlich interessant, denn zum erstenmale sieht man hier, wie sich neben der starren Ehrfurcht einem Oberbefehlshaber gegenüber eine ganz andersartige Empfindung Platz macht. Früher war das Individuum hinter der Machtstellung, die es bekleidete, zurückgetreten; in Tilly aber sah man neben dem Feldherrn auch den Menschen. Und eben weil dieser Mensch auch mit gewissen

kleinen Mängeln und Gebrechen behaftet war, so gab das Veranlassung zu einer humoristischen Auffassung. Hierin liegt ein bedeutungsvoller Schritt von der älteren typischen Auffassung eines Feldherrn als eines Heros zur modernen individualistischen Betrachtungsweise.

Allerdings tritt uns diese unveränderte Anschauung der Persönlichkeit auch bei Gustav Adolf und Wallenstein entgegen; allein, da ihre Naturen wenig Humoristisches darboten, sondern in der That einen stark heroischen Grundzug hatten, so ist der Kontrast gegen die ältere Behandlung der Feldherren in den volkstümlichen Liedern bei weitem nicht so stark.

Gustav Adolf namentlich wird vom Volksliede oft geradezu wie ein Heros behandelt: man erwartete alles von ihm, denn er könne ja alles vollbringen. Seine Person verschwand in den Augen der Protestanten hinter seiner vermeintlichen Mission. Er sei die Hand Gottes, welche den päpstlichen Thron umstoßen werde, der „Leu von Mitternacht", der „Pharus des Glaubens", der „Gideon", man möge also nicht verzagen!

> Er ist der hocherhobne Held,
> Nach Gottes weisen Willen
> Von Ewigkeit darzu erwählt,
> Den Antichrist zu stillen .....

verkündet einer dieser Sänger, der sich schließlich zu dem doch etwas bedenklichen Wunsche versteigt:

> ..... daß bald Schwedisch gewalt
> In Deutschland mög floriren. Amen! (Ditf. Nr. 82.)

Dieser politischen Blindheit der Protestanten tritt das katholische Lied mit der Behauptung gegenüber, Gustav Adolf habe nach der Kaiserwürde gestrebt, aber es sei ihm gegangen wie seinem „Vorläufer", dem Winterkönig. Wie dieser, so gleiche auch er

> Nr. 106, 9: dem Hund
> Der über'n Steg ist gangen,
> Trug ein Stück Fleisch in seinem Schlund
> Wollt nach dem andern langen.

Die schwedische Krone habe er besessen, aber als er nach der Kaiserkrone gelangt, da griff er

> in's Wasser nach dem Schein,
> Inzwischen ließ er fallen das Sein,
> Hat also keins empfangen.

Wo seien denn nun die Prophezeihungen des „Prognosticanten Halbmair" geblieben, wo sei der starke Leu, der angeblich im Jahre

1633 die Klerisei aus Rom verjagen und Kaiser werden sollte, fragt ein sehr gutes Augsburger „Pasquill“. Dieser Hohn mußte damals überwältigend wirken, denn die Protestanten waren von der Mission ihres Helden so fest überzeugt, daß sie — so scheint es wenigstens — teilweise im ersten Moment an seinen Tod nicht glauben konnten oder wollten. Thatsächlich wird in einer aus protestantischer Feder stammenden Beschreibung der Schlacht bei Lützen der Tod des Königs nicht nur nicht erwähnt, sondern es wird ihm sogar Glück für die Zukunft gewünscht:

Ditf. Nr. 101, 23: Lob, Ehr, Preis und Dank sey unserm Gott,
Daß der Ihr Königlichen Majestat
Abermal Sieg hat gegeben!
Gott wolle noch lang nach seinem Will'n
Segnen sein Thun und Leben. —

Oder sollte man hieraus schließen dürfen, daß sein Tod dem Sänger erst einige Tage nach der Schlacht bekannt wurde?

Als man sich der traurigen Wahrheit ganz bewußt wurde, da sang man sein Leid in den vielen „Klageliedern“, in denen der verstorbene Held geradezu vergöttert wurde. Wie Samson sei er gestorben, zusammen mit „seinen Feinden alle“, heißt es bei Ditfurth Nr. 102, 9. An anderer Stelle wird er mit Christus verglichen, für den er jetzt sein Blut vergossen habe, wie jener einst für ihn:

Nr. 102, 13: Ein König für den andern
Vergeußt sein theures Blut;
Der König aus Schwedenlande
So thut mit frischem Muth;
Wir (?) Christi Blut vergossen,
Er genossen,
Also er wiedrum thut.

Die Erde sei „gebenedeiet, wo nur ein Tröpflein“ seines Blutes fiel, die Sonne traure wie damals, als „Jesus zur None“ starb. — In diesem verklärenden Glanze entschwindet uns der Schwedenkönig, und da uns auch das katholische Lied keinerlei individuelle Züge aufbewahrt hat, so ist seine Stellung im Volksliede nicht die einer Persönlichkeit, sondern mehr die eines Symbols, unter welchem die Katholiken alles Böse, die Protestanten alles Gute begriffen. Jedenfalls hat niemand bei den Letzteren jemals so viel — sit venia verbo — Kredit besessen wie dieser Mann, und man wird bei der Lektüre der auf ihn bezüglichen Lieder das Gefühl nicht los, als hätte er bei längerem Leben diesen Kredit mit Notwendigkeit mißbrauchen

müssen. Denn wie selten hat jemand derartigen Verlockungen widerstanden.

Im Gegensatz zu Gustav Adolf steht Wallenstein im Volksliede mit den schärfsten individuellen Zügen da, und zwar deckt sich das von diesem seltsamen Manne entworfene Bild im wesentlichen mit den Resultaten der historischen Forschung.

Seine gewaltige Natur wird auch auf feindlicher Seite willig anerkannt; ein „großes Waldthier" (Ditf. 40, 7) nennt ihn mit parodistischer Anspielung auf seinen Namen ein protestantischer Dichter. Man kennt das ungezügelte Streben dieser „hitzgen Stirne" (D. 46, 4), man weiß, daß er nach einer Krone ringt, daß er sich gierig darnach sehnt, „ein Herr zu seyn üb'r Erd und Meer" (D. 43, 5). Zuweilen warnt man ihn in heiterer Form:

D. 43, 6: Wer allzu schnell steigt über sich,
Der fällt gewiß bald unter sich,
Gleich wie ein Eierkuchen,
Der wird gebacken also bald,
Gefressen auch, eh er wird kalt.

Sein ungemessener Stolz wird gern ins Lächerliche gezogen, wiederholt neckt man ihn mit seinem berühmten Ausspruch, daß er Stralsund erobern wolle, und „wenn sie schon am Himmel hoch mit Ketten gebunden wäre" (D. 43, 9). Ein anderer Dichter deutet einmal verwundert auf Wallensteins niedere Herkunft und meint:

D. 46, 8: Es wär viel beſſ'r, Wallstein hätt Ruh
Für Krieg und Kriegsbeschwerden;
In keiner Chronik man finden thut,
Daß er sey g'salbt vom Herren.
Gar eigentlich, Wie ich bericht,
Ist er kein König erkoren,
Ja weniger, Und noch vielmehr,
Röm'sch Fürsten Sohn geboren.

Dann fügt er noch einen recht philisterhaften Ratschlag und die Mahnung hinzu:

Ditf. 46, 9: Recht wär's er ließe König seyn,
Dem Gott die Ehr hat geben,
Und thät in Böhmen wol daheim
Recht als ein Edelmann leben.
Der alte Tropf In seinem Kopf
Einen leichtern hat sollt setzen;
Die Kron ist schwer, Mocht ihn zu sehr
Drücken und hart verletzen.

Einzelne persönliche Schwächen geben willkommenen Anlaß zum Spott:

> Du kannst den Göcker nit krähen hören,
> Und willst der Nürnberger Stadt verstören?
> Geh, laß dich geigen heim! (D. 100, 1.)

rufen ihm die Nürnberger über den Graben zu. — Selbstverständlich erklingen manchmal ganz andere Töne: Deutschland, — heißt es einmal — habe wohl erfahren, daß:

> D. 43, 16: Ein Cujon, der zum Fürsten wird,
> Und Macht bekommt, sehr scharfe schiert,

Gott werde aber bald die „eiserne Ruth" in die „höllsche Glut" werfen. Daß man trotz dieses Hasses Wallensteins Bedeutung nicht ungerecht verkleinerte, sondern sich stets seiner Größe bewußt blieb, zeigen die auf seinen Tod bezüglichen Gedichte. Die von Ditfurth unter Nr. 108 und 109 abgedruckten Beispiele sind sowohl als Dichtungen wie als Denkmäler volkstümlicher Anschauung ungemein bemerkenswert.

In beiden wird die Schuld der Ermordung auf den Kaiser geschoben, weil Wallenstein ihm „viel zu hoch" gestiegen sei und es mit den Schweden gehalten habe. Zwar sei ihm mit Recht der „Verräterlohn" geworden, aber das müsse man gestehen, daß er ein „berühmter General, an Siegen groß, an Worten kahl" gewesen sei, ein Held, den „keiner nit bestehen" konnte, denn „allein der Schwedenkönig kühn". Bei Lebzeiten habe er, der „doch der Karttaunen gelacht", keinen Hahn krähen und „kein bellend Hündlein um sich sehen" können; nun — sein Wunsch gehe jetzt in Erfüllung:

> D. 109, 7: Jtzt hat er Ruh und langen Fried,
> Kräht ihm kein Hahn und Huhn ein Lied,
> Und kann sein Ohren schonen.

Gott möge sich seiner „armen Seel" erbarmen und ihm „all Sündenschuld und Fehl um Christi Blut vergeben".

Die gleiche versöhnliche Stimmung gegen den toten Feind, die freilich aus den letzten Schritten Wallensteins erklärlich wird, zeigt das künstlerisch noch höher stehende: „ernstlich Gespräch zwischen dem Tod und Herrn Generalen Fürsten Wallenstein". Beide Figuren sind mit ungemeiner Lebendigkeit gestaltet und der Dialog verrät geradezu eine Meisterhand. Der Tod, unerbittlich, aber von ironischer Höflichkeit, fordert Wallenstein zum Mitgehen auf:

> D. 108, 1: Nun komm heran, mein lieber Fürst,
> Nach dir schon lang lechgierig Durst,
> Hilft mehr kein Wehr und Waffen!

Hast nun genug die Welt turbiert,
Mir viele Tausend zugeführt,
Itz muß ich dich erraffen.

Er finde wenig Geschmack an dem „gemeinen Lumpenpack" mit ihrem „Lamentiren, Heulen, Schrein", er brauche einen Helden. Wallenstein, ganz versenkt in tiefe Pläne, ist über die brutale Störung unwillig: aber furchtlos fragt er den Tod:

Str. 6: Warum hast denn in aller Schlacht,
Wo recht Kartaunendonner kracht,
Mich nit zu dir gerufen?
Was soll es heut, wo mir so viel
Steht auf dem zubereitet Spiel,
Nahe des Thrones Stufen?

Der Tod schlägt ihn aber witzig mit Wallensteins eigenen Waffen:

Str. 7: Freund, müßt ich Gründe führen an,
Warum abruf Kind, Frau und Mann,
Da hätte viel zu schaffen!
Du warst ja selber von der Art,
Die säuberlich an Worten spart,
Und Widerspruch thät strafen.

Wallenstein versucht es jetzt mit diplomatischen Kunstgriffen: er verspricht dem Tod all sein „Gut und Geld", er fragt ihn stolz, ob derselbe denn nicht das Große bedenke, was er „ein Wunder aller Zeiten" gethan habe! Jetzt solle er nun fort, wo er das „Allerhöchst, was kann ein Mensch bereiten", ins Werk setzen wolle. Der Tod warnt ihn vor Übermut, sein Stern müsse und werde bald für immer erlöschen. Wallenstein erwidert trotzig, das erschrecke ihn nicht, er vertraue der „Stern Aspect", die ihm eine „güldne Königskrone" verhießen. Da werde der Fürst betrogen sein „wie von Aprilenwetter", lacht der Tod: er solle nur allen Stolz ablegen, der gar nicht ins „tiefe Grab" passe, — noch heute wolle er den Helden „zur groß Armada" bringen. Da ergiebt sich Wallenstein in sein Los: resigniert, aber immer noch im Bewußtsein seines Wertes sagt er:

Str. 16: Muß ich mich denn ergeben drein,
Ein Führer sein in deinem Reihn:
Sey vale Welt, gesungen!
Ein großer General ich war,
Noch reden werden lange Jahr
Von mir der Menschen Zungen.

17: Friedland hat man mich ja genannt,
Ein Kriegsheld aller Welt bekannt,
Hab wenig Fried gegeben.

Du Tod erfüllst den Namen mein:
Allein, allein in deinen Reihn
Ist Fried und ewigs Leben!

Mit einem Hinweis des Todes auf die Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeit endet diese prachtvolle Scene, deren Verfasser ohne Zweifel die bekannten Totentänze vorgeschwebt haben. Bewundernswert ist namentlich die Kunst, mit welcher in feinster Modulation nacheinander alle Saiten des Wallensteinschen Wesens angeschlagen werden: es gab in der That schon vor Schiller einen Dichter, welcher diesem komplizierten Charakter gewachsen war.

Von katholischer Seite wird wenig über Wallenstein geredet. Sein „Charakterbild" schwankt daher wie in der Geschichte so auch im Liede: von keiner Seite unbedingt verehrt oder verworfen, äußern sich ihm gegenüber weder Haß noch Liebe so unvermischt wie bei den übrigen Führern des großen Streites. Auch war sich das Volkslied der Schwierigkeit, diesen Mann zu durchschauen, wohl bewußt, denn er war, so heißt es einmal, „an Worten kahl, hielt seinen Sinn verschlossen" und habe leider „Feind und Freund übel tractirt". Man hielt deshalb mit einem Gesamturteil meist zurück, nur über die Grundzüge seines Charakters ist man sich völlig im Klaren: eine dämonische Natur von unermeßlichem Ehrgeize.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, neben diesen Haupthelden des Gesanges wie der Geschichte nun auch den geringeren Erscheinungen wie Bernhard von Weimar, Ernst von Mansfeldt u. s. w. mit ähnlicher Ausführlichkeit zu folgen, obwohl auch hier manches kulturhistorisch Wichtige sich vorfindet.

Für den damaligen so innigen Zusammenhang der Poesie mit der Wirklichkeit sehr bezeichnend ist die Thatsache, daß etwa um 1632 die Produktivität ihren Höhepunkt erreichte; mit dem Zurücktreten der großen Männer verstummte auch die Dichtung immer mehr, nur um 1648 griff man wieder in die Saiten und begrüßte mit frommem Gesange die: „Friedens Taube, So dem auf dem Thränen Meer durch Krieges Sturm arg verschlagenen Teutschen Reiche endlich glückverheißend den grünen Oelzweig wieder bracht":

Ditf. Nr. 121, 1: Nun so schwebest endlich wieder,
Aus der Kriegessündfluth Meer,
Gülden Friedenstaube, nieder
Mit dem Ölzweig zu uns her!
Der Karthaunen Donnerrachen,
Schwerter, Partisanen, Drohn,
Der Musketen tödtlich Krachen:
Schwichtet Friedenspsalterton.

7: Gott der Liebe, Gnade, Güte,
Hilf, daß Alles mög gedeihn,
Lange schreckbedrangt Gemüthe
Sich der Friedenssonn erfreu'n!
Segen träuf auf unser Fluern
Nach dem schweren Wetterstreich,
Daß erblüh aus Todesspuren
Unser heilig Deutsches Reich!

Amen!



Berlinisches Gesindewesen im 17. und 18. Jahrhundert.

Von J. Silbermann.

Die Entwickelung des Gesindewesens in Berlin hat zwar denselben typischen Verlauf genommen wie in den übrigen deutschen Städten, sie weist jedoch einige durch eigenartige örtliche und politische Verhältnisse bedingte Besonderheiten auf. Zunächst gehört dazu die ziemlich späte Entwickelung Berlins zur reinen Handels- und Industriestadt. Noch im Beginn des 17. Jahrhunderts wurde hier ziemlich viel Ackerwirtschaft getrieben, welche die Thätigkeit rein landwirtschaftlichen Gesindes nötig machte. Einen Einblick in die sozialen Zustände dieses Gesindes giebt uns die revidierte Ackerordnung des Rates von Berlin vom 10. August 1624[1]), worin es unter anderem heißt: „Wenn ein Ackermann oder Meier sähe, daß die Knechte im Felde zusammenliefen und Unterredung oder sonst Büberei treiben oder sich schlafen legten, sollen dieselben jedesmahl mit drei Groschen gestraft werden. Keiner soll des Andern Gesinde abmieten bei Strafe eines Thalers in die Lade. So ein Knecht oder Junge ohne erhebliche Ursache den Dienst verläßt, der soll nicht allein seines Lohnes verlustig sein, sondern darf auch ein Jahr lang in beiden[2]) Städten nicht dienen. Wenn die Knechte des Bier und Branntwein trinkens sich befleißigen, ihren Dienst versäumen oder spielen, sollen sie auf 4 Groschen und da sie noch dazu des Nachts von den Pferden bleiben, auch auf 4 Groschen, der Meier aber oder selbe Knecht, die solches

[1]) Fidicin, Diplomatisch-historische Beiträge z. Gesch. d. Stadt Berlin, IV.

[2]) Nämlich Berlin und Cölln, die erst zu Beginn des 18. Jahrh. zu einer einzigen Stadt verschmolzen wurden.

thun, auf 6 Groschen gestrafet; so auch ein Knecht, der Sonntag über 4 Uhr (Nachmittag) aus dem Hause bleibet, soll jedesmahl 4 Groschen Strafe geben". Die Handwerkerlohntaxe vom Jahre 1623 zählt unter den männlichen Dienstboten nur auf: den Großknecht, Mittelknecht, Ochsenknecht, Ochsenjungen, was ebenfalls auf ein starkes Ackerbürgertum hinweist. Als zweiter Punkt, der dem berlinischen Gesindewesen eine besondere Färbung verlieh, ist der Berliner Volkscharakter hervorzuheben. Man hat sich seit den Großthaten Friedrichs II daran gewöhnt, den Berliner mit dem Nimbus der Arbeitsamkeit, Tüchtigkeit und eines mit gesundem Mutterwitz durchtränkten Lebensernstes zu umgeben. Und doch beweist eine eingehende Betrachtung, daß Berlin nur durch die Hinzuziehung von Fremden, die schon im 15. und 16. Jahrhundert eine erhebliche Rolle spielen, zu dem gemacht wurde, was die Bewunderung der Welt erregte. Der Berliner selbst ist ohne eigene Initiative. Feig und falstaffartig nennt ihn Schwebel[3]) bis zum Auftreten des großen Kurfürsten, und noch am Ende des 18. Jahrhunderts bezeichnet ihn ein unbekannter Verfasser[4]) als einen zu Pracht und Prahlerei sehr geneigten Menschen, „wenn auch der Beutel leer ist und die Gläubiger sich stets vor die Thür lagern". „Die niederen Stände besitzen einen lächerlichen Stolz." Auf die Gesindeverhältnisse waren diese Eigenschaften insofern von großem Einfluß, als auch ganz armer Leute Kinder nicht gern in den Dienstbotenstand traten, weil ihnen die Gebundenheit nicht behagte. Freilich trug hierzu auch die schlechte Behandlung seitens der Herrschaften wesentlich mit bei.

Endlich beeinflußten auch politische Verhältnisse das Gesindewesen. Der dreißigjährige Krieg brachte unsägliches Elend über die Mark und über Berlin, das schließlich auf den dritten Teil seiner Einwohner reduziert wurde. Jegliche Sicherheit des Erwerbs hatte aufgehört, und es bemächtigte sich der Bevölkerung eine Stumpfheit und Arbeitsunlust, die erst wieder durch Zufuhr neuer aus der Fremde geholter Bevölkerungselemente belebt werden konnte. Um die ländlichen Bewohner — im Interesse der an Arbeitermangel leidenden Gutsherren — an ihre Scholle zu fesseln, erschwerte man den Übertritt vom Lande in die Stadt auf jede Weise und entzog so den Städten das beste Gesindematerial. Alle diese Umstände trugen zu

---

[3]) Gesch. d. Stadt Berlin, 1882.

[4]) Berlin von seiner Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit, histor.-geogr. beschr., Berlin 1798.

dem starken Dienstbotenmangel bei, über den in Berlin vor zwei Jahrhunderten ebenso geklagt wurde wie heute.

Ursprünglich fielen dem Gesinde nur gewerbliche und hauswirtschaftliche Dienste zu. Allmählich aber mit dem Eindringen vermehrter Lebensbedürfnisse, mit der Steigerung der Lebenshaltung begann sich eine Kategorie von Dienstboten für persönliche Bequemlichkeit herauszubilden, zunächst nur in den wohlhabenden Familien, später jedoch auch in den mittleren Stufen des Bürgertums. In jener Zeit, wo sich das wirtschaftliche Leben im Hause selbst zum größten Teile abspielte, wo eine ganze Reihe von Gegenständen, die man späterhin auf dem Markt zu kaufen sich gewöhnte, im Hause selbst hergestellt wurde, bedurfte es zur erfolgreichen Führung der Wirtschaft einer verhältnismäßig beträchtlichen Anzahl Hilfskräfte, die gesonnen und imstande waren, sich in die Hausgemeinschaft mit Lust und Liebe hineinzufinden. Solche Personen gab es aus bereits angeführten Gründen nicht viele, und ihre Zahl verminderte sich noch während des dreißigjährigen Krieges und nach demselben. Wohl gab es als Folge der eben begonnenen kapitalistisch-individualistischen Entwickelung, die in Berlin später eintrat als in den Städten des westlichen und südlichen Deutschland, bereits ein städtisches Proletariat, das geradezu gezwungen war, sich durch persönliche Dienstleistungen den Unterhalt zu erwerben, aber es bestand doch die allgemeine Abneigung, sich in eine dauernde Abhängigkeit zu begeben. Man versuchte gelegentlich etwas zu verdienen. Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde war bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts gesetzlich gar nicht geregelt, und es fanden nur ganz allgemeine Polizeivorschriften Anwendung, die häufig auf städtische Verhältnisse nicht paßten. Die scharfe soziale Klassenscheidung jener Zeit hatte der Dienstbotenkategorie als der untersten Stufe der Bevölkerung den Stempel der Minderwertigkeit aufgedrückt, und diese noch heute nicht verschwundene Anschauung war auch in den später erlassenen Gesindeordnungen festgehalten. So kann man denn die straffe Abhängigkeit des Gesindes von der Herrschaft nicht als Hauszucht und patriarchalisches Verhältnis auffassen. Es handelte sich thatsächlich um ein reines Arbeitsverhältnis, das wohl tiefere sittliche Beziehungen hervorbringen konnte, sie aber nicht zur notwendigen Voraussetzung oder Folge hatte. Das war so im Beginn des 17. Jahrhunderts und am Ende des 18. Jahrhunderts, wie uns der Tit. „Gesinde" in der Encyklopädie von Joh. Georg Krünitz (Berlin 1787) lehrt. Dort heißt es: „Viele Herrschaften achten ihr Gesinde gar nichts.

Sie halten es nicht viel besser als das liederlichste Bettelvolk in der Republik, ja sie betrachten sie kaum als Menschen. Sie sind grausam wider sie und fordern mehr Arbeit von ihnen als Menschen leisten können und als sie vermöge ihres Vertrages zu leisten schuldig sind. Was fruchtet dieses Betragen? Nichts Gutes. Haß gebiert Haß, Verachtung zeugt Verachtung." Verschärft wurden diese Zustände noch durch die Rechtlosigkeit des Gesindes, das bereits vor Erlaß der Gesindeordnungen der Polizei unterstellt war.

Da man nun aber Gesinde brauchte, so suchte man es sich auf andere Weise zu verschaffen. Man versprach ihm höheren Lohn, als in der Taxe festgesetzt war und sonstige Bequemlichkeiten. Man machte einander das Gesinde abspenstig, und so entstand ein Wettlauf der Herrschaften um Dienstboten, der auf die Moral der letzteren um so weniger günstig wirken konnte, als bei allem Versprechen höheren Lohnes die thatsächliche Behandlung doch keine bessere wurde. Schon die vorher erwähnte Ackerordnung hatte das Abmieten der Knechte mit Strafe belegt. Gleiche Verbote finden wir das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch, und ihre Wiederholung beweist nur ihre Erfolglosigkeit. Alle für die ganze Mark (d. h. für Stadt und Land gemeinsam erlassenen) Gesindeordnungen enthalten dieses Verbot. Bereits die Ges.-Ordn. von 1620 [5]) enthält den Passus: „Diejenigen aber, so auch noch darzu, wieder das ausdrückliche verbott Gottes, andern, Ihr Gesinde, dadurch, das sie ihnen einen mehrern Lohn bieten, oder durch geschencke, vnd gaben an sich locken, vnd ziehen: abspenstig machen: dieselben sollen jedesmahls, in dreyssig Thaler straffe . . . . . gefallen sein". Noch 126 Jahre später 1746 [6]) in der von Friedrich II erlassenen Ges.-Ordn. heißt es über diesen Punkt: „Ein Gesinde aber seiner bisherigen Herrschaft abwendig zu machen, und unter Geschencken, Versprechungen, oder andere Beredungen, solches, da es mit seiner Herrschaft zufrieden, und wohl länger in dem Dienst geblieben wäre, von derselben ab, und zu sich zu ziehen, stehet keiner Ehr-liebenden Herrschaft an, und soll nach Befinden ernstlich geahndet werden". Und noch vierzig Jahre danach klagt ein Schriftsteller [7]): „Dabei kommt es auch vor, daß Herrschaften nach dem Gesinde anderer Leute heimlich schicken, selbiges ansprechen lassen, ihm mehr bieten, allerlei Versprechungen thun und

[5]) Mylius, corpus constitutionum Marchicarum V, 3.
[6]) Mylius, corp. const. Marchic. Continuatio III.
[7]) Krünitz, a. a. O.

solchergestalt Verbrecher der Polizei und guten Ordnung werden. Pfui einer solchen Herrschaft, die nicht mehr Ehre hat als daß sie sich dem Mutwillen eines Dienstboten preisgiebt oder vielmehr ihn übermüthig, auffätzig und stolz macht". In der That trugen solche Gewohnheiten zur Besserung der damals rohen Dienstboten nicht bei. Sie wurden verstockt und sahen in der Herrschaft schließlich nur den Feind, dessen Eigentum sie nicht einmal achteten. Die widerspruchsvolle Behandlung des Gesindes, Zuckerbrot bei der Anwerbung zum Dienst, Peitsche im Dienst, Schläge und harte, herabsetzende Worte [8]) bei jeder Gelegenheit konnten natürlich keine anderen Gefühle hervorbringen. So lesen wir in allen Edikten und Ordnungen über diese Angelegenheit „von der Boßheit" und dem „Mutwillen" des Gesindes, indem man einfach die Thatsache, wie sie eben vorlag, registrierte, ohne sich um den Grund zu kümmern. Wird aber hie und da ein Grund angegeben, so ist es ein rein äußerlicher: das Gesinde ist dann schlecht, weil ihm von bösen Leuten Vorschub geleistet wird. Von der Schuld der Herrschaft kein Wort. Und doch ist die schlimmste Eigenschaft eines Dienstboten, die Unehrlichkeit, die, unter dem Einfluß des dreißigjährigen Krieges entstanden, bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus den Schrecken aller Haushaltungsvorstände bildete, damals durch die schlechte Bezahlung und niedrige Lebenshaltung des Gesindes gekräftigt worden. Die von Dienstboten ausgeführten zahlreichen Hausdiebstähle, von denen auch die kurfürstlichen Schlösser nicht verschont wurden, nehmen einen breiten Raum in der Kriminalistik jener Epoche ein. Man sah sich schließlich genötigt, Hausdiebe ohne weiteres mit Galgen zu bestrafen, was 1736 noch dahin verschärft wurde, daß der Galgen vor der Thür des Hausvorstandes errichtet wurde.

Was die Leute häufig zu solcher Unehrlichkeit trieb, war die bei gemeinen Leuten so natürliche Sucht, es den höheren Klassen in äußeren Dingen nachzumachen. Trotz des ungeheuren wirtschaftlichen Druckes, unter dem der Berliner während der hier

[8]) Es ist bezeichnend, daß nach der heute geltenden preußischen Ges.-Ordn. von 1810, die großenteils dem Allg. L.-R. entnommen ist, den Herrschaften beleidigende Worte gegen Dienstboten gestattet sind, ein Beweis, wie selbst die Zeit der Aufklärung von der Überzeugung der sozialen Minderwertigkeit von Personen durchdrungen war, die sich, wenn auch durch ihre wirtschaftliche Lage gezwungen, in persönliche Abhängigkeit begeben (s. Langenscheidt, „Naturgesch. d. Berliners" über das Prügeln der Dienstboten zur Zeit Friedrich Wilhelms I).

besprochenen zwei Jahrhunderte lebte, trotz Brandschatzungen, enorm hoher Steuern und Zölle, hatte er sich doch seine Neigung zur Prachtentfaltung erhalten, und diese Neigung erhielt zeitweise durch das Beispiel der oberen Klassen eine bedenklich starke Stütze. Was Wunder, daß die Dienstboten, um diesem Triebe zu genügen, zu unlauteren Mitteln griffen? Die Sucht, den Vornehmen zu spielen, war so groß, daß nach einer Mitteilung des „Teutschen Mercur" von 1785 [9]) die Köchinnen daselbst, die nur ein wenig auf sich hielten, Weiber oder Mädchen aus eigener Tasche bezahlten, die ihnen das Wasser holen und andere Arbeiten verrichten mußten, die ihnen selbst als zu niedrig erschienen. Eine geschmacklose Nachahmungssucht zeichnete die weiblichen Dienstboten namentlich hinsichtlich der Kleidung aus, und in den Kleider- und Luxusordnungen wird ihrer stets ganz besonders gedacht. Der prachtliebende Kurfürst Friedrich III, der selbst einen verschwenderischen Luxus trieb und dazu viel Geld brauchte, befürchtete eine Erschöpfung der Steuerkraft seiner mit ihm wetteifernden Unterthanen, und darum verbot er den Bürger- und Handwerkerfrauen, sowie dem Gesinde, irgend etwas in Gold oder Seide zu tragen [10]). Damit war freilich nicht viel und nicht auf lange Zeit hinausgeholfen. Unter dem Nachfolger des ersten preußischen Königs allerdings, dem sparsamen Friedrich Wilhelm I, der es liebte, in den Haushalt der Privaten scharf einzudringen, durfte unwirtschaftliche Verschwendung sich nicht so leicht hervorwagen, desto mehr aber ließ man unter Friedrich II die Zügel schießen. Hören wir, wie eine Frau am Ende des 18. Jahrhunderts in dieser Frage urteilt [11]): „Für die erste und schädlichste Quelle des zunehmenden Verderbens des Gesindes halte ich den beinahe alle Schranken übersteigenden Kleideraufwand. Sonst pflegte ich es wohl für Eigensinn zu halten, wenn ich Hausfrauen sah, welche ihren Mägden diese oder jene Form des Anzuges zu tragen untersagten — nun aber habe ich schon längst zu meinem eigenen Nachteile erfahren, daß mit

[9]) Abgedruckt in „Berlin im Jahre 1786. Schilderungen der Zeitgenossen". Leipzig 1886.

[10]) (König,) Versuch einer historischen Schilderung der Hauptveränderungen der Religion, Sitten, Gewohnheiten, Künste, Wissenschaften &c. der Residenzstadt Berlin, Bd. II. Übrigens meint der Verf., daß dieses Verbot von dem Streben diktiert worden sei, den Hof möglichst von der Bürgerschaft abstechen lassen.

[11]) F. U.... geb. R. in der Berlin. Monatsschr., XI, 1788 (abgedruckt in: Berlin i. J. 1786. Schild. d. Zeitgen.).

Form und Schnitt die Meinung dieser Leute von sich selbst und ihre Ansprüche ebenfalls eine ganz andere Gestalt gewinnen. Eine Dirne, welche die hier gebräuchliche Haub' und Mütze mit einer Haube — oder in ihrer Sprache Dormeuse — mit Band vertauscht, ekelt bald die Arbeit an, welche sie sonst mit ihrer Mütze willig zu verrichten pflegte. Eine solche Dormeuse zieht bald einen falbalierten Anzug nach sich; zu diesem gehört ein bekräuseltes Flortuch .... Um die Eleganz vollkommen zu machen, wird endlich des Sonntags das Haar gekräuselt und durch Puder und Pomade verschönert. .... Natürlich gefällt sie sich so und wendet alles an, sich diesen Anzug zu erhalten, zu verschönern und zu vervielfältigen. Ein Mittel hierzu dünkt ihr die Zahlenlotterie .... Für diesen Verlust (in der Lotterie) soll ihr nun der Einkauf besonders solcher Dinge, die keinen bestimmten Preis haben, Ersatz geben .... Zu der Legion einheimischer Dienstmägde kommt jährlich eine nicht geringe Zahl Rekruten aus den Provinzen hinzu. So lange dieselben in ihrer einfachen Tracht recht und schlecht einhergehen, werden sie keineswegs zu den Zirkeln der verfeinerten Köchinnen und Hausmädchen zugelassen: dann erst wird der Ankömmling in die edle Schwesterschaft als meine beste und meine liebe — denn mit diesen traulich süßen Beinamen pflegen sie sich nach dem Beispiele ihrer jungen Damen zu nennen — aufgenommen, wenn sie sich nach Berliner Schnitt ausstaffiert hat. Das kleinstädtische, biedere Mädchen ahnt anfangs nichts arges; erst schüchtern, dann, bei jeder Wiederholung schneller fortschreitend, besucht sie mit den anderen jene schädlichen öffentlichen Lokale, die schon zu einer verderblichen Menge angeschwollen sind — ich meine die Tanzhäuser. Hier würden sie den Stutzern in Livree zum Gespött werden, wenn sie nicht die englischen und französischen Pas und alle Touren der Tänze zu machen wüßten. Deshalb wird in verschiedenen Häusern und Gärten Unterricht im Tanzen für Dienstmägde und Lakaien gegeben. .... Dahin eilt nun öfters die Köchin vom Markte, setzt ihren Einkaufseimer vom Arme ab, spannte ihre breiten Füße ins Fußbrett, oder stolpert schwerfällig eine französische Quadrille, indes ihre arme wartende Hausfrau in der rauchenden Küche schwitzt." ....

Die Dame, die wir soeben haben reden hören, hat schon darauf hingewiesen, daß Dienstboten durch ihre Putzsucht zur Unredlichkeit beim Einkauf verleitet worden. Man nannte die „Ersparnisse", die dabei gemacht wurden, S c h w ä n z e l - P f e n n i g e, und es handelte sich dabei durchaus nicht um eine spezifisch berlinische, sondern um

eine durch ganz Deutschland verbreitete Eigentümlichkeit. Abraham a Sancta Clara geißelte diesen sozialen Fehler drastisch in folgenden Worten: „Frau Kunigund und Jungfer Margaretha, die erste eine Einkaufferin, die andere eine Köchin, wie ziehet ihr so prächtig daher? eine reiche Haube mit goldenen Borten, ein Schlaffrock von par terra-Zeug, zwey abgesteppte seydene Ober- und Unter-Röck; wie nicht weniger ein kostbares verbrämtes Mieder ꝛc., wann eure Besoldung im Jahre zweymal sollte Junge haben, würde solche dennoch nicht erklecken; alle Tage beim Einkauffen läßt sich freilich viel prosperiren, aber wo bleibt das Gewissen?" Eine genaue Begriffsbestimmung der Schwänzelpfennige giebt die Ges.-Ordn. von 1746 [12]) in folgendem Satze: „Wann es (das Gesinde) etwas einzukauffen, oder zu bezahlen hat, der Herrschaft zu viel anzurechnen, oder einzubehalten, oder an Maaß und Gewicht weniger, als es bringen soll, zu nehmen, oder auch mit Krähmern, Höckern, Schlächtern, Fischern, Wein- und Bier-Schenkern Durchstechereien zu treiben". Allerdings hatte auch hier der Dienstbote in seiner Herrin eine gute Lehrmeisterin gehabt. Denn die Hausfrau pflegte ihrem Gemahl gegenüber ebenfalls Schwänzelpfennige zu machen, die zu Band und anderer Zier verwendet wurden.

Als ein Ansporn zur Unehrlichkeit mag wohl auch die Thatsache gedient haben, daß in Berlin der Unterhalt dem Gesinde nicht in natura dargereicht wurde [13]); jedenfalls ist dies seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sicher. Welche Gelegenheit zum Unterschleif wurde da gegeben! Das Kostgeld reichte häufig nicht aus, zumal es nicht selten gleich bei Beginn der Woche zu anderen Zwecken verwendet wurde; da war im Hause selbst namentlich für weibliche Dienstboten, aber auch für männliche, wenn diese *sich mit ihren Kolleginnen gut zu stellen wußten*, Gelegenheit genug vorhanden, das Fehlende vom Tische der Herrschaft zu ergänzen. Die Thatsache, daß die Beköstigung nicht von der Küche der Herrschaft ausging, ist wieder ein Beweis gegen jene Anschauung, welche in dem Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde ein besonderes sittlich persönliches Verhältnis sieht; man kann in diesem Falle nicht einmal von einer engeren Zugehörigkeit zur Hausgemeinschaft sprechen, weil das wesentlichste Merkmal derselben, die Tischgemeinschaft, fehlte.

---

[12]) Mylius, corp. const. March. Contin. III.

[13]) Paul Kollmann, Geschichte und Statistik des Gesindewesens in Deutschland, Hildebrandts Jahrb., Bd. X.

In sehr großen Häusern, so in denen des wohlhabenden Adels, mochte das noch einen Sinn haben, aber in einfachen Bürgerhäusern bedeutete diese Gewohnheit nichts anderes, als die Kluft zwischen sich und der sozial tiefsten Klasse der Bevölkerung möglichst weit zu erhalten. Darum war der Gesindemangel auch hier am stärksten und machte sich in der Wirtschaftsführung sehr fühlbar. Dagegen war ein Gesindemangel in reichen Häusern und insbesondere in der Kategorie der Luxusbedienten nicht vorhanden. Alles, was sich irgendwie tauglich dazu fühlte, drängte dahin. Denn zunächst war die Behandlung hier in der Regel eine bessere und ebenso die materielle Stellung, da an Trinkgeldern u. dergl. manches abfiel, während andererseits die Arbeit nicht besonders groß war, wenn man auch dem Berliner Adel nicht nachsagen kann, daß er übermäßigen Bedientenluxus trieb im Vergleich zu dem Adel anderer Residenzstädte [14]). Immerhin jedoch hatte sich die Zahl und die Art der Dienstboten vom Beginn des 17. Jahrhunderts an stark vermehrt. Wie schon erwähnt, wurde in der Lohntaxe von 1623 an bürgerlichen männlichen Dienstboten folgende genannt: Großknecht, Mittelknecht, Ochsenknecht, Ochsenjunge; dazu kommen an weiblichen Dienstboten die Köchin, die Hausmagd, die Kindermagd. Am Ende desselben Jahrhunderts 1697 finden wir in dem Generalkopfsteueredikt [15]) schon folgende Bediente aufgezählt: Rüstknecht, Thürknecht, Pferdeknecht, Meyerknecht, Mittelknecht, Laquay, Meyer, Vogt, Kutscher, Hirt, Junge, Ausgeberin, Amme, Magd. Nach der Gesinde-Ordnung von 1746 gehörten zum Gesinde: alle bei den Partikulier-Herrschaften in wirklichem Lohn und Brot stehenden Haus-Hofmeister, Kammerdiener, Bereuter, Tafeldecker, Konfituriers, Köche, Läuffer, Heyducken, Lakaien, Jäger, Dienstgärtner, Portiers, Kutscher, Vorreuter, Reitknechte, Brauknechte, Wagenknechte, Küchen- und Dienstjungen; ferner vom weiblichen Geschlechte Kammermädchen, Haushälterinnen, Köchinnen, Ammen, Hausmägde, Braumägde und andere Mägde [16]). Weit größer

[14]) Der Tadel von Krünitz gegen die „Bedientensucht“ beschränkt sich immerhin nur auf die Fälle, in denen weniger bemittelte Leute aus reiner Nachahmungssucht sich einen Bedienten halten.

[15]) Mylius, corp. const. March. IV. — Diese Aufzählung umfaßt auch das ländliche Gesinde, weshalb für Berlin Meyer und Vögte sowie Ausgeberinnen kaum in Betracht kommen.

[16]) Es ist bezeichnend für die wirtschaftlichen Zustände und sozialen Ansichten jener Zeit, daß Personen zu dem Gesinde gerechnet wurden, die wir heute zu den Arbeitern, Handwerkern, Beamten zählen.

und mannigfaltiger war natürlich die Zahl des Hofgesindes, das zum großen Teile aus der Küche selbst gespeist wurde; allein das Küchen- und Stallpersonal machte ein ganzes Heer aus und verschlang bereits unter dem großen Kurfürsten ganz erkleckliche Summen; es ist bekannt, wie es eine der ersten Thaten Friedrich Wilhelms I war, daß er das Bedientenbudget auf ein Minimum reduzierte; hatte doch allein der Unterhalt der Stallbedienten unter König Friedrich I ausschließlich der betreffenden Bedienten der Königin und des Kronprinzen 11 660 Thaler betragen, und noch höher stellte sich der Etat des Küchenpersonals [17]).

Den in der Volkswirtschaft sowie in dem Verhältnis der Gesellschaftsschichten zu einander hervortretenden Mängeln abzuhelfen war bis in unser Jahrhundert hinein Sache der Polizei, und da das Gesindewesen von hervorragendem öffentlichem Interesse war, so unterstand es von jeher der polizeilichen Überwachung und Reglementierung, indessen eine lange Zeit hindurch nicht in höherem Maße als andere Personen und Dienstleistungen, von denen die allgemeine Wohlfahrt abhing. Im 17. Jahrhundert änderte sich das, und während viele andere bisher der Polizei unterstellte Dinge in den Bereich anderer Behörden übergingen, wurde das Gesindewesen ausschließlich Polizeisache. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hatte allerdings einige Regellosigkeit in diesen Dingen geherrscht, der dreißigjährige Krieg und seine Folgen waren an dieser Regellosigkeit zum größten Teil schuld. Noch gab es keine feste Norm in Berlin, an welche sich Herrschaft und Dienstbote halten konnte [18]), worunter beide Teile litten. Das Gewohnheitsrecht wurde unter dem Drucke der Verhältnisse häufig durchbrochen. Der große Kurfürst hatte mit äußeren Feinden und im Inneren mit der Ordnung der Agrarverhältnisse, mit der Wiederbelebung von Handel und Wandel so viel zu thun, daß ihm nicht Zeit blieb, der Frage des städtischen Gesindewesens besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Erst am Ende seiner Regierungszeit, im Jahre 1684, erfuhr eine Seite dieser Frage gesetzliche Regelung [19]), und wir können dies Edikt als die erste Gesinde-Ordnung für die Residenzstädte Berlin und Cölln auffassen. Nachdem im Eingange darüber geklagt worden ist, „was gestalt die Boßheit

[17]) (König,) Versuch e. histor. Schild. 2c.

[18]) Die Teil-Ges.-Ordn. des 16. Jahrh. und die umfassende Ges.-Ordn. von 1620 waren für das platte Land berechnet.

[19]) Mylius, corp. const. March. V.

der Dienstbothen an Knechten und Mägden in hiesigen Residenz-Städten dergestalt überhand nehme, daß kein Haußwirth fast mehr mit ihnen zurecht kommen könnte", werden folgende Bestimmungen erlassen: die Mietzeit muß mindestens ein Jahr dauern; niemand darf bei 20 Thalern Strafe einen Dienstboten aufnehmen, der nicht einen Entlassungs- und Führungsschein von seiner früheren Herrschaft aufweisen kann; die Herrschaft ist bei ordnungsmäßiger Aufkündigung verpflichtet, einen solchen Schein zu verabfolgen. Wir haben es hier nicht mit einer Neuordnung zu thun, sondern mit einer gesetzlichen Fixierung alten Gewohnheitsrechtes, das, wie bereits erwähnt, häufig durchbrochen wurde. Indem man diesem Rechte gesetzliche Kraft gab und seine Innehaltung einschärfte, verfolgte man dabei folgende Zwecke: Durch die einjährige Dauer der Dienstzeit und durch die Forderung eines Entlassungsscheines wollte man dem allzuhäufigen Wechsel des Gesindes und dem Abspenstigmachen vorbeugen, gleichzeitig aber auch eine Kontrole schaffen, daß das vom Lande hereingekommene Gesinde diesen Schritt mit Erlaubnis seiner Obrigkeit that. Wesentlich erweitert und gleichsam bis in alle Einzelheiten hinein interpretiert wurden diese Bestimmungen durch die von König Friedrich Wilhelm I erlassene Gesinde-Ordnung[20]), welche freilich auch nichts wesentlich Neues bot, aber dem Gesindeverhältnis, wie es sich bis dahin entwickelt hatte, eine bestimmte, feste Grundlage gab. Die allgemeine soziale Anschauung von der sittlichen Minderwertigkeit der unteren Volksklassen, die nur aus Bosheit und Übermut ihre Aufgabe und Pflicht nicht erfüllen, nämlich ihre Kräfte, freilich gegen Entgelt, den Wohlhabenden zur Verfügung zu stellen, erhielt hier beredten gesetzgeberischen Ausdruck. Die Ges.-Ordn. von 1718 klagt in ihrer Einleitung über den Mutwillen des Gesindes und über die eingerissene Unordnung, um dann diesem Übelstande in folgender Vorschrift abhelfen zu wollen: „Daß, weil das Gesinde dadurch merklich in der Boßheit gestärket wird, wann Knechte oder Mägde, die ihren Herrschaften nicht redlich dienen und wie sich's gebühret, begegnen wollen, von anderen Leuten, wann sie Herrenloß seyn, gehauset und geheget, auch wohl gar zu unzüchtigem liederlichen Leben verleitet werden, daß hinkünfftig niemand einiges Herren-loses Gesindel, welches nicht mit gutem Gezeugnüs seines Wohlverhaltens versehen, ... bey sich herbergen und aufnehmen solle, bey Vermeydung ernstlicher Bestraffung, zu welchem Ende gewisse, ehistens zu bestellende Polizey-Bediente

[20]) Mylius, a. a. O.

Quartaliter und zwar allemahl 14 Tage nach Ostern, Johannis, Michaelis und Weynachten von Hauß zu Hauß in denen Residentzien und Vorstädten herumgehen und alle Hauß-Wirthe, wegen des in ihren Häusern vorhandenen Herrenlosen Gesindes examiniren, sich auch darnach bey den Nachbahrn erkundigen und die Nahmen und Zahl solches Gesindes, Männ- und Weiblichen Geschlechts aufzeichnen, und wie weit sie täglich mit der Verzeichnüß gekommen, dem Richter jedes Orths zuschicken sollen." Mit dieser Vorschrift wollte man das „Setzen auf eigene Hand", d. h. die Selbständigmachung als Spinnerin, Näherin u. s. w. verhindern, da die Selbständigkeitsgelüste als Grund für den herrschenden Gesindemangel angesehen wurden. Die Erhaltung und Befestigung der sozialen Abhängigkeit der einzelnen Stände voneinander galt als eine der wirtschaftspolitischen Hauptaufgaben, und daher ist es nicht zu verwundern, daß die Gesindeordnung das Interesse der wirtschaftlich besser gestellten Klassen wahrnahm [21]). Die einseitige Interessenwahrnehmung findet beredten Ausdruck in dem Versammlungsverbot [22]). Danach durfte niemand Zusammenkünfte des Gesindes gestatten noch zulassen, daß dasselbe „unter sich, wie sie denen Herrschaften begegnen und sich in ihren Diensten verhalten wollen, verabreden". Desgleichen zeugt von Parteinahme für die Interessen der Herrschaft das Gebot, daß der anziehende Dienstbote seine sämtlichen Laden und Koffer zu der neuen Herrschaft mitbringen müsse und das Recht der Herrschaft, jederzeit die Sachen des Dienstboten zu visitieren. Endlich wurde dem Gesinde zur Pflicht gemacht, sich „im Leben gottesfürchtig, fromm und nüchtern, im Dienste treu, fleißig und unverdrossen und gegen die Herrschaft ehrerbietig und gehorsam" zu verhalten. Die bisherigen Vorschriften über Mietszeit und Entlassungszeugnis, die ebenfalls im Interesse der Herrschaften lagen, wenngleich sie sich durch die Zügellosigkeit des Gesindes rechtfertigten, blieben bestehen. Am wichtigsten sind jedoch die Bestimmungen über Mietsgeld, Lohn, Kostgeld und Gesindemäkelei. Die Einrichtung des Mietsgeldes ist sehr alt, und das Geben und Nehmen der arrha hatte den Charakter eines vollgiltigen Vertrages. Nachdem das Mietsgeld, das übrigens in der Regel vom Lohne nicht in Abzug gebracht werden konnte, gegeben und empfangen war,

[21]) Doch kann nicht geleugnet werden, daß Friedrich Wilhelm I gleichzeitig das Aufsteigen in eine höhere Klasse begünstigte, was z. B. das Verbot, die Zahl der Innungsmitglieder zu schließen, beweist.

[22]) Dasselbe gilt heute noch für ganz Preußen.

konnte keiner der beiden Teile mehr von dem Vertrage zurücktreten. In der Ges.-Ordn. von 1718 wurden nun als Mietsgeld für weibliche Dienstboten 8, für männliche 12 Groschen festgesetzt, nach dem damaligen Stande des Geldes eine immerhin ausreichende Summe. Dasselbe muß auch von der Höhe des Lohnes gesagt werden, die wohl nicht niedriger festgesetzt wurde, als sie um jene Zeit überhaupt üblich war; man wollte mit der gesetzlichen Festlegung nur ein allzu rasches Aufsteigen des Lohnes verhindern, und die Ges.-Ordn. selbst giebt folgende Begründung: „Weil aber auch das Gesinde am meisten dadurch verderbet wird, daß ein Herr oder Frau vor den andern mehr Lohn, auch offters mit unnöthigen und übermäßigen Weynachts- und Neujahrs-Geschenken einen Ruhm zu erwerben suchen; so soll hinkünftig an Lohn Jährlich nicht mehr gegeben werden als:

Einem Kutscher nebst voller Livrey [23]), welche jedoch die Herrschaften insgemein nur alle zwei Jahre zu geben, selbige auch den Leuten zu lassen nicht schuldig seyn sollen, wenn sie nicht zwei Jahre ausgedienet haben, 12 bis 14 Thaler, einem Kutscher bey 4 oder 6 Pferden 14 bis 16, einem Vor-Reuter 8 bis 10, einem Laquayen 10 bis 12, einem Jungen von 12 bis 16 Jahr 5 bis 6, einem Knecht, der ohne Kleidung bei Ackerbau, Fuhrwerk, Brauen und Maltzmachen oder anderer schwerer Arbeit dienet, 18 bis 20, einem Brauer, der alle Verantwortlichkeit übernehmen, auch Neben-Register führen muß, 30 bis 40, einer Köchin, so nur gut kochen und braten kann, 8 bis 12, einer anderen (Köchin), die mit Pasteten und Backwerk zugleich umgehen und so gut als ein Koch bestehen kann, 14 bis 18, einer Magd, die zum Nähen, Waschen oder anderer Hausarbeit gebraucht wird, 8 bis 9, einer Magd, die beim Brauen hilfft oder Brandwein brennet, 8 bis 9, einer Schenck-Magd 9 bis 10, einem Kammer-Mädchen 12 bis 16, einer Ammen, wenn sie keine geheirathete Person und kein lebendiges Kind für sich hat, 12 bis 14, einer Ammen, so lange sie ein lebendes Kind hat, 16 bis 20, einer Kinder-Frau 10 bis 12, einem Kinder-Mädchen 6 Thaler." Außerdem war an Neujahrs- und Weihnachtsgeschenken 1 bis 2 Thaler gestattet „und über solches nichts, es bestehe worin es wolle und unter was Vorwand es geschehe". Noch am Anfang des 17. Jahrhunderts war es üblich, dem weiblichen Gesinde ein Stück Leinen, dem männlichen Hemden, auch Schuhe als Teil des Lohnes zu gewähren.

[23]) Nach Krünitz a. a. O. kostete die alle zwei Jahre zu erneuernde Livree in den achtziger Jahren des vorigen Jahrh. durchschnittlich 20 Thaler jährlich.

Diese Sitte verlor sich allmählich im Laufe des Jahrhunderts, wahrscheinlich unter dem Einfluß des dreißigjährigen Krieges. An Kostgeld war festgesetzt: für Kutscher, Knechte und Lakaien 21 Groschen bis 1 Thaler [24]), für Vorreiter 16 Groschen, für Jungen und Mägde 12 Groschen wöchentlich. Mit diesem Gelde war bei sparsamer Lebenshaltung auszukommen. Weder die Mietsgeld-, noch die Lohn-, noch die Kostgeldtaxe durfte übertreten werden; bei Zuwiderhandlungen sollten jeden über die Taxe hinausgehenden Thaler Lohn das erste Mal 50, für das andere Mal 100 Thaler Strafe erlegt werden, bei einem Mehr an Geschenken für jeden Groschen 1 Thaler. Nur in drei Fällen war es erlaubt, diese Festsetzung zu überschreiten: wenn die Herrschaft Gesinde auf Reisen mitnahm, wenn das Gesinde die Herrschaft während einer Krankheit auf außerordentliche Weise gepflegt hatte, wenn der Dienstbote drei Jahre nacheinander der Herrschaft ehrlich, willig und treu gedient hatte, ein Beweis, daß lange Dienstzeiten nur spärlich vorkamen. Mangel an Arbeitsamkeit und Gehorsam, „Trotz und Widerspenstigkeit" wurden dagegen mit Arbeitshaus und Karre bestraft, und bei Klagen der Herrschaft gegen das Gesinde wurde eine mehr als prompte (Polizei-)Justiz geübt — ganz im Gegensatz zu dem langsamen Prozeßverfahren bei Streitigkeiten unter gleichberechtigten Bürgern; im Zweifelsfalle war die Entscheidung zugunsten der Herrschaft Regel.

Bewegten sich die bisher aufgezählten Bestimmungen im Rahmen der Gewohnheitsformen, wie sie sich bis 1718 entwickelt hatten, so bot die Ordnung des Gesindemaklerwesens etwas Neues. Gesindemakler, d. h. Leute, welche sich gewerbsmäßig mit der Vermietung von Gesinde beschäftigten, gab es seit langer Zeit in Berlin, aber es hatten sich viele unlautere Elemente dieses Erwerbszweiges bemächtigt, die ihre Kenntnis von Personen und Verhältnissen dazu benutzten, um im Trüben zu fischen und schließlich nicht blos Dienstboten, sondern auch Herrschaften auszunutzen. Sie ließen es sich besonders angelegen sein, einen möglichst häufigen Wechsel der Dienstbotenstellen herbeizuführen, da jede neue Vermittelung ihnen eine neue Gebühr einbrachte. Vielfach gewährten sie auch ungetreuem Gesinde Unterschlupf und begünstigten unehrliches Gebahren, natürlich unter Einheimsung des Löwenanteils. Ihrem Zweck entsprach es, das Gesinde aufzuhetzen und unzufrieden zu machen, wodurch die Kluft zwischen den untersten und oberen Bevölkerungsklassen nur

[24]) 1 Thl. = 24 Gr., später nach 1750 gleich 30 Gr.

erweitert wurde. Es wurde demgemäß den Gesindevermietern bei harter Strafe verboten, Zusammenkünfte komplottierenden Gesindes bei sich zu dulden, ferner Gesinde, das sich im Dienste befand, seiner Herrschaft abspenstig zu machen[25]), einen Dienstboten ohne Entlassungszeugnis zu vermieten, endlich für ihre Vermittelung eine höhere Gebühr als 4 Groschen vom Gesinde und der Herrschaft zu nehmen „bey Straffe doppelter Erstattung und Gefängnis". Um gründliche Ordnung zu schaffen, wurde die freie Ausübung der Gesindemakelei aufgehoben, und man bestellte „in jeder der Residenzien 2 ehrbare Männer und 2 ehrbare Weiber" zu Gesindemaklern, nachdem man sie gerichtlich vereidigt hatte; nur diese durften das Geschäft des Gesindevermietens betreiben. Übrigens scheint die Thätigkeit eine ganz rentable gewesen zu sein, denn direkte Vermietungen zwischen Herrschaft und Gesinde kamen nicht häufig vor, fast alle gingen durch die Hand der Makler. In Berlin war bei der strengen Polizeiaufsicht diese Maßregel wohl von Erfolg, weniger jedoch in mittleren und kleineren Städten der Mark, wo es trotz des Verbots noch geheime Unterhändler gab[26]). Doch scheint in den meisten anderen Beziehungen die gesetzliche Regelung des Gesindewesens nicht viel genutzt zu haben, denn König Friedrich II sah sich 1746 veranlaßt, wegen der eingerissenen Unordnung die von seinem Vater erlassene Ges.-Ordn. neu zu revidieren und zwar recht gründlich. In aller Schärfe finden wir hier den Grundsatz von der sozialen Minderwertigkeit der unteren Klassen gesetzlich festgelegt, vor allen Dingen in der Bestimmung, daß Eltern gemeinen Standes ihre Kinder, die sie nicht ernähren können oder nicht selbst gebrauchen, anderen Leuten in den Dienst hingeben müssen, wozu sie allenfalls mit Nachdruck angehalten werden sollen. Ebenso wurde das Setzen auf eigene Hand strengstens verboten und zur Überwachung des Gesindes ein Spionagesystem eingeführt, welches über das von Friedrich Wilhelm I befohlene noch weit hinausging. Die wichtigste Neuerung unter Friedrich II war die Einrichtung eines besonderen G e s i n d e a m t s, dem der Polizeidirektor unter Assistenz von vier Richtern vorstand. Dem Direktor lag zunächst ob, alle Gesindesachen schnell selbst zu erledigen, und erst wenn dies nicht möglich war, trat der Richter in Thätigkeit. Doch galt dies nur für Bürgergesinde, während das Gesinde der Generalität und Kommandeurs dem Gouvernement unterstand, dessen

[25]) Ein gleiches Verbot erging auch an die Herrschaften selber.

[26]) Krünitz a. a. O.

Entscheidungen dann aber des Beistandes und der Genehmigung des Polizeidirektors bedurften. Die Erledigung der Streitsachen sollte schnell vor sich gehen, „sofort zur Exekution gebracht und darin weder Appellationes noch Provokationes“ gestattet sein. Nur „königliche Bediente und Eximierte“ durften in wichtigen und zweifelhaften Fällen an das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänendirektorium Berufung einlegen. Vor das Gesindeamt gehörten alle Gesindesachen ohne Unterschied, auch die Unordnungen, die von den allgemein unbeliebten commissaires des quartiers gemeldet werden. Die mit Ausnahme weniger Fälle ins freie Ermessen des Gesindeamts gestellten Strafarten bestanden in Geldstrafe, namentlich für die Herrschaften, und in Gefängnisstrafen oder körperlichen Züchtigungen für Dienstboten. Die Strafe sollte möglichst hart sein. Recht bezeichnend ist in dieser Beziehung folgende Vorschrift: „Damit eines Theils das Gesinde-Amt wegen seines zu bezeigenden Fleißes einigermassen belohnet, anderen Theils die commissaires des quartiers, Policey-Bediente und andere, zur Anzeige der Übertretungen angefrischet werden mögen; So sollen die Strafen dergestalt getheilet werden, daß die Hälfte davon dem Gesinde-Amt, von der anderen Hälfte denen Unterbedienten des Policey-Directorii ein Viertel, und das letzte ein Viertel, wann Bürger dann verfallen, der Stadt-Cämmerey, die von denen Eximirten aber, dem hiesigen Arbeitshause zugeeignet .... werden.“ Diese mittelalterlich anmutende Verteilung der Strafsumme hat ihren Grund unter anderem auch wohl in dem Bestreben, den kärglich besoldeten Beamten einen Zuschuß zu gewähren. Aber sie brachte auch die Gefahr willkürlicher Denunziationen und trug zur Beliebtheit des Instituts nicht gerade bei. Noch in einem anderen Punkte verfolgte die Ges.-Ordn. von 1746, übrigens die ausführlichste und erschöpfendste von allen, fiskalische Interessen: Das Entlassungszeugnis, ohne dessen Vorzeigung kein Dienstbote angenommen werden durfte, mußte gedruckt sein und von der Stadtkämmerei für 6 Pfennig gekauft werden; auch die Gesindevermieter mußten für die Konzession 16 Groschen bezahlen und sich außerdem eine gedruckte Gesindeordnung für 4 Groschen anschaffen.

Von den übrigen Veränderungen und Erweiterungen gegenüber der Regelung von 1718 ist folgendes hervorzuheben: das Mietsgeld wurde auf 8, bezw. 12 und 16 Groschen erhöht; die neue Lohntaxe erhielt für die weiblichen Dienstboten fast durchwegs eine Erhöhung um 2 Thaler, während von dem männlichen nur dem unteren Gesinde eine gleiche Erhöhung zuteil wurde. Das Kostgeld für den

Vorreuter wurde um 5, für den Jungen und die Magd um 6 Groschen erhöht. Diese Änderung hat ihren Grund wohl teils in den veränderten Geldverhältnissen — wurde doch vier Jahre später ein veränderter Münzfuß eingeführt —, teils in dem Bestreben, den Mangel an dem zu schweren Arbeiten verwendeten Gesinde zu beseitigen. Aber diese Absicht wurde wieder paralysiert, indem die Bedienten der vornehmen Herrschaften von diesem Lohnrahmen ausgenommen waren, d. h. daß diese Art Gesinde höheren Lohn annehmen, allerdings nicht fordern durfte. Wir finden in solchen Bestimmungen jene Bevorzugung des Adels, welche Friedrichs II innere Politik im Gegensatz zu der seines Vaters kennzeichnet. Die Pflichten der Gesindemakler, deren nunmehr 6 bestellt wurden, sind genau präzisiert und es ist ihnen namentlich eine „ordentliche und accurate" Buchführung auferlegt, so daß aus ihren Verzeichnissen jederzeit entnommen werden kann, welche Dienstboten nach Namen, Alter, Geburtsort durch ihre Vermittelung vermietet worden sind. An Vermittelungsgebühr durften sie je die Hälfte des Mietspfennigs von Herrschaft und Gesinde erheben, doch „bei Strafe doppelter Erstattung und 48stündiger Haft" nicht mehr. Die Schwänzelpfennige werden dem Gesinde bei hoher Strafe untersagt. Endlich wird das Gesinde unter eine überaus straffe Hausdisciplin gestellt, so straff daß sie dem Gesetzgeber selbst schließlich doch etwas weit zu gehen schien und er in einer besonderen Bestimmung die Herrschaft ermahnt, „mit sonst gutem Gesinde nicht zu hart zu verfahren, noch dasselbe ohne jede Ursache und um jeder Kleinigkeit willen, mit empfindlichen Schimpfen und Schlägen, Arrest und dergleichen übel zu tractiren". Um das Gesinde solide zu erhalten, wurde wie den Gesindemaklern so den Bier- und Kellerwirten verboten, „Zusammenkünfte oder Versammlungen zum Saufen, Spielen, Kuppeleyen und andere Üppigkeiten, oder auch Verleumdungen, Afterreden, Durchhechelnng und Beratschlagung wider ihre Herrschaften ... bey Vermeidung unausbleiblicher Strafe ... zu gestatten". Die Kutscher, Diener, Köche müssen von den Wirten beim Zapfenstreich nachhause gewiesen werden. Geholfen haben freilich alle diese Verbote, Drohungen und polizeilichen Überwachungen sehr wenig, wie aus den Klagen am Ende des Jahrhunderts über den „Mutwillen" und die „Schlechtigkeit" des Gesindes hervorgeht.

Man kann mit gutem Recht behaupten, daß das Gesinde die unterste soziale Schicht der städtischen Bevölkerung bildete, und daß sowohl das gesellschaftliche wie das rechtliche Verhältnis allmählich

eine thatsächliche Verschlimmerung insofern erfuhr, als der gewohnheitsmäßigen Minderschätzung des Gesindes im 17. Jahrhundert späterhin rechtlicher Ausdruck gegeben wurde. Aus dem Gesinde waren im Laufe von zwei Jahrhunderten Dienstboten, aus den Dienstboten Domestiken geworden. Doch würde man sich sehr täuschen, wollte man glauben, daß mit der gesellschaftlichen Herabdrückung auch die materielle Hand in Hand ging. Der „Übersetzung" an Lohn wurde im ganzen 17. Jahrhundert in Berlin kein Einhalt gethan [27]). Als der Lohn dann 1718 reguliert wurde, geschah es auf Grundlage des um jene Zeit thatsächlich vorhandenen Zustandes, und ebenso trug die Lohntaxe von 1746 den veränderten Verhältnissen Rechnung. An der Steuerlast nahm das Gesinde in ungefähr gleichem Maße wie die übrige Bevölkerung teil. Ein sehr großer Teil der Staats- und Stadteinkünfte bestand in indirekten Steuern und Zöllen, und an diesen hatten die Berliner Dienstboten um so mehr mit zu tragen, als sie sich selbst beköstigen und bekleiden mußten. Wurden Kopfsteuern ausgeschrieben, so hatte das Gesinde natürlich ebenfalls zu zahlen. Das geschah z. B. 1648 zur Abführung der schwedischen Milizgelder [28]). Damals mußte jeder Knecht 12, jede Magd 6 Pfg. geben. Recht häufig wurde eine solche einmalige Kopfsteuer unter Kurfürst Friedrich III (König Friedrich I) erhoben, z. B. 1697 [29]) für Zwecke des Militäretats. Alle Hofbedienten mußten beitragen, und zwar der geheime Kammerdiener am meisten mit 15 Thalern und am wenigsten die gewöhnlichen Knechte mit 1 Thaler. Von anderem Gesinde, bürgerlichem und adeligem, gab der Rüstknecht 4 Thaler, der Thürknecht 1 Thaler, die übrigen städtischen Dienstboten zwischen 18 und 6 Groschen, für die Verhältnisse jener Zeit eine nicht unerhebliche Summe. Die in dem betreffenden Edikt ausgesprochene Hoffnung, es werde wohl die letzte Generalkopfsteuer sein, erfüllte sich nicht, denn die Jahre 1701 und 1704 brachten eine neue Steuer mit ähnlichen Sätzen. Die indirekten Steuern waren namentlich unter Friedrich II besonders hoch, und die Teuerung, welche die Folge davon war, drückte naturgemäß auch auf die Lebenshaltung des Gesindes, das ja seinen Bedarf an Nahrung und Klei-

[27]) Die zahlreichen ländlichen Ges.-Ordn. des 17. Jahrh. wenden sich dagegen mit aller Schärfe gegen die hohen Lohnforderungen des Gesindes; siehe die Sammlung von Bauer-, Schäfer-, Gesinde-Ordnungen in Mylius, corp. const. March. V.

[28]) (König,) Versuch einer histor. Schild. ꝛc., Bd. II.

[29]) Mylius, corp. const. March. IV.

dung von dem Lohn- und Kostgeld bestreiten mußte; in diesem Momente lag vielleicht ebenfalls ein Ansporn zu der vielfach beklagten Unehrlichkeit des Gesindes, zumal dasselbe sich im Laufe der Jahre unter dem Beispiele der Herrschaft an höhere Lebensbedürfnisse gewöhnt hatte. Wenn das heutige Berliner Gesinde an Ehrlichkeit weit über dem des vorigen Jahrhunderts steht, so ist als Hauptgrund wohl die Aufnahme in die häusliche Kostgemeinschaft anzusehen. Zweierlei hat sich seit jener Zeit aber kaum geändert: das gesellschaftliche Verhältnis zwischen Herrschaft uud Gesinde und die Freiheitslust der unteren Klassen; darum haben auch die heutigen Zustände im Berliner Dienstbotenwesen eine so große Ähnlichkeit mit denen vor 100 Jahren.



Mitteilungen und Notizen.

Volkskundliche Bestrebungen. Auf dem Gebiete der Volkskunde ist jetzt an vielen Orten eine gesteigerte Thätigkeit wahrnehmbar. In Mecklenburg hat der Landtag kürzlich 7000 Mk. für ein volkskundliches Sammelwerk und 1000 Mk. für die Handbibliothek des Herausgebers bewilligt. In Baden wurde das allgemeine Interesse durch massenhafte Verteilung von Fragebogen an geeignete Personen für die Sammlung volkskundlichen Materials rege gehalten. Ebenso hat die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen Herrn Dr. Hauffen die Sammlung solcher Volksüberlieferungen übertragen. Derselbe hat ebenfalls zweckmäßige Fragebogen planmäßig verteilt und erstattet jetzt seinen Bericht über den bisherigen Fortgang der Sammlung. Auch an anderen Orten sucht man diese Thätigkeit durch Gründung von Gesellschaften zu fördern, so in Bayern und Schlesien und in Wien.

Wir beurteilen diese Bestrebungen mit großer Sympathie und folgern daraus ein immer stärkeres Interesse für die Kulturgeschichte überhaupt. Wir werden demnächst vielleicht Gelegenheit haben, dieses Interesse auch für ein großes Unternehmen zur deutschen Kulturgeschichte in Anspruch zu nehmen. —

Historische Vereinsschriften. Die Steigerung des Interesses für die Kulturgeschichte und der Thätigkeit auf diesem Gebiet äußert sich sehr deutlich auch in den Zeitschriften der historischen Vereine. Man vergleiche z. B. die Zeitschriftenübersicht dieses Heftes, und man wird den reichen kulturhistorischen Inhalt gerade dieser Zeitschriften feststellen können. Einzelne bringen überhaupt nur kulturgeschichtliches. Nur so weiter!

* * *

Neue Bücher:

A. Boltz, Vasantasena u. die Hetären im indischen Drama. Das Vedavolk in seinen Gesamtverhältnissen. Zwei Vorträge. Darmstadt (56 S.).

G. Maspero, The dawn of civilisation. Egypt and Chaldaea. Edit. by A. H. Sayce, translat. by M. L. Mc. Clure. London (806 S.).

L. Gravez, Manuel d'antiquités homériques devant servir principalement à l'étude de l'Iliade. Louvain (VIII, 116 S.). — D. Joseph, Die Paläste des homerischen Epos m. Rücksicht auf die Ausgrabungen Heinrich Schliemanns. Berlin (VIII, 107 S., 4 Taf.). — G. Fougères, La vie

publique et privée des Grecs et des Romains. Album. Paris (124 S.). — P. De Vincentis, Dell' antica vita romana. Milano (48 S.) — W. Ramsay, An elementary manual of Roman antiquities. 9. Aufl. London (280 S.) — Lexique des antiquités romaines, réd. s. l. dir. de R. Cagnat. Paris (IV, 337 S.). — H. Malègue, Antiquités gallo-romaines de la Haute-Loire. Le Puy (104 S.) — O. Seeck, Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Bd. I u. Anhang Bd. I. Berlin (VII, 551 S.).

E. Emerton, Mediaeval Europe (814—1300). Boston (XXV, 607 S.). — G. Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters, Bd. II. Stuttgart (VII, 466 S.).

O. Höcker, Merksteine deutschen Bürgertums. Kulturgeschichtliche Bilder aus dem Mittelalter, der reiferen Jugend gewidm., Bd. 4. Im goldenen Augsburg. Leipzig. — F. v. Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter, 3. (Schluß-) Bd. München (VII, 383 S.). — F. Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. Halle (99 S.) — J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters, Bd. VIII: Kulturzustände, 4. Buch. Ergänzt u. herausg. v. L. Pastor. Freiburg i. B. (LV, 719 S.).

Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans an ihre frühere Hofmeisterin A. K. v. Harling und deren Gemahl, hrsg. v. E. Bodemann. Hannover (XXXII, 234 S.). — L. v. Ompteda, Irrfahrten und Abenteuer e. mittelstaatl. Diplomaten. Ein Lebens- und Kulturbild aus den Zeiten um 1800. Leipzig (XIV, 435 S.). — Tagebuch Wilhelm v. Humboldts u. seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796. Herausg. von A. Leitzmann (Quellenschriften z. neueren deutschen Litteratur- u. Geistesgesch., III). Weimar (X, 163 S.).

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jhdt. Bd. XXIII. Augsburg. Bd. IV. Leipzig (VIII, XLVIII, 546 S.). — L. Geiger, Berlin 1688—1840. Bd. II (1786—1840). Berlin (XVI, 651 S.). — K. L. Zschiesche, Halberstadt sonst und jetzt. 2. Aufl. Halberstadt (VII, 256 S.). — H. Schuch, Nachrichten über Lapin und andere Hospitalgüter von Danzig. Ein Beitrag zur pommerellischen Kulturgeschichte (Abhandlungen z. Landeskunde d. Prov. Westpreußen, VII.) Danzig (VI, 104 S.). — A. Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. 2. Aufl. Sonneberg (XXV, 158 S.). — K. Schöppe, Das alte Naumburg. Kulturgeschichtliche Bilder aus den letzten 70 Jahren. Naumburg (56 S.). — L. Rösel, Alt-Nürnberg. Geschichte einer deutschen Stadt. Nürnberg (X, 686 S.) — Alt-Nürnberg. Kulturgeschichtliche Bilder aus Nürnbergs Vergangenheit. 1. Lfg. (Rathaus, Regiment u. Rat). Nürnberg (14 Taf., 8 S.). — J. P. Priem, Geschichte von Nürnberg. 2. Aufl. Lfg. 1—23. Nürnberg. — C. Th. Reiffenstein, Frankfurt a. M., die freie Stadt, in Bauwerken und Straßenbildern. 1. Heft. Frankfurt a. M. (12 S., 12 Taf.). — J. Grentz, Ensheim vor 60 Jahren. Bilder aus dem hinterpfälz. Dorfleben. Forbach (III, 50 S.). — Kölner Schreinsurkunden des 12. Jhdts. Quellen zur Rechts- u. Wirtschaftsgeschichte der Stadt Köln, hrsg. v. Hoeniger. 2. Bd., 2. Hälfte. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde I, 2, 2.) Bonn (VII, 320 S.). — E. Gothein, Bilder aus der Kulturgeschichte der der Pfalz nach dem 30jähr. Kriege (Badische Neujahrsblätter V). Karlsruhe

(63 S.). — K. Th. Kalchschmidt, Gesch. des Klosters, der Stadt und des Kirchspiels St. Georgen auf dem badischen Schwarzwald. Heidelberg (VIII, 174 S.). — H. Witte, Das deutsche Sprachgebiet Lothringens und seine Wandelungen von der Feststellung der Sprachgrenze bis z. Ausg. d. 16. Jhdts. Stuttgart (III, 129 S.). (Forschungen z. deutschen Landes- u. Volkskunde VIII, 6.) — H. Kniebe, Bilder aus Saarbrückens Vergangenheit. 1. Reihe. Saarbrücken (V, 283 S.).

F. Umlauft, Namenbuch der Stadt Wien. Wien (VI, 206). — A. Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder. (Quell. u. Forsch. zur Gesch., Litteratur u. Sprache Österr., III.) Graz (XVI, 466 S.).

E. v. Rodt, Das alte Bern. 3. Folge. Bern (25 Bl.). — K. Dändliker, Geschichte der Schweiz mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des Verfassungs- und Kulturlebens. 3. Bd. 2. Aufl. Zürich (X, 855 S.).

C. Douais, Des fortunes commerciales à Toulouse et de la topographie des églises et maisons religieuses de Toulouse d'après deux testaments (XIIIe—XVe siècles). Paris (28 S.). — Lille au XVIIIe siècle, d'après l'abbé d'Expilly et Robert de Hesseln. 2. Teil. Lille (59 S.).

A. Frizzi, Il borgo ed il castello medioevali in Torino. Torino (324 S.).

C. Welch, History of the Tower bridge and of other bridges over the Thames. London (278 S.).

S. Müller, Vor Oldtid. En populær Fremstilling af Danmarks Arkæologi. 2.—4. Levering. Kobenhavn. — R. Gustafsson, Svensk sagosamling och folklifsbilder. Illustr. af Carl Larsson. Stockholm (45, 47, 48, 48 S.). — J. O. Åberg, Bilder ur Stockholms-lifvet. Ebenda (133 S.).

A. Willemaers, Histoire et institutions de Belgique. Bruxelles (190 S.).

T. A. Janvier, In old New York. New York (VII, 285 S.). — A. Jonin, Durch Südamerika. Reise- und kulturhistorische Bilder, Bd. I. übers. von M. v. Pezold. Berlin (XI, 943 S.).

S. L. Poole, Cairo: sketches of its history, monuments, and social life. 2. Aufl. London (328 S.).

H. B. Tristram, Eastern customs in Bible lands. 2. Aufl. London (258 S.). — H. C. Trumbull, Studies in Oriental social life and gleams from the east on the Sacred Page. London (430 S.). — P. N. Bose, A history of Hindu civilisation during British Rule Vol. 1. 2: Religious conditions. London.

A. F. Calvert, Western Australia: its history and progress. London (278 S.). — R. Thynne, The story of Australian exploration. London (278 S.).

A. Glaser, Geschichte der Juden in Straßburg. Straßburg (88 S.). — M. Braun, Geschichte der Juden und ihrer Litteratur. Für Schule und Haus. 2. Teil. Breslau (VIII, 486 S.).

F. v. Hellwalds Kulturbilder herausg. von G. H. Möller, II: Werden und Vergehen des Buddhismus. Ulm (IV, 48 S.).

A. Brouwers, L'action de la franc-maçonnerie dans l'histoire moderne. Liège (174 S.).

F. Heigl, Der Hexenglaube. Ein Rückblick als Perspektive für die Spiritisten unserer Zeit. (Volksschriften zur Umwälzung der Geister, 7.) Bamberg (85 S.). — R. F. Kaindl, Die Wetterzauberei bei den Rutenen und Huzulen. Wien, Czernowitz (20 S.).

A. Lehmann, Overtro og Trolddom fra de ældste Tider til vore Dage. III: Modern Spiritisme og Okkultisme. Kobenhavn (176 S., 3 Taf.). — Rouxel, Histoire et philosophie du magnétisme. II: Chez les modernes. Paris (324 S.).

J. Nover, Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung. Bd. I: Faust; Till Eulenspiegel; Der ewige Jude; Wilhelm Tell. Gießen (IX, 146, 63, 88, 79 S.). — C. J. Steiner, Das Mineralreich nach seiner Stellung in Mythologie u. Volksglauben, in Sitte u. Sage, in Geschichte u. Litteratur, in Sprüchwort u. Volksfest. Gotha (X, 142 S.).

W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde. In gänzlicher Neubearbeitung herausg. von G. Wustmann. 5. Aufl. Leipzig (X, 534 S.).

A. E. Berger, Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung, I. (Geisteshelden Bd. XVI, XVII.) Berlin (XXII, 506 S.). — E. Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, I. Kiel (VI, 231 S.).

E. Dietz, Die deutsche Burschenschaft in Heidelberg. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte deutscher Universitäten. Heidelberg (III, 162 S.). — H. Mayer, Geschichte der Universität Freiburg i. Baden in der ersten Hälfte des 19. Jhdts. 3. (Schluß-)Teil, 1830—1852. Bonn (135 S.). — J. N. Hollweck, Geschichte des Volksschulwesens in der Oberpfalz. Regensburg (VII, 452 S.).

v. Scharffenort, Die Pagen am brandenburgischen und preußischen Hofe. 1415—1895. Beiträge zur Kulturgeschichte des Hofes. Berlin (VIII, 168 S.).

de Bry, Emblemata nobilitatis. Stamm- und Wappenbuch. (Francofurti 1593.) Mit einem Vorwort über die geschichtl. Entwickelung der Stammbücher bis zum Ende des 16. Jhdts. herausg. von F. Warnecke. Berlin (10, VI, 31 S. u. 58 Taf.). — de Bry, Emblemata saecularia. Kulturgeschichtliches Stamm- und Wappenbuch. (Oppenhemii 1611.) Mit einer Einleit. über die Stammbücher des 17. Jhdts. herausg. von F. Warnecke. Berlin (8, 56 S. u. 100 Taf.).

K. Walcker, Gesch. der Nationalökonomie und des Sozialismus. Leipzig (X, 113 S.). — Löser, Führer durch die soziale Frage des Altertums, des Mittelalters u. der Neuzeit. Karlsruhe (V, II, 172 S.).

Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfange dieses Jahrh. V: K. Seutemann, Kindersterblichkeit sozialer Bevölkerungsgruppen. Tübingen (VI, 167 S.).

F. Keutgen, Untersuchungen über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Leipzig (XI, 236 S.).

F. Danneil, Beitrag zur Gesch. des magdeburgischen Bauernstandes. I: Der Kreis Wolmirstedt. Heft 1. 2. Halle (64 S.). — W. v. Brünneck, Zur Geschichte des Grundeigentums in Ost- u. Westpreußen. II: Die Lehn-

güter. 1. Das Mittelalter. Berlin (123 S.). — R. Vuignier, L'évolution agricole aux États-Unis. Nancy (41 S.).

A. Knittel, Beiträge zur Gesch. des deutschen Genossenschaftswesens. Tübingen (VII, 124 S.).

J. E. T. Rogers, The industrial and commercial history of England. 2. Aufl. 2 Bde. London (510 S.). — M. Phillips, A history of banks, bankers and banking in Northumberland, Durham and N. Yorkshire. London (39 S.).

Veredarius, Das Buch von der Weltpost, Entwickel. u. Wirken der Post u. Telegraphie im Weltverkehr. 3. Aufl. Berlin (VIII, 367 S.). — C. E. Stretton, The locomotive engine and its development. Neue Aufl. London (216 S.). — S. G. Marghetitch, Étude sur les chemins de fer de l'empire ottoman. Aperçu historique etc. Bruxelles (205 S.). — H. Marggraff, Die kgl. bayerischen Staatseisenbahnen in geschichtlicher u. statist. Beziehung. München (178 S.). — H. Decugis, De l'influence du progrès des communications sur l'évolution des sociétés. Paris (27 S.). — A. Martin, Étude historique et statistique sur les moyens de transport dans Paris. Paris (463 S.).

E. Siegel, Zur Geschichte des Posamentiergewerbes mit besond. Rücksichtnahme auf die erzgebirgische Posamentenindustrie. 2. (Titel-) Aufl. Annaberg (VIII, 126 S.).

A. Weber, Un apothicaire verviétois et le chat-volant. Supplément. Verviers.

L. Bourdeau, Études d'histoire générale. Histoire de l'alimentation. Paris (376 S.).

Zur Geschichte der Kostüme. 2 Teile. (Aus „Münch. Bilderbogen"). München (50 u. 41 Bogen). — Th. Child, Wimples and crisping pins: being studies in the coiffure of women. New York (VIII, 209 S.). — Hottenroth, Deutsche Tracht. 11. Lfg. Stuttgart.

F. Ongania, L'arte della stampa nel rinascimento d'Italia. 2 volumi. Venezia. — O. v. Heinemann, Die Ex-Libris-Sammlung der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 160 ausgewählte Bücherzeichen des 15—19. Jhdts. Mit einer Einleitung. Berlin (33 S.). — L. Delisle, Un feuillet des heures de Charles, frère de Louis XI. Lettre à M. Chabouillet. Nogent-Le-Rotrou (6 S.). — W. S. Brassington, A history of the art of bookbinding. London (290 S.). — H. Beraldi, La reliure du XIX. siècle. I. Paris (XLIII, 127 S.).

Dictionnaire de l'ameublement et de la décoration depuis le XIII. siècle jusqu'à nos jours. 4 Bde. Paris (VIII, 1092, 1385, 1361, 1758 S.).

A. Seyler, Geschichte der Siegel. (Illustr. Bibl. der Kunst- u. Kulturgeschichte, Bd. VI.) Leipzig (VIII, 393 S.).

T. E. Thouvenin, Précis historique illustré du train des équipages militaires. Paris (VIII, 297 S.).

H. S. Salt, Animal's rights considered in relation to the social progress. New York (XI, 177 S.).

* * *

Zeitschriftenaufsätze:

Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte III, 2: A. Schulten, Die römischen Grundherrschaften I; W. Cunningham, Die Einwanderung von Ausländern in England im 12. Jahrh.; K. v. Rohrscheidt, Die Aufnahme der Gewerbefreiheit in Preußen II—IV; J. Redlich, Leibeigensch. u. Bauernbefreiung in Österreich.

Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum 1894, S. 105 — Schluß: H. Bösch, Das Hänseln der Fuhrleute in Nürnberg; H. Bösch, Landwirtschaftliche Beschäftigungen im 15. Jahrh.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IV, 4: St. Prato, Zwei Episoden aus zwei tibetanischen Novellen in der orientalischen u. occidentalen Überlieferung; H. F. Feilberg, Die Zahlen im dänischen Brauch und Volksglauben (Schl.); L. Fränkel, Altes u. Neues zur Melusinensage; A. Herrmann, Der volkstüml. Kalenderglaube in Ungarn; O. Davidsson, Zwei Erinnerungen an den Handel der Hamburger mit Island; P. Sartori, Der Schuh im Volksglauben; G. Amalfi, Eine türkische Erzählung in einem italien. Schwanke; J. Bolte; Zwei Flugblätter von den sieben Schwaben; A. Englert, Das Lied vom Pater Guardian.

Mitteilungen des Vereins f. Erdkunde zu Halle 1894: R. Steinhoff, Von den Teufelsmauern bei Blankenburg und bei Thal am Harz; G. Poppe, Kleinere Mitt. aus Artern. (Darin II. Einführ. d. Kartoffelbaues; III. Etwas von der Nahrung, Wirtschaft u. Kleidung unserer Vorfahren.)

Mitteilungen der geogr. Gesellschaft in Wien 37, 10: R. F. Kaindl, Die Wetterzauberei bei den Ruthenen u. Huzulen.

Globus 67, 1: M. Lehmann-Filhés, Isländischer Hexenspuk im 17. Jahrh.; 67, 2: A. H. Post, Zur Entwickelungsgeschichte der Straßen; 67, 3: W. J. Hoffmann, Zur Volkskunde der Deutschen in Pennsylvanien.

Mitteilungen des Vereins für die Gesch. von Erfurt XVI: G. Oergel, Zur Erinnernng an die Universität Erfurt; A. Pick, Briefe Neithardts v. Gneisenau an Dr. J. B. Siegling; G. Oergel, Urkunden zur Geschichte des Collegiums majus zu Erfurt; P. Zschiesche, Beiträge zur Vorgeschichte Thüringens. 4. Gebrannte Wälle in Thüringen. 5. Der Wolfstisch bei Hitzelrode. Beiheft: Das Collegium majus von G. Oergel.

Preußische Jahrbücher 79, 1: B. Delbrück, Das Mutterrecht bei den Indogermanen.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte IV, 4: G. Steinhausen, Die Idealerziehung im Zeitalter der Perrücke.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht IX, 2: O. Glöde, Kinderreime aus Mecklenburg.

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins deutscher Gesch.- und Altertumsvereine Nr. 11: v. Thudichum, Die Rechtssprache als Hilfsmittel zur Feststellung der ursprünglichen Gebiete der deutschen Stämme; Nr. 12: Verhandlungen über die Kirchenbuchsfragen; Sello, Die Kirchenbücher im Herzogtum Oldenburg; J. Marbach, Die Aufführung des geistlichen Spiels „von den zehn Jungfrauen".

Zeitschrift f. d. Realschulwesen XIX, 10: R. Ehrat, Die Bedeutung u. Verwertung d. Kulturgesch. i. d. Mittelschulen u. verwandten Unterrichtsanst.

Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde I, 1: F. Vogt, Über schlesischen Volksglauben; Drechsler, Sagen vom Wassermann aus der Gegend von Katscher.

Westdeutsche Zeitschrift für Gesch. u. Kunst XIII, 4: E. Wagner, Römischer Viergötterstein und reitender Juppiter aus Klein-Steinbach, A. Durlach, Baden; R. Knipping, Das Schuldenwesen der Stadt Köln im 14. u. 15. Jhdt.; Bahlmann, Die Militär-Akademie zu Münster i. W.

Mitteilungen des Vereins für Gesch. der Stadt Meißen III, 4: Loose, Die älteren Meißner Zunftordnungen, II. Die Schneider; Nitzsche, Geschichte des Volksschulwesens der Stadt Meißen; Loose, Afranisches.

Mitteilungen an die Mitglieder d. Vereins f. hess. Geschichte 1893, 1/4: J. Schwank, Weistum von Salzschlirf.

Zeitschrift d. Vereins f. hess. Geschichte. N. F. 19: J. Kretzschmar, Die Jugendzeit Johann Caspars v. Dörnberg; W. Falckenheiner, Urkunden zur Gesch. d. Univ. Kassel.

Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild VI, 2: R. Becker, Das Grabmal der Herzogin Mechthilde von Glogau; E. Wernicke, Zur Geschichte schlesischer Schloßbauten; W. Grempler, Mittelalterliche Bronzeschalen; C. Buchwald, Das Haus eines Stadtapothekers von Brieg; Frauenzimmer-Ordnung Herzog Georgs II von Brieg vom Jahre 1554; Neujahrswunsch eines Breslauers vom Jahre 1738.

Rheinische Geschichtsblätter I, 9: K. Dirksen, Volkskundliches aus Meiderich.

Thurgauische Beiträge z. vaterländ. Gesch. 34: Amstein, Auszug aus dem „Journal" des Joh. Konrad Freienmuth (Forts.); J. Meyer, Ordnung vischenshalb im Bodensee 1544.

Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins 30: G. v. Below, Quellen zur Gesch. der Behördenorganisation in Jülich-Berg im 16. Jahrh.; A. Mörath, Ein bergischer Zolltarif vom Jahre 1639; Urkunde vom 6. Mai 1437, betr. Niederlassung eines Apothekers zu Cleve; K. Spannagel, Die Gründung der Leineweberzunft in Elberfeld u. Barmen im Oktober 1738; Urkunde vom 2. Oktober 1290, betr. einen Weinberg des Templerhauses in Niederbreisig; F. Wachter, Briefe niederrheinischer Humanisten an Erasmus (1529—36); K. Krafft, Altenstücke, betr. den Kampf im Wupperthale gegen die Erbauung eines Theaters zu Elberfeld (1806); K. Krafft, Der westfälische Reformator Gerhard Oemiken über seine Lebensgeschichte; K. Krafft, Erzählung des Soester Pastors Johannes Mollerus über sein Leben bis zum Jahre 1709; K. Krafft, Einige Lebensumstände des Predigers J. C. Henke zu Duisburg; Urkunde vom 22. April 1431, betr. Empfehluug des Licentiaten H. Clodebok aus Schlesien f. d. jülich-bergischen Hofdienst.

Mitteilungen der deutschen Gesellsch. in Leipzig IX, 1: Günther, Zur Geschichte des Leipziger Musenkrieges im Jahre 1768; Derselbe, Aus Gottscheds Briefwechsel; Buchwald, Simon Wilde aus Zwickau. Ein Wittenberger Studentenleben zur Zeit der Reformation.

Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Litteratur Elsaß-Lothringens X: W. Deecke, Die Ligurer im Elsaß; C. E. Ney, Die geschichtl. Entwickelung der jetzigen Eigentumsverhältnisse in dem heiligen Forste bei Hagenau (Forts.); Th. Vulpinus, Sechzehn Briefe Peter Schotts an Geiler v. Kaysersberg;

A. Herzog, Das elsässische Wirtshauswesen während des Mittelalters; Kassel, Zur Volkssitte im Elsaß; Br. Stehle, Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsaß; Volkstrachten in Oberseebach.

Zeitschrift des Harzvereins XXVII, 2: F. Danneil u. E. Jacobs, Handwerker-, Tagelöhner- u. Gesinde-Ordnung f. d. Gebiet der Stifte Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim u. d. Herzogtümer Braunschweig, vom 26. Juni 1445; A. Reinecke, Die Schützenbrüderschaft zu Osterwieck; A. Ellissen, Einbeck im 16. Jhdt.; H. Domeier, Zur Geschichte des Einbecker Biers; U. Hölscher, Goslarische Feuerordnung vom 19. Februar 1540; E. Jacobs, Aus dem Rechnungsbuche des Wernigeröder Dechanten Joh. Kerkener (1507 bis 1541); P. J. Moser, Kleiner Beitrag z. Gesch. d. Quedlinburger Hexenprozesse; Derselbe, Hexengeschichten aus dem Pfarrarchive zu Bennungen.

Zeitschrift des Vereins f. Hamburger Gesch. IX, 3: K. Amsinck, Die ersten hamburgischen Assecuranz-Compagnien und der Aktienhandel im Jahre 1720; O. Rüdiger, Versuch einer Zunftbildung unter den Schulhaltern im St. Jacobikirchspiel um 1700; C. F. Gaedechens, Der Herrenstall und die Reiten-Diener; M. Heraeus, Hamburger Studenten auf deutschen und ausländischen Hochschulen 1290—1650.

Mitteilungen d. Gesellschaft f. Kieler Stadtgeschichte Heft 12: C. Rodenberg, Aus dem Kieler Leben im 14. und 15. Jahrhundert.

Mitteilungen des Vereins für Lübecker Gesch. u. Altertumskunde VI, 7/10: P. Hasse, Bildliche Darstellungen aus Lübecks ältester Geschichte; W. Brehmer, Lohn eines Geschützgießers; C. Walther, Nein, spricht Grawert; W. Brehmer, Aus Lübecks Vergangenheit; W. Brehmer, Aus lübeckischen Testamenten; C. Stiehl, Die lübeckischen Stadt- und Feldtrompeten; P. Hasse, Bilder-Versteigerungen am Ende des 17. u. Beginn des 18. Jhdts.; W. Stieda, Die Familie Brömse u. das Ende des Bürgermeisters Dietrich Brömse; Bruns, Das Schicksal des Silbergerätes der Lübecker Bergenfahrer; P. Hasse, Ballspiel im 15. Jhdt.; W. Brehmer, Vertrag mit einem Turmdecker.

Zeitschrift f. Lübecker Gesch. VII, 1: F. Techen, Die Grabsteine des Doms zu Lübeck; C. Wehrmann, Die Seebadeanstalt zu Travemünde; E. Hach, Zur Geschichte der großen Orgel in der St. Jakobi-Kirche zu Lübeck und des Epitaphiums von Jochim Wulff daselbst.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock IV: K. Koppmann, Zur Geschichte der Länder Werle und Schwan; K. Koppmann, Von der Ober-Warnow; Th. Sohm, Der Ratsherr Johann Wulf der Ältere und seine Nachkommen; L. Krause, Aus Peter Lauremberg Tagebuch. Beitrag zur Geschichte des Garten-, namentlich Obstbaues zu Rostock während des 30jährigen Krieges; K. Koppmann, Statuten und Ratswillküren; A. Hofmeister, Zur Geschichte der Kirchspielschule zu St. Marien; Kleinere Mitteilungen und Notizen: 1. Kreuzbrücke, 2. Stangenland, 3. Karlshof, 4. Thorenkiste, 5. Pest-Apotheke, 6. Magister Nikolaus Rutze, 6. Jochim Schlu, 8. Rostocks längste Stunde.

Altpreußische Monatsschrift 31, 5/6: L. Stieda, Zwei Königsberger Gelehrte des 17. u. 18. Jhdt., die beiden Schreiber; A. Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt; 10: G. Froehlich, Ein Landschulkatalog vom Jahre 1766.

Schriften des Vereins f. Gesch. Berlins 31: F. Holtze, Die Berolinensien des Peter Hafftiz; O. Hintze, Eine Denkschrift über Berliner Manufakturverhältnisse aus dem Jahre 1801; P. Clauswitz, Krit. Übersicht über die Litteratur z. Gesch. Berlins; E. Berner, Denkschrift des Berliner Stadtrats Doeke über die Nachteile der Gewerbefreiheit aus dem Jahr 1818.

Neues Lausitz. Magazin 70, 2: Jecht, Heinrich vom Dorfe. Ein Görlitzer Bürger vor 600 Jahren; W. v. Bötticher, Die wendischen Obedienzdörfer unter bischöfl. meißnischer und kurfürstl. sächsischer Herrschaft; Knothe, Das Schulwesen auf den Dörfern des Weichbildes Zittau bis 1835; Jecht, Gesch. von Görlitz bis um die Mitte des 13. Jhdts.; R. Kade, Der Kantor Christoph Demant in Zittau (1597—1604).

Jahrbuch d. histor. Vereins des Kanton Glarus 30: E. Hafter, Der römische Handelsweg von Zürich nach Chur; G. Heer, Das glarnerische Postwesen in 18. u. 19. Jhdt.

Mitteilungen der Gesellsch. für Salzburger Landeskunde 34: F. V. Zillner, Der Hausbau im Salzburgischen (Forts.); F. Hartmann, Theophrastus Paracelsus; Pick, Gebrauch des sogen. „Zügen-Glöckleins" im salzburg. Gebirge; F. V. Zillner, Die salzburgischen Marktflecken. Eine geschichtl. Studie; J. Hutter, Pinzgauer Ranggelfeste; K. Wuttke, „Besuchbriefe" aus dem 16. Jhdt.

Korrespondenzblatt des Vereins f. siebenbürgische Landeskunde 1894 7/8: J. Wagner, Zur Volkskunde aus Draas.

Mitteilungen des Vereins für Gesch. von Osnabrück XIX: A. v. Düring, Geschichte des Stiftes Börstel II; Conrads, Der Urnenfriedhof auf dem sogen. Wächterberge bei Bernte; Prejawa, Die Pontes longi im Aschener Moor und in Mellinghausen; Vermischtes.

Monatsschrift des histor. Vereins von Oberbayern IV, 1: M. Fastlinger, Die Kirchenpatrocinien des heil. Petrus u. des heil. Martinus in der Erzdiözese München-Freising u. deren kulturhistorische Bedeutung.

Zeitschrift f. d. Geschichte u. Altertumskunde Ermlands XI, 1: Dombrowski, Der Tugendbund in Braunsberg; J. Bender, Heidengräber in Ermland; F. Hipler, Die ermländischen Studenten auf der Albertina.

Archiv der „Brandenburgia", Bd. I: E. Bahrfeld, Das märkische Münzwesen im Mittelalter; G. Galland, Was eine brandenburgische Kurfürstin an Schmuck, Gerätschaften u. dergl. besaß; E. v. Maltitz, Zur Geschichte des Cistercienser- u. Jungfrauen-Klosters und Stifts z. heil. Grabe bei Wilsnack; E. Schild, Das brandenburgische u. preußische Feldpredigerwesen in seiner geschichtl. Entwickelung; R. Mielke, Das Bauernhaus in der Mark; P. Schwartz, Kirchliches Leben in einer märk. Stadt während des 17. Jhdts.; W. Schwartz, Vom Sagensammeln.

Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins XVI: E. Zais, Frankenthaler Porzellan in Aachen.

Nordhäuser Familienblätter 1894, Nr. 77—79: H. Heineck, Prozeß und Hegung des Hochnothpeinlichen Halß-Gerichts alhier zu Northausen vor dem Weinkeller gehalten Mai 1694.

Sonntagsbeilagen zur Vossischen Zeitung 1894, Nr. 41. 42: P. Ernst, Die Anfänge der Religion; Nr. 42. 43: G. Simmel, Der Militarismus und die Stellung der Frauen; Nr. 45: R. Engelmann, Die

homerischen Waffen; Nr. 49: K. Fink, Neu-Braunfels; Nr. 49. 50: O. Kern, Der griechische Markt; Nr. 51. 52: R. Meyer-Krämer, Aus der altrömischen Kinderstube; 1895, Nr. 11. 12: G. Steinhausen, Frauenbriefe.

Archiv des historischen Vereins v. Unterfranken 36: S. Göbl, Die erste öffentliche Lesegesellschaft in Würzburg; K. Ehrenburg, Beiträge z. Gesch. d. fränk. Kartographie z. Z. d. Fürstbischofs Julius Echter v. Mespelbrunn II. Eine Rundkarte des Amtes Neustadt a. d. Saale vom Jahre 1589.

Nachrichten von der Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen 1894, 4: G. Cohn, Zur Geschichte des englischen Kanalwesens; E. Frensdorff, Die Lehnsfähigkeit der Bürger.

Zeitschrift f. christl. Kunst VII, 11: C. Justi, Die Goldschmiedfamilie der Arphe II.

Zeitschrift f. deutsches Altertum 39, 1/2: Schulte, Die Standesverhältnisse der Minnesänger.

Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins XVII, 4: R. Röhricht, Die Jerusalemfahrt des Heinrich v. Zedlitz (1493), Schluß.

Am Urquell V, 2—12: A. H. Post, Mitteil. a. d. bremischen Volksleben; O. Knoop, Die neuentdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen; A. Wiedemann, Ägyptische Totenopfer u. ihr Zweck; A. Herrmann, Magyar. Hochzeitbräuche in Siebenbürgen; A. Treichel, Polnische Lieder; Bezeichnungen der Trunkenheit i. d. Sprache des Volkes, eine Umfrage; A. Brunk, Tierstimmen im Volkmunde; C. Rademacher, Maisitten am Rhein; Th. Achelis, Über das wissenschaftl. Studium der Naturvölker; P. Sartori, Sondersprachen; Geheime Sprachweisen, eine Umfrage; Kopflose Spukgeister, eine Umfrage; Vergrabene Schätze, eine Umfrage; Woher kommen die Kinder? eine Umfrage; J. A. Charap, Volkglauben galizischer Juden; A. Wiedemann, Zur Polyphemsage; Th. Volkov, Der Selbstmörder in Lithauen; H. F. Feilberg, Die Baumseele bei den Nordgermanen; A. F. Chamberlain, Über den Zauber mit menschl. Blut u. dessen Ceremonialbrauch bei den Indianern Nordamerikas; L. Mandl, Teraphine; A. Englert, Zu den Liedern „In des Gartens dunkler Laube" und „Müde kehrt der Wandersmann zurück"; Das Zauberei, eine Umfrage; O. Knoop, Die neuentdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen; Asmus, Zaubergeld; O. Schell, Einige Bemerkungen über die Eidechse im Volkglauben; A. Treichel, Zungenübungen aus Preußen; H. Merkens, Das Hochzeit-Heulbier im Brohlthal; L. Fränkel, Die Leonorensage, eine Umfrage; S. Spitzer, Blut u. Eisen; A. Wiedemann, Eine Besitzergreifung im 17. Jahrhundert; R. Sprenger, Die Wurzel des Lebens; J. Mestorf, L. Mandl, H. Volksmann, Bauopfer; B. W. Schiffer, Zur Volkkunde palästinischer Juden; Die Haut versaufen; Scurat, Asmus, Volksmann, Diebglauben; H. F. Feilberg, Wie sich Volksmärchen verbreiten; S. Schweinburg-Eibenschitz, Zur Volkkunde der Juden Böhmens; K. E. Haase, Kinderspiele aus Greußen in Thüringen; O. Schell, Einige Bemerkungen über den „Mond" im heutigen Glauben des bergischen Volkes; K. Popp, Volkglaube im niederösterreich. Waldviertel; A. Haas, Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern; L. Fränkel, Die älteste Niederschrift deutscher Volksmärchen; M. Landau, Zur Ethnographie ostgalizischer Juden; L. Frahm, Holsteinische Kinderspiele; Lösung des Zungenbändchens, eine

Umfrage; A-B-C-Spiel, eine Umfrage; Bastlösereime, eine Umfrage; F. Kröning, In des Gartens dunkler Laube; M. Berkowicz, Reime galizischer Judenkinder; M. Höfler, Teufelnamen; A. Skrzynski, Der Selbstmord bei den Tschutschken; A. Haas, Drei alte Rechtsbräuche von der Insel Rügen; L. Fränkel, Beiträge zur Kyffhäusersage; F. Robinson, Zum Volkglauben der Juden Galiziens; O. Glöde, Die Brautwerber in Masuren; Asmus, Biblische Rätsel in Pommern; A. F. Dörfler, Volkslied der Ofener Schwaben; A. Englert, Alte Sprüche; H. Theen, Helgoländer Sagen; H. Merkens, Zwei polnische Volkslieder; R. Sprenger, Zu den Kinder- u. Hausmärchen der Brüder Grimm; J. Mooney, Songs of the indian ghost dance; K. E. Haase, Sprüchwörter aus der Grafschaft Hohnstein; A. Treichel, Kartenspiel- und Losglaube aus Westpreußen; L. Mátyás, Zu dem Liede: „Es kamen drei Diebe aus"; A. Treichel, Steinerne Tabakkachel; Ph. Goldberger, Die wilde Braut; C. O. Boije, of Gennäs, Bienenzauber u. Bienenzucht; Das Ausbuttern; R. Osterding, Zur Kyffhäusersage von Kaiser Friedrich; Der Mann im Monde.

Beiträge zur Kunde steiermärk. Geschichtsquellen XXVI: A. Mell, Zum windischen Bauernaufstande des Jahres 1573; F. Lang, Informationsbuch eines steirischen Landpfarrers vor 150 Jahren; A. Gubo, Aus den Ratsprotokollen der Stadt Cilli; A. Mell, Aus dem Herrschafts- und Landgerichtsprotokolle von Großlobming.

Mitteilungen d. histor. Vereins für Steiermark 42: A. Mell, Die sogenannten Schützenhöfe und Schützenlehen in Steiermark.

Jahrbuch f. schweizerische Geschichte XIX: L. Tobler, Altschweizerische Volksfeste.

Anzeiger f. schweizerische Altertumskunde XXVII, 1: F. Jecklin, Kultur- und Kunstgeschichtliches aus den Churer Ratsakten.

Oberbayerisches Archiv f. vaterländ. Gesch. 48: H. Krallinger, Ueber das Volksschulwesen der Stadt Landsberg am Lech von den frühesten Anfängen bis zur Durchführung des Schulzwanges; G. Krauß, Über eiserne Kirchenglocken Oberbayerns.

Württembergisch Franken N. F. V: Kerler, Urkundliches zur Geschichte des Prämonstratenserinnenklosters Schäftersheim 1155—1437; Hartmann, Lokalgeschichtliche Kleinigkeiten: 6. Der mittelalterliche Judeneid, 7. Weikersheimer Goldschmiedeordnung von 1593 u. s. w.

Forschungen zur Kultur- und Litteraturgesch. Bayerns II: K. v. Reinhardstöttner, Volksschriftsteller der Gegenreformation in Altbayern; S. Günther, Johann Eck als Geograph; F. Schmidt, Eine unfreiwillige Reise fürstlicher Kinder; R. du Moulin Eckart, Bayerische Zustände und die französische Propaganda im Jahre 1796; K. v. Reinhardstöttner, Münchener Zeitungspolemik gegen Voltaire im Jahre 1769; K. v. Reinhardstötter, Bayern u. seine Hauptstadt im Lichte von Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen.

(Ein größerer Teil der Übersicht mußte zurückgestellt werden.)



Besprechungen.

R. v. Fischer-Benzon, Altdeutsche Gartenflora. Untersuchungen über die Nutzpflanzen des deutschen Mittelalters, ihre Wanderung und ihre Vorgeschichte im klassischen Altertum. Kiel u. Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer 1894.

Ueber den Inhalt und Wert des vorliegenden Buches habe ich mich ausführlicher bereits an anderer Stelle (Wochenschrift f. klassische Philologie 1895, Nr. 10) geäußert. Ich wiederhole, daß die Deutung der Pflanzennamen des 70. Kapitels des Capitulare Karls des Großen de villis, von welchem das Werk seinen Ausgang nimmt, einen unzweifelhaften Fortschritt gegenüber den Früheren bezeichnet, und daß das Buch, da es zugleich alles Wichtige an direkten Quellen einer altdeutschen Gartenflora umfaßt, als bequemes und nützliches Hilfsmittel allen, welche für die Geschichte unserer Nutzpflanzen Interesse haben, bestens empfohlen werden kann.

Es zeigt sich, daß unsre Bauerngärten noch am Anfang dieses Jahrhunderts ein ziemlich getreues Bild des Gartens Karls des Großen darstellten, ein Zusammenhang, der indessen nicht, wie man glauben könnte, auf eine Beeinflussung derselben durch das Capitulare de villis, sondern auf den Umstand zurückzuführen ist, daß beide, die Gartenvorschriften Karls des Großen wie der Charakter unserer Bauerngärten, durch das Vorbild der Klostergärten bestimmt wurden, welche namentlich die Benediktinermönche vom achten und neunten Jahrhundert an in Deutschland anlegten (vgl. den Entwurf zu einem Klostergarten im Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820 v. F.-B., S. 184 f.).

Zu einer Reihe von Ausstellungen und Wünschen giebt hingegen die Ausführung der weitergehenden Aufgaben des vorliegenden Buches Anlaß, die Vorgeschichte unserer Nutzpflanzen im klassischen (vgl. hierüber Wochenschrift f. kl. Phil. a. a. O.) und ihre Geschichte im deutschen Altertum.

Eine wahrhaft historische Betrachtung der altdeutschen Gartenflora müßte meines Erachtens auf e i n e f u n d a m e n t a l e U n t e r s c h e i d u n g hinausgehen. Bei einer jeden unserer Nutzpflanzen müßte die Frage aufgeworfen und, so weit es möglich ist, beantwortet werden: War die Kulturpflanze den Deutschen schon vor ihrer Berührung mit Rom bekannt, oder verdanken sie dieselbe eben dieser Berührung? Eine solche Unterscheidung wäre bei jeder der sechs von dem Verfasser unterschiedenen Pflanzenkategorieen, Zierpflanzen, Heilpflanzen (gerade hier wäre eine noch kaum versuchte, reinliche Scheidung zwischen urgermanischen und römischen Elementen erwünscht), technisch verwertbaren Pflanzen, Pflanzen des Gemüsegartens, Obstbäumen, Getreidearten notwendig. Statt dessen hat der Verfasser nur selten den ernstlichen

Anlauf zu einer solchen Untersuchung genommen. Recht dürftig ist, was S. 168 über die älteste Geschichte unserer Getreidearten gesagt, ganz unverständlich, was S. 85 über die Vorgeschichte des Flachses bemerkt wird. „Daß der Flachs", heißt es hier, „über Italien nach Deutschland gekommen ist, ist sicher (warum?). Da aber die Flachskultur in den nordeuropäischen Ländern sehr alt ist, älter als das Eindringen römischer Kultur, so muß er seinen Weg hierher durch andere Länder, vielleicht durch Ungarn oder Rußland genommen haben." Das ist doch ein offenbarer Widerspruch. Oder: Gehören Bohne, Erbse und Linse der urgermanischen oder der römischen Kultur an? Ueber diese und ähnliche Fragen erteilt der Verf. keine oder nur ungenügende Auskunft. Auf keinen Fall hätte er sich, z. B. was die Hülsenfrüchte betrifft, die wichtige Stelle der Lex Salica, die schon die ältesten Codices enthalten, entgehen lassen dürfen: si quis in napina, fauaria, in pissaria vel in lenticlaria in furtum ingressus fuerit, u. s. w. (s. u.).

Allerdings können solche Untersuchungen nach dem Vorbild V. Hehns, auf dessen Bahnen der Verfasser doch im übrigen zu wandeln bestrebt ist, nicht ohne Zuhilfenahme der vergleichenden Sprachforschung mit Erfolg unternommen werden. Vielleicht daß der Verfasser, der selbst über die hierzu nötigen Kenntnisse nicht verfügt, sich bewogen fühlt, für eine etwa nötige Neuauflage seines Buches sich mit einem sprachwissenschaftlich geschulten Germanisten zu verbünden. Schließlich dürften auch die Ergebnisse der prähistorischen Archäologie für die Lösung der hier bezeichneten Aufgabe nicht außer Acht gelassen werden. — Was nun den Uebergang der unzweifelhaft römischen Kulturpflanzen in den germanischen Norden anbetrifft, so handelt es sich für die historische Betrachtung vor allem darum, den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem die einzelnen Pflanzen in die germanische Welt eintreten. Der Versuch zu einer solchen Bestimmung ist von dem Verfasser wiederum fast niemals gemacht worden. Freilich läßt sich auch hier die Sprachwissenwissenschaft, d. h. die sprachlichen Schlüsse aus der Lautgestalt der römischen Lehnwörter im Germanischen nicht entbehren. Verwunderlicher ist, daß der Verfasser eine rein historische Quelle, die auch für die altdeutsche Gartenflora von Wichtigkeit ist, die Bestimmungen der sogen. leges barbarorum, für seine Zwecke (bis auf eine Bemerkung S. 31) ganz außer Acht gelassen hat. So ist z. B. in der Lex Salica, in den ältesten vier Codices (nach der englischen Ausgabe v. Hessels) von Obstbäumen überhaupt noch nicht die Rede. In den späteren Abfassungen treten der Apfel- und Birnbaum, pomarius (auch melarius, milarius) und pirarius (perarius) auf. Vgl. z. B. Cod. 6 u. 5, VII, 11 oder Cod. 10, XXVII, 21. Offenbar befinden wir uns hier am Anfang einer Kulturbewegung, die im 70. Kapitel des Capitulare de villis längst zum Abschluß gekommen ist.

Daß endlich zu einer umfassenden Darstellung der Geschichte einer altdeutschen Gartenflora nicht auf die Verwertung auch der altdeutschen nichtbotanischen Litteratur hätte verzichtet werden dürfen, bilde den Schluß dieser Bemerkungen, die das Interesse bekunden sollen, das die Altertumskunde an dem vorliegenden Buche zu nehmen Veranlassung hat. Im ganzen kann man sagen: der Titel des Buches ist für seinen Inhalt zu weit; aber es läßt sich wohl denken, daß das Buch bei dem gesunden Kern, welchen es enthält, in seinen Titel hineinwüchse.

O. Schrader.

* * *

Tagebuch Wilhelm von Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im Jahre 1796, herausgegeben von **A. Leitzmann.** Weimar 1894, E. Felber (X, 163 S.).

Die von Leitzmann herausgegebenen und bei dem Verleger unserer Zeitschrift erscheinenden „Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte" haben von vornherein sich nicht nur auf die eigentliche Litteraturgeschichte beschränken wollen. Der vorliegende dritte Band derselben, der das Reisetagebuch Wilhelm von Humboldts enthält, ist denn auch von erheblichem allgemeinen, insbesondere auch von kulturgeschichtlichem Interesse. Der Herausgeber legt den Hauptwert darauf, daß gerade Wilhelm von Humboldt, dessen Persönlichkeit er preisend erhebt, der Verfasser des Tagebuches ist. Natürlich gewinnt dasselbe dadurch besonderen Wert. Für den Kulturhistoriker haben aber auch die Partieen, wo Humboldts Persönlichkeit zurücktritt, wo ausführliche oder kurze Mitteilungen über gesellschaftliche, wirtschaftliche und sittliche Zustände vorliegen, sehr wesentlichen Reiz. Solche Partieen sind namentlich die Bemerkungen über Stettin, die Insel Rügen, Greifswald und Rostock, Lübeck und Hamburg. Aber auch bei den übrigen Orten finden sich derartige höchst interessante Mitteilungen. Auch die Schilderung von Persönlichkeiten ist in dieser Beziehung wertvoll. Das war ein sehr wesentliches Moment der früheren „gelehrten Reise", das Aufsuchen von Bekanntschaften. Die Blütezeit dieser gelehrten Reisen war damals schon lange vorüber, aber in gewisser Weise ist auch diese Humboldtsche Reise mit ihnen verwandt. Dem Litterarhistoriker werden die — übrigens höchst anschaulichen — Schilderungen Kosegartens, J. H. Vossens und Klopstocks, auch die kurze von Claudius am wertvollsten sein. Daß das Tagebuch uns nun auch die Persönlichkeit und den Geist seines großen Verfassers nahe bringt, muß den Wert der Publikation, wie gesagt, natürlich ganz wesentlich erhöhen. Der Herausgeber hat sich noch durch zahlreiche und gründliche Erläuterungen verdient gemacht. Georg Steinhausen.

* * *

Hermann Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in Tausenden volkstümlicher Redensarten. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Weimar 1894, Emil Felber (XX, 543 S.).

Das Buch hat schon große Anerkennung in den breiteren Schichten unseres gebildeten Publikums gefunden. So wenig ich häufig mit dem Verfasser in seinen wissenschaftlichen und sonstigen Anschauungen einverstanden bin, so muß ich jene Anerkennung doch eine durchaus verdiente nennen. Der Verfasser hat es sich keineswegs leicht gemacht, und wenn den Kreisen, für die das Buch bestimmt ist, immer eine auf so großen Fleiß gegründete und mit so großer Liebe zur Sache durchgeführte Arbeit geboten würde, könnte man nur zufrieden sein. Der Verfasser hat, wie er sagt, „nicht für die Fachgelehrten geschrieben". Er denkt und wünscht sich „denkende gebildete Leser, die sich freuen Deutsche zu sein und die unsere prächtige Sprache lieb haben". Man muß darnach das Buch beurteilen und es durchaus willkommen heißen.

Der Tendenz des Buches entspricht es, wenn der Verfasser eine äußere tabellarische Anordnung des Stoffes vermeidet, vielmehr die zahlreichen Redensarten gruppenweise nach sachlichen Gesichtspunkten behandelt. Er will eine lesbare Darstellung bieten. Freilich ist der Zusammenhang, in dem die verschiedenen Redensarten behandelt werden, hin und wieder ein gezwungener. Doch wird das schwer zu vermeiden sein. Daß der Verfasser den Reichtum unserer bildlichen Redensarten nicht nach allen Seiten hin erschöpft hat, ist ja selbstverständlich und wird von ihm selbst zugegeben. Ich habe mir beim Lesen das Vergnügen gemacht, zu sehen, ob mir nicht noch weitere bildliche Redensarten in dem betreffenden Zusammenhang einfielen, die bei Schrader nicht erwähnt sind, und sie fielen mir sehr zahlreich ein. Das beweist eben die Kraft und den Reichtum unserer Sprache. Daß der Verfasser die Hauptmasse wenigstens gehoben und zusammengefaßt und dadurch eben diese Vorzüge zur klaren Anschauung gebracht hat, wird man ihm immer danken.

Dem deutschen Hause und der Schule ist das Buch sehr warm zu empfehlen.

Georg Steinhausen.

* * *

Pförtner Stammbuch (1543—1893) zur 350jähr. Stiftungsfeier der königl. Landesschule Pforta, herausgegeben von **Max Hoffmann.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1893. (564 S.)

Wie wenig dieses Buch auf den ersten Einblick hin zur Lektüre geeignet erscheinen mag, und wie ungenießbar es auch manchem vorkommen dürfte, der als alter Pförtner seine Hoffnung, in behaglicher Weise über das Schicksal seiner ehemaligen Kommilitonen unterrichtet zu werden, getäuscht findet — es ist trotz alledem ein im hohen Grade verdienstliches Werk, welches nicht allein als die Frucht eines seltenen Fleißes und peinlicher Gewissenhaftigkeit rühmend erwähnt werden muß, sondern auch als eine ganz vortreffliche Quelle für die Kultur-, Schul- und Familiengeschichte von Nutzen sein wird. Es ist dankbar zu begrüßen, daß der Verfasser bei der mühevollen Zusammenstellung des Stammbuches an diesen Zweck gedacht und die ganze Anlage seiner Arbeit demgemäß getroffen hat. Sie vereinigt die Eigenschaften eines vertraulichen Familienbuches mit einer Chronik, Eigenschaften, die insbesondere der Kulturgeschichtsforscher an dem Werke schätzen muß. Ihm wird die tabellarische Form, welche Hoffmann für seine Aufzeichnungen gewählt hat, sehr willkommen sein, wenn es gilt, bestimmte Zeiträume nach gewissen Gesichtspunkten hin schnell zu überschauen. Dazu kommt noch, daß ein sehr genaues Register die Orientierung unter den Namen der 12000 Portenser, die das Album verzeichnet, wesentlich erleichtert.

Ganz abgesehen von dem Werte, den das Stammbuch für das Studium der Familiennamen besitzt, wird es zur Behandlung einer ganzen Reihe von kulturgeschichtlichen Fragen dienen können, die sich schon bei einer flüchtigen Einschau in das vorhandene Material und bei der Lektüre oft selbst ganz kleiner, anscheinend unbedeutender Notizen aufdrängen. Sollte z. B. die Thatsache, daß anno 1544 etwa achzig Schüler, im Jahre 1545 dagegen nur elf in Pforta aufgenommen wurden — offenbar eine Einwirkung des damals

entbrannten schmalkaldischen Krieges — nicht veranlassen, den Einflüssen nachzugehen, welche der Gang der äußeren Geschichte einst auf den Besuch der Bildungsanstalten gehabt hat? Sollten Namen wie Klopstock, J. E. Schlegel, Krug, Bahrdt, Bunsen, Naumann ꝛc. nicht nahe legen, dem Strome der verschiedenartigen geistigen und sittlichen Kräfte zu folgen, die eine einzige Anstalt wie Pforta während des Verlaufes von mehr als drei Jahrhunderten ins deutsche Volk entsandt hat? Wäre aus den Rubriken „Geburtsort", „Vater" nicht vielleicht ein ganz interessanter Aufschluß zu erhalten über den Wechsel, der unter den Volksschichten und Landschaften eingetreten ist, aus denen während der verschiedenen Zeiträume die Anstalt ihr Schülermaterial zog, über die Gründe der hierbei eingetretenen Verschiebungen ꝛc.? Mögen immerhin viele einzelne Notizen im Stammbuch vermerkt sein, die keine weiten Blicke erschließen, Notizen, die im Lesen nur ein vorübergehendes Gedenken wachrufen an „Verschollene", an Portenser, die in „miserablen Umständen" gestorben sind, an solche, die studierten, um es bis zum „Feldwebel" zu bringen, an andere, die es selbst so weit nicht brachten, wie einer (offenbar ein Thunichtgut), der unter die französischen Husaren ging, „die ihn aber auch nicht behielten" — der Biograph wird selbst solche Aufzeichnungen dankbar begrüßen. In Summa: Das Stammbuch bildet eine Primärquelle von unzweifelhaftem Werte, und sein Verfasser hat sich durch die Eröffnung derselben ein entschiedenes Verdienst erworben. Döhler.

* * *

Nachtrag zum vorigen Heft, Seite 234:

Nach dem Druck meiner Rezension werde ich darauf aufmerksam, daß sich der erste Vers des Schmähliedes gegen Halle noch bis ins Jahr 1780, allerdings mit einigen Veränderungen, erhalten hat und daß er zu jener Zeit in studentischen Kreisen gesungen ist. In dem 1840 herausgekommenen ersten Bande der „Deutschen Volkslieder mit ihren Original-Weisen" von A. Kretzschmer findet sich als Nr. 272 (S. 476 f.) folgender Vers mit der Ueberschrift „Altes Studentenlied" und der Notiz „In Halle vor sechzig Jahren". Die Melodie ist auf zwei Chöre verteilt:

Falsches, falsches, falsches Halle, gute Nacht,
Falsches Halle, gute Nacht.
Du giebst deinem Musensohne
Carcer und Consil zum Lohne,
Ei wer, ei wer, ei wer hätte das gedacht,
Falsches Halle, gute Nacht,
Falsches Halle, gute Nacht.

Halle a. d. S., im Januar 1895. John Meier.



Zur Geschichte deutschen Volksgeistes im Mittelalter bis zu den Zeiten Heinrichs des Vierten.

Von Rudolf Goette.

Die vorliegende Arbeit deckt sich in ihrem Gegenstande zum guten Teil mit der „Geschichte des deutschen Nationalgefühles" von Franz Guntram Schultheiß. Wenn sie, nachdem inzwischen dies Buch erschienen, dennoch veröffentlicht wird, so bedarf das ein Wort der Rechtfertigung. Mir kommt es darauf an, einer ganz bestimmten Anschauung von dem Werdegang des deutschen Volkes zum Ausdruck zu verhelfen, einer Anschauung, der sich Schultheiß vielfach nähert, die mir aber bei ihm doch nicht zu ihrem Rechte zu kommen scheint. Mir erscheint die deutsche Volksgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart durch die Notwendigkeit der Abwehr gegen andringende fremde Elemente bestimmt, welche oftmals die Eigenart unseres Volkstums zu ersticken drohten. Diese Auffassung ist keineswegs neu, sie ist eine Frucht der nationalen Bewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, aber sie hat sich bisher noch nicht genügend durchzusetzen vermocht, nicht den gebührenden Einfluß auf die Gestaltung der Wissenschaft und des Lebens erlangt. Ein Bild von dem Grade an Stärke und Deutlichkeit, den sie bislang erreicht hat, mögen die folgenden Hinweise geben. Die kurze Entfernung vom eigentlichen Gegenstande wird man mir vielleicht mit Rücksicht auf die Bedeutung der Frage für die Gesamtauffassung der deutschen Geschichte verzeihen.

Fichte entwickelt in seinen „Reden an die deutsche Nation" die Ansicht, daß die Deutschen im Gegensatz zu den meisten Nationen des heutigen Europa ein Urvolk sind und dazu berufen, die Träger

neuzeitlichen Geistes in all seiner Tiefe zu sein. Zweifellos liegt in seinen Ausführungen Einseitigkeit und Ueberhebung; andrerseits zeigt sich in ihnen aber eine sehr richtige Empfindung von der besonderen Aufgabe, welche die Geschichte dem deutschen Volke stellt, es zeigt sich das Bewußtsein, daß die deutsche Kultur noch etwas nachzuholen hat, was Eduard Zeller in seiner Abhandlung „J. G. Fichte als Politiker" leider verkennt. [1]) Der Ruf nach Erhaltung des deutschen Rechts, nach Befreiung vom römischen ertönte seit dem Einsetzen der germanistischen Geistesströmung mehrfach recht vernehmlich. Schon Eichhorns „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte", (1808) war eine Mahnung an die Gegenwart; sie wies durch ihr Erscheinen darauf hin, daß bei uns ein entwicklungsfähiges heimisches Recht durch ein fremdes, aufgedrungenes geschädigt und eingeengt worden ist. Richard Schröder „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte" Leipzig 1889, meint, daß die Verbindung der römischen Kaiserwürde mit dem deutschen Königtum die deutsche Kulturentwicklung in hohem Grade gefördert, aber die Rechtsbildung mindestens ebensosehr geschädigt habe. Sehr lebhaft wendet sich Wolfgang Menzel in seiner „deutschen Litteratur" (2. Aufl. Stuttgart 1836, II. Teil, S. 243 f.) wider die Unnatur der Herrschaft des römischen Rechtes. In seinen Ausführungen zeigt sich, so wenig sie im einzelnen einer Zergliederung stichhalten, die aufquellende nationale Empfindung. Er will nicht die formale Logik der Romanisten, sondern das Gewissen zum Maßstab des Rechtes erheben und sagt von der lateinischen Sprache: „sie hat das Recht aus dem Gewissen an den Verstand der Kaste und die Rechtspflege aus dem Leben ins Papier, in die Büreaukratie verwiesen." Stölzel „die Entwicklung des gelehrten Richtertums in deutschen Territorien", Stuttgart 1842, führt es in eingehender Darstellung aus, wie hauptsächlich im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts sich das römische Recht allmählich an Stelle des heimischen setzte; er thut dar, wie dies in ursächlichem Zusammenhang mit einer rückläufigen politischen Entwicklung geschah. Dahns vor einigen Jahren in einer Flugschrift ausgesprochene Behauptung, die Annahme des römischen Rechtes durch das deutsche Volk sei eine durchaus unfreie gewesen, findet hier ihre Stütze. Schmeller sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe der „Carmina Burana" Stuttgart 1844: „Lateinische Bildung und Sprache hat gleich in den ersten Jahrhunderten unserer Geschichte einen Teil des germanischen Völker-

---

[1]) Vorträge und Abhandlungen 1865, S. 172.

stockes, vielleicht nicht den kleineren, sich selber untreu gemacht und auch für den Rest ist sie zum Medium geworden, außer welchem ihm lange Zeit hindurch jede höhere Lebensthätigkeit erschwert, wo nicht unmöglich war." Die Frage als Ganzes faßt Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", WW. XVII, S. 53 f. ins Auge: „Die Hellenen wuchsen in sehr günstiger geographischer Lage, durch fortwährende leise Nachhilfe fremder Volkskraft zu hoher Kulturblüte auf, während die Germanen unter dem strengen nordischen Himmel langsam bis zu einem Punkt menschlicher Entwicklung kamen, wo sie die höhere Bildung Fremder nicht mehr in ihren alten Sitzen mit dem eigenen Wesen verarbeiten konnten, sondern gezwungen waren, in Massen einer Kultur entgegenzuziehen, welche teils tötend, teils erhebend ihr ferneres Erdenleben bestimmen sollte". Verfasser dieser Arbeit hat im „Zeitalter der deutschen Erhebung" I, Gotha 1891, S. 4 seinen Standpunkt nicht umfassend genug folgendermaßen gekennzeichnet: „Während es dem Urvolk des Altertums vergönnt war, sich unter allmählicher Aufnahme fremder Bildungselemente wesentlich selbständig zu entwickeln, wurde die deutsche Geschichte seit der Absonderung der auf fremdem Boden angesiedelten Stämme durch eine fremde, siegreiche Kulturmacht in bestimmte Bahnen gelenkt, durch das Christentum." Piper „die älteste deutsche Litteratur" S. 2 verurteilt jedes Eindringen nicht nationaler oder antinationaler Einflüsse in die deutsche National-Litteratur. — Im ganzen ist die Thatsache, daß die Kulturentwicklung der Deutschen in vieler Hinsicht eine unfreie war, mehr Empfindung geblieben, als zur klaren Erkenntnis geworden. Nach meiner Auffassung ist es nun eine der vornehmsten Aufgaben deutscher Geschichtsforschung, dem Kampfe zwischen Einheimischen und Fremden nachzugehen und zu untersuchen, wo und inwieweit eine Beeinträchtigung des Eigenen durch *gewaltsame Einflüsse* des *Romanismus* und des *hellenisierten* Christentums stattgefunden hat, wo die fremde Kultur in Fleisch und Blut germanischen Volkstums übergegangen ist und wo es sich ihrer erwehrte. Dazu kann diese Arbeit vielleicht einen ganz bescheidenen Beitrag liefern.

Man darf es nicht bezweifeln, daß die Germanen im ersten Jahrhundert v. Chr. eine mehr oder weniger bestimmte Vorstellung von ihrer Zusammengehörigkeit besaßen, wenn sie sich auch ihren Namen nicht selbst gegeben haben. Die Usipier und Tenkterer weisen Cäsar (De bello Gallico IV, 7) stolz darauf hin, daß es Germanensitte sei, keinem Angreifer zu weichen. Ariovist vereinte eine Anzahl

von verschiedenen Stämmen unter seinem Banner und dafür, daß seine Heldengestalt in weiteren Volkskreisen Eindruck hinterließ, spricht De bello Gallico V, 29, wo berichtet wird, daß die Germanen tiefen Schmerz über seinen Tod empfanden. Deshalb ist Schultheiß' Behauptung, daß Ariovist durchaus keinen Rückhalt an seinen Landsleuten jenseits des Rheines gehabt habe,[2]) entschieden zu schroff. Ebenso ist nicht abzusehen, warum nach S. der Bericht bei Tacitus Historien IV, 64 aus der römischen Auffassung heraus geschrieben sein soll. Es wird dort erzählt, daß im Verlaufe des großen Bataveraufstandes im Jahre 70 v. Chr. die Gesandten der Tenchtherer zu Köln den gemeinsamen Göttern und dem ersten der Götter, Mars, für die Rückkehr der Ubier zu dem großen Ganzen und dem Namen Germaniens gedankt hätten. Man braucht damit nur Annalen II, 10 zusammenzuhalten, wo Armin seinen Bruder Flavus an des Vaterlandes Recht, die angestammte Freiheit und Germaniens heimische Götter erinnert und die Nachricht bei Dio Cassius 54, Kap. 33, wonach die Sigambrer 11 v. Chr. die Chatten mit ihrer gesamten Mannschaft angriffen, weil letztere allein sich weigerten, sich einem Bündnis gegen die Römer anzuschließen. Die Ausdrucksweise, die Tacitus dem Armin und den Gesandten der Tenchtherer in den Mund legt, ist natürlich römischen Vorstellungen angepaßt; aber es ist nicht abzusehen, warum die römischen Schriftsteller derartige Anschauungen, für die sich noch weitere Belege finden, den Germanen angedichtet haben sollten. Armins Erfolge, sein Fortleben im Liede[3]) sprechen gleichfalls für einen, freilich den zentrifugalen Kräften gegenüber unendlich schwachen Einheitsdrang. Die Gliederung in die 4 großen Amphiktyonien der Ingävonen, Istävonen, Hermionen und Vandilier mit sakralen Mittelpunkten, Umzüge mit den Götterbildern zu Wagen oder zu Schiff zeigen doch immerhin ein gewisses Zusammenstreben zu einem Ganzen. Die Verehrung des Himmelsgottes Ziu ist, wenn sie auch früh durch den Wodandienst gefährdet wird, doch einmal allen Germanen gemeinsam gewesen. Die Möglichkeit der Ausbildung einer eigenartigen Kultur war gegeben. In den Ansätzen einer Hymnen-, Rätsel- und Spruchdichtung, eines volkstümlichen Helden-

[2]) Gesch. d. deutschen Nationalgefühles S. 21, 22.

[3]) Die Sagenforschung hat im allgemeinen die Manier, nach mythologischer Deutung zu suchen, wo eine geschichtliche Erklärung leicht und einfach ist, glücklich über Bord geworfen. So ist auch hier kein Grund vorhanden dem Taciteischen Berichte eine Verwechselung Armins mit dem Lichtgotte Irmin zuzutrauen.

gesangs und formelhaft gebundener Rechtsweisheit sind die Keime einer solchen vorhanden. Die mehrfach ausgesprochene Behauptung, daß die Dichtung, wie überhaupt die geistige Kultur der Germanen ohne reichliche Berührung mit auswärtiger Kultur von der Gefahr der Erstarrung bedroht gewesen wäre [4]), ist völlig aus der Luft gegriffen. Das Beispiel der nordischen Skaldendichtung ist deswegen ganz unbrauchbar, weil hier nur die Entwicklung der Dichtung eines verhältnismäßig geringen Volksteiles vorliegt, welche die jeder künstlerischen Entfaltung nötige vielseitige Anregung entbehren mußte, auf unnatürlich schmaler Grundlage ruhte. Ein ganz anderes Bild würde man erhalten, wenn man sich das geistige Können der vielverzweigten Stammesgruppen und Stämme zu einheitlicher Gesamtwirkung vereinigt denkt. Zwischen den entferntesten Gliedern des Volkes sind durch die Sänger mannigfache Beziehungen angeknüpft worden, wie es das Ealhhildlied im agſ. Wîdsîd veranschaulicht [5]). Der „Wanderer, der viele Lande besucht, Gutes und Uebles erfahren hat", bringt in seinem Liede die Königshöfe der Burgunder, der Langobarden und der Myrginge im östlichen Holstein, seinem Vaterlande, in Beziehungen; er preist die Fürsten und Fürstinnen dieser Häuser, die ihn gütig aufnahmen und beschenkten, aber er fühlt sich ihrer wert. Die Ehen der deutschen Fürstenhäuser sind ein sehr bemerkenswerter Beweis für das Bewußtsein gemeinsamer Abkunft bei den Germanen, wie das Otto Abel in seinen Stammtafeln der langobardischen Könige [6]) dargethan hat. Nur ein einziges Beispiel ist zu finden, daß ein langobardischer Fürst (Ratchis) eine nicht deutsche Frau genommen hat, während die Könige des Stammes durch ihre Ehen mit fast allen deutschen Fürstengeschlechtern verschwägert sind. So ist eine gewisse auf Vereinigung gerichtete Bewegung in der germanischen Vorzeit auf verschiedenen Gebieten wohl zu belegen. Aber nicht genau erkennbare wirtschaftliche Ursachen, Hang zu ungebundenem Wanderleben, Verlangen nach milderen Himmelsstrichen und der Umstand, daß die Zersetzung des römischen Weltreiches einen Einbruch begünstigte, waren die Ursachen der großen Völkerbewegung des 3. und 4. Jahrhunderts, welche die Bildung eines starken germanischen Volkskörpers verzögerte und dem übermächtigen Eindringen fremder Kulturelemente Vorschub leistete. Die Germanen haben ihr Geschick

[4]) Neuerdings von Richard Bethge im Handbuch deutsch. Gesch. I, 52f.
[5]) Vgl. Grundriß der germanischen Philologie, II, 1, S. 542f.
[6]) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 8. Jahrh. IV, 254f.

selbst bestimmt, denn in der Hauptsache sind die Bewegungen der Stämme aus deren freiem Entschluß hervorgegangen. Die ältesten Wohnsitze des Volkes zwischen Elbe und Weichsel blieben slavischer Einwanderung offen. Welche Vorteile die nordische Heimat für die Erhaltung und Entfaltung des Volkstums bot, ist den Ausgewanderten später jedenfalls klar geworden; Paulus Diakonus bemerkt im Eingang seiner Langobardengeschichte mit unbestreitbarem Verständnis für die erziehlichen Einflüsse des Klimas, daß es um so gesunder für die Körper der Menschen und um so günstiger für ihre Vermehrung sei, je weiter der nördliche Himmelsstrich von der Hitze der Sonne entfernt und von Schnee und Eis kalt wäre, während er alles mittägliche Land voll von Krankheiten und für die Erziehung der Menschen wenig geeignet findet; die Vandalen in Afrika hielten dem Andringen der zurückgebliebenen Stammesgenossen gegenüber zäh an ihrem Heimatsrecht in den Sitzen des Stammes vor ihrer letzten Wanderung (im heutigen Schlesien) fest[7]).

Die zersetzenden Einflüsse der Völkerwanderung wurden leider bestimmend. Wohl wirkten die mannigfachen Erlebnisse und Kämpfe der langen Wanderungen anregend und befruchtend auf die dichterische Einbildungskraft und zeitigten eine reiche, vielverzweigte Heldendichtung; aber durch die allzu durchgreifende Lösung von den heimischen Verhältnissen, vom Zusammenhange mit den Volksgenossen ward das Gefühl der Gemeinsamkeit tief geschädigt, wofür ja die Geschichte der Wanderzeit in brudermörderischen Bündnissen und Kämpfen eine überreiche Fülle von Beispielen bietet. Dem Landsknechtsgeiste und der Gesinnungslosigkeit jener Zeiten gegenüber wirkt der Bericht von jenen Sachsen wahrhaft befreiend, die mit den Langobarden nach Italien gezogen waren, und weil ihnen versagt wurde, nach ihrem Rechte zu leben, unter vielen Abenteuern den Rückweg antraten, wenn sie auch den burgundischen Patrizius Mummolus, der von ihnen Lösegeld forderte, mit falschen Goldstücken schmählich betrogen[8]).

Die Zersplitterung ihres Volkstums machte die Germanen unfähig, der Idee des römischen Weltreiches, die sich ihnen nach christlichen Vorstellungen gemodelt darbot, zu widerstehen. Die Anschauung von der Dauer des Imperiums bis ans Ende der Tage war aus der Sehnsucht nach einer sichern weltlichen Autorität in dem unruhigen Geschiebe der Völkerwanderungszeit hervorgegangen.

---

[7]) Forschungen zur deutschen Geschichte VIII, S. 418f.

[8]) Langobardengeschichte III, 6; Gregor von Tours IV, 40.

Wahrscheinlich im Anschluß an andere Vorgänger erklärt Hieronymus in seinem Commentar zum Propheten Daniel Nebukadnezars Traum und des Propheten Deutung (Dan. 2, 31f.) als die von Gott vorbestimmte Folge des babylonischen, medo-persischen, macedonischen und römischen Weltreiches, während Augustin deren nur 2, ein östliches und ein westliches, unterscheiden will. Die Meinung des Hieronymus trug aber den Sieg davon[9]). Mit der Auffassung von der irdischen Dauer des römischen Weltreiches verbanden sich die Vorstellungen des Augustinischen Gottesstaates, und es wird dem Imperium die Aufgabe zugewiesen, die civitas coelestis zu verwirklichen, dem Ideal des ewigen Friedens und der göttlichen Gerechtigkeit zuzustreben. Nicht daß diese Idee sich von vornherein siegreich behauptet hätte. Karls des Großen redseliger Verehrer, der Mönch von St. Gallen, deutet (I, 1) den Traum Nebukadnezars so, daß die Zerstörung des römischen Weltreichs nach dem Willen Gottes schon stattgefunden habe, und an dessen Stelle die goldene Bildsäule der Frankenherrschaft aufgerichtet sei. Bei Widukind erscheint das Reich durchaus als eine Schöpfung der sächsischen Herzöge, als ein rein germanisches Staatswesen, so harmlos er auch Wendungen, die nur auf römische Verhältnisse passen, in seine Geschichtserzählung überträgt. Hingegen ist bereits in dem Gedichte Hrotsuiths von den Thaten Ottos des Großen in der an dessen Nachfolger gerichteten Anrede der Vater „ein hochverehrter Augustus", der Sohn ein „hellschimmernd Juwel des römischen Reiches". Thietmar von Merseburg denkt zwar nicht an einen Zusammenhang mit dem letzten Weltreiche des Altertums. Deutschland, das Reich, ragt, wie er im Vorworte zum ersten Buche seiner Chronik sagt, stolz wie des Libanons Zeder vor den übrigen Reichen der Erde empor[10]). Aber bei ihm zeigt sich der allgemeine Einfluß der Cluniazenser Reformbewegung ziemlich deutlich, obgleich oder weil er dieser keineswegs freundlich gegenübersteht. Kirchliche Bedenken spielen eine große Rolle und werden gegen die Ehe Heinrichs mit Hatheburg ins Treffen geführt. Das Kaisertum hat jetzt ein entschieden geistliches Gepräge angenommen, und im Sinne der veränderten Zeitverhältnisse bedauert es Thietmar, daß Heinrich I die kirchliche Salbung und Einsegnung zurückgewiesen. Auch die Kaiser sollen nach ihm (I, 15) denen „unterthan sein, die

---

[9]) Vgl. Ebert, Allgemeine Geschichte d. Litt. d. M. A. I.

[10]) Hier und bei anderen Zitaten liegen die Uebersetzungen in den „Geschichtschreibern deutscher Vorzeit" zu Grunde.

nach dem Muster des Herrn durch die Glorie geistlichen Segens und geistlicher Krönung vor allen Sterblichen hervorragen". Eine entschieden mystische Auffassung der Kaiserwürde zeigt sich bei Wipo in der Krönungsrede, welche Aribo von Mainz Konrad II hält. Er nennt den König „Christi Stellvertreter", er spricht von Gottes Liebe, die den König jetzt in einen neuen Menschen verwandelt, ihm Teil an seiner Macht gegeben habe. Während noch Notker der Deutsche in ganz klarer Würdigung der geschichtlichen Vorgänge von einer Auflösung des alten römischen Reiches durch die Germanen, von seinem Aufhören spricht, erscheint hundert Jahre später zur Zeit Lothars die Idee der Fortdauer des römischen Reiches gesiegt zu haben. Nach der Kaiserchronik sind die deutschen Kaiser einfach Nachfolger der Cäsaren, wie auch Adam von Bremen und Ekkehard von Aura die Könige und Kaiser von Augustus an rechneten. So ist es denn für Otto v. Freisings Chronik keineswegs zweifelhaft, daß mit dem eisernen Unterteile des Bildes bei Daniel das bis zu seinen Tagen fortlebende römische Reich gemeint ist, welches durch den Stein, die Kirche, an seinen thönernen Füßen ins Wanken kommen wird. Dieses Anwachsen der Kirche zu einem Berge erscheint Otto v. Freising aber nur als eine Quelle großen Unheils (VI, 36); nicht sie hält er für befähigt, den Weg zur Befreiung aus diesem Elend zu weisen; sondern dazu sind die Einsiedler und Mönche erkoren, die in stiller Zelle oder weltentlegener Grotte ein gottgeweihtes Leben führen. Sie bilden den Gottesstaat auf Erden, sind die geeigneten und gütigen Fürsprecher unserer Sünden. — So ist die Idee des Imperiums als einer Stütze der christlichen Kirche zu den Zeiten der Auflösung des römischen Weltreiches von Romanen ausgestaltet, auf das Reich Karls des Großen und von diesem auf das Deutsche Reich übertragen worden. Nachdem sie anfänglich, unter den Sachsenkaisern, vor einer nüchteren Würdigung der geschichtlichen Verhältnisse hatte zurücktreten müssen, gelangt sie zum Siege, als die Reichsgewalt Einbuße erleidet und die Macht der Kirche über sie emporwächst, sie ist eine Begleiterscheinung des Niederganges der staatlichen Macht.

Es wird erlaubt sein, die von Haus aus sehr verschiedenartigen morgenländischen, christlichen und griechisch-römischen Einflüsse, die dem Germanentum durch die Vermittlung der römischen Welt-Kultur zugeführt wurden, unter dem Namen Romanismus zusammenzufassen. Dieser Romanismus drang durch zahllose Kanäle in das deutsche Volksleben ein. Im allgemeinen wies ihre Naturanlage die Ger-

manen auf ein unbefangenes Geltenlassen verschiedenartiger geistiger Mächte hin; der christlichen Kirche hatte sich aber, insbesondere seit dem 4. Jahrhundert, ein Streben nach Zentralisierung, nach einheitlicher Gestaltung aller Erscheinungen des Lebens bemächtigt. Dem römischen Bistum sollte sich die Kirche, dem dogmatischen Christentum die Natur unterwerfen. Nach Ambrosius nützt es nichts zum zukünftigen Leben, von der Beschaffenheit oder der Lage der Erde zu handeln, zur Wissenschaft genügt, was die heiligen Schriften hierüber mitteilen, daß Gott die Erde in nichts aufhängt — (Hexaëmeron I, 6), die Bibel reicht auch für die Naturerkenntnis aus [11]). Die Erkenntnis von einer gesetzmäßigen Verknüpfung der Thatsachen, welcher die Kultur des Altertums nahe gekommen war, trat zurück; gerade im Wunder zeigte sich das Wirken der göttlichen Allmacht. So hefteten sich zahllose Wunder an die Lebensgeschichten der Heiligen, ihre Erzählung nimmt auch in den Darstellungen weltlicher Geschichte den breitesten Raum ein. Gregor von Tours berichtet in seinen 10 Büchern fränkischer Geschichte „bunt durcheinander von den Wunderthaten der Heiligen und den Unfällen der Völker". Die Nachbildung der biblischen Wundergeschichten ist meist leicht zu erkennen. Dem frommen Bischof Briccius von Tours wird der Tod des unrechtmäßig ernannten Gegenbischofs durch ein Gesicht verkündet; während er durch das eine Stadtthor einzieht, wird der Tote zum andern hinausgetragen. — Bei dem Versuch, einen Blinden zu heilen, wird der arianische Bischof vor dem Anhänger der katholischen Kirche elend zu Schanden. — Ein Krieger will den gottesfürchtigen Abt Maxentius mit dem Schwerte treffen, aber der Arm bleibt ihm erstarrt stehen; Maxentius muß ihn durch Bestreichen mit dem heiligen Oele wiederherstellen. — der Priester Julianus genießt weder Wein, noch Zukost, trägt immer ein härenes Bußkleid und ist unermüdlich im Wachen und Beten. Daher vermag er Besessene zu heilen, Blinde sehend zu machen und mit dem Zeichen des Kreuzes alle möglichen Krankheiten zu bannen. — Ein Tropfen Wassers vom Grabe des heiligen Martin von Tours füllt ein Gefäß, das zur Hälfte leer war, bis zum Rande; es wird mehrmals geleert und immer wieder durch einen Tropfen angefüllt. Wo sich die Einbildungskraft der Zeit selbst überlassen bleibt, verirrt sie sich leicht ins Unflätige. Der Vandalenkönig Trasimund läßt eine gottgeweihte Jungfrau foltern, um sie der arianischen Irrlehre zuzuführen. Dieser Jungfrau

[11]) Vgl. Ebert I, 147.

wird nachgerühmt, daß sie das zu einer zweiten Taufe herbeigebrachte Wasser mit der Salbe benetzt habe, die ihm gebühre: mit der Ausleerung ihres Leibes. Den Bösen begegnet das Unheil oftmals im geheimen Gemach, wie dort dem Arius die Eingeweide aus dem Unterleib hervorgetreten sein sollen. So stirbt dort ein schändlicher Priester, gerade, als er entschlossen ist, während der Frühmette den gottesfürchtigen Bischof Sidonius von Arvern gewaltsam aus der Kirche zu entfernen [12]). Mit einiger Schalkhaftigkeit erzählt auch Ekkehart IV [13]), wie der übelwollende Ruodmann von Reichenau, der sich, um Unregelmäßigkeiten zu entdecken, bei Nacht in das Kloster eingeschlichen hatte, im geheimen Gemache entdeckt und empfindlich beschämt wird.

Der Geist der morgenländischen Askese gehört gleichfalls zu den Mächten, die mit wachsendem Einfluß auf das in seinem Selbstbewußtsein und im Gefühle seines Eigenwertes allzufrüh erschütterte Germanentum einwirkten. Auch hier weisen die einzelnen Erscheinungen immer wieder verwandte Züge auf. Wenn ein gereifter Mann ehelichen Freuden entsagte, so schien das weniger verdienstlich, als wenn ein Brautpaar dem nahen Glück die Krone der Keuschheit vorzieht. Augustin wird durch die Geschichte zweier solcher Paare dazu getrieben, in den geistlichen Stand einzutreten. Gregor von Tours erzählt von dem heiligen Injuriosus und der heiligen Scholastika [14]), daß sie sich bei Bereitung des ehelichen Lagers Keuschheit gelobt und ihr Versprechen bis zum Tode gehalten hätten. Da seien durch ein Wunder die beiden Gräber, die getrennt waren, in der Nacht nach der Bestattung dicht zusammengerückt worden. Das erbauliche Motiv kehrt dann mannigfach, in verschiedenartiger Fassung wieder. Schon recht früh wird die Belohnung der weiblichen Keuschheit durch den himmlischen Bräutigam sinnlich ausgemalt. Scholastika will ihren Leib unbefleckt von eines Mannes Berührung Christo bewahren. Sie rettet sich dadurch die Morgengabe des Paradieses, von der sie ihrem gleichgesinnten Geliebten einen Teil verspricht. Weiter geht schon Gregors Zeitgenosse, der Hofdichter Venantius Fortunatus in einem Lobgedichte auf die Jungfräulichkeit auf diesem Wege. An den sinnlich-übersinnlichen Liebesdienst der späteren lateinischen Mariendichtung, des geistlichen Volksliedes und der so fleißig

[12]) Gregor v. Tours, 10 Bücher fränk. Gesch. II, 1; II, 3; II, 37; IV, 32; V, 21; II, 2; II, 23.

[13]) Casus Sancti Galli X, 81.

[14]) Ebenda I, 47.

briefwechselnden Mystiker am Ausgang des Mittelalters darf hier nur erinnert werden.

Das frühmittelalterliche Christentum mußte, weil es dem geistlichen und kirchlichen Gebot eine allherrschende Stellung verschaffen wollte, eine allseitige Ausbildung der Persönlichkeit verneinen. Auch hier ist Augustins Beispiel vorbildlich. Er bedauert in seinen Confessiones selbst, daß er die Freude am schönen Kirchengesang und die Wißbegierde noch nicht völlig überwunden habe, denn das sind weltliche Dinge. Nicht einheitlich ausgestaltete Persönlichkeiten, sondern gebrochene Charaktere heranzubilden, war das Ziel der mönchischen Erziehungskunst. In einem Kloster zu Bordeaux bewahrt ein neu eingetretener Mönch 3 Wispel Getreide durch sein Gebet vor einem plötzlichen Regenschauer. Der Abt aber läßt ihn sogleich geißeln und sieben Tage einsperren und hungern, damit keine Eitelkeit in seine Seele einzieht. Das trägt gute Früchte, denn er wird ein Muster von Frömmigkeit und Enthaltsamkeit und genießt in den vierzigtägigen Fasten nichts als einen Becher Haferschleim an jedem 3. Tage. Gott möge ihn bis an sein Lebensende so bewahren, schließt unser Gewährsmann seinen Bericht [15]). Demütigung und Erniedrigung der eigenen Persönlichkeit war eins der höchsten Ziele sittlichen Strebens. Die Fußwaschung der Herrn wurde vorbildlich; vornehme Frauen waren beflissen, diesen Dienst Armen und Geringen zu erweisen. Die burgundische Königstochter Chrodichilde wäscht, um sich Gotteslohn zu verdienen, dem als Bettler verkleideten Boten Clodowechs die Füße, bei welcher Gelegenheit sich dieser durch einen Ring als Brautwerber seines Herrn offenbart [16]).

Die inneren Zustände des Frankenreiches im 6. Jahrhundert, von welchen uns kein Anderer ein so umfangreiches und genaues Bild giebt, wie Gregor von Tours, sind von hoher Bedeutung für die Beurteilung der weiteren Entwicklung der beiden Völker, die aus dem Frankenreich hervorgehen sollten. Mittelalterliche Weltanschauung und mittelalterliches Geistesleben in romanischer Prägung und Auffassung, alle die Mächte, die so tiefgreifenden Einfluß auf das Kulturleben des deutschen Volkes gewinnen sollten, erscheinen hier in der großen Mehrzahl ihrer Erscheinungsformen vorgeprägt. Die Empfindung von der Zersetzung einer alten Kultur und dem Aufbau einer neuen rief eine krankhafte und ängstliche Erregung der Ge-

---

[15]) Gregor von Tours IV, 35.
[16]) Fredegar 18.

müter wach. In vielen der Zeichen, die man wahrnimmt, offenbart sich die Erwartung von etwas Außerordentlichem. Der Zerfall der alten Rechtsanschauungen und Einrichtungen wird im Frankenreiche durch die Erhöhung der Königsmacht und die Herabdrückung der Freien gekennzeichnet. Entehrende Leibesstrafen treffen alle, die sich vergehen oder mißliebig machen. Das Beispiel der Byzantiner regte zu ausgesuchter, schauderhafter Grausamkeit an; man zwickte die Opfer der Rechtspflege mit glühenden Eisen, pfählte, entmannte und ließ zu Tode prügeln. Das Königtum erlitt Einbuße an seinem ursprünglich volkstümlichen Gepräge. Chlodowech erhielt vom oströmischen Kaiser Anastasius den Consultitel und legte nach dem Vorbilde der Herrscher in Byzanz in der Kirche des hl. Martin zu Tours Purpurmantel und Diadem an [17]).

Auch in die Stammessagen drangen verfälschend aus gräco-romanischen Anschauungen gelehrte Bestandteile ein. Cassiodor und nach ihm Jordanis knüpfen die Geschichte der Gothen an die der thrakischen Geten an: müßige Gelehrsamkeit leitete die Herkunft der Franken von den Trojanern [18]), die der Sachsen von dem Heere Alexanders des Großen ab [19]) und führte Merseburg als Burg des Mars auf Julius Cäsar zurück [20]). Eine solche Verfälschung volkstümlicher Ueberlieferung giebt gleichfalls von einem Schwinden naturwüchsigen Selbstgefühls Kunde, von einem Streben nach Anlehnung an geschichtlich ehrwürdige Gebilde der Welt des Altertums.

Die Mission der Iro-Schotten und Angelsachsen und das Weltreich Karls des Großen haben es bewirkt, daß die geistigen Mächte, welche sich auf dem Boden der alten Kultur innerhalb des Merowingerreiches entwickelt hatten, zu weitreichendem Einfluß, zur Herrschaft gelangt sind. Das Streben nach innerer und äußerer Einheit gewann verdoppelte Kraft. In einem an Karl gerichteten Gedichte des Hibernicus exul wird gesagt: wie ein Gott im Himmel, solle auch nur ein Kaiser auf Erden und ein Glaube sein [21]). Das geistige Leben, das seit dem 5., namentlich aber seit der Vernichtung der Ostgothenherrschaft im 6. Jahrhundert, im Rückgange begriffen war, nahm unter den Einwirkungen, die vom Hofe Karls ausgingen,

[17]) Gregor von Tours, II, 38.

[18]) Fredegar 2. (Uebrigens knüpft auch die Ueberlieferung Venedigs die Gründung der Stadt an den Untergang Trojas an).

[19]) Widukind I, 2.

[20]) Thietmar I, 2.

[21]) Ebert II, S. 38.

einen entschiedenen Aufschwung, und auch hierin zeigte die junge Weltmacht ihre Ueberlegenheit gegenüber dem Staate der Byzantiner. Aber wenn auch Karls deutsches Gemüt am eigenen Volkstum hing und dies, soweit es nicht dem Christentum widerstritt, zu fördern und zu erhalten suchte, so war doch die ganze Bewegung auf Befestigung und Vertiefung einer Kultur gerichtet, welche die nationalen Unterschiede auszugleichen berufen schien. Jedoch die Hauspolitik der Karolinger und die Unnatur des romanisch-deutschen Reiches brachten die unter dem großen Karl angebahnte Entwicklung zum Scheitern, der Kern des Staates der Karolinger fiel in eine deutsche und eine westfränkische Hälfte auseinander. Der romanische Geist fand schon früh die größte Genugthuung in der Ausgestaltung dogmatischer Satzungen, welche die Welt des Wissens und des Glaubens beherrschen sollten. Nicht umsonst ist das sogenannte apostolische Bekenntnis auf dem Boden des südlichen Frankreichs aus einem Taufsymbol erwachsen. Der Geschichtschreiber des älteren Merowingerreiches findet seine tiefste sittliche Befriedigung in der Feststellung seiner Uebereinstimmung mit dem dogmatischen Lehrgebäude der Kirche, das er im Eingange seines Werkes in den Hauptfragen verhältnismäßig eingehend behandelt; bei den Deutschen hingegen zeigt sich von Anfang an ein Streben nach sittlicher Vertiefung des Christentums. Die Rätsel des Seelenlebens erschienen den Romanen gelöst durch die Annahme einer Zweiheit von Seele und Leib, die meist als im Widerstreit befindlich gedacht werden. Zahlreiche lehrhafte Zwiegespräche behandeln den Gegenstand, der auch in die Liedesdichtung der Volkssprachen eindringt und in den Gedichten der Troubadors eine große Rolle spielt. Dem deutschen Geschmack sagt diese klügelnde Zergliederung des Empfindens nicht zu; eine derartige Behandlungsweise kam erst zu den Zeiten des Minnesanges unter dem Einflusse der Provençalen mit den Liedern Friedrich von Hausens und Reinmars vorübergehend zur Geltung, um dann in der lehrhaften Dichtung der letzten Jahrhunderte des Mittelalters noch einmal aufzutauchen. In Gallien nahmen zu den Zeiten der Karolinger Dogmatik und Philosophie, in Deutschland grammatische und allgemein wissenschaftliche Studien und im Anschluß daran die poetische Thätigkeit eine reichere Entfaltung.

Die romanisch-päpstlichen Einwirkungen auf das geistige Leben und die Anschauungen der gebildeten Kreise sind unter Karl dem Großen recht bedeutend, wie die Betrachtung der Litteratur jener Zeit lehrt. Es ist wohl unzweifelhaft, daß Karl gemäß den überein-

stimmenden Berichten Einhards (Vita, Kap. 28) und des Mönches von St. Gallen (I, 26) vom Papste mit der Kaiserkrönung überrascht und zwar unangenehm überrascht wurde. Der Glanz und das Ansehen seiner Regierung wurden aber durch diese Weihe entschieden erhöht. In den Eklogen Nasos, deren Verfasser dem Gelehrten- und Künstlerkreis am Hofe des Kaisers angehört haben muß, wird in einem Wettgesang geschildert, wie Karl von der Burg der neuen Roma, von Aachen aus, alle Reiche seiner Herrschaft unterworfen sieht, wie das goldene Rom erneuert dem Erdkreise wiedergeboren sei. Theodulf sagt gar in einer Epistel, wie Petrus die Schlüssel des Himmels, so solle Karl die der Kirche führen, durch ihn besäßen die Bischöfe ihre geheiligten Rechte. Doch aber war auch im Schatten der Macht dieses übergewaltigen Herrschers, trotz aller Demütigungen einzelner Päpste, die Bedeutung des apostolischen Stuhles im zunehmen. Angilbert läßt im Carmen de Carolo magno das ganze zur Befreiung Leos ausgezogene Frankenheer dreimal vor dem Papste die Knie beugen, um dreimal den Segen zu empfangen. Der Reliquiendienst trug mit dazu bei, den Einfluß der Kirche zu erhöhen. Die bedeutendsten und geistig freiesten Leute der Zeit meinten Heiligengebeine für ihre Lieblingsklöster zusammenschleppen zu müssen, wie sich Einhard gegen Ende seines Lebens für sein geliebtes Seligenstadt im Odenwalde redlich abmüht. Der Dämonenglaube und der Wahn der Teufelsbündnisse verwies die heidnischen Vorstellungen in ein nächtiges Reich und ließ hierdurch die Kirche als eine siegreiche Macht des Lichtes erscheinen. Freilich fehlt es nicht an Widerspruch gegen die Werkheiligkeit der Kirche. Theodulf wendet sich in Epigrammen gegen Romfahrten und sagt, nicht der Weg der Füße, sondern der des Charakters führe in den Himmel. Der Franke Agobard, Erzbischof von Lyon († 840), bekämpft mit großer Schärfe und Entschiedenheit Bilderdienst, Reliquienverehrung, gerichtlichen Zweikampf, Gottesurteile und die verschiedensten Ausgeburten des Volksaberglaubens.

Karl stand in der Freiheit seines Urteils auch über seiner hochgelehrten Umgebung. Einhard bemerkt im Tone des Bedauerns, daß er auf die vielfachen Anzeichen, in denen der Geschichtsschreiber des Kaisers Hinweisungen auf seinen Tod erkennen will, gar nichts gegeben habe. Für Karls Geistesrichtung ist es sehr kennzeichnend, daß sein Lieblingsbuch Augustins Schrift vom Gottesstaate war. An ihm zeigt sich in dem herzlichen Verhältnis zu seiner Familie, dem tiefen Schmerze, den er beim Tode seiner Söhne und seiner Tochter

zur Schau trug[22]), in der Pflege der Freundschaft mit seinen Gesinnungsgenossen der rohen und herzlosen Merowingerzeit gegenüber eine Vertiefung des Gemütslebens, ein Fortschritt der inneren Bildung, den man, wo nicht dem ganzen Geschlecht, doch sicherlich den oberen Klassen der Gesellschaft zubilligen darf. Schon früh wurde seine Gestalt zum Volksideal, wie sich das in der begeisterten Schilderung seiner Umgebung beim Empfange griechischer Gesandten durch den alten Kriegsmann, dessen Berichte im Mönch von St. Gallen aufbewahrt sind, schon recht deutlich zeigt, ebenso in der Sage vom eisernen Karl, die sich bereits in derselben Quelle findet[23]).

Daß indes in den geistigen Bewegungen der Karolingerzeit der Romanismus die stärkere Macht war, veranschaulichen Walahfried Strabos Versus de imagine Tetrici sehr deutlich. Theodorich der Große wird hier im Geiste der römisch-klerikalen Ueberlieferung als ein der Hölle überlieferter Tyrann betrachtet, als Beispiel der avaritia und superbia, und der Dichter stellt ihm dann die Lichtgestalt Karls gegenüber, der die Völker dem Christentum zuführt[24]). In den Wirren der folgenden Jahrzehnte waren dann die Einflüsse der römisch-christlichen Weltanschauung noch im Zunehmen. Im ersten Teile des Ludwigsliedes führt die leidsame Betrachtungsweise des geistlichen Dichters die Heimsuchung des Frankenreiches durch die Normannen auf die Sünden des Volkes zurück: „Gott verhängt verdiente Züchtigung über die Uebelthäter. Viele gehen jetzt in sich. Wer bislang ein Dieb war, fastet nun und wird dann ein guter Mensch. Lügner, Räuber, Zuchtlose bessern sich.“ Auf solche im Geiste der Kreuz- und Leidenstheorie verfaßten Verse folgt dann aber eine frische und fröhliche Schilderung des siegreichen Kampfes. Die allmähliche Scheidung der von deutschredender Bevölkerung bewohnten Lande von den übrigen Reichsteilen wirkte anregend auf das volkstümliche Empfinden. Der Dichter des Heliand führt die Fahnenflucht der Jünger bei der Gefangennahme des Herren auf die zwingende Macht des Verhängnisses zurück; denn sonst müßte sie diese nach germanischer Anschauung für ewig verunehren.

Auf dem Gebiete des Rechtes zeigt in den hier behandelten Zeiträumen die Geschichte der Germanen eine immerhin in den

[22]) Einhard, Kaiser Karls Leben 19.
[23]) Mönch v. St. Gallen II, 6 und II, 17.
[24]) Ebert II, S. 155.

Grundzügen selbständige Entwicklung. In der isländischen Grâgâs besitzen wir das Denkmal eines völlig frei ausgestalteten rein germanischen Rechtes. In die Volksrechte sind zwar vielfach byzantinische Einflüsse eingedrungen, aber der Kern ist doch germanisch geblieben. Von Haus aus waltet in den Stammesrechten eine gewisse Abneigung gegen überflüssiges Blutvergießen vor; wie das Rechtsinstitut der Chrenekrude (Lex salica Tit. 58) beweist[25]). Das Leben des freien Stammeseingesessenen wird hoch eingeschätzt. Das zeigt die Einrichtung des Wergeldes, die sich aus dem älteren Zustande einer größeren Zurückhaltung der Behörden blutigen Geschlechterfehden gegenüber zum Vorteil der Gesamtheit entwickelt hat. In einer gewissen Rücksicht auf die Tiere ist menschliches Mitgefühl erkennbar; nach Tit. 2 der Lex salica ist der Diebstahl eines säugenden Ferkels mit 3 Solidi zu büßen, während auf dem Raub eines bereits entwöhnten nur 1 Solidus steht. Unmittelbar hat die romanistische Kultur bis zum 13. Jahrhundert keine bedeutende Einwirkung auf die Rechtsbildung in Deutschland ausgeübt; die Veränderung der gesellschaftlichen Gliederung brachte aber eine allmähliche Einschränkung des Einflusses der Gesamtheit der Freien, eine Verminderung der lebendigen Teilnahme der ursprünglich zum Finden des Rechts berufenen Gemeinde mit sich. So fand eine zeitgemäße Weiterbildung nur in beschränktem Maße statt; das volkstümliche Recht begann frühzeitig zu kümmern, während das kanonische Recht ihm Boden abgewann[26]). Ein frischeres Leben entwickelte sich im germanischen Norden; es sei nur auf die verhältnismäßig große Fülle der Kodifikationen und die Teilnahme der Herrscher, wie der Gemeinden am Rechtsleben in Norwegen, Gothland und Schweden verwiesen.

Ein unverkennbarer Aufschwung volkstümlichen Geistes ging dem Zeitalter der sächsischen Kaiser vorher und begleitete es, ein Auf-

[25]) Es besteht darin, daß der Verfehmte aus den 4 Winkeln seines Hauses Staub zusammenrafft, ihn von der Schwelle aus mit der linken Hand über die Schulter auf seine nächsten Verwandten wirft und dann nur mit einem Hemde bekleidet, ungegürtet und ohne Schuhe mit einem Stab in der Hand über den Zaun entweicht. Für den nicht gedeckten Rest der Buße einzutreten fällt dann den Verwandten zu. Vgl. Jacob Grimm, deutsche Rechtsaltertümer II. Aufl. Gött. 1854 S. 110.

[26]) Schröder, deutsche Rechtsgeschichte S. 72 sagt geradeheraus, das Strafrecht der germanischen Urzeit, wie wir es aus Tacitus und durch Rückschlüsse aus späteren Aufzeichnungen, namentlich sächsischen und friesischen Quellen, erkennen, sei vollkommener, als das des christlichen Mittelalters gewesen.

schwung, der seine stärksten Antriebe von der Regierung Ottos des Großen empfing. Zunächst äußerte sich das gekräftigte Selbstbewußtsein in einem urwüchsigen Stammesgefühl. Ziemlich lebhaft war dies bei Baiern und Franken entwickelt. Die ersteren rühmen sich ihrer Ueberlegenheit gegenüber den Welschen schon in den Kasseler Glossen (um 800): Tole sint uualhâ. spâhe (klug) sint peigirâ. luzîc ist spâhe in uualhun mêra hapênt tolaheiti denne spâhî. Da die Baiern im 9. und 10 Jahrhundert nach Süden hin erobernd gegen die Romanen vordrangen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß es sich hierbei um eine sprichwörtlich gewordene, etwas prahlerische Redensart handelt, denn auch der Baier Wolfram von Eschenbach sagt im Parzival [27]):

> ein prîs den wir Beier tragn
> muoz ich von Wâleisen sagn:
> die sint toerscher denne beiersch her.

Liutprand von Cremona [28]) schildert den Uebermut der Baiern, die mit Arnulf nach Italien kamen; ein Baier habe die Italiener fortgesetzt durch seine Reiterkünste verhöhnt und sie als Feiglinge bezeichnet, die nicht reiten könnten, er sei dann aber im Zweikampfe trotz seiner Gewandtheit durch einen Lanzenstoß getötet worden.

Einen schönen und warmen Ausdruck findet das Stammesgefühl der Franken in Otfrieds Christ.

„Vuanana sculun frankon einon thaz binnankôn ni sie in frengiskôn biginnên, sie gotes lob singên?“ [29]) fragt der Dichter. Er rühmt von seinen Landsleuten, sie seien so kühn wie die Römer und machten den Griechen den Vorrang darin streitig. Sie hätten genug Herrschermacht und seien schnell zum Schwerte. Sie besäßen Verstand zu ihrem Nutzen und wohnten mit allem Geräte wohl versehen in gutem Lande. Kein Volk entzieht sich ihnen, das ihr Land berührt, durch ihre Tüchtigkeit wird es zu dienen gezwungen, so alle Menschen, wenn nicht die See dazwischen tritt. Ein Volk, das wider sie kämpfen möchte, belehren sie mit Schwertern, nicht mit Worten, und mit scharfen Speeren. Deshalb mögen sie sich fürchten. Sie sind an Sippe und Wert von Alexanders Geschlecht. Nimmer dulden sie, daß einer bei ihnen König sei, der nicht unter ihnen aufgewachsen. Sie wirken alles mit Gott und sind

---

[27]) Lachmann III, 121, 7.

[28]) Antapodosis 2.

[29]) Warum sollen die Franken es allein entbehren, daß sie nicht beginnen, Gottes Lob fränkisch zu singen.

nach seinem Gebote gar sehr fleißig das zu lernen, was ihnen die Bücher erzählen, es auswendig herzusagen, und es bereitwillig zu erfüllen.

Doch auch die Sachsen wollten nicht zurückstehen. Es erfüllte sie mit freudigem Stolz, daß ihr Stamm zur Herrschaft im Reiche berufen wurde. Widukind, der Geschichtschreiber der Glanzzeit des sächsischen Hauses, wendet sich in seinen sächsischen Geschichten mit warmer Begeisterung seiner Aufgabe zu. Das zeigt sich schon in den Eingangsworten: Mit seinen Heiligenleben habe er nach Kräften die litterarischen Pflichten erfüllt, die er seinem geistlichen Berufe schulde; jetzt wolle er, soweit er vermöge, seine Kräfte der Verehrung gegen seinen Stamm und sein Volk weihen. Die Sachsen erscheinen ihm als der bevorzugte Stamm. Sie, die einst „Bundesgenossen und Freunde der Franken waren“ — (er hat dabei den gemeinsamen Kampf gegen die Thüringer im Auge) — sind nun mit Ihnen ein Volk im christlichen Glauben geworden. Ein lebendiges Bewußtsein von der kriegerischen Kraft und der Machtstellung des Reiches äußert sich auch in der Rede, die Widukind Otto vor der Schlacht auf dem Lechfelde in den Mund legt. „Bis hierher“, sagt Otto seinen Mannen, „habe ich mit euren rüstigen Armen und stets siegreichen Waffen rühmlich gekämpft und außerhalb meines Bodens und Reiches allenthalben gesiegt, und sollte nun in meinem eigenen Land und Reiche den Rücken zeigen“. — Und weiterhin: „Schimpflich wäre es für uns, die Herren fast ganz Europas, jetzt den Feinden uns zu unterwerfen[30]). Auch Thietmar von Merseburg ist sich einige Jahrzehnte später der begünstigten Stellung des Deutschen Reiches und der sächsischen Herrscher wohl bewußt. In dem poetischen Vorwort zu seiner Chronik verkündet er, er wolle schildern:

Leben und Thaten der Herrscher, die, sächsischem Stamme entsprossen,
Deutschland lenkten, das Reich, das stolz, wie des Libanons Ceder,
Raget empor durch sie vor den übrigen Reichen der Erde.

Und im älteren Leben der Königin Mathilde (Kap. 4) heißt es mit Bezug auf die Königswahl Heinrichs I: „Durch diese Fügung mit einem Könige begabt, genießen die Sachsen gar hoher Ehren, sie, denen niemals früherhin solch ansehnlicher Vorrang beschieden war. O Germanien! Du einst unter anderer Völker Joch gebeugt, jetzt aber in kaiserlichem Schmuck erhöht, liebe den König“ u. s. f.

Liutprand, der Langobarde, der ergebene Anhängers Ottos des Großen, fühlt sich ganz als Germane. Er sagt dem griechischen

[30]) Widukind, Sächsische Geschichten I, 13 und 15, III, 46.

Kaiser, der ihm vorwirft, daß er kein Römer, sondern ein Langobarde sei: „Wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lotharingier, Baiern, Schwaben und Burgunder verachten diese — (die Römer) — so sehr, daß wir für unsere Feinde, wenn wir recht zornig sind, kein anderes Scheltwort haben, als: Römer".[31]) — Er findet in dem Bewußtsein, der Diener eines gewaltigen Fürsten, eines lebensfrischen Staatswesens zu sein, kaum genügend Worte der Verachtung für Nikephorus, der ihn nicht so behandelt hatte, wie es dem Gesandten zukommt. „Der Beherrscher der Griechen trägt langes Haar, Schleppkleider, weite Aermel und eine Weiberhaube, ist ein Lügner, ein Betrüger, ein unbarmherziger, fuchslistiger, übermütiger Mensch, voll heuchlerischer Demut, geizig, habsüchtig, nährt sich von Knoblauch, Zwiebeln und Porren und säuft Badewasser. Dagegen trägt der König der Franken schön gekürztes Haar, eine Kleidung, die von der Weibertracht ganz verschieden ist und einen Hut, ist ein Freund der Wahrheit, aller Hinterlist fremd, barmherzig am rechten Ort, streng, wo es nötig ist, immer von wahrer Demut, nie geizig und nährt sich nicht von Zwiebeln, Knoblauch und Porren, um dadurch die Tiere zu sparen, indem er diese nicht ißt, sondern verkauft, Geld zusammen zu scharren [32]). Die Lotharinger genießen als Halbschläger am wenigsten Vertrauen. Widukind sagt von ihnen, indem er sie ähnlich wie Cäsar die Gallier kennzeichnet: sie seien unzuverlässig, an Ränke gewöhnt, stets fertig zum Krieg und zu Veränderungen geneigt, — ein Urteil, welches allerdings wohl durch die Haltung des lothringischen Herzogtums unter Otto dem Großen mit beeinflußt ist.

Im Bewußtsein höherer Gesittung werden sowohl die Slaven der Ostgrenze, wie die Ungarn jetzt von den Schriftstellern als Barbaren bezeichnet. An den Gefangenen ward oftmals grausame Vergeltung geübt. Nach den Schlachten bei Lenzen und auf dem Lechfelde werden sie sämtlich getötet. Die in einer siegreichen Schlacht in Calabrien (969) gefangenen Griechen werden mit abgeschnittenen Nasen nach ihrer Heimat zurückgesandt [33]).

Es wäre nun irrig, einen Aufschwung des Volksgeistes lediglich in den Aeußerungen des Selbstgefühles im Gesamtbewußtsein oder auch im Fürsichempfinden der Stämme suchen zu wollen, er muß sich

[31]) Gesandtschaftsbericht 12.

[32]) Ebenda 40.

[33]) Widukind III, 72.

vielmehr auch darin kundthun, wie die überkommenen Bildungskeime fortentwickelt, die geistigen Besitztümer vermehrt werden. Da ist nun unter den Sachsenkaisern eine fruchtbringende Aneignung und Vertiefung der überkommenen christlichen Gedankenwelt im Vergleich zu der weit mehr äußerlichen, werkheiligen Auffassung der Merowinger- und Karolingerzeit in den Kreisen der Höchstgebildeten merkwürdig. Die Vorstellung der persönlichen Verantwortlichkeit vor Gott tritt lebendig hervor, das Christentum wird als Gesinnungssache empfunden und die Aneignung seiner Gebote durch den Willen betont. Heinrich sagt nach Widukind vor der Schlacht bei Riade, indem er den Gedanken verwirft, den Ungarn fernerhin Tribut zu zahlen: „Soll ich nicht der Verehrung meines Gottes den irdischen Reichtum widmen, damit wir uns vielmehr von dem erlösen lassen, der wahrhaft sowohl unser Schöpfer als Erlöser ist.“[34]) Ein zartes empfindliches Gewissen zeigt Thietmar, darin ganz ein Kind der Zeit des zweiten Heinrich. Ihm kommen mehrfach Bedenken wegen der weltlich gerichteten Staatskunst des ersten sächsischen Königs, er findet seinen Trost darin, daß Heinrich wegen seiner Vergehen gegen Gott stets Buße gethan habe und schenkt einem Märchen Glauben, nach welchem dieser als Büßer nach Rom gewallfahrtet sein soll. Er bittet Gott, ihm in Gnaden zu verzeihen, daß er während seiner Regierung unrechtmäßigen Besitz an sich gerissen habe[35]). In reumütiger Gesinnung blickt er auf seine eigenen Sünden zurück, da er früher in keiner Weise das Heil seiner Seele bedacht habe. Einen Mitmenschen, der dies Geständnis liest, ersucht er, ihm mit den nötigen Heilmitteln zu helfen und ihm in dem Maße die stützende Hand zu reichen, wie er selbst vor seinem Gewissen entlastet zu erscheinen wünsche. An anderer Stelle bittet er den Leser, ihm durch thränenreiches Flehen die Verzeihung des gestrengen Richters dafür erringen zu helfen, daß er die Propstei zu Walbeck nach der Sitte der Zeit durch Simonie erworben habe. Dann mahnt er die Brüder in Christo, die im Innern verborgene Krankheit dem himmlischen Arzte offen darzulegen, die heilende Arznei, die er darbietet, nicht gering zu achten; der Sünder möge, wenn sein letztes Stündlein schlägt, nicht mit dem reuevollen Eingeständnisse zögern, um einen gnädigen Vergeber im Himmel zu finden. Wiederholt giebt

---

[34]) Ebenda I, 38.
[35]) Chron. I, 8—9.

er in einer eingehenden Darlegung seiner Fehler die Wachsamkeit seines Gewissens und seine Demut kund [36]).

Reine christliche Empfindung zeigt sich sehr ansprechend in den Gesprächen des Erzbischofs Bruno von Köln auf seinem Sterbelager, wie sie von dessen Biographen Ruotger aufgezeichnet sind. „Ich warte auf das Mittel der Gnade", sagt der Kranke, „ich bin in den Händen meines Schöpfers: ich erwarte in Ruhe, daß er mit mir mache, was ihm gefällt. — Unsern Herrn Jesus Christus kann niemand nennen, es sei denn im heiligen Geiste; nach ihm ist all mein Begehren, und mein Seufzen ist ihm nicht verborgen." Die Frömmigkeit jener Zeit äußerte sich vor allem auch in unermüdlicher Mildthätigkeit und Nächstenliebe; durch diese Eigenschaften ist die Königin Mathilde zu einem sittlichen Vorbilde geworden. Ihre Gestalt erscheint in etwas unbestimmtem Lichte, da die beiden Lebensbeschreibungen zum großen Teil Kompilationen aus allen möglichen älteren klassischen und frühmittelalterlichen Schriftstellern sind, aber jedenfalls ist sie eine außerordentlich wohlthätige und in frommen Werken unermüdliche Frau gewesen. Nach der Fortsetzung von Widukinds Sachsengeschichte erfüllte sie auch in der Nacht ihre Zelle, die sich ganz in der Nähe der Kirche befand, mit dem Wohlklange himmlischer Lieder, sie entließ niemanden ohne freundlichen Zuspruch und selten jemanden ohne Geschenk. Sie lernte rastlos und unterwies ihre Diener in Künsten und Wissenschaften. Jede freie Stunde des Tages füllte sie mit nützlicher Beschäftigung aus.

So zeigt sich im zehnten Jahrhundert in Deutschland das Aufstreben zu einer geläuterteren Form der Frömmigkeit, man kann dieses mit einigem Recht als eine Blütezeit deutschen Glaubenslebens bezeichnen. Zu dogmatischen Tüfteleien ist wenig Neigung vorhanden. Es gedeiht aber eine schlichte und ernste Sittlichkeit. Der Dienst Gottes verlangt hohe Opfer an Bequemlichkeit und irdischem Behagen, die von den thatkräftigen Naturen willig dargebracht werden. Das Ansehen der geistlichen Gewalt ist fortwährend im Steigen, doch sucht sich das Bischoftum auf das Kaisertum zu stützen und widmet seine besten Kräfte dem Reichsdienste. Allein neben einer tieferen Auffassung des Geistigen im Christentum erscheint bei den Durchschnittsmenschen ein naives Vertrauen auf gute Werke, ja dieses zeigt sich doch auch wieder in ziemlich urwüchsiger Form auch bei vornehmeren Geistern, die andrerseits ein mehr innerliches Ver-

[36]) Chron. VI, 30, VII, 10, VIII, 8.

ständnis für die christliche Lehre bekunden. Ein roher Wunderglaube besteht ungebrochen fort, wenn die Phantasie hier auch nicht mehr die gleiche Fruchtbarkeit wie in früheren Jahrhunderten entfaltet. Daneben erhielten sich in breiten Volksschichten heidnische Gebräuche und Anschauungen oder auch ein christlich übertünchtes Heidentum. Der Reliquienaberglaube besteht in alter Stärke. Der König der Westfranken führt bei Widukind [37]) die innern Streitigkeiten in seinem Reiche und das Gedeihen des Sachsenstammes darauf zurück, daß die Gebeine des heiligen Vitus von Paris fortgeführt und nach Korvei gebracht seien, und das wird von dem Geschichtschreiber ausführlich bestätigt. Auch der weitsichtige und thatkräftige Bruno war ein eifriger Reliquiensammler, und nach Ruotger soll er mit diesem Bestreben auch den Beraubten Gutes erwiesen haben, indem er bei ihnen das Verlangen nach solchem Besitz durch den Verlust anfachte [38]). Vor der Ausübung der ehelichen Rechte zur Fastenzeit oder vor kirchlichen Festen wird in höchst geschmacklosen Teufelsgeschichten gewarnt. Aus einem solchen Grunde muß der Sohn Heinrichs I sogleich mit der heiligen Taufe gereinigt werden, und dennoch stören unter beiden Herrschern viele Unruhen den Frieden des Reiches [39]). Unmittelbar daran schließt sich dann eine ähnliche warnende Geschichte aus bürgerlichen Kreisen. Allerdings erscheinen besonders tüchtige Kinder als die Früchte eines solchen sündhaften Verkehrs, so auch der gestrenge und unermüdliche St. Galler Lehrmeister Iso. Dessen Eltern werden nach einem derartigen Vergehen von plötzlicher Reue ergriffen. Sie thun öffentlich Kirchenbuße und erlangen dadurch Reinigung und Verzeihung des Himmels, die sich dann in der Entwicklung des Sprößlings offenbart [40]). Die Askese und Selbsterniedrigung erschien auch den Besten der Zeit als das sicherste Mittel zum Frieden mit Gott zu gelangen. Graf Ansfried von Löwen, dem einst der große Otto in Italien wegen seiner Zuverlässigkeit die Obhut seiner Person anvertraut hatte, wünscht nach dem Tode seiner Gattin nichts sehnlicher, als unter einer recht strengen Ordensregel in ein Kloster einzutreten. Auf den Wunsch Ottos III übernimmt er das Bistum Utrecht. In seinem hohen Alter wird er aber Mönch. Er speist täglich 72 Arme mit eigener Hand und badet die Schwachen trotz seiner Erblindung. In einem von ihm

---

[37]) I, 33.

[38]) Ruotger, Kap. 32.

[39]) Thietmar, I, 14.

[40]) Ekkehard Casus Sancti Galli II, 30.

selbst gegründeten Kloster unterwirft er sich strenger Zucht, wird oft wegen Widersetzlichkeit mit Ruten gezüchtigt und kasteit sich in jämmerlicher Weise zu Tode [41]). Erzbischof Bruno, der die Weisung seines Bruders, die Verwaltung von Lothringen zu übernehmen, als Befehl ansieht und im Dienste des Reiches keine Ermüdung kennt, fühlt sich doch im innersten Herzensgrunde zu beschaulichem Leben und zur Askese hingezogen. Er geht unter seinen reich gekleideten Vasallen im bäurischen Schafpelz, verbannt von seinem Lager jede Bequemlichkeit und entzieht sich trotz seiner Gewöhnung an größte Reinlichkeit die Wohlthat regelmäßigen Badens. Er wünscht im Klosterfrieden zu ruhen; seine Leiche muß auf sein Geheiß nach einem Mönchskloster gebracht werden, das er gegründet hatte [42]).

Verwandte Züge weist das Bild des heiligen Oudalrich, Bischofs von Augsburg, auf. Dieser wußte es beim Regierungsantritte Ottos I zu erwirken, daß an seiner Stelle sein Neffe Adalbert die Heerfahrten mit der bischöflichen Ritterschaft zu machen hatte, damit er sich ganz seinem geistlichen Amte widmen könne. Auch er war ein Vorbild gottseligen Wandels in dem an bestimmten äußerlichen Handlungen haftenden Sinne der Zeit. Er enthielt sich häufig des Fleisches, während es um ihn am Tische im Ueberflusse genossen ward. Bei seinen täglichen Mahlzeiten wurden Arme, Krüppel und Lahme zuerst bedient. Während der Fastenzeit unterwarf er sich ganz außerordentlichen frommen Uebungen, die besonders in Gesängen, Gebeten, Kniebeugungen und täglicher Fußwaschung und Bekleidung von 12 Armen bestanden. Dabei führte er in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten eine musterhafte Verwaltung und entfaltete auch im Reichsdienste in Krieg und Frieden eine gesegnete Thätigkeit [43]). Seinen Gipfelpunkt erreichte der Trieb zur Selbstpeinigung in dem Opfer, das die reclusae für ihr eigenes und anderer Seelenheil brachten, die sich, wie die heilige Wiborada bei St. Gallen († 927), in einem kleinen Gelaß einmauern ließen, um bei dürftigster Nahrung, in Kälte, Schmutz und Unrat unter frommen Uebungen ihr Dasein zu fristen. Doch sind es begreiflicherweise nur vereinzelte Frauen gewesen, die es bis zu diesem Aeußersten gebracht haben.

Trotz der Grausamkeit, die sich im Kriege gegen Andersgläubige und gänzlich Stammesfremde offenbarte, war doch das Mitleid und

[41]) Thietmar IV, 24.
[42]) Leben, Kap. 48.
[43]) Leben Oudalrichs, Kap. 3 und 4.

versöhnlicher Sinn bei vornehmeren Naturen rege. Otto bewies den Empörern, die zu verschiedenen Zeiten gegen ihn die Waffen erhoben, eine weitgehende Milde, und von Bruno berichtet Ruotger, daß er oft bitterlich weinte, wo er hart strafen mußte[44]). Die alte Wundersucht zeigt sich noch immer in den verzerrtesten Formen. Je mehr eine Persönlichkeit im Geruche der Heiligkeit und gottseligen Wandels stand, desto zahlreichere und erstaunlichere Wunder hefteten sich in der Erinnerung an sie. Die Empörer, welche in Augsburg zu Oudalrichs Zeiten Beute gemacht haben, werden von bösen Geistern befallen und müssen zu Grunde gehen oder ihren Raub zurückgeben und Buße thun. Die Wunderberichte der Evangelien werden auch jetzt stark ausgenutzt. Von dem eben genannten Bischofe werden allein drei Wunderthaten auf dem Wasser erzählt; er durchreitet einen Fluß, dessen Wasser seinem Begleiter bis an den Gürtel reicht, ohne sein Gewand zu benässen; ein leckes Schiff kann nicht untergehen, solange der Bischof sich auf seinem Verdeck befindet; endlich ist er sogar imstande, nachdem er die Meßkleider angelegt und das Meßopfer dargebracht hat, den Taro, einen Nebenfluß des Po, mit seinen Begleitern zu überschreiten. Ja, bei dem ersten dieser Wunder fehlt sogar nicht das Geheiß, welches der Umgebung die Verbreitung des Wunders verbietet[45]). Eine ungehorsame Klosterfrau wird in anmutiger Abwechselung gegenüber der Maßregelung des Zacharias im Lukasevangelium mit Lahmheit bestraft, bis der Bischof der Gedemütigten Segen und Ablaß erteilt. Da ist sie sofort geheilt, läuft dem Bischof in der Kirche voraus, wirft sich ihm zu Füßen, lobt Gott, verspricht ihren Ungehorsam abzulegen und kehrt fröhlich nach Hause zurück[46]). Natürlich muß der Leib der verschiedenen Heiligen einen süßen Geruch verbreiten, der von allen Anwesenden bemerkt wird, ein Wunder, das sich auch beim Tode des schon erwähnten Ansfried ereignete. Der St. Galler Mönch Iso bestreicht einem blinden Bettelknaben mit einer Salbe die Augen und erteilt ihm den Segen, worauf der Knabe plötzlich laut ausruft: „Ich sehe, Herr, ich sehe —“ und geheilt ist. Auch hier wünscht der Wunderthäter seine übernatürliche Kraft zu verheimlichen und schiebt daher alles auf die Salbe[47]). Eine gewisse Eigenart zeigt diese fromme Mythenbildung nur in Geister- und Teufelsgeschichten.

[44]) Ruotger, Leben Brunos, Kap. 34.
[45]) Leben Oudalrichs, Kap. 17, 18.
[46]) Ebenda, Kap. 19.
[47]) Ekkehard, II, 31.

Ein Schrat, der den Keller des geizigen Bischofs Pluto beraubt, wird unter Anwendung von Weihwasser in Menschengestalt ergriffen und am Schandpfahl ausgepeitscht [48]).

Der ältere Notker zu St. Gallen erscheint in der Klosterchronik als der starke Ueberwinder des Teufels; dieser zeigt sich ihm in Hundegestalt, wie ein Schwein grunzend, wird aber von dem unerschrockenen Mönche mit dem Krummstab des heiligen Gallus derb gezüchtigt und vertrieben [49]).

Eine natürliche Erklärung ist in anderen ähnlichen Geschichten nicht minder naheliegend, wie hier. Um die Auferstehung der Toten zu beweisen, wird heidnischer Dämonenglaube zu Hilfe genommen, die Geister der Verstorbenen müssen den Lebenden ihr nahes Ende vorhersagen [50]). An anderer Stelle [51]) bemerkt derselbe Verfasser, dieser entseelte Leib stehe vor der Auferstehung allen Fleisches nicht wieder auf, wenn es nicht um der Verdienste des Verstorbenen willen zeitweilig geschehe. Die Seelen der Verschiedenen mußten also nach dieser Vorstellung ein schattenhaftes Zwischendasein führen, eine Anschauung, die sicherlich von Haus aus mehr dem Heidentum als dem Christentum angehört, wenn sich auch die kirchliche Lehre vom Fegefeuer ihrer bemächtigt. Den Einfluß, welchen die Anschauungen heidnischen Naturdienstes dauernd auf die Masse des Volks ausübten, lassen die gelegentlichen Erwähnungen der zeitgenössischen Berichte mehr ahnen, als erkennen. Am stärksten ist der alte Glaube an der Ostgrenze, an der mittleren und unteren Elbe geblieben [52]). Dort wurden nach Thietmars Eingeständnis Hausgeister oder Hauskobolde verehrt, während die Kirche und ihre Priester fast ohne jeden Einfluß waren. Wir wissen, daß Hraban umsonst gegen die abergläubische Sitte eiferte, daß man bei abnehmendem Monde Lärm machte, Pfeile in die Luft schoß, Feuer hinaufschleuderte, ebenso gegen Aberglauben bei Reisen, Beobachtung der Vögel und ihres Gesanges, des Tages der Abreise und der Ankunft, des Niesens [53]). Aehnlich mahnt Thietmar gelegentlich einer Sonnenfinsternis, man möge nicht glauben, sie werde durch die Zaubersprüche alter Weiber oder da-

[48]) Mönch von St. Gallen I, 23.

[49]) Ekkehard III, 41.

[50]) Thietmar I, 7.

[51]) Ebenda VII, 23.

[52]) Thietmar VII, 50.

[53]) Vgl. hier Jak. Grimm, Deutsche Mythologie 4. Aufl. S. 588, 944, 953, 935.

durch hervorgerufen, daß die Sonne den Mond verschlänge; er weiß vielmehr, daß diese Erscheinung mit der Konstellation der Sonne und des Mondes zusammenhängt [54]). — Wenn man den Stand der geistigen Kultur des deutschen Volkes zur Zeit der Sachsenkaiser, wie er sich in der Färbung und Stärke des religiösen Bewußtseins ausprägt, im ganzen überblickt, nimmt man wohl einzelne schöne Früchte, Zeugnisse von einem geläuterten, innerlich ausgereiften Glaubensleben wahr, daneben aber einen Wust von Werkheiligkeit, mannigfach ausgebildeter Askese, rohem Wunderglauben, heidnischem und halbheidnischem Dämonendienst. Es ist aber eine aufsteigende Entwicklung zu erkennen, die, wenn sie sich selbst überlassen blieb, weiter zu führen vermocht hätte. Die triebkräftigen Regungen der Eigenart waren noch zart, aber sie waren im nationalen, wie im religiösen Bewußtsein vorhanden. Ein Hemmnis der freien Entwicklung war die fremde Sprache, welche im Gottesdienst, im Staatsleben, in der Wissenschaft und teilweise auch in der Dichtung, ja in Ansätzen volkstümlicher Poesie herrschte. Die aus einer fremden Kulturwelt übernommenen Vorstellungen trübten selbst bei einem in seinem Empfinden so volkstümlichen Schriftsteller wie Widukind das Bild des eigenen Zeitalters, sodaß er König Heinrich nach dem Siege bei Riade vom Heer als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßen läßt, ganz ebenso wie später den Sohn nach der Schlacht auf dem Lechfeld. Kleidete doch selbst die St. Galler Verskunst das Lied von Walter, in dem sich wie in keinem andern der urwüchsige Reckensinn der Germanen ausprägt, in Sprache und Versmaß Vergils. Nur in vereinzelten Denkmalen lebte der Geist der germanischen Vorzeit unverletzt fort, so in dem Hildebrandsliede und dem angelsächsischen Gedichte von Byrhtnoths Fall (991 gegen die Dänen), das die Mannentreue im letzten Kampfe ergreifend und markig verherrlicht.

Das gefährlichste Hindernis einer weiterhin aufsteigenden Entwicklung deutschen Volkstumes wurden die hierarchischen Bestrebungen der Kirche, umsomehr, als das Königtum mit Otto dem Großen in nähere Beziehungen zum päpstlichen Stuhle getreten war. Zwar schien sich anfänglich das Verhältnis durchaus zum Vorteil des Kaisertums zu gestalten: die Weihe des Papstes sollte nicht stattfinden, ehe er dem Kaiser Treue geschworen. Aber die weitere Entwicklung lehrt, daß der 962 zwischen Otto und Papst Johann XII

---

[54]) Chronik IV, 10. Vgl. hierüber auch Adam von Bremen.

geschlossene Vertrag nur ein Ergebnis der persönlichen und politischen Obmacht des damaligen Kaisers ist. Der Bund des deutschen Königs mit dem Papsttum führte in der Folge zu einer Verquickung der Interessen des Reiches und der Kirche, die als ein schleichendes Uebel in der Geschichte des deutschen Mittelalters gewirkt hat. Während der Kirche durch die Reform mächtige Hilfsquellen zuflossen, sah sich das Kaisertum am Ausgang des 10. Jahrhunderts bei dem Versuch, eine herrschende Stellung über den Nationalitäten zu gewinnen, an den Quellen seiner Kraft empfindlich geschädigt. Die mühselige Regierung Heinrichs II erschöpft sich darin, die Thorheiten des dritten Otto[55]) wieder auszugleichen. Unterdessen hatte das Papsttum Zuwachs an geistigen Machtmitteln erfahren. Die Reform der Klöster, die von Lothringen und Burgund ausging, hatte allerdings ursprünglich mit den Ansprüchen der Päpste nichts zu schaffen; ihr Hauptziel war, den Einfluß der Aebte zu stärken und die Befugnis der Convente zu beschränken, sie führte also zu einer strafferen Zentralisierung der Klosterverfassung. Diese Reform stieß in Deutschland von vornherein auf großen Widerwillen, wie das Ekkehards St. Galler Klosterchronik trefflich veranschaulicht. Es ist keine Frage, daß in den deutschen Klöstern damals die Beobachtung der Regel manches zu wünschen übrig ließ. Ekkehard II, der am Hofe Otto I geweilt hatte, wird, als die Besichtigungskommission im Kloster angemeldet ist, vom Könige wie vom Thronfolger beschworen, „die Insassen möchten wahrnehmen, was zur Regel gehört". Der Vorsitzende dieser Kommission, der Erzbischof Heinrich von Trier, muß die Klosterinsassen mahnen, „sie möchten, um dem üblen Rufe zu entgehen, zu dem gemeineren Maßstabe der Regel zurückkehren"[56]). In allem, was Ruodmann von Reichenau und dann der erwähnten Kommission gegenüber zum Ruhme des heiligen Gallus in der Klosterchronik erzählt wird, liegt zweifellos viel Enstellung und absichtliche Selbstberäucherung. Aber es muß auf die großen Leistungen St. Gallens und anderer Klöster, auf Männer wie Hraban und Walahfried Strabo, auf die Notker, die Ekkeharte, auf die weithin berühmte Pflege des St. Gallener Kirchengesanges hingewiesen werden; man muß sich vergegenwärtigen, was die deutschen Klöster bei vielleicht oftmals etwas saumseliger Beobachtung der Regel geleistet haben.

---

[55]) Vgl. Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte V, S. 100f.
[56]) Ekkehard XI, 101 und 106.

Auch die sittliche Zucht der Klosterschulen ist vor dem Eindringen der Reform des 11. Jahrhunderts im ganzen fruchtbringend gewesen. Wie von dem tiefsten Dichter unseres Mittelalters wird auch von dem St. Gallener Chronisten der Wert rechter Zucht mit überzeugender Kraft betont. Gegen das, was die Reformer verlangten, empörte sich nicht nur der natürliche Eigenwille, sondern auch ein sehr berechtigtes Widerstreben gegen Einführung ausländischer Gewächse. Die Cluniazenser Bestrebungen, in denen die Reform gipfelte, waren aus romanischem Zentralisierungsgelüst hervorgegangen, ihre Verpflanzung nach Deutschland bringt zwar eine straffere Handhabung der Klosterzucht, aber auch den Niedergang der geistigen Blüte in den Klöstern mit sich; die Kirche windet im Bunde mit dieser Bewegung dem Königtum allmählich das Heft aus den Händen. Mit dem Erstarken der Reform mindert sich die unbedingte Ergebenheit der hohen Geistlichkeit gegen das Reichsoberhaupt; der nüchterne, auf praktische Ziele gerichtete Sinn, der bis zu Willegis' Zeiten den deutschen Klerus beseelte, ist im Schwinden; es tauchen allerlei Bedenken auf, die schon die Möglichkeit eines Konfliktes andeuten. Der Verfasser des Lebens des heiligen Oudalrich berichtet (Kap. 3) von einem Gesicht seines Helden, in dem ihm Petrus zwei herrliche Schwerter zeigt, eines mit und eines ohne Griff: er soll dem König Heinrich sagen, das letztere bezeichne einen König, der das Reich ohne bischöflichen Segen innehabe, das erstere einen solchen, der mit göttlichem Segen regiere, eine Mahnung, die man mit Thietmars Urteil über die Ablehnung der bischöflichen Salbung durch Heinrich I zusammenhalten muß. Gerade die Zeit aber zu Beginn des 11. Jahrhunderts, als die Gedanken der Reform in Deutschland Eingang finden und die Vorstellung von der geistigen Hoheit des Papstes und des Priestertums überhaupt sich schärfer auszuprägen beginnt, zeigt eine bedenkliche Abnahme wahrhaft christlichen und kirchlichen Sinnes. Es wird mehrfach von Austritten aus dem geistlichen Stande, von willkürlicher Entfernung aus dem Kloster berichtet. Eine entlaufene Nonne, die einen Slaven geheiratet und von diesem einen Sohn geboren hat, wird zu Ottos des Dritten Zeit später gleichwohl Aebtissin von Magdeburg.

Von Konrads II thatkräftiger Regierung ging ein entschiedener Aufschwung des öffentlichen Lebens aus. Ein denkwürdiges Zeugnis dafür, wie das Ansehen des Kaisers wieder erstarkt war, bietet die bekannte Erklärung der Vasallen des Herzogs Ernst ihrem Lehnsherrn gegenüber: sie hätten in dem König und Kaiser den höchsten

Beschützer ihrer Freiheit, deren sie verlustig gehen würden, falls sie sich mit dem Herzoge wider ihn empörten[57]). Zur Reformbewegung stand Konrad II sozusagen in gar keinem Verhältnisse; einem weiteren Vordringen der Bewegung legte er aber kein Hindernis in den Weg. Das kirchliche Gewissen wird jetzt immer empfindlicher. Wipo tadelt es, daß Kirchenfürsten in den Kampf ziehen, was früher unbedenklich erschien. Daß der König Bistümer und Abteien gegen Geldzahlungen vergiebt, erregt Bedenken und der eben genannte Geschichtschreiber berichtet[58]), daß dieser einmal gelobt habe, forthin kein Geld mehr für geistliche Aemter zu nehmen, ohne daß man ihm indes hierin Glauben schenken dürfte. An der erwähnten Stelle rühmt Wipo sodann von Konrads Nachfolger, dieser habe bisher nicht eines Hellers Wert für geistliche Würden angenommen. In einer solchen beiläufigen Bemerkung offenbart sich mit einem male eine verhängnisvolle Wendung der deutschen Geschichte: der Kaiser läßt zugunsten kirchlicher Forderungen finanzpolitische Gesichtspunkte zurücktreten; er verzichtet auf eine ertragreiche Steuer, um die geistige Macht der Kirche zu erhöhen, die sich nur zu bald mit furchtbarer Schärfe wider sein Haus wenden sollte. Ebenso ausgiebig hat Heinrich III den künftigen Feinden der kaiserlichen Politik durch Wiederherstellung des von seinem Vater vernichteten süddeutschen Stammesherzogtums und die Auslieferung des päpstlichen Stuhles an die Reformer vorgearbeitet. Die Regentschaft der Kaiserin Agnes, Anno und Adalbert verfolgten nach des Kaisers Tode dieselben verhängnisvollen Wege, und als Heinrich IV berufen wurde, die Regierung selbständig zu leiten, fand er sich Schwierigkeiten gegenüber, wie sie bisher noch kein Deutscher Kaiser zu bekämpfen gehabt hatte.

Die Vergewaltigung der deutschen Mönchsklöster durch die Reform, überhaupt deren Sieg in den Anschauungen der Zeit fiel in dem Machtkampfe, der die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts ausfüllt, gewaltig ins Gewicht. Die Askese gewann gerade jetzt eine stärkere Macht über die Gemüter; die Mönche strengerer Richtung, welche Anno von Köln aus Fructuaria nach seinen Stiftern Siegburg und Saalfeld verpflanzte, wurden von der Bevölkerung wie Heilige verehrt, indes die Anhänger der älteren Regel Mißachtung erfuhren. Die mächtigsten Förderer der Zeitströmung wie Heinrich III,

[57]) Wipo, Leben Konrads II, 20.
[58]) Ebenda, Kap. 8.

Kaiserin Agnes und Anno erscheinen mehr willenlos deren Einflüssen hingegeben, als daß sie ihr mit klarem Bewußtsein Unterstützung zugewandt hätten. Selbst ein von so weltlichen Neigungen beeinflußter Herr, wie der Bischof Gunther von Bamberg, der eifrige Förderer der deutschen Heldensage, schloß sich im Herbst 1064 jener abenteuerlichen Wallfahrt nach dem heiligen Lande an, auf welcher es die Pilger für unrecht hielten, ihr Leben mit den Waffen zu verteidigen[59]. Lambert von Hersfeld wurde, obgleich er von Haus aus ein entschiedener Gegner der strengeren Observanz im Klosterleben war, doch durch die Anschauungen der Zeit auf die Seite der Gegner des rechtmäßigen Königs geführt. Die kirchliche Doktrin gewinnt einen unerhörten Einfluß auf das Staatsleben und setzt sich vielfach geradezu an Stelle des Reichsrechtes. Nach Bernold von St. Blasien (zu 1076) beraubt Papst Gregor mit seinem Bannspruche den König zugleich der Treue der Menschen und der Regierung, und auch nach Lambert ist Heinrich durch den Bann „nach den Gesetzen der Pfalz der königlichen Ehre unwürdig geworden" (zu 1077). Die Fürsten, die dem Kaiser zu Tribur entgegentraten und zu Forchheim Rudolf wählten, stellten sich auf denselben Standpunkt. Es ward versucht, den Rechtsgrundsatz, daß der erwählte König nicht im Kirchenbanne sein dürfe, dahin zu wenden, daß mit dem Kirchenbann für ihn, gemäß dem Anspruche Gregors, die Enthebung von der königlichen Würde und die Lösung der Unterthanen von der Pflicht der Treue verbunden sein sollte. Dieser Standpunkt fand zum dauernden Schaden des deutschen Volkes eine teilweise Anerkennung. Soweit in dem wilden Parteikampf der folgenden Jahre die Haltung der einzelnen Reichsstände durch etwas anderes als nackte Selbstsucht bestimmt wird, ist es meist die Vorstellung der päpstlichen Weltherrschaft; das weltliche Schwert wird in den Anschauungen der Menge zu einem bloßen Anhängsel des geistlichen. Die kirchliche Deutungskunst brachte es fertig, die für das Verhältnis von weltlicher und geistlicher Gewalt gänzlich belanglose Stelle von den beiden Schwertern bei Lucas 22, 38 zu einer Lehre zu mißbrauchen, nach welcher das weltliche Schwert, die staatliche Gewalt, zum Dienste des geistlichen Schwertes, der Kirche, bestimmt sei, eine Lehre, welcher schließlich Papst Bonifazius VIII in der Bulle Unam sanctam ihre kennzeichnende Ausprägung gab. Wenn

[59]) Lamberts Jahrbücher zu 1064 und 1065.

es in dem kurzen Bruchstück der Regensburger Reichsannalen (zu 1085) mit aller Deutlichkeit ausgesprochen wird, daß der Kaiser unabsetzbar ist, und von einem Versuch der Widersacher die Rede ist, den Kaiser „aus ihren neuen Schriften" abzuweisen, so muß leider gesagt werden, daß diese deutliche Kennzeichnung des einzigen der Reichsverfassung entsprechenden Standpunktes fast vereinzelt dasteht. Der Verfasser vom „Leben Kaiser Heinrichs des Vierten" ist allerdings offenbar derselben Ansicht; er sagt von der ersten Bannung des Kaisers, sie habe vielen mißfallen, wofern päpstliche Handlungen mißfallen dürften, und berichtet von Beurteilern, die den Bann für wirkungslos und unberechtigt gehalten hätten (Kap. 3); er wagt indes nicht, sich offen zu dieser Meinung selbst zu bekennen. Im übrigen fehlt der zeitgenössischen Geschichtschreibung ein klares Urteil über die reichsfürstlichen Pflichten ganz und gar; Abfall und Empörung wird jederzeit, wo es angemessen scheint, mit pfäffischer Salbung verteidigt. Von denen, die sich nach der Verkündigung des Bannes, wie es scheint hauptsächlich unter dem Einfluß des Erzbischofs von Trier, von Heinrich und seinen Anhängern entfernten, sagt Lambert (zu 1076), „ihr Glaube an Gott sei reiner gewesen, ihnen habe die Würde des Reiches mehr am Herzen gelegen, als den Bleibenden; sie hätten es für besser gehalten dem Könige zu mißfallen, als Gott". Kurz darauf entschlüpft ihm aber das köstliche Zugeständnis, die Fürsten hätten sich unter dem Vorwande der Religion von Heinrich entfernt, und so beleuchtet er selbst den Wert der vorausgesandten Floskeln in eigentümlicher Weise. Als der Erzbischof von Mainz später gleichfalls den König verläßt, sagt derselbe Geschichtschreiber von ihm, er sei vom glühendsten Eifer entbrannt, den Zustand des Reiches zu verbessern. Der Tag von Tribur bezeichnet einen Nullpunkt des nationalen Ehrgefühls. Eine Anzahl schwäbischer und sächsischer Fürsten will Heinrich nicht eher als König anerkennen, bis er öffentlich Buße gethan hat und durch Altmann von Passau in des Papstes Namen vom Banne gelöst ist; weil die Empörer es so wünschen, wird es als Rechtsgrundsatz hingestellt, daß durch jährigen Kirchenbann das Recht auf das Königtum verwirkt werde; der König unterwirft sich dem Urteil der Aufständischen. Ein fanatischer Haß wendet sich gegen die Kirchenfürsten, welche zum Könige hielten. Bruno bemerkt vom plötzlichen Tode des Patriarchen Heinrich von Aquileja (1087), der zu Heinrich übergetreten war, er sei mit fünfzig seiner Leute zur Hölle gefahren, und berichtet dann von einer ganzen Reihe von Fällen, wo Anhänger Heinrichs ein unseliges Ende ge-

funden; Bernold läßt den Genannten an Leib und Seele sterben; Lambert erzählt vom Bischof Wilhelm von Utrecht, „der sich der Sache des Königs wider Recht und Billigkeit hartnäckig angenommen habe", er sei unter kläglichem Geheul und vielen Selbstanklagen gestorben. Der Geist des deutschen Volkes fand, soweit er sich von den Männern der Zeitströmung bestimmen ließ, jetzt seine Befriedigung in einer äußerlichen, selbstgerechten Scheinlegalität; es erschien als fromm, die Priesterehe zu verwerfen, sich von den Simonisten abzuwenden, dem erwählten Könige die Treue zu brechen, dem reichsfeindlichen Papste anzuhängen. Wie zu keiner anderen Zeit war man beflissen, die Seele des Gegners der Hölle und allen Teufeln zuzuweisen; die Verdammungssucht der Reformer wendet sich gegen jeden, der dem gebannten Könige treu bleibt. Eine undeutsche pfäffische Spitzfindigkeit suchte die Begriffe Treue und Untreue, Recht und Unrecht zu vertauschen. Die Hauptbrutstätten dieses Reformgeistes waren die süddeutschen Klöster St. Blasien, Hirschau und Schaffhausen und St. Gorze in Lothringen, seine ergebensten Kämpen unter der höheren Geistlichkeit die Bischöfe Altmann von Passau und Gebhard von Konstanz. In der Unruhe des Bürgerkrieges suchten viele Geistliche wie Laien den Frieden der Klöster auf, die jetzt das meiste Ansehen genossen, und so warben diese Stätten in ihrer friedlichen Abgeschlossenheit der Partei neue Freunde. Zu 1083 berichtet Bernold mit Wohlgefallen, daß in diesen Klöstern jetzt auch die äußeren Dienste durch fromme Brüder verrichtet würden, daß die, welche einst in der Welt Grafen und Markgrafen gewesen, es jetzt für das größte Vergnügen erachteten, in der Küche oder in der Mühle den Brüdern zu dienen oder ihre Schweine zu hüten. Sodann schildert er zu 1091 bei Darstellung des Rückganges der aufständigen Bewegung als eine erfreuliche Erscheinung der Laiengenossenschaften, besonders in Allemannien, die sich an die Mönche anschlossen, nach ihrer Weise lebten und den Klöstern ihr Vermögen übergaben. Die Aufnahme von Konversen muß also damals, acht Jahre später, schon einen größeren Umfang erreicht haben. Sie erlangen später maßgebenden Einfluß auf die klösterliche Verwaltung. Für die wirtschaftliche Blüte und den Einfluß der Klöster war dieses Zuströmen begüterter Laien ein großer Vorteil; zu eben der Zeit, als die Landschenkungen fast gänzlich aufhörten, eröffneten sich ihnen hier neue Einnahmequellen [60]). Von wahrer Frömmigkeit, von der schlichten Einfalt

[60]) Vgl. Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im M.-A. I, 2 S. 690 f.

des 10. Jahrhunderts ist wenig mehr bei dem Geschlecht dieser Tage zu merken. Unter den hervorragenden Schriftstellern des Zeitraumes steht in seiner Anschauungsart Adam von Bremen der Vergangenheit am nächsten; doch auch ihm gereicht es zur größten Befriedigung, daß eine Synode zu Mainz (1089) „die Ketzerei der Simonie und die verruchten Priesterehen“ verdammte. Der Einfluß der Reform und ihrer Anhänger war gegen Ende des Jahrhunderts in stetem Schwinden begriffen; trotz militärischer Erfolge büßte der Aufstand mehr und mehr an Bedeutung ein. Die Zahl der dem heiligen Petrus getreuen Bischöfe und Äbte verringerte sich bedenklich; auf einer Synode des Gegenkönigs Hermann und seiner Anhänger behauptete ein Bamberger Geistlicher vom päpstlichen Primat, auf den die Hochkirchenmänner die Herrschaft der Kirche im Staatsleben gründen wollten, daß ihn sich die römischen Bischöfe selbst zugeschrieben hätten[61]); dieselbe Synode war so ungefällig, eine Untersuchung über die Blutsverwandtschaft ihres Schützlings Hermann und seiner Gemahlin in dessen Gegenwart anzuregen. Der Kirchenbann verlor gegen Ende der achtziger Jahre fast ganz seine Wirkung, die Katholischen vermochten sich nach Bernolds Zugeständnis nicht mehr vor dem Verkehr mit den Gebannten zu bewahren, viele traten zum Kaiser über. Der aus Verfassungskämpfen entstandene, aber durch das Eingreifen des Papsttums genährte und in die Länge gezogene Bürgerkrieg hatte eine furchtbare sittliche Verwilderung im Gefolge, blutige Grausamkeit vergalt dem besiegten Gegner. Mit schrecklicher Härte strafte Anno 1074 die Kölner für ihre Empörung. Die Häuser wurden geplündert, die Einwohner getötet oder vertrieben, die Schuldigen oder Verdächtigen geblendet, geschlagen oder mit hoher Geldbuße getroffen; die Stadt ward nach Lambert, dem begeisterten Verehrer Annos, beinahe zur Einöde. Als der Gegenkönig Rudolf ein Bauernheer Heinrichs am Neckar besiegt (1078), wird ein großer Teil getötet, die übrigen werden „zur milderen Züchtigung“ entmannt. Mehr noch als vordem fand gerade jetzt, im Zeitalter der Reform und der Bürgerkriege, das sittliche Pflichtbewußtsein seine Befriedigung im Sinnfälligen, Äußerlichen. Ein Mann, wie der Bischof Günther von Bamberg, ließ sich von seinen Dienern Schmähworte gefallen, um dadurch seine Demut zu beweisen. Der grimmige Anno diente dem Abt und den Dekanen des Klosters Sigeberg, so oft er dort war, unterwürfig gleich einem Knechte und besuchte bar-

[61]) Bernold zu 1085.

füßig Nachts die Kirchen. Ähnlich ward von dem hochfahrenden Adalbert von Bremen erzählt, daß er vor dem Schlafengehen dreißig und mehr Bettlern knieend die Füße gewaschen habe[62]). Reue, Rührung und Ergriffenheit konnten sich nur in einem Thränenstrom verdienstlich offenbaren. Harte Männer schwammen bei bedeutungsvollen Auftritten in Thränen. Von Erzbischof Adalbert von Bremen wird rühmend erwähnt, daß er das Meßopfer nicht ohne einen reichlichen Zoll der Rührung dargebracht habe. Adam von Bremen hebt von den Dänen als etwas Seltsames hervor, daß sie Thränen, Wehklagen und andere Äußerungen der Reue verabscheuten, welche die Deutschen für heilsam hielten[63]). Im Geiste der Zeit suchte Heinrich IV in reiferem Alter durch außerordentliche Werke der Barmherzigkeit, die übrigens mit seiner reichlich bezeugten natürlichen Mildthätigkeit im Einklang standen, Freunde und Anhänger zu gewinnen. Nach dem Bericht des warmherzigen Verfassers seiner Vita pflegte und beköstigte er in seiner unmittelbaren Umgebung mit großer Aufopferung Arme und Kranke[64]). Dem Reliquienkult huldigen auch jetzt die hervorragendsten Männer der Zeit, unter ihnen der König. Die Wunder, von denen berichtet wird, gehen zum guten Teil von heiligen Knochen aus.

Von den Spitzen des staatlichen und kirchlichen Lebens aus wirkten vorwiegend zersetzende Einflüsse auf das Geschlecht jener Tage ein. Hildebrand suchte seine Forderungen mit demagogischen Mitteln durchzusetzen; den Cölibat, indem er die Gemeinden wider ihre Geistlichen, die letzteren wider die Bischöfe benutzte[65]); im Kampf um den Einfluß auf den deutschen Klerus war ihm die Bannung des Königs, eine durchaus revolutionäre Maßregel, eine willkommene Waffe. Heinrich irrte zu Beginn seiner Regierung weniger in dem, was er erstrebte, als darin, wie er seine Pläne verfolgte. Er hat ohne Zweifel vielfach persönliche Leidenschaftlichkeit walten lassen, und durch seinen Lebenswandel gab er sich mannigfache Blößen. Da die unmittelbare Einwirkung der Persönlichkeit des Königs aber von unberechenbarer Wichtigkeit war, hat er unbestreitbar in seiner Jugend das königliche Ansehen empfindlich geschädigt. In einiger Entfernung vom Zwist der Parteien klärt sich das Urteil. Schon der Verfasser der Vita Heinrichs sagt von Rudolf, er habe als Empörer den Tod

[62]) Adam von Bremen III, 2.
[63]) Ebenda, IV, 6.
[64]) Leben Heinrichs IV, Kap. 1.
[65]) Vgl. Bruno, Kap. 67 (zu 1076).

durch das Schwert verdient. (Kap. IV.) Er findet auch den richtigen Standpunkt gegenüber der empörenden Gewaltthat Heinrichs V, in deren Beurteilung das sittliche Empfinden vieler Zeitgenossen verstumpft erschien. Ekkehard von Aura ist ja in seiner Stellungnahme zur Auflehnung des späteren Kaisers durch Rücksichten gebunden. Von Rudolf sagt er aber, das Ereignis vorwegnehmend (zu 1057), daß er sich zu eigener Verdammnis wider seinen König und Herrn empört habe. Eine klare, nahezu befriedigende Betrachtung des Gesamtverlaufes der Ereignisse zeigt bei ungenauer Kenntnis im Einzelnen Otto von Freisings Chronik (VI, 35 und 36). Obgleich er sich vorsichtig ausdrückt, ist es doch unverkennbar, daß ihm die Bannung des römischen Königs als ungeheuerlich erscheint. Die Kirche, die vorher klein und niedrig war, ist zum großen Berge emporgewachsen. Sie hat das Reich an den thönernen Füßen erschüttert, indem sie den König nicht als den Herrn des Erdkreises ehrte, sondern ihn mit dem Schwerte des Fluches traf. Dadurch sind mannigfache Spaltungen und Gefahren für Leib und Seele über die Christenheit gekommen. Genau dieselbe Auffassung läßt Otto auch im Eingang der Gesta Friderici I, 1 und 8 hervortreten. Es zeigt sich bei dem durchaus kirchlich gesinnten Bischof die zu vollkommener Klarheit ausgeprägte Erkenntnis, daß die kirchliche Bewegung des 11. Jahrhunderts zerstörender Natur war, die Wohlfahrt der Staaten und das sittliche Leben zugleich geschädigt hat.

Für uns kommt nur noch eines hinzu: wir wissen, daß die Kirche nur durch den Schutz und die Pflege des deutschen Königtumes zu einer Macht und einem Selbstbewußtsein angewachsen ist, die ihr den Kampf ermöglichten. Um so weniger kann man den Standpunkt Richard Schröders[66]) teilen, der meint, das Investiturverbot und das Verlangen nach Beseitigung der Simonie sei berechtigt, das Wormser Konkordat eine befriedigende Lösung des Streites gewesen. Die Bistümer und Abteien waren thatsächlich Reichsämter, auf deren Leistungen sich die Daseinsfähigkeit des Reiches gründete. Die Folge davon, daß die Forderungen der Päpste zum Teil erfüllt wurden, war lediglich eine andere Verteilung der Macht zu Ungunsten der Reichsgewalt, ein Beginn der Zersetzung des Kaisertums. Das kirchliche Leben hat durch Unterordnung der Geistlichkeit unter das Papsttum nichts gewonnen, sondern verloren.

Man kann sagen, daß ein Niedergang des nationalen Selbstgefühls als Begleiterscheinung der wirtschaftlichen und politischen

[66]) Rechtsgeschichte, S. 481 f.

Minderung des Reiches auftritt. Neue Rechtsauffassungen setzten sich durch, die das Oberhaupt und mit diesem die Gesamtheit trafen. Wohl entfaltete sich das Königtum unter dem ersten Friedrich noch einmal in glänzender Machtstellung; wohl nahm das Volksbewußtsein unter diesem Herrscher einen gewaltigen Aufschwung und erreichte eine Entschiedenheit und Schärfe wie nie zuvor und nur selten in späteren Jahrhunderten[67]). Aber das Königtum war an den Wurzeln seiner Kraft durch die Schmälerung des Reichsguts und die Erhebung des Reichsfürstenstandes dauernd geschädigt, und der Versuch der Staufer, in Italien Ersatz zu schaffen, hat, obwohl er genial gedacht war und mit furchtbarer Thatkraft ins Werk gesetzt wurde, doch nur den Niedergang beschleunigen können. Als das deutsche Volk seine Heldenkraft und kriegerische Überlegenheit am stolzesten empfand, siechte schon längst der Baum des Reiches, und es war kein Heilmittel gefunden. Im Sachsenspiegel zeigt sich bereits der Niedergang nationalen Selbstgefühls in vollkommener Klarheit; in der Fassung, welche die kirchliche zwei Schwertertheorie dort (Landrecht, Art. 1) erhält, erscheint das geistliche Schwert als das vornehmste. Die Verpflichtung des Kaisers, dem Papste „to bescedener tiet“ den Steigbügel zu halten, ist rechtlich anerkannt. Ebenso kennt das niederdeutsche Rechtsbuch schon die Richtergewalt des Pfalzgrafen über den König (Art. 52) und weiß von drei Gründen, die den Papst berechtigen, den Bann über den Kaiser auszusprechen: wenn er am Glauben zweifelt, sein eheliches Weib verstößt oder Kirchen zerstört. (Art. 57.) Soweit geht ein Rechtsbuch, das im allgemeinen bestrebt ist, die kaiserlichen Rechte zu wahren. Man kann sagen, daß der Weltreichgedanke die deutschen Könige frühzeitig an den Pontifikat band, ohne daß vorläufig eine endgiltige Entscheidung über das gegenseitige Verhältnis der beiden Gewalten stattgefunden hätte. Nachdem unter dem Einfluß der von den Romanen ausgegangenen zentralisierenden Zeitströmung des 11. Jahrhunderts das Papsttum gewaltig erstarkt war, fand die veränderte Stellung der beiden Mächte in der Zweischwertertheorie ihren Ausdruck; die Ueberordnung des Papsttums ward in der That vorübergehend in mehreren Punkten durchgesetzt. Diese Minderung des deutschen Königtums als in sich ruhender Macht bildet neben wirtschaftlichen, finanzpolitischen und territorialen Verhältnissen ein Moment, welches den Niedergang des alten Reiches zu erklären vermag.

---

[67]) Vgl. die schöne Darst. dieses Aufschwungs bei Schultheiß, S. 224—242.

Sitten und Einrichtungen der Universität Greifswald vom 15.—17. Jahrhundert.

Von Georg Liebe.

Infolge des zunehmenden Bedürfnisses an gelehrten Kräften entstand seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die zweite Reihe der älteren deutschen Universitäten, an ihrer Spitze Greifswald 1456. Sie verdankt ihre Gründung einem Privatmanne, dem Bürgermeister Heinrich Rubenow. Auf der Universität Rostock gebildet, seit 1442 bis zu seiner durch eine feindliche Partei veranlaßten Ermordung 1462 Mitglied des Rates seiner Vaterstadt war er ein Freund wissenschaftlicher Bildung, wie seine der Universität vermachte Bibliothek bezeugt, die er selbst auf mehr als 1000 Gulden schätzt. Er war es, der nicht nur den Herzog Wratislaw IX zur Stiftung einer hohen Schule drängte, sondern auch bei dessen mißlicher Finanzlage aus seinem eigenen Vermögen die Mittel hergab. Es waren dies Hebungen aus mehreren Dörfern und die Stralsunder Orbare, das städtische Grundgeld von 142 ½ Mark, welches er für 2000 Mark vom Herzog erwarb. Dazu kamen, zur Besoldung der Lehrer bestimmt, einige vom Rat und verschiedenen Klöstern bewilligte Kirchenpatronate und von Privatleuten gestiftete Kanonikalpräbenden bei der S. Nikolaikirche. Drei vom Herzog und Rat erkaufte Häuser wurden zu Wohnungen für Lehrer und Studenten bestimmt, zwei als collegium maius und minus der Artisten-, eins der Juristenfakultät.

So empfing Pommern, das seine Söhne bisher hauptsächlich nach Prag, Leipzig, Erfurt, Rostock gesandt hatte, seine eigne Bildungsstätte. Daß die Stadt den geeigneten Boden für eine solche bieten mußte, erhellt daraus, daß die Rostocker Hochschule während

des vom Baseler Konzil über ihre Heimat wegen bürgerlichen Streitigkeiten ausgesprochenen Interdikts 1437—1443 ihre Wirksamkeit nach Greifswald verlegte. Dem kirchlichen Charakter der mittelalterlichen Universitäten entsprechend bedurfte die neue Gründung vor allem der Genehmigung des Papstes. Auf Herzog Wratislaws Gesuch beauftragte 1455 Calixtus III den Bischof Stephan von Brandenburg mit der Berichterstattung über die ihm unbekannten Verhältnisse und als diese, auf die Zeugnisse der Pommerschen Aebte und Bischof Hennings von Kammin gestützt, günstig ausfiel, erließ er unter dem 22. Mai 1456 die Stiftungsbulle für ein studium generale, an welchem Theologie, Philosophie, kanonisches und bürgerliches Recht und die übrigen Künste und Wissenschaften gelesen werden sollten unter Ernennung des Bischofs von Kammin zum Kanzler. Die feierliche Eröffnung geschah am 17. Oktober 1456 durch Einführung des päpstlichen Privilegiums seitens des Kanzlers in die Stadt, welcher eine Messe in der Nikolaikirche folgte. Der Herzog stiftete zwei silberne Scepter, welche fortan unter den Kleinodien der Universität aufgezählt bis auf unsere Tage gedauert haben. Heinrich Rubenow wurde zum immerwährenden Vizekanzler und ersten Rektor ernannt [1]).

Die wertvollste Quelle für die wechselnden Geschicke der neuen Hochschule bis zum Jahre 1700 ist kürzlich durch die Veröffentlichung ihrer Matrikel und Dekanatsbücher erschlossen worden [2]).

Welchem Bedürfnis die Gründung entgegen kam, ergiebt sich daraus, daß die erste am 19. Oktober beginnende Immatrikulation 242 Namen zählt, unter welchen allerdings 68 nur ehrenhalber aufgeführt sind, als erste Herzog Wratislaw und Bischof Henning. Fortan schwankt die Zahl von 15—50 durchschnittlich, erfährt Ende des 16. Jahrhunderts einen Aufschwung von 50—200, der mit starken Unterbrechungen während des großen Krieges anhält, um im letzten Drittel des Jahrhunderts zu sinken. Weithin hat sich ihre Wirksamkeit erstreckt, denn wenn auch außer der heimatlichen Landschaft die Mark Brandenburg, Mecklenburg und das Gebiet der Provinz Sachsen das Hauptkontingent stellen, so ist doch auch der Zuzug aus den skandinavischen Landen ein starker gewesen und neben besonders vielen Bayern finden sich durch einzelne alle europäischen Länder vertreten. Die Standesherkunft wird erst seit dem 17. Jahr-

---

[1]) Vgl. Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald, 1857.

[2]) Aeltere Universitätsmatrikeln II Universität Greifswald, 2 Bde., 1893/94 (Publ. a. d. k. pr. Staatsarchiven).

hundert regelmäßiger angegeben nnd weist dann am häufigsten auf Geistliche oder städtische Ratsmitglieder als Väter. Das Alter entspricht meist dem heutigen; für die Ausnahmestellung großer Jugend spricht, daß der Immatrikulationseid bei einem Alter unter 16, später unter 18 Jahren ausgesetzt wurde. Auf die Vorbildung wirft es kein günstiges Licht, wenn ein Student, der 1647 ausnahmsweise, was in der Regel der Rektor that, sich selbst einträgt, seinem Namen den Zusatz beifügt: cifis Treptowgensis filigus honoris kesa gratis inschriptus. Stark macht sich zu allen Zeiten die akademische Wanderung geltend, am häufigsten ist natürlich der Zuzug aus Rostock und Frankfurt, doch werden auch Paris und Dorpat genannt. Aus Frankfurt, dessen Matrikel 1506 seinen Namen aufweist, kam 1509 auch Ulrich von Hutten und wurde gratis immatrikuliert — quia spoliatus omnibus bonis. Die kostenlose Aufnahme, sei es aus dem eben angeführten Grunde oder ehrenhalber, ist überhaupt häufig genug, meist wird ein Bruchteil der pflichtigen Gebühren entrichtet, seltener der gesamte Betrag. Als solcher werden zuerst 2 Mark (= 32 Schilling) genannt, an deren Stelle im 16. Jahrhundert die Gulden- und Thalerwährung tritt (1 Gld. = 24 Schilling = ½ Thlr.). Die Sitte, Gewerbtreibende, die in irgendwelcher Beziehung zur Universität standen, z. B. Buchdrucker, zu immatrikulieren, findet sich auch hier bis ins 17. Jahrhundert.

Die akademischen Einrichtungen stimmen mit denen älterer Hochschulen überein. Es bestanden die drei oberen Fakultäten und als Vorbereitung für sie die der Artisten. Sie alle hatten ihre besonderen Statuten, Siegel, Kasse und Bibliothek, unter denen der Katalog der artistischen 1482 bereits 74 Werke, meist scholastischen Inhalts, aufzählt. In ihrem Besitz befinden sich im 15. Jahrhundert auch ein silberner Becher und allerlei Topfgerät, das in der Wirtschaft der Kollegienhäuser Verwendung gefunden haben wird. Aehnlicher Besitz an Hausrat wird in den Acta nationis Germanicae zu Bologna (ed. Friedländer u. Malagola 1887) aufgeführt. Die Dekane der vier Fakultäten wurden an den Sonnabenden vor S. Georg (25. April) und S. Lukas (18. Oktober) gewählt, die Rektoren, solange ihre Wahl semesterlich stattfand — bis Mitte des 16. Jahrhunderts — am Tage Kreuzes Erfindung (3. Mai) und S. Lukas. Ein feierliches Mahl durfte dabei nicht fehlen. Die Zahl der Lehrer betrug zwölf bis fünfzehn, wovon zwei Mediziner; dazu kamen im 17. Jahrhundert noch einige Extraordinarien, sowie Lektoren der französischen, englischen, italienischen Sprache. Eine auffällige Erscheinung darunter

ist der Italiener Petrus von Ravenna, den Herzog Bogislaw X 1498 auf seiner Rückkehr vom heiligen Grabe zu Padua kennen lernte und nebst seinem Sohn Vincenz als Rechtslehrer für die heimische Hochschule gewann. 1498 und 1499, 1501 und 1502 wurden beide zu Rektoren gewählt, und Vincenz verfehlt nicht, gelegentlich der Inskription einiger weithergekommener Hörer, zu bemerken, daß seines Vaters und sein Ruf sie hergezogen habe. Seiner 1502 im Alter von 20 Jahren gestorbenen Schwester Marieta widmet er am Schluß seiner Eintragungen einen wehmütigen Nachruf. Ihr Tod hat wohl beiden die Stadt verleidet, sie gingen 1503 an die Universität Wittenberg über. Die Einkünfte der Lehrer waren keine sonderlichen, im Anfange bestanden sie meist in einer Präbende; deren eine 1470 auf 30 Mark geschätzt wird. 1563 wurden sie fixiert und beliefen sich dann auf 240—600 Mark, 1634 wurden 200 Gulden für alle festgesetzt. Einen ganz wesentlichen Teil machten die Bezüge von Nebenämtern aus, wie sie die Theologen als Pastoren, die Juristen als Räte, die Mediziner als fürstliche und städtische Aerzte genossen. Am schlechtesten waren bezüglich dieser Möglichkeit die Artisten gestellt und es wurde daher 1630 durchgesetzt, sie bei einer Remuneration für das Gesamtkollegium besonders zu bedenken. Die Folge dieser Nebenämter waren auch in Greifswald häufige „Absentien", über welche z. B. auch in Leipzig geklagt wurde. Schon 1470 wurde deshalb die Gehaltssperre über einen Greifswalder Magister verhängt, aber noch 1642 erhielt der medizinische Professor Schöner dauernden Urlaub nach Stralsund. Als Vortragsart wurde 1480 die zu Paris übliche, also auf scholastischer Grundlage beruhende, eingeführt. Das jährliche Erscheinen eines Vorlesungsverzeichnisses wird erst 1621 erwähnt, aber aus einzelnen Anführungen sind die Gegenstände der Lektionen, wie sie stets genannt werden, zu ersehen. 1521 wurden in der Artistenfakultät gelesen Ciceros De officiis und Cato, Sallusts Bellum Jugurthinum, Vergils Georgica, verschiedene scholastische Autoren und eine Einführung in das Griechische; über Donat disputiert wurde am Montag, Mittwoch, Freitag. Das Verzeichnis von 1570 zeigt in dem Einfluß Melanchthons, der hebräischen Grammatik und den ersten Spuren der Realien schon die Züge der neuen Zeit gleich dem aus Frankfurt a. O. von 1541 erhaltenen [3]). Ja von den drei Medizinern behandeln zwei Melanchthons Physik und sein Buch von der Seele, nur der als Arzt hoch angesehene

[3]) v. Ledebur, Allg. Archiv Bd. 17, S. 298.

Joel ein Kompendium der Medizin. Die Theologen lesen über einzelne biblische Bücher und die Loci communes, die Juristen über einzelne Teile des römischen Rechtes. Dieser Lehrbetrieb zeigt auch 1609 keine bemerkenswerte Veränderung, nur in einer Vorlesung über Arten und Vermögen der Pflanzen läßt die medizinische Fakultät und in einer solchen über den Prozeß die juristische eine wachsende Rücksicht auf die praktischen Anforderungen des Lebens hervortreten. Daß der fleißige Besuch in Greifswald soviel wie an anderen Universitäten zu wünschen übrig ließ, kann man aus der Forderung der Kontrolle schließen, die 1477 wie 1697 erhoben wird. Das regelmäßige Lokal bildeten für die Vorlesungen die Kollegien, sodaß schließlich beide Benennungen zusammenfielen.

In ihnen spielte sich aber bis ins 16. Jahrhundert auch das gesamte übrige akademische Leben ab, so gleich im Beginn der Akt, welcher wie die Immatrikulation die rechtliche so die soziale Gleichstellung des neuen Studenten begründete, die Deposition. Die Handlung, deren letzten Rest die heutige Fuchstaufe darstellt, ist dem Hänseln anderer Berufe zu vergleichen. Sie sollte bildlich zum Ausdruck bringen, wie der als Tier gedachte Fuchs der Hörner, Zähne, Haarzotteln u. s. w. beraubt und zum Menschen gemacht wurde, aber durch die Anwendung ungeheuerlicher Instrumente — wie bei der Schiffstaufe — wurde die Ausführung sehr realistisch. Den Schluß bildete ein Mahl auf Kosten des Neulings. Ausartungen der Späße wie der Kosten zu begegnen, wurde noch 1592 eine Depositionsordnung erlassen. Ursprünglich sollten die Kollegien auch die Wohnung wenigstens für die Angehörigen der Artistenfakultät bieten, die als Vorbereitung auf die übrigen stets die jüngsten Mitglieder zählte. Die gleichzeitig 1522 gestellte Forderung eines Sitteninspektors für jeden Scholaren mußte hierdurch sehr erleichtert werden, indessen führen noch die Matrikeln von 1664 und 1672 bei dem Namen jedes Studenten den von ihm zu jener Stellung erwählten Professor auf. Wie ernst es mit der Sittenzucht gemeint war, lassen die Statuten der Artisten von 1456 erkennen, nach denen die Vorsteher der Bursen sich dem Senat zu gewissenhafter Pflichterfüllung verbinden mußten. Sie sollten die Scholaren zum Lateinsprechen anhalten, das Haus zur festgesetzten Stunde schließen und ruhestörenden Lärm verhindern. Auch den Magistern wird eine Tracht vorgeschrieben, ein geschlossener Talar, der Besuch öffentlicher Tänze und der Verkehr mit Dirnen in und außer dem Hause untersagt[4]. Aber die wieder-

[4]) Kosegarten a. a. O. II, S. 297 ff.

holten Einschärfungen aller Verbote beweisen die geringe Beachtung, und auch die Mehrzahl der Greifswalder Studenten wird zu denen gehört haben, welche, wie Thomasius es in seiner offenen Ansprache an die Hallenser 1693 bezeichnet, auf dem Wege der Bestialität laufen. Schon 1465 mußte den Studenten verboten werden, Wämser statt der geschlossenen Talare zu tragen. Wurde das Waffentragen stets als akademisches Vorrecht betrachtet, so begannen in Greifswald, besonders in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, die Zweikämpfe einzureißen (in arenam descendere), die sogar auf der Straße und dem Kirchhofe ausgefochten wurden. Der uralte Zwist mit den Handwerksgesellen, zumal Schmieden und Schustern, zieht sich durch die ganze Geschichte der Universität; mit cyklopischem Geschrei und Steinwürfen gegen das Kolleg fordern diese 1563 die Studenten heraus, und mehrfach waren Totschläge die Folge. Der Aufenthalt in Schenken und nächtliches Herumschwärmen nach der neunten Stunde gab oft genug den Nachtwächtern Anlaß zum Einschreiten. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts führte der Gegensatz der Nationalitäten zu Reibereien zwischen den landsmannschaftlichen Vereinigungen der Deutschen und Schweden; erstere ließ sich ein Siegel stechen, darstellend einen Mann mit einem Pfeilbündel und der Umschrift unitate fortior, und wandte das Zwangsmittel des Verrufs an.

In den wechselnden Erscheinungen des akademischen Lebens bilden Jahrhunderte lang die ruhenden Pole die akademischen Grade, Baccalaureat und Magisterium, für deren Verleihung 1613 das niedere und höhere Katheder bestimmt erscheint, sowie als Vorbereitung die monatlichen Disputationen und Deklamationen. Erstere wurden von Professoren, letztere auch von Studenten gehalten; sie sollten sich auf die Zeit von 7—12 Uhr vormittags beschränken. Nach der Zahl der Promotionen zu schließen, muß entweder an der pommerschen Hochschule der Fleiß groß oder die Grundsätze milde gewesen sein. Sind auch die 19 Baccalare des ersten Semesters eine Ausnahme, so schwankt doch ihre Zahl weiterhin zwischen 3—13, die der nur in Abständen von mehreren Semestern promovierten Magister zwischen 2—7. Unter den letzteren sind die Skandinavier meist geistlichen Standes, erst Mönche und Kanoniker, später Pastoren. Ende des 16. Jahrhunderts verschwindet das Baccalaureat, Mitte des 17. wird neben dem Magister der Doktor der Philosophie üblich; bei andern Fakultäten bleibt der Titel stets Ausnahme. Der Akt der Promotion vollzog sich zumal in älterer Zeit mit großer Feierlichkeit unter Beteiligung von Rat und Bürgerschaft auf dem Rathause, wohin sich

die Mitglieder der Akademie unter Paukenschall und Vorantragung brennender Fackeln begaben.

Außer ihren besonderen Festen pflegte die Universität auch Ereignisse von allgemeinerer Bedeutung zu begehen. Das Jubiläum der Augsburgischen Konfession wurde im großen Auditorium mit Chorgesang, Verlesung der Augustana und Festrede am 25. Juni 1630 gefeiert.

Grade damals waren die schwersten Zeiten der Hochschule, denn durch Einquartierung kaiserlicher Truppen waren die Einkünfte, zumal aus den Getreideerträgen des Amtes Eldena, auf ein Nichts zusammengeschwunden. Auch ansteckende Krankheiten veranlaßten mehrfach die zeitweilige Auflösung der akademischen Gemeinde, so 1495 und 1579. Im letzteren Jahre trat zum erstenmal die Influenza auf, unverkennbar in ihren Symptomen, deren unerklärlichen Charakter man von einem Einfluß der Gestirne herleitete.

Das feste Gefüge des mittelalterlichen studium generale vermochte alle Stürme zu überdauern und die Stiftung des hochgesinnten Heinrich Rubenow unsern Tagen zu überliefern.



Zur Geschichte der Juden im Münsterlande.

Von Paul Bahlmann.

Als der Kölner Jude Judas [1]), der später bei der Taufe den Namen Hermann erhielt und der erste Abt des Prämonstratenser-Klosters zu Scheda wurde, von seinen Eltern und Freunden an den Hof des Bischofs Egbert (1127—1132) nach Münster gesandt wurde, um dort die Rückzahlung eines dem Bischof gewährten Darlehns abzuwarten, warben diese für Geld den hochbetagten Juden Baruch zu seiner Begleitung, damit der zwanzigjährige Jüngling bei etwaigem längeren Aufenthalte [2]) nicht von seinem väterlichen Glauben ablasse und in die christlichen Geheimnisse eingeweiht werde. Zu jener Zeit haben sich also selbst in der Stadt Münster, dem größten und deshalb auch wohl zuerst aufgesuchten Orte des ganzen Oberstiftes, noch keine jüdischen Einwohner befunden, denen sich der Kölner Glaubensgenosse hätte anschließen können. Daß sich aber spätestens in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts daselbst Juden niedergelassen haben müssen, läßt sich mit Sicherheit annehmen. Das alte Mainzer Memorialbuch nämlich berichtet [3]), daß Donnerstag, den 6. Ab. des

---

[1]) Vgl. dessen Selbstbiographie, welche zuerst J. B. Carpzov nach einem Manuskript der Leipziger Universitätsbibliothek als Anhang zu seiner Ausgabe von „Raymundi Martini Pugio fidei adversus Mauros et Judaeos (Lipsiae 1687, 2°)", später J. D. v. Steinen (Kurze Beschreibung der hochadl. Gotteshäuser Cappenberg und Scheda 2c., Dortmund 1741, S. 91—149) mitgeteilt und Aug. Hüsing (Der hl. Gottfried . . . und das Kloster Cappenberg, Münster 1882, S. 104—164) aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt hat.

[2]) Da der Bischof die Schuld nicht früher abtragen konnte, blieb Judas beinahe 20 Wochen in Münster.

[3]) S. Der Israelit . . ., hrsg. von Dr. Lehmann, Jahrg. 21, Mainz 1880, S. 1110, Anm. 1.

Jahres 5047 n. E. d. W. (also im J. 1287) zu Münster in Westfalen eine große Judenverfolgung stattgefunden habe, bei der nicht weniger als 93 Personen, Männer, Frauen und Kinder — darunter acht fremde, wahrscheinlich dem Studium des Talmud obliegende Jünglinge — den Märtyrertod zur Heiligung des göttlichen Namens erlitten. Auch gab es nach einem Kaufbriefe von 1301 [4]) in diesem Jahre bereits einen münsterischen Judenkirchhof (cimiterium Judeorum), der später als „zwischen Liebfrauen- und Bispinckspforten-Wällen" gelegen bezeichnet wird [5]). Da es nun nur größeren jüdischen Gemeinden gestattet war, eigene Begräbnisplätze anzulegen, auf denen dann auch die kleineren umliegenden Gemeinden ihre Toten begruben [6]), so mußten — selbst wenn der genannte Kirchhof nicht lange vor 1301 angelegt war — die ersten Juden mindestens ein halbes Jahrhundert früher, also vor 1250, nach Münster gekommen sein.

Der Kirchhof der Juden lag außerhalb der Stadt. Ihre Wohnungen aber befanden sich innerhalb derselben auf dem Bispinghofe unter dem Schutze der dortigen Burg, welche — im Laufe des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich zur Zeit Bischof Hermanns II (1174—1203), errichtet — im Jahre 1278 in den Besitz der Stadt gelangte und bald darauf in ihren dem Innern der Stadt zugekehrten Befestigungen niedergelegt wurde; die im Jahre 1633 zur Deckung des Eintrittes der Aa in die Stadt angelegte Schanze — die jetzige Promenade zwischen dem Aegidii- und Abschnittsthore — bewahrte in ihrem Namen „Judenschanze" noch eine Erinnerung an das Judenviertel [7]).

Damals waren die meisten deutschen Juden dem Kaiser unterworfen und seine Knechte. Da man nämlich aus der Schirmvogtei des Kaisers über die Kirche das Recht desselben ableitete, die Juden, als die ältesten Feinde des Christentums, auszurotten, die Kaiser aber hiervon keinen Gebrauch machten, vielmehr dem Beispiele der Päpste folgten, die es selbst für ihre Pflicht hielten, die Juden nicht nur zu dulden, sondern sogar zu schützen und nicht durch Gewalt, sondern durch Unterricht zum Christentum zu bekehren, so übernahm nur zu

---

[4]) Abgedr. von Alb. Wilkens, Versuch einer allg. Geschichte der Stadt Münster, Hamm u. Münster 1823, S. 143 f.

[5]) W. Sauer i. d. Zeitschr. für vaterl. Gesch. u. Altertumsk. Bd. 32, Münster 1874, S. 193 f.

[6]) O. Stobbe, Die Juden in Deutschland während des M.-A., Braunschweig 1866, S. 146.

[7]) Sauer a. a. O., S. 170—174 u. 194.

häufig das Volk, zuerst aufgeregt durch die Kreuzzüge und mehr noch später durch unedlere Motive, sie durch grausame Verfolgungen zu quälen. Um sie nun hiergegen zu schützen, erklärten sie die Kaiser für besondere Knechte ihrer Kammer; sie ließen sich für den gewährten Schutz von ihnen Abgaben entrichten oder verliehen das Recht des Judenschutzes mit den davon abhängenden Nutzungen, gleich den übrigen Regalien der Krone, an die Reichsfürsten[8]). Daß auch die münsterischen Juden trotz der wahrscheinlichen Ausübung der Advocatia judeorum durch die Bischöfe kaiserliche Kammerknechte waren, beweist zur Genüge[9]) die Belehnung des Grafen Heinrich von Waldeck († 1348) vom 8. Juli 1337:

Wir Ludowig, von gotes genaden Römischer keiser, ze allen zeiten merer des Riches, Enbiten den wisen Lüten . . . dem Rat vnd den Burgeren gemeinlichen ze Münstern vnsern liben getrwen, vnser huld vnd alles guot, Wir tuon ew kunt, daz wir den Edeln mann, Graf Hainrich von Waldegk, vnserm liben getrwen, enpfolhen, vnd vollen gewalt geben haben über vnser und des Riches Juden in der Stat vnd dem Bistum ze Münster, also, daz er von vnsern vnd des Richs wegen, von in [ihnen] all zins, stuver vnd dienst vordern vnd ein nemen sol, vnd daz si im ouch an andern sachen warten sullen, als vns selber; wellen und gebieten wir ew vestichlich bei vnsern hulden, daz ir di vorgenanten Juden dar zu haltend, vnd ouch mit in schaffent alz verre ir mügt, daz si im warten, dienen vnd gehorsam sein, an vnsrer stat mit allen sachen, als si durch recht süllen. Waer ouch daz er si dar vmb benöten oder rechtuertigen müst, wellen wir, daz ir im dann dar zu beholfen seit, alz lang bis daz si im gehorsam werden: da tuot ir vns lieb an, vnd wellen sein ouch nicht geraten. Geben ze Dyepach, an Dienstag vor Margarete, In dem druv vnd zwenizigisten iar vnsers Rich, vnd in dem zehenden des keysertuoms[10]).

[8]) J. S. Seibertz, Landes- u. Rechtsgesch. des Herzogt. Westfalen, Bd. I, Abt. 3, T. 3, Arnsberg 1864, S. 357. — Vgl. Stobbe a. a. O., S. 11.

[9]) Zwar befiehlt auch König Albrecht am 8. Febr. 1301 den Bürgern und Juden zu Dortmund und den Reichsjuden in Westfalen (judeis universis in Westfalia commorantibus), dem Grafen Eberhard von der Mark an seiner Statt zu gehorsamen (s. Urkundenbuch f. d. Gesch. d. Niederrheins, hrsgeg. von Th. Jos. Lacomblet, Bd. III, Düsseldorf 1853, S. 2), doch dürfte hier unter Westfalen nur das Herzogtum zu verstehen sein.

[10]) Original im Fürstl. Archiv zu Arolsen. — Mit einer gleichlautenden und vom selben Tage datierten Urkunde für d. Osnabrücker Juden abgedruckt in der Münster. Monatsschrift Jahrg. I, Heft 3, Münster 1786, S. 93 und J. A. Th. L. Varnhagen, Grundlage der Waldeckischen Landes- u. Regenten-gesch., Göttingen 1825, Urkundenb. S. 156 f.

Diese Urkunde bestätigt auch die Annahme, daß sich die Juden nicht vor Entwicklung der Kammerknechtschaft (um d. J. 1200) in Münster niedergelassen haben, da in den meisten bischöflichen Städten, wo dies vorher geschehen, der Kaiser niemals im Besitze des Judenschutzes gewesen, sondern dieser dann in der Regel dem Bischofe verblieben war[11]).

Vom Jahre 1337 bis zur Vernichtung des münsterischen Wiedertäufer-Reiches (1535) lassen sich münsterländische Juden[12]) urkundlich nicht nachweisen; die einzigen Nachrichten geben über sie für jene Zeit nur

1) eine Chronik des 15. Jahrhunderts, in der es heißt[13]): „do men schreff 1350 do was over de gansen werlt en alto groet sterven . . . Und in Monster storven by 11 dusent menschen und het noch manck den Iuden de groete doet. Und hyr umme so worden aller wegen de ioden gedodet, wan men gaff en de schult der sukede."
2) der münsterische Rektor Hermann von Kerßenbroick (ca. 1520 bis 1585), der schreibt[14]): „Da die Juden die Christen durch übermäßigen Wucher aussogen, im Handel schlau betrogen, alles an sich rissen, und nach ihrer Gewohnheit nur auf das Verderben der Christen und auf ihren eigenen Wohl-

[11]) Stobbe a. a. O., S. 20.

[12]) Die in zwei Urkunden v. J. 1349 und 1356 (Kgl. Staats-Archiv Münster) genannten münsterischen Bürger Johann Jude u. Hartwig Jude, deren Siegel Th. Ilgen (Die westfäl. Siegel des M.-A., Heft 4, Münster 1894, Taf. 178, Nr. 12 u. 13) abgebildet, waren — wie schon die Vornamen vermuten lassen und der Inhalt der Urkunden bestätigt — Christen.

[13]) Geschichtsquellen des Bist. Münster, Bd. I, Münster 1851, S. 131. — Vgl. ebenda Bd. III, Münster 1856, S. 306.

[14]) Gesch. der Wiedertäufer zu Münster i. W. (deutsche Uebersetzung) o. O. 1771, S. 23. — Die betr. Stelle des lat. Originals (Msc.) lautet: Ad occasum aestivum Corus portam Judaicam excipit, a Judaeorum campo, quem olim ibidem fixis sedibus coluerunt, ita nominatam, quod Judaeorum capita ex marmore Badenbergico facta ibique posita etiamnum satis arguunt. Hi enim cum Christianos avido faenore exhaurirent, negotiationibus suis callide circumvenirent, ad se omnia traherent nihilque non in Christianorum pernitiem, cum suis tantum rebus cumulandis desudarent, suo more molirentur, dirutis tam synagoga quam aedibus abacti sunt. Quorum monumenta et scripta lapidibus incisa ad portam novi pontis sunt translata, ubi etiamnum tam ad dextram muro imposita, quam ab altera parte in urbe, ubi supra aquas forica publicis usibus destinata est, in extantibus extra murum saxis visuntur.

stand eifrigst bedacht waren, wurden ihre Schulen und Häuser niedergerissen und sie selbst fortgejagt; wovon die Denkmäler, in Stein ausgehauen, auf das Neubrückenthor gebracht worden sind, wo man sie sowohl rechter Hand auf der Mauer, als auch von der andern Seite in der Stadt (wo über dem Wasser die öffentlichen heimlichen Gemächer sind) noch heutigen Tages sehen kann."

3) der münsterische Generalmajor Lambert Friedrich von Corfey (1668—1733), der zum Jahre 1350 berichtet[15]): „Von dieser judenverbannung sieht man zu Munster noch viele klare anzeigungen, indem von ihren grabsteinen hernacher die Judefelder pforte[16]) und maure reparirt, wie die hin und wieder eingemaurte judische inscriptiones ausweisen."

Nach der zuerst mitgeteilten Stelle scheint es zweifellos, daß die Juden, die man 1350 in ganz Deutschland als Anstifter der großen Pest verfolgte, auch aus Münster in diesem Jahre wiederum vertrieben wurden; denn ihr Verbleiben in der von der Seuche (sukede) so hart betroffenen Stadt hätte der Chronist, der ja deren Verlust ausdrücklich angiebt, sicherlich nicht unerwähnt gelassen. Wäre Gierse[17]), der auch behauptet, daß keine Chronik die münsterischen Juden vor Beginn des 17. Jahrhunderts mehr erwähnt, die angezogene Stelle nicht gleichfalls unbekannt geblieben, so würde er sich der Mühe, das Jahr 1400 als den Zeitpunkt dieser Judenvertreibung nachzuweisen, kaum unterzogen haben. Daß dieselbe vor 1400 stattgefunden hat, dürften auch die beim Abbruche des Turmes der Lambertikirche[18])

---

[15]) Geschichtsquellen des Bist. Münster, Bd. III, S. 307.

[16]) Das Jüdefelderthor hat seinen Namen nicht, wie Kerßenbroick a. a. O. meint, von dem Judenfelde, das noch vor dem Liebfrauenthor lag, sondern von dem Jüdefelderhofe, einem der vier großen Höfe, auf deren Grunde die Stadt Münster entstanden ist (s. Wilkens a. a. O., S. 42; Ad. Tibus, die Stadt Münster, Münster 1882, S. 25 u. 43). Es kam gleich dem Liebfrauen- und Kreuzthor unter Chr. Bern. v. Galen in Wegfall, der dafür das Neuthor anlegte (s. Tibus a. a. O., S. 138).

[17]) Alb. Gierse, Die Gesch. der Juden in Westfalen während des Mittelalters. Naumburg a. S. (1878).

[18]) Auf den untersten, romanischen Teil des Lambertiturmes, der noch aus dem 11. Jahrh. herrührte, wurden im 12. Jahrh. und um d. J. 1400, als statt der alten romanischen die jetzige gothische Kirche erbaut wurde, je zwei weitere Geschosse aufgesetzt; s. H. Geisberg, Der Lamberti-Turm zu Münster (Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk. XX, 1859, S. 343—361). Die beiden oberen Geschosse wurden 1881, die drei unteren 1887 abgebrochen.

vorgefundenen acht jüdischen Grabsteine[19]) beweisen, welche in den inneren Verstärkungspfeilern des aus dem 12. Jahrhundert stammenden Turmteiles vermauert waren. Denn selbst wenn diese Verstärkungspfeiler, welche die abermalige Erhöhung des Turmes erforderte, erst gegen Ende des letzten Neubaues der Kirche, der bekanntlich 1375 begann[20]), also vielleicht erst im Anfange des 15. Jahrhunderts, aufgeführt wurden, so müssen die fraglichen Grabsteine doch bereits vor 1400 einem — und zweifellos dem münsterischen — Judenkirchhofe entnommen sein, weil sie „schon früher als Wasserrinnen, wahrscheinlich auf dem romanischen Teile des Turmes, benutzt" [21]) und zwar recht lange benutzt waren, da das darüber gelaufene Wasser die Spuren der Bearbeitungsschläge in den Rinnen sehr abgeschliffen, stellenweise sogar ganz verwischt hatte: von dem Kirchhofe aber konnten die Grabsteine selbstredend erst nach der Judenvertreibung, als sie herrenloses Gut geworden, zu dem erwähnten Zwecke entfernt werden.

Ueber die rechtliche Stellung der Juden während ihres ersten Aufenthaltes im Münsterlande läßt sich mit Sicherheit nur sagen, daß sie kaiserliche Kammerknechte waren, Zins zahlen und Dienste — aber welche? — leisten mußten und nicht unter der Macht der Vemegerichte standen; der auf altem Brauch beruhende Befehl Kaiser Ludwigs von 1342, den Kaiser Karl IV 1349 erneuerte[22]), die Juden nicht vor ein anderes Gericht zu laden, als das, in dem sie säßen, wurde nämlich trotz der großen Neigung der Vemegerichte, ihre Kompetenz immer weiter auszudehnen, anfangs allgemein gehalten[23]). Wahrscheinlich ist, daß sie nicht bloß eine religiöse Gemeinde bildeten, die in der Synagoge ihren Mittelpunkt fand, nicht bloß in lokaler Weise von den übrigen Einwohnern getrennt lebten, indem sie ein besonderes Viertel bewohnten, sondern auch in kommunaler und rechtlicher Beziehung eine Gemeinde für sich waren[24]). Aus Kerßenbroicks Angaben können wir außerdem schließen, daß

[19]) Einer dieser Grabsteine, welche der münsterische Altertumsverein aufbewahrt, stammt nach der fast ganz erhalten gebliebenen Inschrift aus dem Jahre 1302 (s. Westfäl. Merkur 1890, Nr. 353), so daß die Verfolgung vom Jahre 1287 nicht in Frage kommen kann.

[20]) Tibus a. a. O., S. 161.

[21]) Aus dem 1888 verfaßten Berichte des kgl. Reg.-Baumeisters B. Hertel, dem wir auch für seine sonstigen, hier gleichfalls verwerteten Mitteilungen über die Grabsteine zu Dank verpflichtet sind.

[22]) Beide Urkunden im Stadtarchiv Dortmund.

[23]) Th. Lindner, Die Veme, Münster u. Paderborn 1888, S. 557.

[24]) Vgl. Stobbe a. a. O., S. 140.

ihnen Handels- und Geldgeschäfte ohne sehr drückende Beschränkungen erlaubt waren, und der Erwerb von Grundeigentum gestattet gewesen ist.

Von neuem begegnen uns Juden im Münsterlande unter der Regierung des Bischofs Franz von Waldeck (1532–1553), der, nachdem die Stadt in der Nacht vom 24. zum 25. Juni 1535 den Händen der Wiedertäufer entrissen, „etzliche judden binnen Munster vergliedet; und solchs geschag fur der restitution und ehr der rad seine privilegia und gerechticheidt wedder krech (5 Aug. 1541); und sindt auch noch ein tzeidtlanck aldar geplieben na der restitution, und das ist geschein midt verwilgunge des rads, sunst hette si der furste nicht lenger vergeliethen konnen. Von hier zogen sie na der Walbecke[25]), dar sie withers (zu groissen nachdiele der behoevigen burger und inwonner) von den fursten noch ein tzeidtlanck vergeliedet worden[26]).“

Die im Kgl. Staatsarchiv zu Münster ruhenden Geleitsbriefe aus den Jahren 1539—1654 geben über die damaligen rechtlichen Verhältnisse der Juden nur geringen Aufschluß. Eine durchgreifende Regelung derselben erfolgte erst unter Christoph Bernard von Galen (1650–1678), der den Juden das erste Geleitspatent am 1. Oktober 1651 gegen eine Verehrung von 12 Pfund Silbers verlieh und ihnen bis 1653 einen jährlichen Tribut von 20 Goldgulden auferlegte, im Jahre 1654 das Geleit gegen Erlegung von 600 Reichsthalern und einen jährlichen Tribut von 88 Goldgulden erneuerte, letzteren aber im Jahre 1657 auf 78 Goldgulden und im Jahre 1664 (bis incl. 1669) auf 75 Goldgulden ermäßigte[27]). Dieser Bischof erließ am 29. April 1662 eine auf Grund der Reichs-Satzungen

---

[25]) Wigbold Wolbeck bei Münster.

[26]) Chronik des münsterischen Domkantors Melchior Röchell (Geschichtsquellen des Bist. Münster, Bd. III, S. 234). — In den Reichsabschieden aus dieser Zeit werden wiederholt Klagen über den Wucher der Juden erhoben, z. B. 1530 Tit. 27, 1532 Tit. 8, 1541 Tit. 77, 1576 Tit. 114, 1577 Tit. 20. Im Jahre 1530 (Tit. 22) wird bestimmt, daß die Juden einen gelben Ring an dem Rock oder Kappen allenthalben unverborgen zu ihrer Erkäntnüß öffentlich tragen sollen, 1538 (Tit. 23 f.) auch Form und Ordnung des Judeneides genau festgesetzt.

[27]) S. Sammlung der Gesetze u. Verordnungen, welche in dem kgl. preuß. Erbfürstent. Münster ... ergangen sind, Münster 1842, Bd. I. S. 258. — Am 1. Januar 1671 wurde das Geleit gegen einen jährl. Tribut von 300 Rthlr. in Gold, am 18. Dezember 1683 gegen ein Willkommensgeld von 1000 Rthlr. in Gold und einen jährl. Tribut von 300 Rthlr. erneuert (kgl. Staatsarchiv Münster).

und nach dem Beispiele der Nachbarstaaten festgesetzte Juden-Ordnung [28]), welche auch nach der Säkularisation des Bistums noch in Kraft blieb und im wesentlichen bestimmte:

1) daß kein fremder, landesherrlich nicht vergleideter Jude im stiftischen Gebiete geduldet werden soll, wenn er nicht von dem Rentmeister zu Sassenberg oder von den Gerichtsschreibern in den Grenzorten Vreden, Bocholt, Haltern, Werne, Beckum, Oelde, Vechta, Kloppenburg und Meppen einen Paß zum Eintritt ins Land gelöset und seine Absicht zur Erlangung landesherrlichen Geleites auf längere oder kürzere Frist erkläret hat;
2) daß die vergleideten, inländischen Juden sich still und ehrbar, ohne Ärgernis zu erregen, betragen, fern von Kirchen und Kirchhöfen wohnen, an den hohen christlichen Feiertagen ihre Wohnungen und Läden schließen, mit Christen in demselben Hause nicht wohnen, auch keine christlichen Dienstboten halten sollen; daß sie auf Waffen, Acker- und Kirchengeräte oder auf des Diebstahls verdächtige Sachen kein Geld leihen, noch auch Darlehen an Minderjährige ohne Vorwissen der Eltern und Vormünder machen, und ihre eigenen Forderungen an Christen diesen nur gerichtlich übertragen dürfen; daß sie kein ungemünztes Gold und Silber ohne vorheriges Anbieten bei der landesherrlichen Münze außer Landes führen, und die bei ihnen uneingelösten Pfänder nur gerichtlich veräußern dürfen;
3) daß Juden, welche in die Stadt Münster wollen, sich an den Thorwachen zu melden, dem verordneten Inspektor Namen, Heimat sowie Zweck und Dauer ihres Aufenthaltes anzugeben und einen Erlaubnisschein zu erwirken haben;
4) daß die vergleideten Juden ohne landesherrliche Erlaubnis keine Immobilien besitzen und bei Geldvorschüssen an Christen bis zu 20 Rthlr. höchstens 10 %, bis zu 50 Rthlr. höchstens 8 % und von höheren Summen nur die landesüblichen (seit 1720: 5 %) Zinsen ohne weiteren offenen oder versteckten Wucher nehmen, auch bei Geldanleihen von Christen diesen nur die landesüblichen Zinsen geben dürfen, widrigenfalls

[28]) Sammlung der Gesetze ꝛc., Bd. I, S. 257; K. Tücking, Gesch. des Stifts Münster, Münster 1865, S. 271. — Ein gedrucktes Exemplar dieser Juden-Ordnung befindet sich im kgl. Staatsarchiv zu Münster.

sie Konfiskation der ausgeliehenen Gelder und eine Geldstrafe von 50 Goldgulden zu erwarten haben;

5) daß die vergleideten Juden wegen straffälliger Vergehen und sonstiger Klagesachen nur von den landesherrlichen Kommissarien zu Recht gefordert und besprochen werden, und desfalls sowohl als rücksichtlich ihrer Beiträge zu Auflagen oder Lasten nur der landesherrlichen Disposition unterworfen sein sollen.

Weitere Bestimmungen über die münsterländischen Juden enthalten die späteren gedruckten Geleitspatente, die uns vom Jahre 1720 ab sämtlich vorgelegen haben [29]). Sie wurden gegen Entrichtung eines bestimmten jährlichen Tributs auf je zehn Jahre erteilt und erloschen schon vor Ablauf dieser Frist beim Tode des Landesherrn; demnach wurden solche publiziert

von Clemens August, Herzog von Bayern, (1719—1761)
am 12. Januar 1720
„ 6. März 1730
„ 19. Oktober 1739
„ 18. September, vom Domkapitel sede vac. (1761—1762) erneuert;

von Maximilian Friedrich, Graf von Königseck-Rothenfels, (1762—1784)
am 7. März 1763
„ 30. August 1773
„ 21. Januar 1784;

von Maximilian Franz, Erzherzog von Österreich, (1784 bis 1801)
am 21. Juni 1784
„ 11. März 1795.

Sie setzen mit geringen Abweichungen ziemlich übereinstimmend fest:

1) daß die vergleideten Juden alle erlaubten Gewerbe und Handelsgeschäfte — jedoch das Schlachten und Fleischverkaufen nur in ihren Häusern — betreiben und dazu höchstens je einen Knecht gegen Sold und Brot, nicht aber „auf halben Profit“ halten [30]) dürfen;

2) daß sie bei schwerer Strafe und Verlust des Geleits an Zinsen nur fordern und erhalten dürfen

---

[29]) Eine vollständige Sammlung besitzt das kgl. Staatsarchiv zu Münster.

[30]) Diese Beschränkung enthält zuerst das Geleit vom 18. Sept. 1749.

von höchstens 20 Rthlr. nicht mehr als 10 %, seit 1739 als 8 %
„ über 20—50 „ „ „ „ 8 %, „ 1739 „ 6 %
„ „ 50 „ „ „ „ 5 %.

3) daß sie bei gleicher Strafe gestohlene, geraubte oder Kirchen-Sachen wissentlich — auch wenn die Sache nur verdächtig — nicht als Unterpfand nehmen oder käuflich an sich bringen dürfen, und solche dem Eigentümer stets unentgeltlich zurückzuliefern sind;
4) daß sie jeden von ihren Glaubensgenossen begangenen und zu ihrer Kenntnis gelangten Raub oder Diebstahl bei Vermeidung des Geleitsverlustes und eigener Haftpflicht sofort zur Anzeige zu bringen haben;
5) daß sie Schulen und Synagogen ohne besondere Erlaubnis nur an von Alters hergebrachten Orten halten dürfen und alle bereits erlassenen oder noch zu erlassenden Ordnungen gehorsamst erfüllen müssen;
6) daß sie in den zur Cognition der domkapitularischen Archidiakonate gehörigen Fällen deren Gerichtsbarkeit, sonst aber in allen Zivil-, Kriminal- und Fiskal-Sachen — seit 1784 nur in Zivil- und fiskalischen Sachen, da die Kriminaljurisdiktion über sie durch landesh. Rescr. v. 12. Febr. 1777[31]) den Unterrichtern übertragen war — nur dem Fürsten, der Hofkammer oder specialiter Comittierten unterworfen sein und nur in Zivilrechtsstreitigkeiten mit Christen deren Forum folgen sollen;
7) daß sie zu den gewöhnlichen und außerordentlichen Schatzungen und Lasten[32]) in ihren Wohnorten beitragen müssen;
8) daß den vergleideten Juden jedes Orts ein ordentlicher Begräbnisplatz außerhalb der Stadt unentgeltlich anzuweisen und ihnen ohne jede Beeinträchtigung zu belassen ist;
9) daß der Rabbiner resp. die von 3 zu 3 Jahren von der Judenschaft zu erwählenden Vorsteher und Beisitzer[33]), die

[31]) Abschrift: P. B. Münster, Msk. 57, Nr. 12.

[32]) Auch brauchten weder die einheimischen noch die auswärtigen Juden höhere Abgaben an Zoll, Accise oder Wegegeldern entrichten als andere Reisende (Erwiderung des Magistrats zu Münster v. 17. Nov. 1804 auf eine Anfrage der kgl. preuß. Kriegs- u. Domänenkammer v. 27. Okt. d. J.).

[33]) Vor 1749 der „Ober-Vorgänger“. Als solcher wird in dem Geleit von 1720 Isaak Abraham aus Koesfeld, in den Geleiten von 1730 und 1739 Salomon Jakob aus Warendorf bestätigt. — Schon am 1. Okt. 1651 wurde

zwischen der Judenschaft vorfallenden allgemeinen und besonderen Klagen und Beschwerden der fürstlichen Hofkammer zur Entscheidung vortragen, auch jährlich ein Verzeichnis[34]) der von Juden ausgeübten Exzesse und Vergehen samt einem unvorgreiflichen Anschlag dafür zu zahlender Geldstrafen, deren Erhöhung oder Herabsetzung sich der Fürst ausdrücklich vorbehält, einreichen sollen[35]);

10) daß der Rabbiner das landesherrliche Interesse wahren und besonders darauf achten soll, daß die hin und wieder benötigten Schulmeister, die aber nicht den mindesten Handel treiben dürfen, geschickte und ehrliche Leute seien und der ganzen jüdischen Ortsgemeinde, keineswegs aber einem Privaten insbesondere dienen. Jedoch erlaubten die Geleitsbriefe von 1773, 1784 und 1795 auch das Halten von Privatlehrern, wenn die betr. Juden nichtsdestoweniger zur Unterhaltung der gemeinschaftlichen Schulmeister beisteuerten und die Genehmigung der Hofkammer eingeholt hätten;

11) daß, wenn sich die Zahl der jüdischen Familien an einem Orte verminderе und andere an deren Stelle zugelassen zu werden wünschen, diese vor Nachsuchung des Geleits mindestens ein Vermögen von 400, seit 1773 von 500 und seit 1795 von 1000 Rthlr. excl. der täglichen Hausgeräte, der Kleidung und ungewisser Aktivschulden nachzuweisen haben. Vorher dürfen sie ebensowenig wie alle anderen fremden, unvergleideten Juden[36]) in stiftischem Gebiet sich niederlassen oder Handel treiben.

Schließlich wurden die Behörden unter Androhung einer Geldstrafe von 300 Goldgulden angewiesen, diese Bestimmungen sorgfältig zu beachten und die Juden in den ihnen verliehenen Rechten zu

---

Nini Levi in Warendorf vom Bischof Christoph Bernard zum Befehlshaber und Vorgänger der vergleideten Juden verordnet, „damit Unßer hierunter habendes Interesse desto beßer und fleißiger beobachtet und kein Unterschleiff geschehe" (kgl. Staatsarchiv Münster).

[34]) Ein namentliches Verzeichnis derselben für das Jahr 1777—1802 enthalten die betr. Jahrgänge des Münsterischen Adreßkalenders.

[35]) Seit 1749 wird in den Geleiten auch bestimmt, daß, falls durch Auswanderung, Erbschaft, Schenkung 2c. jüdisches Vermögen außer Land gebracht werden soll, davon der zehnte Teil an die Hofkammer zu entrichten sei.

[36]) Vgl. das den Geleitsbriefen beigedruckte Edikt vom 23. März 1723 (Sammlung der Gesetze 2c., Bd. I, S. 371).

schützen. Da trotzdem an mehreren Orten, besonders zu Warendorf, Werne, Beckum, Vreden und Freckenhorst, die vergleideten Juden unter verschiedenen Vorwänden auf allerhand Art insultiert und geschädigt wurden, erließ Kurfürst Maximilian Friedrich unterm 24. Juni 1768 dieserhalb ein besonderes Verbot[37]), das besonders die Störung jüdischer Hochzeiten und Begräbnisse, das Einschlagen der Fenster, das Anbinden toter Tiere an den Häusern und in Gärten, sowie die ungeziemende Behandlung der jüdischen Begräbnisstätten verhindern sollte.

Jeder Geleitsbrief enthielt zugleich ein namentliches Verzeichnis der gnädigst vergleideten d. h. in den landesherrlichen Schutz aufgenommenen jüdischen Familienhäupter und ihres Wohnsitzes, den sie willkürlich nicht verlegen durften.

Nach diesen Zusammenstellungen[38]) zählte

(Tabellen s. umstehend.)

---

[37]) Gleichfalls den Geleitsbriefen beigedruckt; Sammlung der Gesetze 2c., Bd. II, S. 98 f.

[38]) 1683 waren 50 Juden vergleidet (s. den Geleitsbrief von 1683 im kgl. Staatsarchiv zu Münster).

Amt	Ort	Selbständige Juden									
		1720	1730	1739	1749	1763	1773	1784	1795	1846 [3a])	
										über-haupt	ohne festen Namen
I. Ahaus . .	Ahaus	1	2	3	2	4	5	5	5	15	—
	Borken	5	4	6	6	8	8	8	8	3	—
	Erle	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
	Gescher	—	—	—	—	—	2	2	2	1	1
	Groß-Reken . . .	—	—	—	—	—	1	1	1	5	1
	Heiden	—	—	—	—	1	1	1	1	2	—
	Klein-Reken . . .	—	—	—	1	1	1	1	1	5	—
	Lembeck	—	—	—	—	—	—	—	—	6	—
	Raesfeld	—	—	1	—	1	1	1	1	7	2
	Ramsdorf	—	—	—	1	2	2	2	2	1	—
	Stadtlohn	4	6	6	6	7	6	6	6	9	—
	Südlohn	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
	Velen	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
	Vreden	3	4	4	5	5	7	7	8	—	—
	Weseke	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
	Wulfen	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—
	Sa.	13	16	20	21	29	34	34	35	63	4

II. Bocholt .	Bocholt	4	6	6	6	7	8	11	11	10	—
	Dingden	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—
	Rhede	—	—	—	—	—	—	—	—	10	—
	Sa.	4	6	6	6	7	8	11	11	25	—
III. Dülmen .	Dülmen	5	5	6	6	7	7	7	7	8	2
	Haltern	5	4	5	5	8	8	8	7	—	—
	Sa.	10	9	11	11	15	15	15	14	8	2
IV. Horstmar .	Asbeck	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
	Billerbeck	1	2	2	3	3	4	4	4	6	1
	Borghorst	2	3	3	3	4	4	4	4	12	—
	Darfeld	—	—	—	—	—	—	—	—	3	1
	Darup	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
	Gronau	1	—	1	1	2	—	—	—	—	—
	Havixbeck	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—
	Horstmar	1	2	2	2	2	2	2	2	1	1
	Koesfeld	4	6	7	6	8	8	8	8	—	—
	Legden	1	1	1	1	1	1	1	2	6	—
	Metelen	1	1	2	2	2	2	2	2	6	5
	Nottuln	2	2	2	3	3	3	3	3	—	—
	Ochtrup	1	1	1	3	2	2	2	3	8	1
	Übertrag	14	18	21	24	27	26	26	28	47	9

[39]) S. das namentliche Verzeichnis der im Reg.-Bez. Münster wohnhaften selbständigen Juden, die in Gemäßheit der A. C.-O. vom 31. Okt. 1845 (Preuß. Ges.-Sammlg. 1845 S. 682) einen erblichen Familiennamen angenommen haben (Extra-Blatt zu Nr. 30 des Amts-Blatts der kgl. Regierung zu Münster). — Die Angaben aus diesem Jahre, in dem die Juden innerhalb bestimmter Grenzen ihren Aufenthaltsort frei wählen durften, wurden hier beigefügt, um Raum zu sparen und den interessanten Vergleich zu erleichtern.

Amt	Ort	Selbständige Juden									
		1720	1730	1739	1749	1763	1773	1784	1795	1846 überhaupt	1846 ohne festen Namen
	Übertrag	14	18	21	24	27	26	26	28	47	9
	Osterwick	—	—	—	—	—	—	—	—	2	2
	Rorup	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
	Schöppingen . . .	1	1	1	1	1	1	1	1	7	4
	Sa.	15	19	22	25	28	27	27	29	57	15
V. Rheine .	Hopsten	—	—	—	—	—	—	—	—	2	1
	Neuenkirchen . . .	—	—	—	—	1	—	1	1	—	—
	Rheine	2	4	4	5	7	8	8	9	11	3
	Sa.	2	4	4	5	8	8	9	10	13	4
VI. Sassenberg	Beelen	—	—	—	—	—	—	—	—	2	1
	Freckenhorst . . .	3	3	4	4	4	4	5	3	8	—
	Harsewinkel . . .	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
	Warendorf	8	8	8	11	13	15	15	15	3	—
	Sa.	12	12	13	16	18	20	21	19	14	2
VII. Stromberg	Enniger	—	—	—	—	—	1	1	1	5	—
	Herzfeld	—	1	1	2	2	2	—	—	4	—
	Oelde	2	3	3	4	6	5	4	4	14	—
	Ostenfelde	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—

	Stromberg	1	1	—	2	3	3	3	3	4	—
	Wadersloh	—	—	—	—	—	—	—	—	5	—
	Sa.	3	5	4	8	11	11	8	8	33	—
VIII. Werne. .	Bockum	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
	Bork	—	—	—	—	—	2	3	3	15	1
	Herbern	1	—	—	1	2	2	2	2	6	—
	Lüdinghausen . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	9	—
	Olfen	2	2	2	3	4	4	4	5	12	—
	Selm	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
	Seppenrade . . .	—	—	—	—	—	—	—	1	2	—
	Werne	3	5	6	6	7	8	9	8	27	—
	Sa.	6	7	8	10	13	16	18	19	73	2
IX. Wolbeck .	Ahlen	1	2	3	4	7	7	7	8	27	—
	Beckum	6	5	4	4	7	8	9	8	16	—
	Bösensell	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
	Drensteinfurt . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	10	7
	Heessen	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—
	Münster	—	—	—	—	—	—	—	—	29	2
	Sendenhorst . . .	1	2	2	3	3	6	6	6	11	—
	Telgte	3	3	4	5	8	8	8	8	7	—
	Walstedde	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1
	Wolbeck	—	—	1	2	2	2	2	3	1	—
	Sa.	11	12	14	18	27	31	32	33	107	10
	Sa. tot.	82	90	102	120	156	170	175	178	393	39

In der Stadt Münster durften sich die Juden nie dauernd niederlassen; selbst ihr vorübergehender Aufenthalt daselbst war beschränkt. Am 5. September 1763 wurde verordnet, „daß bey künfftiger Wiederanlangung einiger Hochstiffts-Juden oder derer Familien diesen, ihrer Geschäfften halber dahier sich 2 ad 3 Tage aufhalten zu mögen, zwarn zu verstatten, jedannoch selbigen zu bedeuten seye, daß außerhalb denen Jahrmärckten alles handelen in Münster bey Straff confiscirenden Waaren verbotten, und nach verrichteten Geschäfften — worunter gleichwohl denen Judenschaffts-Vorsteheren, wann selbe eine Bescheinigung von der Hochfürstl. Hofkammer dem Commendanten präsentiren würden, nach dessen Befinden eine längere Frist zu verstatten — nach dem Orth ihrer Begleidung sich wieder zu begeben bey Straff von 10 Goldgulden und allenfalls der corporalen Arestirung gehalten seyn sollen." Da sich trotzdem viele vergleidete wie unvergleidete Juden öfters ganze Wochen hindurch in der Stadt aufhielten und von Haus zu Haus handeln gingen, so publizierte der Magistrat „um dergleichen der Bürgerschafft so schädliches und ohnerlaubtes Hausiren wenigstens für das Zukünfftige zu behinderen, und damit ein Jude in Betrettungsfall mit der Ohnwissenheit des gnädigsten Verbotts und deren darin determinirten Straffen sich nicht entschuldigen möge", diese Verordnung unterm 7. Dezember 1764 im Münst. Intelligenz-Blatt (1764, Nr. 97) und befahl gleichzeitig allen Bürgern, insbesondere den Wirten, bei denen die Juden einzukehren pflegten, dem einen oder anderen Bürgermeister bei Vermeidung von 2 Rthlr. Strafe sofort nach der Ankunft eines Juden ein Verzeichnis mit der Angabe des Namens, Heimatortes und etwa mitgebrachter oder vorausgeschickter Waaren, sowie am vierten Tage eine schriftliche Anzeige einzureichen, wenn dann der Jude die Stadt noch nicht verlassen habe. Am strengsten wurde gegen die fremden Juden, polnische und andere Betteljuden, verfahren, in denen man nicht mit Unrecht die Verbreiter ansteckender Krankheiten erblickte; doch brauchen wir auf die dieserhalb erlassenen Edikte hier wohl nicht näher einzugehen. Hinzufügen wollen wir unserer Schilderung der rechtlichen und sozialen Verhältnisse der Juden unter dem bischöflichen Scepter nur noch, daß in dem Geleit vom Jahre 1763 [40]) noch der bisherige in Bonn wohnhafte Samuel Job als Landrabbiner bestätigt, am 2. November 1772 aber dieses Amt dem in Warendorf seßhaften

[40]) In dem Geleit von 1720 war Moses Kehn, in dem von 1730 Juda Müller aus Bonn als Rabbiner zugelassen.

Hoffaktor Michael Meyer Breslauer [41]) übertragen, und in dem Geleits-Patent vom Jahre 1773 bestimmt wurde, daß der landesherrlich bestätigte Rabbiner in Zukunft stets im Hochstift Münster wohnen müsse. — Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 wurde das bereits vorher von Preußen besetzte Bistum in viele Teile zerrissen, die außerdem vor ihrer endgiltigen Wiedervereinigung unter Preußen (1815) verschiedentlich den Herrscher wechselten [42]). Es waren Landesherren

in	seit				
	August 1802	August 1806	26. Okt. 1806	5. Mai 1808	1. Jan. 1811
der Herrschaft Werth	F. v. Salm	F. v. Salm	F. v. Salm	F. v. Salm	Ks. v. Frankr.
dem Amt Ahaus	"	"	"	"	"
" " Bocholt	"	"	"	"	"
" " Dülmen	H. v. Croy u. Kg. v. Preußen	H v. Arenberg u. Kg. v. Preußen	H. v. Arenberg u. Ks. v. Frankr.	H. v. Arenberg u. Grh. v. Berg	Ks. v. Frankr. u. Grh. v. Berg
" " Horstmar	Rhgr. v. Salm u. Kg. v. Preußen	Grh. v. Berg u. Kg. v. Preußen	Grh. v. Berg u. Ks. v. Frankr.	Grh. v. Berg	Ks. v. Frankr.
" " Rheine	H. v. Looz u. Kg. v. Preußen	Grh. v. Berg u. Kg. v. Preußen	Grh. v. Berg u. Ks. v. Frankr.	"	"
" " Saffenberg	Kg. v. Preußen	Kg. v. Preußen	Ks. v. Frankr	"	Grh. v. Berg u. Ks. v. Frankr.
" " Stromberg	"	"	"	"	Grh. v. Berg
" " Werne mit Lüdinghausen	"	"	"	"	"
dem Amt Wolbeck	Kg. v. Preußen u. H. v. Looz	Kg. v. Preußen u. Grh. v. Berg	Ks. v. Frankr. u. Grh. v. Berg	"	Ks. v. Frankr. u. Grh. v. Berg
der Stadt Münster	Kg. v. Preußen	Kg. v. Preußen	Ks. v. Frankr.	"	Ks. v. Frankr.

[41]) Ihm folgte 1790 David M. Breslau, dessen Cognitions-Befugnisse und Gebühren ein vom 18. Mai 1790 datiertes Patent der münsterischen Hofkammer (s. Sammlung der Gesetze 2c., Bd. II, S. 208 ff.) festsetzt.

[42]) Vgl. P. Bahlmann, Der Regierungsbezirk Münster, Münster 1893, S. 8—48.

Deshalb würde für diese Periode (1803—1815) auch eine getrennte Behandlung der einzelnen Judengemeinden erforderlich sein, wenn von allen Machthabern bedeutende Änderungen ihrer Verhältnisse verfügt wären. Unter dem Rheingrafen, den Fürsten von Salm, den Herzögen von Croy und Looz-Corswaren aber blieb die Stellung der Juden im wesentlichen unverändert; der letztere erneuerte sogar ausdrücklich am 9. Mai 1803 und 12. Februar 1805[43]) das letzte bischöfliche Geleitspatent. Die drei anderen Mächte — Preußen, Berg und Frankreich — waren nach einander Herren der Stadt Münster und machten keinen Unterschied zwischen den dortigen Juden und deren Glaubensgenossen im übrigen ihnen gehörigen Münsterlande, so daß wir nur die Verhältnisse der ersteren zu kennen brauchen, um auch über die Lage der anderen unter preußischer, bergischer und französischer Herrschaft stehenden Juden unterrichtet zu sein.

Gleich im ersten Jahre der preußischen Herrschaft versuchten die Juden, sich auch in der früher ihnen verschlossenen Stadt Münster[44]) niederzulassen. Das erste derartige Gesuch[45]) reichten Abraham Lefmann und Herz Windmüller aus Warendorf ein, infolge dessen die Kgl. Preuß. Münst. Organisations-Kommission am 9. April 1803 den int. Magistrat zum Bericht darüber aufforderte, ob und nach welchem besonderen Rechte keine Juden als Einwohner in der Stadt Münster geduldet werden können. Der Magistrat erwiderte am 18. April:

„Zur allergehorsamsten Befolgung des allerhöchsten rescripti beziehen wir uns zuvörderst auf die offenkundige Observanz, daß, solange die Stadt Münster existiret, darinnen kein Jude als Einwohner geduldet sey.

Es bestättigen auch solches alle von den zeitlichen Landesherren erteilte, im Druck öffentlich bekannt gemachte Schutz- und Geleitsbriefe, wodurch derselben Aufenthalt und Wohnung auf sichere darin benannte Ortschaften dieses Landes außerhalb der Stadt Münster eingeschränket ist.

Sogar ist durch landesherrliche, dem Magistrat zugekommene und durch das Intelligenzblatt bekannt gemachte Verordnungen von 1763 u. 1765[46]) ...

[43]) Sammlung der Gesetze rc., Bd. III, S. 306.

[44]) Nur 1759, als die Stadt von den Alliierten besetzt war, fingen die (wohl dahin geflüchteten) Juden am 26. Januar „auch allhie an, in den Hoff des H. v. Nagel zu Bornholtz auff St. Aegidii Straffen ihre Synagoge zu halten" (Zeitschr. f. vaterl. Gesch. u. Altertumsk., Bd. 36, Münster 1878, S. 137 f.).

[45]) S. die Akten des Magistrats zu Münster, denen auch die ferneren Angaben entnommen sind, wenn eine anderweitige Quelle nicht angegeben.

[46]) vom 5. Sept. 1763 und 7. Juni 1765. — S. oben S. 396.

den Juden ihrer Geschäffte halber länger als 3 Tage sich dahier in der Stadt aufzuhalten und aller Handel hieselbst außerhalb den freyen Jahrmärkten schärfest verbotten worden, auch sind zu solchem ihren Aufenthalt 5 Schild-wirthshäuser nahmentlich bestimmet und gleichfalls öffentlich bekannt gemachet.

In Ansehung [der] auf die hiesigen Bürgerhäuser fixirten Diensten und dahero von den Bewohnern derselben unter anderen Lasten zu leistenden Wachen, besonders bey entstehender Feuersnoth können wir es anders nicht als verfassungswidrig halten, daß ein Bürgerhaus von einem Juden bewohnet werde, indem zu solchen Wachen ein Jude in mehrerer Hinsicht nicht gebrauchet werden kann und darf.

Die dahier aufm Lande vergleideten Juden dürfen vermöge erhaltenen landesherrlichen Geleits in ihrem Wohnort allerhand Gewerbe, Handel und Wandel mit Kauffmanschafften und Schlachten treiben; solche Befugsamkeit streitet aber wider die hiesige Verfassung und das in der Polizey-Ordnung enthaltene Verbott, zumahlen dadurch fast in alle Aemter und Zünfften eingegriffen werden könnte, wohingegen nach der erwähnten Polizey-Ordtnung[47]) ein jeder Eingesessener dieser Stadt mit einem Gewerbe, Handelung und Handthirung sich begnügen lassen muß und dem Andern an seiner Nahrung keinen Eintrag, Vorgriff oder Besperrung thun darf.

Stadtskundigermaßen ist die hiesige Kaufmannschafft schon allzu sehr übersetzet. Das Beyspiel derjenigen, welche davon neuerlich wegen Mangel der Nahrung zu grunde gegangen, bestättiget solches, und dem Vermuthen nach werden noch mehrere einem gleichen Schicksaal unterliegen, wenn ihnen die Nahrung annoch ferners und zwar von Juden, deren betrieglicher Handel mit unächten Waaren und die davon entstehenden, dem Staat so nachteilige Folgen allgemein bekannt sind, geschmälert werde, dadurch mithin bey ihren Kinderen der Eifer, zu Beförderung der Gewerbe und Handelung nützlich und gehörig sich zu verwenden, in Abnahme gerathen solte.

Gleichwie nun die von Ew. K M. zum Aufnehmen dieser Stadt und Bürgerschafft getroffenen und ferner zu machenden Anstalten und Anordtnungen wir mit allerunterthänigstem Preis und Dank verehren, so sind wir auch der allerdevotesten Ansicht, daß den Juden sich dahier in der Stadt niederzulassen, allergnädigst nicht werde gestattet werden."

Auf Grund dieses Schreibens wurden Lefmann und Windmüller abschlägig beschieden, ebenso einige Monate später Moses Isaak aus Cleve.

Nachdem Münster an das Großherzogtum Berg abgetreten war, verordnete ein Ministerial-Reskript vom 22. Juli 1808, daß, da die jüdischen Unterthanen im Großherzogtume gegenwärtig sowohl der Militärpflicht als den öffentlichen Abgaben unterworfen seien, von nun an alle bisher von den Juden an die Domänenkasse entrichteten Abgaben wie Tribut, Schutzgelder, Abgaben fürs Heiraten und andere

[47]) Policey-Ordnung der Haupt- und Residentz-Stadt Münster i. W. (mit Zusätzen bis z. J. 1607), Münster 1740, S. 40, Nr. 2.

gänzlich fortfallen und auch die rückständigen von den Domänen-Rentmeistern nicht weiter eingefordert werden sollten[48]); für die auswärtigen Juden aber blieb die Verpflichtung bestehen, vor der Niederlassung im Großherzogtum den Konsens der Oberbehörde einzuholen, der nur solchen Juden zu erteilen sei, welche eine gute und tadellose Aufführung bewiesen und ein nützliches Gewerbe einführen oder liegende Gründe daselbst eigentümlich erwerben würden. Dadurch ward die Stellung der Juden gegen früher so wesentlich gehoben, daß es der münsterische Magistrat bei Einreichung der Patent-Steuer-Listen am 3. Dezember 1808 für angezeigt hielt, auch bei der neuen Regierung eine Bestätigung seines alten Rechtes, den Juden die Niederlassung in der Stadt zu verbieten, zu beantragen, dabei geltend machend, daß „man bey der Organisation Westphalens[49]) ebenfalls die Grundsätze der Gleichheit angenommen und den Juden den Aufenthalt im ganzen Lande gestattete, die Stadt Osnabrück aber, welche wie Münster nie erlaubte, daß Juden dort wohnen dürften, auf ihre Bitte davon ausgenommen habe". Das Administrations-Kollegium hielt die Angelegenheit für wichtig genug, dem Magistrat bemerklich zu machen, „daß ein besonderes Gesuch darüber bey der oberen Behörde mit Darstellung der bisherigen Verfassung und der Gründe, weshalb deren Beybehaltung gewünscht wird, anzubringen seyn dürfte", und seine Befürwortung für den Fall zuzusichern, daß ein Gutachten darüber von ihm gefordert werden würde. Daraufhin richtete der Magistrat unter dem 17. Dezember 1808 an den Minister des Innern Grafen v. Nesselrode in Düsseldorf nachstehende Eingabe, der er am 23. Dezember ein von ihm unterstütztes gleichartiges Gesuch der Kramergilde folgen ließ:

„Die Observantz der ältesten Zeiten sowie die oft erlassenen landesherrlichen Verordnungen, womit den Juden das Geleit ertheilt wurde, beweisen

[48]) Doch sollte durch diese Bestimmung keine Änderung inbetreff der Schulden herbeigeführt werden, welche die Judengemeinden gemeinschaftlich kontrahiert hatten, sondern eine solche einem etwaigen künftigen allgemeinen Reglement über die Rechte und Verbindlichkeiten der jüdischen Unterthanen vorbehalten bleiben. — Die preuß. Regierung zu Münster setzte am 17. Dezbr. 1834 fest, daß das in dem vormals bergischen Anteile ihres Verwaltungsbezirkes bisher beobachtete Verfahren beibehalten werde, wonach die Beiträge zu den jüdischen Korporationsschulden in dem genannten Landesteile erforderlichen Falles mit Exekution durch die administrativen Beamten beigetrieben werden (Amtsbl. der kgl. Reg. zu Münster 1834, S. 540).

[49]) Das Königreich Westfalen verlieh den Juden 1808 das Bürgerrecht und eine Gemeindeverfassung.

es, daß bisher keine Juden in der Stadt Münster wohnen durften; sogar hatten sie nach der Verordnung vom 5. September 1763 nur die Befugniß, bey ihren Durchreisen 2 oder 3 Tage sich darin aufzuhalten, ohne darin außer den freyen Jahrmärkten handeln zu dürfen: sie waren vielmehr außweise ihrer Geleitsbriefe mit ihrer Handlung auf die Orte beschränkt, die ihnen zum Aufenthalte bestimmt angewiesen waren.

Wenn nun nach den Kayserlich Französ. Gesetzen[50]) den Juden gleiche Rechte mit den Kristen verliehen sind, so steth noch mehr zu befürchten, daß bey Einführung der Patentsteuer[51]) die Juden solche lösen und damit in hiesiger Stadt den schon in so übersetzter Anzahl anwesenden Nahrungstreibenden starken Abbruch thun werden, den sie bey den gegenwärtigen Zeiten, wo alles Einkommen sparsamer ist und die Consumtion noch sehr dadurch vermindert wird, daß die begütertere Menschenklasse sich weniger in der Stadt aufhält, ohne völligen Sturz eigener Existenz nicht leiden können.

Ueberdem sind Juden, besonders die hier im Lande wohnen, nur solche, die blos vom Handel leben, und nicht mit Immobilien Angesessene; es ist ihnen daher bey ihrer schlechten Lebensweise eben so leicht, etwas zu erwerben, als auch dies den schon Angesessenen Entzogene dem ganzen Umlauf zu entziehen nnd ohne Hoffnung es wieder zu erhalten, außerhalb Landes zu verbringen. Es passen auch ihre Religionsgrundsätze, wornach sie den eigenen Vortheil selbst mit Verlust des andern Theils frey suchen zu dürfen glauben, nicht mit den rechtlichsten, die unter Handelnden angenommen seyn müssen.

Da übrigens der freye, uneingeschränkte Handel mit der hiesigen Verfassung, wonach nur eine bestimmte Zunft mit den ihnen zugetheilten Sachen handeln oder auch nur solche verfertigen kann, streitet, so bitten Ew. Excellenz wir ganz unterthänig, es bei der bisherigen Verfassung der Stadt Münster, soweit selbe das Recht hatte, den Juden den hiesigen Aufenthalt zu verbieten, gnädigst zu belassen und das alte Recht zu bestätigen."

Der Minister erwiderte[52]) mittels Reskripts vom 29. Dezember, daß zwar „in Absicht der Stadt Münster sowie in Absicht der übrigen Städte, in welchen der Aufenthalt der Juden bis jetzt nicht gestattet ist, keine Ausnahme dürfte gestattet werden können, die Städte inmittelst versichert seyn könnten, daß auf die Lage der Verhältnisse

[50]) Schon 1791 proklamierte die franz. Nationalversammlung, in welcher Mirabeau für die Juden eintrat, diese als Bürger.

[51]) Der Magistrat befürchtete nämlich — wie er auf eine Anfrage des Ministers am 21. Jan. 1809 ausführt, daß die Juden durch die zu lösenden Patente berechtigt würden, im ganzen Lande zu handeln; sollten die Patente dem Kaufmann aber nur an seinem Wohnorte den Handel gestatten, dann fiele seine geäußerte Besorgnis fort.

[52]) Eine Antwort auf das Gesuch der Kramergilde haben wir nicht aufgefunden; auch inbetreff einer zweiten Bittschrift der Gilde v. 28. Dez. 1809 enthalten die uns vorliegenden Akten nur eine Aeußerung des Präfekten (s. Schr. v. 8. Febr. 1810), daß „vorauszusehen ist, daß sie keinen Erfolg haben wird".

der Handel= und Gewerbetreibenden christlichen Unterthanen alle mögliche Rücksicht genommen worden". Das um diese Zeit eingereichte Gesuch der Handelsjuden Levi Leffman zu Warendorf und dessen Sohnes Salomon Levi Leffman zu Telgte um Verleihung des Bürgerrechtes in Münster wurde vom Minister zwar am 5. Februar 1809 zurückgewiesen, dem Magistrat aber der höheren Vorschrift gemäß vom Administrations=Kollegium am 14. Februar 1809 eröffnet, daß die Versagung der Erlaubnis sich nicht auf das ehemalige Generalverbot der Niederlassung von Juden in Münster gründe, da dieses den neueren, nach dem wahren Staatswohle bemessenen und in der Zirkular=Verordnung vom 22. Juli v. J. ausgesprochenen Grundsätzen zufolge nicht mehr Platz fände, sondern darauf zurückzuführen sei, daß die Juden nur allmählich in die nämlichen Rechte und Freiheiten eingesetzt werden sollten, welche die übrigen Bewohner des Großherzogtums genössen. Dafür sei zum Teil auch ausschlaggebend, in wie weit die Juden selbst sich zu nützlichen Staatsbürgern bilden würden: so lange sie sich bloß dem Handel und dem damit bei ihnen nur zu häufig verbundenen Wucher ergäben, könne eine unbedingte Entlassung ihrer bisherigen Einschränkungen nicht erfolgen; würden sie aber auch andere nützliche Gewerbe ergreifen, liegende Gründe eigentümlich erwerben und überhaupt sich so benehmen, daß der Staat in ihnen nützliche Mitglieder erblicke, so würde die Erlaubnis zur häuslichen Niederlassung auch an solchen Orten, wo bisher keine Juden hätten wohnen dürfen, unbedenklich sein. Auf Grund dieses Ministerial=Reskripts wies der Präfekt gelegentlich des von neuem eingereichten Gesuchs des Handelsmanns Nathan Elias Metz [53]) in Warendorf den Magistrat am 29. Januar 1810 an, den im Emsdepartement ansässigen Juden ohne Bedenken zu erlauben, sich in der Stadt Münster aufzuhalten, insofern sie von ihrer bisherigen Ortsobrigkeit ein Attestat über ihre bisherige untadelhafte Aufführung, sowie darüber beibrächten, daß sie entweder Vermögen oder Talente besäßen, durch welche ihr Unterhalt gesichert sei. Nach Beibringung dieser Zeugnisse wurde dem Metz — also zum erstenmale einem Juden — am 13. Februar 1810 die Erlaubnis zum Aufenthalt in Münster erteilt, die gleichfalls erhielten:

---

[53]) Demselben war auf sein erstes Gesuch um Gewährung des Bürgerrechtes und der Erlaubnis zum Betreiben eines bürgerl. Gewerbes in der Stadt Münster in Gemäßheit des darüber ergangenen Ministerial=Beschlusses vom 15. März 1809 der Bescheid erteilt, daß solches noch zur Zeit nicht bewilligt werden könne.

am 14. Febr. 1810 der Kaufm. Salomon Levi Leffman aus Telgte[54])
„ „ „ „ „ „ Abraham Leffman aus Warendorf
„ 26. „ „ „ . „ Leffman Levi Leffman aus Warendorf[55])
„ 10. Apr. „ „ „ Abraham Koppel aus Warendorf
„ 5. Nov. „ „ „ Leffman Joseph Leffman aus Warendorf
„ 24. Dez. „ „ Metzger Leefman Salomon aus Wolbeck.

Der Ableistung des Bürgereides seitens der Juden bedurfte es nicht, da sie ohnehin nach ihrer Aufnahme die allen Eingesessenen obliegenden Verbindlichkeiten zu erfüllen hatten[56]).

Nachdem Münster dem französischen Kaiserreich einverleibt war, benachrichtigte der provisorische Präfekt des Lippe-Departements die Ortsbehörde am 6. Januar 1811, „daß die einländischen Juden wie die übrigen Einwohner Frankreichs in betreff ihrer Niederlassung betrachtet werden müssen, und daß die Bestimmungen, die desfallß für das ehemalige Emsdepartement gegeben wurden, jetzt, insofern es zum Lippe-Departement gehört, nicht mehr verwendbar sind. So viel übrigens die im Auslande domicilirten Juden betrifft: können solche nach dem Kaiserl. Decrete v. 17. März 1808[57]) während 10 Jahren nicht anders zur Niederlassung in Frankreich zugelassen werden, als wenn sie liegende Grundstücke erwerben, sich vom Ackerbau ernähren und sich während der Zeit mit keiner Handlung oder Gewerbe zu beschäftigen versprechen. Hievon eine Ausnahme zu gestatten, gebührt nur allein Sr. Majestät dem Kaiser". Danach konnte im Juni 1811 dem Metzger Seelig Jacob aus der französischen Stadt Telgte der dauernde, dem Seifen- und Lichterfabrikanten Baruch Moses Hildesheimer[58]) aus der bergisch gebliebenen Stadt Warendorf aber nur der einstweilige Aufenthalt in Münster gestattet werden, und selbst dieser lediglich deshalb, weil Hildesheimer von der münsterischen Judengemeinde gegen halbjährige Kündigung als Vor-

[54]) Auf Begehren des Sal. Levi und des Abrah. Leffman wurde unter deren Erlaubnisscheine noch bemerkt, daß sich dieselben auch auf die Frauen und Kinder erstreckten.

[55]) Bruder des Sal. Levi Leffman aus Telgte u. Vetter des Leffm. Jos. Leffman aus Warendorf.

[56]) Erwiderung des Maire v. 23. Febr. 1810 an Nath. El. Metz, der um Zulassung zur Abstattung des Eides eingekommen war.

[57]) Bulletin des lois de l'empire français, Série IV, Tome 8, Paris 1808, pag. 202. — Vgl. E. Barre in d. preuß. Jahrbüchern, Bd. 67, Berlin 1891, S. 143.

[58]) Vorher neun Jahre lang Sekretär bei dem Oberlandrabbiner Dav. Mich. Breslau in Warendorf, dessen Tochter Juchebed er dann heiratete.

fänger, Schlächter und Schullehrer gemietet war und versprochen hatte, sich alles Handels und Gewerbtreibens zu enthalten.

Durch das kaiserliche Dekret vom 12. Januar 1813 [59]) wurden die früheren Dekrete vom 20. Juli 1808 [60]) und 18. August 1811 [61]), betr. die Führung bestimmter Vor- und Zunamen, auch auf das Lippe-Departement ausgedehnt.

Von der französischen Regierung waren den inländischen Juden überhaupt gleiche Rechte mit den übrigen Staatsangehörigen zuerkannt. Sie waren bei der Ausübung ihres Kultus [62]) geschützt, bei Begründung des Hausstandes, bei der Verheiratung (als Zivilakt), bei der Wohnsitzveränderung, bei der Erwerbung und Pachtung von Grundstücken, sowie bei der Ausübung von Gewerbe und Handel im ganzen Lippe-Departement exzeptionellen Gesetzen nicht unterworfen; ihre Vertragsfähigkeit und ihre Glaubwürdigkeit als Zeugen vor Gericht war nicht beschränkt; ihrer Militärpflicht mußten sie wie die Christen genügen [63]).

Alle diese Rechte sind den Juden nach der endgiltigen Wiedervereinigung mit Preußen (1815) unverkürzt verblieben, bis auf die hinsichtlich der Glaubwürdigkeit als Zeuge vor Gericht durch die Allgemeine Gerichtsordnung und die Kriminalordnung [64]) eingeführten Modifikationen; das Recht der Wohnsitzveränderung freilich wurde ihnen nur innerhalb der früher zu Frankreich bezw. zu dem Großherzogtum Berg gehörigen Landesteile belassen, nicht aber für die ganze Monarchie zugestanden. Zwar hatte das preußische Edikt

---

[59]) Bulletin des lois etc., Sér. IV, Tom. 18, pag. 96.

[60]) ibid. Tom. 9, pag. 27 f.

[61]) ibid. Tom. 15, pag. 168 ff.

[62]) Zufolge des Dekrets v. 14. Juli 1812 gab es für die Departements der Ober-Issel, Isselmündungen und Lippe eine Synagoge in Zwoll, deren Konsistorium nach der Instruktion v. 21. Dezember 1806 von notablen Israeliten gewählt wurde (J. v. Münstermann, Almanach des Lippe-Departements für d. J. 1813, S. 114 f.).

[63]) Nur durften sie anfangs keinen Stellvertreter stellen. Doch wurde diese Beschränkung schon durch ein kaiserl. Dekret v. 9. Juli 1812 dahin abgeändert, daß sie einen jüdischen Stellvertreter stellen konnten, und durch ein anderes Dekret v. 22. Juli 1812 vollständig aufgehoben.

[64]) Das Allg. Landrecht u. die Allg. Ger.-Ordnung wurden durch Patent v. 9. Sept. 1814 wieder eingeführt und sollten v. 1. Jan. 1815 an wieder gesetzliche Kraft haben (Ges.-Sammlung 1814, S. 89). — Die Kriminalordnung v. 11. Dez. 1805 wurde durch A. K.-O. v. 5. Dez. 1813 eingeführt (Münst. Intellig.-Bl. 1814, Nr. 2).

über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden vom 11. März 1812 [65]) bestimmt, daß die in Preußen wohnhaften, mit Generalprivilegien, Naturalisationspatenten, Schutzbriefen und Konzessionen versehenen Juden und deren Familien für Einländer und preußische Staatsbürger zu achten seien, wenn sie festbestimmte Familiennamen annähmen [66]) und sich bei Führung ihrer Handelsbücher 2c. der deutschen oder einer anderen lebenden Sprache, und bei ihren Namensunterschriften deutscher oder lateinischer Schriftzüge bedienen würden, doch hatte dieses Edikt — wie in der A. K.-O. vom 8. August 1830 [67]) von neuem [68]) betont wird — nur in denjenigen Provinzen Giltigkeit, in denen es nach seiner Erlassung publiziert worden, während in den neuen und wieder erworbenen Provinzen bis zu weiterer gesetzlicher Bestimmung hinsichtlich der Juden lediglich diejenigen Vorschriften für sie maßgebend sein sollten, welche bei der Besitznahme dieser Provinzen als darin gesetzlich bestehend vorgefunden waren.

Der großen Mehrzahl der Bevölkerung wäre allerdings eine Verminderung der Rechte der Juden erwünschter gewesen. Auch der erste, am 29. Oktober 1826 eröffnete, westfälische Provinzial-Landtag, von dem der Minister des Innern ein Gutachten über die bestehende, die Juden betreffende, Gesetzgebung und deren erforderliche Abänderung gefordert, bemerkte [69]): „Allgemein spricht sich das Urtheil über den verderblichen Einfluß der Juden auf das allgemeine Wohl aus, besonders aber sind sie nachtheilig für den Wohlstand des Landmanns durch wucherische Geld-Vorschüsse, betrügerischen Vieh-Waaren-Handel und das Aufdringen von Lotterie-Loosen, und für den Krämer in kleinen Städten durch das Hausiren" und schlug als wirksame Mittel vor

a) zur Verbesserung des religiösen und sittlichen Zustandes der künftigen jüdischen Generation:

1) deren Unterricht durch geprüfte und genehmigte Schullehrer mit festen Besoldungen, die den Unterricht in deutscher

---

[65]) Ges.-Sammlung 1812, S. 17—22. — Über die Entstehung dieses Ediktes s. A. Stern, Abhandlungen u. Aktenstücke zur Geschichte der preuß. Reformzeit, Leipzig 1885, S. 225—262.

[66]) In den neuen Teilen der Monarchie wurden die Juden erst durch die A. K.-O. v. 31. Okt. 1845 zur Führung festbestimmter u. erblicher Familiennamen verpflichtet. — Vgl. Anmerkung 39.

[67]) Ges.-Sammlung 1830, S. 116.

[68]) Frühere Bekanntmachung s. M. Amts-Blatt 1820, S. 229.

[69]) S. Der erste westfälische Landtag, Münster 1827, I, S. 66 ff.

Sprache nach von der Staatsbehörde genehmigten Lehrbüchern erteilen, bewirken zu lassen; — wo aber das Vermögen der Gemeinde eine solche Anstalt verhindert, müssen die Judenkinder die christliche Schule besuchen;

2) Einführung deutscher Gesang- und Gebetbücher bei dem jüdischen Gottesdienste;

3) Reinigung des jüdischen Religions-Systems von Talmudischen Satzungen und Rabbinischen Ceremonien.

b) zur Beseitigung des verderblichen Einflusses der gegenwärtigen jüdischen Generation auf den Wohlstand der übrigen Eingesessenen:

1) die Aufhebung des ihnen voreilig durch die Fremdherrschaft erteilten Bürgerrechts;

2) das Verbot innerhalb der nächsten 10 Jahre Grundstücke oder Häuser zu kaufen;

3) Verpflichtung, die jetzt besessenen ländlichen Grundstücke binnen 10 Jahren zu verkaufen, wenn sie sie nicht selbst bestellen;

4) Führung der Handelsbücher in deutscher Sprache;

5) von mehreren Söhnen wird nur einem der Handel gestattet, die übrigen müssen andere Gewerbe treiben;

6) Verbot christliches Gesinde zu halten;

7) Beobachtung des gesetzlichen Zinsfußes und Verfall der ganzen Forderung an die Orts-Armen, wenn mehr als 10 % genommen sind;

8) Zulassung der Schuldklagen nur, wenn der Beweis durch Zeugen oder gerichtliche Urkunden geführt werden kann;

9) Verbot der Aufnahme fremder Juden;

10) Verbot ihres Handels in der Provinz, außer
   a) in größeren Geschäften mit ausdrücklicher Erlaubnis der Regierung,
   b) Viehhandel,
   c) Besuchen der Jahrmärkte;

11) möglichste Beschränkung des Wanderns fremder Juden;

12) Beobachtung des Regulativs wegen Leihens auf Pfänder d. d. 28. Juni 1826.

Die Staatsregierung hielt jedoch so weit gehende Beschränkungen nicht für erforderlich und ließ es im wesentlichen bei den früheren Bestimmungen bewenden. Im Laufe der Zeit wurden freilich mancherlei Verfügungen zur Regelung und Besserung der Verhältnisse der Juden

erlassen, in betreff derer wir jedoch auf die amtlichen Blätter, in denen sie großenteils publiziert wurden, verweisen können.

Nur über den Zustand des jüdischen Kultus- und Schulwesens im ganzen Regierungsbezirke wollen wir einem Berichte des Magistrats der Stadt Münster, den derselbe zur Beantwortung der vom Kultusministerium unterm 8. März 1843 gestellten Fragen einreichte, noch einige Angaben entnehmen: Positive gesetzliche Bestimmungen für das jüdische Kultuswesen sind nur über den Ritus und die Zeremonien beim Gottesdienst und beim Verrichten der Gebete vorhanden. Letztere, die — selbst bis zu den eigentümlichen Melodien — überall gleich und sehr alten Ursprungs [70]) sind, werden in hebräischer Sprache vorgetragen; deutsch sind nur die Predigten und auch wohl das Gebet für den Herrscher. An Orten, wo mehrere jüdische Familien von einigem Belange wohnen, bestehen Synagogen resp. Betstuben. Ein Parochialzwang wie bei den christlichen Gemeinden besteht eigentlich nicht, indes besuchen observanzmäßig alle Juden männlichen Geschlechts nach vollendetem 13. Lebensjahre, wenn sie das vorschriftsmäßige Glaubensbekenntnis abgelegt [71]), an Sabbath- und Festtagen das Betlokal des Ortes und tragen, wenn sie selbständig sind, je nach ihrem Vermögen und Gewerbe, sowie nach den Erfordernissen der Gemeinde, zu den Kultuskosten bei. Die Beitragenden werden als Gemeinde-Mitglieder angesehen und üben das Stimmrecht aus. Sie müssen sich durchgehends durch einen nach Verhältnis des Gemeindevermögens bestimmten Geldbeitrag einkaufen und verlieren ihr Stimmrecht, wenn sie ihre Religion oder ihren bisherigen Aufenthaltsort verlassen, die bestimmten Beiträge nicht entrichten ꝛc. Bei verweigerter Zahlung steht jedoch ebenso wie bei vorausgesetzten Beeinträchtigungen der Rekurs an die Staatsbehörde offen. Kleinere Gemeinden werden durch einen Vorsteher, größere durch Vorsteher-Kollegien, die auf drei und mehr Jahre durch Stimmenmehrheit gewählt sind, repräsentiert. Diese überwachen die Befolgung der Synagogengesetze, die Aufrechthaltung der inneren Ordnung, sowie die Verwaltung des Gemeindevermögens, das gewöhnlich nur in den

---

[70]) Die damals verbreitete Reformsucht hatte auch unter den Juden der Stadt Münster im September 1843 einen Zwist erregt, der selbst nach zehn Jahren noch nicht beseitigt war; am 3. November 1853 nämlich bat der Landrabbiner Sutro den Oberbürgermeister v. Olfers, die Juden zur Eintracht zu ermahnen.

[71]) Die Mädchen legen das Glaubensbekenntnis nach vollendetem 12. Jahre ab.

Synagogen- und Schulhäusern und dem Kirchhofe besteht[72]), repartieren die Beiträge und veranlassen, wenn es erforderlich ist, Versammlungen der Gemeinde-Mitglieder. Die Anstellung eines Rabbiners für jede Gemeinde ist nicht durchaus erforderlich, sondern von deren Bestimmung abhängig. Wird ein Rabbiner angenommen, so wird in der Regel ein Kontrakt mit ihm auf bestimmte Jahre geschlossen[73]), vor deren Ablauf er nur bei Vernachlässigung seiner Pflichten entlassen werden kann; er hat die Entscheidung über zweifelhafte Gesetzstellen im Talmud, leitet die Beratungen über das Wohl der Gemeinde, verrichtet Trauungen, examiniert und konzessioniert die Schächter[74]) 2c. In Ermangelung eines Rabbiners urteilt ein anderer im Talmud erfahrener Jude in Kultusangelegenheiten, und nur selten bedarf es eines richterlichen Spruches bei Streitigkeiten. Der Bann wird nicht mehr gehandhabt; nur daß ein Gemeindemitglied auf längere oder kürzere Zeit nicht zum Verlesen der Thora[75]) in der Synagoge aufgerufen wird, ist als Strafe geblieben. Eine besondere Tracht ist für die Kultusbeamten nicht vorgeschrieben[76]). Der Religionsunterricht wird den jüdischen Kindern von jüdischen Lehrern unter Aufsicht der Gemeinde-Repräsentanten, auch von anderen dazu qualifizierten Personen oder

---

[72]) In Münster war nur die Synagoge Eigentum der Juden, das Schullokal gemietet und der Kirchhof ihnen lediglich zur Benutzung mit Vorbehalt des Eigentumsrechtes der Stadt überlassen.

[73]) In Münster wurde nach der Verfügung der Kgl. Regierung vom 6. Febr. 1817 der Rabbiner Abrah. Sutro (der 1861 sein 50jähr. Dienstjubiläum feierte und 1869 starb) vom Zivilgouvernement im April 1817 angestellt und sein von der Judenschaft aufzubringendes Gehalt damals auf 350 Rthlr. festgesetzt, wozu die Beiträge von den Säumigen selbst executorisch beigetrieben werden konnten. Derartige Beitreibungen durften für später angestellte Kultuspersonen nach Maßgabe mehrerer Ministerialverfügungen (Kamptz, Annalen 1823, Heft 4, S. 847—851) nicht erfolgen.

[74]) Schächten = nach jüdischem Ritus mit Durchschneidung der Luftröhre schlachten.

[75]) Thora = Jüdisches Gesetz (Pentateuch).

[76]) Nur der Oberrabbiner in Münster trug einen schwarzen Schulter-Mantel. — Da in verschiedenen Provinzen jüd. Rabbiner eine bis dahin nicht üblich gewesene Amtstracht annahmen, welche an einigen Orten derjenigen der evangel. Geistlichkeit gleich ist, so befahl eine A.-O. v. 27. Febr. 1843, daß dies fernerhin nicht gestattet, sondern den Rabbinern die Annahme und Anlegung einer Amtstracht nur erlaubt sein soll, wenn und insoweit solche nachweislich in früherer Zeit von deren Vorgängern bereits getragen, an den einzelnen Orten herkömmlich und keine Nachahmung der Amtstracht von Geistlichen christlicher Konfessionen ist.

von dem Vater erteilt. Vom 6. Jahre ab besuchen die Kinder die Schulen, christliche aber nur, wo jüdische fehlen[77]). An den letzteren sind durchgehends examinierte Lehrer angestellt, die häufig zugleich als Vorbeter fungieren und gleich diesen vom Gemeinde-Vorstande gewählt und entlassen werden. Die früher übliche Verbindung des Schächter-Amtes mit dem des Schullehrers ist in neuerer Zeit fast überall aufgehoben. Die Lehrer erhalten die Konzession von der Kgl. Regierung und stehen unter Aufsicht der Gemeinde-Repräsentanten, äußerlich auch unter dem christlichen Schulinspektor. Sie tragen nach Verhältnis ihres Einkommens, das sich nach dem getroffenen Uebereinkommmen richtet, gleich allen Juden zu den Kommunallasten wie die Christen bei.

Neben gleichen Pflichten auch ungefähr dieselben Rechte wie den christlichen Unterthanen gab den Juden in ganz Preußen (mit Ausschluß des Großherzogtums Posen) bekanntlich das Gesetz vom 23. Juli 1847[78]). Doch blieben sie noch von der Leitung und Beaufsichtigung christlicher Kultus- und Unterrichts-Angelegenheiten ausgeschlossen und konnten kein Staats- oder Kommunalamt bekleiden, mit dem die Ausübung einer richterlichen, polizeilichen oder exekutiven Gewalt verbunden war, auch Lehrer außer an jüdischen nur an Kunst-, Gewerbe-, Handels- und Navigations-Schulen, Privatdozenten oder Professoren nur für medizinische, mathematische, naturwissenschaftliche, geographische und sprachwissenschaftliche Fächer, Dekane und Rektoren überhaupt nicht werden; wohl aber durften sie jetzt auch ihren Wohnsitz ohne Genehmigung des Ministeriums des Inneren, die nur noch bei Niederlassung ausländischer Juden erforderlich blieb, verändern. Ihre völlige bürgerliche Gleichstellung, die zuerst durch die Verfassung des preußischen Staates vom 31. Januar 1850 ausgesprochen war, wurde durch das Norddeutsche Bundes-Gesetz vom 3. Juli 1869, das später auch zum Reichsgesetz erhoben ist, durchgeführt.

---

[77]) Die hervorragendste jüdische Schule, welche bald sogar von christlichen Schülern besucht wurde, war im Dezember 1825 von Dr. Alex. Haindorf († 1862) zu Münster errichtet. Aus der mit ihr verbundenen Anstalt für jüdische Schullehrer waren bereits 1833 zwölf Lehrer hervorgegangen, welche in meist von ihnen selbst gegründeten Schulen mit Eifer und Erfolg unterrichteten. (Vgl. Münst. Amts-Blatt 1825, S. 555 u. 1833, S. 449; Allg. Unterhaltungs-Blätter, Bd. 9, Münster u. Hamm 1831, Beibl. S. 84—86.)

[78]) Ges.-Sammlung, S. 263—278.

Fünf Briefe des Burggrafen und Freiherrn Christoph von Dohna an seine Braut Gräfin Ursula von Solms-Braunfels.

Mitgeteilt von Anton Chroust.

Jedermann kennt aus Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ jene liebenswürdigen Briefe, die Ursula Freher, die Tochter des Nürnberger Stadtsyndikus und Schwester des bekannten Geschichtsforschers, Juristen und kurpfälzischen Rates Marquard Freher, im Jahre 1598 an ihren Bräutigam, den Junker Johann Adolf von Glauburg zu Frankfurt a. M., gerichtet hat.

Als ein Gegenstück zu jenen einfach natürlichen und herzlichen Briefen teile ich im folgenden fünf andere mit, die zwanzig Jahre später, 1618 auf 1619, der anhaltische und kurpfälzische Rat Christoph Burggraf und Freiherr von Dohna (1583—1636) aus dem ostpreußischen Zweig dieser großen Familie an seine Braut Gräfin Ursula von Solms, Tochter des kurpfälzischen Großhofmeisters Johann Albrecht von Solms-Braunfels (1562—1623), geschrieben hat.

Schon äußerlich macht sich der Unterschied bemerklich: der Schreiber bedient sich der französischen Sprache, obgleich er und seine Braut dem deutschen Adel angehören. Allein beide gehören zum Heidelberger Hofkreis, in dem sich schon seit den Zeiten des Pfalzgrafen Johann Casimir und vollends seit der englischen Heirat Friedrichs V die französische Sprache samt dem französischen Hofton eingebürgert hatte. Christoph selbst hat viel in Frankreich verweilt und dessen Sprache mit derselben Sicherheit wie die deutsche beherrscht, die strenge Etiquette des Pariser Hofes kannte er aus eigener Anschauung,

und er hat wohl selbst, im übrigen eine groß angelegte Natur, der über seine Standesgenossen an Kenntnissen wie an Bildung weit hinausragte, zur Einführung französischer Hoffitte an den deutschen Fürstenhöfen, natürlich nur den protestantischen, denn die katholischen verschlossen sich um des politischen Gegensatzes willen französischem Einfluß, das seine beigetragen. Am Hof des Winterkönigs hat er erst eine Kämmererwürde, dann die Stelle des Oberkämmerers bekleidet.

Noch merkbarer wird der Unterschied zwischen den beiden Gruppen von Briefen, wenn wir auf den Wortlaut und den Inhalt achten. Es ist schon bezeichnend, daß Christoph, ein für jene Zeit hervorragender Stilist, der eine treffliche deutsche Prosa schreibt und nicht unebene Verse macht, die Briefe erst säuberlich auffetzt, sorgfältig daran feilt und dann erst abschreibt; es ist auch wirklich nirgends ein Ausdruck stehen geblieben, der Leidenschaft atmete, ja auch nur Herzlichkeit verriete. In der konventionellen Haltung des dienenden Kavaliers nähert er sich seiner Dame; ihren Wünschen zu gehorchen nennt er sein höchstes Glück; seine erste Frage ist, wie er ihr dienen könne; in ihre Hände ergiebt er sich wie der Vasall dem Lehensherrn. Dabei findet sich aber in keinem der fünf Briefe auch nur ein Wort, das die Empfängerin irgendwie kennzeichnete, und wären wir über den Schreiber nicht durch seine autobiographischen Aufzeichnungen [1]), Briefe und Berichte so gut unterrichtet, wir würden aus diesen Briefen über ihn nicht mehr erfahren, als daß er auch bei solchem Anlaß religiöser Gesinnung Ausdruck giebt und daß er seine Bilder und seine Sprechweise zum Teil dem französischen Schäferroman, der Astraea, dem berühmten „pastoral allegorique“ des Honoré d' Urfée entlehnt hat.

Dabei leiten diese Briefe, die man ohne weiteres als Musterbeispiel in ein Komplimentierbuch der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts hätte aufnehmen können, nicht etwa erst das Liebesverhältnis ein. Christophs Entschluß, um Ursula vou Solms zu werben, war, wie wir aus seinen autobiographischen Aufzeichnungen wissen, schon 1616 gereift. Seit dieser Zeit verhandelte er mit dem Vater seiner Auserwählten, dem Grafen Johann Albrecht. Der Standesunterschied — die Dohna gehörten dem landsässigen Adel, die Solms dem höheren Reichsadel an — scheinen bei dem Ansehen, das jene ostpreußische Familie im protestantischen Deutschland genoß, nicht in Frage ge-

[1]) Vgl. J. Voigt, Des Grafen Christoph des Aelteren von und zu Dohna Hof- und Gesandtschaftsleben. (Histor. Taschenbuch, 3. Folge, 4. Bd., 1 ff.)

kommen zu sein, allenfalls mag er auf den Ausdruck der Ergebenheit in unsern Briefen eingewirkt haben. Die Verhandlungen zwischen den Familien zogen sich aber in die Länge; der Vater der Braut wünschte, daß Christoph in Süddeutschland Güterbesitz erwerbe, denn das Erbgut der Dohna im Herzogtum Preußen besaßen die damals noch lebenden sechs Brüder Dohna zu gesamter Hand; die Brüder brachten dann auch einen Teil der Geldmittel auf, mit denen zwei Güter in der Oberpfalz erkauft wurden. Nach Ordnung dieser Angelegenheit hätte der Verbindung des Paares nichts mehr im Wege gestanden, wenn nicht die politischen Ereignisse den Bräutigam für sich gefordert hätten. Das Jahr 1619 und ein Teil des folgenden verging Christoph in Reisen nach England, nach Savoyen, wieder nach England und gar nach Siebenbürgen, endlich im April 1620 fand zu Prag die glänzende Hochzeitsfeier statt. In den Sturz des Winterkönigtums verwickelt bringt die junge Frau ihr erstes Kind auf der Flucht zur Welt. Jahrelang lebt Christoph, über den die Reichsacht verhängt, dessen Güter in der obern Pfalz eingezogen worden waren, in der Mark Brandenburg, dann in seiner preußischen Heimat, bis ihn auch von dort die Kriegsfurie vertreibt; dann zieht er mit seiner Familie seinem einstigen Herrn nach den Niederlanden nach. Dort erst leuchtet ihm wieder der Glücksstern. Durch die Schwester seiner Frau verschwägert er sich mit dem Hause Oranien und wird für den kurzen Rest seines Lebens Statthalter des Fürstentums Orange.

Ich wies oben auf die Briefe der Ursula Freyer hin; die Gegenüberstellung, von der ich sprach, ist ein charakteristisches Zeugnis, was das deutsche Gemütsleben durch das Eindringen welscher Formen auch in den Besten an Tiefe eingebüßt hat. Um den Preis der Natürlichkeit, der Individualität hat man das Lob des modernen, des „galanten" Kavaliers eingetauscht. Stark, leidenschaftlich zu empfinden, sich eines Gefühlsausbruchs nicht zu schämen, hat jene Zeit verlernt [2]). Wie sich dies auch in den Beziehungen äußert, wo sonst dem Menschen das Herz aufgeht, dafür geben die folgenden Briefe Zeugnis.

Sie alle entstammen dem gräflich dohnaschen Archiv zu Schlobitten in Ostpreußen (Fasz. 59/3) und lagen mir als Konzepte von Christoph von Dohnas eigener Hand vor.

---

[2]) Vgl. G. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, Bd. II, S. 78 ff., 191 ff.

[1618—19.]

Christoph von Dohna an Ursula Gräfin von Solms-Braunfels.

1.

„Dèz le moment que j'ay premierement eu l'honneur de Vous offrir mon service, il y a eu quelque chose, qui m'a tellement donnée à Vous, que rien ne m'en retirera que la mort, confessant que la plus heureuse vie du monde c'est celle que j'ay menée depuis ce temps-là et depuis qu'il Vous a pleu, me declarer, que n'auriez pour desagreable ni mes lettres ni les devoires d'amitié et le service, que je Vous ay voué comme le plus persecuté, mais aussi le plus ardent[3]) de ceux qui ont l'honneur d'estre dèz Vous favorisèz; entre lesquels j'advoue bien qu'il y en peut avoir, qui ont plus de jugement pour remarquer mieux que moy Voz perfections, mais personne ne les estimera jamais plus que fait. Madame etc.

2.

L'amitié que sous Vostre permission j'ose Vous porter et l'obeissance que je doibt a Voz comandements me donnent la hardiesse et la curiosité de m'enquerir de Vous[4]), en quoy je Vous pourrois rendre du service et selon Vostre merite et selon mon devois. Car l'asseurance que j'ay en Vostre bonté et la necessité, que j'ay de Vostre faveur, me feront tousjours tenir ma condition plus heureuse, quand Vous me daignerez honorer de Voz comandemens et m'ayder et favoriser en me requestes, dont tout mon repos et contentement peut proceder. Certes si les bergers, qui demeuroyent près la fontaine de la verité d'amour, attendoyent la morte d'un amant fidèle pour leur delivrance, j'oserois afirmer que ma mort leur eust peu servis plus que celle d'Alcidon, non par desespoir, mais par obeissance et pour eviter le blasme d'une foible amitié, mais tenant desormais si fort versé en cet exercice, que je ne refuserois d'en tenir escole, en laquelle j'aimerois bien avoir pour escoliere une dame telle, qui d'ailleurs m'est maitresse et qui Vous ressemble extremement, voyant mon affection totalement prevenue par la puissance que Vostre beauté a acquis sur moy. Madame etc. Vostre etc.

[3]) Im Cpt. stand zuerst: comme le moindre et le plus indigne.

[4]) Zuerst im Cpt.: la hardiesse de Vous suplier de me dire.

3.

Madame. Mon bon heur à la verité est très-grand de Vous avoir choisie, à qui je pusse dedier mon affection; mais il sera bien plus grand et plus accompli, quand la Vostre si joindra, ce que j'attens avec d'autant moins d'impatience et et avec plus de bonne volonté, que je sai que celle, de qui la nostre doibt dependre, a si bien disposé toutes choses que la prudence humaine est contrainte d'advouer qu'elle est auveugle au prix de la sienne et que toutes choses servent en bien a ceux, qui par impatience ne les rendent mauvaises. Si est ce que comme les medecines ordonnées et données pour nostre salut ne laissent pas d'estre amères et difficiles à avaller, ainsi ces adversitéz, qui pour nostre bien nous arrivent, sont très-pesantes et tres griefues à ceux, qui les endurent, et faut que celuy, qui ne gemit sous ce fardeau, soit ou très-opiniastre[5]) et très-dure ou bien doué d'un si excellente magnanimité, qu'il se puisse exemter de payer le tribut de la foiblesse humaine. Nous sommes trop sensibles aux maux et trop oublieux des biens, qui d'en haut nous sont envoyées, et la douleur de ceux-là efface la souvenance de la douceur, que ceux-cy nous apportent. Mais c'est trop Vous entretenir par cette pauvre lettre, la quelle Vous daignerez de favorablement recevoir en Voz mains et en Vostre coeur. Madame etc. Vostre très-fidèle etc.

4.

Madame. C'est par l'humilité et par la submission que les ames genereuses sont surmontées plus aisement, (que) je me remets donc en Voz mains, tenant les miennes comme liées a Vostre service, ma langue desliée, pour Vous decouvrir ce qu'il m'est desormais impossible de cacher, assavoir la resolution de Vous dedier et offrire a Vous seul ma sincère affection et devotion, que je Vous suplie d'agréer, sinon par pitié, au moins pour Vostre plaisir et par grace, reconoissant, que comme fortune m'a esconduit de ma requeste et conduit en cett' estat et qu'amour m'y retient, Vostre faveur y puisse a jamais enfermer et asseurer.

Madame etc. Vostre etc.

---

[5]) Zuerst im Kpt. prudent.

5.

Madame. Si mes esperances, comme est leur coustume, ne sont point de verre fragile, je me promets dans peu de jours l'honneur de Vous faire la reverence et de Vous confirmer par ma bouche, ce que depuis quelques temps mes lettres Vous ont temoigné; mais ces jours me semblent des siècles et les momens me sont des années. C'est un vray songe et a tous coups il m'est advis, que je me resveillerai du sommeil et que ces images et representations de la fantasie s'esvanouirent. A ces aparences j'y opose la verité et solidité de la resolution, que j'ay prise, de n'estre qu'à Vous, de sousmettre mes volontéz aux Vostres et de rendre à Vos comandemens la parfaite obeïssance, qu'un valet doibt a son maitre. Et si jamais mon vouloir doibt pouvoir le contraire ou mon pouvoir le vouloir, je souhaite, que tout pouvoir et tout vouloir me soit esté, ne presumant d'avoir nulle autre qualité que celle, par la quelle je puisse Vous faire paroistre en effect que je suis sans feinte, sans desguisement et sans contradiction de qui que ce soit.

Madame etc. Vostre etc.

Aus der gleichen Quelle stammt die nachfolgende Aufzählung von 71 Spielen, die am Anfang des XVII. Jahrhunderts im Schwunge waren. Leider fehlt jeder Hinweis auf die Gegend, wo sie dem Sammler, wahrscheinlich Christoph von Dohna, bekannt wurden. Aus äußeren Gründen vermute ich, daß diese Spiele in der Oberpfalz zuhause waren. Die Namen der Spiele sind leider an einigen Stellen hoffnungslos verderbt, an anderen wird vielleicht ein Kenner Besserungsvorschläge machen können.

1. Je vous vend mon nom, mon surnom, ma devise, ma couleur et mon serviteur.
2. Pique, raffe, taille.
3. Au propos.
4. Voster place me plaict.
5. Ainsi fait l'oie, ainsi fait lengeor (?) (ainsi) fait le petit canar.
6. Auf der prucken zu Paris, da man geht nach etc.
7. Den zeinerdanz spilen oder danzen.

8. Den dritten schlagen.
9. Das stock spilen.
10. Des umblaufens spilen.
11. Des handwerks spilen.
12. Adam, der hat sieben söhn, sieben söhne hat Adam.
13. Weiss hat sein farb verloren, ist nit wahr, etc.
14. Schweinfüsslein tragen, der sonst ein holzlein in 31 thail gethailet.
15. Gott gruess Euch, bruder Eberhard.
16. Aus den vier elementen etwas nehmen.
17. Wozu ist das stro guet?
18. Die stille music.
19. Ein wachtel im sack und ein rechen etc.
20. Kneipichen ohne lachen.
21. Ein bohn in mein sack.
22. Wo beutelt man häsel(nuss)?
23. Das eisen halten.
24. Euer platz gefellt mir.
25. Das holz schneiden.
26. Wechfelde (?) pankeroth.
27. Wie gehts, brueder Gigack?
28. Herr ritter, herr witter ritter?
29. Wer das nicht kan, der kans nit.
30. Der blinden mauss.
31. Der sehenden katzen.
32. Die beide blinden mit den schlüsseln.
33. Herr schultheis, darf ich zum Puchsichen gehn.
34. Ich hab dich lieb; womit unterhelt man die lieb.
35. Forällichen, an mein nüstrichen (!).
36. Was vergleicht sich eines bösen weib am besten.
37. Was hastu am liebsten, ein pferd, ein klaid oder ein ring.
38. Seit ihr frau ros, ich hett gern ein negelestock.
39. Warumb habt ir euern bulen lieb.
40. Das bixichen von der lieb; was ist etc.
41. Das propos herumb gehn lassen.
42. Ich trag Wohlgemueth, wo tregstu in hin?
43. König alter, wo sol ich mich hinbehalten?
44. Den König verstecken.
45. Den versteckten schue suchen.
46. Der gluckhennen spilen.

47. Des wolfs spilen.
48. Ich sitz auf mein hüttigen.
49. Herr apt, herr apt, was ist des closters orden?
50. Ich hab ein garten, was für einen baum, vogel . . ?
51. Stirbt der fuchs, so gilt der balk.
52. Mich muhet, mich muhet.
53. Des versteckens (spilen).
54. Nun tretet heran, ich will euch frölich machen, ob ich kan. Nun sehet auf mich all, die in disem tanze gehen, die thun wie ich.
55. Frau, wolt ihr sauer milch kaufen?
56. Den alten Haupel (?).
57. Den hirten haissen, wan man euch mit den ohren herumberführt.
58. Des blinden richens.
59. Das schnupfduech fallen lassen.
60. Ich hab dich lieb, reciproce, wen hast lieber als mich.
61. In der bernhaut.
62. Mit 3 wickfeln (!) paschen.
63. Den steinigen errathen.
64. Blau waschen.
65. Das schäflein aussthailen, den kopf, füs, wanst etc.
66. Herr könig, ich dient euch gern.
67. Das gänsel rupfen under dem leilach.
68. Einen buchstaben aus dem abc, darauf sagen die statt, das zeichen, den vor, (var? = die Farbe), die wiertin etc.
69. Die schwereste gans heben.
70. Den hasen hinderm busch.
71. Ich will dir einen pfening geben, kauf darumb, was du wilt ausserhalb ja und nein.



Die Landstreicherplage in Thüringen nach dem siebenjährigen Kriege.

Von E. Einert.

Es ist bekannt, wie jene alte Landplage der Vaganten nach jedem Kriege in erneuter Heftigkeit Deutschlands Gauen heimzusuchen pflegte.

Wie auch noch der siebenjährige Krieg dieselbe wieder mehrte, da er dem herkommlichen Bestand des streifenden Gesindleins viel abgedankte Soldaten und verwaiste Soldatenkinder, dienstlos gewordene Knechte und Mägde und ähnliche Elemente hinzuführte, dafür geben die Papiere des alten Regierungsarchivs zu Arnstadt sicheren Anhalt.

Während der Kriege selbst pflegte sich das landstreichende Volk der Marschroute der ziehenden Heere anzuheften, um sich den Schrecken der heimgesuchten Gegenden, die Verwüstung und Verwirrung ringsum zu Nutze zu machen; war aber der Friede ins Land gekommen, ging es in wachsender Stärke seine eigenen Wege.

Thüringen aber, wo die Grenzen der Territorien wirr in einander liefen, wurde für die ziehenden Leute, die nirgends Haus und Herd hatten, zu einem wahren Heimatslande.

Sie haben Feuer und Rauch bei uns, klagte die Vormundschaft eines schwarzburgischen Dörfchens ihrer Behörde, zum Herbst haben sie ihr Nest in unseren Feldern, daß wir deren gar wenig genießen. Selbst die Dörfer und Flecken der Thüringer Waldberge, obwohl von nur enger Feldmark umkränzt, erheben ein Ach und Weh über die Streifer und Streicher, die ihre ohnehin so spärliche Ernte so schwer schädigten. Pfarrherren, die noch im Dunkel der Nacht ihren Weg zu der Filialkirche suchten, mußten einen handfesten Begleiter

zur Seite haben, der ihnen Laterne und Talar trug, doch auch dem frechen Landstreicher wehrte.

Die Holzförster klagten, daß, wo das Gesindel sich lagere, der junge Nachwuchs der Wälder zunichte werde; doch waren es namentlich kleinere Feldhölzer an den Landesgrenzen, wo sich die Streicher zu gemeinsamem Raubzug anzusammeln pflegten.

Die Flurhüter waren hier und da mit dem Auftrag betraut, in solchen Fällen alsbald eine Meldung zu thun. Dann wurde wohl die Sturmglocke gezogen, und mit Wehr und Waffen drängte man, was sich aus aller Herren Länder zusammengefunden, dem nächsten Nachbar zu.

Je mehr aber Bürger und Bauer sich der Waffen entwöhnten, und je weniger es der einzelne Mann noch wagte, dem andringenden Bettler und Landstreicher zu wehren, um so dringender schien ein besonderer Schutz gegen das Vagabundentum geboten.

Fürst Christian Günther von Schwarzburg, ein sorglicher Herr, dem das Wohl seiner Unterthanen warm am Herzen lag, versprach sich von einer kleinen Reitertruppe, die rasch von Dorf zu Dorf die Straßen bereiten könnte, die wirksamste Abhilfe.

Schon war für die untere Herrschaft des Fürstentums ein kleines Husarenkorps ins Leben gerufen, als dann 1766 auch für den oberen Landesteil die neue Einrichtung, die sich zu bewähren schien, in Betracht gezogen wurde.

Aber noch wurden hier die Nachwehen des letzten Krieges so schwer empfunden, daß nicht einmal die gewöhnlichen Gefälle ohne Zwangsmittel einzubringen waren. Hatte doch Friedrich der Große noch im letzten Kriegsjahre den thüringischen Kleinstaaten eine so hohe Kriegssteuer auferlegt, daß sie an dem Mark dieser Länder zehrte!

Als um 1770 die Angelegenheit von neuem zur Sprache kam, so brach bald wieder mit allen ihren Schrecken die große Hungersnot herein und machte den Fortgang der Sache unmöglich. Aus den Walddörfern, wo der „Erdapfel" noch einen spärlichen und ganz vereinzelten Anbau fand, ergossen sich Bettlerscharen in die Niederungen. Selbst in die große herrschaftliche Mühle zu Arnstadt drängte sich hungriges Volk, um vielleicht etwas Mehlstaub zu haschen.

So steigerten die bösen Zeiten des Hungers das Übel, so daß die schleunigste Abhilfe in Stadt und Land als dringende Notwendigkeit empfunden und jetzt die wohlmeinenden Absichten des Landesfürsten allgemeiner gewürdigt wurden.

Doch war es die Regierung zu Arnstadt selbst, die sich von einem andern Wege mehr versprach, als von der Errichtung eines Husarenkorps. Sie sah die Schwierigkeit einer erfolgreichen Lösung der Aufgabe besonders darin, daß die Grenzen der Nachbarstaaten überall so nahe gerückt seien, daß die Vagabunden bei der geringsten Bewegung, die zu ihrer Aufhebung gemacht würde, sich alsbald auf fremden Boden in Sicherheit bringen könnten. So sei es nur durch eine gemeinsame Generalstreifung aller Nachbarstaaten möglich, das Gesindel aufzugreifen und das Land zu reinigen.

Aber freilich, wohin mit ihnen, wenn man seiner habhaft geworden? Wohin auch mit denen, die nur gebettelt und bescheiden Almosen gesammelt? Wohin mit den Weibern und Kindern? Nur mit der äußersten Beschwerung der Unterthanen könnte das erhaschte Streifervolk bewahrt werden, würde aber dann, freigegeben und losgelassen, bei seiner rachsüchtigen Gemütsart das Uebel verdoppeln und den Unterthanen zu äußerster Gefahr werden.

In Anbetracht solcher Umstände würde es dann wohl das Geratenste sein, das aufgegriffene Volk Seiner Majestät dem König Friedrich von Preußen für seine entvölkerten Provinzen im Osten anzubieten. Seiner Majestät Stabsoffiziere liege einer zu Mühlhausen; der könne dann, was bei der Streifung auf schwarzburgischem Boden in diesseitige Gewalt gefallen, unentgeltlich übernehmen und in die königlichen Lande transportieren.

Mit solcher Säuberung müsse freilich von Zeit zu Zeit kontinuiert werden; es sei aber kaum zu bezweifeln, daß die benachbarten Staaten, in gleichem Gedränge und in gleicher Verlegenheit, sich stets zu gemeinsamem Vorgehen bereit zeigen würden.

Der Landesfürst aber ließ der Arnstädter Regierung die Mitteilung zugehn, wie er ihre unterthänigen Vorschläge wohl in Erwägung gezogen, derselben aber nicht bergen könne, wie solche mit vielerlei Bedenken, über die man nicht hinauskommen könne, verbunden seien, und wie es bei Errichtung eines Husarenkorps zu verbleiben habe. Nur müßten die Unterthanen über die auf ihr Bestes gerichteten Absichten ihres Landesherrn unterrichtet und zu jährlicher Beisteuer angehalten werden.

Die Regierung wie alle Beamten thaten denn auch nach Pflicht und Gewissen das Ihrige; die Schulzen und Heimbürgen aber auf den Dörfern ließen es fehlen.

Zwar wurde von hier und da an die Behörden Bericht erstattet, wie man dem aufdringlichen Bettelvolk jetzt geben müsse, was es

begehre. Denn man wisse nur allzugut, wie hier und da, selbst aus dem Strohdach dürftiger Leute, plötzlich der rote Hahn gestiegen, wo dem Landstreicher etwa die geheischte Gabe versagt worden. Doch anderseits geschah auf den Dörfern gar wenig, die Sache in Fluß zu bringen. Ein Amtmann mußte wiederholt die bittersten Klagen über den lässigen Bauer führen und die alte Wahrheit immer von neuem bestätigt finden:

Wenn er nicht soll und muß,
Regt er kein Hand noch Fuß.

Und doch unterließ es der würdige Herr nicht, den Schulzen und durch diese den Gemeinden selbst mit Hilfe drastischer Vergleiche die Sache recht nahe zu bringen. Das an dem Körper der Kommunen nagende und zehrende Landstreichervolk sei dem Ungeziefer auf dem Haupte des Menschen gleich. Nur gründliche Reinigung und Säuberung könne zu dem frühern Wohlbehagen helfen.

Aber zu der alten Steuerlast wieder eine neue Anlage! Da lag der Hase im Pfeffer, und obwohl nur ein Kleines beansprucht wurde, kam die Angelegenheit nur langsamen Ganges ihrem Abschluß näher.

Abgesehn von einem Zuschuß aus dem Säckel der Gemeinden sollten zunächst die Häuser in Stadt und Land zu der neuen Anlage herangezogen werden. Es erschien dies um so gerechter, als durch die zu errichtende Schutztruppe Besitzer und Besitz gesichert und die Almosen an die Bettlerscharen in Wegfall kommen sollten. Aber obwohl auf das Jahr nur vier Groschen Husarensteuer, wie man es nannte, verlangt wurden, so erschien selbst dieser kleine Betrag dem Amtmann zum Gehren für die armen Häuslein auf dem Waldgebirge, die oft kaum 10 meißnische Gulden wert und dabei noch überschuldet seien, noch immer zu hoch gegriffen. Wenigstens könne er bei dem armen Volke da oben, das ja selbst oft betteln gehe und dem Bettler wohl selten einen Heller reiche, für vollständige richtige Zahlung ohne Restwirkung durchaus nicht einstehen.

Die Freihäuser aber, zu denen auch Pfarreien und Schulen zählten, mußten ohnehin außer Betracht kommen. Doch zeigten sich gerade die Pfarrherren, die ja unter dem Andrang der Landstreicher am schwersten zu leiden hatten, zu freiwilligen Leistungen von ihrem oft dürftigen Einkommen schnell bereit. Selbst von Italienern, klagte ein Pfarrer, durch dessen Dorf die Landstraße führte, habe er einen starken Anlauf; sie kämen und kämen wieder

und bettelten ein Almosen, um Bruder oder Vater aus türkischer Gefangenschaft loszukaufen.

Je mehr die Armut es noch vom Mittelalter her gewohnt war, in ihrer Not zuerst bei der Kirche anzuklopfen, um so näher lag es auch die Kirchenärare, die jetzt wesentlich entlastet werden sollten, zur Husarensteuer heranzuziehn. Sie gaben denn auch nach Maßgabe ihrer oft höchst geringen Leistungsfähigkeit. Wie aber, wenn die Kirche selbst zu den Aermsten der Armen gehörte? So konnte ein Pfarrer in einem Dörfchen zu Füßen der alten Käfernburg aus dem Aerar nichts willigen, denn die Kirche war arm wie eine Kirchenmaus. Selbst aus dem Klingelbeutel glaubte er keinen Pfennig geben zu dürfen. Habe er doch stets die Armut seiner Kirche den andringenden Bettlern und Landstreichern gleich einem Schilde vorgehalten, an dem ihre Forderungen abgeprallt seien!

So waren es keine namhaften Summen, die aus den Kirchenkassen entnommen werden konnten. Mußte doch ein Scherflein für wirklich Bedürftige, die mit Bescheinigung ihrer Armut kamen, für Krüppel und Lahme, für Brandbettler und Kollekten zur Stelle sein!

Alles in allem brachte die Husarensteuer 673 Thaler und die Landschaftskasse selbst mußte zuschießen, daß ein Korps von — vier Reitern gegen die Streifer und Streicher ins Feld rücken konnte. An Meldungen fehlte es nicht. Selbst Kriegsleute von Beruf, die in den Schlachten des großen Friedrich Pulver gerochen, boten ihre Dienste an. Rittmeister von Hopfgarten zu Sondershausen, mit Auswahl, Ausrüstung und Oberaufsicht betraut, konnte die kleine Schutztruppe im Herbst 1776 nach Arnstadt entsenden.

Im blauen Schnürenrock, den pelzverbrämten Dolman über der Schulter, ritten sie in ihrem Standquartiere ein. Von da sah man sie zu jeder Jahreszeit, zumeist zwei und zwei, auf den Landstraßen dahineilen. Ihrer Dienstordnung gemäß sollten sie jeden Ort, auch im entlegenen Schwarzathale, zweimal wenigstens im Monat anreiten. Die stattlichen Männer martialischen Anblicks, das Haupt umwallt vom Federbusch und den Degen zur Seite, erschienen um so geeigneter, dem Landstreicher Respekt einzuflößen, als sie auch mit Karabiner und Pistolen ausgerüstet waren.

Im Frühling 1780 wurde denn aus der Residenz Bericht erfordert, wie die Landeshusaren sich bis daher in ihrem Dienst und sonstiger Aufführung benommen und auf was Weise sie der Absicht ihrer Einrichtung entsprochen.

Der regierende Bürgermeister zu Arnstadt konnte denn der Wahrheit gemäß berichten, daß keine Beschwerde über die Leute geführt werde, daß sie sich des Vollsaufens zu enthalten wüßten, daß sie auch monatlich ihre Atteste vom Lande rechtzeitig und richtig zur Stelle brächten, durch welche sie sich die ordentliche Abwartung des Dienstes bescheinigen ließen.

Aber der Erfolg? Weniger denn nichts sei erreicht, war allgemeine Ansicht. Als wenige Jahre zuvor Kaiser und König um das bayrische Erbe in Krieg geraten, hatte man für Thüringen Abnahme des streifenden Gesindels erhofft, da es den kämpfenden Heeren nachziehe; aber da der schlachtenlose Krieg rasch zu Ende gegangen, hatte man sich in seinen Hoffnungen bitter getäuscht und die alte Landplage wieder bedrohlich anwachsen gesehn. Die Errichtung der Landeshusaren hatte an dem Gang der Dinge nichts zu ändern vermocht.

Auch die Regierung in Arnstadt mußte sich dahin aussprechen, daß das streifende und bettelnde Volk in ungeminderter Anzahl auf Unkosten und zum äußersten Druck der Unterthanen nach wie vor die Ortschaften heimsuche. Sie kam auf ihren früheren Vorschlag eines allgemeinen Thüringer Streifzugs zurück, wobei es ihr gleich sein solle, ob das hier aufgegriffene Volk in Königs oder auch Kaisers Lande abgeführt werde. Es komme nur darauf an, wo man sich am bereitesten erkläre es aufzunehmen.

Noch aber konnte sich die Landesregierung nicht zur Aufhebung des Husarenkorps entschließen, obwohl ihr nicht unbekannt blieb, wie die Steuer nur mit äußerstem Widerwillen gezahlt wurde. Sie versprach sich von einem Patent eine wirksame Unterstützung des Reiterkorps.

Bald sah man dasselbe in großen Lettern, auch dem blödesten Auge weithin erkennbar, an den Schultheißwohnungen, den Gemeindehäusern, an den Thoren der Städte und Flecken angeschlagen.

Ein jeglicher Streicher, stand da zu lesen, der in seinem sündlichen Müßiggange dem fleißigen Unterthanen Almosen abpresse, solle für alle Zeit über die Grenze verwiesen, bei fernerem Betreten aber eingebracht und gebunden an einen bestimmten Ort transportiert werden.

Schon war in der Residenz ein Zuchthaus und ebenso auch im Nachbarlande auf der alten Schwarzburg, und der Züchtlingskarren gehörte schon lange zu den Straf- und Besserungsmitteln.

Aber als nun 1784 von der Landesregierung wieder eine Anfrage erging, ob es unter Mitwirkung dieses bedrohlichen Patentes

besser geworden, so liefen zunächst aus allen Ortschaften zu Füßen des Waldgebirges übereinstimmende Klagschriften ein, wie das Vagabundenwesen von Jahr zu Jahr im Wachsen, in bedrohlichster Zunahme sei.

Zu 12, 16 oder 20 Personen meistens fällt das Volk in ein Dorf, wo es zu zwei und zwei die Gassen abgeht und sich die Häuser besieht. Nimmt es etwa vor einem wenigen Häuschen noch mit einem Stücklein Brot oder einem Heller vorlieb, so heischt es vor den in die Augen fallenden Häusern ungestüm auch Käse, Butter, Eier, Mehl und Speck. Um der Plackerei und Bedrohungen willen giebt man, was da begehret wird.

So kommt, wie der Strich geht, wohl morgens ein „Chor", dann mittags und wieder des Abends. Bald sieht man hinter dem Dorfe ein Feuer auflodern, zu dem die Gartenzäune, die Weiden, das nahe Gehölz steuern müssen, und lustig wird verzehrt, was der Bauer gegeben.

Die Husaren kommen zwar dann und wann, melden sich beim Schultheiß, reiten vor die Schenke und traben weiter. Alsbald bricht das Bettelvolk wie zum Hohne hinter ihnen in die Dörfer ein, sicherer als zuvor, denn der Landhusar reitet zwar für-, aber nicht rückwärts.

Nicht anders lauten die Berichte vom Thüringer Wald. Der Anlauf der Streicher und Streifer war auch dort unerträglich und anhaltend stärker denn zuvor. Die Husaren kommen zwar, aber nur selten. Sie holen sich ihr Attest, daß sie dagewesen, beim Schulzen, nicht aber, daß sie das Bettelvolk über die Grenze gebracht. Sieht es doch auch die hochragenden Reiter zumeist schon aus weiter Ferne sich nahen und das Versteck des Waldes oder die Grenze ist leicht zu erreichen.

Was Wunder, wenn die Husarensteuer, wie der Amtmann der Waldflecken und Walddörfer klagte, nur noch auf Kosten anderer Gefälle und nur mit äußersten Zwangsmaßregeln einzubringen war! Er mußte den Haufen Restanten mit einem angefeuchteten Schwamm vergleichen, der zwar anfangs noch ein weniges von sich giebt, aber mehr und mehr auch dem härtesten Drucke sich versagt.

So waren die Tage der Landhusaren gezählt. Was aber sollte an ihre Stelle treten, der schweren Landplage mit größerem Erfolg zu begegnen? Tagewächter, den einzelnen Ortschaften selbst entnommen, wurden in Vorschlag gebracht, die, wo es nötig, auch Beihilfe anrufen könnten.

Aber dagegen wurde wieder von sachkundiger Seite geltend gemacht, daß die Dorfbewohner sich „für den Landstreicher mehr fürchteten, als dieser für ihnen“. Sei doch die Sorge, der Strolch möge zum Mordbrenner werden, für den Bauer so beunruhigend, daß er sich lieber plagen und placken, als sich sein Haus über dem Kopfe in Brand stecken lasse.

Man begegnete sich mehr und mehr in der Ansicht, daß nicht einzelne Wächter, sondern aus der Mannschaft des Ortes gebildete Wachen das Richtige seien. Der Reihe nach sollten die jungen Gesellen und Männer, und dann immer mehrere zusammen bei Tag und Nacht fleißig an den Eingängen und Straßen des Orts patroullieren, den Verdächtigen zurückweisen und, wenn nötig, das Dorf um Beihilfe anrufen.

Es war im Mai 1785, als die Husaren vom Pferde stiegen und in die Fürstliche Fußgarde eintraten.

Die Akten bleiben uns über den Fortgang der Sache die Antwort schuldig. Aber daß die Vagabundenplage mit dem ablaufenden Jahrhundert wie in Thüringen überhaupt, so auch in Schwarzburg nicht zu ihrem Ende kam, darauf weist mit Bestimmtheit ein Artikel der „National-Zeitung der Teutschen“ vom 8. September 1796.

„Es ist in diesen Blättern schon erwähnt worden“, lesen wir da, „daß es in Thüringen eine eigene Kaste von Leuten giebt, die keine eigene Heimat haben, sondern wie Zigeuner umherziehn, und den Landmann durch ihre unverschämte, oft bis zu Gewaltthätigkeiten gehende Bettelei plagen. Dieses Gesindel hielt in Rockhausen, einem schwarzburg.-arnstädt. Dorfe, am 28. Juni d. J. eine feyerliche Hochzeit, bei der man nicht weniger als 48 Personen zählte. Den gar nicht unbeträchtlichen Kostenaufwand bei diesem Feste bestritten die Eltern der Brautleute, die ausdrücklich versichert hatten, ihr altes Geld bei dieser Gelegenheit ein bischen dünne machen zu wollen.

Die Braut hatte, wie es auf dem Lande gewöhnlich ist, ihre sogenannten Brautdiener zur Begleitung, die reichlich mit seidenen Tüchern und Bändern versehen waren. Jeder von den übrigen Hochzeitsgästen hatte auch ein Tuch erhalten, womit er während des Zuges in die Kirche paradiren mußte. Nach geschehener Trauung ging der Zug aus der Kirche in die Schenke. Hier wurde nun in dem dazu gehörigen Hofe die ganze Gesellschaft an drei langen Tafeln festlich bewirthet. Mehrere gekochte Fischspeisen, zweyerley Braten, Fische, Gebackenes und Kuchen wurden aufgetragen, und an Bier, Branntwein und Kaffee war alles in Menge vorhanden.

Für die gute Bewirthung zeigten sich nun die Hochzeitsgäste erkenntlich, und es liefen an die Brautleute reichliche Geschenke ein, die größtentheils in Geld, und zwar in den ausgesuchtesten Münzsorten, bestanden. Wie die Bewirthung am ersten Tage war, so war sie auch den zweyten Tag und an jedem Tage wurde nach eingenommener Mahlzeit wacker getanzt. Sie hatten dazu ihre eigenen Musikanten, die von einem benachbarten Dorfe herbeigeholt waren.

Den dritten Tag ging die Versammlung wieder auseinander. Jeder suchte nun zuförderst seine Staatskleider in Verwahrung zu bringen und das Bettlerhabit wieder anzulegen. Haufenweis strömten sie dann auf die benachbarten Dörfer und kündigten sich wieder als arme Leute an.“ —



Teufelswetten.

Von Aug. Wünsche.

In der nordischen Mythologie finden sich verschiedene Sagen von Wettspielen zwischen Riesen und Göttern. So führt uns der bekannte, aus verschiedenen Einzelerzählungen zusammengefügte Mythus von Thors und seiner Gefährten Fahrt nach Utgardloki drei solcher Wettspiele vor Augen. Im ersten Spiele soll sich zeigen, wer am besten essen, im zweiten, wer am schnellsten laufen kann, im dritten, wer die größte Kraft besitzt. Loki muß sich mit Logi versuchen. Loki verzehrt alles Fleisch von den Knochen, Logi aber ißt das Fleisch mitsamt den Knochen auf und den Trog noch obendrein. Beim Wettlauf zwischen Thialfi und Hugi wird jener von diesem besiegt. Zuletzt ringen Thor und Elli, Utgardlokis Amme, miteinander. Diese steht fest, während Thor bald in die Kniee sinkt. Obwohl die Wettspiele zum Nachteile Thors und seiner Gefährten ausfallen, so gesteht ihm doch Utgardloki am nächsten Morgen, wo er ihm das Geleite bis vor das Thor seiner Burg giebt, daß er ihn am vergangenen Tage geblendet habe. Logi, der sich mit Loki maß, so erzählt er ihm, war das Wildfeuer, d. i. das Erdfeuer, und Hugi, der mit Thialfi stritt, der Gedanke, und Elli, die Amme, das Alter, vor dem keiner so stark ist, daß er nicht zum Falle gebracht würde. Das Wettspiel mit dem Essen in der Riesenwelt klingt in zwei bekannten Volksmärchen wieder. In dem Märchen: Die sechs Diener (bei Grimm Nr. 134) wird dem Königssohn, der um die schöne Prinzessin freit, von der Mutter, einer alten Zauberin, unter anderen auch die Aufgabe gestellt, dreihundert vor dem Schlosse weidende fette Ochsen mit Haut und Haaren, Knochen und Hörnern zu verzehren, ein Kunststück, das einer der sechs von ihm unterwegs engagierten Gesellen leistet. Ebenso soll der Riesensohn in einem Märchen bei Kuhn,

Norddeutsche Sagen Nr. 18, S. 360 f., den der Bauer und seine zwei Knechte, weil er ihnen wegen seiner Stärke Furcht einflößt, aus dem Wege räumen wollen, sich zu Tode essen. Zu diesem Zwecke bereitet der Bauer einen großen Kessel mit Bori; der eine Knecht, der mit dem Riesensohn um die Wette essen soll, hat sich einen großen Sack um den Hals gebunden, in den er alles, was er zum Munde führt, hineingleiten läßt. Schon haben beide ein großes Loch in den Kessel gemacht, als der Knecht sein Messer nimmt und sagt: „Es wird mir bald zuviel, ich will mir den Bauch ein wenig aufschneiden, damit ich Platz bekomme", worauf er sich ein Loch in den Sack schneidet und den Brei herausschüttet. Als das der Riesensohn sah, freute er sich sehr, denn es fing auch ihm an schon etwas sauer zu werden; er griff daher sofort nach dem Messer und schnitt sich den Bauch auf, wovon er umfiel und starb.

Außer diesen Wetten zwischen Göttern und Riesen weiß die Sage auch von Wetten zwischen Riesen und Heiligen zu berichten. So fand einst eine Wette zwischen einer Riesin und dem heiligen Olaf statt. Die Riesin wollte eher eine steinerne Brücke über eine Meerenge erbauen, als der heilige Olaf mit seinem Bau der Kirche fertig werde, doch aus dieser erscholl schon Glockenklang, während die Brücke noch nicht zur Hälfte fertig war. Die Riesin geriet darüber so in Zorn, daß sie ihre Bausteine ergriff und sie gegen den Turm schleuderte, sie konnte ihn aber nimmer treffen. Da riß sie sich eins ihrer Beine aus und warf es gegen den Turm, nach einer Meldung traf sie den Turm, nach einer anderen aber fiel auch dieses daneben in einen Sumpf, der noch heute den Namen Giögraputten hat. Vgl. Grimm, Mythol., 3. Auflage, S. 853.

Als das Christentum von den Missionaren den germanischen Völkern gepredigt wurde, rottete man den alten Götterglauben nicht mit Stumpf und Stiel aus, sondern ließ vieles bestehen, nur wurde es auf irgend eine heilige Person des neuen Glaubens übertragen. Das gute Walten und Wirken der Götter ging auf Gott, Christus, die Engel, die Apostel und Heiligen über, das böse aber auf das Prinzip des Bösen, den Teufel. Vor allem wurden die Riesen mit dem Teufel in Zusammenhang gebracht, und ihr zerstörender Einfluß wurde auch diesem zugeschrieben. Daher haben in dem großen Sagenkreise vom Teufel auch die Wetten zwischen Riesen und Göttern ihren entsprechenden Nachklang. Es giebt eine ganze Reihe solcher Teufelswetten, die alle mit der Pointe schließen, daß der Teufel die Wette

verliert; und wenn er sie gewinnt, so geht ihm wenigstens das bedungene Opfer verloren.

Daß eine Verwandtschaft zwischen den mythologischen Riesen- und den christlichen Teufelssagen stattfindet, dafür spricht vor allem die Dummheit, die in beiden ein charakteristisches Merkmal bildet. Wie die Riesen bei aller ihrer Stärke und Gewalt plumpe und dumme Wesen sind, die sowohl von den kleinen, klugen Zwergen wie von den einsichtigen Göttern überlistet und geprellt werden, so zeigt sich auch der Teufel gerade in den meisten Sagen, die ihn Wetten eingehend darstellen, als ein dummes Wesen, das die Tragweite der Wette nicht ermißt und deshalb den Kürzeren zieht.

Betrachten wir die einzelnen Sagengebilde näher, so bezieht sich die Wette auf die verschiedensten Dinge. Vom Kölner Dome erzählt Grimm, deutsche Sagen I, S. 247, Nr. 203, daß der Teufel mit Meister Gerhard, dem Erbauer desselben, wettete, er wolle eher eine Wasserleitung von Trier nach Köln bis an den Dom zustande bringen, als dieser den Dom vollende; gewinne er die Wette, so solle ihm die Seele des Meisters gehören. Der Teufel gewann die Wette, denn als Gerhard eines Tages vom Turme herabsah, gewahrte er Enten im Bache am Fuße des Domes, die, vom Teufel herbeigeleitet, schnatternd aufflogen. Da sprach er in hellem Zorne: „Zwar hast du, Teufel, mich gewonnen, doch du sollst mich nicht lebendig haben.“ Mit diesen Worten stürzte er sich vom Turme herab, der Teufel aber sprang ihm in der Gestalt eines Hundes nach. Der Vorfall ist in Stein gehauen noch am Turme zu schauen. Wenn der Teufel nach dieser Sage auch Meister Gerhard in seine Krallen bekam, so war er doch insofern betrogen, als er ihm nicht selbst den Hals umdrehen konnte.

Nach Schöppner, Sagenbuch der baierischen Lande II, Nr. 635, S. 185f. ging einmal der Teufel mit einem Priester die Wette ein, wenn er vier schlanke Säulen aus Marmor aus Rom nach Nürnberg bringe, bevor er die Messe gelesen, so solle ihm seine Seele gehören. Schon hatte er drei zur Stelle geschafft, als er aber die vierte brachte, tönten ihm die Worte: Missa est! entgegen. Aus Zorn, durch Priesterlist übertölpelt worden zu sein, ließ er die Säule fallen und sie liegt noch heute zusammengestückelt auf der Kaiserburg, und daneben sieht man in Stein gehauen des Pfaffen hohnlachend Angesicht.

Nach einer andern Ueberlieferung bei Rob. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, S. 7, wird der Schauplatz nach Prag verlegt, und es

handelt sich nur um eine Säule. Der Priester sprach gerade die Worte: Et verbum caro factum est, als der Teufel vor Wut die Säule zur Erde warf.

Die Sage kann in gewissem Sinne als ein Nachklang der Sage von der Riesin und dem heiligen Olaf gelten.

Eine andere Sage bei Rob. Eisel, Sagenbuch des Voigtlandes, S. 7, meldet, daß der Teufelskanzelstuhl, eine hochaufgerichtete Felsmasse neben der Kühnsmühle bei Schleiz, dadurch entstanden ist, daß der Teufel mit dem Kühnsmüller wettete, er wolle bis zum ersten Hahnschrei diese Kanzel nebst Treppe aufrichten, doch der Hahn schrie bereits, ehe die Treppe fertig war. Aus Aerger darüber nahm der Böse einen großen Stein, der eben zur nächsten Stufe kommen sollte, und schleuderte ihn nach der Kühnsmühle hinab, wo er noch heute mitten im Hofe liegt und der Wanderer die Eindrücke von den fünf Teufelskrallen wahrnehmen kann.

Eine drollige Wette erzählt Müllenhoff, Märchen, Sagen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg, S. 278. Der Teufel vermietete sich einst bei einem großen Bauer in Angeln als Knecht. Eines Tages sollte er mit dem Großknecht auf der Wiese Gras mähen. Beide machten sich noch am Abend ihre Sensen scharf, aber der Teufel verstand es nicht recht, und der Großknecht mußte darüber lachen. Der Großknecht mähte erst nach Mäherart einen kleinen runden Platz in der Mitte und machte dann auf des Teufels Wunsch den Vormäher. Allein der Teufel kam ihm nicht nach. Nicht nur, daß er oft große Stücke aus der Erde hieb, wodurch seine Sense immer stumpfer wurde, er hatte auch allezeit den größeren Kreis zu machen, da er zur Rechten des Großknechts mähte. Bald fing der Knecht an, ihn zu foppen und zu necken, er sollte doch mitkommen und nicht immer zurückbleiben. Das verdroß den Teufel so, daß er alle seine Kräfte zusammennahm. Doch so flink er auch mähte, er konnte es mit dem Knechte nicht aufnehmen. Solange der Morgen kühl war, hielt er aus, als aber die Hitze mit dem Tage stieg, stürzte er heulend nieder, das Blut brach ihm aus Mund und Nase hervor, und in kurzem verendete er.

Nach einer verwandten Sage bei K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2, S. 483, Nr. 41 kam der Teufel einst zu einem Bauer, als dieser beim Kleemähen war. Er sprach über das Mähen und sagte zum Bauer, ob sie nicht einmal um die Wette mähen wollten. Der Bauer war aber nicht dumm, er wußte wen er vor sich hatte und sagte: „Ich habe bloß diese eine Sense

hier, komme aber morgen, da will ich noch eine besorgen.“ Der Bauer ließ sich geschwind vom Klempner eine blecherne Sense machen, die sehr schön glänzte und schlug sie in einen Baum. Für sich selbst aber holte er einen alten, verrosteten Degen und schlug ihn auch ein. Als der Teufel am andern Tag kam, zeigte der Bauer ihm die beiden Sensen und forderte ihn auf, sich eine auszusuchen. Der Teufel griff flugs nach der blanken und sagte: „Ich nehme diese, du kannst die andere nehmen.“ Das Mähen begann. Der Bauer fing in der Mitte des Stückes an und mähte immer rundherum, der Teufel immer hinterdrein. Als sie eine Zeit lang gemäht hatten, sprach der Teufel: „Halt still, wir wollen einmal wetzen.“ „Nein“, entgegnete der Bauer, „das ist nicht ausgemacht, da ist keine Zeit dazu.“ Der Teufel blieb immer weiter zurück, zuletzt kamen sie an einen alten Weidenbusch, der Bauer putzte seine Hälfte schön weg, daß es eine Lust war; der Teufel dagegen holte recht weit aus, bekam aber nichts ab. Da warf er die Sense hin und lief fort und hat in seinem ganzen Leben nicht wieder mähen wollen.

Zu vergleichen damit ist auch die Sage von Grinkenschmieds Knecht bei Kuhn, Westfälische Sagen, Märchen und Gebräuche 1, S. 91f., der mit einem Baumeister so gewaltig um die Wette mäht, bis dieser ruft, inne zu halten, er wolle einmal hinter den Berg gehen. Da er nicht wiederkam, so suchte man ihn und fand ihn tot mit aufgeschlitztem Leibe am Berge liegen.

Bei L. Mucke, der die Sage mit verschiedenen Abweichungen, aber besserer Motivierung bringt, handelt es sich um eine Menschenseele, die zwischen Himmel und Erde herumirrt, und auf die sowohl Petrus wie der Teufel Anspruch erhebt. Da beide nicht einig werden konnten, so beschlossen sie, es auf den Ausgang eines Wettkampfes ankommen zu lassen. Der Teufel schlug dem Petrus vor, zu diesem Zwecke mit ihm eine Wiese zu mähen, wer auf seiner Seite zuerst das Ende erreicht habe, dem solle die Seele verfallen sein. Petrus that sechs Hiebe voraus, der Teufel aber konnte ihm nicht nachkommen und verlor die Wette.

Alle drei Sagen erinnern unwillkürlich an den Mythus von Odhin in der Edda, Dämi Saga 57, 58 vergl. Grimm, Mythol., 3. Auflage, S. 752, der sich als Knecht Bölverkr auf einen Sommer zum Mähen bei Suttungs Bruder Baugi verdingt, um dessen Met zu rauben. Er sah da neun Knechte Heu mähen und fragte sie, ob sie ihre Sicheln gewetzt haben wollten. Als sie es bejahten, zog er einen Wetzstein aus seinem Gürtel hervor und wetzte sie. Weil die

Sicheln nun schärfer schnitten, trugen alle Verlangen, den Wetzstein zu besitzen. Odhin warf ihn in die Luft, und da jeder ihn fangen wollte, schlitzten sie sich dabei mit den Sicheln die Hälse ab.

Jedenfalls ist der mähende Teufel als Wirbelwind aufzufassen, der hinter dem Winde einherfährt und die Erde aufwühlt. Im Harz mäht der wilde Jäger eine Wiese beim Teufelsloche, dann aber trägt er das Heu davon, oder es stellt sich unter die Grasmäher der Werwolf.

Einen ähnlichen Wettkampf erzählt Zingerle in seinen Kinder- und Hausmärchen aus Tirol, Gera 1870, Nr. 6, S. 31 f., von dem Teufel und einer Näherin. Diese hatte einmal halb im Spaß, halb im Ernst geäußert, sie wollte mit dem Teufel zu Neid und um die Wette nähen. Der Teufel stellte sich bei ihr in stattlicher Gestalt ein und sie ging mit ihm die Wette ein, wenn sie später als er ein Hemd fertig mache, so wolle sie ihm gehören. Doch da der Teufel sich gleich einen ganzen Zwirnknäuel auf einmal eingefädelt hatte und deshalb bei jedem Stich dreimal um ein Haus herumlaufen mußte, außerdem einen Knoten zu machen vergessen hatte und deshalb die ersten Male vergebens lief, so verlor er die Wette. Vor Scham wurde er ganz feuerrot und er hat niemals wieder mit einer Näherin um die Wette gearbeitet.

Damit haben wir die wichtigsten deutschen Sagen aus dem Sagenkreise des Teufels, soweit sie sich auf Teufelswetten beziehen, zusammengestellt und den Nachweis geführt, wie dieselben im innigen Zusammenhange mit den Riesensagen der germanischen Mythologie stehen und nur als Nachklänge derselben zu betrachten sind.



Mitteilungen und Notizen.

Gustav Freytag †.

Die Trauerkunde, welche im Mai die deutschen Lande durchflog, war für uns eine besonders schmerzliche und ergreifende. Wir betrauern in Freytags Dahinscheiden den Verlust des warmen Freundes unserer Zeitschrift, wir betrauern noch mehr den Verlust des hervorragenden deutschen Kulturhistorikers. Es ist nicht Einseitigkeit, wenn wir den Kulturhistoriker in ihm hervorheben. Es ist, glauben wir, diese Richtung und die Begabung dafür bei ihm die hervorstechendste Seite, so wenig auch das gebildete wie das gelehrte Publikum sich dessen bewußt ist. Angehöriger der gelehrten Zunft ist er freilich nicht lange gewesen. Der junge Privatdozent, der sich eigentlich für deutsche Sprache und Litteratur in Breslau habilitiert hatte, schied freiwillig aus dem Lehrberuf, als die Fakultät sich weigerte, „ihm eine beabsichtigte Vorlesung über deutsche Kulturgeschichte zu gestatten". Er hat aber seine kulturgeschichtlichen Interessen darum nicht verkümmern lassen, wenn sie auch zunächst bei ihm in den Hintergrund traten. In den Grenzboten veröffentlichte er zuerst kulturgeschichtliche Aufsätze, bei denen er freilich den gelehrten Ton völlig unterdrücken mußte. Aus diesen Essays erwuchs dann durch Überarbeitung und Erweiterung das 1859 erschienene Buch: „*Bilder aus der deutschen Vergangenheit*", d. h. zunächst aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Eine Fortsetzung bis in die Neuzeit erschien 1862 in den „Neuen Bildern". 1867 erschienen endlich die Bilder „Aus dem Mittelalter". Dann wurde alles Bisherige zu einem einheitlichen Werk, den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", zusammengefaßt. Sie haben den anspruchslosen Ton eines Hausbuchs gebildeter Familien sich wahren wollen: aber man darf nicht vergessen, daß sie trotzdem ein gelehrtes Werk sind, daß sie für uns die beste deutsche Kulturgeschichte bedeuten. —

Unsere Zeitschrift wird demnächst die Bedeutung Freytags als Kulturhistoriker durch eine ausführliche Betrachtung seiner Verdienste auf diesem Gebiet und seiner Eigenart würdigen.

Otto Bähr †. Mit dem kürzlich dahingeschiedenen trefflichen Juristen ist ein Mann gestorben, der für die Kulturgeschichte ein großes Interesse und eine entschiedene Begabung hatte. Es ist schade, daß von seinen vielen Publikationen nur eine einzige ihn von dieser Seite zeigt, seine vortreffliche Skizze: „Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren", in der er das Leben in Kassel schildert. Das Büchlein ist in zweiter Auflage erschienen.

* * *

Dritter deutscher Historikertag. Vom 18.—20. April d. J. fand in Frankfurt a. M. die dritte Versammlung deutscher Historiker statt. Die Verhandlungen richteten sich einmal auf die Anlage des historischen Studiums auf der Universität, sodann auf die Grundsätze, welche bei der Herausgabe von Aktenstücken zur neueren Geschichte zu befolgen sind. Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen, daß auch auf diesem Historikertag die kulturgeschichtliche Strömung der Gegenwart sehr stark hervortrat. Bei der Beratung über die Einrichtung des historischen Studiums meinte u. a. der Berichterstatter, Professor v. Zwiedineck-Südenhorst — wir folgen dem Bericht der „Frankfurter Zeitung" —: „Die Spezialgeschichte darf wohl noch die politische von der kulturellen Geschichte trennen, aber sie sucht doch auch schon die Kreuzungspunkte mit Vorliebe auf; sie verkennt den Einfluß der Anschauungen der Massen auf die Entwickelung nicht länger und kann nicht ausgefüllt werden durch die Darstellung der diplomatischen Beziehungen oder Aufzählung der bloßen Thatsachen. Die Universalgeschichte hat diese vereinigende Tendenz der Erkenntnis aller Zusammenhänge in gesteigertem Maße". Eine These des Redners lautete: „Es gehört zu den Aufgaben des historischen Studiums auf Universitäten, daß in einem Zeitraum von beschränkter Ausdehnung die genaue Erkenntnis der in Wechselwirkung stehenden politischen und Kulturverhältnisse angestrebt wird. Innerhalb dieses Zeitraumes soll der Zusammenhang der Erscheinungen, das Werden der Ereignisse zu ergründen versucht werden, um auf diesem Wege eine wissenschaftliche, universelle Geschichtsauffassung zu erzielen." Professor Brückner meinte: „Rankes Definition, Geschichte sei Zusehen, wie es gewesen sei, ist überholt durch die Erkenntnis, daß die Aufeinanderfolge der Zustände das Wissenswerteste sei". Im übrigen erkennt er einen klaren Unterschied zwischen politischer und Kulturgeschichte nicht an und meint, daß die Frage der Begrenzung der Kulturgeschichte auf die Tagesordnung einer der nächsten Historikerversammlungen gesetzt werden sollte. Professor v. Zwiedineck erklärt, daß auch er politische und Kulturgeschichte nicht trennen, sondern die eine durch die andere ergänzen wolle. Aber es gäbe unbestreitbar immer noch Historiker, die nicht auf diesem Standpunkt stehen. Professor Bachmann meint über das Verhältnis der politischen Geschichte zur Kulturgeschichte, man dürfe nicht vergessen, daß seit 1848 eine völlige Umgestaltung und Vertiefung unserer Anschauungen eingetreten ist. „Wir glauben nicht mehr, daß die Fürsten oder einzelne Groß- und Kriegsthaten die Schicksale der Völker entscheiden, sondern daß diese regiert werden durch die inneren materiellen Vorgänge". —

Hervorgehoben darf noch werden, daß die beiden in Frankfurt gehaltenen Vorträge wesentlich kulturhistorisches Interesse hatten. Professor Bücher sprach

über den Haushalt der Stadt Frankfurt im Mittelalter, Professor Ed. Meyer über die wirtschaftliche Entwickelung des Altertums.

* * *

Niederländischer Historikertag. Auch auf dieser Versammlung, d. h. der ersten Versammlung der Mitglieder der „Historisch Genootschap" zu Utrecht, hat die Kulturgeschichte eine Debatte veranlaßt. Nach dem Bericht der holländischen Zeitschrift „Museum" gab dazu ein Vortrag des Herrn Blok Veranlassung. Dieser behandelte im Anschluß an seine Antrittsrede in Leiden „den Unterschied zwischen der Geschichte der Bildung, der Volkswirtschaft und der Gesellschaft". Er glaubte, um Mißverständnissen, die sich an jene Rede geknüpft hatten, entgegen zu treten, vor allem eine genauere Bestimmung der behandelten Begriffe geben zu müssen und erörterte zunächst den Begriff „Kulturgeschichte", in den Niederlanden als Beschavingsgeschiedenis (Bildungsgeschichte) um 1860 eingedrungen. Die Dehnbarkeit dieses Begriffs hat zu vielfachen verschiedenen Auffassungen Anlaß gegeben, die der Redner kurz skizziert. Nach seiner eigenen Definition begreift die Beschavingsgeschiedenis ausschließlich das geistige Leben und zwar Religion, Litteratur, Kunst, Wissenschaft und Moral. Der Bildungsgeschichte steht die Wirtschaftsgeschichte gegenüber, die sich mit der Geschichte des Landbaus, des Handels, der Industrie, des Geldwesens und der Staatsverwaltung befaßt. Blok betont, daß er das letzte Gebiet, einschließlich der Konflikte der Staaten unter einander, ausdrücklich zu dieser Gruppe gerechnet wissen möchte. Bildungs- und Wirtschaftsgeschichte zusammen bilden die große Gesellschaftsgeschichte, sei sie als Weltgeschichte, sei sie als Volksgeschichte aufgefaßt. In der Debatte wurde u. a. gefragt, ob diese scharf gezogenen Grenzlinien wohl in der Praxis innezuhalten seien; namentlich der Staat beeinflusse doch sicher auch das geistige Leben eines Volkes. Weiter wurde hervorgehoben, daß der Unterschied dieser neuen Betrachtungsweise nicht so große Unterschiede mit den früher gehegten Anschauungen aufweise. In der Blokschen Einteilung wurde ferner die Würdigung der Individuen mit ihrem wesentlichen Einfluß auf allen Gebieten vermißt. Blok suchte diese Bedenken zu beseitigen. Man könne auch bei seiner Einteilung den Individuen, jedem an seiner Stelle, gerecht werden. Sehr scharfe Grenzlinien zwischen den einzelnen Gebieten zu ziehen, sei überhaupt unmöglich. Der Unterschied mit früheren Richtungen gehe aber schon aus den sehr verschiedenen Gesichtspunkten hervor, von denen aus jene Forscher die Geschichte ansahen. — Wir sind nicht in der Lage, bei dem Mangel genauerer Berichte, den Blokschen Definitionen näher zu treten und beschränken uns auf diese kurzen Notizen.

* * *

Professoren der Kulturgeschichte. Der in dieser Zeitschrift veröffentlichte Aufsatz des Herausgebers, betreffend die Einrichtung besonderer Lehrstühle für Kulturgeschichte, hat vielfache private und öffentliche Zustimmung gefunden. Wir weisen im einzelnen auf einen darauf bezüglichen Artikel Professor Biedermanns in der Nationalzeitung (Nr. 240) hin, weil derselbe noch auf einen Umstand aufmerksam macht, der in jenem Aufsatz nicht hervorgehoben war. Professor Biedermann schreibt: „Neben den in der Sache selbst

liegenden Gründen giebt es nun aber noch einen von Steinhausen nicht erwähnten, wahrhaft zwingenden praktischen Grund für die Errichtung besonderer Professuren für Kulturgeschichte. Schon vorlängst ist sowohl in Preußen als in Sachsen, wahrscheinlich auch noch in anderen deutschen Ländern, erst die Aufnahme der Kulturgeschichte in den Lehrplan für höhere Schulen (Gymnasien und Realgymnasien), später ihre Aufnahme unter die Gegenstände der Prüfungen von Lehramtskandidaten von oben her ausdrücklich vorgeschrieben worden. Nun ist es aber doch eine Abnormität, wenn von den Lehrern verlangt wird, sie sollen ihren Schülern Kulturgeschichte vortragen, von Lehramtskandidaten, sie sollen ihre Befähigung zu solchen Vorträgen, ihre selbsteigne Bekanntschaft mit der Kulturgeschichte nachweisen, wenn gleichwohl den Studierenden keinerlei gesicherte Gelegenheit geboten ist, ein Kolleg über Kulturgeschichte zu hören oder an kulturgeschichtlichen Übungen teilzunehmen. So aber steht es, so lange kein Professor da ist, den sein Amt verpflichtet, solche Kollegien zu lesen und solche Übungen abzuhalten. Wenn ein Extraordinarius aus Interesse zur Sache dies thut, wie ich es gethan habe, so ist das ein reiner Zufall.

Aus all diesen Gründen wäre wohl zu wünschen, daß Steinhausens Frage: „Professoren der Kulturgeschichte?" bald keine Frage mehr sein möchte."

* * *

Wir drucken nachstehend den eben versandten Bericht über die bisherige Entwickelung der Konferenzen von Vertretern landesgeschichtlicher Publikationsinstitute ab, der gerade auch für die Freunde der Kulturgeschichte von großem Interesse ist: „Auf der zweiten Versammlung Deutscher Historiker zu Leipzig, im J. 1894, wurde in der dritten Sitzung über den Stand und die Bedeutung der landesgeschichtlichen Studien, insbesondere über die Arbeitsgebiete der landesgeschichtlichen Publikationsgesellschaften beraten.*). Nach eingehenden Ausführungen der Herren Prof. Dr. von Zwiedineck-Südenhorst (Graz), Geheimrat Dr. von Weech, Direktor des badischen Generallandesarchivs (Karlsruhe), Stadtarchivar Dr. Hansen (Köln), Prof. Dr. Markgraf (Breslau), Prof. Dr. Prutz (Königsberg), Archivrat Dr. Jacobs (Wernigerode) über Lage und Charakter der entsprechenden Institute in Steiermark, Baden, der Rheinprovinz, Schlesien, Preußen und der Provinz Sachsen wurde folgender Antrag des Prof. Lamprecht von der Versammlung einstimmig angenommen: Die Versammlung erklärt es als dringend erwünscht, daß im Zusammenhang mit den künftigen Historikertagen Konferenzen von Vertretern der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute zur Beratung gemeinsamer Angelegenheiten stattfinden.

In Ausführung dieses Beschlusses lud der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses der Historikerversammlung die Vertreter einer Anzahl von Publikationsinstituten zu einer freien gemeinsamen Besprechung auf die nächste Tagung nach Frankfurt ein. Dieser Aufforderung sind fast alle Eingeladenen gefolgt. In den Konferenzen, die am Mittwoch, den 17. April,

---

*) Bericht über die zweite Versammlung deutscher Historiker, 29. März bis 1. April 1894, zu Leipzig; Leipzig, Duncker & Humblot 1894; S. 19—29.

und am Freitag, den 19. April 1895, stattfanden, waren außer dem Vorsitzenden zugegen:

Oberlehrer Dr. Dobenecker-Jena (Verein für thüringische Geschichte und Altertumskunde); Prof. Dr. Finke-Münster i. W. (Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens); Prof. Dr. Größler-Eisleben (Historische Kommission der Provinz Sachsen); Archivrat Dr. Grotefend-Schwerin (Kommission für Herausgabe des mecklenburgischen Urkundenbuches); Stadtarchivar Dr. Hansen-Köln (Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde); Stadtarchivar Dr. Jung-Frankfurt a. M. (Verein für Geschichte und Altertumskunde Frankfurts); Prof. Dr. Köcher-Hannover (Historischer Verein für Niedersachsen); Prof. Dr. Pirenne-Gent (Commission royale d'histoire, Brüssel); Prof Dr. Prutz-Königsberg i. Pr. (Verein für Geschichte von Ost- und Westpreußen); Geh. Archivrat Dr. von Stälin-Stuttgart (Württembergische Kommission für Landesgeschichte); Archivar Dr. Warschauer-Posen (Historische Gesellschaft für die Provinz Posen); Prof. Dr. Weber-Prag (Verein für die Geschichte der Deutschen in Böhmen); Prof. Dr. Wolff-Frankfurt a. M. (Verein für hessische Geschichte und Landeskunde); Prof. Dr. von Zwiedineck-Südenhorst-Graz (Historische Landes-Kommission für Steiermark; Oberlehrer Dr. Wehrmann (Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde); k. u. k. Generalmajor von Wetzer-Wien (k. u. k. Kriegsarchiv).

Zur Konferenz angemeldet, aber durch äußere Gründe am Erscheinen verhindert waren:

Prof. Dr. Meyer von Knonau-Zürich (Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz); Prof. Dr. Schäfer-Tübingen (Württembergische Kommission für Landesgeschichte); Prof. Dr. Schulte-Freiburg i. B. (Badische historische Kommission).

Schriftlich zustimmend zur Konferenz hatten sich geäußert:

Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens zu Breslau; Verein für Geschichte und Landeskunde zu Osnabrück; Historisch Genootschap zu Utrecht; Esthländische litteräriche Gesellschaft zu Reval.

Einladungen waren im ganzen 25 ergangen.

Zu Beginn der Konferenzen wurde zunächst Prof. Lamprecht zum Leiter der Verhandlungen gewählt. Derselbe führte darauf über die Ziele der Konferenzen etwa folgendes aus: Die politische Geschichtsforschung, wie sie lange Zeit vornehmlich allein im Mittelpunkt der geschichtswissenschaftlichen Bestrebungen stand, ist naturgemäß vor allem der Untersuchung und Herausgabe der Quellen für das zentrale Geschichtsleben unseres Volkes nahe getreten; sie hat dafür große Einrichtungen, wie die Zentraldirektion der Monumenta Germaniae historica, entwickelt. Daneben aber ist schon in der Blütezeit der spezifisch politischen Geschichtsforschung eine autonome Thätigkeit landschaftlich oder sogar örtlich begrenzter Vereine getreten, die sich, neben der Publikation geschichtlicher Forschungen in Zeitschriften, vielfach auch der Veröffentlichung größerer Quellenmassen zur Geschichte ihres Gebietes annahm. Die Bewegung in dieser Richtung, wie sie zunächst von den Geschichtsvereinen ausging, ist in den wichtigsten Gebieten der nationalen Entwickelung seit einigen Jahrzehnten gesteigert worden durch Errichtung besonderer Kommissionen oder Gesellschaften, die sich ausschließlich der Publikation regional begrenzten Quellenstoffes widmen. Dieser Quellenstoff dient nun vornehmlich

der Erforschung der regionalen Verfassungs-, Rechts- und Wirtschaftsentwickelung, sowie der Entwickelung der Kunst, Litteratur und Wissenschaft, kurz er ist im weitesten Sinne des Wortes kulturgeschichtlichen Charakters. Als solcher aber muß er, soweit dies mit der Freiheit der einzelnen Publikationen verträglich ist, überall in allseitig vergleichbarer Form herausgegeben werden; denn erst seine möglichst weit entwickelte Vergleichbarkeit sichert die Gewinnung von Ergebnissen zur allgemeinen Geschichte der Nation und macht dadurch die einzelnen Veröffentlichungen vollends brauchbar. Hierin beruht vornehmlich die Notwendigkeit, der Autonomie der lebhaft vorwärts schreitenden regionalen und lokalen Publikationsthätigkeit eine gemeinsame zentrale Verständigung über gewisse Richtungen dieser Thätigkeit zur Seite zu stellen. Die Arbeitsteilung auf diesem Gebiete muß, wie überall bei arbeitsteiligem Fortschritt, durch eine gemeinsame Arbeitsorganisation erst wahrhaft fruchtbar gemacht werden. Diesem Zwecke sollen nun die freien Konferenzen von Vertretern deutscher Publikationsinstitute in erster Linie dienen. Sie werden aber auch sonst dazu beitragen, gegenseitige Verständigung über Abgrenzung gewisser Materien, gegenseitigen Austausch von Erfahrungen bei dem Verlag und Vertrieb von Publikationen, überhaupt gewinnreiche gegenseitige Aussprache über Zwecke und Ziele regionaler und lokaler Quellenveröffentlichung herbeizuführen.

Neben den Zielen der Konferenz berührte der Vorsitzende dann auch deren künftige finanzielle Sicherung und Ausstattung.

Die Teilnehmer der Konferenz erklärten sich darauf in lebhafter Debatte mit den vom Vorsitzenden aufgestellten Zielen im allgemeinen einverstanden. Das Ergebnis der Erörterungen war der Beschluß, die Konferenz als dauernde Einrichtung zu begründen:

> „Die in der Konferenz vom 17. April 1895 zu Frankfurt a. M. versammelten Vertreter landesgeschichtlicher Publikations-Institute erklären es einstimmig für wünschenswert, daß jährlich Zusammenkünfte von Vertretern solcher Institute zur Förderung ihrer gemeinsamen Interessen stattfinden."

Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen wurden dann für die nächste Beratung folgende Gegenstände ins Auge gefaßt:

1) Feststellung der Bedingungen, unter denen zur gegenseitigen Vergleichung geeignete Ausgaben von Weistümern und Ertragsregistern am besten hergestellt werden können.

2) Erörterung der Verhältnisse, insbesondere der Maßstäbe, unter deren Berücksichtigung vergleichbare Bearbeitungen und Ausgaben von Flurkarten, Grundkarten (im Sinne Thudichums) und Karten zur politischen Geschichte möglich sind, sowie Erörterungen über die Kosten solcher Kartenwerke wie die zu deren Herstellung verwendbaren mechanischen Reproduktionsarten.

3) Zusammenstellung des Materials an mittelalterlichen Stadtbüchern, das innerhalb der deutschen Gebiete vorhanden ist.

4) Zusammenstellung des Materials an Offizialatsakten wie verwandten Quellen zur Geschichte des religiösen und kirchlichen Lebens im ausgehenden Mittelalter, das innerhalb der deutschen Gebiete vorhanden ist.

5) Beratung über die Frage, inwiefern sich ein gemeinsames Vorgehen der Publikationsinstitute für die Bearbeitung verwaltungsgeschichtlicher Fragen als empfehlenswert denken läßt.

6) Beratung über die Frage, inwiefern sich die Herausgabe nach heutiger Verwaltungseinteilung abgegrenzter Urkundenbücher empfiehlt, oder inwiefern vielmehr Urkundenbücher vorzuziehen seien, die den überlieferten Stoff eines bestimmten Institutes, eines Klosters, Stiftes, einer städtischen Verwaltung u. s. w. wiedergeben.

7) Auf einen Antrag von Herrn Dr. Steinhausen in Jena: Zusammenstellung der wichtigsten spezifisch kulturgeschichtlichen Quellen, deren Edition durch die einzelnen Institute wünschenswert erscheinen könnte.

8) Sachliche und finanzielle Vorbereitung einer Ergänzung der Walther-Konerschen Repertorien von 1850 bis zur Gegenwart.

Zur Vorbereitung der künftigen Beratung wurden für jeden einzelnen der aufgezählten Gegenstände Referenten bestimmt, bezw. soweit dieselben der Konferenz nicht angehörten, in Aussicht genommen; und zwar:

Zu Nr. 1 (Ertragsregister): Professor Finke (Münster), Prof. Lamprecht (Leipzig), Prof. Schulte (Freiburg i. B.).

Zu Nr. 1 (Weistümer): Geh. Justizrat Prof. Loersch (Bonn), Prof. Thudichum (Tübingen), Archivrat Grotefend (Schwerin).

Zu Nr. 2: Geh. Regierungsrat Prof. Meitzen (Berlin), Prof. Thudichum (Tübingen), Archivrat Grotefend (Schwerin), und speziell zur Kosten- und Reproduktionsfrage auch Archivar Hansen (Köln).

Zu Nr. 3: Prof. Finke (Münster), Archivar Hansen (Köln).

Zu Nr. 4: Archivrat Ermisch (Dresden), Archivar Warschauer (Posen).

Zu Nr. 5: Prof. von Zwiedineck-Südenhorst (Graz).

Zu Nr. 6: Oberlehrer Dr. Dobenecker (Jena), Prof. Pirenne (Gent).

Zu Nr. 7: Bibliothekskustos Dr. Steinhausen (Jena).

Zu Nr. 8: Prof. Köcher (Hannover), Prof. Prutz (Königsberg).

Schließlich wurde Prof. Lamprecht mit der weiteren Führung der Geschäfte der Konferenz beauftragt."

* * *

Studieneinrichtung am Leipziger Historischen Seminar. Auf dem Frankfurter Historikertag haben die dort verteilten „Ratschläge für das Studium der mittleren und neueren Geschichte", wie sie von den Leipziger Historikern empfohlen werden, eine Rolle in der Debatte gespielt. Mit Recht hat man sie als sehr ideale Forderungen hingestellt. Professor Lamprecht hat das auch anerkannt, aber dies ideale Ziel doch als ein erstrebenswertes hingestellt: „Dem Studenten muß man die Ziele hoch stecken".

Wir lassen die „Ratschläge" in Nachstehendem folgen:

„I. Die Wissenschaften, welche ein vollkommen ausgebildeter Historiker für das Gebiet der mittleren und neueren Geschichte ganz oder zum Teil beherrschen muß, kann man in propädeutische, eigentlich historische und hilfswissenschaftliche einteilen.

Als propädeutische Wissenschaften sind zu bezeichnen die Philosophie, die Philologie, die Rechtswissenschaft, die Nationalökonomie und die Geographie. In der Philosophie ist die Kenntnis mindestens der Geschichte der Philosophie, der Logik und der Psychologie zu wünschen. Auf dem Gebiete der Philologie ist, neben der Beherrschung der für das historische Forschungsgebiet jeweils in Betracht kommenden Sprachen, erforderlich, daß der an-

gehende Historiker auf irgend eine Weise, sei es im Kolleg, sei es im Seminar, die Kunst philologischer Kritik und Hermeneutik kennen gelernt habe. Am ratsamsten ist es hierzu, ein philologisches Proseminar zu besuchen. Nicht minder müssen dem Historiker die Grundbegriffe der Jurisprudenz geläufig sein, möge er sie sich nun in rechtswissenschaftlichen Uebungen oder durch Hören mindestens eines Kollegs über Institutionen (und womöglich auch über römische Rechtsgeschichte) angeeignet haben. Dabei bleibt an sich ein noch tieferes Eindringen in die Jurisprudenz, insbesondere die Beschäftigung mit Kirchen-, Staats- und Völkerrecht, wünschenswert. Auf nationalökonomischem Felde bedarf es einer genauen Kenntnis der theoretischen und praktischen Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft; anzustreben ist ferner ein Verständnis der politischen und sozialen Theorieen, wie einige Vertrautheit mit den elementaren Methoden der Statistik. In der Geographie handelt es sich namentlich um die politischen und ethnographischen Teile der Disziplin.

Die eigentlich historischen Wissenschaften sind die der politischen Geschichte, der Wirtschafts-, Sozial-, Rechts- und Verfassungsgeschichte und und der Geistesgeschichte (Kunstgeschichte, Litteraturgeschichte und teilweise Kirchengeschichte). Der Historiker muß, gleichgiltig auf welchem Gebiete dieser Schwesterwissenschaften er im besonderen arbeiten will, mit dem Stoff und den Methoden aller dieser Disziplinen vertraut sein. Namentlich ist festzuhalten, daß ohne genaue Kenntnis der Wirtschafts-, Sozial-, Rechts- und Verfassungsgeschichte kein tieferes Verständnis der politischen Geschichte, ohne Kenntnis wenigstens der Kunstgeschichte kein tieferes Verständnis der Geistesgeschichte zu erreichen ist. Darum ist zu fordern, daß der angehende Historiker sich nicht blos ein bestimmtes Wissen in diesen Disziplinen aneigne, sondern auch wenigstens auf den hauptsächlichsten Gebieten durch Teilnahme an den einschlägigen Uebungen sich Einsicht in deren spezifische Arbeitsmethode verschaffe.

Die Hilfswissenschaften kann man in allgemeine und besondere der einzelnen historischen Disziplinen teilen. Allen Disziplinen gehören an die Chronologie, die Paläographie und die allgemeine Quellenkunde (Historiographie); sie müssen mithin unter allen Umständen studiert werden. Für politische und Wirtschafts-, Sozial-, Rechts- und Verfassungsgeschichte ist ferner die Diplomatik (Urkundenlehre) unerläßlich. Die Hilfswissenschaften der Geistesgeschichte (Inschriftenkunde, Ikonographie, Metrik, Sprachgeschichte u. s. w.) können dagegen den speziellen Jüngern dieser Wissenschaften vorbehalten bleiben.

II. Die Kollegia wie die Uebungen sowohl in den propädeutischen als auch in den historischen Wissenschaften werden an unserer Universität meist so abgehalten, daß sie ohne weitere Voraussetzungen als die einer Gymnasialbildung aus sich selbst heraus verständlich sind; höchstens in der Philosophie und der Nationalökonomie wird teilweise vorausgesetzt, daß derjenige Gang in der Aufnahme des Stoffes eingehalten wird, welcher oben durch die Reihenfolge der genannten Kollegia angedeutet ist. Es steht mithin den Kommilitonen an sich frei, sich der geschichtlichen Wissenschaft in derjenigen Reihenfolge der Einzeldisziplinen zu bemächtigen, welche jeder seinerseits für richtig hält. Gleichwohl lassen sich aus der Erfahrung des Lehramtes heraus einige Ratschläge erteilen.

Im allgemeinen werden die ersten Semester am besten den propädeutischen Wissenschaften und dem Hören politisch-geschichtlicher Kollegia gewidmet werden. Dabei ist in den speziell geschichtlichen Studien (immer abgesehen von dem der alten Geschichte) mit dem Mittelalter zu beginnen, ohne dessen genaue Kenntnis eine tiefere Auffassung der neueren Geschichte unmöglich ist. Parallel hiermit kann die Teilnahme an den vorbereitenden Kursen im historischen Seminar, auch die Aneignung der hilfswissenschaftlichen Disziplinen laufen. In den mittleren Semestern würde dann das Studium der Wirtschafts-, Sozial-, Rechts- und Verfassungsgeschichte sowie der Geistesgeschichte hinzutreten; zugleich sollte zu den höheren Kursen im historischen Seminar wie zu kunstgeschichtlichen, bezw. litterargeschichtlichen und geschichtlich-statistischen Uebungen fortgeschritten werden.

Diese Semester werden dann der Regel nach auch diejenigen sein, in denen sich auf Grund allmählicher Kenntnisnahme der gesamten historischen Disziplinen eine bestimmte Neigung (und Begabung) für irgend ein besonderes Gebiet oder irgend eine Periode herausstellt. Es ist wünschenswert, daß, nachdem eine gründliche Aneignung allgemeinen Wissens und jeglicher historischen Methode stattgefunden hat oder wenigstens aufs Ausreichendste angebahnt ist, nunmehr dieser Neigung nachgegeben werde. Sie wird die neben der Ausdehnung des Wissens absolut notwendige Vertiefung in die Einzelheiten irgend eines Stoffes ergeben und damit zugleich den Abschluß des Studiums herbeiführen, wie er in der Probe einer wissenschaftlichen Leistung zu erfolgen hat.

III. Der Studienbereich und Studiengang, wie er bisher besprochen ist, gewährleistet eine nach allen Seiten hin abgeschlossene historische Bildung. Eine solche geht in einigen Punkten über die Anforderungen, welche nach dem Prüfungsreglement an künftige Lehrer der Mittelschulen (Gymnasien u. s. w.) gestellt werden, hinaus. Die künftigen Kandidaten des Lehramtes werden also die Möglichkeit haben, von dem aufgestellten Ziele nach gewissen Seiten hin abzuweichen. Sie werden in den propädeutischen Fächern einige Vorlesungen (z. B. Finanzwissenschaft) entbehren können, sie werden auch in dem Besuche der Uebungen, namentlich soweit sie aus dem eigentlichen Bereich des historischen Seminars herausfallen, sich Beschränkung auferlegen, sie werden endlich den Hilfswissenschaften nicht übermäßige Aufmerksamkeit zuwenden. Für sie gilt es, neben einer Schulung in den hauptsächlichsten historischen Methoden, sich namentlich ein sicheres und umfassendes historisches Wissen anzueignen.

Für Diejenigen dagegen, die sich innerhalb des Lehrerberufs einmal historisch-wissenschaftlicher Thätigkeit oder außerhalb desselben einmal völlig den spezifisch historischen Berufen, der akademischen Laufbahn, dem Archivdienst u. s. w. widmen wollen, ist es unerläßlich, das aufgestellte Ziel voll ins Auge zu fassen. Die mit Erreichung desselben sich ergebende Ausbildung bildet zugleich auch die beste Vorbereitung für die Thätigkeit des künftigen Tagesschriftstellers.

Indem die Lehrer des historischen Seminars den Mitgliedern desselben die vorstehenden Bemerkungen in die Hand geben, erklären sie sich zugleich bereit, mit jedem der Kommilitonen, der dies wünscht, in eine genauere Besprechung über den von ihm geplanten Studiengang einzutreten. Sie unter-

lassen jedoch nicht zu bemerken, daß sie ihre Ratschläge, sowohl die hier abgedruckten wie die mündlich zu erteilenden, niemals im Sinne einer bindenden Vorschrift, sondern nur im Sinne einer zu beherzigenden Mitteilung geben. Jeder Kommilitone bleibt für die Art, wie er sein Studium einrichtet, selbst verantwortlich."

* * *

Bestrebungen in Richtung auf gemeinsame oder größere Publikationen auf dem Gebiete der Kulturgeschichte.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist seit längerer Zeit bemüht, das Interesse maßgebender Kreise für große Quellenpublikationen auf dem Gebiet der Kulturgeschichte analog den großen Publikationen auf politisch-historischem Gebiet wachzurufen. Die bisher gepflogenen Verhandlungen sind noch nicht soweit gediehen, daß die Oeffentlichkeit damit zu beschäftigen ist.

Indessen mehren sich die Anzeichen, daß die publizierende Thätigkeit auf kulturgeschichtlichem Gebiet in der That in absehbarer Zeit eine große Steigerung erfahren werde. So ist, wie wir oben gesehen haben, auch von der durch den Leipziger Historikertag ins Leben gerufenen und in Frankfurt befestigten Konferenz der Vertreter der verschiedenen deutschen Publikationsinstitute zu erwarten, daß sie nach gemeinsamen Gesichtspunkten eine stärkere Veröffentlichung bestimmter Quellengruppen seitens der einzelnen Institute herbeiführen wird. In dem Begrüßungsartikel, den die Frankfurter Zeitung dem Historikertag widmete und der von einem hervorragenden Historiker herrührt, sind diese Bestrebungen als besonders wünschenswert bezeichnet. Es heißt dort:

„Neben der Diskussion steht in unserm Zeitalter der Arbeitsteilung überall die Organisation: nie hat der einzelne ein gesellschaftlicheres, von andern mehr abhängiges Dasein gelebt. Auch in der Organisation der Geschichtsforschung hat sich neben das Alte ein Neues zu stellen begonnen. Die politische Geschichtsschreibung bedurfte eingehender Kenntnis der Quellen der Allgemeingeschichte unseres nationalen Staatslebens; in großen zentralen Institutionen, in dem Unternehmen der Monumenta Germaniae zur Herausgabe unserer Historiker des Mittelalters, in der Begründung der Historischen Kommission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften mit ihren Bearbeitungen der Reichstagsakten, ihrer Herausgabe einer allgemeinen deutschen Biographie u. a. m. hat sie ihre Aufgaben zu lösen gesucht. Die Kulturgeschichtsschreibung findet ihre Quellengebiete im Lokalen und Landschaftlichen; sie hat auf die Aeußerungen des Lebens der Gesellschaft, die naturgemäß fast immer vereinzelten Charakter tragen, zu achten: ihr sind Rechnungsbücher und Privatbriefe, Dorfrechte und Landesordnungen, Urkunden und Familienakten, Morgensprachen und Zunftstatuten gleich wichtige Denkmäler. Ein unermeßlicher Schatz liegt damit vor ihr ausgebreitet: wie ihn heben? In diesem Punkte hat die Arbeit der vielen Geschichtsvereine seit mehr als zwei Menschenaltern vornehmlich eingesetzt; und seit höchstens zwei Jahrzehnten sind ihnen in den wichtigsten Landesteilen besondere Institute, die sich die Veröffentlichung vornehmlich kulturgeschichtlicher Materialien zur Aufgabe machen, gefolgt: die historischen Kommissionen in Baden, Württemberg und Sachsen, die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde u. a. m. In kurzer Zeit haben

sie außerordentliches geleistet; schon liegt ein unglaublich reicher Stoff für eine künftig zusammenfassende Geschichtsforschung bereit.

Aber eben mit der Notwendigkeit, ihn weiter zu verarbeiten, beginnen noch nicht völlig gelöste Schwierigkeiten. Wie ihn beherrschen, wenn er nicht vergleichbar ist? Man sieht wohl: der emsigen Arbeitsteilung, der allenthalben in deutschen Landen die Publikation kulturgeschichtlicher Stoffe im weitesten Sinne des Wortes verdankt wird, muß eine Arbeitsvereinigung entsprechen: man muß sich, bei weitgehendster Freiheit im einzelnen, klar werden über eine Organisation, die die wissenschaftliche Vergleichbarkeit der gehobenen und zu hebenden Schätze verbürgt. Es ist eine Aufgabe von weittragender Bedeutung; eine Konferenz der Vertreter wichtiger Publikationsinstitute, die in Verbindung mit dem Historikertage zusammentreten wird, soll den Anfang machen, sie zu lösen. Mögen auch ihre Beratungen alle Wünsche erfüllen, die sich an sie knüpfen."

Uebrigens sind ähnliche, auf gemeinsame Publikationen gerichtete Bestrebungen thatkräftig von v. Zwiedineck in Graz verfolgt worden, im Anschluß eben an die Leipziger Verhandlungen. Wir freuen uns, in dem soeben ausgegebenen 3. Bericht der „Historischen Landeskommission für Steiermark" den Inhalt einer Denkschrift zu finden, die Prof. v. Zwiedineck dem österreichischen Kultusminister überreicht hat. Es ist zwar hier nur ein Teil der Kulturgeschichte, die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, ins Auge gefaßt, und auch nur für die österreichischen Länder ein gemeinsames Vorgehen geplant: aber immerhin ist hier doch die wünschenswerte Zentralisierung der Forschung erstrebt. Der wesentliche Inhalt der Denkschrift lautet:

„Es handelt sich darum, ein Gebiet der Geschichtswissenschaft, das von einzelnen, getrennt arbeitenden Forschern niemals erschöpfend behandelt werden kann, dadurch entwickelungsfähig zu machen, daß die Grundlagen desselben durch gleichzeitiges Wirken zahlreicher Kräfte an verschiedenen Orten, aber unter einheitlicher Leitung und mit Beobachtung feststehender Normen, hergestellt werden.

Obwohl durch namhafte Historiker die verschiedensten Partieen der Wirtschaftsgeschichte bereits erschlossen wurden und Hunderte von Vereinen für Provinzial- und Lokalgeschichte Detail-Ergebnisse der Einzelforschung in ihren Publikationen niederlegen, läßt sich doch von diesen Bemühungen nicht erwarten, daß sie zu einer festen Begründung dieses wichtigen Teiles der Kulturgeschichte führen, daß ihre Resultate den Anforderungen entsprechen werden, die an die Geschichtsforschung gestellt werden.

Diese Anforderungen sind nicht nur wissenschaftlichen Ursprunges — sie sind mit großer Eindringlichkeit auch von der politischen Praxis erhoben worden. Die moderne Verwaltung hat das Bedürfnis, in einer immer wachsenden Reihe von wirtschaftlichen Fragen die Vorakten kennen zu lernen, d. h. zu erfahren, wann und unter welchen Umständen diese Fragen bereits aufgeworfen worden sind, und wie die Verwaltung früherer Zeiten zu ihnen Stellung genommen, sich mit ihnen abgefunden hat. Allmählich gewinnt die Ansicht, die der doktrinäre Liberalismus ein Jahrhundert lang zurückgedrängt hatte, wieder an Verbreitung, daß es zu großen Irrtümern und Fehlgriffen führe, wenn soziale Bewegungen nur aus dem Gesichtspunkte der Gegenwart betrachtet und beurteilt werden; man erinnert sich, daß es ähnliche Erschei-

nungen, wie sie uns heute beschäftigen, schon längst gegeben hat, daß es daher zur richtigen Erkenntnis derselben beitragen könne, wenn man der Gegenwart das Spiegelbild der Vergangenheit vorhält, in dem sich die Entstehung, Entwickelung und Veränderung dieser Erscheinungen beobachten läßt. Die Geschichte soll neuerdings in ihr bewährtes Amt als Lehrmeisterin der Menschheit eingesetzt werden; sie vermag aber auf der Stufe, die sie gegenwärtig einnimmt, dem an sie ergangenen Rufe nicht zu folgen; denn die moderne Verwaltung fragt nicht nach den Verwickelungen und Lösungen der äußeren Politik, sie will nicht über Unterhandlungen und Abmachungen der Diplomaten unterrichtet, nicht mit Kriegs- und Hofgeschichten, auch nicht mit Künstler- und Gelehrten-Biographieen abgefertigt werden; sie verlangt zu wissen, in welcher Weise man in früheren Zeiten die Ansprüche des Individuums, der Gesellschaft und des Staates in Einklang zu bringen gesucht hat, wie in dieser und jener Epoche verwaltet worden ist.

Es wird ihr nicht wertlos erscheinen, wenn die ihr gebotenen Aufschlüsse soweit zurückreichen, als die geschichtliche Forschung überhaupt reicht, sie wird also auch aus dem Altertum und früheren Mittelalter aufklärende und belehrende Mitteilungen dankbar entgegennehmen; von eminenter Wichtigkeit ist ihr aber der Anschluß an die Maximen der Gesetzgebung und Regierung jener Epochen, aus denen die modernen Zustände hervorgegangen sind und in denen sich das öffentliche und Privatleben unter Bedingungen abgespielt hat, die zum größeren Teile noch heute vorwalten. Sie muß von der christlich-feudalen Gesellschaft ausgehend die Entstehung des modernen Staates verfolgen und sich darüber Klarheit verschaffen können, wie in den Zwischenstadien das wirtschaftliche Leben organisiert war, sie muß die Geschichte der Arbeit und ihrer Entlohnung, des Verkehrs, der Güterverteilung, des Gütertausches, der Leistungen im öffentlichen Interesse, des Einflußes religiöser und politischer Ideen auf die soziale Gliederung der Kulturstaaten kennen lernen. Diese Kenntnis kann aber heute nur oberflächlich und lückenhaft geboten werden. Noch liegen in den Staats-, Landes-, Stadt- und Familienarchiven Tausende und Tausende von Faszikeln aufgespeichert, deren Inhalt über alle Richtungen der Verwaltung in den letzten fünf Jahrhunderten Aufschluß geben könnte; die Mehrzahl derselben ist aber seit vielen Generationen unberührt geblieben, die wenigen Notizen, die daraus entnommen wurden, sind zerstreut und schwer zu sammeln. Es bedarf eines gewaltigen Kraftaufwandes, um das Material nutzbar zu machen, das in den seltensten Fällen Auseinandersetzungen, sondern meist nur einzelne Thatsachen bietet, die erst in ihrer Ordnung und systematischen Zusammenstellung ein wissenschaftliches Resultat ergeben. — Die Sammlung, Ordnung und Sichtung dieses bis nun kaum zu übersehenden Materiales muß naturgemäß nach Verwaltungsgebieten erfolgen. Als solche ergeben sich in Oesterreich die Provinzen, die zum großen Teile schon vor ihrer Vereinigung zum Gesamtstaate autonome Gesetzgebungs- und Regierungs-Organe besessen haben, mit denen die Territorien und Dominien in Beziehung getreten sind. Die Materialien zur Landesgeschichte werden teils in den Landeshauptstädten bewahrt, teils sind sie von denselben aus leicht zu erreichen.

Es war daher kein Vorgriff, sondern ein wohlbedachter, in den Verhältnissen begründeter Schritt. als die steiermärkische Landesvertretung

einer von ihr begründeten Historischen Landes-Kommission die Aufgabe gestellt hat, ihre Thätigkeit auf folgende Gebiete zu erstrecken:

a) auf die Geschichte des Landtages und der Stände, die Entstehung und Entwickelung der landesfürstlichen Regierung, die Verwaltung des Landes, die Gesetzgebung und das Verordnungswesen im Lande;
b) auf die Geschichte der Verwaltung durch städtische und grundherrliche, geistliche und weltliche Obrigkeiten mit besonderer Rücksicht auf das Unterthanenverhältnis;
c) auf die Geschichte der kirchlichen und konfessionellen Verhältnisse im Lande;
d) auf die Geschichte der Kolonisation, der Produktion, des Handels und Verkehrs im Lande mit Rücksicht auf die Ansiedlung in Dörfern, Städten, Burgen, Schlössern, ferner auf den Bodenbau und die Wirtschafts-Einrichtungen des Grundbesitzes, endlich auf das gewerbliche und industrielle Leben, namentlich den Bergwerkbetrieb, die Salz- und Eisengewinnung.

Durch die ihr vom steiermärkischen Landtage gewidmete Dotation, durch regelmäßige Unterstützungen der historischen Adelsfamilien, denen sich noch die von geistlichen und weltlichen Korporationen anschließen sollen, ist die steiermärkische Landes-Kommission in die Lage versetzt worden, ihre Arbeiten beginnen zu können. Sie durfte in ihrem zweiten Thätigkeitsberichte bereits für das laufende Jahr das Erscheinen ihrer ersten Publikationen in Aussicht stellen, durch welche die Quellen für eine Verwaltungsgeschichte der Steiermark allmählich erschlossen werden sollen. Die Erreichung eines höheren wissenschaftlichen Zieles, an dem auch die leitenden Kräfte größerer staatlichen Organismen lebhaften Anteil nehmen können, ist jedoch nur dann zu erwarten, wenn die in Steiermark begonnene Forschung gleichzeitig auf eine möglichst große Zahl anderer Verwaltungsgebiete ausgedehnt wird.

In der zu Ostern dieses Jahres in Leipzig veranstalteten zweiten Versammlung deutscher Historiker wurde die Zweckmäßigkeit der Einrichtung der steiermärkischen Landes-Kommission allseitig anerkannt, jedoch darauf hingewiesen, daß sich der Verpflanzung derselben auf die Länder des Deutschen Reiches große Schwierigkeiten entgegenstellen, weil sich in diesen die modernen Verwaltungsgebiete mit den historischen in den seltensten Fällen decken. Man glaubte daher, vorläufig nur dahin wirken zu können, daß die bereits bestehenden Akademieen, Kommissionen und Vereine, die sich der Herausgabe historischen Materiales in größerem Maßstabe widmen, sich gemeinsame Ziele feststellen. Der Beschluß, es seien mit den künftigen Versammlungen deutscher Historiker Beratungen von Vertretern der bedeutendsten Publikations-Institute zu verbinden, soll zur Verständigung über diese Ziele und die Mittel zu ihrer Verwirklichung führen.

Viel günstiger als im Deutschen Reiche liegen die Verhältnisse in Oesterreich, in den unter dem Szepter unseres Herrscherhauses seit Jahrhunderten vereinten Königreichen und Ländern, von denen die meisten uralte, bis auf den heutigen Tag erhaltene Verwaltungsgebiete darstellen. Auf dem Boden dieses Reiches kann bei entsprechender Verwertung der vorhandenen Kräfte und richtiger Arbeitsteilung für die Geschichte der Verfassung und Verwaltung eine monumentale Grundlage gelegt werden, die für andere Staaten mustergiltig werden würde.

Es wird sich jedoch auch in diesem wissenschaftlichen Werke der Segen der Zentralisation nur dann bewähren, wenn durch diese das Streben der Teile nach Bethätigung individuellen Lebens nicht gehindert, sondern gekräftigt und zur Lösung weitausgreifender, großer Aufgaben herangezogen wird. Ohne Zweifel werden einzelne Länder nach dem Beispiele der Steiermark sehr beachtenswerte Erfolge erringen; diese werden jedoch wegen der Verschiedenheit der zu Gebote stehenden Mittel nicht gleichwertig sein können, voraussichtlich auch erst in weit auseinanderliegenden Zeiträumen zutage gefördert werden, wenn nicht von Seite der hohen kaiserlichen Regierung die Initiative zu einer einheitlichen Aktion ergriffen wird. Die österreichische Regierung hat auch eine ganz besondere Veranlassung, ihre Aufmerksamkeit der Begründung einer mit wissenschaftlicher Kritik bearbeiteten Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte zuzuwenden. In keinem anderen Staate hat das historische Recht eine so aktuelle Bedeutung als in Oesterreich. Es liegt im Staats-Interesse, daß die Denkmäler desselben erhalten, vor Verschleppung oder Entstellung bewahrt und ihrem Wesen nach geprüft werden. Nur durch streng sachgemäße Untersuchung können die zum Teil unklaren Vorstellungen staatsrechtlicher Natur berichtigt und Schlagworte aus der Welt geschafft werden, deren Verbreitung nur auf dem Nährboden historischer Legenden möglich ist."

* * *

Neue Bücher:

Spamers illustr. Weltgeschichte m. bes. Berücksicht. d. Kulturgeschichte. 3. Aufl. Bd. 8: B. Volz, Illustr. Gesch. der neuesten Zeit. Teil I. Bearb. von K. Sturmhoefel. Leipzig (XII, 692 S.).

Aegyptische und vorderasiatische Altertümer a. d. kgl. Museen zu Berlin (87 Taf.). Mit erklär. Text (31 S.). Berlin.

L. Levy und H. Luckenbach, Das Forum Romanum der Kaiserzeit. München (21 S., 2 Taf.).

R. Kleinpaul, Das Mittelalter. 19. u. 20. Lfg. Leipzig.

L. Lindenschmit Sohn, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. IV. Band. 9. Heft. Mainz (15 S., 6 Taf.).

J. Schneider, Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche. Heft 10. Frankfurt a. M. (22 S., 1 Taf.).

Pfleiderer, Das deutsche Nationalbewußtsein in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin (28 S.).

A. Bergmann, Geschichte der Oberlausitzer Sechsstadt Löbau bis zur Teilung Sachsens. Bischofswerda (VI, 198 S.). — V. Böhmert, Die Stadt Roßwein von 1834 bis 1894. Histor., volkswirtsch. u. statist. dargestellt. (Eine deutsche Stadt in ihrer wirtsch. u. sozial. Entwickelung. Ein Beitr. z. Kulturgeschichte). Dresden (80 S.). — A. Küffer, Alt- u. Jung-Regensburg. Regensburg (66 u 35 S. m. Plan u. Karte).

W. Kisch, Die alten Straßen u. Plätze von Wiens Vorstädten u. ihre historisch interessanten Häuser. Ein Beitr. z. Kulturgesch. Wiens. 50. (Schluß-) Heft. Wien. — W. Stief, Geschichte der Stadt Sternberg in Mähren. Sternberg (VIII, 88 S.).

A. Wapf, Das Wirtschaftswesen der Stadt Luzern in alter und neuer Zeit. Zürich (62 S.). — Mitteilungen d. histor. u. antiquar. Gesellschaft zu Basel N. F. IV: Facsimile d. Planes d. Stadt B. v. Matthaeus Merian, 1615. Nebst Beilage: Die Entwickelung des Baseler Stadtbildes bis auf M. Merian (1 Plan, 9 Taf., 19 S.)

Claeys, Mélanges historiques et anecdotiques sur la ville de Gand. Gand (277 S.).

C. Mettig, Geschichte der Stadt Riga. 1. Lfg Riga (48 S.).

L. Natoli, La civiltà Siciliana nel secolo XVI. Palermo (210 S.). — F. Savini, Il comune teramano nella sua vita intima e pubblica dai più antichi tempi ai moderni. Roma (612 S.). — Maggiore-Perni, Palermo e le sue grandi epidemie dal XVI al XIX secolo. Palermo (622 S.).

P. W. Ulrich, Die Anfänge der Universität Leipzig. I. Personenverzeichnis von 1409 b — 1419 a. Leipzig (XV, 118 S.). — Kluge, Deutsche Studentensprache. Straßburg (XI, 136 S.).

G. A. Müller, Ueber die frühchristlichen Tiersymbole von Achmim-Panapolis in Oberägypten u. i. d. Katakomben. Augsburg (37 S.). — J. M. Friesenegger, Die Ulrichs-Kreuze. Augsburg (67 S., 16 Taf.).

J. Wisnar, Das Neujahr. Eine folkloristische Plauderei. Znaim (47 S.) — K. A. Reiser, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Heft 1. Kempten (64 S.) — J. Teirlinck, Le folklore flamand. Folklore mythologique. Bruxelles (165 p.).

F. Danneil, Geschichte des magdeburg. Bauernstandes I. 2. und 3. Heft. Halle. — C. Reineck, Drei Pflegestätten deutscher Gartenkunst, ihre Schöpfer und ihre Stellung in der Geschichte der bildenden Gartenkunst. (Samml. gemeinverst. Vortr. 215.) Hamburg (59 S.).

O. Münsterberg, Ostasiat. Kunstgewerbe in seinen Bezieh. zu Europa. Bayern und Asien im 16., 17. und 18. Jhdt. Leipzig (31 S.). — L. Schinnerer, Antike Handarbeiten. Mit einer histor. Einleitung von A. Riegl. Wien (25 S.) — S. Davydoff, La dentelle russe. Histoire, technique, statistique. Traduit du russe. Leipzig (III, 28 S. u. 80 Taf.). — L. Beck, Geschichte des Eisens. II, 1. Lieferung 7. Braunschweig. — E. Schwanhäußer, Die Nürnberger Bleistiftindustrie und ihre Arbeiter in Vergangenheit und Gegenwart. Nürnberg (VII, 156 S.).

J. Finot, Étude histor. sur les relations commerciales entre la France et la Flandre au moyen âye. Paris (VII, 392 S.).

J. Löwenberg, Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen. Neue Titelausg. Leipzig (XII, 458; VIII, 418 S.).

H. Weithase, Geschichte des Weltpostvereins. 2. Aufl. Straßburg (184 S.). — H. Schwabe, Geschichtl. Rückblick auf die ersten 50 Jahre des preuß. Eisenbahnwesens. Berlin (VII, 111 S.).

J. Zürcher-Bänziger, Die Entwickelung der Feuerversicherung u. d. Feuerlöschwesens in d. Schweiz. St. Gallen (142 S.).

A. Manoni, Il costume e l'arte delle acconciature nell' antichità. Milano (196 S.). — Schweiger-Lerchenfeld, Costume delle donne. Disp. 9. Milano.

* * *

Neue Zeitschriftenaufsätze:

Zeitschrift f. bildende Kunst N. F. VI, 6: E. Hasse, Das Badezimmer des Kardinals Bibbiena.

Zeitschrift f. christl. Kunst VII, 12: St. Beissel, Gestickte u. gewebte Vorhänge der römischen Kirchen in der zweiten Hälfte des 8. u. in der ersten Hälfte des 9. Jhdts.

Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde V, 1: M. Bartels, Ueber Krankheits-Beschwörungen; M. Hartmann, Schwänke und Schnurren im islamischen Orient; O. Schell, Abzählreime aus dem Bergischen; G. Amalfi, Zwei orientalische Episoden in Voltaires Zadig; M. Rehsener, Die Weber-Zenze; M. Lehmann-Filhès, Einige Beispiele von Hexen- u. Aberglauben aus der Gegend von Arnstadt und Ilmenau in Thüringen; Kleine Mitteilungen.

Mitteilungen und Umfragen z. bayerischen Volkskunde I, 1: Bayerische Bastlösereime.

Am Urquell VI, 1—3: Erzherzog Joseph, Tiere im Glauben der Zigeuner; A. Wiedemann, Kinderehen bei den alten Aegyptern; L. Scherman, Die Sterne im indogermanischen Seelenglauben; P. Sartori, Zählen, Messen, Wägen; M. Landau, Liebeszauber; A. Skrzyncki, Fuchskultus in Japan; K. E. Haase, Die Wetterpropheten der Grafschaft Ruppin; H. v. Wlislocki, Quälgeister im Volksglauben der Rumänen; H. Theen-Söby, Bienenzauber und Bienenzucht; A. H. Post, Mitteilungen a. d. Brem. Volksleben; A. Haas, Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern; O. Heilig, Morgengruß aus der Piemonteserkolonie Pinache bei Pforzheim; L. Fränkel, Zum Folklore über die Frauen; Th. Volkov, Seelenspeisung bei den Weißrussen; J. Robinsohn, der Lirnik bei den Kleinrussen; Krauß, Makamen Minneheischender in Bosnien; A. Herzog, Slovakische Rätsel; A. Treichel, Polnische Lieder aus Westpreußen; A. Nagelberg, Der Wolf zahlt mit der Haut; B. Bonyhády, Sprichwörter kroatischer und slavonischer Juden; O. Knoop, Wodelbier und Weddelbier; S. R. Steinmetz, Moralischer Folklore; H. Jellinghaus, St. Bernhards Parabel und Hermods Bitte für Balder; C. Peters u. L. Fränkel, Ein deutsches Nationalwerk und Meisterstück der Volkskunde; A. Treichel, Allerneueste Hochzeiten; O. Heilig, Volkslieder aus Waibstadt b. Heidelberg; O. Schell, Legenden aus Palästina; E. Kulke, Spottlied a. d. südl. Mähren; J. Robinsohn, Rätsel galizischer Juden; A. Wiedemann, Ungerecht Gut; A. F. Chamberlain, Die Natur und die Naturerscheinungen in der Mythologie und Volkskunde der Indianer Amerikas; H. F. Feilberg, Der Vampyr; C. Rademacher, Maisitten am Rhein; L. Fränkel; Helgoländer Sagen II; E. Kulke, Judendeutsches Volkslied; C. Schumann, Laternenlieder aus Lübeck; A. Treichel, Knechtlohn im Ermlande. — Beiträge zu verschiedenen Umfragen.

Blätter für Pommersche Volkskunde III, 1—5: A. Haas, De Herthe gifft Gras un füllt Schünen un Faß; C. Knoop, Wode und das Wodebier; Haas, Pommersche Rauchhäuser; C. Knoop, Die Vornamen in Pommern; Märchen, Volkskunde und Volkssagen; Aberglaube u. Brauch.

Anzeiger f. schweizer. Altertumskunde 28, 1: G. Tobler, Kulturgeschichtliche Mitteilungen.

Zeitschrift f. d. deutsch. Unterricht IX, 4; R. Hildebrand, Namen mit und ohne Bedeutung.

Mitteilungen aus dem german. Nationalmuseum 1895, Bogen 1—6: H. Boesch, Erasmus Kamyn oder Erasmus Kosler; G. v. Bezold, Der Tisch des Sigmund Schleicher und der Regina Rehlingen; Th. Hampe, Ein Lobspruch auf das Kammacherhandwerk von Thomas Grillenmair und Wilhelm Weber.

Archiv f. Post u. Telegraphie 1895, Nr. 2: Postgeschichtliches a. d. Zeit Kaiser Maximilians I.

Jahrbuch f. Gesetzgeb., Verwalt. u. Volkswirtschaft XIX, 1: J. Hartung, Die Augsburger Zuschlagssteuer von 1475. Ein Beitr. zur Gesch. d. städt. Steuerwesens, sowie der sozialen u. Einkommensverhältnisse am Ausgang des M.-A.; Bernatzik, Der Anarchismus.

Preußische Jahrbücher 79, 2: Seler, Ueber den Ursprung der altamerikanischen Kulturen.

Zeitschrift f. kathol. Theol. 1895, 2: A. Kröß, Die Kirche und die Sklaverei im späteren M.-A.

Altpreußische Monatsschrift 31, 7/8: A. Treichel, Volkstüml. aus der Pflanzenwelt (Fortsetzung).

Grenzboten 54, 13: A. Philippi, Zur Geschichte der feinen Sitte. 15/22: G. Benseler, Knabenerziehung und Knabenunterricht im alten Hellas.

Populär-wissensch. Monatsblätter z. Belehr. üb. d. Judentum 15, 4: J. Heilbronn, Vom Handwerk im alten Israel.

Zeitschrift für Ethnologie XXVII, 1: R. Andree, Die Südgrenze des sächsischen Hauses im Braunschweigischen.

Zeitschrift des Münchener Altertumsvereins VI: J. Heigenmooser, Darstellung des Begriffes „Treue" durch die Ziffer 3; O. Münsterberg, Bayern und Asien im 16., 17. u. 18. Jhdt. Ein Beitrag z. Gesch. d. ostasiatischen Kunstgewerbes in seinen Beziehungen zu Europa.

Zeitschrift d. Ver. f. Lübeck. Gesch. VII, 2: C. Wehrmann, Die Lübeckischen Landgüter I; H. Lenz, Die altsächsischen Bauernhäuser der Umgegend Lübecks.

Rheinische Geschichtsblätter I, 10: K. Schorn, Eine rheinische Kleinstadt vor 60—70 Jahren; Gierlichs, Das Martinsfeuer in der Eifel und am Niederrhein; 10/11: Dirksen, Volkskundliches aus Meiderich (Fortsetzung).

Zeitschrift f. vaterl. Gesch. (Westfalen) 52: F. Tenhagen, Ueber die vredensche Sixtussage; W. Ribbeck, Briefe Rotger Torcks an Ferdinand v. Fürstenberg; A. Heldmann, Westfälische Studierende zu Erfurt 1392 bis 1613.

Zeitschrift d. Gesellsch. z. Beförd. d. Geschichts- ꝛc. kunde von Freiburg 11: J. Neff, Markgraf Jakob II v. Baden und der Humanist Phil. Beroaldus; H. Mayer, Die Universität Freiburg i. d. Jahren 1848 und 1849; Riegel, Ein Titularbuch der Familie v. Sickingen (1743); F. Pfaff, Georg Pictorius über Bäder des Kaiserstuhls und Schwarzwalds bei Freiburg i. B.

Baltische Studien 44: H. Waterstraat, Geschichte des Elementarschulwesens in Stettin.

Monatsschrift des histor. Vereins von Oberbayern IV, 2: M. Fastlinger, Die Kirchenpatrocinien des hl. Petrus u. d. hl. Martinus in der Erzdiözese München-Freising und deren kulturhistorische Bedeutung (Schluß); 3/4: M. Fastlinger, Die Kirchenpatrocinien des hl. Michael u. d. hl. Stephanus in Altbayern u. deren kulturhistorische Bedeutung.

Monatshefte d. Comenius-Gesellschaft IV, 1/2: L. Keller, Comenius und die Akademieen der Naturphilosophen des 17. Jhdts. I.

Stimmen aus Maria-Laach 1895, 2: A. Baumgarten, Der soziale Niedergang Deutschlands im ersten Jahrhundert der Glaubenstrennung; H. Pesch, Die katholische Kirche in ihrem Verhältnis zur Kultur und Zivilisation. II.

Ungarische Revue 14, 9/10: A. Strauß, Bulgarische Volkslieder; 15, 1/2: Tagányi, Geschichte der Feldgemeinschaft in Ungarn.

Geschichtsblätter für Stadt und Land Magdeburg 29, 2: E. Kretschmann, Magdeburger Schöffensprüche; G. Hertel, Nachrichten über Bottmarsdorf während d. dreißigj. Krieges; M. Dittmar, Zur Bevölkerungsstatistik des magdeburgischen Landes i. J. 1634.

Mitteilungen des Gesch.- u. Altertumsforsch. Vereins zu Eisenberg 10: R. Mackrodt, Die Eisenbergische Braugerechtigkeit und ihre allmähliche Beseitigung; R. Löbe, Nachrichten über die ältesten Einkünfte und Rechte der dem Kloster Eisenberg incorporierten Marienkirche zu Zwickau.

Brandenburgia Nr. 10: E. Lemke, Aus der Urzeit der Küche; Nr. 11: Buchholz, Berliner Wirtschaftsgefäße aus mittelalterlicher Zeit; E. Bolle, Kleine Nachlese hauptsächlich mittelmärkischer Pflanzennamen.

Studien u. Mitteilungen a. d. Benedictiner- u. Cistercienser-Orden XVI, 1: L. Dolberg, Die Liebesthätigkeit der Cistercienser im Beherbergen der Gäste und Spenden von Almosen I; L. Winter, Ueber die Kulturthätigkeit Brewnovs im Mittelalter. I.

Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 25, 2: F. W. Seraphin, Aus den Briefen der Familie v. Heydendorff (1737 bis 1853) (Fortsetzung).

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte III: K. Weller, Die Ansiedelungsgeschichte des württembergischen Frankens rechts vom Neckar; A. v. Pfister, Aus den Tagen des Herzogs Ludwig Eugen von Württemberg; P. Beck, Sebastian Sailer, Kanzelredner, schwäbischer Humorist, Volks- und Dialektdichter.

Mitteilungen d. Ver. f. Hamburg. Gesch. VI, 1, Nr. 9/12: Hagedorn, Die Anfänge der hamburgischen Zeitungspresse; Th. Schrader, Hamburger Flugblatt von 1629; C. F. Gaedechens, Die Einkünfte der Kämmereibürger im 18. Jhdt.; R. Ehrenberg, Taback in Hamburg 1598; C. F. Gaedechens, Die Vergnügungen d. Fortificationsbürger; W. Heyden, Stammbuchvers (1778).

Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 43, 2/3: Wolf, Ueber vorgeschichtliche Befestigungen und Römerspuren im nordwestlichen Deutschland.

Neues Archiv f. sächsische Geschichte XVI, 1/2: O. Opet, Die älteste venetianische Bergordnung und das sächsische Bergrecht; K. Berling, Stadtmarken der Zinngießer von Dresden, Leipzig und Chemnitz.

Hessenland IX, 6/10: W. Grotefend, Ein gefälschter Brief; J. A. Ruhl, Nachrichten über die Familie Leuderode; L. Mohr, Vor dreihundert Jahren, Kulturgesch. Skizze; Kasseler Wetter; W. Grotefend, Die älteste Geschichte der Malsburg und ihrer Besitzer; H. Brunner, Kasseler Strafurteile des 17. Jhdts.; L. Mohr, Erinnerungen an F. Zwenger; Kleiderluxus in Darmstadt im 17. Jhdt.; W. Grotefend, Eine hochfürstliche Verlobung und Vermählung in der ersten Hälfte dieses Jhdts.; J. Schwank, Alte Häuser in Fulda; Was ist ein Gäk?

Protestantische Kirchenzeitung Nr. 8. 9: O. Pfleiderer, Das deutsche Nationalbewußtsein in Vergangenheit und Gegenwart, 1. 2.

Globus 67, Nr. 7. 8: P. Sartori, Die Sitte der Alten- u. Krankentötung, 1. 2; Nr. 9. 10: M. Hoernes, Das Problem der mykenischen Kultur, 1. 2; Nr. 13: A. Baucalari, Das süddeutsche Wohnhaus „fränkischer" Form; Nr. 15: J. Mestorf, Beitrag zur Hausforschung.

Oesterreich. Monatsschrift f. d. Orient 1895, 1/2: Die Zünfte im alten Japan.

Westermanns Monatshefte 1895, März: F. G. Schultheiß, Herbergen und Hospize im M.-A.

Leipziger Zeitung, Beilage, Nr. 26: M. Lilie, Zur Geschichte des sächsischen Weinbaus; Nr. 30: M. Bräß, Mineralien in der Arzneikunde d. 17. u. 18. Jhdts.; Nr. 35: A. Tille, Der 25. März als Jahresanfang; Nr. 46: W. Lippert, Das älteste Geschützwesen der Wettiner.

Römische Quartalschrift VIII: J. Kulakowsky, Eine altchristliche Grabkammer in Kertsch aus dem Jahre 491; H. Otte und E. aus'm Weerth, Zwei frühmittelalterliche Windrosen.

Alemannia XXII, 2: E. H. Meyer, Badische Volkskunde; F. Kluge, Tagwahlen und Segen aus einer Freiburger Handschrift des 16. Jhdts.; F. Pfaff, Zur Volkskunde.

Indogermanische Forschungen IV: J. D. Schischmánov, Der Lenorenstoff in der bulgarischen Volkspoesie.

Nachrichten aus dem Buchhandel 1894, 39: Zur Entwickelungsgeschichte des Hamburgischen Zeitungswesens.

Zeitschrift f. Ethnologie 26, 5: W. v. Schulenburg, Volkskundliche Mitteilungen.

Nord und Süd, Dezember 1894: O. L. Jiriczek, Sagen der Indianer von Ost-Kanada; O. Meding, Die großen Epidemien des Mittelalters; Januar 1895: A. Wünsche, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel im Zusammenhange mit dem christl. Dogma v. d. Versöhnung u. s. w.; April 1895: E. Bötticher, Die Schifffahrt zu allen Zeiten und bei allen Völkern.

Heimgarten 1894, November: K. Kaiser, Aus dem Volksmunde; F. Krauß, Sitten und Bräuche des Lungaues.

Hohenzollerische Forschungen III, 1: Berliner Hofleben während der ersten Regierungsjahre Friedrichs des Großen.

Archiv des Vereins f. d. Gesch. d. Herzogtums Lauenburg IV, 2: W. Dührsen, Lowenburgischer peinlicher Prozeß und Urgicht des daselbst gefänglich sitzenden Amtsschreibers von Bergersdorf 1603; Hellwig, Aktenstücke zur Chronik des Domhofes bei Ratzeburg.

Reutlinger Geschichtsblätter V, 4: Th. Schön, Geschichte der Juden in Reutlingen (Schluß); Schmidt, Gomeringer Statutenbüchlein de anno 1539.

Anzeiger der Akademie der Wissensch. in Krakau 1894, November: S. Tomkowicz, Krzyztopór, eine befestigte Magnatenburg aus dem 17. Jhdt. und deren Baumeister Lorenz Senes.

Das Land III, 6: Armenbrot 1) in der Volkssitte der grünen Steiermark von K. P. Rosegger; 2) in der hannoverschen Volkssitte von H. Sohnrey.

Leipziger Zeitung, Wiss. Beilage (s. a. S. 451) Nr. 135: M. Beck, Martinstag; Nr. 136: Ein antikes Testamen; C. Müller, Losbräuche unter der Kinderwelt; Nr. 150: A. Wünsche, Aus dem Sagenkreise vom geprellten Teufel; Nr. 151: Altgermanische Tracht; Nr. 154: E. Gehmlich, Das deutsche Weihnachtsspiel des Mittelalters; 1895 Nr. 9: M. Beck, Die Schlange im Cultus u. Volksglauben; Nr. 10: E. S. Zürn, Sagenumwobene Vögel; Nr. 12: H. Schurtz, Handwerker in Mythologie und Sage.

Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 277: W. Boeheim, Die Zeugbücher des Kaisers Maximilian I; Nr. 287: Ed. Meyer, Der babylonische Einfluß auf Judentum u. Christentum; 1895 Nr. 7: F. Kluge, Der Philister. Eine Wortstudie.

Jahrbücher für Nationalökonomie VIII, 6: W. Varges, Zur Entstehung der deutschen Stadtverfassung II; IX, 1: A. Wirminghaus, Stadt und Land unter dem Einfluß der Binnenwanderungen.

Jahrbuch d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XIX: K. Adam, Nd. Hochzeitsgedichte des 17. u. 18. Jhdt. aus Pommern.

Zeitschrift f. d. ges. Handelsrecht 43, 1/2: A. Schaube, Anfänge der Tratte.

Zeitschrit f. Assyriologie IX, 4: E. Meyer, Die chaldäische Aera des Almagest und der babylonische Kalender.

Die Gartenlaube 1894 Nr. 52: H. Bösch, Die Vorläufer unserer Neujahrskarten.

Mitteilungen d. histor. Vereins der Pfalz XVIII: F. W. E. Roth, Geschichte und Bibliographie der Buchdruckereien zu Speier im 15. und 16. Jhdt. I; A. Rütter, Römische Gebäudeüberreste bei Ertweiler; J. Mayerhofer, Von den Kanonikatshöfen des Speierer Domkapitels. Ein Beitrag z. Gesch. der Lösung der Wohnungsfrage in älterer Zeit; W. Küstner, Geschichtliches von Lambsheim 1740—1745.

Deutscher Hausschatz XXI, 32: J. Rübsam, Aus dem Hofleben König Ludwig XIV von Frankreich.

Deutsche Worte XIV, 10: Th. Achelis, Über die Auffassung des Naturzustandes im vorigen Jahrh.

Österreich.-ungar. Revue XVI, 4/6: V. Goehlert, Die Zustände der böhmischen Landbevölkerung vor 125 Jahren.

Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn III, 9/10: L. Kálmány, Kinderschrecker und Kinderräuber in der magyar. Volksüberlieferung (Schluß); L. Baróti, Beitr. z. Gesch. d. Vampyrismus in Südungarn; A. Strauß, Zur Volksmedizin der Bulgaren; K. Fuchs, Eine alte Beschwörungsformel; L. Mátyás, Aus dem Volksglauben der Schwaben von Solymár,

Szent-Iván und Hidegkut; Dokumente zur Geschichte der Zigeuner (Schluß).

Romänische Jahrbücher 10, 7/8: J. Barbovescu, Geschichte der Agrarverfassung und des Agrarwesens Romäniens seit Eroberung Daciens durch die Römer bis zur Gegenwart (Schluß).

Stimmen aus Maria-Laach (s. a. S. 450) 1895, 1: H. Pesch, Die katholische Kirche in ihrem Verhältnis zur Kultur u. Zivilisation I.

Mitteilungen des nordböhmischen Exkursions-Klubs XVII, 1/4: A. Stolle, Elbthal-Sagen aus Schwaden; A. Paudler, Jugendfestlichkeiten II; A. H. Faßl, Die Monewitz bei Trauschkowitz; R. Lahmer, Kulturgeschichtliche Beiträge; F. Hantschel, Zur Industriegeschichte Nordböhmens; R. Lahmer, Buchdruck im Niederlande; A. Bienert, F. Dreßler, F. Hantschel, A. Paudler, A. H. Walter, Kulturgeschichtliches; W Heimrich, Die Gewerbe in Leipa vor und nach dem Jahre 1800, oder: die alte Fassions-Tabelle; E. Korb, Kohlenbergbau auf dem bischöfl. Gute Drum; J. Steinitz, Aus vergilbten Chronikblättern; A. Meiche, Der Schatz im Joachimsberge; J. Tille, Sagen aus Niemes; C. Jahnel, Aus dem Aussiger Stadtbuche; W. Katzerowsky, Die Memorabilienbücher der Stadt Leitmeritz; A. Tscherney, Zur St. Kummernis-Legende; M. Klapper, Sagen; A. Zinke, Feuer- u. Blutsegen; A. Paudler, Die Schwörgrube; E. Neder, Das Steinkreuz bei Zautig.

Zeitschrift der histor. Gesellschaft f. d. Provinz Posen IX, 2: H. Kleinwächter, Das älteste protestantische Kirchenbuch der Stadt Posen; H. Hockenbeck, Hexenbrände in Wongrowitz.

Mitteilungen des Altertumsvereins für Zwickau IV: R. Beck, Aus dem Leben Joachim Fellers; H. Klotz, Die Zwickauer Annalen des Matthäus Winter; E. Fabian, Hexenprozesse in Zwickau und Umgegend; E. Fabian, Fahrende Aerzte und Kurpfuscher in Zwickau und Umgegend.

Zürcher Taschenbuch 1895: E. Meyer v. Knonau, Die Kosten einer Pfäverser Badekur im Jahre 1803; W. Tobler-Meyer, Der ehemalige Silberschatz der engeren und weiteren Konstaffel in Zürich; G. Meyer v. Knonau, Das Nachtschreiberamt in Zürich.

Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich XXIII, 7: H. Zeller-Werdmüller, Zürcherische Burgen II. M—Z.

Bolletino storico della Svizzera Italiana XVI, 11/12: Per la storia dell' industria del ferro in Valle Morobbia.

Mélusine VII, 7: H. Gaidoz, Un ancêtre du quatrième état dans l'imagerie populaire; S. Berger, La Grande-Ourse XII; Th. Volkov, La fraternisation en Ukraïne et en Bulgarie; H. Gaidoz, Oblations à la mer et présages; J. Tuchmann, La fascination (suite).

Réforme sociale VIII, 1: Hugon, La liberté commerciale au moyen âge; IX, 97: Imbert de la Tour, La liberté commerciale en France aux XIIe et XIIIe siècles.

Revue internat. de sociologie II, 9: H. Hauser, Une grève au seizième siècle; III, 1: E. Westermarck, Le mariage par capture et le mariage par achat.

Revue maritime et coloniale 395: Influence de la puissance maritime sur l'histoire 1660—1783 (suite 3 et 4).

Revue archéologique 1894, Sept./Oct.: Carton, Estampilles puniques sur anses d'amphores trouvées au Belvédère (près Tunis), Magon, Essai de la reconstitution de l'ancre du Musée archéologique de Marseille.

Revue historique 56, 1 u. 57, 2: H. Sée, Étude sur les classes serviles en Champagne du XIe au XIVe siècle; 57, 2: H. Pirenne, L'origine des constitutions urbaines au moyen âge (fin).

Bibliothèque de l'école des chartes 55, 5/6: H. Moranvillé, Mémoire sur Tamerlan et sa cour, par un dominicain en 1403; J. Viard, L'hôtel de Philippe de Valois.

Académie des sciences morales et polit. Séances 18 août: Dramard, Les Latifundia; étude sur la propriété rurale à Rome du II s. av. J. C. au II s. après; 15. Sept.: Lagneau, l'influence du milieu sur la race.

Société de l'histoire de Paris. Bulletin 1894, 4/5: F. Aubert, Mandements et arrêts du Parlement en faveur de plusieurs libraires, imprimeurs et relieurs de Paris au XVIe s.; 1894, 6: Coyecque, Inventaire sommaire d'un minutier parisien pendant le cours du XVIe siècle. 1498 —1600 (suite).

Travaux de l'académie nationale de Reims, Vol. 93, 1: Jadart, Inventaire du mobilier et des livres de Léonor d'Estampes de Valençay, archevêque de Reims; Ch. Cerf, Anciens usages dans quelques églises de Reims.

Revue de Gascogne 1894, Sept./Oct.: Camoreyt, Objets antiques avec marques de fabricant, inscriptions ou autres signes, trouvés à Lectoure (fin).

Mélanges d'archéologie et d'histoire 1894, Oct.: Gsell, Tipasa, ville de la Maurétanie césarienne; G. Goyau, Le vieux Bordeaux à la bibliothèque impériale de Vienne.

Nouvelle Revue histor. de droit 1894, Sept./Oct.: P. Collinet, Testament de Gaius Longinus Castor 189 ap. J. C.; J. Finot, Deux chartes communales inédites: les lois de Crèvecoeur et de Clary.

Revue générale de droit 1894, 5 livr: Bensa, Histoire du contrat d'assurance au moyen-âge trad. p. Valéry.

Revue des questions historiques 57, Livr. 114: G Kurth, La France et les Francs dans la langue politique du moyen âge; A. Jacquet, Le sentiment national au XVI siècle; Claude de Seyssel; Ph. Toreilles, Un bourgeois de province après la révolution. 1800—1809; d'Equilly, L'influence française à Madagascar 1643—1816; H. Chérot, La société au commencement du XVIe siècle, d'après les homélies de Josse Clichtoue (1472—1543).

Revue d'histoire diplomatique VII, 2: G. Syveton, Une crise politique et financiere en Angleterre au XVIII siècle.

Société d'émulation de l'Aix. Annales 1894 Oct.—Déc.; Truchelut, Études sur les usages ruraux de la Bresse et de la Dombes (suite).

Bulletin hebdomadaire des cours et conférences. I, 8 et 11: Coville, La civilisation française au XIVe et XVe siècles: Origines de la renaissance en France.

Journal de la société de statistique de Paris 36, 2: G. Bienaymé, Le coût de la vie à Paris à diverses epoques.

Le Correspondant 10. Oct. 1894: A. de Ganniers, La vie militaire sous le premier empire.

Études religieuses 1894, 15. Nov.: Ch. de Smedt, Les origines du duel judiciaire; 1895: Id. Le duel judiciaire et l'église.

Académie des inscriptions. Comptes-rendus 28. Sept.: Deloche, Le port des anneaux dans l'antiquité et dans les premiers siècles du moyen âge; 1894, 14: déc. Oppert, Acte de vente d'un terrain en Babylonie de mai 658 av. J. C. 1895, 25 janv.: Homolle, Le plan et les docks de Délos.

Annales de la faculté des lettres de Bordeaux 1894, Nr. 2/3: Ch. Joret, Les jardins dans l'ancienne Égypte.

Annales de l'est. 1894, Oct.: Ch. Pfister, Histoire de l'ancienne université de Nancy.

Revue internationale de l'enseignement XIV, 10: P. G. la Chesnais, Les éléments scientifiques de l'histoire; A. Leroux, Histoire de l'enseignement public en France; XV, 2: J. Parmentier, De l'éducation de la noblesse anglaise du XVIe au XVIIIe siècle.

Académie d'archéologie de Belgique Bulletin XVIII: A. van Bastelair, Pavement mosaique en petits careaux céramiques du XIIe siècle trouvé une prairie à Ragnier; E. Matthieu, La librairie de Migeot à Mons.

Bijdragen en Mededeelingen van het histor. genootschap (te Utrecht) XV: L. Wichers, Journaal van den Raad - Pensionniarius Laurens Pieter van de Spiegel; J. A Worp, Constantin Huygens' Journaal van zijne Reis naar Venetie in 1620.

Annales de l'acad. d'archéol. de Belgique 48, 1: G. van den Gheyn, La polychromie funéraire en Belgique.

Revue de Belgique 1894, 3: Goblet d'Alviella, La loi du progrès dans les religions.

Bulletin de l'institut archéologique liégeois XXIII, 2: Th. Gobert, Le métier des houilleurs. Le plus ancien règlement connu; De Chestret de Hanefe, La police des vivres à Liège pendant le moyen âge;

Annales de la soc. archéol. de Bruxelles IX, 1: F. Donnet, Note sur quelques achats de tapisseries de Bruxelles au 17. siècle.

Annales du cercle archéol. du pays de Waas XIV, 4: F. van Naemen, L'épitaphier waasien.

Revue hispanique I, 2: Le testament d'un Juif d'Alba de Tormes en 1410.

Antiqvarisk Tidskrift för Sverige 13, 1: O. Montelius, Orienten och Europa; ett bidrag till kännedomen om den orientalisken kulturens inverkan på Europa intill midten af det sista årtusendet före Kristi födelse; 14, 3: T. J. Petrelli och E. S. Liljedahl, Standar och dragonfanor från valplatser i Tyskland och kejserlige arfländerna under sextonhundratalet hemförda af svenska trupper.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari XIII, 4: Corsi, Usi natalizi senesi; Pulci, Antiche leggende devote di Sicilia; Seves, Proverbi piemontesi; Ferraro, Feste sarde sacre e profane; Pires, Formulas portuguezas de juramentos, pragas e imprecaçoes na provinzia de Alemtejo; Sébillot, Contes de prêtres et de moines recueillis en Haute Bretagne; Cimegotto, San Marino e S. Leone. Leggende del Montefeltro; Pitrè, La leggenda del cicco ingannato; Mondello, Le pitture popolari nei carretti di Trapani; Lombroso, Adamo ed Eva; Frosina-Cannella, Impronte maravigliose e tesori incantati in Sizilia; Sanfilippo, La festa delle quarantore al Montepellegrino in Palermo; Musatti, L'anguilla nelle tradizioni popolari veneziane; Lumbroso, Popular estimate.

Rendiconti della R. Accademia dei Lincei, Classe di scienze morali, storiche III, 10: C. Valenziani, Proverbi Giapponesi tratti dalla raccolta Kotowaza-Gusa.

Archivio della R. Società Romana di Storia patria XVII, 3/4: D. Gnoli, Descriptio urbis o censimento della popolazione di Roma avanti il sacco borbonico.

Modern Language Notes IX, 7: C. C. Ferrell, Old Germanic life in the Anglo-Saxon „Wanderer“ and „Seafarer“.

Edinburgh Review Nr. 370: English towns in the XV. century.

The Nineteenth Century Nr. 211: Krapotkin, Mutual aid in the mediaeval city (Schluss).

Contemporary Review 1894, Nov.: A. F. Leach, School supply in the middle ages; 1895, Febr.: E. Reclus, The evolution of cities.

Proceedings of the Cambridge Antiquarian Society 36 (8, 3): Hughes, On some ancient ditches and mediaeval remains found in the course of recent excavations near the Pitt Press; W. White, On objects of antiquarian interest dug up in Trinity College; C. L. Acland, On the antiquities of the immediate past; Darwin, On monuments to Cambridge men in the University of Padua; R. Bowes, On the first and other early Cambridge Newspapers; J. W. Clark, On ancient Libraries.

Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde von Nederlandsch-Indie 45, 1: O. L. Helfrich, Serawajsche en Besemahsche spreekwoorden, spreekwijzen en raadsels; H. H. Juynboll, De mythe van den berg Mandara in de Javaansche Letterkunde.

Bulletin of the American Geographical Society XXVI, 4, 1: L. Dickerman, The condition of woman in ancient Egypt.

Journal of American Folk-Lore 28: W. W. Newell. Theories of diffusion of Folk-Tales; F. D. Bergen, Burial and Holiday customs and beliefs of the Irish peasantry; E. Backus, Weather signs from Connecticut; J. G. Bourke, The folk-foods of the Rio Grande Valley and of Northern Mexico; H. C. Bolton, The Porta Magica, Rome.



Besprechungen.

Willibald Beyschlag, Das Leben Jesu. 2 Bde. 3. Aufl. Halle a. d. S. 1893, Eugen Strien.

Zwar ist es in erster Reihe Sache der theologischen Litteratur, sich mit der von Beyschlag selbst als sein Lebenswerk bezeichneten Arbeit abzufinden, allein die Stellung zu dem Gegenstande und seiner Behandlung durch B. ist nach allen Seiten hin von solcher Bedeutung, daß es auch an dieser Stelle angemessen ist, einen Blick auf das Werk zu werfen. Der Standpunkt des Verfassers kennzeichnet sich bekanntlich dadurch, daß er die evangelischen Berichte gleich weltlichen Geschichtsquellen sachgemäßer historischer Kritik unterwerfen will, daß er sich aber dagegen verwahrt, auf den Inhalt der neutestamentlichen Ueberlieferung den Maßstab des Möglichen und Unmöglichen anzuwenden, den wir Menschen von heute im gewöhnlichen Leben wie in der Wissenschaft allein kennen. Er wahrt also dem Gegenstande den Anspruch des Einzigartigen. Die Verfasser der Evangelien, deren Abfassung in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fällt, erklärt er für ernste, im wesentlichen glaubwürdige Männer, ohne den Einfluß der Sage und legendenhafter Ueberlieferung zu bestreiten. Die Wunderberichte sind zum Teil wohl auf visionäre, innere Erlebnisse zurückzuführen, zum Teil aber als unanfechtbare Zeugnisse für die Wirksamkeit einer göttlichen, uns unbegreiflichen Kraft anzusehen, die sich in Jesus und auch in seinen Jüngern äußerte. Das beliebte Schlagwort von einer Durchbrechung oder Unterbindung der Naturgesetze ist unanwendbar; es handelt sich vielmehr um das Eingreifen einer im gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht wahrnehmbaren Potenz, für deren Dasein es übrigens an Analogieen keineswegs fehlt. Die Doppelnatur Jesu verwirft B. als unevangelisches Ergebnis dogmatischer Grübeleien, ebenso natürlich seine Präexistenz; die Aussprüche des Johannesevangeliums, welche letztere zu stützen vermögen, sieht er als Kundgebungen des über die Schranken von Zeit und Raum hinwegeilenden göttlichen Selbstbewußtseins an, wie er überhaupt das vierte Evangelium außerordentlich schätzt und für die Anordnung und innere Verknüpfung der Thatsachen mit Glück verwertet. Sehr gut ist, was I, 41 f. über die Idee der Gottmenschheit ausgeführt wird; namentlich ist es auch nicht unterlassen, die Ungeheuerlichkeit dieser Vorstellung, wenn sie folgerecht durchgedacht wird, ins rechte Licht zu setzen, da doch immer in irgendeinem Augenblicke entweder der Gott oder der Mensch empfinden, urteilen und wollen kann, sodaß zeitweilig die eine Natur gänzlich zurücktreten müßte. Jesus ist nach B. ein einzigartiger, von Gott mit besonderen Kräften ausgerüsteter, zu einer über anderes Menschenwerk weit hinausreichenden Aufgabe erlesener Mensch. Freilich führt ihn dann das Bewußtsein der Gotteskindschaft bei Jesu zu einer ganz anderen

Fassung. Dieses sowie die sittliche Tadellosigkeit des Messias bedingt „seinen absoluten Unterschied von aller empirischen Menschheit und ebendamit das Recht und die Pflicht des Christenglaubens von einer ‚Gottheit Christi‘ zu reden“ (I, 195). Von der bestrittenen metaphysischen Göttlichkeit Jesu wird die behauptete ethische Gottheit unterschieden und ihm schließlich, weil in ihm die ewige Liebe vollkommen erschienen ist, auch wesenhafte ‚Gottheit‘ zuerkannt (S. 196). Man hat das Gefühl, daß der Verfasser unter dem Bann steht, für die von ihm bestrittene übermenschliche Abkunft Jesu durch eine mehr als gezwungene Rettung der Gottheit einen Ersatz suchen zu müssen. B. selbst lehrt uns die Gottessohnschaft Jesu als einen Ausdruck seines inneren Verhältnisses zum Vater ansehen, und auch den ältesten Christen war diese Bezeichnung wohl sicher nichts anderes als eine Kennzeichnung seiner göttlichen Sendung. Im Laufe der Entwickelung wurde dann der Ausdruck begrifflich zugespitzt und ward endlich zum Schiboleth der kirchlichen Parteikämpfe. Die Forschung, welche nach der Vergegenständlichung einer neuen, nicht der Erkenntnis des Göttlichen, wohl aber dem Nebeldunst eines konstruktionssüchtigen Dogmatismus entwachsenen Auffassung ringt, sollte sich vor Zugeständnissen hüten, welche die Bestimmtheit ihres Standpunktes beeinträchtigen, den Gegner, der an der überlieferten Formel festhält, aber doch niemals befriedigen können.

Die Darstellung der inneren Entwickelung des Herrn im zweiten Bande ist meisterhaft. Nicht auf der Unfehlbarkeit der Erkenntnis beruht das Einzigartige der geschichtlichen Erscheinung des Messias. Er hat bei seinem ersten Auftreten an ein baldiges Erscheinen des Himmelreiches auf Erden geglaubt. Erst an der Hand der Erfahrung, nach seinem ersten Rückzug aus Judäa geht ihm die Vorstellung eines allmählichen Reifens der Gottessaat, eines beständigen Werdens des Himmelreiches auf. Die Auffassung, die er sich von seinem Berufe gebildet, ist von der alttestamentlichen Prophetie (namentlich Jesaia 53 und Daniel 7) beeinflußt. Anfänglich spiegelt sich in seinen Reden nur die Vorstellung wieder, daß er eines Tages den Seinen wird genommen werden; gegen Ende seiner öffentlichen Wirksamkeit tritt unter dem Einfluß der feindseligen Haltung, welche die leitenden Kreise Jerusalems ihm gegenüber zeigten, die Ahnung und schließlich die Gewißheit eines gewaltsamen Todes bei ihm hervor. Der Vorhersagung des Scheidens ist die seiner *Wiederkunft, der Parusie, verbunden. Mit der Deutung, welche B. (II, 314 f.)* der Prophezeiung Jesu giebt, es stünden etliche um ihn, die den Tod bis zur Wiederkunft des Menschensohnes nicht schmecken würden (Matth. 16, 28; Mark. 9, 1), werden sich kritische Gemüter schwerlich befreunden können. Die Berufung auf das über Zeitmaße erhabene Schauen des mit Seherkraft begabten Geistes kann meines Erachtens bei einer so bestimmt ausgesprochenen Behauptung nicht ausreichen. Für die Gewißheit, daß die Seinen ihn nach seinem Siege über den Tod wiedersehen, zu Zeugen seines Triumphes werden sollten, ist diese Prophezeiung, die doch nur von einigen dem Schicksal der Mehrzahl enthobenen spricht, sicherlich kein angemessener Ausdruck. Wie mir scheint, ist B. hier in jene allzu entgegenkommende Apologetik verfallen, die er selbst an anderer Stelle so nachdrücklich bekämpft. Glaubt man den erwähnten Ausspruch in der überlieferten Form als genügend bezeugt ansehen zu müssen, so scheint mir nichts anderes übrig zu bleiben als hier ein Irren

oder doch ein Unsicherwerden der vorausschauenden Geisteskraft Jesu anzuerkennen. Uebrigens wäre für eine unbefangene Erörterung der folgenden Stellen die Heranziehung des Evang. Joh. 21, 20—24 vielleicht nicht unvorteilhaft gewesen, weil dort dieselbe Vorstellung auf den Lieblingsjünger des Herrn angewandt wird.

Sehr auffällig ist es, daß der Verfasser eine einigermaßen eingehende Abfindung mit dem kürzlich aufgefundenen Bruchstück des Petrusevangeliums gänzlich vermeidet, obwohl ihm doch nicht entgehen konnte, daß seine Kennzeichnung der übrigen unkanonischen Evangelien (I, 112 f.) auf dieses kaum paßt. Es wäre das erklärlich, wenn die geringschätzige Meinung B.s von dem mit dem Namen des thatkräftigsten Jüngers gezierten Evangelium von allen Forschern geteilt würde, was aber bekanntermaßen nicht der Fall ist. Wenn B. demselben jeden Einfluß auf seine Darstellung des Lebensganges Jesu glaubt verwehren zu dürfen, so war hierfür jedenfalls eine ausführliche Begründung nötig; hierzu sind die drei Zeilen auf S. 113 des ersten Bandes, in welchen das „vielleicht gnostische" Evangelium für eine willkürliche Umdichtung von Zügen aus den anderen vier erklärt wird, doch wohl unzureichend. Ueberhaupt läßt sich das Bestreben B.s, den Stoff, den er bei seiner Darstellung des Lebensganges des Herrn berücksichtigt, nach Möglichkeit einzuschränken, nicht wohl billigen. Schon Renan hat mit seiner umfassenden Gelehrsamkeit den Weg gewiesen, wie sich durch Rückschlüsse aus der späteren jüdischen Litteratur die Verhältnisse zur Zeit Jesu genauer erkennen lassen (vgl. zur Kennzeichnung der Pharisäer Vie de Jésus 1867 S. 340 f.); in Reisewerken über Palästina, wie in denen von Furrer und Schneller, sind die heutigen Zustände des Landes durch Vergleich mit den biblischen Berichten mit Geschick herangezogen worden, um ein deutlicheres Bild der Verhältnisse zu gewinnen, in denen sich Jesus bewegte. Diese Möglichkeiten, den Untergrund seines Bildes lebensvoller zu gestalten, läßt B., wie es scheint, absichtlich unbenutzt, obgleich sie unter Umständen auch zur Aufhellung der biblischen Berichte zu dienen vermögen. So wird Jesus bei B. noch immer in tiefer Armut in einem Stalle geboren. Die evangelischen Berichte wissen aber von beiden nichts; die Krippe, in welche das Kind gelegt wurde, kann ebenso gut in einem Wohnraum gestanden haben und läßt bei den einfach-ländlichen Verhältnissen jener Zeit nicht im mindesten auf besondere Dürftigkeit schließen.

Alles in allem scheint mir die befriedigende Lösung der Aufgabe, ein den Ansprüchen der Zeit genügendes Leben Jesu zu verfassen, von B. nicht erreicht zu sein; ich meine, daß sein Werk, am Maßstabe der Methode weltlicher Geschichtsschreibung gemessen, der allerdings außerordentlich schweren Aufgabe nicht völlig gerecht wird. Meines Erachtens wäre es für die Lösung der Aufgabe erwünscht, wenn sich auch die weltliche Forschung und Geschichtsschreibung an ihr mehr als geschehen beteiligte. Der Gegenstand selbst ist ja von der ungeheuersten Bedeutung für unser geistiges Leben. Denn im letzten Grunde hängt doch die Stellungnahme zu den religiösen Fragen von dem Urteil über die geschichtliche Erscheinung des Christentums ab.

R. Goette.

* * *

Heinrich Gradl, Geschichte des Egerlandes (bis 1437). Prag, Dominicus, 1893. (433 S.)

Diese mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen“ glücklich bis zum Abschluß des ersten Bandes gediehene Publikation bietet zum erstenmale eine kritische und auf zuverlässige Quellen sich stützende Geschichte des Egerlandes. Ihr Verfasser hat mit anerkennenswerter Sorgfalt ein reichhaltiges Urkundenmaterial durchforscht und über eine ganze Reihe bisher unklarer Fragen — so namentlich über den Reichslandcharakter und die Verpfändung des Egerlandes — recht dankenswerte Aufschlüsse gegeben. In einer trefflichen Vorgeschichte bespricht der Verfasser, anhebend von der Primordialzeit, zunächst die wechselnde Besiedelung des Egerlandes, geht näher auf die slavische Ueberflutung dieses Gebietes ein und weist nach, wie noch im achten Jahrhundert die politische Stellung des Landes unklar war, wie es zwar den Slaven zugehört haben muß, aber nicht jener regio Sclavorum zugeteilt war, welche bereits in karolingischer Zeit endgiltig zum Reiche zählte. Erst der Beginn des elften Jahrhunderts bezeichnet das Ende des Slaventums, welches in blutigen Kämpfen in die Rolle des Dienenden gedrängt ward. Mit der Gründung der Bistümer Prag (973) und Bamberg (1007) und der dabei erfolgten Auffrischung der kirchlichen Grenzen wird das Egerland dem Herzogtum Bayern als Reichsland angegliedert durch Heinrich II, der mit Recht als der eigentliche Befreier des Egerlandes an der Spitze der historischen Entwickelung desselben steht. Zu echt deutschem Vollbesitz aber ist, nach Gradls Darstellung, das Land erst durch das Geschlecht der Diepoldinger gemacht worden, welche fast zwei Jahrhunderte lang in Egerland eine folgenreiche kolonisatorische Thätigkeit ausübten und sich insbesondere durch die Gründung des wichtigen Klosters Waldsassen um die Zivilisierung des Egergebietes hohe Verdienste erwarben. Als um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts das Geschlecht der Diepoldinger ausstarb, wurde unter Konrad III das Egerland unmittelbar der Reichsgewalt unterstellt und mehr und mehr von den folgenden Staufern als eine Art Familiengut beansprucht. Diesen Umstand benutzte König Ottokar II von Böhmen, der nach dem Untergange der Hohenstaufen das Egerland besetzt hatte, das letztere sich zum bleibenden Besitze zu machen. Er suchte insbesondere die Stadt Eger durch Verleihung von Rechten und Freiheiten an sich zu ketten. Nach Ottokars Fall gelangte Eger in König Rudolfs Hände, der es den Burggrafen von Nürnberg verlieh. Seitdem wurde das Egerland rechtlich zu Nürnberg gezählt, bis Adolf von Nassau es an den Böhmenkönig Wenzel (im Jahre 1292) verpfändete, nach dessen Ermordung Albrecht I das Gebiet für das deutsche Reich zurückerwarb. Unter Heinrich VII gelangte das Egerland als unmittelbares Reichsgebiet zum erstenmale in die Hand König Johanns von Böhmen, der es für seine, dem folgenden Kaiser, Ludwig dem Bayern, geleisteten Dienste im Jahre 1322 urkundlich verpfändet bekam. Damit ging das ehemalige Reichsland in den dauernden Besitz Böhmens über, aus welchem es nicht wieder ausgelöst ward. Zwar erhielt es durch Johann die Stellung eines dem übrigen Böhmerland gegenüber selbständigen Landesteils, ja es wurde auch nochmals dem bömischen Könige abgesprochen, aber schließlich verstanden die Nachfolger Johanns, insbesondere

Karl IV, durch Willebriefe und Urkunden sich die Bestätigung des alten Pfandes als eines Eigenbesitzes so gut zu sichern und die Egerländer durch reichliche Privilegien sich so geneigt zu machen, daß an einen Heimfall des schönen Stückes Erde ans Reich nicht wieder gedacht werden konnte.

Die äußeren und inneren Entwickelungen, welche das Egerland von nun an unter Karl IV, unter Wenzel und Siegmund durchmachte, die schweren Zeitläufte, die es in den Hussitenkriegen erlebte, die wechselnden Schicksale, welche namentlich die Stadt Eger und das Stift Waldsassen erfuhren, berichtet Gradl in den letzten Abschnitten seines Buches, worin er gleichzeitig in reichlichem Maße die urkundlichen Belege veröffentlich, auf die sich seine Darstellungen gründen. Jene Belege machen das Buch besonders wertvoll. Für die Geschichte der Stadt Eger wird die Sammlung von Privilegien, welche Gradl gewissenhaft verzeichnet hat, immer einen trefflichen Beitrag bilden. Die Heranziehung der kulturgeschichtlichen Thatsachen ist leider in dem vorliegenden Werke nicht erfolgt; es war dazu von vornherein ein eigener Band in Aussicht genommen. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, diesen bald zum Abschluß zu bringen. Dann wäre aber zu wünschen, daß der Verleger für die äußere Ausstattung ein wenig besser sorgte als es bei der „Geschichte des Egerlandes" der Fall gewesen ist. Döhler.

* * *

Geschichte des Herzogtums Teschen. Von G. Biermann. 2. Aufl. Teschen 1894, Verlag von Karl Prochaska.

Die Kulturgeschichte eines Volkes baut sich aus den lokalen Erscheinungen auf. Die Mehrheit gleicher Erscheinungen gestaltet das ganze kulturhistorische Gepräge einer bestimmten Epoche. Darum hat die descriptive Kulturgeschichte seit jeher hohen Wert auf lokale Monographieen gelegt, sie sind Bausteine für die umfassendere, weitere Geschichtswissenschaft. Unter diesem Gesichtspunkte gehe ich an die Besprechung des vorliegenden Werkes, welches meinem Heimatlande gewidmet ist. — Ich habe schon die erste und seit zwanzig Jahren vergriffene Auflage des Buches gekannt und es als Gymnasiast, aber auch bis in die Gegenwart hinein, oft gelesen. Es ist mir ein liebes Buch — die erste Auflage. Mit dem lebhaftesten Bedauern muß ich aber konstatieren, daß ich von der zweiten Auflage tief enttäuscht bin. Es ist, als ob der Verfasser, seit Jahrzehnten von unserem Boden entfernt, auch den richtigen Blick für die neuere Geschichte des Herzogtums verloren hätte, als ob das weite Bild unserer bergbegrenzten Landschaft, in welcher die Geschichte spielt, die er geschrieben, seinem inneren Auge entschwunden wäre und als ob dafür alte individuelle Neigungen, durch die Entfernung verstärkt, ihm den Blick für die Treue der Geschichte getrübt hätten. — In der neuen Auflage sind einzelne sehr wertvolle Stellen ganz ausgelassen. Doch diesen Verlust könnte man gern verschmerzen, wenn die Geschichte der letzten Jahrzehnte, mit welcher das Werk bereichert worden, ein Wertäquivalent für den Ausfall wäre; dies ist jedoch nicht der Fall. Biermann teilt sein Buch in drei Abschnitte und behandelt in jedem nach der politischen die prägnantesten Erscheinungen der Kulturgeschichte und zwar in den beiden ersten Abschnitten

mit ausgezeichneter geschichtlicher Treue; nicht so im letzten. Hier begegnen wir einer historischen Unterlassungssünde von ganz bedeutender Tragweite für den Verfasser: sie wirft einen Schatten auf die Ehrlichkeit des Historikers. Es ist in diesem Teile des hervorstechendsten kulturhistorischen Ereignisses, welches im Lande Teschen jemals vorgefallen, einer kulturhistorischen That, welche unser Ländchen in wirtschaftlicher Beziehung wesentlich gefördert und sein Ansehen gehoben hat, mit keinem Worte gedacht. Die „Erste österreichisch-schlesische Gewerbe-, Industrie-, land- und forstwirtschaftliche Ausstellung in Teschen 1880", eine Ausstellung, welche einen Flächenraum von über drei Hektar einnahm, welche von höchsten Persönlichkeiten besucht war, eine Ausstellung, die — wie wenige — einen glänzenden moralischen und namhaften materiellen Erfolg hatte, eine Ausstellung, welche einen Strom von Menschen aus allen Teilen Oesterreich-Ungarns und des deutschen Reiches nach Teschen geführt, eine Ausstellnng, deren Nachwirkungen auf Schritt und Tritt, in Stadt und Land, für alle wahrnehmbar sind, welche einen Blick für die Arbeit des Gewerbes und der Landwirtschaft haben: diese Ausstellung ist für Biermann und seine Geschichte des Herzogtums Teschen — nicht gewesen! Diese Unterlassungssünde, welche um so auffallender ist, als dem Verfasser ein reiches und zuverlässiges Quellenmaterial leicht erreichbar war [1]), ist so unbegreiflich, daß andere in den Hintergrund treten müssen, welche sonst Anspruch auf Beachtung erheben konnten, wie z. B. die gänzliche Uebergehung der Säkularfeier des Friedens zu Teschen von 1779 [2]). Mögen diese Zeilen in Bälde einen neuen, unbefangeneren Geschichtsschreiber unseres Herzogtums wachrufen!

Teschen. Eduard August Schroeder.

* * *

E. Schmidt-Weißenfels, Geschichte des modernen Reichtums in biographischen und sachlichen Beispielen. Berlin 1893, Oswald Seehagen.

Zweierlei habe ich aus diesem Buche gelernt: eine neue Definition des Millionärs und eine Schreibart, die selbst in unserer Zeit ungewöhnlich schlecht erscheint.

Was mag sich der Verfasser gedacht haben, als er den Millionär definierte als „den höchsten Inbegriff privaten Reichtums, bei dem das Geld als ideale Quote des gesamten Gütervorrats gedacht ist"? Und worin mag der Grund liegen für den stellenweise abscheulichen Stil, der vielleicht modern sein soll, aber deshalb doch nicht weniger eine Vergewaltigung unserer Sprache be-

---

[1]) Offizielle Ausstellungszeitung der Ersten österr.-schlesischen Gewerbe-, Industrie-, land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung in Teschen 1880, Nr. 1—9. — General-Situationsplan derselben. — Katalog derselben.

[2]) Vgl. Radda, Der bayerische Erbfolgekrieg und der Friede zu Teschen (Teschen 1879), S. 50 ff.

deutet? Ob er so mit Arbeit überhäuft war, daß er keine Zeit fand, an seine Schreibweise die letzte Feile zu legen? Der Leser urteile selbst. Es heißt beispielsweise auf

Seite 160: „Doch hören die Versuche damit nicht auf, und durch ihre geschicktere Ausführung sind sie als erfolgreich anzusehen, daß der Handwerker sich damit in die Stellung des behaglichen Bourgeoistum versetzt."

Seite 307: „Weniger als die Auffassung, daß die Ehe eines Aristokraten mit einer reichen Bürgerstochter der Familienehre desselben Abbruch thue hielt eine solche noch gegen eine Verbindung mit einer Theaterheroine stand."

Seite 325: „Die Herzogin richtete wie testamentarisch zu behandeln einen an sich interessanten Brief an ihren Sohn."

Seite 367: „Wieviel, könnte man fragen, bewirkte da ein erschürftes Pfund Gold nicht berückende Aufforderung und rüstige Arbeit zur Erreichung von produktivem Reichtum in der Landwirtschaft und mit vielem Erfolge auf die Dauer oftmals, der hundert Pfund Goldes wert war?" —

Der Verfasser nennt seine Schrift Geschichte des modernen Reichtums in biographischen und sachlichen Beispielen. Das soll wohl besagen, daß er nicht den Anspruch erhebt, mit wissenschaftlichem Maßstab gemessen zu werden. Aber der Verzicht auf eine strengere Beurteilung hätte ihn doch der Mühe nicht entheben sollen, seine Beispiele und Citate aufmerksamer aneinander zu reihen. Wenn er z. B. auf Seite 203 sich einem Aufsatz der Revue des deux mondes anschließt, nach welchem auf dem Reichtum der Gegenwart keine jener politischen und sozialen Pflichten lasten, die auf den aristokratischen Reichtümern der Vergangenheit ruhten, so mußte ihn diese Erkenntnis von der in ihrer Allgemeinheit schiefen Behauptung auf Seite 75 abhalten: daß im feudalen Verhältnis des Grundherrn zu seinen Hörigen Ausgleichsleistungen des ersteren an seine Unterthänigen für seine rechtliche Ueberlegenheit an Macht und Genußmitteln unbekannt gewesen wären. —

Legt man an das Buch nur den belletristischen Maßstab und sieht von seiner Schreibweise ab, so ist es eine einfache Zusammenstellung biographischer und anderer Notizen, die sich vorwiegend „mit den Denkern, Bahnbrechern und schöpferischen Arbeitern auf technischem und industriellem Gebiete" befassen. Die populäre Skizzierung ihres Lebens und ihrer Thaten wird gewiß manchem willkommen sein. G. K. Anton.

* * *

Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Oesterreich-Ungarn. Entworfen von **M. Much.** Aquarelle von **L. H. Fischer** (1 Tafel). Mit erläuterndem Text (4 S.). Wien, Ed. Hölzel, 1894.

Die vorliegende instruktive Tafel ist im Auftrage des österreichischen Kultusministeriums von der k. k. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmale herausgegeben. Sie stellt die wichtigsten bisher auf österreichischem Boden gemachten Funde dar und will in der Absicht, die Sammlung aller noch der in Erde enthaltenen Altertümer zu fördern, die Kenntnis dieser Dinge nach Möglichkeit verbreiten. Der Text enthält auch die nötigsten Verhaltungsmaßregeln bei etwaigen Funden. Dies Bestreben verdient wärmste Unter-

stützung; namentlich ist die Anschaffung der Tafel Schulen, Gemeindeämtern u. s. w. dringend zu empfehlen.

Die Abbildungen selbst sind übrigens trefflich ausgeführt. Wir wünschen, daß ihre Verbreitung den österreichischen Sammlungen reiche neue Schätze zuführen möge und empfehlen, daß auch die reichsdeutschen Verwaltungen, wie es Württemberg übrigens schon mit Erfolg gethan hat, in ähnlicher Weise vorgehen mögen. Georg Steinhausen.

* * *

F. C. Huber, Die geschichtliche Entwickelung des modernen Verkehrs. Tübingen, H. Laupp, 1893 (VIII, 232 S.).

Ich bedauere, dieses Buch, das sich mit einem gewiß dankbaren und interessanten Stoff beschäftigt, trotz vieler schätzenswerter Einzelausführungen nicht als eine wesentliche Bereicherung der verkehrsgeschichtlichen Litteratur ansehen zu können, wenn es auch eben wegen jener Spezialforschungen Beachtung verdient. Der Verfasser ist außerordentlich selbstgefällig und scheint zu glauben, sein Buch werde von grundlegender Bedeutung sein, ganz neue Gesichtspunkte aufstellen und eine wirklich kritische Behandlung einleiten. Da überschätzt der Verfasser seine Leistung doch sehr und unterschätzt andererseits die frühere Litteratur vielfach.

Uebrigens täuscht der Titel über den Inhalt des Buches, wenigstens denjenigen, der eine Geschichte des gesamten neueren Verkehrslebens erwartet. Es handelt sich im wesentlichen nur um eine kritisch-historische Beleuchtung der Entstehung und Entwickelung der Post. Der Verfasser drückt das Ziel seiner Aufgabe so aus, „nach Maßgabe der Gesamt-Entwickelung die Wechselbeziehung von Technik und Organisation in das richtige Verhältnis zu setzen, aus dem Werden und aus den Bedingungen des Entstehens das Gewordene und die Wurzeln seines Bestandes offen zu legen, neue Gesichtspunkte aufzustellen und zu weiteren Spezialforschungen die Anregung zu geben".

Sehr sympathisch ist mir zunächst sein Grundgedanke, daß er nämlich den inneren Zusammenhang betont, in welchem der Verkehr und seine Entwickelung mit der gesamten Kulturentwickelung, ihren Interessen und Bedürfnissen steht. Er will den wirtschaftlichen Zusammenhang insbesondere (auch der politisch- und geistesgeschichtliche ist übrigens von Wert) für die Entstehungsgeschichte der Post betonen — aber ist das neu? Für mich wenigstens, wie für jeden historisch tiefer fühlenden, nicht. Das Geschrei, das Huber, um diesen Gesichtspunkt ins rechte Licht zu stellen, auf S. 15 ff. macht, ist unerträglich.

Freilich, wenn er, um unklare Ansichten über die Post zu veranschaulichen, es für seiner würdig hält, sich mit einem Aufsatz der Würzburger „Gemeinnützigen Wochenschrift" und mit anderen dilettantischen Produkten reinsten Wassers abzugeben, dann muß er sich sehr groß vorkommen.

So sehr ich es begrüße, daß die einzelnen Stadien der Entwickelung der Posteinrichtungen hier einmal auf ihre wirtschaftsgeschichtlichen Gründe und Voraussetzungen hin geprüft werden, und so eine organische Entwickelung aufgezeigt wird, so kann ich andererseits doch nicht zugeben, daß dieser Zusammenhang bisher völlig verkannt sei. In meiner „Geschichte des deutschen Briefes" z. B. — H. citiert sie nicht; daß er sie gekannt hat, scheint mir doch

nach mehreren Stellen, insbesondere nach der wörtlichen Uebereinstimmung auf S. 12, Anm. 1, wahrscheinlich — habe ich, obgleich ich hier die postalische Entwickelung nur ganz anhangsweise behandle, stets das Hand in Handgehen der Entwickelung des Briefverkehrs selbst und seiner Bedürfnisse mit der der Verkehrseinrichtungen betont (z. B. I, S. 34, 39, 132f. II, 160), und insofern ich die politischen, gesellschaftlichen und geistigen Strömungen, die den Briefverkehr beeinflussen, eingehend schildere, auch die Entwickelung der Beförderungseinrichtungen mit der allgemeinen Kulturentwickelung in engen Zusammenhang gebracht. Hätte ich eine Geschichte des Verkehrs schreiben wollen, so wäre es mir undenkbar gewesen, nicht auch die gesamte wirtschaftliche Entwickelung mit der der Verkehrseinrichtungen zusammenzubringen. —

Aber Huber ist von der „Neuheit" seiner Gesichtspunkte so überzeugt, daß er wahrscheinlich alles früher geschriebene nach Belieben ignorieren zu können glaubt. So schreibt er S. 53: „Aber noch während der Kreuzzüge begann auch der Handel die Anfänge eines Botendienstes einzurichten. Es ist dies eine naturgemäße Entwickelung, welche fast von allen Schriftstellern nicht fest genug im Auge behalten wird." Daß gerade die Ausdehnung des Handels eine Anbahnung besserer Verkehrseinrichtungen direkt zur Folge hatte, habe ich überall in der besseren einschlägigen Litteratur — Huber zieht sich auch schnell auf die französischen Schriftsteller zurück — genügend betont gefunden.

Huber glaubt eben eine große Entdeckung gemacht zu haben, während er nur etwas selbstverständliches — für Historiker wenigstens selbstverständliches — durch einige verdienstliche Beleuchtungen und Ausführungen näher dargelegt hat. So hat denn auch seine fortwährende Polemik gegen die Behauptung der „Erfindung" der Post fast etwas erheiterndes. Uebrigens operiert er mit dem Begriff „Post" höchst willkürlich und verletzt durch seine Definition das historische Gefühl: jeder Begriff hat seine Wandlungen. Doch davon abgesehen, hat irgend ein ernst zu nehmender Gelehrter behauptet, daß eine Organisation der Verkehrseinrichtungen, die wir mit Huber erst als „Post" bezeichnen können, „über Nacht erfunden" (S. 65) sei? Wird nicht jeder Vernünftige zugeben, daß eine solche Organisation erst allmählich aus dem Verkehrsbedürfnis entstehen konnte? Aber selbst wenn wir, was ich gern thue, zugeben, daß solche Einrichtungen nur durch bestimmte Vorbedingungen ins Leben gerufen werden können, daß die handelnden Personen unter dem Zwang der Verhältnisse und Einflüsse stehen, so kann man doch nicht die Personen überhaupt eliminieren wollen. Es bleibt auch so genug übrig für die Verdienste einzelner. Das scheint aber H. nicht zugeben zu wollen. Namentlich ist H. von einem fast auffälligen Bestreben, das ich mir nur aus theoretischer Befangenheit erklären kann, geleitet, die Taxis, insbesondere Franz von Taxis, in ihren Verdiensten herabzusetzen. Warum soll an ihren Verdiensten nicht Kritik geübt werden? Das ist das gute Recht jedes Historikers! Ich habe eben auch ausgesprochen, daß mir das Bestreben, nicht alles den Personen, sondern das meiste der Entwickelung der Verhältnisse zuzuschreiben, sympathisch ist. Aber ist Bismarck z. B. darum ohne jedes Verdienst um die Begründung des deutschen Reiches? So scheint mir diese Polemik eines ungerechten Zuges nicht zu entbehren. Denselben Zug verrät

übrigens folgender Satz: „Auch für diesen Nachruhm (nämlich der Taxis) giebt es ein Pendant aus neuester Zeit, nämlich derjenige, in welchem der moderne Nachfolger der Taxis als der Begründer der Reichspost steht?"

Für die Auffassung Hubers von den Taxisschen Verdiensten verweise ich übrigens auf die scharfe Kritik, die ein Kenner dieser Dinge, Rübsam, im Historischen Jahrbuch neuerdings über das Hubersche Buch geschrieben hat.

Im einzelnen ist das Buch durchaus nicht fehlerfrei, ganz abgesehen von vielen stilistischen Mängeln (sehr schön sind z. B. S. 21 die „deutsch-ordenschen Woyken"), Druckfehlern u. s. w. Es ist ferner nicht durchgearbeitet, die sehr reichlichen Anlagen sind Schnitzel und Späne, die in die eigentliche Darstellung hätten verarbeitet werden müssen. Unglaublich ist oft die konstruierende Willkür, die die Geschichte zwingen will.

Trotzdem sind dem Buch manche Vorzüge nachzurühmen; manch neues Material und manche Anregung wird zu verwerten sein. Möge aber das große Werk, das der Verfasser plant, und von dem das vorliegende Buch einen Teil bildet, die Ansprüche der Historiker doch mehr befriedigen!

Georg Steinhausen.

* * *

Joh. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 7. und 8. Band. Ergänzt und herausgegeben von **Ludwig Pastor.** 1.—12. Aufl. A. u. d. T. Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. 3. und 4. Buch. Freiburg i. B. 1893. 1894 (XLVII, 660 S. und LV, 719 S.).

Meinen Standpunkt dem Janssenschen Werk gegenüber habe ich genugsam in dieser Zeitschrift bei der Besprechung des 6. Bandes dargelegt. Ich will nicht über der Tendenz, die das Werk durchzieht, das unzweifelhaft vorhandene Gute, das ich namentlich in der Heranziehung eines allerdings vielfach in anderem Sinne zu verwertenden, reichen kulturgeschichtlichen Materials erblicke, vernachlässigen. Und ich kann andererseits, so sehr ich Werke mit ausgesprochener protestantischer Tendenz hochschätze, nicht ihrem Gegenstück, Werken mit ausgesprochener katholischer Tendenz jedes Recht auf Existenz absprechen. Die geschichtliche Wahrheit wird durch die gerechte Prüfung des von jener Seite vorgebrachten Materials, das doch nicht ohne weiteres zu verwerfen ist, nur gewinnen können.

Weiter giebt es aber doch Partieen des Werkes, in dem die Tendenz des Werkes überhaupt zurücktreten oder ganz verschwinden muß, und zu diesen Partieen gehört gerade ein erheblicher Teil der vorliegenden beiden Bände. Es sind vielfach diejenigen Abschnitte, die von dem Bearbeiter der Bände, Pastor, herrühren, z. B. Naturwissenschaften, Heilkunde u. s. f.; andere rühren noch von Janssen her, so Fürsten- und Hofleben, das Leben der Bürger und Bauern. Aber auch abgesehen von solchen Abschnitten, die die Tendenz des Werkes, den Protestantismus als das Grundübel schlechthin darzustellen, überhaupt nicht zulassen, wird jeder Kulturhistoriker in dem Werk viel Neues und Lehrreiches finden. Die Ansicht Janssens, „möglichst viel beglaubigtes

Thatsächliche nach allen Richtungen hin sammeln zu sollen, dem Leser es überlassend, daraus Schlußfolgerungen zu ziehen und Betrachtungen daran zu knüpfen", erleichtert diese Nutzbarkeit sehr. Freilich ist mit dieser Vorlegung des Materials, zumal es doch kein ganz vollständiges sein kann, die „objektive Wahrheit", die Janssen als sein Ziel hinstellt, noch keineswegs gegeben. Erst der von jeder Tendenz freie Historiker wird der objektive Darsteller dieser Epoche sein; Janssen ist es nicht.

Die mehr oder weniger trockene Mitteilung eines großen, höchst fleißig zusammengebrachten Materials hat aber auch ihre großen Schattenseiten. Sie verhindert eine wirkliche Geschichtsdarstellung sowohl nach der Seite des Künstlerischen wie nach der des Wissenschaftlichen hin. In letzterer Beziehung meine ich das Herausarbeiten des Typischen, des eigentlich Wesentlichen, das uns die Entwickelung erst eigentlich verstehen lehrt. Ich bezweifle sehr, daß Janssen die Fähigkeiten zu einem wirklich großen Geschichtsschreiber besaß. In diesem Fall wollte er aber überdieß nicht ein solcher sein, sondern der fleißige Sammler, der sein Material übersichtlich ausbreitet. Uns ist das, wie gesagt, für die Nutzbarkeit des Werkes willkommen.

Daß die Fortsetzung des Werkes nach Janssens Tode überhaupt ermöglicht wurde, können wir also nach allem Gesagten nur billigen. Der Bearbeiter und Ergänzer, Professor Pastor, ist bestrebt, diese Fortsetzung durchaus im Geiste Janssens zu halten. Doch habe ich das Empfinden, als ob die konfessionelle Tendenz weniger grell durchklingt.

P. hat nach Möglichkeit die neueste Litteratur heranzuziehen gesucht, wenn ihm auch manches in dieser Beziehung noch entgangen zu sein scheint. Aufgefallen sind mir eine ganze Reihe eigentümlicher Versehen in den Litteraturangaben. Bei der Besprechung des 6. Bandes hatte ich darauf aufmerksam gemacht, daß das Werk des Johann Olorinus nicht Ethnographia, sondern Ethographia betitelt sei. In dem Quellen- und Inhaltsverzeichnis zum 8. Bande ist das jetzt richtig gestellt, im Text kehrt aber Ethnographie wiederholt wieder, z. B. S. 421 f. Der Reisebericht auf S. 7 des 8. Bandes stammt nicht von Samuel Kircher, sondern von S. Kiechel. Oefter nimmt Pastor die von der Präposition von abhängige Form des Autornamens für den Namen selbst, z. B. Band VIII, S. 9, Quaden von Kinkelbach (statt Quade), S. 25 der Rat Georg Lauterbecken (statt Lauterbeck) u. a.

Es liegt im übrigen nicht in meiner Absicht, hier Ausstellungen im Einzelnen zu geben. Ich will nur noch einiges über den Inhalt der vorliegenden Bände bemerken. Ein großer Teil des 7. Bandes schildert zunächst die Zustände der Schulen und Universitäten. Hier ist gegenüber dem „großartigen Aufschwung des Schulwesens in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts" „die Verwirrung und der Verfall seit der Verbreitung der neuen Lehre" doch ganz ungebührlich betont. Gerade hier konnte bei aller Würdigung der Erscheinungen des Verfalls ein von konfessionellen Rücksichten freier Historiker das Bild doch wesentlich anders gestalten. Die zweite Hälfte des Bandes: „Bildung und Wissenschaft, Bücherzensur und Buchhandel" bietet in ihrer Darstellung der humanistischen Studien, der philologischen Gelehrsamkeit und der lateinischen Dichtung, des Rechtsstudiums und der Rechtswissenschaft, der Geschichtsschreibung, der Mathematik und Astronomie, der Naturwissenschaften, insbesondere auch des für den Kulturgrad so überaus bezeichnenden Zustandes

der Heilkunde — die kulturhistorische Wichtigkeit der Geschichte der Volkskrankheiten tritt gut hervor — sehr viel lehrreiche Einzelheiten. Philosophie und Theologie werden getrennt nach Protestanten und Katholiken behandelt, liebevoll und ausführlich nur die der Katholiken. In dem Abschnitt über die Bibelübersetzungen wird mit Eifer alles zusammengetragen, das irgendwie geeignet ist, Luthers Verdienst herabzusetzen. Namentlich werden die an sich völlig richtigen einschränkenden Urteile protestantischer Forscher ausgiebig mitgeteilt. Der Abschnitt über die Predigt sucht auch den protestantischen Predigern gerecht zu werden. Der letzte Abschnitt behandelt die Bücherzensur, zu kurz Buchdruckerei und Buchhandel und erst recht zu kurz das Zeitungswesen, meist nach Opels Buch. — Der 8. Band behandelt die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiös sittlichen Zustände. Bei dem wirtschaftsgeschichtlichen Teil (der Handel und die Kapitalwirtschaft, Christen- und Judenwucher; Münzwesen und Bergwerke; Gewerbswesen; Bauernwesen, wirtschaftliche Einwirkung des unbeschränkten Jagdwesens; Verkümmerung der Landwirtschaft) vermisse ich sehr die eingehende Darlegung der eigentlich bewegenden Strömungen, die das gesamte Wirtschaftsleben damals beeinflussen und wandeln. Wir werden diese Darlegung, wie ich meine, von dem nächsten Bande der Lamprechtschen Geschichte zu erwarten haben. Ein empfindlicher Mangel liegt ferner in dem Fehlen eines Abschnittes über das Verkehrswesen im weitesten Sinne. Ganz außerordentlich tritt auch die Schilderung des gesellschaftlichen Verkehrs, der gesellschaftlichen Sitten in dem Teil über die gesellschaftlichen Zustände zurück. Ueber das so interessante innere Leben der Familie und der Gesellschaft, über die Interessen und Anschauungen der Masse erfahren wir auch bei weitem nicht alles, was von Wichtigkeit wäre. Ausführlich und außerordentlich eingehend dagegen ist vor allem die damalige Trunksucht und der zunehmende Aufwand bei Fürsten, Adel, Bürgern und Bauern behandelt. In diesem Abschnitt über das gesellschaftliche Leben hätte aber auch der beginnende Einfluß der Spanier, Italiener und insbesondere der Franzosen ausgiebig behandelt werden sollen (vgl. meinen Aufsatz in der „Zeitschr. f. vergl. Litteraturgeschichte" VII, 5/6). Und ebenso fehlt das Aufzeigen der beginnenden gesellschaftlichen Herrschaft des Hofes. Die Bemerkung auf S. 218 genügt bei weitem nicht. Der letzte Abschnitt dieses Teiles behandelt das Bettler- und Vagabundenwesen. Grau in Grau erscheinen dann im dritten Teil die sittlichen Zustände unseres Volkes. Ich bestreite die Richtigkeit der Einzelheiten nicht durchaus, aber es sind die notwendigen Gegenstücke, die doch auch existieren und die uns ein „objektives" Geschichtswerk eben bieten muß, völlig in den Hintergrund gedrängt. In der Familie, bei den Frauen vor allem, ist doch ein tüchtiges Stück guter Art bewahrt und auch durch die schlimmsten Zeiten des 17. Jahrhunderts gerettet (vgl. meine Kulturstudien und Gesch. d. d. Briefes II). Janssen selbst spricht (S. 361) von dem unzweifelhaft noch vorhandenen Guten und bemerkt sehr richtig, daß in der Geschichte vorwiegend das Böse aufgezeichnet sei. Diese Erkenntnis tritt aber in seiner Darstellung kaum hervor. Man darf auch nicht vergessen, daß die damaligen Sittenprediger nach Art der Zeit den Mund sehr voll nehmen, und der überschwengliche Ausdruck nie der Wahrheit entspricht. Ueberdies sehen sie immer durch die kirchliche Brille, Protestanten wie Katholiken. Beweisender ist das von Pastor verfaßte Kapitel über die Zunahme der Verbrechen. Im allgemeinen teile ich die Ansicht von

dem sittlichen Verfall durchaus; ich hätte sogar gewünscht, daß die zunehmende Verschlechterung des Volkscharakters, z. B. die Servilität und äußerliche Lebensauffassung, deren Blüte dann im 17. Jahrhundert hervortritt, stärker hervorgehoben wäre. Den Schluß des Bandes bildet eine ausführliche Darstellung des Hexenwesens, die zwar den katholischen Schriftsteller aufs schärfste hervortreten läßt, aber doch nicht ohne Vorzüge ist.

Georg Steinhausen.

* * *

E. Herrenschneider, Römercastell und Grafenschloß Horburg mit Streiflichtern auf die römische und elsässische Geschichte. Mit Plänen und Zeichnungen von Baurat Winkler. Colmar 1894, Barth. (239 S.)

H. Gebhardt, Aus der Geschichte des Dorfes Molschleben. Gotha 1894, Schlößmann. (106 S.)

Kein Zweig der allgemeinen Geschichte ist so auf die vielverzweigte Lokalforschung angewiesen wie die Kulturgeschichte, für die zahlreiche Quellen nur durch die Thätigkeit jener erschlossen werden können. Aber wie erschwert wird ihr die Aufgabe durch die übliche Art lokalgeschichtlicher Darstellung, die gewöhnlich an dem Ehrgeiz leidet, statt bestimmt formulierter Einzelfragen einen möglichst weit gespannten Zeitraum zu behandeln, über die Geschichte der engsten Heimat nicht ein Buch, sondern das Buch zu schreiben, das nach guter mittelalterlicher Sitte zur Ablagerung alles möglichen Wissenswerten benutzt wird. Eine solche Danaidenarbeit liefert das erstgenannte Werk. 76 Seiten lang müssen wir die römische Geschichte durchwandern — blos weil in Horburg die Mauern eines römischen Kastells aufgedeckt worden sind! Und weil auf ihnen ein Schloß der Mömpelgarder Nebenlinie errichtet wurde, so bleibt uns ausführliche Belehrung über die ältere württembergische Geschichte nicht erspart. Hoffen wir, daß das Buch den Einwohnern von Horburg, deren viele ihre Namen mit Befriedigung lesen werden, zur Belehrung über die verschiedensten Geschichtsperioden dienen wird — von anderen ist dies nicht zu erwarten.

Das zweite Werk, ebenfalls von dem Ortsgeistlichen verfaßt, ist bei verständigem Verzicht auf zusammenhängende Darstellung und Beschränkung auf das Zuständliche eine durchaus erfreuliche Leistung. Hauptsächlich auf Kirchenbüchern beruhend, bietet sie, was man von der Geschichte eines bedeutungslosen Dorfes erwarten kann: eine Anzahl von Mitteilungen wirtschafts- und sittengeschichtlichen Inhalts, deren Wert eben in ihrem typischen Charakter liegt. Hervorzuheben sind in dieser Hinsicht die Folgen des dreißigjährigen Krieges und ihre Beseitigung durch die Bemühungen des Herzogs Ernst.

G. Liebe.

* * *

Henri Tollin, Geschichte der französischen Colonie von Magdeburg. Bd. III, Abteilung 1 B. Magdeburg, Faber, 1893. (896 S.)

Dem Verfasser des vorliegenden Werkes ist von Seite der Kritik gelegentlich der Besprechungen bereits früher erschienener Bände der Vorwurf gemacht worden, daß er in seiner Arbeit zu hoch und zu weit gegriffen und sich bei dem Kleinen und Einzelnen oft zu lange aufgehalten habe. Wir glauben nicht, daß dieser Vorwurf von Rezensenten des vorliegenden Bandes zurückgenommen werden wird. Denn, wenn man auch zugeben darf, daß ein tieferes Eingehen in die Details wohl angebracht scheint in einem Buche, welches von vornherein zu einem Familienbuche bestimmt wurde, wenn man auch zugeben darf, daß die Geschichte der Magdeburger Kolonie, ausführlich behandelt, ein Spiegelbild des ganzen Refüge abgeben kann: es ist doch der Umfang, zu welchem das Werk Tollins anschwillt, nachgerade über das Maß hinausgewachsen, welches ein Familienbuch beanspruchen darf. Dennoch wird niemand ernstlich daran denken, der Arbeit Henri Tollins ihren Wert absprechen zu wollen. Im Gegenteil, viele werden die mühsam und fleißig zusammengetragenen Aufzeichnungen des Verfassers dankbar willkommen heißen, und die Biographen insbesondere werden ihre Freude haben an der reichen Fundgrube, die ihnen Tollin erschließt.

Die Abteilung 1 B des dritten Bandes handelt eingehend von dem Nutzen, welchen die hugenottische Kolonie in Magdeburg für die Hohenzollern und deren Land im Gefolge gehabt hat. Er wird gewiß nicht unterschätzt werden dürfen. Insbesondere ist die Zahl tüchtiger Kräfte nicht gering, welche aus den Militärs und dem Adel der französischen Kolonie Magdeburgs in die preußische Armee gelangten. Man braucht nur an einige klangvolle Namen zu erinnern, wie den eines Chasot, der Friedrich dem Großen bei Mollwitz das Leben rettete, eines Courbière, der Graudenz hielt, eines François, der bei Leipzig durch Tapferkeit glänzte. Freilich ist auch manches Element zweifelhafter Art der Magdeburger Kolonie entsprungen, wie jener berüchtigte Abenteurer de Langalerie (über dessen bisher vielfach dunkel gebliebene Lebensschicksale Tollin ganz schätzenswerte Mitteilungen liefert), wie ferner jener Carl Détroit, der in türkische Dienste trat, seinen Glauben abschwor, unter dem Namen Mehemed Ali Pascha als Feldherr bekannt wurde und in den Straßen von Diawara (1878) ein klägliches Ende fand.

Die hugenottischen Offiziere und Adligen kamen als Flehende nach Brandenburg und fanden namentlich in dem großen Kurfürsten einen wahrhaft edlen und fürsorglichen Gönner. Wie arm sie auch in die neue Heimat einzogen, ihr adliges Sonderbewußtsein gaben sie nicht auf, und es ist interessant, was Tollin in dieser Hinsicht über das Verhalten der adligen Réfugiés zu ihren bürgerlichen Glaubens- und Stammesgenossen mitteilt. „Dieselbe breite Kluft zwischen dem Edelmann und dem Spießbürger, die in Frankreich zum persönlichen Wohlbehagen und zur Sicherheit des Adels nötig schien, gähnte überall in Deutschland wieder.“ Einen schlagenden Beleg dafür bietet der von Tollin ausführlich dargestellte Monstre-Prozeß Dollé-Vallentin, der durch Jahre die französische Kolonie Magdeburgs an den Rand des Verderbens brachte, ein Prozeß, der auch die Justiz der vergangenen Zeit trefflich kennzeichnet.

Vielleicht der anziehendste und wichtigste Teil des vorliegenden Bandes ist derjenige, in welchem Tollin das Fabrikwesen, den Handel und das Handwerk der Franzosenkolonie schildert. Es ist bekannt, daß die Hugenotten durch ihre Betriebsamkeit Industrie und Gewerbe in Deutschland förderten — führten sie doch in der Mark Brandenburg allein 65 neue Gewerbe ein —, daß sie die Ausfuhrartikel mehrten, daß sie zur Anknüpfung neuer Handelsverbindungen verhalfen. Allein materiell vorwärts kamen die hugenottischen Fabrikanten, Kaufleute und Handwerker der Kolonie Magdeburg nicht, wie Tollin durch zahlreiche Belege beweist. Der Mangel an Betriebskapital, an Absatz für ihre Waren, an genügender staatlicher Unterstützung, an ehrlichem Rechtsschutz &c. sind nach des Verfassers Ausführungen die wichtigsten Gründe der vielen und schweren Krisen gewesen, welche über die Réfugiés hereinbrachen, so daß in der Gesamtheit der Magdeburger Industrie schon hundert Jahre nach der Einwanderung die hugenottische Industrie keine hervorragende Rolle mehr spielte. Mag es auch ein wenig zu viel behauptet sein, wenn Tollin sagt, „die Hugenotten schienen nur dazu da zu sein, sich im Dienste anderer zu verzehren", jedenfalls war die Geschichte der bürgerlichen Réfugiés in Magdeburg eine Leidensgeschichte, an welcher selbst das französisch-reformierte Presbyterium nur wenig zu ändern vermochte trotz seiner Fürsorge, die Kolonie über Wasser zu halten. Auch die Ackerbauer unter den Réfugiés in Magdeburg hatten dasselbe Schicksal wie ihre gewerbetreibenden Landsleute; die meisten wanderten wieder aus, „weil ihnen die deutschen Behörden fortwährend ihr Wort brechen, die den Réfugiés so feierlich und wiederholt durch die Hohenzollern gegebenen Privilegien mit Füßen treten, die Pächte in die Höhe schrauben, ihnen unter allerlei Vorwänden den Acker nehmen, die armen Exulanten mit Frohnden belasten; insbesondere aber weil die Domänenkammern sie barsch zurückstoßen und mißhandeln". Es ist gewiß eine bemerkenswerte Thatsache — und Tollin weist in scharfer Weise immer wieder darauf hin —, daß die edle und aufrichtig gemeinte Fürsorge, welche die hohenzollerschen Fürsten den Réfugiés zudachten, nur allzu regelmäßig durch das Verhalten und die Willkür unfreundlicher Behörden vereitelt wurde, eine Thatsache, die dem vielgerühmten preußischen Beamtenstand früherer Jahrhunderte nicht gerade zu Gunsten spricht.

Der dritte Teil des Tollinschen Buches handelt von dem französischen Kolonie-Gericht Magdeburgs, insbesondere von der Gerichtspraxis, den Richtern, Assessoren, Notaren, Gerichtsschreibern der Kolonie, von ihrem Gerichtshaus &c. Auch darauf näher einzugehen, verbietet sich hier. Wir müssen auf Tollins Werk selbst verweisen und wollen zum Schluß nur nochmals unsere Anerkennung aussprechen über eine Arbeit, die dem Forschergeiste und dem Forscherfleiße ihres Verfassers alle Ehre macht. E. Döhler.



